



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

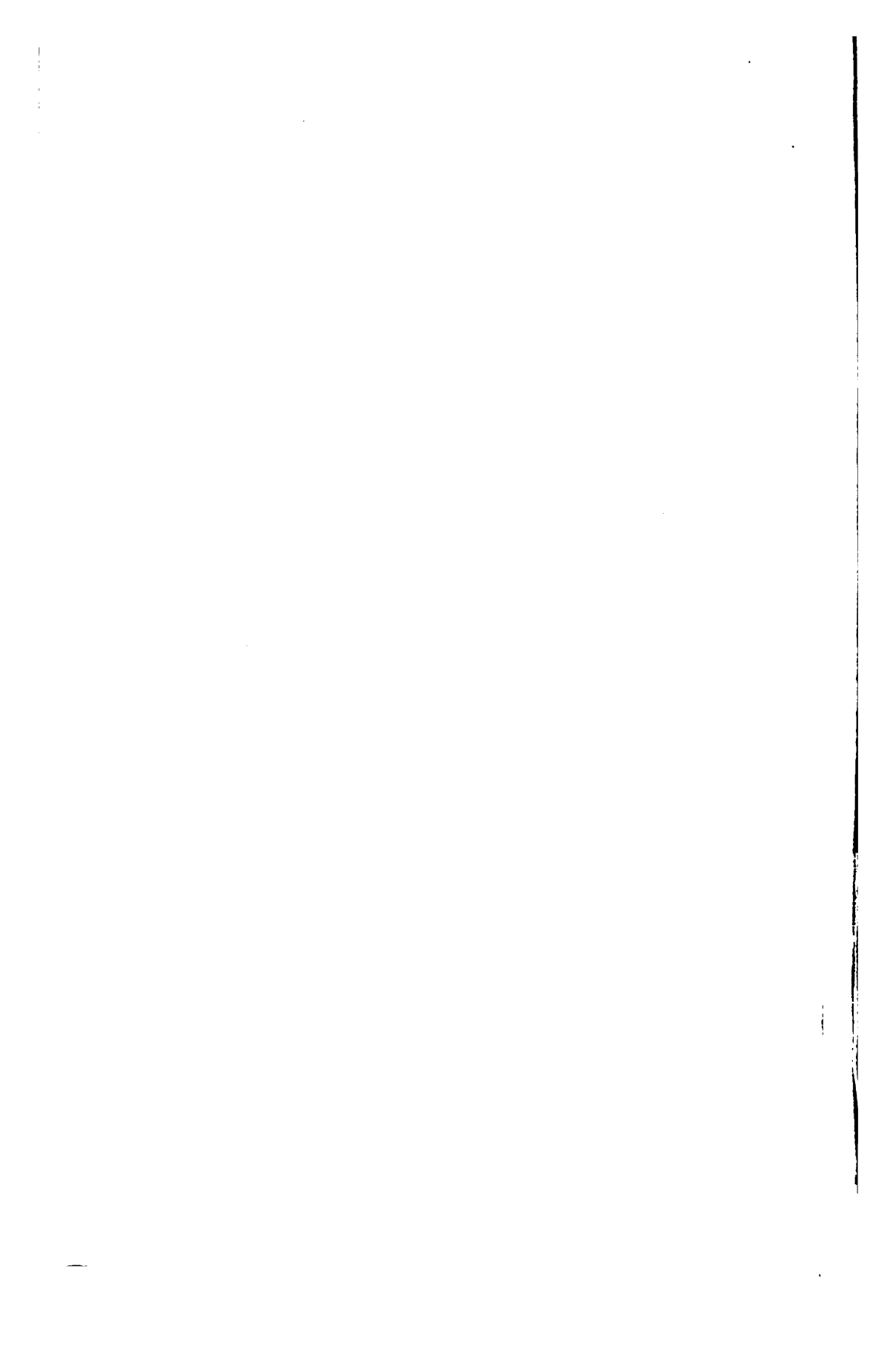
Über Google Buchsuche

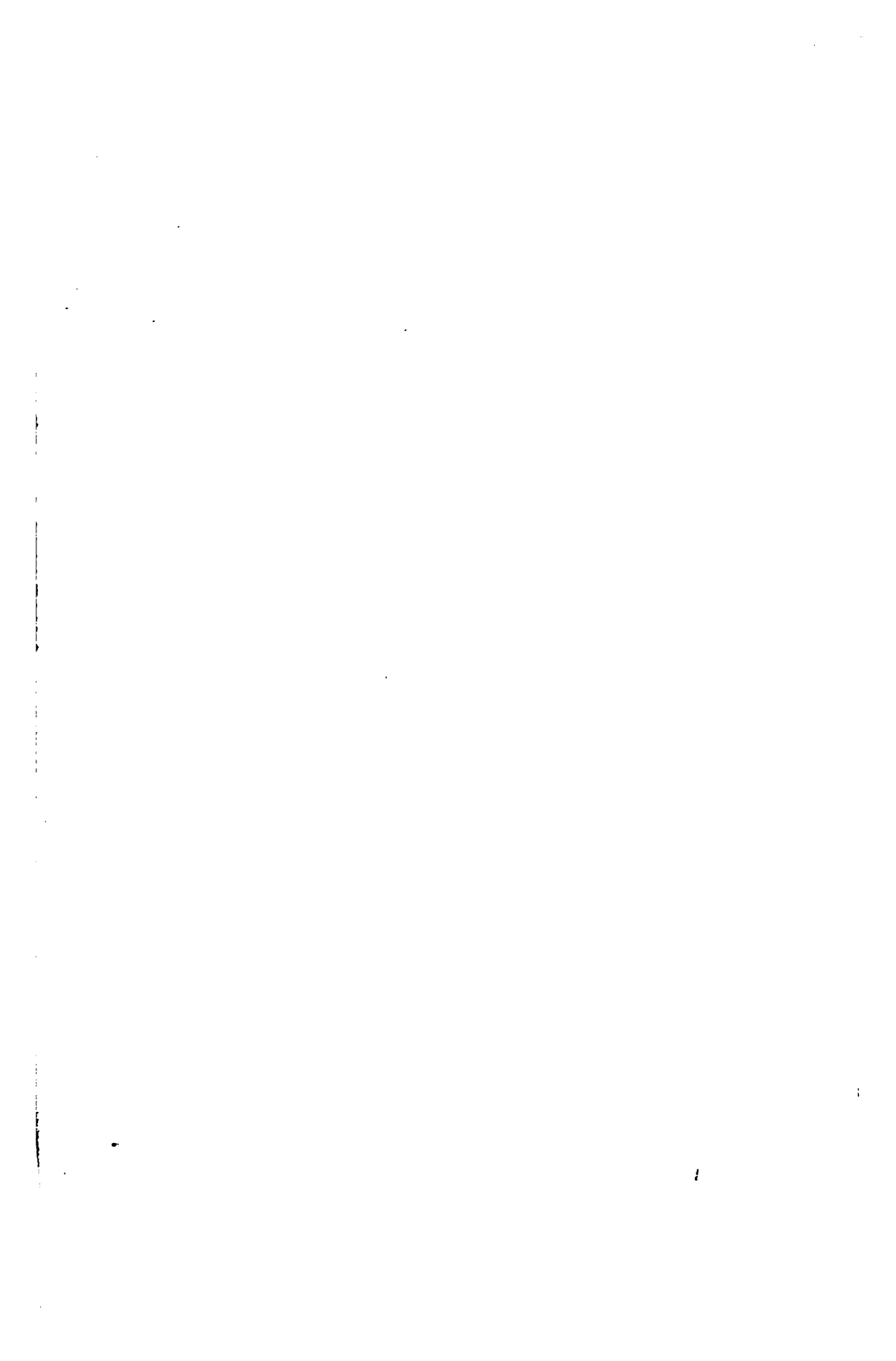
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

1



EAA
Neue





**NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER**

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

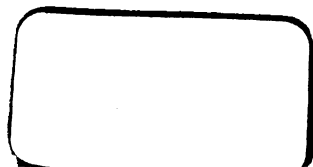
HEIDELBERG

JAHRGANG XI



HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1902

1147

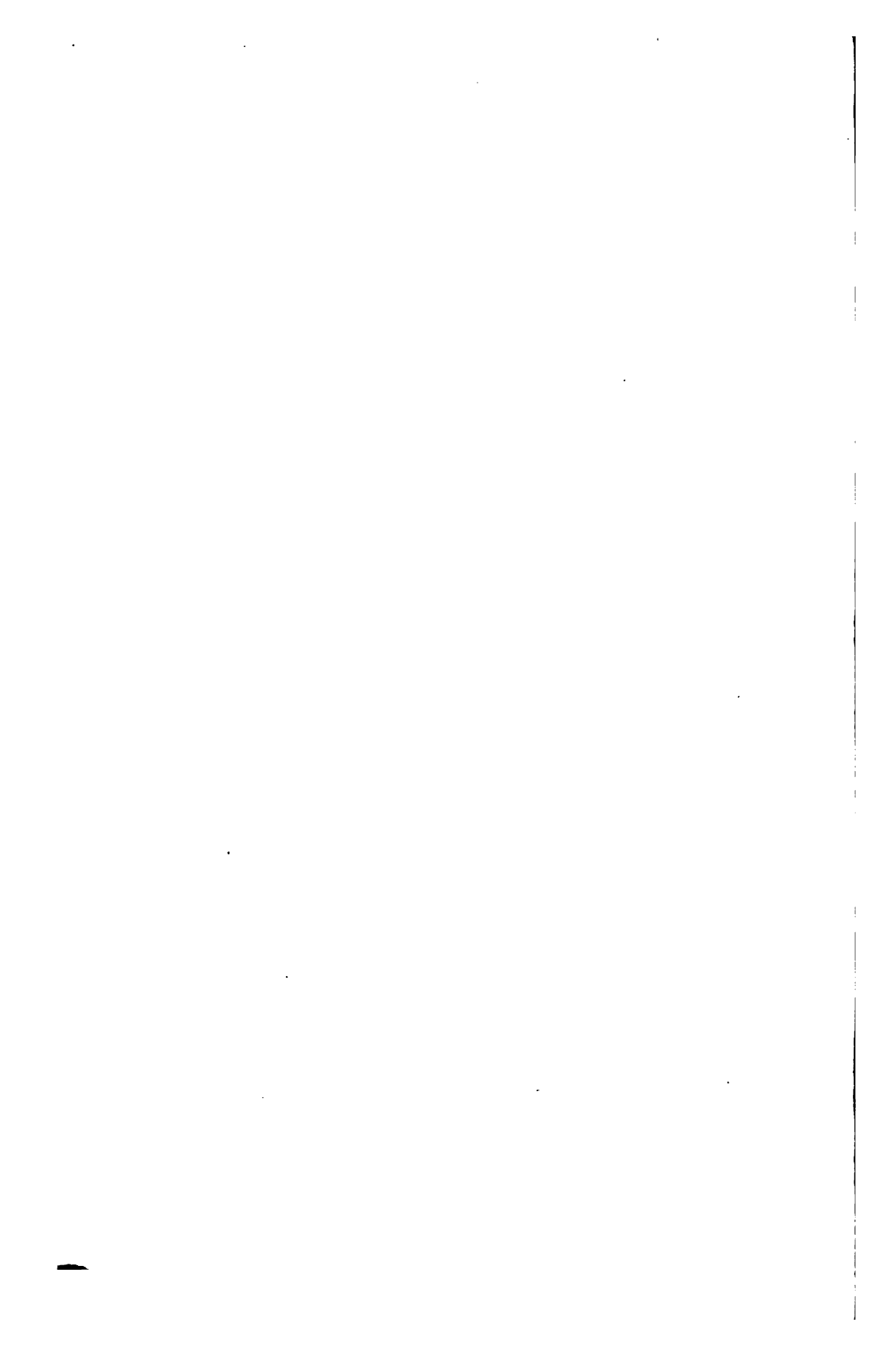


EAR
Neue

Vertical line on the left side of the page.

Vertical line on the right side of the page.





**NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER**

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG XI

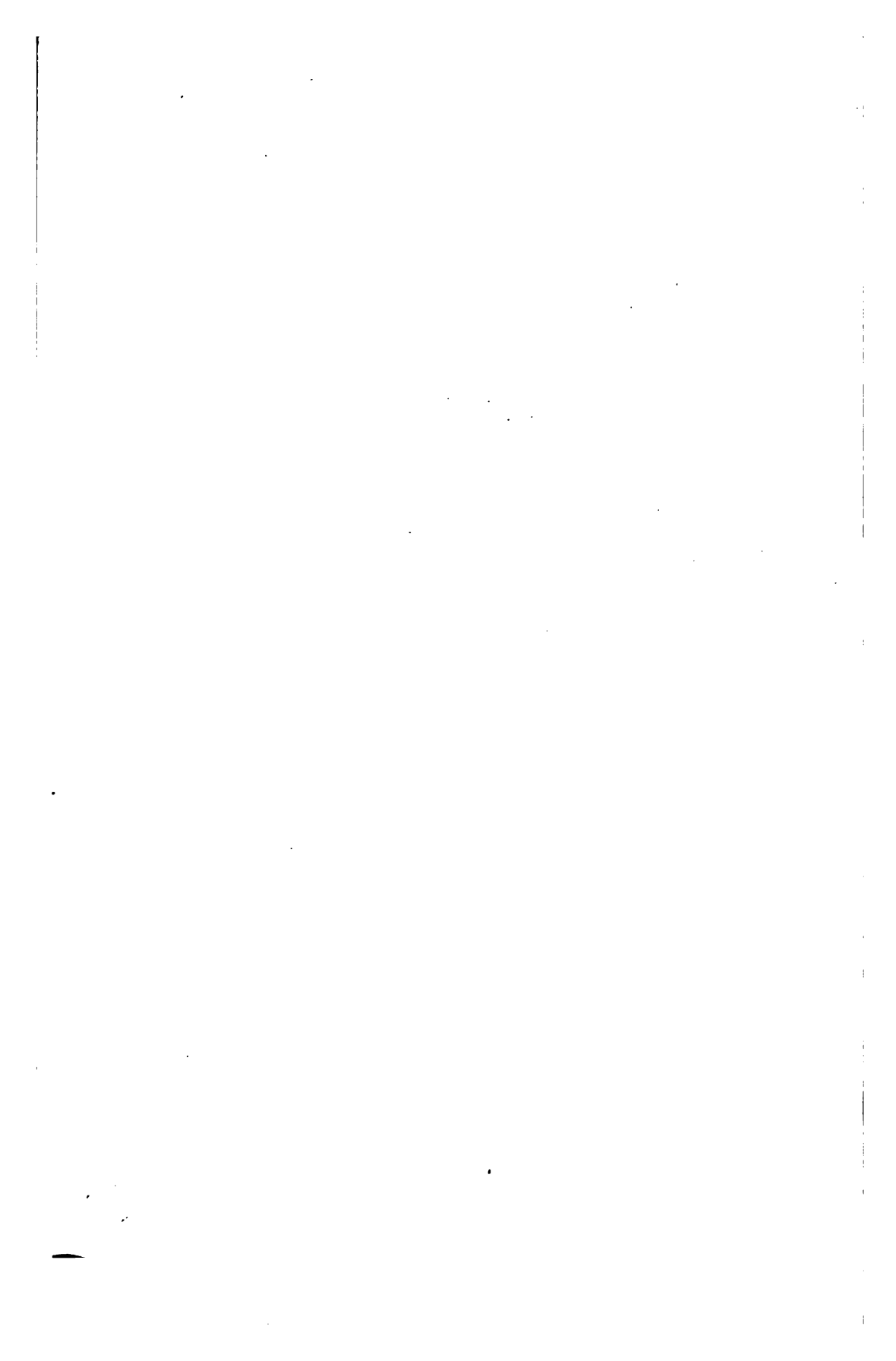


HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1902

THE UNIVERSITY OF
PUBLICATIONS
317731
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

INHALT.

	Seite
Richard Graf Du Moulin Eckart, Zum Gedächtnis Bernhard Erdmannsdörffers	1
Alfred Bassermann, Veltro, Gross-Chan und Kaisersage	28
Th. Leber, Willy Kühne	76
Karl Vossler, Dante und die Renaissance	85
J. Wille, Pfalzgräfin Elisabeth, Äbtissin von Herford	108
J. Wille, Karl Zangemeister (geb. 28. November 1837, gest. 8. Juni 1902)	143
F. Ed. Schneegans, Maistre François Villon	153
Alexander Cartellieri, Beiträge zur Geschichte Albrechts von Hohenberg aus dem Vatikanischen Archiv	173
Alexander Cartellieri, Reiseeindrücke vom Grossen St. Bernhard aus dem Jahre 1188	177
Reinhold Stelg, Zeugnisse zur Pflege der deutschen Litteratur in den Heidelberger Jahrbüchern	180



Zum Gedächtnis Bernhard Erdmannsdörffers.

Von

Richard Graf Du Moulin Eckart.

Die schönste Stätte, die man im deutschen Lande den Toten geweiht, ist der Heidelberger Friedhof. Sonnig und ernst, mild und erhebend sind die Abhänge des friedvollen Hügels, von dessen Höhe das Auge hinausschweift in das duftumwobene weite Thal des Rheines, dessen silbernes Band sich in den Fernen sanft verliert. Dort hat die Ruperto-Carola schon eine Reihe ihrer besten Söhne geborgen: die langen, schattigen Gänge des wipfelumrauschten Hains sind eine Ehrenhalle der lieben, alten Hochschule geworden. Und dort haben wir am 3. März dieses Jahres auch Bernhard Erdmannsdörffer am lichten Abhang des „Bühels“ zur letzten Rast gebettet, einen „pèlerin et voyageur“ im schönsten Sinne des Wortes. Nicht wandermüde hat er Pilgerhut und Wanderstab bei Seite gelegt, den Lebensfrohen nahm ein schöner sanfter Tod mit sich fort, ein schönes Leben hat schön geendet. Sein Tod war wie ein Geschenk der „ἀγαθὴ τύχη“, an die er sein Leben lang frohen Sinnes geglaubt.

Nicht als ob das Leben ihm still und friedlich und sonder Sorgen dahin geflossen wäre. Auch er hat des Leids sein wohl gemessenes Teil zu tragen gehabt und sein Werdegang war innerlich und äusserlich kein leichter. Aber er besass jene starke Seele, jenen frischen Willen, der nach der Höhe weist und führt.

Er wurde am 24. Januar 1833 zu Altenburg geboren. Es ist ein eigenartiger Zufall, dass sein Geburtstag mit dem Jahrestage der Geburt des grossen Friedrich zusammenfiel. Es hat ihm die Stimmung des Festes oft gehoben. Er konnte sich freuen, wenn man davon sprach. Die Jugend im Vaterhause war ihm still und gleichmässig dahingeflossen. Zahlreiche Geschwister wuchsen mit ihm empor. Die Familie soll, wie er wohl selbst² des öfteren erzählte, aus dem bayrischen Franken in

das Altenburgische eingewandert sein. Auf seinen Reisen nach Nürnberg ging er wohl selbst in seiner freundlichen, humorvollen Weise den Spuren ihrer Herkunft nach. Zeit seines Lebens hat er denn auch einen wahren, treuen Familiensinn bewahrt. Durch die Mutter war er mit dem Historiker Zinkeisen verwandt.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog er Ostern 1845 die Universität Jena. Die Wahl dieser Hochschule mag ihm nicht leicht geworden sein. War doch dort auf der Lobedaburg sein älterer Bruder als Fürstenkellerianer auf der Mensur gefallen und der Schatten dieses in jugendlicher Kraft so jäh geendeten Lebens konnte sich zwischen ihn und die Freuden des Studentenlebens wohl stellen. Er hat selten, ja fast nie von dem tragischen Ereignisse gesprochen. Aber es zeigte von seiner Energie, dass er, freilich nach langem Schwanken, in die Burschenschaft Teutonia eintrat, der er Zeit seines Lebens ein treuer, warmblütiger Anhänger geblieben ist. Das Schwanken hatte seine Ursache in den Familienverhältnissen, in „seiner Armut“, wie er selbst sagt, „die ihn ernst daran mahnte, seine Zeit ernst zu benutzen, da er ohnehin ein weites Feld zu durchlaufen hatte“. Aber die Poesie des Burschenlebens zog ihn unwiderstehlich an. Mit jungen Augen erkannte er den Renaissancezug, der durch dasselbe geht und allen, die es genossen, ein treuer, lieber Begleiter bleibt. So schrieb er denn damals in sein Tagebuch ein: „Die Poesie des Studentenlebens will ich in vollen Zügen aus dem Born des jugendlich elastischen, frischen Lebens des Burschen schöpfen.“ Aber seine Freude blieb auch jetzt mehr innerlich; er hat den Hieber ritterlich geschwungen, doch ein Führer im Streit ist er nie gewesen. Und dennoch fand er an dem teutonischen Treiben in Jena warmes Gefallen und gerne hat er davon in späteren Jahren geplaudert. Sonst sah er ernst ins Leben und die Wissenschaft zog ihn von Anfang mächtig an. Sie beschäftigte ihn sichtlich mehr als die engeren und weiteren Sorgen der Burschenschaft, der er sich ihrer „republikanischen Gesinnung“ wegen angeschlossen. Er hatte sich der klassischen Philologie zugewendet: dabei war aber damals eine eingehendere Beschäftigung mit Geschichte und Philosophie notwendig verbunden. Das ward sein Schicksal. Sofort vertiefte er sich in die griechische Geschichte und fand den Lehrer, der ihm bald das gesamte, vaste Gebiet derselben eröffnen sollte, um ihn dann auf die deutschen und insbesondere auf die brandenburgischen Dinge hinzulenken. Fast gleichmässig wandte er auch der Philosophie seine Neigung zu. Es hat denn in der That wenig Historiker gegeben, die über eine so tiefe und gründliche philosophische Bildung verfügten

wie Bernhard Erdmannsdörffer. Da vor wenigen Jahren jener Kampf gegen Karl Lamprecht und seine Methode losbrach, hat er trotz seiner ablehnenden Haltung gegenüber derselben dessen philosophische Grundlage stets rühmlich hervorgehoben.

Am Ende des dreijährigen Studiums konnte er mit einer Dissertation „De prytañiis atticis“ promovieren. Die Arbeit stand völlig unter dem Einflusse Gustav Droysens, dem er im Laufe des Studiums sich immer enger angeschlossen hatte. Die Burschentage aber gingen zu Ende. Die Wirklichkeit trat ernst an den jungen Gelehrten heran. Aber die Versuchung, sich durch den Eintritt in die Lehrerlaufbahn den Unterhalt zu sichern, überwand er rasch. Er besass die Kraft, das Leben mit festem Schenkelschlusse souverän zu traktieren. Sein ganzes Streben ging nach höheren Zielen und ihnen opferte er die sicheren Aussichten. Zunächst nahm er eine Hauslehrerstelle an. Sie führte ihn in die Familie Moltke. Das Gut derselben in Ostpreussen war freilich öde und einsam, aber der Geist des Hauses ein schöner und anregender. Er that ihm nach dem teutonischen Treiben der Burschenjahre in doppeltem Sinne gut und die Frau des Hauses ist ihm eine warme mütterliche Freundin gewesen. So bedeutete die Zeit des „Hausmeiertums“ für ihn keinen Stillstand, sondern war reich an neuen Anregungen. Noch in den letzten Tagen seines Lebens hat ihn ein Brief eines seiner Zöglinge erfreut, der ihm von den tiefen Eindrücken, welche die „Deutsche Geschichte“ auf ihn gemacht, sprach. Damals aber drängte es Erdmannsdörffer nach dem Süden und er löste seine Beziehungen, um andere einzugehen und eine Stelle in Venedig anzunehmen. Er hatte den Weg über Triest gewählt. Im Stellwagen legte er die lange und öde Reise über den Karst zurück. Er hat mir selbst einmal den tiefen und bleibenden Eindruck geschildert, den das Meer auf ihn geübt, da er plötzlich auf der Höhe die von der Morgensonne bestrahlte Adria weitgedehnt vor sich in der Tiefe liegen sah. In tiefster Weise regte ihn dann der sonst wenig erfreuliche und erspriessliche Aufenthalt in Venedig an. Der Zauber der Lagunenstadt, der ihm wie einst Platen entgegenwinkte, musste ihm manche öde Stunde des leidigen Hauslehreramtes in einer deutschen Kaufmannsfamilie ersetzen. Indessen fand er doch Zeit, in den traulichen Räumen der Bibliothek von San Marco zu arbeiten und den mittelalterlichen Beziehungen der Republik mit Deutschland forschend nachzugehen. So entstand gleichsam als Gelegenheitsschrift eine Abhandlung „De commercio quod inter Venetos et Germaniae civitates aëro medio intercessit“. Er hat selbst die Entstehungsweise charakterisiert: „Da

es mir jüngst vergönnt war, einige Monate in Venedig zu weilen, schien mir nichts lieber, als die zahlreichen und in höchstem Grade wertvollen Geschichts- und Litteraturdenkmäler, die in der Bibliothek von San Marco und in dem alten venezianischen Archiv verwahrt werden, wenigstens teilweise kennen lernen zu dürfen. . . . Und da es nun zu geschehen pflegt, dass Reisende all das, was sie in der Fremde geschaut oder vernommen oder gefunden und das auf das Vaterland Bezügliche nach Hause bringen, so habe denn auch ich mein Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet, die Spuren der vaterländischen Geschichte in jenen zahlreichen Denkmälern zu verfolgen.“ Es war ein Griff ins Volle und er hat späteren Forschern mit seinen Resultaten den Weg gewiesen. Die kleine Arbeit machte Aufsehen und wurde als ein neuer und gelungener Versuch begrüßt, in diese Zeit und in diese Verhältnisse lichtvolle Ordnung zu bringen. Wenn ich nicht irre, war es einer der Herausgeber des „Urkundenbuchs zur Staats- und Handelsgeschichte Venedigs in seinen Beziehungen zu Byzanz und der Levante“, Thomas, der im Hinweis auf Erdmannsdörffers Schrift ein gleiches Werk für die Beziehungen Venedigs und Deutschlands anregte. „Der Verfasser dieser Schrift“, meinte er, „würde zu jenen Männern zählen, welche hiefür Geschick und Sinn mitbrächten“¹⁾.

In der That haben während seines Aufenthalts in Venedig Verhandlungen geschwebt, ihn für ein ähnliches Unternehmen zu gewinnen. Aber er lehnte ab, da er es mit seinen patriotischen Grundsätzen nicht vereinbaren konnte²⁾. Auch in der Gelzerschen Zeitschrift hat er von Venedig aus einen Aufsatz veröffentlicht. So war es ihm nicht beschieden, auf diesem Arbeitsgebiete weiter zu schaffen. Indessen hat er es nie völlig aus dem Auge verloren. Noch im Jahre 1888 hat er über den Fondaco dei Tedeschi in Heidelberg einen Vortrag gehalten. Und er hatte die Freude, als Vorstand der badischen historischen Kommission das epochemachende Werk Schultes unter seiner Agide abgeschlossen zu sehen, das im Jahre 1890 sein Vorgänger in diesem Amte, Eduard Winkelmann, angeregt hatte.

Inzwischen war Erdmannsdörffer nach Deutschland heimgekehrt und hatte sich mit dieser Arbeit noch im Jahre 1858 in Jena habilitiert. So seher wir ihn zum zweiten Male an der kleinen thüringischen Universität, der er jedoch bereits im Herbst 1859 für immer Lebewohl sagte, um Hilfsarbeiter der Münchener historischen Kommission zu

1) S. Sybel, Hist. Zeitschrift, 3. Bd. 191 f.

2) Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Archivrat Dr. Karl Obser in Karlsruhe.

werden. Seine Aufgabe, die Edition der Reichstagsakten vorzubereiten, führte ihn nach seinem Italien. Er hat dieser arbeitsreichen Zeit stets mit dankbarer Freude gedacht. Und als er vor wenig Jahren Mitglied der historischen Kommission geworden, da sagte er wohl, dass er nun in seinen alten Tagen dahin zurückgekehrt sei, wo er als junger Historiker seine Laufbahn begonnen. Zunächst wandte er sich ins Toskanische und hat längere Zeit am florentinischen Archiv gearbeitet. Er hat sich mit seiner ganzen Warmblütigkeit in die italienischen Verhältnisse eingelebt: er war bald mit Land und Volk verwachsen. Vergangenheit und Gegenwart wirkten in gleicher Weise auf ihn ein und so ist ihm der Geist der Renaissance in einer Weise aufgegangen wie wenigen Deutschen. In ihm schlummerte ein tiefes, künstlerisches Empfinden. Das ist dort in schönster Weise geweckt worden. Es war kein doktrinäres Geniessen, dem er sich hingab. Unmittelbar wie sein ganzes Empfinden, wirkten Natur und Kunst in gleicher Weise auf ihn ein. Dann sah er Rom. Er gewann das päpstliche Rom mit all seinen Schäden wahrhaft lieb und er hat späterhin wohl manchmal die Wandlung beklagt, welche die „Roma sempre viva“ seit 1870 erlitten. Die Stadt war ihm zu modern geworden, er vermisste den „aerugo nobilis“ der früheren Tage. Nicht als ob er dem Einigungsdrange des italienischen Volkes nicht mit wärmster Sympathie gefolgt wäre. Wie konnte er warm werden, wenn er von Cavour erzählte, von dem Jubel, mit dem das Volk dem Manne seines Vertrauens zujauchzte, von dem Eindrücke, den er auf ihn selbst gemacht. In Rom und Turin hatte er Gelegenheit genug, das Werden und Drängen des neuen Italien zu beobachten. Er hatte Gelegenheit, mit einer Reihe der bedeutendsten Persönlichkeiten Italiens bekannt zu werden. Und doch lebte er bei all dem weit mehr der Vergangenheit als der Gegenwart. Eine andere Welt war ihm aufgegangen, der Geist der Renaissance erfüllte ihn mit seiner ganzen Kraft. Aber die Reception von That und Werk, von Geist und Form war doch keine einseitige, war frei von jedem doktrinären Zuge. Im Gegenteil. Sie schlug all die Saiten an, die in Erdmannsdörffers Geist und Seele längst vorhanden gewesen und hat sie lediglich harmonisch gestimmt. So ward der Klang zum vollen Akkord, der Leben und Schaffen durchdrang. Indem ihm nun gerade durch diese Wechselwirkung die Geschichte in ihrer vollen Bedeutung erschien und das grosse Geheimnis von der Macht der Persönlichkeit aufging, gewannen all die Gestalten der Periode Leben. Man muss es beklagen, dass er denselben nicht nachgegangen, dass der wissenschaftliche Niederschlag ein äusserlich geringer gewesen ist.

Freilich wer sein kleines Kolleg über die Renaissance gehört, der hat aus demselben den tiefsten Eindruck mit ins Leben genommen. Und auch der Vortrag, den er im Jahre 1896 vor den allerhöchsten badischen Herrschaften im Karlsruher Schlosse gehalten, hat deutlich bewiesen, wie tief er in den Geist der Epoche eingedrungen. Aber darin liegt nicht die Bedeutung dieser einzigartigen Lehrzeit: alles was Erdmannsdörffer geschaffen, trägt den Stempel dieser engen geistigen Verbindung. Die abgeklärte Kraft seiner historischen Kunst ist daraus unmittelbar hervorgegangen. Als er von seiner wissenschaftlichen Wallfahrt heimkehrte, war er fertig, hatte er die Lehrjahre abgeschlossen. Vielleicht, wenn er in der Stille der Thüringer Universität Zeit und Stimmung gefunden hätte, würde er sich dieser Periode mit seiner ganzen Kraft gewidmet haben.

Zunächst hatte er auch von dieser italienischen Reise, neben der reichen Ausbeute für die historische Kommission, eine eigene Arbeit mitgebracht, die wie die kleine Abhandlung aus Venedig das Zeichen des „Genius loci“ an der Stirne trug und doch die Beziehung zur vaterländischen Geschichte festhielt. Die Grundlage zu derselben hatte ihm ein Fund im Turiner Staatsarchive gegeben. So erschien denn im Jahre 1862 dieser „Beitrag zur Vorgeschichte des dreissigjährigen Krieges“ — eine Episode, welche die Stellung des Herzogs Karl Emanuel I. von Savoyen zur deutschen Kaiserwahl von 1619 behandelte. Das Buch zeigt bereits die Vorzüge seiner Schreibart in schönem Lichte. In kurzen, prägnanten Strichen wird der Hintergrund gezeichnet, die allgemeine Situation gegeben, der Leser in medias res geführt. Dann aber holt er weiter aus. Stets unter dem angegebenen Gesichtspunkte wird nun ein Stück der Geschichte Savoyens vorübergeführt. Wie lebendig ist das Alles. Wie klar sind die Situationen gezeichnet, aus denen fest und deutlich die Charaktere sich herausheben. Kein Zweifel, er schrieb unter den grossen Zeiteindrücken; hatte er doch den Boden Italiens unter den Schritten der Weltgeschichte dröhnen hören. Es war bezeichnend, wenn er über die Ereignisse des Jahres 1615 sagte: „Aus dem gänzlichen Verfall, worin alle nationalen Kräfte des übrigen Italiens schon seit geraumer Zeit lagen, ragte dieser kurze Feldzug um Asti wie eine grosse patriotische Heldenthat hervor; man fühlte für einen Augenblick den drückenden Alp des spanischen Übergewichts von sich abgewälzt, man wies auf Karl Emanuel als den künftigen Befreier Italiens, als das lebendige Zeugnis hin für das noch immer geltende Wort Petrarca's:

Che l'antico valore

Nell'italici cor non è ancor morto!

Es war das erste Mal, dass das Haus Savoyen, wenn ein neuerer Ausdruck erlaubt ist, in Italien moralische Eroberungen machte.“

Die historische Analogie ist überhaupt eine der wirksamsten Charakterisierungsmittel Erdmannsdörffers gewesen. Aber nur in diesem Sinne zur farbenreichen Charakteristik hat er sie verwendet, nicht etwa, um daran irgend welche Folgerungen allgemeinerer Art zu knüpfen. „Die Natur jener Dinge sowohl“, so sagt er selbst am Schlusse seines Buches, „wie die selbständige Lebendigkeit der neben der überlieferten Formel frei sich bewegenden geschichtlichen Entwicklung widersetzt sich dem“.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit obigem Werke nenne ich eine weitere Arbeit Erdmannsdörffers, obwohl sie erst einige Jahre später entstanden ist: „Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreissigjährigen Krieges.“ Die Veranlassung boten ihm die Werke Fr. von Hurters und M. Kochs über den zweiten und den dritten Ferdinand. Es ist interessant, wie er Koch gleich bei dem ersten Bande das Visir abreisst und ihm ohne Gnade den verdienten Todesstoss versetzt. Nicht minder wichtig ist zu seiner eigenen Beurteilung, wie er Droysen und Häusser gegen die gehässigen Angriffe Kochs in Schutz nimmt, und die Droysen'sche Methode klar und eingehend würdigt: „Gerade bei der Schilderung der genannten Reichsversammlungen hat Droysen das grosse Verdienst, zum ersten Male auf den Kern der Sache eindringend, in wirklicher politischer Verständlichkeit die Natur jener Verhandlungen dargelegt zu haben. Man kann bei dem von ihm eingeschlagenen Verfahren wohl leicht an eine Grenze kommen, wo die Sicherheit der Interpretation schwankt, wo die Kombination der wahrhaft wirksamen Zusammenhänge sich der exakten Beweisführung entzieht und eine allerdings nur subjektive ist; an diesem Punkte ist eine Meinungsverschiedenheit berechtigt.“ Um so schärfer aber fertigt er die Kampfweise Kochs ab, wie dessen „moralisierende“ Methode: „Die Darstellung wird zum Plaidoyer, und indem auf der einen Seite alles oder möglichst vieles geheiligt oder wenigstens entschuldigt wird, auf der andern Handlungen und Motive überall in das Licht tiefster moralischer Verwerflichkeit gestellt werden, so drückt man damit den grossen Gang der Geschichte herunter zu einem armseligen Kampfspiel zwischen bösen Buben und zwischen verkannten und misshandelten Ehrenmännern; ein Spiel, um das es sich, wenn es nichts weiter wäre, nicht sonderlich lohnen würde, sich viel zu kümmern.“ Doch dabei bleibt er nicht stehen. Vielmehr giebt er in einer glänzenden Einleitung ein vortreffliches Resumé über die bisherige historiographische Behandlung der

grossen Kriegszeit und weist zu gleicher Zeit den Weg, wie man zu „einer gemeinsamen und wissenschaftlich zu begründenden Basis für die Beurteilung der Ereignisse und Personen gelangen könnte“. Denn, meinte er, „es liesse sich wohl eine Geschichte des dreissigjährigen Krieges denken, die weit entfernt von der kühlen Gleichgiltigkeit, die man einer solchen Betrachtungsweise etwa vorwerfen möchte, vielmehr voll des teilnehmendsten Interesses für die Erscheinung als geschichtliches ganzes, ebenso weit entfernt wäre von dem feindseligen Dualismus, welcher jetzt die Anschauungen trennt.“ „Sie würde, das grosse Ganze der Erscheinung fest im Auge behaltend, von selbst auf die Analogie verwandter Reihen von Ereignissen gelenkt werden, und aus ihrer Richtung des Urteils über Zustände und Personen, über notwendige Zusammenhänge und persönliche Verantwortlichkeit ergeben, welche uns weit hinwegführen würde von der falschen Feindseligkeit, womit wir die eine Partei darstellen, ebenso wie von der vorzugsweise in jener begründeten sympathisierenden Parteinahme für die andere.“ „Denn eben in der Verneinung jener falschen Identifizierung würde sie beruhen; aber vielleicht wäre auf diesem oder einem ähnlichen Wege dahin zu gelangen, dass über diese so wichtige Periode die historische Wahrheit nicht mehr, wie bisher, eine andere diesseits und eine andere jenseits des Erzgebirges und des Mains wäre.“ Bedeutungsvolle Worte, wie denn das kleine Exposé bleibenden Wert hat und auch noch für künftige Generationen gewissermassen als Wegweiser dienen kann. Aber für Erdmannsdörffer bedeutet es eine innere Wandlung. Indem er den Speer schützend über den angegriffenen Lehrer hält, ist er bereits über ihn hinausgeschritten, hat er sich den Standpunkt der ruhigen Betrachtung bereits gewonnen. Unmerklich, pfadsuchend hatte er sich Ranke mehr und mehr genähert, den er vor allen anderen Historikern zuerst erkannt hat in seiner innersten und tiefsten Bedeutung. Doch davon später. Die Grundsätze, die er für Behandlung des dreissigjährigen Krieges aufgestellt, er hatte sie sich für seine gesamte Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung zu eigen gemacht. War doch auch in seinem äusseren Leben eine starke Wandlung vor sich gegangen. Da er von seiner Südländsfahrt nach Jena heimgekehrt, fand er seinen Lehrer Droysen dort nicht mehr vor. Schon im Jahre 1858 hatte dieser einen Ruf nach Berlin erhalten und dorthin rief er alsbald den Schüler, um ihm einen Teil der Arbeiten zur Geschichte des grossen Kurfürsten zu übertragen. So kam Erdmannsdörffer aufs Neue mit Droysen, aber auch mit Max Duncker in Berührung, dem er gleichfalls Zeit seines Lebens ein warmes und getreues

Gedenken bewahrt hat. Doch versäumte er es nicht, den „akademischen Zusammenhang“ zu wahren und so bot ihm sein „Karl Emanuel“ eine willkommene Habilitationsschrift für die dortige Universität. Die Publikationsthätigkeit für den politischen Teil der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des grossen Kurfürsten nahm ihn nun Jahre lang in Anspruch. Der erste Band ist bereits im Jahre 1864 erschienen und liess deutlich die Selbständigkeit seines Systems erkennen. Art und Weise der Gruppierung, die Auswahl des Wichtigen aus der Unmasse des Materials zeigen das sichere und klare Auge des Forschers, das stets auf das Ganze gerichtet ist, aber auch die Bedeutung des Details erfasst. Die Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten beweisen, wie sehr er den Stoff beherrschte, wie sich bei der trockenen Editionsarbeit Stein auf Stein fügte zu einem selbständigen Bau, wie sich ihm Ereignisse und Charaktere in voller Klarheit zeigten. Er hat ein gutes Stück seiner Lebenskraft dem Werke geweiht. Doch fand er glücklicherweise auch noch Zeit zu anderer Thätigkeit. Seit 1864 hatte er die Geschichtsvorträge an der Kriegsakademie übernommen, wo er einen dankbaren und anhänglichen Kreis von Zuhörern fand. Noch in seinen Heidelberger Zeiten hatten ihn seine alten Schüler von der Kriegsakademie aufgesucht und bei ihm gehört.

Zu gleicher Zeit scheint er eifrig journalistisch thätig gewesen zu sein und in den Feuilletons der Berliner Zeitungen ist so mancher kleine Aufsatz vor Allem litterärgeschichtlicher Natur verborgen. Viel Anregung gewährte ihm der Verkehr mit jüngeren Kollegen, mit denen er sich in dem „Selbstmörderklub“ zusammengefunden hatte. Er hat in den letzten Zeilen, die er geschrieben, in dem Nachruf auf Alfred Boretius in seiner reizvollen, liebenswürdigen Art von diesem Kreise geplaudert. Kam er doch gerne auf diese Jahre des Wartens und der Arbeit zu sprechen, wo er mit den Genossen froher und trüber Stunden gewissermassen eine Gegenfakultät gegründet hatte. Nicht blos Julian Schmidt, welcher der intellektuelle Urheber des Namens dieser akademischen „Camorra“ war, auch andere sahen mit Interesse und selbst mit Neid auf diesen angeregten und anregenden Kreis junger Gelehrter. Vor Allem gab ja die Konfliktzeit Anlass genug zu heftigen Diskussionen. Erdmannsdörffer hat stets mit innerster Befriedigung betont, dass er schon damals, trotz seiner Beziehungen zu dem „verfehmten“ Max Duncker, der Bismarck geradezu hasste, die hohe Bedeutung des angefeindeten Mannes richtig erkannt habe. Die tiefe Verehrung für den Giganten, das Empfinden und Erkennen seiner Grösse ist ein Grundzug von Erd-

mannsdörffers Wesen geworden. Gerade in jenen Jahren hat er an seinem Waldeck gearbeitet, in welchem er im Gegensatz zu Pufendorf und der ganzen preussischen Geschichtstradition das Verdienst des einstigen brandenburgischen Staatsmanns klar und mutig dargestellt hat. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich auf zwischen den Tagen des grossen Kurfürsten und dem Sturze des gewaltigen und so verdienstvollen Staatsmannes, zwischen E. Werk und der Stimmung, die ihn im Jahre 1892 als Führer und Sprecher der badischen Wallfahrer nach Friedrichsruh geführt hat. Freilich hier die gewaltige Erregung des echten, deutschen Mannes, dem kein Laster schlimmer schien als der Undank, damals der kühl und kühn besonnene Historiker, der, wie Gothein so schön sagt, von der Überzeugung durchdrungen war, dass man seine Sache und seinen Helden nie besser lobt, als wenn man auch den Gegnern volle Gerechtigkeit widerfahren lässt.

Noch im Jahre 1864 erschien in den preussischen Jahrbüchern eine Studie „zur Gründungsgeschichte der preussischen Akademie der Wissenschaften“. Eine Kritik über den Leibnitz-Jablontzky'schen Entwurf einer Instruktion für die Mitglieder der zu gründenden Societät hatte ihm die Veranlassung dazu gegeben. Wenn, wie er selbst im Nachruf für Boretius erzählt, bei den „Selbstmördern“ die „Knauserigkeit“ der Regierung mehrfach besprochen worden ist, so hat der kleine Aufsatz gewissermassen einen humorvollen Hintergrund. Denn er zeigt, wie sehr nach dem Sturze Danckelmanns die missmutigen Beamten allen Neuerungen gegenüberstanden, wie gefährlich, bedenklich und überflüssig in ihren Augen die Historie war. Und so bringt Erdmannsdörffler den klassischen Ausspruch des Gutachtens: „Von der reformatione religionis ist so viel schon geschrieben, dass nichts mehr nötig“, in klaren und höchst wahrscheinlichen Zusammenhang mit der bürokratischen Antwort, die im Jahre 1709 ein Mitglied der Akademie, das sich über die üble Lage der Wissenschaften beklagt, erhalten hat: „Le Roy ne vous paye point pour faire des livres“. Der Aufsatz aber ist ein wahres Kabinettsstück historischer Betrachtung und seiner eigenartigen Publikationsweise. So zeigt er ein einzelnes Aktenstück „in dem Zusammenhang einer ganzen Partei und Zeitrichtung, in dem Zusammenhang eines der wesentlichsten Elemente des preussischen Staatslebens“, das „auf anderen Gebieten fördernd und belebend“, hier „in seinem retardierenden Charakter“ auftritt, „beschränkend und beschränkt“.

Droysens Publikation „das Testament des grossen Kurfürsten“ gab ihm Gelegenheit, zu dieser interessanten Frage gleichfalls das Wort zu

ergreifen. Er verbindet damit ein interessantes Exposé über die preussische Memoirenlitteratur, die sich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts aus der „Atmosphäre“ des Berliner Hofes entwickelt. Dieser war ein Mittelpunkt geworden, „nicht wo die grossen Interessen der Zeit entschieden werden, aber wo sie alle nachklingen und kämpfend sich kreuzen, und die Entscheidungen, die hier im engern Kreis fallen, sind nicht ohne Wichtigkeit für das Ganze“. Ihn interessiert dieses Treiben: aber wenn er ihm nachgeht, so ist's um anderer Zwecke willen, und mit Freuden konstatiert er von dem grossen Kurfürsten und seinem Testament, dass „dieses grosse Andenken jetzt wieder in lauterer Klarheit vor uns steht“. Es sind die Ereignisse des grossen Sommers 1866, die in dem Schlussworte nachklingen: „Ein anderes fürwahr, als was jene Tradition trübsten Ursprungs ihm andichtete, ist das Vermächtnis, welches der grosse Kurfürst seinem Hause, dem preussischen Staate, und der deutschen Nation hinterlassen hat, und wir heutigen preisen uns glücklich, dass wir jetzt so recht mitten in der Testamentsvollstreckung stehen.“

Wahrlich nicht weniger freudig, aber noch weit klarer, erkannte er die Zeichen, die verkündeten, dass sich die Zeiten erfüllten. Dabei schritt die Bearbeitung der Urkunden und Aktenstücke stetig vorwärts. Bereits im folgenden Jahre (1867) konnte der zweite Band der politischen Verhandlungen erscheinen, der eine Fülle neuer Kenntnisse brachte: hartes Ringen des Kurfürsten in den Cleveschen Angelegenheiten, politische Enttäuschungen in dem Verhältnis zu Holland, das erst durch Karl Gustav von Schweden zur Allianz mit Brandenburg gedrängt wurde. Dazu die leidigen Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück. Mit aller Zähigkeit hielt Friedrich Wilhelm an dem ungeteilten Besitze von Pommern fest. Er war nahe daran, mit dem Kaiser und sogar den evangelischen Fürsten zu zerfallen. Dazu kam das Projekt Oxenstiernas, ihn mit Christine zu vermählen, und durch die Hoffnung auf ihre Hand zur unbedingten Abtretung zu gewinnen. Alles vergeblich. Die Umstände waren stärker, er musste nachgeben. Aber auch sein Streben, durch eine bewaffnete evangelische Mittelpartei den Frieden zu erzwingen, scheiterte.

Indessen war Erdmannsdörffer die Publikation bis zu einem gewissen Grade nur Mittel zum Zweck. Während kleinere Talente an solchem, an und für sich schon dankenswertem Werke volles Genügen finden und ihre ganze Kraft dafür einsetzen, hat er vor allem daraus produktive Anregungen empfangen. Eine ganze Reihe von grösseren, zweifellos

bahnbrechenden Arbeiten scheint er beim Durcharbeiten der staubigen Akten konzipiert zu haben. So wollte er den Rheinbund behandeln und den Schleier, der über dem Verhältnis Cromwells zu Deutschland lag, lüften. Zunächst aber bewegte er sich im engeren Kreise, um sich gewissermassen mit der bisherigen preussischen Historiographie und ihren Maximen auseinanderzusetzen.

Im Sommer 1869 erschien sein Buch „Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preussischer Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert“. Man erwartete eine Biographie, welche die Idealgestalt des grossen Kurfürsten in gesteigertem, ja vielleicht forciertem Glanze zeigen sollte. Nichts von alledem. Erdmannsdörffer vollzog vielmehr mit kühnem Schritt den Bruch mit der alten Tradition. Der junge Gelehrte war über seinen Lehrer und Leiter mächtig emporgewachsen. Er erwies sich gewissermassen als einer der grössten Methodiker der Geschichtsschreibung. Es war an und für sich eine That, eine Gestalt zum Leben zu erwecken, die man gewissermassen in das Fundament des Denkmals des grossen Kurfürsten eingemauert hatte: obschon seine Thätigkeit auf die höchsten Ziele gerichtet war, „obschon dieser westfälische Reichsgraf einer der fähigsten und energischsten politischen Köpfe, welche die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufweist“; „obschon derselbe über hundert Jahre vor dem Fürstenbunde Friedrichs des Grossen im wesentlichen die gleichen Ideen gehegt und an ihrer Verwirklichung gearbeitet hat“. Nicht genug. Erdmannsdörffer konnte feststellen, dass dieser Graf von Waldeck vielleicht der Erste gewesen, welcher den allgemeinen Beruf des preussischen Staates erkannt und ein System politischer Bestrebungen auf den Glauben an die Zukunft desselben gebaut hat, auf den Glauben an diesen Staat, „von dessen Erhaltung und Vergrösserung ich das Ziel meines Vaterlandes abhängig erkenne“. Dies zu zeigen, war Erdmannsdörffers Intention, die er völlig und mit Glück ausgeführt hat. Aber er hat doch noch unendlich mehr gethan. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, dass dieses Buch einen Markstein in der Entwicklung der deutschen Historiographie bedeutet. Polybius sagt einmal: „Uns, die wir Geschichte schreiben, ziemt es, die vorwaltenden politischen Gedanken, wodurch die Entschliessungen bestimmt werden, dem jedesmaligen Staatsoberhaupte zuzuschreiben; es ist die Sache der Leser, sich selbst hineinzuendenken, in wie weit es wahrscheinlicher sein mag, dass diese Gedanken und Erwägungen das Eigentum derer sind, die dem Fürsten zur Seite stehen.“ Erdmannsdörffer fand nun, dass man dieser Maxime, die gewiss jeder seiner Kollegen perhorrescierte, in der Praxis nicht allzuferne

stand. Nicht bloß Pufendorf hatte „in der feierlich monumentalen Weise seiner Geschichtsschreibung und mit der sicheren stilvollen Grossartigkeit, die ihm eigen, den grossen Kurfürsten als eigentliches und einziges Subjekt des Staates in die Mitte gestellt, alles auf ihn bezogen, alles ihm beigelegt, alles von ihm ausgehen lassen, so dass neben ihm alle anderen wirkenden Kräfte nur als Werkzeuge des allein handelnden Staatssubjekts erschienen.“

Nicht bloß bei Pufendorf war diese seltsame Maxime wahrzunehmen. Auch die späteren Generationen blieben gleichsam daran haften und übten im Geiste des Polybius diesen „Übertragungsprozess“. Dies war um so auffallender, als die originalen Quellen in ihrer Beschaffenheit nichts hatten, was zu jener Übertragung in allen Fällen gezwungen hätte. Bis hierher durchgedrungen, konnte seine Kritik vor dem Lehrer und Freund nicht stehen bleiben. So sprach er es denn offen aus: „Ich habe hiebei vornehmlich die jüngste Darstellung dieser Dinge in Droysens Geschichte der preussischen Politik im Auge, die so bedeutendes für die Kenntnis jener Zeit geleistet hat, der ich aber gerade in der Auffassung dieses Grundverhältnisses nicht beizupflichten vermag.“ Kein Zweifel, der Abbau der reichen Schätze preussischer Geschichte war von einer falschen Seite aus geschehen. Die ganzen Lager waren dadurch gefährdet. So wies denn Erdmannsdörffer, indem er den ersten Schlag in das Geäder that, die richtige Stelle, wo der neue, sichere Schacht gegraben werden musste. Der Gang in die Tiefen der Forschung aber war ihm eine Aufgabe der Decentralisierung; es kam ihm darauf an, „jenen für die gesamte deutsche Geschichte so entscheidenden Entstehungs- oder wenn man will, Schöpfungsprozess auseinanderzulegen in seine einzelnen Akte und in die Wirkungssphären der einzelnen daran mitarbeitenden Kräfte. Der leidenschaftliche Verehrer Bismarcks sah die Grundlage der vollen Erkenntnis in der Geschichte des preussischen Beamtentums. Ist diese Arbeit gethan, dann, meinte er, „wird ein Blick sich aufthun, über ein mannichfaltiges und bewegtes Leben hin; die Reibungen der Persönlichkeiten, der allgemeinen Ansichten, der auf sie gegründeten Parteien wider einander würden sich wahrnehmen lassen; vieles, was sich uns jetzt als unvermittelte Inspiration eines einzelnen giebt, wird dann vielleicht als das sehr vermittelte Resultat mannichfaltigster Zusammenwirkungen erscheinen, — aber das Gesamtbild der Vorgänger wird ein innerlich möglicheres sein, als es irgend eine Erklärung auf dem Wege einer alles durchdringenden, alles überschauenden, alles gleichsam mechanisch am Faden lenkenden absoluten Staatsgenialität zu geben vermag“. Aber gerade durch die Darlegung des wahren Verhältnisses der

treibenden Kräfte, würde „auch dem Bilde des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der in Mitten ihrer aller steht, sein rechtes Licht zu Teil werden“.

Kein Zweifel: es war eine That von hoher Bedeutung, die Erdmannsdörffer hier vollbracht. Es ist, als ob er den Geist des Konstitutionalismus von jedem Parteigewande entkleidet, in seiner ganzen Reinheit in die Geschichtswissenschaft als neues, leitendes Moment eingeführt hätte. Was die Völker begehrt, in heissem Kampfe sich errungen, es war längst vorhanden in jener grossen Arbeitsteilung der Männer, die doch nur die „salus publica“ als „ultima ratio“ im Auge hatten. Mit diesem Schritte war er in die Reihen der führenden Geister der deutschen Geschichtsschreibung getreten. Seine Arbeit an den Urkunden und Aktenstücken hatte somit neben der reichen Ausbeute aus den Archiven, der Wissenschaft als solcher einen hohen Fortschritt gebracht. Durch Werk und That hat er nicht blos befreiend gewirkt, die Fesseln der Tradition abgestreift, sondern auch die Unklarheit, die nebelhafte Verschwommenheit, die damals noch auf einzelnen Gebieten der deutschen historischen Forschung lag, wenigstens teilweise verscheucht. Er selbst fand sich auf dem richtigen Wege, und zwar auf dem Wege zu Ranke und wir dürfen sagen, mit Ranke, — den gerade die zünftigen Schüler des Meisters nicht zu finden vermochten.

Aber noch andere Momente seines Sinns und Schauens sollten in dieser Periode reifen. Er hatte einen vollen berausenden Blick in das Zauberland der Renaissance, einen vollen Trunk aus ihrem verjüngenden Quell gethan. Das wirkte sein ganzes Leben lang nach: aber er war zu sehr der Jünger Göthescher Weltanschauung, als dass er sich nicht auch mit diesem „Geiste“ auseinandergesetzt hätte.

Noch im selben Jahre wie der „Waldeck“ erschien in den „Preussischen Jahrbüchern“ eine Abhandlung von seltener Eigenart: „Das Zeitalter der Novelle in Zellas“. Der Titel, so berechtigt er ist, lässt den weitumspannenden Inhalt dieser in hohem Grade interessanten Studie kaum ahnen. Und doch steht sie mit den beim Waldeck gewonnenen Anschauungen für die Geschichtsschreibung in gewissem Zusammenhang. Er geht hier noch einen Schritt weiter. Er nennt seine Arbeit „einen kleinen Ausschnitt aus der grossen Aufgabe der vergleichenden Erkenntnis der geschichtlichen Erscheinungen“. Zweck war ihm, „zu erweisen, wie auf dem Grunde analoger kulturgeschichtlicher Voraussetzungen — hier im Altertum, dort im Mittelalter — eine Anschauung von Welt und Leben ersteht, zu deren eigenstem Wesen, neben vielen anderen gleich

charakteristischen, gleich notwendigen Zügen, es gehört, jenes leichte Genre fast unbewusster Dichtung — der Novelle — hervorzubringen.“ In glänzender Parallelstellung der Strömungen der Kreuzzüge und der Periode der „sieben Weisen“ versteht er es auf breit gezeichnetem historischem Hintergrunde eine litterarische Bewegung mit wenigen Hilfsmitteln zu rekonstruieren, die ihm gewissermassen unter den Händen wachsen, so dass Stein auf Stein passt. Dies geschieht aber im engsten Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung. Hat er im Waldeck die Schäden einer falschen historischen Tradition enthüllt, so zeigt er hier mit einer gewissen Freude das Ineinanderfliessen von „Wahrheit und Dichtung“, diese Weise des poetischen Schaffens, die dann, „heimisch geworden in dem Geiste der Nation“ von hier an weiter bildet und weiter dichtet in allen Zeiten, so dass sie auch in den Epochen gesicherterer historischer Überlieferung immer neben dieser herschreitet, gleichwie ein liederreicher geschmückter Sänger neben einem würdigern Festzuge“.

Die Studie vereinigt alle Vorzüge Erdmannsdörffer'schen Schaffens: vor Allem aber bietet sie eine Fülle methodischer Winke. Von wenigen Werken können wir mit gleichem Rechte wie von dieser reizvollen Studie sagen: „Das ist Kulturgeschichte.“

Inzwischen war er „spät genug“ zum ausserordentlichen Professor in Berlin ernannt worden. Aber die grosse Zeit fand ihn am richtigen Platze. Da die deutschen Kolonnen über den Rhein zogen, litt es ihn nicht daheim in den leeren Hörsälen, er stellte sich gleich anderen Gelehrten zur Verfügung der Armeeleitung und trat als Führer einer freiwilligen Verpflegungskolonie den Marsch nach Frankreich an. Da man hinter dem Sarge des Verblichenen das Kissen mit den Ordenszeichen trug, da ist es manchem wohl aufgefallen, dass kein preussischer Orden dasselbe zierte, ausser dem eisernen Kreuze, das er sich in jenen grossen Tagen erworben hatte. Es war Erdmannsdörffers Art, dass er im politischen und nationalen Leben nur dann aus der Stille seiner Objektivität hervortrat, wenn es galt, Farbe zu bekennen, wenn es der „Mühe wert war“. Er sprach gern von jener Campagne in Frankreich, nicht von sich und seinen Aventüren, sondern von den grossen und gewaltigen Eindrücken, die er dort gewonnen.

Das Friedensjahr brachte auch ihm den ersehnten Ruf. So kam er an Noordens Stelle nach Greifswald, das ihm den ganzen Segen einer kleineren und eigentlichen „universitas litterarum“ bot, „die frei von den zerstreuenden, trennenden Einflüssen der Hauptstadt in festem Zusammenhalt und wahrer Kollegialität einen ausgesprochenen Charakter hat und

verbreitet.“ Vor allem mit Immanuel Bekker, der gleich ihm den Weg nach Heidelberg gefunden, verband ihn eine Freundschaft für's Leben. Dazu kamen andere, vor Allem der leider zu früh verstorbene Rudolph Schöll, der im April 1872 nach Greifswald berufen worden war. Ein anregender Kreis! Aber auch Fäden, fein wie Spinnweben, die schon in Berlin geknüpft worden waren, spannen sich weiter. Freilich konnte er die Geliebte erst nach Heidelberg heimführen.

Seine Lehrthätigkeit befriedigte ihn im hohen Masse. Jetzt konnte er eigentlich erst mit seiner ganzen Erfahrung richtig hervortreten. Aber dieses Hervortreten war wie das Erscheinen seiner Bücher ein Ereignis. Denn was er seinen Schülern bot, — zu diesen gehörte sein künftiger Schwager, Max Lenz, — das war die vollerklaarte, vollbegriffene, vollgeklärte Ranke'sche Methode. Bis dahin war noch keiner in die eigentlichen Tiefen derselben vorgedrungen. Erdmannsdörffer war auf seine eigene Weise zu derselben gelangt und konnte, der ohne sie gereift und geworden, sie mit voller Wahrheit und Durchsichtigkeit bieten. Wir dürfen sagen, er war der erste der sogenannten Jung-Rankianer. Ich überlasse einer berufenen Feder, dieses näher zu erörtern und auszuführen. Aber Erdmannsdörffers Bild wäre unvollständig, würde man nicht gerade diesen Grundzug seiner akademischen Lehrthätigkeit stark betonen.

Der fünfundsiebzigste Geburtstag Kaiser Wilhelms I. gab ihm am 22. März 1872 Gelegenheit bei der akademischen Festfeier über „Bestandene Versuchungen in der preussischen Geschichte“ zu sprechen. Es war gleichsam eine historische Revue, die er von dem neugewonnenen politischen Standpunkte aus mit Genugthuung bethätigen konnte. „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Busen trägt.“ So pries er es, „einen Erfolg, wenigstens als eine heilvolle Wendung, dass Friedrich Wilhelm IV. seiner Zeit die Kaiserkrone abgelehnt und so das Kaisertum nicht mit hineingezogen worden in die Trübsal der politischen Niederlagen Preussens von 1850 an, und dass es unversehrt blieb von dem Missgeschick und von der Schuld jener Jahre.“ Aber, — sagt er, „ein gescheitertes Streben um den höchsten Preis ruht als schwer niederdrückende Last auf dem Leben des Einzelnen, aber unendlich schwerer auf dem Leben eines Staates, und der Spruch: „dass in grossen Dingen auch schon das Wollen genug sei“ ist nicht für das politische Leben geschrieben“. — In Greifswald hatte er durch Zufall jene Handschrift des Kleist'schen „Prinz von Homburg“ gefunden, die ihm Gelegenheit zu einer reizvollen litterar-historischen Studie in den „Preussischen Jahrbüchern“ gegeben.

Doch hier war seines Bleibens nicht länger. Schon das folgende Jahr führte ihn nach Breslau, wo er in Richard Röpell einen liebenswürdigen und kongenialen Kollegen fand.

Aber auch in der schlesischen Hauptstadt sollte er kurze Zeit wirken. Kaum hatte er seine Vorlesungen begonnen, als sich ihm eine nach jeder Richtung hin angenehme Aussicht nach Heidelberg eröffnete. — Treitschke hatte dem Rufe an die Berliner Universität Folge geleistet und war nun selbst eifrig bemüht, den Nachfolger zu finden. Das war unter den damaligen wenig erquicklichen Verhältnissen keine leichte Aufgabe. Aber der gleichfalls erst vor Kurzem nach Heidelberg berufene Eduard Winkelmann arbeitete Treitschke dabei ehrlich in die Hände. Wiederholt riet er Erdmannsdörffler, der mit Maurenbrecher und Noorden an erster Stelle vorgeschlagen wurde, anzunehmen. Er hoffte in ihm eine kräftige Unterstützung zu finden, „den Sinn für ernstere Thätigkeit zu beleben“. Die preussische Regierung liess es an ernstestem Bemühen, Erdmannsdörffler zu halten, nicht fehlen. Aber dieser hatte Gründe genug, dem Rufe nach Heidelberg dennoch Folge zu leisten und so gab er denn sein Jawort. Am 25. Januar erhielt er seine Ernennungsurkunde für Heidelberg. Treitschke orientierte ihn in seiner warmblütigen Weise über die dortigen Verhältnisse. Er war hoch erfreut über die so glückliche Wendung der Dinge: „Natürlich“, schrieb er, „ist es mir eine Freude gewesen, Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie schätze, obgleich es dessen unter uns Mädchen kaum bedurfte“. „So glaube ich Ihnen sicher eine schöne Thätigkeit versprechen zu können, und wie wichtig ist es doch, dass die Neue Geschichte auf der ersten süddeutschen Universität, die zudem einen halb internationalen Charakter hat, in guten Händen liege! Dazu das herrliche Land; ich werde das Heimweh nach dem Westen nie los werden.“ „Aber“, schliesst er das Schreiben, „ich hielt es für meine Pflicht, einem solchen Rufe aus Preussen mich nicht zu versagen“. Doch auch die Schwierigkeiten verhehlte er ihm nicht. Da waren vor Allem die wenig erquicklichen kollegialen Verhältnisse, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll. Aber auch als Dozent, so meinte Treitschke, würde er keinen leichten Stand finden. „Die Studenten sind überaus verwöhnt in ihren Ansprüchen an die Form des Vortrages.“ Aber „unsere Studenten sind besser als ihr Ruf, fleissige Kollegienbesucher und naiv empfänglich“.

Nun lag freilich nichts näher als der Vergleich des neuen Historikers mit seinen Vorgängern, mit Schlosser und Gervinus, mit Häusser und Treitschke. Erdmannsdörffler schreckte nicht davor zurück, ihn selbst an-

zustellen. In seiner Antrittsvorlesung gab er, wie Gothein erzählt, eine geistreiche Skizze derselben. Er huldigte ihnen und brach kurzweg mit ihrem System. Dazu gehörte Mut und Entschlossenheit. Man muss Heidelberg kennen, Studenten und Bürgerschaft, wie sie mit grenzenloser Verehrung an Häusser und Treitschke gehangen, wie hier noch das Bild Schlossers und Gervinus in der Tradition fortlebt, nachdem ihre Bücher längst tot sind. Aber Schüler im wahren Sinne des Wortes hatte doch keiner dieser grossen Vier erzogen, auch Häusser und Treitschke nicht, und so war gerade durch Erdmannsdörffer der Lehrstuhl ernsterer, wenn auch nicht minder anregender Lehrthätigkeit wieder gewonnen worden. Seine Antrittsrede wirkte freilich etwas abkühlend. Aber gerade das erreichte dem Fache selbst zum Segen. Die Zeit hatte an Häusser und Treitschke ihre Forderungen gestellt, vor Allem letzterer musste der Herold sein der grossen politischen Gedanken. Jetzt galt es vielmehr, die Gemüther zu beruhigen und zu neuer ernster Arbeit heranzuziehen. Und bald erkannte man die Eigenart des neuen Lehrers, der eine Reife und Klarheit zur Schau trug, wie keiner der Vorgänger sie besessen hatte. Nicht mehr so viele lauschten auf ihn, diese aber sahen in ihm nicht bloß den glänzenden Redner, der er trotz allen gewesen, sondern den Meister — der wie die anderen nicht bloß blendende, leuchtende Farben hatte, sondern auch scharfe, künstlerisch vollendete Linien zu ziehen wusste. Und doch ist keiner seinen Vorgängern mehr gerecht geworden als gerade Erdmannsdörffer. Die Feier des hundertsten Geburtstages Friedrich Christoph Schlossers am 17. November 1876 gab ihm Gelegenheit, das Bild des hervorragenden Gelehrten in vollem, wir dürfen hinzusetzen, in völlig richtigem Lichte zu zeigen: „Erst fünfzehn Jahre sind verflossen,“ sagte er, „seitdem die Bürger dieser Universität und die Bürger dieser Stadt an dem Grabe Schlossers standen; weithin in allen Kreisen des Vaterlandes leben und wirken noch zahlreiche Männer, die einst zu seinen Füßen gesessen und manchem heutigen und früheren Bewohner Heidelbergs steht noch das Bild der markigen, imposanten Greisengestalt vor der Seele, mit den scharfgeschnittenen Zügen, mit dem glänzenden, streng blickenden einem Auge, das ihm geblieben, wie sie, in den letzten Zeiten schwankend aber ungebeugt durch die Strassen der Stadt und auf den einsameren Spaziergängen der Umgegend einherschritt. Dennoch lässt sich nicht verkennen, dass unser heutiges Denken in historisch-wissenschaftlicher, unser heutiges Empfinden in nationaler und politischer Beziehung, unsere heutige Beurteilungsweise der Welt und dem Leben gegenüber der Art Schlossers doch schon gänzlich ferne gerückt ist.“ Aber

wie plastisch zeichnet er dann den Werdegang des eigenartigen Mannes, die „zürnende Dantegestalt,“ die man dahinschreiten sah durch das Inferno der Fürstenhöfe des achtzehnten Jahrhunderts, deren Einfluss stärker gewesen „auf den Mut und die Gesinnung des Kampfes und der Vernichtung des Alten, als auf die Ideen der Wiedergeburt und der Neubegründung“. „So,“ schloss er, „steht Schlosser da als einer der wirkungsreichsten historisch-politischen Lehrmeister unseres deutschen Bürgertums in einer entscheidungsvollen Periode seines Kampfes um sein Recht. Diese Periode können wir heute als abgeschlossen, diesen Kampf als siegreich beendet betrachten. Es werden Zeiten kommen, wo die Leistungen des Mannes für die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Geschichte vielleicht noch weniger als zum Teil schon jetzt den fortgeschrittenen Ansprüchen der historischen Methode und Technik genügen werden. Aber dieses Verdienst darf und wird ihm nicht vergessen werden und vornehmlich auch in diesem Sinne lassen Sie an dem heutigen Tage der Erinnerung in der Huldigung uns einigen:

Ehre seinem Gedächtnis!“

Treitschke ist er bis zu seinem Tode menschlich und wissenschaftlich in trauester Weise nahe geblieben. Er hatte seine helle Freude an dem starkmutigen Manne, er liebte ihn mit seinen starken Seiten wie mit seinen Schwächen, die ja bis zu einem gewissen Grade naturnotwendig mit ersteren verknüpft waren. Er sollte jedoch bald genug Gelegenheit finden, seine Anschauungen öffentlich mit der ganzen, ihm eigenen Ritterlichkeit zu bekunden. Der im Jahre 1882 erschienene zweite Band der deutschen Geschichte hatte einer Reihe von mehr oder minder berufenen Kritikern Gelegenheit gegeben, über das Buch herzufallen. Vor allem Baumgarten hatte vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Werkes jene nach jeder Richtung unqualifizierbare Kritik über dasselbe in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht. Mit Recht trat nun Erdmannsdörffer für den aufs Tiefste verletzten Freund und Kollegen ein. Er betonte in einem glänzenden Aufsätze in den „Grenzboten“ mit Recht, dass weder in Frankreich noch in England ein hervorragendes nationales Werk einen solchen Empfang erfahren könnte. „Diesem Manne,“ schrieb er, „und diesem Buche ist öffentlich Unbill geschehen und da kein anderer es that, habe ich mich veranlasst gesehen, dies hier auszusprechen und zu begründen.“ Und indem er ihn rechtfertigte gegenüber den Vorwürfen, die man wegen seiner ungenügenden Methode und wegen seines „preussischen Partikularismus“ gegen ihn erhoben, hat er zugleich mit wenigen Strichen eine glänzende Charakteristik Treitschke's gegeben, die von

bleibendem Werte ist, aber auch nicht minder bedeutungsvoll für Erdmannsdörffers Auffassung von Mann und Werk. „Nun ja,“ sagt er, „es wird niemand in Treitschke einen Historiker erkennen wollen von der Strenge und Kühle Ranke'scher Objektivität, welche ich für meinen Teil allerdings als das Höchste und Reinste verehere, was die deutsche Wissenschaft auf dem Gebiete historischer Leistung zur Anschauung gebracht hat, deren Anwendbarkeit auf alle Objekte aber wenigstens nicht erwiesen ist. Es ist wahr, neben vielen anderen beneidenswerten Gaben haben die Götter diesem Manne etwas heisseres Blut verliehen als in den Adern der meisten anderen fließt. Es ist ein leidenschaftlicher Zug in seinem Wesen, nicht allein in seinem Darstellen und Urteilen, sondern schon in seinem Sehen und Erkennen. Leidenschaft kann den Blick trüben, sie kann ihn auch schärfen zu höher gesteigerter Erkenntniskraft, und in leidenschaftlichen Naturen wird sie bald in der einen, bald in der anderen Richtung wirken. Es liegt mir fern, zu leugnen, dass nicht auch bei Treitschke die ungünstige Wirkung erkennbar sei; er ist stark und heftig in seinem Für und in seinem Wider, er kann auch ungerecht sein und ist es vielleicht bisweilen.“ „Aber,“ fährt er nach Aufzählung einiger Beispiele hiefür fort, „man wolle doch solche Fündchen nicht masslos aufbauschen. Und entspringt nicht andrerseits aus jener leidenschaftlichen Bewegtheit des Naturells gerade auch das Beste, was uns an dieser Geschichtsschreibung erfreut, die warme und erwärmende Lebhaftigkeit der Darstellung, die stets präsenste Fülle konkreter anschaulicher Lebensbilder, die sprechende Natürlichkeit der Charakterschilderungen, das hinreissende Pathos bei der Entwicklung der grossen, allgemeinen, idealen Gesichtspunkte? Das mag dem einen wertvoller erscheinen als dem anderen, aber man muss es doch stehen lassen, und wir sollten uns freuen, dass in der Reihe unserer zahlreichen lebenden deutschen Historiker — nach Antlitz und Artung trotz aller Schuleinheit eine recht bunte Reihe — dieser Mann steht als eine bedeutende und eigenartige Erscheinung, welche die Liebe der Jugend besitzt und die Achtung des Alters verdient, und sollten uns damit zufrieden geben, dass nicht allen Bäumen eine Rinde wächst.“ So standen sie in guten und bösen Tagen zu einander. Als Treitschke im Jahre 1891 zu erblinden drohte und in Heidelberg Heilung suchte und fand, war ihm das Erdmannsdörffer'sche Haus eine Stätte des Trostes und der Ermunterung in Zeiten grenzenloser Qual und Spannung, die dann freilich nachliess, so dass er noch die Kraft fand zu seinem fünften Bande. Auch diesen hat Erdmannsdörffer in glänzender Weise gewürdigt. Er schloss die Besprechung mit den Worten: „Den

wahrhaft tragischen Teil der Aufgabe hat Treitschke noch vor sich. Er wird in dem folgenden Bande die Geschichte der Revolution von 1848 schreiben, die noch ungeschrieben ist. Keinem litterarischen Ereignis der nächsten Jahre auf dem Gebiete der deutschen Geschichtsschreibung blicken wir mit grösserer Spannung entgegen; man möchte alle guten Geister beschwören, dass sie dem Verfasser helfend und schützend zur Seite stehen.“ — — Nun sind sie beide dahin. Aber diese Besprechung hat auch für Erdmannsdörffers theoretische Entwicklung eine ganz besondere Bedeutung. Mit Recht hatte er auf die Meisterschaft Treitschkes in der psychologischen Charaktermalerei hingewiesen. Vor allem die Darstellung Friedrich Wilhelms IV. schien ihm in diesem Sinne „ein Kunstwerk der erlesensten Art“. Nun stand er damals, da er die Besprechung schrieb, noch völlig unter dem freudigen und befriedigenden Eindruck, den die Abhandlung Dilthey's „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ auf ihn gemacht hatte. Sein Briefwechsel mit dem befreundeten Philosophen, den demnächst der Berufenste zu solcher Aufgabe, Max Lenz mit den kleinen Schriften veröffentlichten wird, kann uns interessante Aufklärung darüber geben, in wie weit die Beiden über die wichtige Frage vorher ihre Gedanken ausgetauscht haben. Jedenfalls stand Erdmannsdörffer nicht an, die bedeutenden Ausführungen, die darauf hinweisen, „dass auf einem gewissen Teil ihres Urteils historische und psychologische Forschung sich aufs Nächste berühren und sich gegenseitig die Hand reichen sollten“ für seine Wissenschaft dankend zu acceptieren. Glaubte doch auch er „an die Möglichkeit und die Notwendigkeit einer Methode“, „welche feste Regeln für Menschenbeobachtung und für ästhetische oder historische Menschendarstellung enthielte“. Etwas Neues war ihm der Wink nicht, konnte er dem Schöpfer der „deutschen Geschichte seit 1648“ nicht sein. Aber so deutlich ausgesprochen war er bisher noch nicht und mitten in dem theoretischen Streite jener Tage war ihm dieser Weckruf von einem anderen, wenn auch innerlich tief verwandten Arbeitsfelde herüber doppelt erfreulich. So sagte er denn: „Man bemüht sich heutzutage vielfältig, der Historie neue oder vermeintlich neue Aufgaben und Ziele zuzuweisen, erweitertes Arbeitsgebiet und entsprechend veränderte Methoden von ihr zu fordern. Ich zweifle nicht, dass diese Bemühungen noch viele wertvolle Resultate zu Tage fördern werden und zum Teil schon gefördert haben; die Wissenschaft wird, wie ich überzeugt bin, reichlichen Gewinn von jenen kulturhistorischen und wirtschaftsgeschichtlichen Anregungen davontragen, wengleich ich mich nicht zu dem Glauben bekennen kann,

dass sie eine völlige Verschiebung des Schwerpunktes und eine wesentliche Umgestaltung der Aufgabestellung in der Geschichtswissenschaft im Ganzen zur Folge haben werden. Aber wenn man darauf ausgeht, Lücken und Mängel in dem Betrieb der Historie zu konstatieren, so lässt sich wohl auch noch auf andere hinweisen, und ich habe dabei namentlich die Dürftigkeit der psychologischen Fundamentierung im Auge.“ Es war die Hand des Meisters, welche nun mild und sicher den Finger an eine wunde Stelle legte und die Heilung nur „von der Hilfe einer psychologischen Beweisführung“ erwartete. Diese Betrachtungen haben ihn dann in der Folge noch weiter geführt und bei den Arbeiten für seinen „Mira-beau“ tauchte ihm selbst der Gedanke auf, eine „Psychologie des Pla-giats“ zu schreiben.

Doch wir sind weit den Zeitläuften vorangeeilt. Wichtiges, Tiefbewegendes im Leben Erdmannsdörffers gilt es nachzutragen. Da er den Ruf nach Heidelberg annahm, hatte er vor Allem auch die Möglichkeit im Auge, endlich die Geliebte heimführen zu können. So hat er sich denn im Jahre 1875 mit Anna Lenz, der Schwester seines Schülers vermählt. Mit ihr zog ein lichter Geist, eine sonnige Natur in sein Haus ein und bis in seine letzten Tage zitterte und flimmerte die Erinnerung an die Zufrühgeschiedene in Geist und Seele nach. Wohl Mancher ist vor dem schlichten Grabstein auf dem Heidelberger Friedhof gestanden und hat den Sinn der drei Buchstaben: DNM nicht zu enträtseln vermocht. Es waren die Worte des italienischen Dichters, die sie einst zusammengelesen und die auf die Gattin tiefen Eindruck gemacht:

„Dolce nella memoria“

Im Sinne dieser Worte hat er später gelebt, da er mit Lorbeerzweigen, die er in der Vaucluse Petrarca's gepflückt, das Bild der Teuren bekränzte. Und in diesem Geiste hat auch die zweite Gattin, eine nahe Verwandte des Lenzischen Hauses, die Kinder erzogen, die jene ihm gegeben.

Inzwischen hatte Erdmannsdörffer dem grossen Unternehmen, dem er so lange Zeit seine besten Kräfte geweiht, den letzten Tribut bezahlt und die weiteren Bände der „Urkunden und Aktenstücke“ veröffentlicht. Aber damit war sein Interesse an der grossen Persönlichkeit Friedrich Wilhelms nicht erloschen. Auch den weiteren Veröffentlichungen seiner Mitarbeiter und Nachfolger folgte er mit Aufmerksamkeit und Sympathie. Die Besprechungen, die er den weiteren von Th. Hirsch herausgegebenen Bänden gewidmet, zeugen davon. Aber er selbst hat noch eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte dieses Zeitraums geliefert. So erschien

im Jahre 1878 in der Zeitschrift für preussische Geschichte die Abhandlung über „Louise Henriette von Orleans“. Ein lebenswahres, scharf gezeichnetes Bild der Gattin des grossen Kurfürsten, ein „ächter Erdmannsdörffler“. Freilich er zeigte sie „in einem anderen Lichte, als in dem sie gewöhnlich gesehen zu werden pflegte. Die weiteren Züge, die man in dem Bilde an dieser Stelle sonst gern erblickte“ mussten „verschwinden.“ Es blieb an der Brautfahrt nach dem Haag nichts übrig von der Romantik sehnsuchtsvoller Jugendliebe. „Es ist bei diesem Werben um die Braut schwierig und hart hergegangen, wie überall sonst in dem Leben und Wirken des grossen Fürsten. Aber“, so schloss er die Studie, „die Verklärung der späteren glücklichen Jahre liegt über dem rauhen Anfang“. Inzwischen hatte er 1878 in dem „Neuen Plutarch“ eine scharfe und pointierte Biographie des „Grossen Kurfürsten“ gegeben, nachdem er schon früher in den preussischen Jahrbüchern eine wertvolle, klärende Abhandlung über die Schlacht von „Fehrbellin“ veröffentlicht hatte.

Aber schon beschäftigten ihn wieder zwei neue grosse Aufgaben: seine „Deutsche Geschichte vom westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Grossen 1648—1740, und die „politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden.“ Die „Deutsche Geschichte“ ist der volle Niederschlag seines Könnens und seiner Kraft. Mag immerhin dem zweiten Bande das stete Drängen des Verlegers einigen Abbruch gethan haben — das ganze ist ein grosses historisches Kunstwerk, reif und schön, geschlossen und von krystallischer Klarheit. Wie herrlich der Eingang: man hört die Friedensglocken läuten, man lauscht dem Jauchzen des müden Geschlechts über das Ende der namenlosen Qual, und doch durch den klaffertiefen Brandschutt sieht man die Keime neuen Lebens spriessen. Und wie geht er inmitten dieser zersplitterten Periode den nach oben strebenden Zügen nach. Nichts ist verzeichnet, Licht und Schatten mit stannenswerter Sicherheit und Klarheit aufgesetzt. Dazu die Meisterschaft der Charakteristik, der Gruppierung, die zugleich alles, selbst scheinbar Geringfügiges in die richtige Beleuchtung setzt. Er hatte eben die ganze Periode bis ins tiefste durchdrungen, durchschaut und durchdacht: oben auf der heiteren Höhe seines Gartens in dem rebenumwölbten Gang, seinem „Philosophenweg“ hat er auf- und abwandelnd einen grossen Teil des Werkes entworfen, die einzelnen Gestalten geschaffen. In der That — das Ganze ist wie aus Stein gehauen und dennoch durchdrungen von echtem, historischem Leben. Streng abgegrenzt ohne Rückblick und Ausblick, gleichsam aus sich heraus sich entwickelnd und dennoch getragen von voller dramatischer Folgerichtig-

keit wirkte es mit unmittelbarer Kraft. Und doch wie weist der Schluss in die Zukunft, auf Preussen, „den gliederlosen, stummen, regungslosen Riesen“ hin: „Wenn das Wort gesprochen wird, das ihn belebt! Wenn der Funke springt, der ihm die Glieder löst!

Ein neues Zeitalter bricht an. Sein stolzestes Denkmal ist die politische Korrespondenz Friedrichs des Grossen. Wir lesen die ersten Blätter, und es ist uns, als hörten wir das Rauschen eines emporsteigenden Vorhangs, und vor unseren Augen eröffnet sich der Ausblick auf eine unermessliche Bühne, voll sich drängender Gestalten — von weltweiter Perspektive.“

Mit Recht war dem Werke im Jahre 1894 der Verdunpreis zuerkannt worden. Diese Entscheidung, die Sybels Werk über die Begründung des deutschen Reichs trotz des Vorschlags der Kommission unberücksichtigt liess, erregte ja im ersten Augenblick Befremden und Erstaunen. Aber bald sah man ein, dass sie durchaus berechtigt war, dass Erdmannsdörffers Werk des Preises völlig wert war. Die Nachricht hievon traf ihn bereits auf einer Erholungsreise nach Italien, die er bis nach Sizilien ausdehnte. Es war ein lang gehegter Wunsch, den er sich jetzt erfüllte. Freilich hat er den Plan einer Orientreise nie völlig aufgegeben, aber der Aufenthalt auf der wunderbaren Insel hat ihm doch eine tiefe, innere Befriedigung bereitet.

Inzwischen waren auch die beiden ersten Bände der „Politischen Korrespondenz“ Karl Friedrichs von Baden erschienen. Mit wachsendem Interesse hatte er sich dieser von der badischen historischen Kommission im Jahre 1883 gestellten Aufgabe hingegeben. Die Anregung war keineswegs von ihm ausgegangen, sondern von Eduard Winkelmann. Aber er unternahm selbst einen Teil der Archivreisen nach Wien und nach Paris, von deren Erfolgen er gerne erzählte. Vor Allem Paris machte auf ihn tiefen Eindruck. Er hat späterhin vielen seiner Schüler geraten, die französische Hauptstadt zu besuchen und hier ihren historischen Gesichtskreis zu erweitern. Das Werk war im gewissen Sinne eine That. Wenn er auch die Bearbeitung der späteren Bände in die erprobten Hände seines Schülers und Freundes Obser niederlegte, da ihm die Behandlung der rheinbündlerischen Periode widerstrebte, so hat doch gerade er schon durch die beiden ersten Bände die Notwendigkeit jener Entwicklung nachgewiesen und jener sittlichen Entrüstung, mit der man deutscherseits diesen Zeitabschnitt zu behandeln pflegte, die Basis entzogen. Die Vorarbeiten zu der umfassenden Publikation hatten ihm die Anregung zu seiner Rektoratsrede „Aus den Zeiten des deutschen Fürsten-

bundes“ gegeben, in welcher er „mit freudigem Stolze“ darauf hinwies, „dass an jenen denkwürdigen letzten Versuchen, das alte, deutsche Reich und seine Verfassung noch einmal zu regenerieren in Anknüpfung an die Kontinuität seiner Geschichte und an die vielleicht noch lebensfähigen Elemente in ihr, der badische Staat und sein Fürstenhaus einen aufrichtig gemeinten, von wahren Patriotismus beseelten ehrenvollen Anteil gehabt haben.“

Im übrigen hat er der grossen Publikation bis zum Schlusse sein Interesse bewahrt. So veröffentlichte er als Neujahrsblatt für 1893 die „Reiseberichte eines österreichischen Kameralisten über das badische Oberland im Jahre 1785“ und noch in seinem letzten Jahre hat er noch einmal „seinem Reitzenstein“ sich zugewendet und für die Anfänge von dessen Wirksamkeit einen interessanten Beitrag geliefert. So hat er seiner neuen badischen Heimat und dem Genius loci treulichst den Tribut geleistet. In diesem Zusammenhange dürfen wir auch seine kleinen Beiträge zur Goethe-Biographie betrachten, die er in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern“ veröffentlicht hat. Die beiden kleinen Kabinetstücke bilden eigentlich einen Torso. Er hatte noch einige weitere Studien gleicher Art im Auge. Vor Allem hatte ihn der Argwohn interessiert, mit dem man in der Hofburg zu Wien Goethes Reise nach Italien betrachtete und dieser Sängerehre unbedingt politische Bedeutung beilegen zu müssen glaubte. Nicht minder fein ist das Bild, das er von dem italienischen Zeitgenossen Goethes, dem Vittorio Alfieri, dem Schöpfer der neuen italienischen Tragödie gegeben hat. Auch die geistvolle Verquickung der Persönlichkeit mit der historischen Entwicklung des Volkes kommt vortrefflich heraus. So zeigt er ihn als „eine starke vollmännliche Natur in einem verkommenen schwächlichen Zeitalter“, als „einen Propheten der Freiheit, deren Namen ausgelöscht und vergessen war,“ als den „hochgesinnten Patriot, dessen dämmernde Ideen einer nationalen Wiedergeburt Italiens den Ausgangspunkt bilden für die neuere Geschichte dieses Landes und seines Volkes“.

In dem „Zeitalter der Novelle in Hellas“ hatte Erdmannsdörffer es als eine Sache von nicht geringem Interesse bezeichnet, die Biographie der „Novelle von den drei Ringen“ zu erzählen. Er ist selbst auf den Gedanken zurückgekommen und hat diese Biographie in einem feinen und weitsichtigen Vortrage niedergelegt, der im Jahre 1897 gehalten, freilich noch der Drucklegung harret.

Im Jahre 1894 hatte sein Schwager Max Lenz jene bedeutsame Abhandlung über „Marie Antoinette im Kampfe mit der französischen Re-

volution“ veröffentlicht. Er war mit den Resultaten nicht völlig einverstanden, so sehr ihn die Gedankengänge des ihm geistig und persönlich in so trauter Weise nahestehenden Historikers interessierten. Er hegte wohl eine Zeitlang die Absicht, seine eigene Auffassung der anderen „allzuschaffen“ gegenüberzustellen. Daraus hat sich dann der Plan entwickelt, den „Mirabeau“ für die „Monographien der Weltgeschichte“ zu schreiben, der ihn mehr und mehr fesselte. Aber es lag in seiner Veranlagung, dass er hierbei mehr anderen Spuren in Mirabeaus Charakter nachging und so ist es denn zu jener nach mehr als einer Seite interessanten Auseinandersetzung nicht gekommen. Denn an dem Punkte, wo er zu der Frage Stellung nehmen musste, bricht er ab. Die Frage blieb ungelöst. Vielleicht ist dies der Einheit des Buches zu Gute gekommen. Denn in der That, auch dieser Mirabeau ist ein Kunstwerk von seltener Eigenart. Aber auch hier noch ein methodisches Weitergehen, eine methodische Betrachtung von höchstem Interesse, die er zu einer „Psychologie des Plagiats“ verarbeiten wollte. Die Grundzüge hiezu hat er in dem kleinen Vortrag niedergelegt, den er bei der Historikerversammlung im Haag (1898) über „Mirabeau und Mauvillon“ gehalten hat.

Inzwischen war er nach dem Heimgehe Eduard Winkelmanns, dem er eine warme und von feiner Charakteristik zeugende Gedenkrede gehalten, Präsident der badischen historischen Kommission, und bald darauf Mitglied der Berliner und Münchener Akademie, sowie der Münchener historischen Kommission geworden. Besonders die letztere Ernennung hat ihn innig erfreut und er hat ihren Arbeiten das wärmste Interesse gezollt. Alljährlich kam er nun in den Pfingsttagen zu den Sitzungen derselben nach München. Hier hatte ihn Liliencron bewogen, für die „Allgemeine deutsche Biographie“ den Artikel „Beust“ zu übernehmen. So knüpfte er denn nach dem Schlusse des Hauptwerks die alten Beziehungen zu demselben wieder an, für das er in früheren Jahren eine Reihe der wertvollsten Artikel über die Zeitgenossen des Grossen Kurfürsten geliefert hatte. Auch in der Biographie des so Hartgescholtenen hat er mit der ganzen Feinheit seiner Arbeitsweise ein Bild geschaffen, das über dem Für und Wider der Parteien diesseits und jenseits des Mains, diesseits und jenseits des Erzgebirges steht. Er sandte es mir mit einem herzlichen Briefe, in welchem er schrieb: „So hilft man sich von einer kleinen Arbeit zur anderen weiter, zu Grösserem fehlt mir der Mut.“

Die Beschäftigung mit der neuesten Zeit hatte nun doch eine stark politische Veranlassung: den Sturz des Fürsten Bismarck. Er, der die

Gänge der Geschichte mit so heiterer Ruhe betrachtete, der das „sine ira et studio“ sein Leben lang, so weit einem Menschen von Fleisch und Blut dies überhaupt möglich ist, durchgeführt, er fühlte, wie in jenen traurigen Tagen seine politische Leidenschaft geweckt wurde durch den jähen Zorn über die namenlose Undankbarkeit, mit der man dem gewaltigen Schöpfer der deutschen Einheit sein gigantisches Werk vergolten hatte. Es war ein echter, ehrlicher, hellauflodernder „furor teutonicus“, der ihn nun erfasste und veranlasste, in die politische Arena herabzusteigen. Kühn und unerschrocken hat er nun den Kreuzzug gepredigt und es gehörte zu den stolzesten Momenten seines Lebens, da er mit den Tausenden des badischen Landes jene Wallfahrt nach Kissingen antrat und in Zeiten, da andere furchtsam schwiegen und in armseliger Scheu sich zurückhielten, dem Kanzler in feurigen, begeisterten Worten das Gelöbnis der Treue und unauslöschlicher Dankbarkeit darbrachte. Seine Rede in Kissingen, an dem heissen Nachmittag des 24. Juli 1892 war in der That eine bedeutsame, gewaltige Kundgebung, die nicht bloß in den Herzen der Teilnehmer fortleben wird. Nicht minder stolze und trutzige Worte hat er an jenem 1. April 1897 in Heidelberg gesprochen, da wir das Denkmal Bismarcks enthüllt. Bei diesen Gelegenheiten ist die tiefe, innere Verwandtschaft mit Treitschke, dieses heisse Feuer politischer Leidenschaft in hellen reinigenden Flammen mächtig zu Tage getreten.

Nun ist es auch bei ihm erloschen. Bismarcks Tod hatte ihm Schweninger mit den Worten telegraphiert: „Gönnen wir dem Einzigen die Ruhe!“ Auch von Bernhard Erdmannsdörffers dürfen wir sagen: „Gönnen wir dem Einzigen die Ruhe!“ Alle aber, die ihn kannten und ihm nahe gestanden, werden hinzufügen:

„Dolce nella memoria!“

Veltro, Gross-Chan und Kaisersage.

Von

Alfred Bassermann.

Unter den vielen Rätseln, die uns Dante in seiner *Commedia* zu raten aufgibt, hat die geheimnisvolle Gestalt des grossen Retters, der da kommen soll, immer in erster Reihe das Interesse der Ausleger in Anspruch genommen. Und mit Recht. Denn diese mystische Hoffnung, die aus dem Jammer und der Verderbnis der Gegenwart zu einer geläuterten glücklichen Zukunft emporstrebt, die Hoffnung auf den Veltro, den Windhund, der die nimmersatte Wölfin in die Hölle zurückjagen wird¹⁾, auf den Gottgesandten, den apokalyptischen DXV, den Dux,

1) Inf. 1 V. 49. *E d'una lupa, che di tutte brame
Semiava carca nella sua magrezza,
E molte genti se' già viver grame.*

V. 94. *Chè questa bestia, per la qual tu gride,
Non lascia altrui passar per la sua via,
Ma tanto lo impedisce che l'uccide.*

*Ed ha natura sì malvagia e ria
Che mai non empie la bramosa voglia,
E dopo il pasto ha più fame che pria.*

*Molti son gli animali a cui s'ammoglia
E più saranno ancora, infin che il Veltro
Verra, che la farà morir di doglia.*

*Questi non ciberà terra nè peltro,
Ma sapiensa e amore e virtute,
E sua nazione sarà tra feltro e feltro.*

*Di quell' umile Italia fia salute,
Per cui morì la vergine Cammilla,
Eurialo e Turno e Niso di ferute.*

*Questi la caccerà per ogni villa,
Fin che l'avrà rimessa nell' inferno,
Là onde invidia prima dipartilla.*

der die Hure — die entartete Kirche — und den Riesen — den französischen König — tödten wird¹⁾, gehört zu den mächtigsten Grundtönen des Gedichts. Aber bis jetzt hat keiner der vielen Versuche zur Aufhellung des Dunkels, woein der Dichter seine Weissagung gehüllt hat, eine allgemeinere Anerkennung zu erringen vermocht²⁾. Mein eigener Erklärungsversuch, den ich in meiner Übersetzung des Inferno³⁾ unternahm, hatte keinen besseren Erfolg; ja er fand ganz besonders wenig Anklang. Die Kritiker beachteten ihn kaum oder lehnten ihn jedenfalls ab, und Kraus nannte ihn geradezu „einen zwar sehr alten, aber darum nicht weniger verfehlten Einfall“⁴⁾. Gleichwohl blieb ich von der Triftigkeit meiner Ansicht überzeugt, und jetzt, fast zur gleichen Zeit, wo mich Pochhammer in seiner Übersetzung der Divina Commedia⁵⁾ mit der unerwarteten Zustimmung erfreut hat, er halte „dies sechshundertjährige Dante-Rätsel“ durch meine Deutung für gelöst, bin ich auf ein neues Beweisstück aufmerksam geworden, das mir geeignet scheint, nicht nur meine Deutung des Veltro zu stützen, sondern die ganze Vorstellungsgruppe, aus der der Veltro hervorgewachsen ist, in helleres Licht treten zu lassen.

Purg. 20. V. 10. *Maledetta sie tu, antica lupa,
Che più di tutte l'altre bestie hai preda,
Per la tua fame senza fine cupa!*

*O ciel, nel cui girar par che si creda
Le condizion di quaggiù trasmutarsi,
Quando verra per cui questa disceda?*

1) Prg. 33 V. 37. *Non sarà tutto tempo senza reda
L'aquila che lasciò le penne al carro,
Per che divenne mostro e poscia preda;*

*Ch'io veggio certamente, e però il narro,
A darne tempo già stelle propinque,
Sicure d'ogni intoppo e d'ogni sbarro,*

*Nel quale un cinquecento diece e cinque,
Messo di Dio, anciderà la fuja
Con quel gigante che con lei delinque.*

2) cf. Scartazzini, Leipziger Commentar zu den Stellen Inf. 1 V. 100 und Prg. 33 V. 43. — Derselbe, Enciclopedia Dantesca, Milano 1896—99 zu den Artikeln „cinquecento diece e cinque“ und „Veltro“. — Kraus, Dante, Berlin 1897 p. 468 ff. und p. 734 ff.

3) Dante's Hölle, Heidelberg 1892 p. 20—24.

4) Lit.-Blatt für german. u. rom. Philologie 1893 p. 257.

5) Pochhammer, Dante's göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet, Leipzig 1901 p. XLV.

In meiner Inferno-Übersetzung war ich auf Grund der bekannten Ausführungen Dantes in seiner Schrift *De Monarchia*¹⁾ zunächst zu der Auffassung gelangt, dass Dante mit dem Veltro nur seinen idealen Weltkaiser gemeint haben könne, dem er dort die Aufgabe zugewiesen hat, als allmächtiger und darum wunschloser Herr der Erde Friede, Gerechtigkeit und Freiheit aufrecht zu erhalten und dadurch das Menschengeschlecht in den Hafen der zeitlichen Glückseligkeit zu lenken. Dieser erste Schritt wird von vielen anderen Erklärern in gleicher Weise gethan. Dann wirkt aber meist der Nachsatz der Veltro-Beschreibung verwirrend „*e sua nazione sarà tra feltro e feltro,*“ das von Vielen als geographische Bestimmung, von Anderen noch willkürlicher gedeutet zu den manchfachsten Auslegungen verleitet²⁾. Mich veranlasste eine Stelle bei Villani zu einer anderen Deutung. Dieser schreibt, wo er von dem ersten Auftreten der Tartaren berichtet, V. cp. 29: „*Allora si congregarono insieme e fecero per divina visione loro Imperadore e signore uno fabbro di povero stato, che avea nome Cangius, il quale in su uno povero feltro fu levato Imperadore; e come egli fu fatto signore, fu soprannomato Cane, cioè in loro linguaggio Imperadore.*“ Das Zusammentreffen der Wortgruppen *feltro*, *Cane* (= Hund) und *Imperadore* bei Villani und *feltro*, *Veltro* (= Hund) und der Weltkaiser bei Dante, schien mir zu auffallend, um zufällig sein zu können, und da sich mir in Marco Polo's Schilderungen vom Reich der Tartaren und ihrem Gross-Chan das Bild eines Weltherrschers von ebenso staunenswerter Machtfülle als Weisheit und Regententugend bot, so kam ich zu der Vermutung, dass diese Vorstellung vom Gran Cane der Tartaren, der auf schlichtem Filz zum Kaiser erhoben wurde, auch in Dantes Bild vom Veltro Eingang gefunden habe, wobei ich aber ausdrücklich hervorhob, dass Dante natürlich nicht den wirklichen Dschingischan der Geschichte vor Augen hatte, sondern nur eben jenen gewaltigen, weisen und gerechten Weltherrschers, wie ihn die Kunde aus dem fernen Asien schilderte³⁾.

1) cf. meine Inferno-Übersetzung p. 16 ff.

2) cf. die S. 29 Anm. 2 angeführten Stellen bei Scartazzini und Kraus.

3) Die Spur einer ähnlichen, wenn auch in Einzelheiten abweichenden Auffassung findet sich schon in dem Commentar Boccaccio's, der sie aber auch nicht versteht und kopfschüttelnd bei Seite schiebt (Comento ed. Milanese, Florenz 1863 I. p. 194): *Alcuni altri accostandosi in ogni cosa alla predetta opinione, danno del tra feltro e feltro una esposizione assai pellegrina, dicendo sè estimare la dimostrazione di questa mutazione, cioè del permutarsi i costumi degli uomini, e gli*

Noch ausführlicher als bei Villani findet sich die Erzählung von der Filzdecke bei der tartarischen Kaiser-Wahl in der *Historia orientalis* des armenischen Prinzen und späteren Prämonstratenser-Mönches Haithonus¹⁾, die Villani selbst als Quelle anführt. Die Stelle, die in mehrfacher Beziehung wichtig ist und uns noch weiterhin beschäftigen wird, lautet (cp. 16):

Quumque istae septem Tartarorum nationes starent sub obedientia vicinorum, ut superius est expressum, accidit, quod quidam homo senex, pauper, faber ferrarius²⁾, visionem vidit in somno, militem videlicet totum album, armatum et super albo equo sedentem, qui ipsum nomine proprio appellavit et dixit: Changie, voluntas Dei immortalis est, quod tu Tartarorum sis Rector, et Dominus super istas nationes Moglorsi, et quod per te a servitute vicinorum, in qua steterunt diutius, liberentur: Et

*appetiti da avarizia in liberalità, doversi cominciare in Tartaria, ovvero nello imperio di mezzo, laddove estimano essere adunate le maggiori ricchezze e moltitudini di tesori, che oggi in alcuna altra parte sopra la terra si sappiano. E la ragione con la quale la loro oppenione fortificano, è, che dicono essere antico costume degl' imperadori de' Tartari (le magnificenze de' quali e le ricchezze appo noi sono incredibili) morendo, essere da alcuno de' loro servidori portato sopra un' asta, per la contrada, dove muore, una pezza di feltro, e colui che la porta andar gridando: ecco ciò che il cotale imperadore che morto è, ne porta di tutti i suoi tesori: e poichè questa grida è andata, in questo feltro involuppano il morto corpo di quello imperadore; e così senza alcun altro ornamento il seppelliscono. E per questo dicono così: questo veltro, cioè colui che prima dee dimostrare gli effetti di questa costellazione, nascerà in Tartaria tra feltro e feltro, cioè regnante alcuno di questi imperadori, il quale regna tra feltro adoperato nella morte del suo predecessore, e quello che si dee in lui nella sua morte adoperare. — Ich vermute, dass noch ein Zweiter aus der Reihe der alten Commentatoren diese Deutung auf den Gross-Chan gekannt hat, wenn er sie auch ebenso ablehnte wie Boccaccio. In Vernons Ausgabe des Benvenuto Rambaldi I. p. 58 steht bei der Erklärung des Veltro zu lesen: *Nec minus ridiculum videtur quod alii dicunt, quod autor hic loquitur de magno anno.* „Anno“ giebt keinen Sinn und scheint mir verschrieben oder verlesen für „cano“ oder „cane“. — Die von Boccaccio erwähnte Lanze mit dem Filz kehrt auch im Reisebericht des Johannes de Plano Carpini (1246) bei der Schilderung der tartarischen Totenbräuche wieder (Recueil de voyages et de mémoires, publié par la société de géographie. Paris 1838. Bd. IV p. 232): *Quando aliquis eorum infirmatur ad mortem, ponitur in statione ejus una hasta, et circa illam filtrum circumvolvitur nigrum.**

1) Haithoni Armeni *Historia Orientalis*, quae eadem et de Tartaris inscribitur. 1671, herausgegeben von Andr. Müller.

2) Dieser mehrfach überlieferte Zug, Dschingis-Chan oder Temudschin sei ein Schmied gewesen, wird von d'Ohsson, *Histoire des Mongols*, Amsterdam 1852 Bd. I. p. 36 Anm. 2 wie folgt erklärt: *Le nom de Témoutschin, qui signifie, en mongol, le meilleur fer a été confondu avec celui de Témourджи, qui veut dire, en turc, forgeron, ce qui a, sans doute, fait croire que Tschinguis-Khan avait exercé ce métier.*

dominabuntur vicinis eorum, et vectigalia, quae praestare consueverant, recipient ab eisdem. Changius fuit magna jocunditate repletus, audiens verbum Dei: Et narravit visionem, quam viderat, universis. Sed Duces et majores istorum noluerunt credere visioni: imo senem quodammodo deridebant. Nocte vero sequenti praedicti duces viderunt militem album et visionem, sicut senex Changius omnibus reseraverat: et praeceptum fuit eis ex parte Dei immortalis, quod obedirent Changio et sua mandata facerent ab omnibus observari. Unde praedicti Duces et majores septem nationum Tartarorum congregatis populis fecerunt fieri obedientiam et reverentiam Changio superius nominato tanquam eorum Domino naturali. Post haec vero sedem suam statuerunt in medio ipsorum, et extendentes quoddam filtrum nigerrimum super terram desuper sedere fecerunt Changium, et septem Duces majores elevantes illum posuerunt in sedem cum magno tripudio et clamore, et vocaverunt eum Cham primum Imperatorem, solennem reverentiam cum genuflexionibus eidem tanquam imperatori et domino facientes. De tali vero solennitate; quam Tartari fecerunt, qui eorum primum imperatorem et Dominum posuerunt, et de filtro nemo debeat admirari, quoniam forte pulchriorem pannum, super quo ipsum ponerent, non habebant: Aut erant forsitan ita rudes, quod melius vel pulchrius facere ignorabant. Sed de hoc an non posset aliquis admirari, quod cum praedicti Tartari acquisiverunt multa regna et divitias infinitas (quoniam dominium Asiae tenent et opes, et usque ad confines Hungariae dominantur) nec propter hoc voluerunt antiquam consuetudinen relinquere, sive modum: imo oportet, quod confirmatione imperatoris Tartarorum ille modus totaliter teneatur, quem eorum veteres ab initio tenuerunt. Et ego in confirmatione imperatoris Tartarorum bis personaliter interfui.

Die Verwendung der Filzdecke hat man sich hiernach also in der Weise zu denken, dass der designierte Chan sich darauf setzte und die sieben Wahlfürsten dann am Rand anfassten und den Chan in der Filzdecke auf den Thronsessel hoben. Beachtenswert ist auch, welches Gewicht Haithon darauf legt, dass der schlichte alte Brauch auch in den späteren Zeiten des Glanzes beibehalten worden sei, ein Zug, der sich besonders gut dem Bild des Veltro einfügt: der Weltkaiser, den Dante

erwartet, hat nicht wirklich arm zu sein, sondern gerade die schrankenlose Fülle seiner Macht und seines Besitzes soll es ja sein, die ihn wunschlos macht, sodass er

*non ciberà terra nè peltro,
Ma sapienza e amore e virtute.*

Das sind die Dokumente, auf die sich bisher meine Deutung des Veltro gestützt hatte. Neuerdings bin ich nun auf ein weiteres Beweisstück gestossen, durch das meine Auffassung eine überraschende Bestätigung und Ausgestaltung erfährt. Es ist die Schrift des Johannes von Hildesheim de gestis ac trina beatissimorum trium regum translatione¹⁾. Die Legende, die schon Goethes Interesse erregte²⁾, ist zwischen 1364 und 1375 verfasst und berichtet von den heiligen drei Königen, von ihrem Leben und Sterben und von den Schicksalen ihrer Gebeine mit vielen anmutigen und merkwürdigen Abschweifungen bis zur Ankunft der heiligen Reliquien in Köln. Als Hauptquelle will der Verfasser chaldäische und hebräische Bücher, die in Accon in's Französische übersetzt worden seien, benutzt haben; Anderes habe er aus sonstigen Schriften, aus eigener Wahrnehmung und aus mündlichen Berichten geschöpft. Für eine Reihe von Stellen ist die Benutzung des Haithonus unzweifelhaft³⁾; für andere hat Zarncke auf den Zusammenhang mit den Erzählungen vom Priester Johannes hingewiesen⁴⁾; die mündlichen Berichte mag der Verfasser in Avignon und Rom vernommen haben, wo er sich nachgewiesenermassen aufgehalten hat und wo die weitausgreifenden Beziehungen der Curie auch das Morgenland dem Blicke näher rückten.

Im 44. Kapitel nun kommt Johannes von Hildesheim, nachdem er die Nestorianer und ihre Ketzerei erwähnt hat, folgendermassen auf die Tartaren zu sprechen⁵⁾:

1) Erwähnt bei Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausg. II. p. 800 Anm. Mir lag sie in der Ausgabe von Köpke vor (Mitteilungen aus den Handschriften der Ritter-Akademie zu Brandenburg a. H. 1878. Progr. Nr. 55), wo sich auch ausführliche Angaben über das Werk und seinen Verfasser finden.

2) Sämtl. Werke, Stuttgart 1895 Bd. 36 p. 192 ff.

3) So die Arche Noae auf dem Berggipfel Haithon cp. 9. — Joh. v. Hildesh. cp. 41, das Land der Finsternis *Hamsen* Haithon cp. 10. — Joh. v. Hildesh. l. c., wo nur der Name *Heysensis*, *Henysen*, *Henyssemi* lautet, sowie die hier noch näher zu besprechende Stelle.

4) Abhandlungen der philol.-hist. Klasse der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften VIII. (1883) p. 117 f.

5) Ich gebe den Text, wie ihn Köpke nach Vergleichung der Brandenburger Handschrift mit zwei alten Drucken hergestellt hat.

Unde anno domini M^o CC^o LXVIII^o deus homines rudes et viles, qui in istorum Nestorinorum terris pastores (erant), contra hos Nestorinos incitant [wohl incitat], qui se Tartaros vocaverunt et sibi fabrum in capitaneum elegerunt, qui tunc potenter eruperunt et omnes terras et regna Nestorinorum destruxerunt et ipsos juvenes et senes absque aliqua misericordia interfecerunt et deleverunt, et omnes eorum civitates et villas et castra, terras et regna ceperunt, in quibus nunc Tartari habitant et regnant. Et ceperunt Cambalech et in XXX (diebus) oppugnant Baldach, in qua fuit Sarracenorum calipha successor Machometi in eorum lege, sicut papa successor sancti Petri et ita per omnia ei obediverunt. Et ipsum calipham fame occiderunt et postmodum Sarraceni calipham non habuerunt nec habent usque in praesentem diem. Et etiam oppugnaverunt Thauris et (hae) tres civitates sunt meliores et ditiores quam totum regnum Soldani. Nam de fortitudine et pulchritudine civitatis Cambalech¹⁾ et divitiis nullus plene potest enarrare; et Baldach est civitas, quae ab antiquo Babylonia (magna vocabatur, in qua fuit turris Babel. Sed est a loco, quo quondam Babylonia) stetit propter paludes, bestias et vermes periculosas ad dimidium miliariae translata. Et civitas Thauris²⁾ ab antiquo Susis vocabatur in qua regnabat Ahasverus rex, et in ipsa civitate in templo Tartarorum est arbor arida, de qua plurima narrantur in universo mundo, quae ultra modum cum stipendiariis et armigeris custoditur et aliis diversis seris, ferris et muris est quam multipliciter serata et inclusa, nam ab antiquo in omnibus partibus orientis fuit consuetudinis et est, quod si quis rex vel dominus vel populus tam potens efficitur, quod scutum vel clipeum suum potenter in illam arborem pendet, tunc illi regi vel domino in omnibus et per omnia obediunt et intendunt; sed si aliquis rex vel dominus vel populus illam civitatem bene caperet et oppugnaret et in illam arborem scutum vel clipeum pendere non posset, tunc ipsis non obedirent. Et ipsam civitatem (omnes) ibidem maxime defendunt quousque violenter ab ipsa depellantur. Nam ad obtinendam totam terram aliqua civitatis nisi Thauris non quaeritur circumvallare; et nunc dominus Tartarorum in illis partibus magnus canis imperator Cathagiae vocatur, et nunc non est potentior maior et ditior dominus in toto mundo. Nam deus sibi brevibus

1) Peking cf. Le livre de Marco Polo ed. Pauthier, Paris 1865 I. p. 265.

2) oder Tavis, heute Taebri, wichtiger Stapelplatz der vom schwarzen Meer nach Persien führenden Karawanenstrasse, cf. Pauthier I. p. 59.

temporibus terras, provincias, gentes et regna, quibus natus (iratus) fuit dominus, tradidit et subiecit propter peccata eorum. Nam ipse idem imperator sub se habet et regnat in omnibus regnis, proviniciis et terris, in quibus Nabuchodonosor, Darius, Arphaxat, Ahasverus et Romani in oriente ab antiquo regnabant. Et ipse imperator Tartarorum multum favet in terris et regnis suis Christianis et fides Christiana, quae in omnibus praedictis terris per infedele et haereticos et Nestorinos fuit abolita et oblita, nunc per fratres minores et Augustinenses et praedicatores et alios doctores de novo incipit reflorescere.

Die Stelle geht von der Tradition aus, die wir schon kennen, der erste Kaiser der Tartaren sei ein Schmied gewesen; auch weiterhin finden sich wieder Anklänge an Haithonus; bei dem Hungertod des Khalifen kehren sogar fast die gleichen Worte wieder¹⁾; an Marco Polos Auffassung erinnert die Gestalt des allmächtigen christenfreundlichen Gross-Chans. Dazwischen aber treffen wir auf ein überraschendes neues Element: den dürren Baum als Grund der Weltherrschaft des Gross-Chans²⁾. Dieser dürre Baum, an dem der Schild des Herrschers aufgehängt wird, ist ein hervorstechender Zug der mittelalterlichen Kaisersage, und es leuchtet ein, dass seine Erwähnung im Zusammenhang mit dem Tartaren-Kaiser für meine Deutung des Veltro aufs Schwerste ins Gewicht fallen muss. Aber um die ganze Tragweite zu ermessen, ist es erforderlich auf das Wesen dieser Überlieferung näher einzugehen.

Die Kaisersage hat eine lange vielverschlungene Geschichte, die aber durch eine Reihe eingehender Arbeiten — namentlich seitdem das neue Kaiserreich erstanden, wendete sich das Interesse dieser Frage wieder zu — im Grossen und Ganzen jetzt klar vor uns liegt³⁾.

1) Haithon cp. 26, *nec unquam Caliphus postea exstetit in Baldach.*

2) Dass der dürre Baum in Thauris steht, ist der *Descriptio Orientalium partium* des Franziskanerbruders Odoricus de Foro Julii († 1331) entnommen, der fast mit den gleichen Worten erzählt: *De ista contrata recedens me transtuli Thauris, civitatem magnam et regalem que Susis antiquitus dicebatur. In ista ut dicitur est Arbor Sicca, in una moscheta et [= id est] in una ecclesia Sarracenorum.* (Yule, *Cathay and the way thither*, London 1866. Appendix I. p. II.) Doch ist von den sagenhaften Zügen dort nichts erwähnt.

3) Aus der reichen Litteratur cf. insbesondere Wachter, *Friedriche*, Ersch und Gruber *Encykl.* 1849. XLIX p. 273 ff. — Massmann, *Kaiserchronik*, Quedlinburg und Leipzig 1854. III. p. 1118 ff. — Voigt, *die deutsche Kaisersage*, *Sybel's histor. Zeitschr.* 1871. XXVI, p. 131 ff. — Zezschwitz, *der Kaisertraum des Mittelalters*, Leipzig 1877; *Vom römischen Kaisertum deutscher Nation*, Leipzig 1877. — Völter, *die Secte von Schwäbisch-Hall und der Ursprung der deutschen Kaisersage*,

Ihre ersten Keime reichen zurück in die christlichen Weissagungen vom Ende aller Dinge, in die Weissagung des zweiten Thessalonicher Briefs (cp. 2 V. 3 ff.) vom Kommen des Antichrist und in die der Apokalypse (cp. 11, 13 u. 17) vom Tier des Abgrunds. Als letztes der vier Weltreiche Daniels (cp. 7) vor dem Kommen des Menschensohns galt das römische. Es musste also zum Schluss ein letzter grosser römischer Kaiser und der Antichrist zusammentreffen. Zunächst als Gegensätze gedacht, verschmolzen sie in der mächtigen Gestalt des Nero in eine einzige geheimnisvolle Vorstellung. Wie sich das Volk von Rom nach ihm als dem letzten rechten Kaiser aus dem Julischen Hause zurücksehnte, sein Grab noch lange mit Blumen schmückte und seine Auferstehung erhoffte, so war er für die Christen, die unter ihm gelitten hatten, das Tier, das gewesen ist und nicht ist und wiederkommen wird aus dem Abgrund¹⁾. Seit Constantins Bekehrung trat dann der letzte Kaiser als Herr der Christenheit dem Antichrist wieder feindlich gegenüber, und wie der Sitz des Kaisertums von Rom nach Byzanz verlegt war, so suchte man auch den Antichrist unter den Heiden und Juden des Ostens, und den ganzen Schauplatz des letzten Dramas dachte man sich im Morgenland. Als weiteres Element kam die Vorstellung vom Kreuz Christi hinzu, das namentlich seit seiner Auffindung durch die Kaiserin Helena in Ostrom eine besondere Verehrung genoss, und in Hera klius, der durch glänzende Siege Jerusalem von der Herrschaft der Perser befreite und das geraubte Kreuz dorthin als demütiger Pilger zurückführte, verwirklichte sich noch einmal das Ideal des mächtigen christlichen Kaisers²⁾. Darnach gestaltete sich die Urvorstellung der Kaisersage folgendermassen: Wenn das Ende der Dinge herannaht, führt ein letzter (byzantinischer) Kaiser das Reich noch einmal auf die Höhe der Macht, besiegt die Heiden und befreit Jerusalem. Dann aber legt er auf Golgatha Scepter und Krone am Fuss des Kreuzes nieder, das mit diesen Reichs-

Zeitschr. für Kirchengesch. 1880. IV. p. 360. — Haüssner, die deutsche Kaisersage, Progr. Bruchsal 1882. — Fulda, die Kiffhäusersage, Sangershausen und Leipzig 1889. — Grauert, zur deutschen Kaisersage, hist. Jahrb. 1892 p. 100 ff. — Schröder, die deutsche Kaisersage, Heidelberg 1893. — Kampers, Kaiserprophetien u. Kaisersagen, hist. Abhdlg. herausg. von Heigel und Grauert 1895 VIII.

1) Sueton, Nero cp. 57. — Augustin, de civitate Dei XX. cp. 19. — Voigt l. c. p. 143. — Döllinger, Christentum und Kirche, Regensburg 1868 p. 285 ff., 425 ff.

2) Zezschwitz, Kaisertum p. 57 f.

insignien in den Himmel entrückt wird. Hierauf brechen Gog und Magog los, der Antichrist kommt und herrscht seine Zeit, bis er gestürzt wird, Christus in den Wolken erscheint, und der jüngste Tag beginnt.

Diese Vorstellung, die uns in den Methodius-Weissagungen (zwischen 676 und 678) überliefert ist¹⁾, hat dann im Abendland, den veränderten Verhältnissen entsprechend, zunächst insofern eine Umbildung erfahren, dass an Stelle des byzantinischen Kaisers ein Frankenkönig tritt, der das zerrüttete römische Reich noch einmal zusammenfasst als *maximus omnium regum et ultimus* und dann, *postquam regnum suum fideliter gubernaverit, ad ultimum Hierosolymam veniet et in monte Oliveti sceptrum et coronam suam deponet*. So in der für die Königin Gerberga, die Gemahlin des Karolingers Ludwig IV (d'Outremer) vor 954 verfassten Schrift des späteren Abtes Adso von Moutier-en-Der²⁾.

Und wieder zweihundert Jahre später spiegelt sich abermals der politische Umschwung in der Sage wieder, und der deutsche Kaiser rückt ein in die Vertretung der christlichen Welt beim Ende der Dinge. Ihm ist diese Rolle in dem merkwürdigen *Ludus de Antichristo*³⁾ übertragen, und zwar lässt das überraschend sicher geführte und von einem frischen Patriotismus durchwehte Drama deutlich erkennen, dass der Kaiser, der den Frankenkönig mit dem Schwert demütigt, von den Königen Griechenlands und Jerusalems sich huldigen lässt und den König Babylons von Jerusalem zurückschlägt, kein anderer ist als Friedrich Barbarossa in der Fülle seiner Herrschermacht.

Mit der Spaltung, die der Kampf der Staufer mit den Päpsten im dreizehnten Jahrhundert in die politischen Anschauungen brachte, kam ein eigentümliches Schwanken auch in die Vorstellungen der Kaisersage, während sich gleichzeitig die politische und persönliche Richtung immer schärfer herausarbeitete. Die dämonische Gestalt Friedrichs II. war wie keine andere angethan, in gleicher Weise bei den Anhängern des Kaisertums wie bei denen des Papsttums die äussersten Erwartungen zu erwecken und zu verkörpern, und als er nun aus der Fülle seiner Macht und Thätigkeit heraus wider alles Voraussehen durch

1) Döllinger, der Weissagungsglaube und das Prophetentum, Riebls hist. Taschenbuch 1871 p. 304. — Gutschmid, Sybels histor. Zeitschr. 1879 XLI p. 149 ff. — Haussner l. c. p. 21 f. — Schröder l. c. p. 8.

2) Migne, Patr. lat. Cl. p. 1295. — Meyer, der Ludus de Antichristo, Sitzungsberichte der philos.-philolog.-hist. Klasse der bayr. Akademie der Wissenschaften 1882 I. p. 4 f. — Schröder l. c. p. 9 f.

3) cf. die citierten Abhandlungen von Zezschwitz und Meyer.

einen jähen, zudem von seiner Umgebung noch einige Zeit verheimlichten Tod dahingerafft wurde, so war es ganz natürlich, dass die Welt an diese Thatsachen nicht glauben mochte. Wie einst von Nero so hiess es auch von Friedrich, er sei nicht gestorben, sondern halte sich nur verborgen und werde einstens wiederkommen, und dieser Gedanke war so lebendig, dass wiederholt falsche Friedrichs auftreten und in weiteren Kreisen Glauben finden konnten¹⁾. Und ganz von selbst verwuchs diese Vorstellung mit der eschatologischen Kaisersage. Aber sie bekam dabei zweierlei Gestalt. Die Hoffnung der Kaiserpartei liess Friedrichs Züge dem letzten Kaiser, der vor dem Ende der Welt des Reiches Herrlichkeit noch einmal aufrichten sollte; der Hass und die Furcht der Päpstlichen sah ihn als Antichrist wiederkommen und das Mass seiner Frevel, mit denen er bei seinen Lebzeiten die Kirche heimgesucht hatte, voll machen²⁾. Dabei wurde aber die Thätigkeit Friedrichs von beiden Auffassungen doch in gewisser Beziehung ähnlich gedacht: beide erwarteten von ihm ein scharfes Vorgehen gegen Kirche und Geistlichkeit; nur war dies eben in den Augen der Kaiserlichen ein höchlich gebotenes heilsames Reformwerk, in den Augen der Päpstlichen eine teuflische frevelhafte Verfolgung des heiligen christlichen Glaubens. Die päpstliche Seite dieser Auffassung wurde hauptsächlich ausgebildet und verbreitet durch die Lehren und Weissagungen der Joachiten, der franziskanischen Anhänger des Abtes Joachim von Floris († 1202), der kaiserliche Gedanke fand seinen scharfen Ausdruck in der Secte der Ketzler von Schwäbisch-Hall³⁾.

1) Jan Enenkels Weltchronik, Vers 895 ff. Zeitschr. für deutsches Altertum V. p. 292. — Johannis Vitodurani Chronicon, ed. von Wyss, Archiv für Schweizer Geschichte XI. p. 10. — Chronik des Salimbene (Monum. hist. ad. prov. Parmensem et Placentinam pertinentia III) p. 57 f., 107, 166, 307 f. — Jamsilla, Muratori Scr. VIII. p. 589. — Schröder l. c. p. 14 ff. — Brosch, die Friedrichsage in Italien, Sybels hist. Zeitschr. XXXV. p. 17 ff. bezweifelt zwar das Vorhandensein einer wirklichen Volkssage in Italien, aber Salimbene und Jamsilla weisen mindestens die Elemente und Vorbedingungen auf, aus denen die Sage sich gebildet hat.

2) Dieser Umstand kann zur Erklärung der sonst so seltsamen Mitteilung in dem Dante-Commentar des Petrus Allegheii (Florenz 1846 p. 41) dienen, von Einigen werde der Veltro auf den Antichrist gedeutet. Es ist eben die kirchliche Kehrseite zu der kaisertreuen Auffassung der Staufer-Erwartung.

3) Schröder l. c. p. 17 ff. — Für die Wirkung von Friedrichs II. Tod in Italien cf. besonders die angeführten Stellen des Salimbene. — Fra Dolcinos Lehren haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den oben erwähnten Ghibellinischen Erwartungen, kommen aber um deswillen hier nicht in Betracht, da er nicht auf die Wiederkehr Friedrichs II., sondern auf den lebendigen Friedrich von Aragonien seine Kaiserhoffnungen setzt; cf. Muratori Scr. IX p. 435 u. 453.

Dieser kirchlich-politische Zwiespalt machte sich auch noch in anderer Weise in der Weiterbildung der Kaisersage geltend. Adso's Weissagung, die den letzten Kaiser in einem karolingischen Frankenkönig erwartet hatte, war auch später, als bei diesem Geschlecht nicht mehr die Kaiserwürde war, nie ganz in Vergessenheit geraten. Im Entechrist (vom Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts¹⁾) ist es auch noch *der Vranchin chunic einer*, der kommen soll, und bei Jordanus von Osnabrück (1280)²⁾ finden wir wieder eine in Deutschland verbreitete Weissagung erwähnt, „es werde aus den Karlingen, das heisst aus dem Stamm des Königs Karl und dem Haus des Königs von Frankenland ein Kaiser erweckt werden mit Namen Karl, der Fürst und Herrscher von ganz Europa sein und Kirche und Reich reformieren werde, aber nach ihm werde es keinen anderen Kaiser mehr geben.“ In diesem letzten Bericht ist zugleich jener anderen Weissagung gedacht von „dem sündigen Spross aus dem Samen des Friedrich mit Namen Friedrich, der die Geistlichkeit in Deutschland und selbst die römische Kirche tief erniedrigen und heftig bedrängen werde“. Aber beachtenswert ist es, dass doch auch von Karl eine Reformation der Kirche erwartet wird, die eben damals selbst von den päpstlich Gesinnten als wünschenswert anerkannt wurde. Nachdem sich nun das Papsttum im Kampf mit den Staufern mehr und mehr gewöhnt hatte, sich auf den französischen König als seinen berufenen Vertheidiger gegen die Ansprüche des Kaisers zu stützen, bis es schliesslich in das vollkommene Schutz- und Abhängigkeitsverhältnis der Avignonesischen Zeit hinübergeglitten war, so knüpfte die französisch-päpstliche Richtung an diese Karls-Sage an und übertrug, mit ausgesprochen nationaler Tendenz einem König von Frankreich mit Namen Karl die Rolle des letzten Kaisers, während ihm ein deutscher Friedrich aus Friedrichs II. Geschlecht als Antichrist gegenüber gestellt wurde. Dieser Friedrich werde zuerst Alles verwüsten, die Welt im Bunde mit drei falschen Päpsten in Verwirrung bringen und selbst den König Karl gefangen setzen; dann aber werde dieser von Gott wunderbar befreit, von dem „*sancto Angelico pastore*“ mit Uebergabung der deutschen Kurfürsten zum Kaiser gekrönt, gemeinsam mit dem Papst die Kirche reformieren und das gelobte Land wiedergewinnen, worauf die Bekehrung der Juden, Griechen und anderen Ungläubigen

1) Schröder l. c. p. 11. — Hoffmann von Fallersleben, Fundgruben II, 110.

2) Schröder l. c. 35 f.

beginnt. Diese französische Deutung der Kaisersage, die schon in einer Weissagung des Franziskaners Jean de la Rochetaillade von 1356 anklingt¹⁾ und in der Schrift des Bruders Telesphorus²⁾ von Cosenza zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die vorstehende scharfe Prägung erhalten hat, rief in Deutschland eine entschiedene Reaktion hervor, die Vision des Gamaleon³⁾, deren Inhalt uns in einer Predigt des Johann Wünschelburg von Amberg zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts überliefert ist. Diese Prophezeiung bildet das volle Widerspiel der französischen. Die Rollen der beiden Kaiser sind geradezu vertauscht. Der Kaiser „*de campo lilii*“, also der französische, in rotem Gewand, mit blutigem Schwert, wird besiegt und getödet von dem deutschen „*de Alania alta, id est Rheno*“, nachdem der Patriarch von Mainz zum deutschen Papst gekrönt worden ist; Rom und der päpstliche Stuhl geraten in Missachtung; die geistlichen Güter werden eingezogen und die Priester totgeschlagen. Es ist, wie Zetzschwitz⁴⁾ treffend sagt, ein Weissagungskrieg zwischen der Friedrichs- und Karls-Sage, und wenn die beiden uns vorliegenden Fassungen auch beträchtlich später sind als Dante, so haben sie für uns doch um deswillen besondere Bedeutung, weil sie die Elemente der päpstlich-französischen Gegnerschaft des Kaisers klar entwickelt zeigen, die im Keim schon in den früheren Stadien vorhanden sind und die wir auch bei Dante wiederfinden werden.

Während in der Wirklichkeit der Partei des Karl der Sieg verblieb, behauptete auf dem Gebiet der Sage die Gestalt Friedrichs den Vorrang, vielleicht gerade darum, weil sich in ihr eine unerfüllte Sehnsucht des Volkes verkörperte, und die mittelalterliche Phantasie, die sich mit Vorliebe in mystische Träume versenkte und ihr Sehnen und Hoffen in das Gewand von Prophetenweisheit kleidete, wurde nicht müde, den Mythos immer reicher auszugestalten.

In der zum Jahr 1348 von Johannes von Winterthur⁵⁾ berichteten Fassung der Sage findet nicht nur der Hass gegen die Pfaffen einen hochgesteigerten Ausdruck: die Geistlichen wird der Kaiser so grausam verfolgen, dass sie ihre Tonsuren, wenn sie sonst nichts

1) v. Bezold, zur deutschen Kaisersage, Sitzungsab. der phil.-philol.-hist. Kl. d. bayr. Akad. d. Wissensch. 1884 p. 564 f. — Kampers, hist. Jahrb. 1894 p. 796.

2) v. Mosheim, Ketzergeschichte, p. 347 ff. — v. Bezold l. c. p. 565 ff. — Kampers, Kaiserprophetien p. 167 f. u. 235 f.

3) v. Bezold, l. c. p. 570 f. und 604 f. — Schröder l. c. p. 37 f.

4) Kaisertraum p. 25.

5) Johannis Vitodurani Chronicon, l. c. p. 249 f. — Schröder l. c. p. 20f.

zum Bedecken haben, mit Kuhmist zustreichen, damit man die Glatze nicht sieht; sondern daneben klingen auch soziale Reform-Ideen an: arme Mädchen und Frauen verheiratet er mit reichen Männern und umgekehrt; Nonnen und Beguinen lässt er Ehemänner nehmen, Mönche Ehefrauen; Unmündigen, Waisen und Witwen verschafft er wieder, all was ihnen genommen worden, und Jedermann lässt er sein volles Recht werden. In dem Schlussakte aber, dem Zug nach dem heiligen Land, finden wir zum ersten Mal neben dem Oelberg den dürren Baum genannt: nachdem Friedrich die Kaisergewalt wieder übernommen und gerechter und ruhmreicher geführt als ehemals, wird er mit grosser Heeresmacht über See gehen und auf dem Oelberg oder am dürren Baum dem Reich entsagen.

Der dürre Baum¹⁾ ist seitdem ein ständiger Zug in der Kaisersage, wobei sich nur insofern eine Schwankung zeigt, dass er bald lediglich als Stätte genannt wird, wo der Kaiser dem Reich entsagt und die Insignien niederlegt, wie bei Johannes von Winterthur, bald auch als Symbol der Weltherrschaft erscheint, an dem die siegreiche letzte Heerfahrt ihr Ziel findet und an dem in der Regel der Kaiser zum Zeichen seines vollkommenen Sieges seiner Schild aufhängt, worauf der Baum neu ergrünt. In dieser Auffassung finden wir den Baum besonders entschieden betont in einem ebenfalls um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Meisterlied²⁾, welches weissagt, dass in der Zeit der höchsten Verderbnis und Zwietracht der Kaiser Friedrich kommt,

*. der her und auch der milt;
Er vert dort her durch Gotes willen;
An einen durren pawm so henkt er seinen schilt.*

Nach der Fahrt über Meer wiederholt es dann nochmals:

*Er vert dort hin zum durren pawm an alles widerhap;
Dar an henkt er seinen schilt, er grunet unde pirt.
So wirt gewun daz heilig grabp,
Daz nymmer swert darumb getzogen wirt;*

worauf die letzte Strophe noch das sieg- und segensreiche Walten des

1) Wachter l. c. p. 279. — Fulda l. c. p. 17 ff. — Haüssner l. c. p. 22 f. — Zezschwitz, Kaisertum, p. 163 ff.

2) Aretin, Beiträge zur Geschichte und Litteratur, IX (1807) p. 1134. — Schröder l. c. p. 21 ff.

Kaisers nach aussen und innen, namentlich auch gegenüber Pfaffen und Klöstern schildert und mit der Verheissung schliesst:

Wann daz geschiht, so kumen uns gute jar.

Ehe wir der Kaisersage weiter folgen, haben wir die Herkunft dieses dürren Baumes näher zu betrachten.

In der ersten Version, als Stätte, wo der Kaiser dem Reich entsagt, ist der dürre Baum offenbar lediglich an Stelle des Kreuzes getreten, an dem nach der früheren Überlieferung der letzte Kaiser Scepter und Krone niederlegt, und diese Vertauschung findet ihre einfache Erklärung durch die Legende, die das Kreuzesholz mit dem Paradiesesbaum verknüpft¹⁾. Darnach ist von dem Baum der Erkenntnis ein Spross oder ein Samen aus dem Paradiesesgarten heraus auf die Erde gelangt und da zu einem Baum erwachsen. Gewöhnlich lautet die Sage so, dass Seth, der Sohn Adams, zum Paradies zurückkehrt, um dort einen Tropfen Oel der Barmherzigkeit für seinen Vater zu erbitten und dass ihm der Erzengel an der Pforte diesen zwar versagt, ihm statt dessen aber den Spross gibt mit dem Bedeuten, dass wenn der neue Baum Frucht trage, die Schuld gesühnt werde, die durch die Frucht des Paradieses-Baums in die Welt gekommen sei. Das Reis wird auf das Grab Adams gepflanzt, und der Baum, der daraus erspriesst, bleibt fruchtlos, bis sein Holz zu dem Kreuz verwendet wird, das den Erlöser zu tragen hat, und dieser ist die verheissene Frucht der Versöhnung.

Dieser symbolische Kreuzesbaum fiesst dann aber zusammen mit einem wirklichen Baum, der einstmals im Thal Mambre bei Hebron gestanden hat²⁾. Er war offenbar ein uraltes Heiligtum, dessen Verehrung sich lange erhalten hat. Constantin hat ihn in seinem Glaubenseifer umhauen lassen, aber der unverwüstliche Stamm schlug aus der Wurzel wieder aus. Flavius Josephus scheint von zwei verschiedenen Bäumen bei Hebron zu sprechen. Einmal (Antiqu. I. 10, 4) nennt er die ogygische Eiche, bei der Abraham gewohnt habe, nicht

1) Mussafia, Sulla leggenda del legno della Croce, Sitzungsberichte der philos.-hist. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1870 LXIII, Jahrgang 1869 p. 165 ff. — W. Meyer, die Geschichte des Kreuzholzes vor Christus, Abhandlungen der philos.-philol. Klasse der bayr. Akademie der Wissenschaften, München 1882 XVI, p. 101.

2) Sepp, Jerusalem und das heilige Land, Schaffhausen 1863. I. p. 502 ff. — Bovenschen, Johann von Mandeville und die Quellen seiner Reisebeschreibung, Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde, Berlin 1888, XXIII, p. 238 f.

weit von der Stadt Hebron, und dann wieder (bell. IV. 9, 7) eine sehr grosse Terebinthe, die der Sage nach von Erschaffung der Welt Bestand gehabt habe, sechs Stadien von Hebron entfernt. Die spätere Überlieferung dagegen kennt daselbst nur einen Baum, eben den, unter welchem Abraham gewohnt hatte, „im Hain Mamre, der zu Hebron ist¹⁾. Über seine Bezeichnung schwanken die Berichte; gewöhnlich wird er eine Eiche genannt. Arculf (um 690) schildert ihn als einen Stumpf von zwei Mannshöhen und ringsum angehauen von den Pilgern, die sich Spähne des heiligen Holzes mitnahmen²⁾. Zugleich aber verehrte man in Hebron die Begräbnisstätte von Adam, Abraham, Isaac und Jacob³⁾, und da auf dem Grab Adams, wie wir gesehen haben, das Reis des Paradiesesbaumes gepflanzt worden ist, so verband sich eben der aus diesem erwachsene Baum mit der ogygischen Eiche zu Mambre zu ein und derselben Vorstellung, die wir dann in der Kaisersage wiederfinden. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Stelle in der Reisebeschreibung des Johann von Mandeville (1356), der noch weiterhin für uns wichtig werden wird. Seinen Bericht über das Thal Mambre und den dürren Baum stellt er, wie dies auch sonst seine Gepflogenheit ist, aus anderen Schriftstellern zusammen; ausserdem fügt er aber unverkennbare Züge der Kaisersage bei, die er aus den in seiner Zeit lebendigen Prophezeiungen geschöpft haben mag⁴⁾. Wo er auf Hebron und Mambre zu sprechen kommt, erwähnt er zunächst unter anderen biblischen Reminiscenzen, dass Adam und die Erzväter dort begraben seien, und fährt dann fort⁵⁾:

Und als da vorgesagt ist, wie in dem thale Mambre ein berg lyt der auch Mambre heisset. Uff demselben berg stet der dürre elende baum den sie heyszen Trip⁶⁾, aber wir heissen inn seges baum⁷⁾,

1) Moses I, cp. 13, 18 u. cp. 18, 1 ff. — Bovenschen l. c.

2) Migne, Patrol. lat. 88 p. 798.

3) Petrus Comestor, Migne, Patrol. lat. 198 p. 1093. — Sepp, l. c. p. 489.

4) Bovenschen l. c. p. 240.

5) Von der erfahrung des strengen Ritters Johannes von montaville. Strassburg 1507. Buch I. cp. 30. Ich citiere schon hier nach der deutschen Übersetzung des Otto von Diemeringen, da ich im weiteren Verlauf der Untersuchung genötigt bin, mich gerade an diese zu halten.

6) Andere lesen *Dirpe*, Petrus Comestor l. c. sagt *Dirpsi*, Odoricus de Foro Julii ed. Laurent, Leipzig 1864. cp. XLVI: *Sarraceni dicunt eam dirp*. In Simrocks Ausgabe des Mandeville (Volksbücher XIII) p. 41 *Sirpe*. cf. dazu eine Bemerkung bei Sepp l. c. p. 506, wonach *Sirpu* das persisch-türkische Stammwort *Serw*, die Cypresse.

7) *Segesbaum*, wofür bei Simrock l. c. *Siegesbaum* steht, ist wohl auf *arbre sec* zurückzuführen.

unnd ist einn eichbaum, Unnd mann meint er sy gestandenn vonn angand der welt, unnd der was vor gottes martcr grün und gepletert. Aber da Gott an dem Krütz gestarb do dorret er, unnd auch ander baum me durch alle welt, und fullt inenn das hertz inwendig und fielen in die rynden abe. Unnd also ist der selb baum noch dürre und on alles luube, Man findet in wissagung geschriben, es solle ein Fürst komen uss niderland mit vil christenn der soll die selben land gewinnen der sol lassen mess singenn under dem selbenn durren baum, unnd so sol er wider grüne pletter überkommen unn fruchtber wcrden, unnd umm des wunders willen sollent alle jüden und heyden christen werden, darumb erbuttet man im gross er unnd hüttet sin gar wole. Auch hat derselbe baum grosse Krafft und tugent und ist gut für den fallenden siechthum. unnd auch wer sin ein wenig by im treit des pferd mügenn nit zu rehe werden.

Die Verbindung des durren Baumes mit der Kreuzessage ist aber keineswegs eine vollkommene. Wir finden vielmehr, dass die Vorstellung des durren Baumes ein selbständiges Leben hat. Einerseits erscheint er uns losgelöst vom Christentum. Denn auch die Sage der Araber kennt einen durren Baum, von dem sie berichtet, dass er wieder erblüht sei, als der Prophet an ihm geruht habe¹⁾. Andererseits losgelöst von Mambre und Adams Grab. Gerade unser Johannes von Hildesheim verlegt ihn nach Thauris, und bei ihm ist auch besonders scharf der Zug hervorgehoben, dass der Besitz dieses Baumes die Weltherrschaft verleiht: *quod si quis rex vel dominus vel populus tam potens efficitur, quod scutum vel clipeum suum potenter in illam arborem pendet, tunc illi regi vel domino in omnibus et per omnia obediunt et intendunt.*

Mir scheint hier eine Stelle bei Marco Polo den Weg zu weisen. Als er auf seiner Reise zum Gross-Chan in das östliche Persien kommt, berichtet er²⁾: *Et y a un grandisme plain où est l'Arbre Solque, que nous appelons l'Arbre Sec, et vous dirai comment il est fait. Il est grans et gros, et l'escorche est d'une part vert et d'autre blanche et fait ricy si comme les chastiaus; mais il est vuit dedens. Il est jaunes comme bois et moult fort; et n'a nul arbre pres, à plus de cent mille; mais que d'une part il a arbres bien à dix milles. Et illec se dient, ceux*

1) Ockley, Geschichte der Saracenen, deutsch von Arnold, Leipzig u. Altona 1745. I. p. 354 f. — Zezschwitz, Kaisertum p. 48 u. 166.

2) Le livre de Marco Polo, ed. Pauthier, Paris 1865. I. p. 95 f.

*de celle contrée, fu la bataille d'Alixandre contre le roy Daire*¹⁾.

Statt *arbre solque*, was Pauthier aus dem Arabischen als „hochstämmig, breitästig und langdauernd“ erklären will, geben Andere an dieser Stelle *l'arbre seul*, *arbor sola*, wieder Andere *l'albero del sole*, *arbor solis*, wohinter sich wohl die richtige Lesart *arbre sol* verbirgt²⁾. An zwei andern Stellen, wo Pauthier selbst nicht mehr *solque* liest, wird der Baum erwähnt um die Lage von Oertlichkeiten zu bestimmen, bei Aufzählung der persischen Provinzen (*royaumes*) I. p. 66: *Tous ces royaumes sont vers midi, fors un seulement: c'est Tunocain, qui est pres de l'arbre seul*; und gegen Ende des Buchs, beim Bericht über den Krieg zwischen Abaga von Persien und Caïdu von Turkestan, II. p. 730 f. *Abaga, le seigneur du Levant, tenoit maintes provinces et terres qui joignoient au roy Caïdu. Et c'estoit vers l'Arbre seul, que le livre Alixandre appelle Arbre sec, duquel je vous ai conté ci arrieres. Et Abaga y envoya son filz Argon pour ce qu'il ne receust damage de ses hommes et grant quantité de genz à cheval de l'Arbre sec jusques au flun de Jon (= Gihon, Oxus)*. Und wieder an zwei anderen Stellen (II. p. 748 und 749), wo der Baum einfach *arbre seche* genannt ist, finden wir in seiner Nähe das Standquartier Ghazems, der von seinem Vater Argon mit dem Schutz der Grenze — also wohl der Pässe — betraut ist.

Wo der dürre Baum des Marco Polo, der offenbar wirklich existiert hat und der Beschreibung nach eine Riesen-Platane gewesen zu sein scheint, zu suchen sei, ist zweifelhaft. Pauthier möchte ihn im Thal des Oxus annehmen. Doch scheint dem die dritte der oben angeführten Stellen (II. p. 730 f.) zu widersprechen, wo der *Arbre sec* als Grenzpunkt eines Gebiets dem Oxus gerade entgegengesetzt ist. Von Marsden und Yule wird er aus einleuchtenderen Gründen im Süden des Kaspischen

1) Zu bemerken ist, dass Odoricus nach einem italienischen Text (wiedergegeben bei Yule, Cathay App. II. cp. 2) bei Erwähnung der Stadt Thauris, wo ja der dürre Baum nach der einen Lesart stehen soll (cf. oben S. 34 Anm. 2 u. S. 35 Anm. 2) schreibt: *Poi veni in Persia nella citade ch'è detta Taurisio, e'n quella via, passai il fiume Rosso* (nach Yule l. c. p. 301 vermutlich der Araxes, Aras). *ove Alessandro isconfisse il Re d'Asia Dario*, also die gleiche Beziehung auf Alexander und Darius, wie bei Marco Polo, wenn auch der von diesem gemeinte Baum nicht bei Thauris gesucht werden kann.

2) Über die ganze Frage des Arbre Sec cf. Marsden, *The travels of Marco Polo*, London 1818 p. 109 ff. — Yule, *The book of Ser Marco Polo*, London 1871 l. p. CXXXVII f., 119 ff., II. p. 397 f. und Cathay I. p. 47 f.

Meeres gesucht, zwischen Damghan und Bostam, an jener Stätte westlich des alten Hekatompylos, wo zwar keine *bataille d'Alexandre contre le roy Daire* stattfand, wo aber Alexander auf die Leiche des ermordeten Darius stiess und die Erbschaft seines Reiches antrat¹⁾. Auch sonst fand Marco Polo die Erinnerung an den grossen Welteroberer im Orient noch lebendig, so an der Portedefer, dem Passe bei Derbent, dessen Befestigung von der Tradition Alexander zugeschrieben und mit der Sage von Gog und Magog in Verbindung gebracht wurde²⁾, in Balkh, dem alten Baktra, wo von der Hochzeit Alexanders mit einer Tochter des Darius erzählt wurde, wohl in Verwechslung mit der thatsächlich dort gefeierten Vermählung Alexanders mit Roxane, der Tochter des Baktrér-Fürsten Oxyartes³⁾, in Badachschan, der Gebirgslandschaft zwischen Oxus und Paropamisus, wo Alexander als der Stammvater des einheimischen Fürstengeschlechts der *Zulcarnain* galt, der „Zwegehörnten“, wie sie sich wohl nach dem mit den Widderhörnern des Ammon geschmückten Alexanderbild der griechischen Münzen nannten⁴⁾.

1) Droysen, Geschichte Alexanders des Grossen, Gotha 1898 p. 254 f.

2) Pauthier l. c. I. p. 40 f. — Yule, Marco Polo, I. p. 50 ff., wo erwähnt ist, dass die von Derbent ausgehende Kaukasische Mauer auch Sadd-i-Iskandar, Alexanders Wall heisst.

3) Pauthier l. c. I. p. I. 109 ff. — Droysen l. c. p. 321.

4) Ein Held *Zulcarnain* oder *Dulkarnein* findet sich auch von arabischen und persischen Schriftstellern genannt und selbst der Koran (Sur. XVIII. Vers 82—98) thut seiner eingehend Erwähnung. Zwischen neueren Gelehrten ist lebhaft gestritten worden, ob unter diesem Namen überhaupt Alexander zu verstehen sei oder ein anderer Held des Morgenlandes (Graf, Ueber den „Zwegehörnten“ des Koran, Zeitschr. der deut. morgenl. Ges. VIII. p. 442 ff. — Protokoll der Gen.-Vers. l. c. IX. p. 290. — Redslob l. c. p. 214 ff. — Beer l. c. p. 785 ff. — Flügel, l. c. p. 794 ff. — Roth l. c. 797 ff. — Heinemann Vogelstein, Adnotationes quaedam ex literis orientalibus petita ad fabulas, quae de Alexandro Magno circumferuntur. Inauguraldissertation, Breslau 1865 p. 27 ff.). Doch scheinen mir die aufgeworfenen Zweifel nicht erheblich gegenüber der ebenso ungezwungenen wie altverbreiteten Deutung des *Dulkarnein* auf Alexander, die Marco Polo jedenfalls lebendig gefunden hat. Wenn aber Beer l. c. p. 791 ff. erklärt, dass *Dulkarnein* nach der jüdischen Tradition zur Zeit Muhammeds als ein kriegerischer Messias vom Stamme Josephs aufzufassen sei, als der Vorläufer des wahren, friedlichen Messias aus dem Stamme Davids, als der „Kriegsgesalbte“, „der durch mancherlei abenteuerliche Züge und Grossthaten sich auszeichnen, die Völker — insbesondere zuletzt den ‚Gog und Magog‘ — bezwingen, aber auch mit hoher sittlicher Kraft und Würde begabt sein werde, so dass der jüngste Tag und das ewige Gericht mit ihm in Verbindung gedacht wurden“, so haben wir darin nicht einen Gegensatz zu Alexander zu erblicken, sondern vielmehr schon die beginnende Verschmelzung der Gestalt des hellenischen Welteroberers mit der des letzten Kaisers der Kaisersage, der sich ja gerade als weltlicher Messias, „Kriegsgesalbter“ darstellt.

Der dürre Baum zeigt sich also bei Marco Polo mit fest eingewurzeltten Erinnerungen an Alexander im Zusammenhang, und zwar wird unter den Baum die Walstatt verlegt, auf der die Entscheidung über die Herrschaft des Orients gefallen ist*). Schon Zezschwitz¹⁾ hat darauf hingewiesen, dass Alexander durch die mittelalterliche Vorstellung mit dem eschatologischen Weltkaiser in eine gewisse Verbindung gebracht worden ist, dass er sich nach Gottfried von Viterbo²⁾ bei dem Zug nach Jerusalem vor dem wahren Gotte ähnlich wie der letzte Kaiser zu einer Art Reichsübergabe demüthigt. Doch das ist ein hebräisches Element in der Alexandergeschichte³⁾, wie es sowohl bei Flavius Josephus (Antiqu. XI. 8) als auch im Pseudocallisthenes (II. 24 und 43) bei der Schilderung von Alexanders Begegnung mit dem Hohen Priester der Juden zu Tage tritt, und vom dürrn Baum ist in diesem Zusammenhang nirgends eine Spur zu finden. Wohl aber finden wir eine solche an einer ganz anderen Stelle, ohne Beziehung auf Palästina und den „wahren Gott“, in dem ebengenannten spätgriechischen Alexanderroman des Pseudocallisthenes und dessen Bearbeitungen, nämlich die Vorstellung eines zauberstarken Baumpaares am östlichen Ende der Welt, bedeutsam hervorgehoben und mit der Frage der Weltherrschaft aufs Engste verknüpft. Ausführlich finden wir diese Episode in dem Brief Alexanders an Aristoteles, der in die Gruppe der phantastischen Berichte gehört, die aus jenem Roman hervorgegangen sind⁴⁾. Dort erzählt Alexander, wie er nach Besiegung des Porus durch diesen *ad Herculis Libérique trophaea, in orientis ultimis oris* geführt worden sei. Dann zieht er weiter bis zum Meer in der Absicht, wenn möglich den Ocean, der den Erdkreis umfließt, zu befahren, und erregt dadurch die Bewunderung der Eingeborenen, weil es ihm vergönnt sei, die geheiligten Male des Hercules und des Liber zu überschreiten. Fernerhin

*) Die Schrift von Kampers, Alexander der Grosse und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage (2. und 3. Heft der „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte“, Herder'scher Verlag, Freiburg i. Br.), die erst erschien, während ich meine Arbeit druckfertig machte, konnte für dieselbe nicht mehr benutzt werden.

1) Kaisertum, p. 61 u. 177 ff.

2) Pistor-Struve, S. S. Rer. Germ. II. p. 162, 164.

3) cf. Weismann, Alexander vom Pfaffen Lamprecht, Frankfurt 1850, II. p. 493 ff. sowie das am Schlusse der Anm. 4 S. 46 Gesagte.

4) Juli Valeri Alexandri Polemi Res Gestae Alexandri Macedonis etc. ed. Ktübler, Leipzig 1888 p. 204 ff. — cf. auch Zacher, Pseudocallisthenes, Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Alexandersage, Halle 1867 p. 106 f.

(p. 205) gelangt er *ad silvas Indorum ultimas*, und auf dem weiteren Zug besteht er — was hier nebenbei bemerkt sein mag — den nächtlichen Sturm mit dem Schneefall und den feurigen Wolken, auf den Dante beim Feuerregen seines Inferno (14. 31) anspielt. Dabei wird wieder des Hercules und des Liber gedacht, die vielleicht dem Menschen zürnen möchten, der sich vermessen, ihre Male zu überschreiten (p. 208). Bei der Höhle des Liber sodann fleht er die Gottheit an, ihn als König des ganzen Erdkreises mit den höchsten Siegeszeichen nach Macedonien zurückkehren zu lassen, bleibt aber unerhört. Auf dem Weitermarsch endlich begegnen ihm zwei Greise, die ihm von den Bäumen der Sonne und des Mondes erzählen (p. 209): *Videbis, rex, inquit, quicumque es, duas arbores Solis et Lunae Indice et Graecae loquentes, quarum unum virile robur est Solis, alterum femininum Lunae, et ab his, quae tibi instent bona aut mala, nosse poteris.* Darauf sucht er mit einer auserlesenen Schaar die Bäume auf und findet sie in einem behüteten Hain von duftenden Balsambäumen, von deren Harz sie sammeln (p. 212), ebenso wie späterhin (p. 215) bemerkt wird, dass die fast dreihundertjährigen Priester des Haines nur von Balsamharz und Weihrauch sich nähren. Die Wunderbäume werden wie folgt geschildert (p. 212): *In medio antem luci sacratae illae arbores erant, similes cypressis generibus frondium. Hae pedum altae centum erant arbores, quas bebrioras Indi appellant.* Und als er staunend äussert, dieselben müssten vom vielen Regen so hoch gewachsen sein, so versichert der Priester, *nunquam in his locis pluviam neque feram aut ullam avem aut ullum adire serpentem; terminos vero antiquitus ab Indorum maioribus consecratos Soli et Lunae adfirmabat, idem quod in eclipsi solis et lunae veluti uberrimis lacrimis sacrae arbores commoveantur de deorum suorum statu timentes.* Nunmehr befragt er die Bäume, denen es zu sprechen gegeben ist, wann jeweils der Schein ihres Gestirnes ihren Wipfel bestrahlt. Abends antwortet ihm der Sonnenbaum (p. 213): *Invicte bellis Alexander, ut consulisti, unus eris dominus orbis terrarum, sed vivus amplius in patriam non reverteris, quoniam fata tua ita de capite tuo statuerunt;* Nachts verkündet ihm der Mondbaum, dass er im kommenden Jahre in Babylon durch Verrat sterben werde, und bei Tagesanbruch wiederholt noch einmal der Sonnenbaum seine Verheissung: *Tu enim etsi breve superest tempus, dominus tamen orbis terrarum eris.* Am Schluss des Briefes aber erwähnt Alexander noch, dass er *in ultima India ultra Liberi et Herculis trophaea* seine eigenen habe errichten lassen *et in eis*

*victorias atque itinera nostra describere . . . quaeque miraculo futura sunt . . . posteris saeculis*¹⁾).

In den späteren Bearbeitungen der Alexander-Sage sehen wir diese Episode dann wiederholt, wie denn der Pseudo-Kallisthenes beziehungsweise dessen lateinische Versionen die Hauptquelle der mittelalterlichen Alexander-Erzählungen gebildet haben, und die Hauptzüge sind so treu bewahrt, dass wir unsere Betrachtung auf diese ursprüngliche Vorlage beschränken können²⁾).

Zwei Elemente in dieser Erzählung scheinen mir für unsere Untersuchung wichtig zu sein. Wir haben auf der einen Seite am äussersten Rand des Erdkreises das Tropaion, das Bacchus und Hercules zum Zeichen der letzten Vollendung ihrer Welteroberung aufgestellt haben, und das Alexander mit dem seinen noch überbietet. Und auf der anderen Seite haben wir das schicksalverkündende Baumpaar der Sonne und des Mondes, das dem Alexander die Herrschaft der Welt bestätigt. Wenn wir demgegenüber uns vergegenwärtigen, welche Rolle die Kaisersage dem *Arbre sec* zuweist, so finden wir darin eben diese beiden Elemente wieder: das Tropaion des Bacchus und des Hercules ist darin mit dem herrschaftsverheissenden Baumpaar zu einer Vorstellung zusammengewachsen, und der Kaiser, der seinen Schild am dürren Baum im Morgenlande aufhängt, errichtet sich nur auch wieder ein

1) Weniger ausführlich findet sich die Episode der Bäume auch in Julius Valerius III. cp. 24; doch ist zu erwähnen, dass dort der Hain, entsprechend dem griechischen Original des Pseudocallisthenes (ed. Müller, Paris 1846) Lib. III. 17), ausdrücklich als Paradies bezeichnet ist (*Eo ergo cum venissemus, ducor in quendam locum arboribus consitum vel amoenissimis. Hunc illi paradisum vocitavere*), womit allerdings zunächst nur ein Baumgarten gemeint sein mag. Eine andere Variante bietet Pseudocallisthenes II. cp. 44, wonach der Schauplatz geradezu in das Gebiet und die Stadt des Helios verlegt ist und ihm die Bäume geheiligt sind, aus denen Alexander das unsichtbare todverkündende Orakel vernimmt.

2) *Li Romans d'Alexandre* par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay ed. Michelant, Stuttgart 1846 p. IX, über die Säulen des Hercules u. Liber. p. 312, 316, 317; über die sprechenden Bäume p. 351 – 356 (besonders p. 354 V. 18: *sires sera de l mont et de venin moras*). — Meyer, *Alexandre le Grand dans la littérature française*, Paris 1886 II. p. 1 ff., 171 f., 185 f., 215 f. — cf. auch Yule l. c. — Für die Säulen des Hercules ist noch beachtenswert eine Stelle aus der Beschreibung Asiens in Brunetto Latinis Trésor (ed. Chabaille, Paris 1863) p. 158 *Outre les Batriens est Pande, une vile des Sogdianiens, où Alixandres fist la tierce Alixandre, por demonstrer la fin de ses aleures. Ce est li leus, où premierement Liber et puis Hercules et puis Semiramis et puis Cyre firent autel por signe que il avoient la terre conquise jusqua là, et que plus avant n'avoit point de gent. Par enqui se torne la mer de Scite et cele de Caspe en Oceane.*

äusserstes Siegeszeichen am Rande des Erdkreises. Und dass diese Beziehung, die sich als Hypothese uns aufdrängt, auch tatsächlich vorhanden ist, dafür spricht eben Marco Polo, bei dem ein wirklicher im fernen Osten (nicht in Palästina) stehender *Arbre sec*, der zudem höchst wahrscheinlich als *arbor solis* bezeichnet ist, zweimal ausdrücklich mit Alexander in Verbindung gebracht wird. Es wäre dies sonach ein rein weltlicher oder wenigstens ein unchristlicher Bestandteil der Sage, der dann erst nachträglich mit der christlichen Überlieferung vom Baum des Seth und dem Kreuzesstamm, an dem der letzte Kaiser seine Insignien niederlegt, verschmolzen wird.¹⁾

Diese Verschmelzung können wir sehr deutlich in einer Erzählung beobachten, die den *Arbre sec* im fernen Indien mit dem Baum des Seth ausdrücklich identifiziert, aber gerade durch ihre auffällige Absichtlichkeit verrät, dass hier zwei ursprünglich verschiedene Dinge gewaltsam — vielleicht gerade im Interesse des christlichen Glaubens — vereinigt werden sollten. Die in einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts erhaltene Erzählung²⁾ berichtet von einem Ritter, der, mit anderen Christen aus der Gefangenschaft der Saracenen entkommen, nach langer Reise nach Indien gelangt, wo sie von dem christlichen Herrscher, dem Presbyter Johannes, der uns weiterhin noch begegnen wird, freundlich aufgenommen und bewirtet werden. Dann heisst es weiter: *Tandem rogaverunt eum, ut arborem siccam, de qua multum saepe loqui audierant, liceret videre. Quibus dicebat: „Non est appellata arbor sicca recto nomine, sed arbor Seth, quoniam Seth, filius Adae, primi patris nostri, eam plantavit“. Et ad arborem Seth fecit eos ducere, prohibens eos, ne arborem transmearant, sed [si?] ad patriam suam redire desiderarent. Et cum appropinquassent, de pulcritudine arboris mirati sunt; erat enim magnae immensitatis et miri decoris. Omnium enim colorum varietas inerat arbori, condensitas foliorum et fructuum diversorum; diversitas avium omnium, quae sub coelo sunt. Folia vero invicem se repercutientia dulcissimae melodiae modulamine resonabant, et aves amoenos cantus ultra quam credi potest promebant; et odor suavissimus profudit eos, ita quod paradisi amoenitate fuisse [Hier und im Folgenden muss der Text verderbt sein]. Et cum admirantes tantam pulcritudinem as-*

1) cf. auch Kampers, Kaiserprophetieen p. 105.

2) Mitgeteilt in Zarncke's zweiter Abhandlung über den Priester Johannes (Abhdlg. d. sächs. Ges. d. Wiss. philol.-histor. Kl. VIII. 1883), p. 127.

picerent, unus sociorum aliquo eorum maior aetate, cogitans [cogitavit] intra se, quod senior esset et, si inde rediret, cito aliquo casu mori posset. Et cum haec secum cogitasset, coepit arborem transire et, cum transisset, advocans socios, jussit eos post se ad locum amoenissimum, quem ante se videbat plenum deliciis sibi paratum festinare. At illi retrogressi sunt ad regem, scilicet presbiterum Johannem. Quos donis amplis ditavit, et qui cum eo morari voluerunt libenter et honorifice detinuit. Alii vero ad patriam reversi sunt.

Diese Erzählung enthält noch einen anderen Zug, der für uns von Wichtigkeit ist und das Band zwischen dem Paradiesesbaum Alexanders und zwischen der Kaisersage noch fester schlingt, den Zug, wie der Alte sich unerwartet von seinen Genossen trennt und geheimnisvoll bei dem Baume zurückbleibt. In der Kaisersage hat sich aus jenen ersten apokalyptischen Motiven heraus als ein Hauptzug die Vorstellung entwickelt, dass der Kaiser, geheimnisvoll entrückt, eine Zeit lang im Verborgenen warte, um dann gewaltig wiederzukehren und seine Aufgabe zu vollenden. Ursprünglich ist es der böse Kaiser, der Antichrist, Nero und Friedrich II. in der päpstlichen Beleuchtung der joachitischen Weissagungen, dann aber auch der gute Kaiser, der Retter, von dem die Heilung und das Heil der Welt erwartet wurde. Namentlich bei Friedrich II. acceptierte auch die kaisertroue Fassung der Sage diesen Zug und bildete ihn liebevoll aus, wobei offenbar auch Bilder aus dem germanischen Göttermythus, die noch in der Tiefe der Volksseele schlummerten, leise aber machtvoll aufdämmernd sich darein verwebten. Ehe aber diese Entrückung am Kyffhäuser, am Untersberg und anderen dem Wodan geweihten Stätten¹⁾ festgelegt wurde, tritt sie zunächst in der Weise auf, dass der Kaiser nur überhaupt in geheimnisvoller Weise verschwindet, „verloren geht“ und sich verborgen hält, bis seine Zeit gekommen ist, und dieses Verschwinden und Verlorengehen des Kaisers Friedrich finden wir in merkwürdigen Zusammenhang gebracht mit dem Priester Johannes, in dessen Reich die Sage auch den Paradiesesbaum verlegt. Dieser fabelhafte Priesterkönig im fernen Morgenland, mit dem die Phantasie des Mittelalters nicht müde wurde sich zu beschäftigen und den sie in einem ihm zugeschriebenen und in einer Reihe von Varianten und Verarbeitungen auf uns gekommenen Briefe, der vielfach an die Alexandersage anklängt, mit den überschwänglichsten Zügen von Macht und Reichtum aus-

1) cf. Fulda l. c. p. 29 ff.

stattete¹⁾, schickt nach einer Umdichtung, die von Oswald dem Schreiber zu Königsberg in Ungarn zwischen 1350 und 1400 verfasst ist²⁾, an Kaiser Friedrich ein Reihe wunderkräftiger Geschenke: ein unverbrennbares Salamanderkleid, eine Flasche Wassers vom Jungbrunnen, der das Leben um dreihundert Jahre verlängert und einen Ring mit drei Edelsteinen, von denen der erste die Fähigkeit gibt unter dem Wasser zu leben, der zweite unverwundbar macht, der dritte unsichtbar. Und wie nun Friedrich von dem Papst in Bann gethan wird und überall, wo er sich aufhält, den Gottesdienst unterbrochen sieht, so entschliesst er sich gegen die Osterzeit diesem Ärgeris ein Ende zu machen. Er nimmt die Zauberkleinodien zu sich, reitet auf die Jagd und verschwindet plötzlich den Augen seines Gefolges:

- Der Keiser bereit sich
mit sinem jaged weidlich.
Niemand wust under yn
sinen mut noch sinen sinn.*
- 1310 *Die edel wat die legt er an,
dye man yme sand von Indian,
und die fleschen er alsam
mit dem prun darunder nam,
der do schmackhaft was:*
- 1315 *uff ein gut ros er do sas,
mit yme ritten etlich herren.
Do er kam in den walt verren,
sin vingerlin nam er yn die hant:
an dem geiaid er verschwant,*
- 1320 *das man den edelen keiser her
sind gesach nyemer mer.
Also ward der hochgeporn
Keiser Friderich do verlorn.
Wo er darnach ye hin kam*
- 1325 *Oder ob er den end da nam,
das kund nyemand gesagen mir;
oder ob yne die wülden tir
vressen haben oder zerissen,
es kan die warheit nyemand wissen;*
- 1330 *oder ob er noch lebentig sy,
der gewissen sin wir fry
und der rechten warheit.
yedoeh ist uns geseit
von pawren solh mer,*

1) cf. Zarncke, der Priester Johannes, Abhandlungen der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, philol.-histor. Klasse VII (1879) p. 827 u. VIII (1876) p. 1.

2) Heidelberger Handschrift Pal. Germ. 844 fol. 150a ff. — Zarncke l. c. I. p. 1004.

- 1335 *das er als ein waler
sich oft by yne hab lassen sehen,
und hab yne offenlich verjehen,
er süll noch gewaltig werden
aller Romschen erden,*
- 1340 *er süll noch die paffen storen
und er wol noch nicht uf horen,
noch mit nichten lassen abe,
nur er pring das heilige grabe
und darzu das heilige lant*
- 1345 *wieder in der cristen hant,
und wol sines schiltes last
haben an den dorren ast.
Das ich das für ein warheit
sag, das die pauren haben geseit,*
- 1350 *das nym ich mich nicht an,
wan ich sin nicht gesehen han.
Ich han ys auch zu kein stunden
noch nyndert geschriben funden,
wan das ichs gehort han*
- 1355 *von den allen pauren an wan.
Aber das der hochgeborn
Keiser Fridrich ward verlorn
alsus und auch alda,
das sagt die Romsch cronica.*

Der Dichter hebt also selbst einen gewissen Gegensatz seiner Quellen hervor. Man ist versucht, in der Römischen *Cronica* eine Aufzeichnung der joachitischen, antikaiserlichen Weissagungen zu vermuten¹⁾, während die mündliche Überlieferung der *pauren* die ghibbellinische Gestalt der Sage wiedergibt und zugleich in dem geheimnisvollen Waller ein Anklang an den Wanderer Wodan wohl nicht abzuweisen ist²⁾.

Für unsere Untersuchung ist ausserdem aus dem Gedicht Oswalds des Schreibers hervorzuheben, dass es, ebenfalls im Anschluss an den Presbyter-Brief³⁾, im Palast des Priesters Johannes auch einen wunderbaren Baum beschreibt, aus dem beständig ein mit seltsamen Kräften begabtes Harz träuft, eine unverkennbare Reminiscenz an die Sonnen-

1) Zu beachten ist auch die Übereinstimmung mit Jan Enenkel, der bei dem Gerücht über Friedrichs Fortleben gleichfalls auf Welschland verweist, und andererseits der Umstand, dass auch die *Novelle antiche* (ed. Biagi, Florenz 1880 p. 4) den Kaiser Friedrich mit dem Brief des Priesters Johannes und den drei Edelsteinen, deren einer unsichtbar macht, in Verbindung bringen, was beides gegen Broschs Ansicht ins Gewicht fällt (cf. oben p. 38 Anm. 1.).

2) cf. Schröder l. c. p. 48.

3) Zarncke I. p. 922, 1023.

und Mond-Bäume, bedeutsam für uns, wenn auch nur erst in sehr loser Verbindung mit Kaiser Friedrich.

Während hier nun der Kaiser, der geheimnisvoll verschwindet, um dereinst als Sieger und Retter wiederzukehren, noch in einer ziemlich entfernten Beziehung zu dem Herrscher des Ostens und dessen wunderkräftigen Schätzen sich darstellt, tritt in einem anderen Beispiel das Motiv der Entrückung in Verbindung mit dem Morgenlande und der Alexandersage ungleich schärfer zu Tage. Dasselbe ist bisher für die hier zu erörternden Fragen wenig nutzbar gemacht worden, scheint mir aber eine eingehende Betrachtung zu verdienen.

Die Sage von dem entrückten Helden, der nach langer Abwesenheit in der Zeit der höchsten Not als Retter wiedererscheint, hat sich auch an einen Paladin Karls des Grossen geheftet, an Ogier oder Holger, den Dänen, dessen rätselhafte Gestalt eine der anziehendsten in jenem ganzen Sagenkreise ist und dichterisch auch die manchfachste Weiterbildung erfahren hat¹⁾.

In den früheren Epen, die ihn besingen, bildet das Reich Karls des Grossen den Schauplatz seiner Thaten, und zwar ist bezeichnend für ihn, dass er nicht nur als ein gewaltiger Streiter gegen die Ungläubigen erscheint, sondern auch als der leidenschaftliche Widersacher des Königs Karl. Verursacht wird diese Feindschaft dadurch, dass Ogiers Sohn Bauduinet durch Karlot, den Sohn Karls beim Schachspiel erschlagen wird. Ogier geht als Rebell zu Desier (Desiderius) nach Italien und wirft sich nach der Niederlage der Longobarden in das Schloss Castelfort. Dort verteidigt er sich sieben Jahre lang auf das Hartnäckigste unter den manchfachsten Wechselfällen, und als er allein noch von den Verteidigern übrig und durch die Not auf's Äusserste gebracht ist, giebt er das Schloss auf, bricht durch und entkommt seinen Verfolgern. Dann wird er von Turpin schlafend getroffen und gefangen genommen, von Karl zum langsamen Hungertod verurteilt, aber von Turpin heimlich am Leben erhalten. Der Heidenkönig Brehier nutzt

1) Grimm l. c. II. p. 803. — von der Hagen, Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, Berlin 1809. I. p. 269 ff. — Lorentz in Ersch und Grubers Allg. Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, III. Section, II. Teil p. 299 f. — Grässe, Sagenkreise p. 340 ff. — Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen, deutsch von Liebrecht, Berlin 1851 p. 139 ff. — G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865, 137 f., 249 f., 305 ff., 330 ff. — L. Gautier, Les épopées françaises, Paris 1878—92. II. p. 300, 450, 553; III. p. 52 ff., 240 ff. — Voretzsch, Über die Sage von Ogier dem Dänen, Halle 1891. — Renier, Ricerche sulla leggenda di Uggeri il Danese in Francia, Turin 1891.

das Verschwinden Ogiers, macht einen Einfall in Frankreich und bringt Karl in die äusserste Not. Trotzdem es bei Todesstrafe verboten ist, Ogiers Namen zu nennen, ruft die Ritterschaft Karls laut nach ihm, als ihrem Retter; Karl lässt den Todtgeglaubten aus dem Kerker holen, und nachdem Ogier seiner Rache auf den Einspruch des heiligen Michael entsagt und sich mit Karl versöhnt hat, unternimmt er den Kampf, tötet Brehier und erringt einen vollkommenen Sieg über die Heiden.

Wir finden hier schon fast alle Hauptmomente der Kaisersage beisammen: wir haben nicht nur den Retter, der im Augenblick der höchsten Not erscheint und die Christenheit zum entscheidenden Sieg führt, wir haben auch das Leben im Verborgenen, das diesem letzten siegreichen Auftreten vorhergeht, das Gerücht von seinem Tod und zugleich den allgemeinen Glauben, dass er der berufene Retter sei; ausserdem aber haben wir auch den scharfen Gegensatz zu König Karl, wie er aus bereits vorhandenen Keimen sich entwickelnd in dem „Weissagungskrieg“ der nachstauischen Zeit so ausgeprägt hervortritt. Aber die dichtende Sage arbeitet weiter. Es ist, als ob ihr das Motiv der Entrückung und Wiederkehr des Helden in der alten Fassung nicht mehr deutlich genug gewesen wäre; sie spinnt das Leben Ogiers weiter und wiederholt jene Motive mit stärker herausgearbeiteten Kontrasten.

Nachdem Ogier den Einbruch der Saracenen von der Christenheit abgewehrt und die von ihm befreite englische Königstochter zur Gattin genommen hat, findet er doch keine Rast zu Hause. Er fasst den Entschluss, selbst in's Morgenland zu ziehen und dort die Heiden zu bekämpfen und zu bekehren. Mit seinen Vettern und einer Heerschaar macht er sich auf die Fahrt und durchzieht als Sieger den ganzen Osten. Reich um Reich wird zur Huldigung gezwungen; aber in keinem nimmt er selbst die Krone; er setzt seine Begleiter einen nach dem anderen als Herrscher ein über die getauften Völker; er selbst ist der Gotteskämpfer, den es nicht nach weltlicher Macht gelüstet, sondern der nur das eine Ziel verfolgt, die Heidenschaft für das Christentum zu gewinnen. So zieht er weiter und weiter durch die abenteuerlichsten Länder, die erfüllt sind von Wundern aller Art. Schliesslich, nachdem der ganze Osten siegreich durchzogen und seine Aufgabe damit erfüllt ist, kommt er nach Avalon, in das Reich der Fee Morgane, die ihn schon längst in Liebe erwartet. Er lebt bei ihr, zusammen mit König Artus, ihrem Bruder, in ewiger Jugend, ohne der Heimat zu gedenken und den Lauf der Zeit zu gewahren. Nach zweihundert

(bei Anderen dreihundert) Jahren kommt die Christenheit wieder in Not. Sanct Michael wird zu Morgane geschickt, wie Hermes zu Kalypso, mit Gottes Befehl, ihren Liebling nach Frankreich zu entlassen. Er zieht hin und vollbringt sein Retteramt, angestaunt als Fremder in einer fremden Zeit. Dann aber verrät er, dem Verbot Morganens zuwider, wo er gewesen, und trennt sich treulos von dem Ring der ewigen Jugend, den ihm die Fee geschenkt. Plötzlich gealtert und der Hoffnung auf Rückkehr nach Avalon beraubt, legt er sich hin um zu sterben. Aber im letzten Augenblick erscheint Morgane und entführt ihn heim nach Castel Plaisant auf Avalon. Sie muss ihn aufbewahren, bis die Christenheit, die er sechsmal gerettet, wieder seiner bedürfe. Wenn er zum siebten Mal seines Amtes gewaltet, wird Gott ihn noch drei Jahre auf Erden lassen und dann in das Paradies aufnehmen ¹⁾.

Diese Züge aus der Feenwelt des König Artus zeigen sich der Ogier-Sage in der Alexandriner-Version des vierzehnten Jahrhunderts beigemischt, aus der sie dann auch in den Prosaroman übergehen ²⁾. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass in dem Alexander-Roman von Lambert li Tors die Säulen des Hercules, *bornes Arcus*, einmal auch *bornes Artu* geschrieben werden ³⁾, dass also unter dem König Artus, den Ogier in der seligen Insel am Rand der Erde trifft, auch Hercules verborgen sein mag, dessen Säulen in der Nähe des irdischen Paradieses stehen.

Für uns ist von hervorragender Wichtigkeit die Darstellung dieses zweiten Teils der Ogier-Sage, wie sie in die Reisebeschreibung des Johannes von Montevilla oder John Mandeville, den wir oben beim Baum im Thale Mambre schon zu erwähnen hatten, verarbeitet ist. Das Buch ist allerdings erst um die Mitte des vierzehnten

1) In Dänemark finden wir Ogier als den Nationalhelden Holger in die Tiefe entrückt, in einem Berg, einer Höhle, dem Schlosskeller von Kronborg schlafend, bis sein Land einen Retter braucht, so wie ihn Andersens Märchen noch schildern. In welchem Verhältnis die dänische Sage zu der Karolingischen steht, ist noch nicht genügend aufgeheilt. Doch ist Ogiers Beiname „der Däne“ wohl nicht nur als „eine blosse dichterische Erfindung“ (Voretzsch l. c. p. 119) zu erklären. Jedenfalls zeigt dieser Zug der dänischen Sage die gleiche Weiterbildung des ursprünglichen Gedankens, wie die Entrückung in Kyffhäuser und Untersberg bei der Kaisersage, ein Stadium, das aber schon jenseits unserer Untersuchungen liegt. Grimm l. c. — G. Paris, *Revue critique d'histoire et de littérature*, V. p. 103 ff. — Das dänische Hauptwerk, *Pio, sagnet om Holger danske*, Kopenhagen 1869 war mir nicht zugänglich.

2) Renier, l. c. p. 44 ff.

3) Meyer, *Alexandre le Grand* II. p. 171 ff., 216 f.

Jahrhunderts geschrieben, es ist aber, von wenigen Partien abgesehen, die auf eigenen Reiseerlebnissen des Verfassers in Ägypten zu beruhen scheinen, nichts weiter als eine grosse Compilation aus schon vorhandenen Werken Anderer¹⁾. Es ist dem Verfasser des Mandeville Jean de Bourgoigne schwer verübelt worden, dass er sein ausserordentlich vielseitiges Wissen so schmähhlich missbraucht hat, sich gänzlich zu Unrecht den Ruhm eines grossen Reisenden zu verschaffen und die Welt auf Jahrhunderte hinaus zu mystificieren²⁾. Aber wir müssen ihm doch auch Dank wissen für sein ungeheuerliches Plagiat, das uns gerade durch die grosse Belesenheit des Mannes ein umfassendes Bild davon giebt, wie sich das Wunderland des Orients in den gebildeten Köpfen des vierzehnten Jahrhunderts spiegelte, und dadurch als eine wahre Fundgrube für den Dante-Commentator sich erweist. Mehr Schwierigkeiten scheint auf den ersten Blick der Umstand zu bieten, dass in dem französischen und englischen Text der Reisebeschreibung, wie er uns heute vorliegt, diese Anklänge an Ogier vollkommen fehlen und nur in der lateinischen Fassung sowie in der deutschen Übersetzung des Otto von Diemeringen sich finden³⁾. Gleichwohl scheint es mir nicht angängig, deshalb die Ogier-Elemente einfach als spätere, dem Original fremde Zusätze auszuschneiden. Wir finden nämlich — was meines Wissens noch nicht beachtet worden ist —, dass alle diese Ogier-Stellen Mandevilles unverkennbar und grossentheils wörtlich übereinstimmen mit den Berichten über Ogier, welche die Chronik des Jean des Preis, dit d'Outremeuse, genannt „*Ly myreur des histors*“⁴⁾, anfüllen. Dieser Jean des Preis aber, ein bischöflicher Notar zu Lüttich, war eng befreundet mit jenem gelehrten Arzt Jean de Bourgoigne, dit à la Barbe, der die Rolle des fahrenden Ritters Johann von Mandeville, Grafen von Montfort bis auf sein Todbett so täuschend durchführte, und wurde von ihm sogar zum Testamentsvollstrecker ernannt (Jean de Bourgoigne starb in Lüttich 1372, Jean des Preis 1400⁵⁾). Unstreitig wirft diese persönliche Be-

1) cf. Bovenschen, Johann von Mandeville und die Quellen seiner Reisebeschreibung, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin 1888 XXIII p. 177 ff.

2) Bovenschen l. c. passim.

3) Zarncke, Priester Johannes II. p. 128 ff.

4) Herausgegeben von Borgnet und Bormans in der Collection de chroniques Belges inédites, Brüssel 1864—1887.

5) cf. Bormans, Introduction zum Myreur p. CXXXIII. — Bovenschen l. c. p. 197 ff.

ziehung der beiden Schriftsteller ein besonderes Licht auf die Übereinstimmungen in ihren Werken und lässt sie uns doppelt auffällig erscheinen.

Wir geben zunächst zwei solche übereinstimmende Stellen, die wir aus dem tiefsten Orient, aus „dem Land, wo der Pfeffer wächst“, herausgreifen.

Mandeville II. cp. 8¹).

Item von jndia der grossen stat zu derzücht man von Cana und kompt zu der stat gen Sarque, die eine edle gutt stat ist, und darin sint vil christen lüte und auch vil kirchen, die Oggier hat lossen buwen, do er das selbige Land gewan. Von Sarque zücht man durch das mere, und darnoch so komment mann durch Lorwe, das ist das lande do der pfeffer wachssset und do man in buwet und ist zu wissen, das niergen in der gantsen welt kein pfeffer wachssset dann allein do. Er wachssset wol achtzehen tagreise lang und im gewild und strut do er wachssset do buwet derselbe Oggier zwei grosse stet do er die gewan und heisset eyne noch Flandrie, wan er gab ir den namen siner anen zu eren, die was sines vatters Gotfrids mutter, und hiess Flandrimia und was des Dorichus von Mentz tochter gewesen. Die ander stat heisset Floranse nach syner mutter dije hyess Florentina, und hyess ir mutter Vicrisa, und was syn ane oder grossfrawe des künigs Belleprons von ungeren eeliches wybe und was florentina Sampsonis dochter, den man nennet der lewe, und was berchten schwester die künig Karolus gebare.

Jean des Preis III. p. 57.

Après vinrent en l'isle que ons appelle Canal. Après vinrent à Sarque qui syet en la moyene Indre, où les Sarasins se sont rendus à Ogier et pris baptesme. Et furent là maintes eglises ediffiées, où il mist des moynes et des religieux christiens, et y sont encors, et les nome-ons encore les eglises Danois. Après sont venus à Lombe unc grand pays, où il at grandz forestz et plusieurs, et tient chis paiz XVIII journées de longs, et n'y avoit vilhes, citeis ne castels. Et vint à Combar sur la riviere d'Argins, où Ogier fondat II citeis, et nommat l'une Flandrine et Florentine l'autre; et les nommat ensy apres ses deux grandames: la mere de son pere et la mere de sa mere, et encore y sont les dictes citeis. Et y croist ly poivre tout ensy que des roisins aux troicques; che semble vigne sauvaige.

Die Zusammengehörigkeit der beiden Stellen ist unverkennbar, wenn auch bei Mandeville Ogiers Stammbaum etwas anders angegeben ist als bei Des Preis. Übrigens finden sich an anderen Stellen des Myreur (II. p. 434, III. p. 2 f.) die meisten der von Mandeville aufgeführten Verwandten Ogiers gleichfalls genannt. Ausserdem lässt diese

1) Über die Quellen zu dieser Stelle cf. Bovenschen I. c. p. 286.

Stelle auch erkennen, dass die deutsche Fassung dem Französischen entnommen ist; denn der ungewöhnliche Ausdruck *Grossfraue* für „Ahne“ ist nichts weiter als eine Übersetzung der bei Des Preis gebrauchten Bezeichnung *grandames*. Die gleiche Übereinstimmung findet sich fast allenthalben, wo in den beiden Büchern von Ogier und seinen Orientfahrten die Rede ist, sodass kein Zweifel darüber entstehen kann, dass ein mehr als zufälliges Zusammentreffen vorliegt¹⁾. Dass dasselbe wirklich bis auf die beiden Freunde, den Verfasser des *Myreur* und den des *Mandeville* zurückgeht, scheint mir noch dadurch bestärkt zu werden, dass nicht nur bezüglich der Ogiersage, sondern auch an Stellen, die ebenso im französischen und englischen *Mandeville* enthalten sind, sich Übereinstimmungen mit Jean des Preis erkennen lassen²⁾. Wie dieser Zusammenhang des Näheren zu denken ist, ob beide Schriftsteller die gleiche Quelle benutzt haben, ob einer dem anderen entlehnt hat, ob beide sich gegenseitig ausgeholfen haben, ist schwer zu sagen. Ich möchte vermuten, dass das Letztere der Fall ist, dass die eigentliche Geschichtserzählung von Jean des Preis herrührt, während die Ausschmückung mit geographischen Einzelheiten von Jean de Bourgoigne aus dem Schatze seiner Belesenheit beigesteuert sein mag. Vielleicht liesse sich die Sache auch so erklären, dass Jean des Preis, der als Testamentvollstrecker in Besitz des Nachlasses seines Freundes kam, die von ihm gesammelten Stücke der Ogier-Sage nachträglich in den *Mandeville* verarbeitet und seinerseits die phantastischen Schilderungen

1) Es seien hier nur einige der auffälligsten Beispiele noch namhaft gemacht:

Herkunft des Priesters Johannes	Myreur III. p. 52	Mandeville IV cp. 4
Mäuse so gross wie Hunde	" " " 58	" II " 7
Jungbrunnen	" " " 58	" " " 8
Witwenverbrennung, Weintrinken der Frauen	" " " 58	" " " 8
Grab des heiligen Thomas in Mabaron	" " " 58, 59	" " " 9
Die Bäume, die Mehl, Wein, Honig und Gift tragen	" " " 62	" " " 12

und viele andere. Die Fassung bei Jean des Preis scheint der *Mandevilles* gegenüber manchmal etwas abgekürzt, ein Umstand, der aber für die Frage der Priorität nicht in Betracht kommt, sondern darin seine Erklärung findet, dass gerade für den Teil der Chronik, der diese Stellen enthält, bei der Publikation nur ein Manuskript in abgekürzter Fassung zur Verfügung stand. cf. III. p. 1 und Band der Introduction von Bormans p. V.

2) Schon Bovenschen l. c. p. 213 Anmerkung hat dies bezüglich der *vita Adae* und der Legende vom Kreuzesholz (*Myreur* I. p. 317—324, *Mandeville* cp. 2 bezw. I. cp. 3) bemerkt und auf eine mögliche Wechselbeziehung hingewiesen, während er die Ogier-Stellen, da sie im französischen und englischen Texte fehlen, nicht beachtet hat.

des Orients aus dem Mandeville in seine eigene Chronik eingeflochten hat.

Sicher scheint mir dagegen, dass, wie wir im Mandeville eine Mosaikarbeit von Lesefrüchten vor uns haben, ebenso auch Jean des Preis in seiner Chronik nur Entlehntes zusammengearbeitet hat, allerdings mit dem Unterschied, dass er kein Hehl daraus macht, sondern stolz darauf ist, Gewährsmänner zu haben. Bei aller Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit zeigt er sich überall vom besten Willen beseelt, die zuverlässigsten Quellen aufzusuchen und sie gewissenhaft wiederzugeben, sodass sein Herausgeber Bormans (Introd. CLXV) mit Recht von ihm sagen kann: *Pour le fond Jean d'Outremeuse, malgré les fables, malgré les absurdités accumulées dans son Myreur, n'y a rien mis du sien. Tout ce qu'il rapporte, il l'a trouvé ailleurs, et c'est en toute sincérité qu'il peut dire: chu que je n'ay troveis, si m'en tairay*¹⁾.

Was Jean des Preis über Ogier berichtet, scheint er der Hauptsache nach aus der für uns verlorenen Chronik des lütticher Bischofs Hugues de Pierrepont (um 1214), *la chronique des Vavassours*, geschöpft zu haben, für die er immer eine besondere Wertschätzung bekundet, die er für Ogier aber geradezu als klassisches Dokument betrachtet, da der Bischof den zurückgekehrten Ogier im Jahre 1214 selbst gesehen und nach Ogiers eigener Erzählung seine Geschichte aufgezeichnet habe²⁾. Ein merkwürdiges Zusammentreffen darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass nämlich fast um die gleiche Zeit, da Bischof Hugues den wiedergekehrten Ogier gesprochen haben will, im Jahre 1210 auch die Weltchronik des Alberich von Trois-Fontaines von dem Auftreten eines greisenhaften Ritters, der sich für Ogier ausgab, berichtet³⁾. Damit ein solcher falscher Ogier auftreten konnte,

1) Gautier giebt keine Gründe für seine entgegengesetzte Meinung (Epop. III, p. 553 Anm.): „Il reste à écrire une étude décisive sur les sources de Jean d'Outremeuse: l'une des principales à coup sûr a été son imagination.“

2) Bormans, ²⁾Introd. p. XVI, XCV ff., CLVI; Myreur I. p. 2, V. p. 123, 131 f., 161. — Als mit diesem Bericht des Bischofs von Lüttich übereinstimmend nennt Jean des Preis noch die Aufzeichnungen des Abtes Enguerrand von St. Denis und des Abtes Sjequin von Meaux en Brie, die auch an der Chronique des Vavassours mitgearbeitet zu haben scheinen. V. p. 136.

3) Pertz SS. XXIII. p. 891. A partibus Hispaniarum venit hoc tempore quidam valde senio confectus miles grandevus, qui se dicebat esse Ogerum de Dacia, de quo legitur in historia Karoli Magni, et quod mater eius fuerit filia Theodorici de Ardenna. Hic itaque obiit hoc anno, ut dicitur in dyocesi Nivernensi, villa que ad sanctum Patricium dicitur, prout illic tam clerici quam layci qui viderunt retulerunt.

musste jeden Falls schon eine Sage vorhanden sein, die den Gedanken der wunderbaren Wiederkehr des Helden nach langem Fernsein dem Volke vertraut gemacht hatte.

Ausserdem finden sich im Myreur, worauf schon Bormans (Intro. p. XVIII) aufmerksam macht, an einer ganzen Reihe von Stellen, die sich auf Ogier beziehen, die unverkennbaren Spuren von Versen¹⁾. Ob darin Bruchstücke der (verlorenen) *Geste d'Ogier*, zu der sich der gleiche Verfasser bekennt, zu erblicken sind, wie Bormans annimmt, möchte ich bezweifeln, da die meisten dieser Stellen, so die leicht humoristische Episode, wo sich der hungerige Ogier bei den Pilgern durch einen Imbiss zum Kampfe stärkt und deren Bewunderung ebenso durch seinen Appetit wie durch seine Taperkeit erweckt, oder etwas weiter, wo er sich auf seinem Ross Broiefort über den Fluss gerettet hat und nun Karl höhnt, weil er nicht folgen kann (III p. 252), oder die stimmungsvolle Schilderung seiner heimlichen Ausfahrt (IV. p. 41), oder der mächtige Schluss (V. p. 137) von einer volkstümlichen Frische und dichterischen Kraft sind, die auffallend abstechen gegen die sonstige Vortragsweise des Jean des Preis, wie sie sowohl in seiner Chronik als auch in seiner *Geste de Liège* hervortritt.

Eine in der Chronik versteckte Reimspur ist für uns noch von einem besonderen Interesse. Als Ogier sich heimlich auf seine letzte Fahrt gemacht hat und von seinem Sohn Beuve vergeblich gesucht worden ist, heisst es: *et li nouvelle se vat espadant que Ogier est perdu, ons ne seit qu'il est devenus*. Die Stelle erinnert überraschend an die Verse Oswalds des Schreibers:

*Also ward der hochgeporn
Keiser Friderich do verlorn,*

ebenso wie überhaupt die Gestalt Ogiers mit dem sagenhaften Kaiser Friedrich mehr und mehr ähnlich geworden ist. Dass aber die Ogier-Sage diese Entwicklung genommen hat, ist nicht die zufällige Laune eines einzelnen Schriftstellers gewesen, sondern das Gesetz ihres Organismus, der eben diese Keime in sich barg, das Gesetz, nach dem eine jede Sage wächst und wird,

Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.

1) Über die Versspuren in den Prosa-Romanen cf. Gautier, *Epopées* II p. 442 ff.

Es scheint mir hiernach als sicher angenommen werden zu können, dass die Ogier-Elemente in dem deutschen Mandeville nicht willkürliche Zuthaten des Uebersetzers Otto von Diemeringen sind¹⁾, sondern auf ältere über das Original des Mandeville hinaufreichende Quellen zurückgehen, und wenn wir auch nicht behaupten können, dass sie gerade in diesem Original enthalten gewesen seien, wie es aus der Hand des Jean de Bourgoigne hervorgegangen ist, so haben wir doch zum Mindesten das Recht — und das ist das Wichtige für uns — sie als Zeugnis für die Anschauung der älteren, Dante'schen Zeit in Anspruch zu nehmen.

Die Anspielungen auf Ogier finden sich allenthalben eingeflochten, wie die fingierte Reise von Land zu Land fortschreitet. Aber einmal benutzt der Schreiber die Gelegenheit, die ganze Ogier-Sage, in einem kurzen Auszug zwar, aber im Wesentlichen nach Jean des Preis, uns vorzuführen. Die Stelle ist in ein Kapitel²⁾ eingefügt, das von Java handelt und dessen sonstiger Inhalt wieder dem Odoricus³⁾ entnommen ist. Sie lautet:

Der König von Jana (= Java) hat gar ein köstlichen palast darin er wonet. Dann alle staffelen dar uff man in den palast get, sint etlich guldin etlich silberin, und die esterich sint gefierteilt ron gold und von silber gegen einander sind die muren inwendig alle überzogen mit guldin und silberin blettern. In denselben blettern sint auch vil ritterlicher that gewirkt und geschriben. In dem übersten sale steet Oggiers leben und sine stryt gar wercklichen gebildet und ergraben, wie er auss Frankrich in dasselbe Land kommen ist und wie er alle land gewan von Rom untz gen Indien⁴⁾, wie ihn die Göttin frow Jana (= Morgana) also verzaubert, das er nit sterben möcht, und das er noch ob zweyhundert joren uss Indien gen Franckrich kame, und dan er nitt anderst wisse dann das er nitt mee dann eyn jor uss gewesen wer, und da er gen Franckrich kam, da verwundert er sich das sich die leut also gar verandert hetten in eim jor wan er sach niemande do den er kante. Auch ston an den muren vil grosse stryt die etwen geschehen sind von dem grossen Fürsten Hector Alexander

1) Von der Hagen, l. c. p. 270. — Simrock, Volksbücher XIII. p. XIII.

2) Buch II cp. 11.

3) cp. 21. cf. Yule, Cathay App. I. p. XVII.

4) Auch dieser Zug hat sein Vorbild im Myreur, wo IV. p. 52 ff. erzählt wird, wie im Castel Plaisant die Wände des Saales mit den Geschichten der Helden ausgemalt sind und bei der Ankunft Ogiers auf einen Wink Morganens mit dessen Thaten sich schmücken.

Hercules Keyser Karolen und von vil anderen strytbar Fürsten, das doch unglich ist den Dingen die Oggier gethon hat, wan wer zu synen zytten nitt christen was den betzwang er von uffgang der sunnen biss zum nidergang der sunnen. und nooh hüt des tages haben die herren indien inne die von Oggiers linien harkomen sint. Auch sind in dem landt Jana vil mee christen stet dann in allen anderen Königreichen sint, die wir bys har genennet haben. Man liset auch in demselben sal, wie Oggier lang, König Karlen gefangener was, und lag zu Meche¹⁾ in der stat Alabien, und wie er ledig ward. Do König Josore inn Franckrich zog, do liess in König Karolus ledig, darumb das er den König Josore bestreitte, und do half im Oggier und ertötet den König Josore vor der statt Laon²⁾. Und do er ledig wart do zoch er wider die heiden wan er het in der gefencknuss gelobt und unserm herren got verheissen, würd er ledig, er wolte alle uncristen lüte durchechten, und do Oggier anfang zu ziehen wyder die heyden und wider die unchristen lüte. do kam er in König Josores vatters land, den er ertötet het. Derselhe Josores vatter hiess König Bereiher. Und da der horte das Oggier in syn Land was komen da legt er an mit den münchen die da templer heissen, das sy im dem Oggier verrieten und gefangen geben. Aber das geschähe nit und Oggier gewann das land und darnoch alle ander land die nit christen waren. Und nannte sich selber gottes kempffer. Wann er stryt nit umb lüt noch umb land oder herschafft zu gewinnen. Denn allein darumb das er möcht die menschen zu christenglauben bringen. Etliche in denselben landen meinen, Oggier lebe noch und sy an enden, do göttliche lüt wonen und solle noch herwiderkomen alle lande zu rechter ordenunge setzen.

Das Charakteristische an dieser Gestalt des Ogier ist, dass er, wie schon Von der Hagen treffend sagt, sich uns als ein christlicher Alexander darstellt. Sein Zug durch das Morgenland ist ein Alexanderzug mit der ganzen Ausstattung, die ihm das Mittelalter verliehen hat.

1) Mekka, so auch Myreur V. p. 122 *Mech*. Es scheint hier eine Vermengung der beiden von Jean des Preis erwähnten Gefangennahmen vorzuliegen, III. p. 267 ff. durch Turpin und III. p. 340 durch Isoreit mit Hilfe der Templer.

2) Der Heidenkönig, der bei Laon von Ogier besiegt wird, ist im Myreur (III. p. 280 ff.) nicht Josore, sondern Brehier, entsprechend der Chevalerie Ogier, während Brehiers Sohn Isoreit erst bei der zweiten Gefangennahme Ogiers auftritt.

Ogier durchzieht alle jene phantastischen Länder und erfährt und besteht die Wunder und Gefahren der Wüste, der Wildnis und des Meeres, deren Schilderung seit Pseudo-Callisthenes und Julius Valerius wie ein üppiger Tropenwald die Siegesbahn des hellenischen Götterjünglings dichter und dichter umwuchert. Unter diesen Abenteuern nun ist für uns von hervorragender Wichtigkeit, dass Ogier, wie Alexander, zu den Bäumen der Sonne und des Mondes kommt und dass Mandeville mit diesem Besuch die Sage von Ogiers Wiederkunft in Zusammenhang bringt. Die Stelle lautet, IV. cp. 11:

Und gen syt ist ein wüste wol XV tagreisen vom wasser. Do stundt ein boum¹⁾ der heisset der sunnen und des mones baum als man mir saget. Darzu mag nieman komen. Den thut priester Johan mit pfaffen verhütten, die werden by fier oder fünffhundert joren alt, wan des Baumes krafft gibt lang leben, und treit balsam, und wachset auch in aller Welt kein balsam dann do und zu Bablonia . . . Man saget auch in den selben landen das Oggier by den selben boumen were und sich spyset mit dem balsam und do von lebte er so lang, und meinen er lebe noch und solle har wider zu inen komen.

Das irdische Paradies, zu dem der Myreur (III. p. 67) Ogier gleichfalls gelangen lässt, finden wir bei Mandeville (IV. cp. 13) nur mit Alexander in Verbindung gebracht. Dafür bietet Mandeville hier eine bemerkenswerte Angabe über die Säule des Alexander:

Und man meinet auch das, das der grosse Alexander also nahe zu dem paradise kommen sey, das er die muren gar wol gesehen habe, aber er keme nicht in das paradise. Doch so satzt er syn zeychen dahyn als fer er kommen was. Geleiche als Hercules thet uff dem hispanier möre gegen der sunnen undergang. Das zeichen das Alexander satz gegen der sunnen uffgang by dem paradise das heisset Alexanders gades, und das andere heisset hercules gades²⁾. Und das sint grosse steine sülen die stöndt uff hohen bergen zu einer ewigen

1) Die von Zarncke (II. p. 153) wiedergegebene Handschrift hat hier richtiger den Plural entsprechend dem Aristotelesbrief, ebenso Jean des Preis (III. p. 67), der sagt: *Et puis sont venus aux deux arbres que ons dist de la lune et de soleal, qui parlont à Alixandre de Machidoine; de leur fruit mangnat Ogier asseis et del sainte balme aussy.*

2) Hier sind also die Säulen des Herkules, die die Alexandersage im fernsten Osten annimmt, zwar an ihre klassische Stelle versetzt, erscheinen aber doch noch im Zusammenhang mit den Säulen Alexanders.

bezeichnung oder bedeutung das niemand für dieselben säulen hyn ausskommen sol.

Dies gleiche Verbot haben wir aber oben in jener Legende, die den Baum des Seth mit der *arbor sicca* identisch erklärt, mit diesem Baum verbunden gesehen (*prohibens eos ne arborem transmearent*), was wieder auf eine Verschmelzung des Baumes mit der Säule in der späteren Vorstellung hinweist. Und andererseits finden wir auch die Bäume der Sonne und des Mondes, zu denen Ogier kommt, ebenso in dem Gebiet des Priesters Johannes wie die *arbor sicca* der Legende, während der aus Alexanders Brief an Aristoteles herstammende Zug, dass die Bäume gehütet werden, auch bei dem dürrn Baum der Kaisersage wiederkehrt¹⁾.

Auf diesem Alexander-Zug, der bis an den äussersten Grenzpfahl der Erde führt, sehen wir nun Ogier in dem Mass, wie er ein Reich nach dem anderen erobert, jeweils aus der Zahl seiner Begleiter neue Könige einsetzen, sodass zum Schluss in allen Ländern, die er durchzogen hat, neue christliche Dynastien von Ogiers Gnaden herrschen. Die wichtigsten unter diesen und für uns von besonderer Bedeutung sind der Priester Johannes und der Gross-Chan. Beide Gestalten spielen auch sonst in der Vorstellung des mittelalterlichen Abendlandes eine grosse Rolle und zwar der Art, dass sie nicht nur die Phantasie der Dichter und Geschichten-Erzähler beschäftigten, sondern auch in die Erwägungen der Politiker als beträchtliche Faktoren Eingang fanden²⁾. Über das Wesen der Beiden herrschte die grösste Unklarheit und Schwankung in der mittelalterlichen Auffassung. Bald werden die beiden Namen als die von bestimmten einzelnen Personen aufgefasst, bald als typische Bezeichnungen, als Herrschertitel. Bald erscheinen beide unabhängig von einander, Priester Johannes als der Herr von Indien, der Chan als derjenige der nördlicher gelegenen Länder von China bis Vorder-Asien. Bald treten sie in Gegensatz zu einander: der Chan überwindet den Priester Johannes und tritt Kraft des Rechts der Eroberung an seine Stelle; oder aber der Priester Johannes erscheint als

1) Simrock, Volksbücher, Kaiser Friedrich, genannt Barbarossa, II. p. 239., *welches Baumes alle Sultane noch fleissig hüten lassen. Das ist wahr, dass des Baums gehütet wird, und sind Hüter dazu gestiftet; welcher Kaiser aber seinen Schild daran hängen soll, das weiss Gott.*

2) Ausser Zarncke l. c. cf. auch d'Avezac. Vorrede zu Johannes de Plano Carpini in Recueil de Voyages et de Mémoires IV. p. 547 ff. — d'Ohsson, Histoire des Mongols I. p. 52 Anm. 1. — Pauthier, Marco Polo I. p. 176. — Yule, Cathay p. CXXII, 146 f., 174 ff.

der Vorfahre des Chan, und dieser übernimmt als Erbe zugleich die Macht und den Titel des Priesters Johannes. Immer aber sieht das Abendland in den beiden Gestalten machtvolle Bundesgenossen, die von Osten gegen die Sarazenen heranziehend den Kreuzheeren im Kampf um das heilige Land Luft machen. Dabei werden sie entweder geradezu für Christen gehalten oder doch als Freunde des Christentums betrachtet, deren Bekehrung zum rechten Glauben zu erwarten stehe.

Im deutschen Mandeville wird nun diese Mischung noch bunter und die Beziehung zum Abendland zugleich noch enger, indem aus dem Myreur ¹⁾ der Zug herübergenommen wird, dass der Priester Johannes und der Gross-Chan ursprünglich auch zwei von Ogier zu Königen eingesetzte Genossen seiner Fahrt sind, die zwei mächtige Dynastien gründen.

Buch IV. ep. 4 wird darüber folgendermassen berichtet:

Und da man zalt von gottes geburt achthundert und sechzehn jare, da zoch Oggier von Denmark in dieselben lande und gewan Kathaia und indien und die landt mit einander an derselben gegne, und was er gewan das gab er syen frunden und denen die im gehorsame dienste thäten. Und alle die haben sythar das landt ingehet. Also ist der adel und die herrschaft ye von einem an den andern kommen.

Hier ist zu merken, wie der nam Priester Johan uffkomen ist des ersten. Oggier der het ein fründ der hiess König Godebuch von Fricssland, der het einen sün der hiess Johannes. Derselbe Johannes der lag alle zyt in der kirchen und bettet vil und was gar andechtig und thet auch viel gutter priesterliche werck. Und darumb das er also geistlich und als vil in der kirchen was, da was er ander leuten ein spot, und da gabe man ihm den namen priester Johan. Nun fugt es sich das derselbe Johannes gar ein manlich that begienge darumb im syn vetter Oggier hold und geneigt ward und im die land, die er gewonnen hette, befalch und schied Oggier von den landen und behielt priester Johan die selben land und beliebe im auch der name den auch alle syne nachkommen noch heut des tages hant und also ward der spot zu einem ernst. Das hab ich gelesen in den selben landen in den crönicken die da ligent in derselben stat Nyse in unser frauen münster, und ich glaub nit anderst dan das der name daselbst har sy kommen. Aber elliche sagen es were eins malcs vor zyten ein frumer König von indien dem fiel in den syn er wolte die christenheit

1) III. p. 52, 63, 66.

besehen etc., wobei er dann durch den Anblick christlichen Gottesdienstes bestimmt wird, Christ zu werden und den Namen *Priester Johannes* anzunehmen. *Doch glaub ich das erste was wan ich hab es in den büchern gelesen* ¹⁾.

Dass der Gross-Chan von Ogier sein Geschlecht herleitet, wird bei Schilderung seines Hofhaltes erwähnt (III. cp. 2):

Und alles volck das zu tisch dienet das redet nitt ee das der Can mit im redet on allein die farenden leut die gedicht machen oder nüre mere bringen oder nüwe spyl machen und was sy von got oder von heyliger lüt wunder und alten historien, von Oggiers stryppen sagen, das hört er gern. Wan er meint er sy von Oggiers geschlecht kommen, und alle land seyn von Oggier an in rüren.

Im Übrigen sind Priester Johannes sowohl wie der Chan bei Mandeville mit den gleichen Eigenschaften ausgestattet, die ihnen auch sonst im Mittelalter beigelegt wurden. Priester Johannes ist der vollkommen christliche Priester-Fürst, begabt mit Frömmigkeit und Herrschertugenden, voll Macht und Majestät, in der schimmernden Pracht seiner fabelhaften Schätze, so wie er in jenem überladenen Phantasiestück seines Briefes an Kaiser Emanuel den kindlichen Gemüthern des Mittelalters geschildert wurde und den unersättlichen Hörern in immer neuen Bearbeitungen und Ausschmückungen wiederholt werden konnte: *Si potes dinumerare stellas caeli et harenam maris, dinumera et dominium nostrum et potestatem nostram* ²⁾. Der Gross-Chan weist die Züge auf, mit denen auch Marco Polo, Haithon, Johannes de Plano Carpini und Andere ihn schildern. Er ist der mächtige Herrscher eines unermesslichen Reiches, ein Freund der Christen, wenn auch selbst ein Heide und in allen Stücken ein weiser und glücklicher Regent. Es ist das Bild, wie ich es bereits in dem Excurs zu meiner Inferno-Übersetzung entworfen habe. Doch treten einzelne Züge noch schärfer hervor.

Im II. Buch cp. 11 heisst es am Schluss:

Item der König von Jana ist also mechtig das er dick hat gekriegt mit dem herren der do heisset der grosse hundt, den man gewonlich nennet Can, also wil ich in auch nennen hie noch in dysem buch durch kürztung willen. Der Can ist der überst und der mech-

1) Die erste Namensklärung schliesst sich eng an den *Myreur* III. p. 52 u. 66 an. Über die Abweichung des englischen und französischen Textes, der nur die zweite Erklärung enthält, cf. Zarncke II. p. 132 ff.

2) Schluss des Briefes, cf. Zarncke I. p. 924.

tigest Keiser den die sunne überscheinet. Er meynet auch es sy kein ander herre dan er, und got sy herre im hymel und er uff der erden. Doch hat in der Künig von jana twan überwunden.

Die Stelle beweist ausser der Schätzung der Macht des Chan, dass die in dem Namen liegende Nebenbedeutung *Hund* dem Mittelalter wohl bewusst war.

Auch der Verwendung des Filzes bei dem Volk des Chan wird wieder Erwähnung gethan (III. cp. 5):

An vil enden desselben lands hat das folck kein ander huser dan die von viltzen gemacht sint die richtent sy uff, uff stangen und wonent darunder und fürent sy mit in an die ende da man ir nottürfftig ist zu reisen oder zu anderen sachen, gelich als man hie thut mit dem gezelten¹⁾. Und wiewol das der grosse Can synen ersten ursprunck gehebt hat von dem land und auch da von geborn ist, so ist er doch selten da, wan es ist ein bösses land. Er wonet gewonlichen in Kathay das ist ein gut land.

Bemerkenswert ist ferner die Wendung, mit der Mandeville auf den Gebrauch des Papier- und Ledergeldes beim Gross-Chan zu sprechen kommt (III. cp. 7):

Die Can achten nit vil uff goldt silber oder edel gestein. Es sy dan das sy es in ander landt senden oder frembden gesten schencken wöllen, Büwo und palast zieren wöllen oder ir soldner damit aussrichten, oder umb kauffmanschatz verwechselen. Darumb ist kein müntz in iren landen von gold oder silber. Aber sy hand ein zeichen mit ir geschriff, das schlecht man uff leder. So aber leder theür ist so schlecht man es uff bappyr als hie uff gold oder silber.

Und in der bestimmtesten Weise wird dem Gross-Chan die Bedeutung eines Weltherrschers zuerkannt, wenn im Anschluss an die Berufung des Cangius zum Kaiser über die sieben Tartarenstämme, die mit dem Traumgesicht des weissen Reiters getreu nach Haithon erzählt ist, seine Eroberungen mit den Worten charakterisiert werden (III. cp. 4): *Also hub er an zu stritten und die land an sich ziehen als vor zyten der gross Alexander, die Römer und Oggier.*

1) cf. Johannes de Plano Carpini cp. II § IV (Recueil de Voyages et de mémoires IV. p. 616): *Stationes habent rotundas in modum tentorii praeparatas, de virgis et baculis subtilibus factas. Supra vero in medio rotundam habent fenestram unde lumen ingreditur, et ut possit fumus exire: quia semper in medio ignem faciunt. Parietes autem et tecta filtro sunt cooperta; ostia etiam de filtro sunt facta et quocunque vadunt, sive ad bellum sive alias, semper illas deferunt secum.*

Immer wieder finden wir eine Mischung der verschiedenartigsten Elemente. Aber gerade die Art, wie sie durcheinandergähren, führt uns recht vor Augen, wie phantastisch und nebelhaft und doch zugleich beeindruckend und gewaltig das Bild war, das die abendländische Christenheit von jenem Herrscher des Ostens sich geschaffen hatte.

Wenn wir nun Halt machen und den langen Weg zurückblicken nach der Stelle des Johannes von Hildesheim, von der wir ausgegangen sind, so glaube ich, dass der innerste Zusammenhang jener Sage, der Gross-Chan der Tartaren habe seinen Schild an dem dürrn Baum im Tempel zu Thauris aufgehängt und sich damit der Weltherrschaft versichert, nun deutlich vor uns liegt. Dieser Gross-Chan ist nicht der Schrecken des Abendlandes, wie er sich dem späteren Blicke darstellt, sondern der mit allem Zauber des Geheimnisvollen umwobene Herrscher des Ostens, von dem die Christenheit die entscheidende Hülfe im Kampf gegen die Ungläubigen erhofft, der für die träumende Phantasie geradezu zu dem für das Ende der Tage prophezeiten mystischen Weltherrscher emporwächst. Denn als dieser bekundet er sich durch die symbolische Handlung, dass er seinen Schild am dürrn Baum aufhängt. Die Brücke aber zwischen dem Gross-Chan und dem letzten Kaiser schlägt die Alexander-Sage und die Ogier-Sage. Die Alexander-Sage enthüllt uns, dass die tiefsten Gedanken der Kaisersage weit über diese hinaufreichen und verweist das Hauptmotiv, dass die Siegeslaufbahn des Welteroberers an den Wunderbäumen ihre tragisch gestimmte Vollendung und Besiegelung findet, in den fernsten Osten des Erdkreises. Die Bäume weissagen dem Alexander die Weltherrschaft und einen frühen Tod und legen damit in uns schon den verborgenen Keim des Gedankens, dass der Held, der sein Leben nicht ausgelebt habe, auch nicht unwiederbringlich gestorben sein könne. In der Ogier-Sage sodann vereinigen sich alle wesentlichen Elemente der christlichen Kaisersage und der Alexandersage. Auf der einen Seite ist Ogier vollkommen der Kaiser der Kaisersage, der Gotteskämpfer — *messo di Dio*, ist man versucht zu sagen —, in dessen Hand das Heil der Christenheit liegt, der eine Zeit im Verborgenen lebt, um, wenn die Not am höchsten gestiegen ist, als Retter zurückzukehren. Auch seine erbitterte Fehde mit König Karl entspricht ganz dem scharfen Gegensatz, in dem Kaiser Friedrich zum Lilienkaiser sich zeigt. Auf der anderen Seite wird auch bei ihm, ebenso wie bei Alexander, das Schwer-

gewicht der ganzen Sage nach dem Osten verlegt; die gleichen Eroberungszüge führen zu dem gleichen Ziele, den Wunderbäumen; er ist ein christlicher Alexander, nur einer, der nicht stirbt, der im fernen Osten geheimnisvoll weiterlebt und dereinstens sieghaft wiederkommen wird. Mit Ogier wird dann die Gestalt des Gross-Chans in Verbindung gebracht, der sein Geschlecht und seine Herrschaft von ihm herleiten soll und mit dem christlichen Priesterkönig Johannes, dem Lehnsmann Ogiers, zu einer Person verschmilzt, und diesen Gross-Chan sehen wir schliesslich, siegreich von Osten nach Westen gewendet, seinen Schild gleich dem Kaiser der Kaisersage an dem dürren Baum zum Zeichen der Weltherrschaft aufhängen.

Wenn wir aber diese Ideen zu Dantes Zeit lebendig sehen — und wenn Johannes von Hildesheim und Jean des Preis und Jean de Bourgoigne auch erst fünfzig Jahre nach Dantes Tod geschrieben haben, so schöpfen sie doch alle aus schon vorhandenen Quellen und liefern gerade das Zeugnis dafür, dass diese Ideen schon früher bestanden haben —, so scheint es mir unabweisbar, aus ihnen heraus, im Zusammenhang mit den in meinem früheren Deutungsversuch beigebrachten Gründen, in jenem geheimnisvollen allmächtigen Herrscher, der sich den „grossen Hund“ nannte, der auf einem Teppich von Filz zum Kaiser erhoben wurde, der in einem Lande mit Hütten von Filz „*seinen Ursprung hatte und geboren wurde*“ — *e sua nazione sarà tru feltro e feltro*, — der Gold, Silber und Edelgestein „*mit viel achtet*“ — *questi non ciberà terra nè peltro* — und der durch das Aufhängen des Schildes dem Kaiser der Kaisersage gleichgestellt wird, das Vorbild des Dante'schen Windhunds zu erblicken, auf den diese Schilderung zum Teil fast wörtlich passt, dem der Dichter die gleiche geheimnisvolle Erwartung voraufgehen lässt und dem er die gleichen Aufgaben zuweist, wie seine Zeit jenem Weltkaiser.

Während so unsere Stelle aus Johannes von Hildesheim die Deutung des Veltro auf den Gross-Chan bestätigt, trägt sie andererseits auch dazu bei, den Zusammenhang des von Dante erwarteten Retters mit dem Kaiser der Kaisersage schärfer ins Licht zu rücken¹⁾. Der Veltro kann nicht anders als auf den Weltkaiser gedeutet werden, und ausserdem erweist er sich mit dem Dux des irdischen Paradieses untrennbar verbunden. Beide, Veltro und Dux, geben nur verschiedene

1) Auch Kraus, Dante p. 475 u. 735 weist auf den Zusammenhang der Kaisersage mit der Veltro-Idee hin, kann sich aber nicht entschliessen, daraus die volle Konsequenz zu ziehen. Entschiederer Grauert, hist. Jahrb. 1896 p. 815 ff.

Bilder der gleichen Gestalt, Beide betonen nur verschiedene Eigenschaften, verschiedene Aufgaben, die insgesamt dem einen letzten Kaiser zugewiesen wurden. Die Stelle vom Veltro kehrt mehr die allgemeine menschliche Seite des Retters hervor: er soll die Wölfin der Habgier in die Hölle zurückjagen, er soll, aus schlichten Verhältnissen hervorgegangen, nicht nach irdischem Besitz trachten und in Weisheit, Liebe und Tugend seines Amtes walten. Es sind dies die sozialen, wirtschaftlichen Ansprüche, deren Erfüllung die Kaisersage von ihrem Kaiser erwartet, wenn sie von ihm weissagt, er werde die gute Zeit, *gute jar* wieder heraufführen, in dem Gewand der Armut auftreten und der Helfer der Witwen und Waisen und des kleinen Mannes sein. Die Prophezeiung von Dux hat dagegen mehr die politischen Aufgaben des Retters zum Gegenstand: *anciderà la fuja Con quel gigante che con lei delinque. Lu fuja* ist anerkanntermassen die Kirche in ihrer Verderbtheit und der Riese der König von Frankreich, der mit ihr im Bunde steht. Wir haben aber gesehen, dass die Züchtigung der frevelhaften Pfaffen und die Niederwerfung des französischen Königs die zwei heissesten Hoffnungen sind, denen das Ghibellinentum in der Kaisersage Worte leiht. Veltro und Dux sind also nicht zwei verschiedene Gestalten der Dante'schen Apokalypse, sondern eine einzige, der alleinige Träger seiner Hoffnungen und zwar der gleiche Retter, den die Volksphantasie in dem Kaiser der Kaisersage ersehnte.

Diese Erkenntnis führt uns aber noch einen Schritt weiter und zeigt uns unweigerlich, dass noch ein anderes Element der Kaisersage in Dantes Vision Eingang gefunden hat: der *albero mistico* ist seiner Herkunft nach offenbar nichts anderes als der dürre Baum der Kaisersage¹⁾.

Als Beatrice mit dem Triumphzug der Kirche zu dem Baum inmitten des Paradieseswaldes gekommen ist, heisst es (Prg. 32, 37):

*Jo sentii mormorare a tutti: „Adamo!“
 Poi cerchiaro una pianta dispogliata
 Di fiori e d'altra fronda in ciascun ramo.
 La coma sua, che tanto si dilata
 Più quanto più è su, fôra dugl'Indi
 Nei boschi lor per altezza ammirata.*

1) Mussafia hat am Schluss seines Aufsatzes *Sulla leggenda del legno della Croce* (Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, philos.-histor. Klasse, Wien 1869, Bd. 63 p. 196) den Gedanken gestreift, ebenso Yule, *Marco Polo I.* p. 125.

Bei der Deutung des Baumes hat es immer Schwierigkeiten gemacht, dass er in erster Linie offenbar der alte Baum der Erkenntnis ist, während sich im weiteren Verlauf die zwingende Notwendigkeit ergibt, ihn als das Symbol des römischen Reiches und des Kaisertums aufzufassen¹⁾. Wie Dante zu diesem Doppelsinn kommen konnte, wird verständlich, wenn wir uns erinnern, dass schon in der Sage, die ihm das Motiv des Baumes gab, die beiden Elemente gemischt sind. Soweit der *albero mistico* sich als Erkenntnisbaum darstellt, kehrt er eben die Bestandteile hervor, die er vom Baum des Seth und von der Legende des Kreuzesholzes übernommen hat²⁾. Als Symbol des römischen Reichs und des Kaisertums geht er dagegen auf die Sonnen- und Mondbäume „in den fernsten Wäldern der Inder“³⁾ zurück, die dem Alexander die Weltherrschaft verheissen. Doch während in der ausgebildeten Kaisersage das religiöse Element durch das politische in den Hintergrund gedrängt wird und der Kaiser nicht mehr — vor einem Höheren zurücktretend — die Reichsinsignien an dem Kreuzestamm niederlegt, sondern seinen Schild als Siegeszeichen an dem Stamm aufhängt, dessen Besitz die Herrschaft der Welt bedeutet, hält Dante an dem doppelten Charakter des Baumes fest, und während derselbe im ganzen Verlauf der Vision das römische Reich zu vertreten hat, so tritt doch entschieden die Idee des Erkenntnisbaumes in den Vordergrund, wenn das Neuerblühen des Baumes nicht durch das Aufhängen des Kaiserschildes bewirkt wird, sondern dadurch, dass der Greif (= Christus) das Deichselholz des Kirchenwagens (= das Kreuz) wieder an den Baum fügt (Prg. 32, 49):

*E volto al temo ch'egli avea tirato,
Trasselo al piè della vedova frasca;
E quel di lei a lei lasciò legato,*

ein Symbol, hinter dem dann allerdings der weitere Sinn sich birgt, dass der päpstliche römische Stuhl (= die Deichsel) durch Christus an das

1) Scartazzini, com. Lips. II. p. 730 ff. bes. p. 732. — Philalethes II. p. 321. — Döllinger, Akad. Vorträge, Nördlingen 1888 I. p. 88.

2) So erzählt Francesco da Buti (Pisa 1858—62) II. p. 785 bei ihm ausführlich die Geschichte von Seth und dem Öl der Barmherzigkeit.

3) Man wird deshalb auch in Dante's Hinweis auf die Wälder der Inder in der oben angeführten Stelle nicht sowohl einen Anklang an Virgils Georg. II, 122 ff., worauf gewöhnlich verwiesen wird, als vielmehr an den Aristotelesbrief (l. c. p. 205 ff.) zu erblicken haben. Eine auffallende Ähnlichkeit besteht auch zwischen der Schilderung der *divina foresta* (Prg. 28, 1—21) und dem Paradies des Priesters Johannes mit dem Baum des Seth (cf. oben p. 50).

römische Kaisertum gebunden wird und diesem dadurch Segen bringt. Dante hat eben mit dieser Sage auch den Absichten seiner Dichtung entsprechend frei geschaltet, wie wir ihn es mit vielen anderen überkommenen Vorstellungen seiner Zeit ebenfalls thun sehen. Aber die Wurzel zu seinem Paradiesesbaum liegt unstreitig in der Kaisersage.

Schliesslich haben wir noch des spezifisch germanischen Elements in der Kaisersage zu gedenken, an das auch eine Anzahl von Zügen der Dante'schen Vision seltsam anklingen. Die Entscheidungsschlacht, die der Kaiser am Ende der Tage auf der Walstatt am dürren Baum zu bestehen hat, ist bekanntlich, und mit guten Gründen, mit der nordischen Götterdämmerung in Verbindung gebracht worden¹⁾. Der entrückte und wiederkehrende Kaiser ist der Wanderer Wodan, der dürre Baum, der nach dem Sieg neu ergrünt, die Weltesche Yggdrasil, die, vom Brand der Götterdämmerung verdorrt, bei der Wiedergeburt der Welt von Neuem ausschlägt. Auf dieser Weltesche horstet aber nun nach dem germanischen Mythos ein Adler, und unter ihren Wurzeln lagert der Lindwurm Nídhöggr²⁾ und das Gleiche finden wir bei Dantes Paradiesesbaum, wenn der Adler zweimal aus seiner Krone niederfährt und wenn sich am Fuss des Baumes die Erde öffnet und der Drache heraufsteigt (Prg. 32, 112, 124 und 130)³⁾. Ebenso erinnert es an germanische Vorstellungen, wenn der Hauptfeind, den der Veltro zu bekämpfen hat, unter dem Bild der Wölfin erscheint (Inf. 1, 101 und Prg. 20, 15), gleichwie der Fenrirwolf bei der Götterdämmerung der Gegner Wodans ist⁴⁾.

Durch die Persönlichkeit wie durch die Dichtung Dantes geht ein starker germanischer Zug, der uns gemahnt, dass die Sonne Italiens zu seiner Zeit aus dem Blut der Aldigherii noch nicht ausgetilgt hatte, was deren Ahnherr, der wohl als deutscher Gefolgsmann eines Kaisers über die Alpen gezogen war, von nordischem Wesen mitgebracht hatte⁵⁾. Mag sein, dass die Frau, die in Dantes Erinnerung steht, wie sie

. . . . *traendo alla rocca la chioma*

Fuoleggiava con la sua famiglia

Dei Troiani, di Fiesole e di Roma, (Par. 15, 124)

1) Grimm l. c. II p. 798 ff. — Fulda l. c. p. 20, 28 f., 38 f. — Schröder l. c. p. 45 ff.

2) Grimm l. c. II, p. 664 f., III. p. 237 f.

3) Bei dem Fuchs, der zusammen mit Adler und Drachen am Fuss des Baumes genannt wird, liesse sich auch an das Eichhorn Ratatösker denken, das Zwietracht stiftend zwischen Adler und Schlange der Weltesche hin und her läuft (Grimm l. c.).

4) Grimm l. c. II. p. 608.

5) Kraus l. c. p. 25. — Carducci, l'opera di Dante, Bologna 1888 p. 46f.

auch noch Märchen zu erzählen wusste, die in dem Lande der Weltesche und der Götterdämmerung ihre Heimat hatten.

Die Parallele zwischen der Kaisersage und dem nordischen Mythos drängt sich unwillkürlich auf, und sie wird noch zwingender durch den Zug der Bergentrückung, den wir namentlich in späteren Fassungen der Sage finden und der sie an einzelnen Orten wenigstens an unzweifelhafte Wodansberge anknüpft¹⁾. Dem ist aber dann der gewichtige Einwand entgegengehalten worden, dass die ersten Spuren des dürrn Baumes unfraglich nach dem Morgenlande weisen²⁾, und unsere Untersuchungen haben uns ja über Palästina und Mambre hinaus noch viel weiter nach Osten geführt, bis in das fernste Indien, bis zu den Trophäen des Liber und des Hercules und bis zu den Bäumen der Sonne und des Mondes. Könnte nicht aber vielleicht dort auch die Lösung des Widerspruchs zu finden sein, könnten wir nicht dort in der Wiege der Menschheit auch die Wiege dieser Sage haben? Im tiefsten Grund gefasst ist es ja doch eine Ursache, der Kampf des Lichts mit der Finsternis, die zeitweilige Verdrängung, Überwältigung des Lichts durch die bösen Gewalten, die Ahnung von seiner geheimnisvollen Fortdauer und seine siegreiche lebenerneuernde Wiederkunft. Schon der Name der Sonnen- und Mondbäume deutet auf den kosmischen Charakter der Sage, noch mehr, wenn von ihnen erzählt wird, *quod in eclipsi solis et lunae veluti uberrimis lacrimis sacrae arbores commoveantur de deorum suorum statu timentes* (Aristot. Brief p. 212). Auch die Trophäen des Liber und des Hercules weisen denselben Weg: der Gott wie der Halbgott sind Personifikationen der stets ringenden und immer wieder siegenden Sonnenkraft. Und Alexander ist ahnungsvoll in die gleichen Fussstapfen getreten, als er sich zum Sohn des Sonnengottes Ammon erklären liess. Auf die gleiche Grundidee geht der nordische Mythos zurück, und Kampf, siegreicher Kampf des Lichtes mit der Finsternis ist auch der innerste Kern des christlichen jüngsten Gerichtes. So mag denn auch der Baum, der als dem Licht geweiht in den drei Mythen wiederkehrt, auf die gemeinsame Quelle zurückgehen, aus der die drei geflossen sind³⁾.

Vielfach werden in der Volksseele die grossen Gedankengänge sich wiederholen. Sie kann von den gleichen Schauern der Nacht und

1) Grimm l. c. II. p. 795 ff. — Fulda l. c. p. 25 ff.

2) Häussner, Progr. p. 23 u. 41.

3) cf. Grimm l. c. II. p. 667, wo auch eine Verwandtschaft der Weltesche mit den Säulen des Hercules vermutet wird.

der Sehnsucht nach dem Licht erfasst werden, wenn sie Sommer und Winter, Entstehen und Vergehen in der Natur erlebt; wenn sie Versuchung und Sünde und Busse und Erlösung in sich selbst durchmacht; wenn sie eine Heldengestalt, in der sie sich selbst verkörpert, mit den feindlichen Mächten kämpfen und ihnen erliegen sieht und die Sehnsucht nach der Glückseligkeit im Herzen behält, die jener Heros angestrebt hat. Das Gleichartige aber zieht sich an, und wenn nach tausend Jahren die Menschheit diesen gewaltigen Widerstreit wieder einmal erlebt, so wird dieses neue Erlebnis mit der Erinnerung des früheren — sei es nun ein ureigenes oder fremd überkommenes — zu einem einzigen Gebilde von Vorstellungen zusammenschmelzen. Und so kann sich über die alte Sonnensage des Ostens die nordische Götterdämmerung legen und das Weltende der Christen, und den Seligkeit und Gesittung spendenden Triumphzug des Gottes, um dessen Mund doch immer die Trauer wohnt, kann das Volk wiederfinden in den Thaten des göttergleichen Heldenjünglings, dem die Herrschaft der Welt beschieden war und eine kurze Spanne Daseins. Die Erinnerung kann noch einmal aufleben, wenn ein glänzender Herrscher des Reiches Herrlichkeit gegen die feindlichen Gewalten in grandiosem Kampfe hochhält und sie jählings mit sich hinab nimmt in sein frühes Grab. Und all die Glücks-Sehnsucht kann sich schliesslich zusammenfassen in der Erwartung eines gewaltigen Helden, der von Osten heraufziehen soll, sieghaft und segenspendend wie das Urbild der ganzen Sage, die Sonne. So hat sich Schichte auf Schichte gelegt, und sie alle sind zusammengewachsen zu dem einen gewaltigen Gebilde der Kaisersage, der geheimnisvollsten und vieldeutigsten Sage des Mittelalters. Was Wunder, dass wir sie als einen Hauptfaktor wiederfinden in dem Gedicht, das so vieldeutig ist wie kein zweites, und zwar als Kern seines berühmtesten Geheimnisses, des Rätsels vom Veltro.

Willy Kühne.

Von

Th. Leber.*)

Hochgeehrte Versammlung!

Sechzehn Monate sind dahingegangen, seit uns Willy Kühne durch den Tod entrissen wurde, seit wir den Verlust des bahnbrechenden Forschers und hochverdienten akademischen Lehrers zu beklagen haben, der eine der ersten Zierden unserer Hochschule gewesen ist.

Sein Name wird in der Wissenschaft fortleben und sein Gedächtnis in zahllosen dankbaren Herzen lebendig bleiben. Darum hat auch der Gedanke, dem teuren Entschlafenen ein seiner würdiges Denkmal zu setzen, in den weitesten Kreisen freudigen Anklang gefunden. Freunde, Anhänger und Schüler, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, haben sich in grosser Zahl zur Ausführung dieses Gedankens vereinigt. Ein hervorragender Künstler hat es übernommen, Kühne's Bildnis in Erz zu formen; er hat ein Kunstwerk geschaffen, welches die geliebten Züge in edler Auffassung wiedergibt und der Nachwelt überliefern wird.

Heute sind wir nun hier an der Stätte zusammengekommen, wo Kühne so viele Jahre hindurch gelebt und gewirkt hat, um dieses Denkmal zu enthüllen, welches der Dankbarkeit und Verehrung für ihn einen bleibenden Ausdruck geben soll. Auch die zahlreiche Beteiligung, welche unsere heutige Feier gefunden hat, spricht laut für das hohe Ansehen, in welchem Kühne's Leistungen stehen, und für die treue Anhänglichkeit, die ihm über das Grab hinaus bewahrt worden ist.

Mir, als einem seiner ältesten Freunde, ist die ehrenvolle Aufgabe geworden, die Gedanken und Empfindungen, welche die Stifter dieses Denkmals beseelen, heute bei dessen Enthüllung in Worte zu fassen. So gerne ich mich dieser Aufgabe unterzogen habe, die mir Gelegenheit gibt, auch meinerseits zu bezeugen, wie viel ich dem ge-

*) Gedächtnisrede, gehalten bei der Enthüllung seines Denkmals im physiologischen Institut zu Heidelberg, am 20. Oktober 1901.

liebten Freunde verdanke, der mir schon früh auf dem Weg der Forschung ein Vorbild und ein Führer war und der mir seine Freundschaft in allen Wechsellern des Lebens stets unverändert bewahrt hat, so sehr muss ich um Nachsicht bitten, wenn es mir nicht gelingen sollte, dieser Aufgabe, so wie ich es wünsche, gerecht zu werden. Die berufensten Fachgenossen haben schon Kühne's Lebenswerk in warm empfundenen Nachrufen gewürdigt und uns auch seine Persönlichkeit in lebendigem und fein nuanciertem Bilde geschildert, so dass ich fürchten muss, in Form und Inhalt dahinter zurückzubleiben. — Es würde nicht im Sinne des Entschlafenen sein, wenn ich seine wissenschaftlichen Leistungen in längerer Rede und in allen Einzelheiten darlegen wollte. Ich will mich darauf beschränken, indem ich seinem Entwicklungsgange zu folgen versuche, aus der reichen Fülle seiner Arbeiten das Wichtigste hervorzuheben, um auch Denjenigen von Ihnen, welche seinem Fache ferner stehen, von seiner Stellung in der Wissenschaft und von der Bedeutung seiner Entdeckungen eine Vorstellung zu geben. — Seine edle und lebenswürdige Persönlichkeit steht Ihnen Allen noch so lebhaft vor der Seele, dass es einer eingehenden Charakterisierung derselben wahrlich nicht bedarf. Auch empfinde ich lebhaft, wie sehr die künstlerische Begabung zu solcher Schilderung mir abgeht. Von dem Verluste des zu früh dahingeshiedenen Freundes schmerzlich bewegt, vermag ich dem Bilde, welches von ihm in meinem Herzen fortlebt, nur in kurzen, schlichten Worten Ausdruck zu verleihen.

Es war von vornherein sicher, verehrte Anwesende, dass Kühne's Denkmal nur hier in Heidelberg, an dieser Stätte seines langjährigen Wirkens und Schaffens, aufgestellt werden könnte. Hat doch Kühne unserer Universität seit 1871, also fast dreissig Jahre hindurch, angehört und ihr somit nicht viel weniger als die Hälfte seines ganzen arbeitsreichen Lebens gewidmet. In Hamburg 1837 geboren und nach seinen Neigungen und Anlagen zum Grossstädter wie geschaffen, auch als Jüngling lange und gern in grossen Städten verkehrend, hat er sich doch in unserer idyllischen Musenstadt rasch eingelebt und hat hier volle Befriedigung gefunden. Hier lernte er das Glück kennen, ungestört durch Zerstreungen und zeitraubende Geschäfte sich in wissenschaftliche Arbeit zu vertiefen und dem Ziel seines Denkens und Strebens, der Erforschung der Lebensvorgänge, voll und ganz sich hinzugeben. Diese Befriedigung würde aber nicht so vollkommen gewesen sein ohne das überaus glückliche und harmonische Familienleben, welches ihm hier erblühte und das ein so stetiges und ungetrübtes war, wie es

wenigen Menschen beschieden ist. Die Zufriedenheit mit dieser arbeitsreichen, schaffensfreudigen Forscherthätigkeit hat ihn auch später niemals verlassen, und so ist er unserer Universität trotz verlockender Anerbietungen bis an sein Lebensende treu geblieben. Eine schwere Krankheit, deren Anfänge viele Jahre zurücklagen, hat seine Kräfte allzufrüh gebrochen und nachdem er die Schwelle der Sechziger nur wenige Jahre überschritten hatte, seinem Leben vor der Zeit ein Ziel gesetzt.

Kühne war ein Mann von glänzenden Geistesanlagen, die schon in früher Jugendzeit hervortraten. Eine glückliche Unabhängigkeit seiner äusseren Verhältnisse gestattete ihm, seiner Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien ungehindert nachzugehen und sich unter der Leitung der bedeutendsten Naturforscher und Biologen seiner Zeit für seine Lebensaufgabe vorzubereiten. Als 17jähriger bezog er 1854 die Universität Göttingen, wo besonders Wöhler den tiefsten und nachhaltigsten Einfluss auf ihn ausübte. In der Schule dieses hervorragenden Chemikers, welchem zuerst die künstliche Darstellung einer von dem Tierkörper gebildeten komplizierten organischen Verbindung, des Harnstoffs, gelungen ist, begründete sich in ihm das Streben, tiefer in die chemischen Vorgänge des Lebens einzudringen, und den Stoffwechsel des Körpers mit exakten chemischen Methoden zu erforschen. Dem weiteren Ausbau einer anderen Entdeckung Wöhler's auf verwandtem Gebiete ist schon 1857 eine Arbeit von ihm und Hallwachs gewidmet. Dieser Arbeitsrichtung ist Kühne sein ganzes Leben hindurch treu geblieben und ihr hat er wohl den grössten Teil seiner Erfolge verdankt.

Mit 19 Jahren, auf Grund einer Dissertation über künstlich erzeugten Diabetes bei Fröschen, zum Doktor promoviert, setzte er seine Studien zunächst in Jena fort, dann in Berlin unter Du Bois Reymond, welcher kurz zuvor durch bahnbrechende Arbeiten in der Nerven- und Muskelphysiologie seinen Ruf begründet hatte. Hierauf begab er sich zu einem mehrjährigen Aufenthalt nach Paris, wohin ihn besonders die grossen Entdeckungen Claude Bernard's zogen. Bei diesem vorzüglichen Experimentator, der, wie unter anderem sein Zuckerstich, die künstliche Erzeugung von Diabetes durch Verletzung eines ganz bestimmten Gehirnteils, zeigt, auch in die chemischen Vorgänge des Lebens tiefe Blicke zu thun verstand, hat Kühne einen grossen Teil seiner Virtuosität in der experimentellen Physiologie erworben, wie er denn auch dieses seines Lehrers stets mit dankbarer Anhänglichkeit gedacht hat.

Schon früh bekundete Kühne seine Meisterschaft in der mikroskopischen Forschung. Eine glänzende Probe davon geben seine, schon

mit 22 Jahren begonnenen und dann eifrig fortgeführten Arbeiten über die Endigungsweise der Nerven in den quergestreiften Muskeln. Zwar hatten schon lange Zeit vor ihm verschiedene Beobachter für niedere Tiere mit Bestimmtheit angegeben, dass das Ende der motorischen Nervenfasern mit der Muskelfaser in direkte Berührung trete; diese Angaben konnten sich aber keinen Eingang verschaffen, weil der gleiche Nachweis für höhere Tiere nicht gelingen wollte und weil gerade bei Wirbeltieren die Untersuchungen zu durchaus abweichenden Annahmen über die Endigungsweise der Muskelnerven führten. Da gelang Kühne zuerst bei Insekten, und dann auch bei Wirbeltieren der sichere Nachweis, dass die Nervenfasern in das Innere des Muskelschlauches eindringt, und einige Jahre später, in denen dieser Gegenstand inzwischen auch von zahlreichen anderen Forschern aufgenommen und gefördert worden war, konnte er auch die erste genauere Schilderung der Art und Weise dieser Nervenendigung, in der sogenannten Nervenendplatte, folgen lassen. Hierdurch war erst für die experimentell gefundene Thatsache, dass der Reizungsvorgang von der Nervenfasern auf die Muskelfaser übertragen wird, ein Verständnis gewonnen.

Bald nachher hat er durch seine berühmt gewordene Beobachtung der freien Bewegung eines mikroskopisch kleinen Würmchens, einer Nematode, im Inneren einer Muskelfaser den Nachweis zu liefern vermocht, dass der Inhalt des Muskelfaserschlauches eine flüssige Beschaffenheit besitzt, was für die noch immer ungelöste Frage vom Zustandekommen der Muskelkontraktion von fundamentaler Bedeutung ist.

Wohl mit durch Du Bois Reymond angeregt, aber in Fragestellung und Ausführung durchaus selbständig und eigenartig sind Kühne's experimentelle Untersuchungen auf dem Gebiete der Muskelphysiologie, durch welche er die Frage, ob die Muskelfaser eine eigene, von der Übertragung durch den Nerven unabhängige Irritabilität besitzt, welche so lange ein Gegenstand des Streites gewesen war, in positivem Sinne entschieden hat.

In Wien, wo er nach der Pariser Zeit einen kürzeren Aufenthalt nahm, ist er von den dortigen hervorragenden Physiologen, Ernst Brücke und Karl Ludwig, besonders zu dem ersteren in nähere Beziehungen getreten.

Im Jahre 1860 hatte ihm Virchow eine Assistentenstelle am pathologischen Institut in Berlin übertragen, an welchem er die Leitung der chemischen Abteilung übernahm; hierdurch eröffnete sich ihm ein selbständiger Wirkungskreis, in welchem er bald auch eine fruchtbringende

Lehrthätigkeit entwickelte. Die nahen Beziehungen zu dem Begründer der Cellularpathologie mussten ihn auf Probleme aus dem Gebiete der Zellenlehre hinlenken, in deren Wahl und Bearbeitung er aber wieder völlig original und bahnbrechend dasteht. Man hatte durch Schleiden und Schwann in der Zelle den Elementarorganismus des pflanzlichen und tierischen Körpers kennen gelernt, und Virchow hatte den grossen Schritt gethan, diese Erkenntnis auf die Pathologie zu übertragen und dafür fruchtbar zu machen. Kühne nahm jetzt die an diesen Elementarorganismen sich abspielenden Lebensvorgänge zum Gegenstand seiner Untersuchung. Die Frucht dieser Studien ist sein Buch über das Protoplasma und die Kontraktilität, das mit einer staunenswerten Fülle von Beobachtungsmaterial die Kontraktilitätserscheinungen im Tier- und Pflanzenreich behandelt und die Bedingungen ihres Auftretens zu ergründen sucht. Charakteristischer Weise bildet einen der wichtigsten Abschnitte desselben eine chemische Untersuchung, der Nachweis einer spontan gerinnenden Substanz in den Muskeln, welche auch die Ursache der Totenstarre abgibt, des von ihm sogenannten Myosin's, eine Untersuchung, durch welche er eine Hypothese Brücke's über die Entstehung der Totenstarre bestätigt hat.

Seine Vorlesungen über physiologische Chemie wurden von Kühne 1868 zu einem ausgezeichneten Lehrbuch ausgearbeitet, welches den Stoff ganz von der physiologischen Seite aus auffasst und durch die Klarheit der Darstellung und die Menge der darin niedergelegten Beobachtungen noch heute von Wert ist.

Auf dem Gebiete der Pathologie ist Kühne trotz der durch seine Berliner Stellung gegebenen Anregung nur ausnahmsweise als Forscher thätig gewesen. Zu erwähnen ist hier seine Arbeit über die chemische Natur der durch die sogenannte amyloide Degeneration der Körperorgane entstehenden Substanz, bei deren Isolierung er sich mit Erfolg der von ihm erfundenen Verdauungsmethode bediente. Er wusste sich weise zu beschränken, auch liess ihm Virchow in seinen Arbeiten völlig freie Hand. Kühne hat Virchow die grosse Liberalität nie vergessen, mit welcher ihm dieser die Mittel des Institutes zu seinen besonderen Forschungen zur Verfügung stellte. So gestaltete sich seine Abteilung mehr zu einem kleinen physiologischen Institute, in welchem unter seiner Leitung alle möglichen, mikroskopischen, chemischen und experimentellen Arbeiten, aber vorzugsweise nicht-pathologischen Inhaltes, ausgeführt wurden. Mit herzugewinnender Freundlichkeit hat damals

Kühne auch mich als jungen Anfänger in sein Laboratorium aufgenommen und in seinen persönlichen Verkehr hineingezogen.

In dieser Berliner Zeit wurde Kühne der Mittelpunkt eines Kreises jugendlicher Fachgenossen, welche in zwanglosem geselligem Verkehr ihre wissenschaftlichen Ansichten und Ergebnisse austauschten und an fremder Arbeit oft scharfe Kritik übten. Die abendlichen Zusammenkünfte waren durch sprühenden Humor gewürzt und eine gewisse Exklusivität hielt die Gesellschaft bei aller Formlosigkeit eng zusammen. Viele aus diesem Kreise haben später an Universitäten gewirkt, nicht wenige als hervorragende Forscher und Gelehrte; gar manche weilen aber nicht mehr unter den Lebenden. Von den Heimgegangenen nenne ich aus Kühne's Zeit: Lücke, Radziejewski, K. Hüter, F. Boll, J. Cohnheim, K. Westphal, W. Preyer.

Kühne folgte schon 1868 einem Ruf an die Universität Amsterdam, wo er aber in den gänzlich geänderten Lebensverhältnissen nicht heimisch wurde. Um so mehr musste er 1871 die Berufung nach Heidelberg, als Nachfolger von Helmholtz, an die Universität, wo damals noch Bunsen und Kirchhoff wirkten, als ein Glück empfinden. Das ganz nach seinen Angaben eingerichtete physiologische Institut wurde bald eine Stätte regster wissenschaftlicher Arbeit, zu welcher er zahlreiche jüngere Kräfte anzuregen wusste.

In der Heidelberger Zeit wurden zunächst die schon in Berlin begonnenen Untersuchungen über die Pankreasverdauung wieder aufgenommen, welche ihn zur Reindarstellung des Fermentes der Bauchspeicheldrüse, von ihm Trypsin genannt, führten und über dessen Wirkung auf die Eiweisskörper näheren Aufschluss gaben. Für die ungeformten Fermente wählte er den neuen Namen Enzyme, um auch durch die Bezeichnung die fermentativ wirkenden chemischen Substanzen von den in gleicher Weise wirksamen niederen Organismen scharf zu trennen.

Bald mussten aber diese Untersuchungen eine Weile zurücktreten, da die Entdeckung Boll's, dass die Netzhaut des Auges eine durch Licht ausbleichbare rote Färbung besitzt, welche im Leben fortwährend zersetzt und wieder erneuert wird, Kühne zu einer vier Jahre hindurch fortgesetzten Reihe bewunderungswürdiger Untersuchungen Anlass gab, welche so recht seine Meisterschaft in der experimentellen Forschung und seine Beherrschung der chemischen und physikalischen Hilfsmittel darthun. Er fand, dass die rote Färbung

nicht, wie Boll anfangs annahm, eine Lebenseigenschaft der Netzhaut ist, sondern bei Abschluss des Lichtes nach dem Tode ebenso wie im Leben erhalten bleibt. Er wies nach, dass sie nicht auf einem Interferenzvorgang beruht, sondern von einem roten Farbstoff, dem Sehpurpur herrührt, dessen schwierige Trennung von den damit durchtränkten Gewebeelementen, den Stäbchen der Netzhaut, ihm gelungen ist; er zeigte, dass durch die Einwirkung des Lichtes auf den Sehpurpur den Photographieen vergleichbare Bilder äusserer Gegenstände auf der Netzhaut zu Stande kommen, die trotz ihrer Vergänglichkeit sich objektiv demonstrieren lassen, die sogenannten Optogramme. Er hat damit für die photochemische Theorie der Lichtempfindung eine feste Basis geschaffen. Seine Hypothese, dass die Zersetzungsprodukte des Sehpurpurs chemisch reizend auf die Endorgane des Sehnerven in der Netzhaut einwirken, macht es verständlich, wie das Licht eine Erregung des Sehnerven bewirken kann, obwohl dieser Nerv gegen die direkte Einwirkung des Lichtes vollkommen unempfindlich ist. Freilich stehen der Annahme dieser Hypothese noch gewisse Bedenken entgegen, weshalb Kühne selbst sie nicht als sicher erwiesen betrachtet hat.

Nach Abschluss dieser Arbeiten wendete sich Kühne wieder der Untersuchung der durch das Trypsin erzeugten Spaltungsprodukte der Eiweisskörper zu. Die dabei erlangten Resultate sind, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Lehre von der Verdauung, von besonderer Bedeutung für die schwierige Aufgabe der Zukunft, die Erforschung der chemischen Konstitution der Eiweisskörper, welche jetzt schon ernstlich ins Auge gefasst werden darf.

In der letzten Zeit seines arbeitsreichen Lebens hat sich Kühne wieder mit der Kontraktilität des Protoplasmas beschäftigt und namentlich deren Abhängigkeit von der Gegenwart von Sauerstoff in eingehendster Weise studiert. So schliesst sich das Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn harmonisch den fundamentalen Untersuchungen seiner Jugendzeit an.

Zahlreiche Fragen hat Kühne zur Entscheidung gebracht, in anderen einen Fortschritt angebahnt, der auf lange Zeit hinaus für weitere Forschungen bestimmend sein wird. Erstaunlich ist die Menge einzelner Thatsachen und Erfahrungen, die er in seinen Arbeiten angehäuft hat, und die als sicherer Besitzstand in die Wissenschaft übergegangen sind. Die Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen und die Gewissenhaftigkeit seiner Untersuchung auch in nebensächlichen Einzel-

heiten waren so gross, dass ihm Irrtümer in seiner langen wissenschaftlichen Laufbahn kaum vorgekommen sind. Seine Wahrheitsliebe war auch das Motiv, das ihn an Gegnern scharfe, zuweilen vernichtende Kritik üben liess, wenn er sie auf unrichtigen Wegen fand oder wenn sie berechtigten Ansprüchen zu nahe traten.

Kühne war eine künstlerisch angelegte Natur; diese Anlage hat ihn aber nie dazu verführt, gewagten Spekulationen Raum zu geben, oder aus den gefundenen Thatsachen mehr ableiten zu wollen, als wozu sie berechtigten. Seine künstlerische Ader war für ihn die Quelle, aus der sein Geist immer neue und unerschöpfliche Hilfsmittel herzuleiten vermochte zur Bewältigung der Aufgaben, welche er sich gesetzt hatte. Darum wird seinen Arbeiten ihr Wert verbleiben, auch wenn die Wissenschaft vielleicht über manche heute geltenden Ansichten und Theorien hinweggeschritten sein wird.

Als Lehrer verstand es Kühne, seine Zuhörer durch lebhaften und inhaltreichen Vortrag zu fesseln und zu wissenschaftlichem Denken anzuregen. Er sprach schnell und brachte eine Menge von Thatsachen, so dass der Anfänger zuweilen Mühe hatte zu folgen. Um so mehr wurde derjenige, welchem es um die Sache ernst war, für seine Aufmerksamkeit durch den Inhalt der sorgfältig ausgearbeiteten und von zahlreichen Versuchen erläuterten Vorlesungen belohnt. Im Laboratorium war Kühne unermüdlich, denen, die tiefer in seine Wissenschaft eindringen wollten, die Wege dazu zu zeigen und zu ebnen.

Wer aber das Glück gehabt hat, ihm näher zu treten und in freundschaftlichem Umgang die Fülle seines Geisteslebens und den herzegewinnenden Zauber seines Wesens kennen zu lernen, dem wird die Erinnerung an diese gottbegnadete Persönlichkeit voll heiterer Lebenslust und voll warmer Begeisterung für alles Schöne und Grosse zeit lebens im Herzen lebendig bleiben. Seine Freude am geselligen Verkehr, sein Drang, sich auszugeben und mitzuteilen, seine geistvolle, von feinen Bemerkungen übersprudelnde Unterhaltung, sein sicheres Urteil in Sachen der Wissenschaft, sein Interesse und Verständniss für alle hervorragenden Erscheinungen in Litteratur und Kunst, seine Freundlichkeit und Herzensgüte, seine Bereitwilligkeit zu raten und zu helfen, wo er es mit den reichen Schätzen seiner Erfahrung nur immer vermochte, werden allen, die ihm nahe standen, stets unvergesslich sein.

Ein Freundschaftsverhältnis von seltener Innigkeit, das er noch in späteren Jahren geschlossen hat, zu einem Manne von ähnlichen Anlagen und gleicher Bedeutung wurde jäh durch den Tod unter-

brochen. Ich weiss aus seinem eigenen Munde, wie hoch er den Verkehr mit Victor Meyer geschätzt und wie schwer ihn der Verlust dieses Freundes betroffen hat, den er nur wenige Jahre überleben sollte.

Ein hervorragender Biologe, ein glänzender, an Erfolgen reicher akademischer Lehrer, ein für alles Schöne und Gute begeisterter Mensch, ein warmherziger Freund, so lebt Kühne in unserer Erinnerung und in unseren Herzen fort. Sein Lebenswerk aber wird weiter wirken, so lange es eine physiologische Wissenschaft geben wird. Sein Andenken soll unter uns in Ehren bleiben.

Wenn wir nun die Hülle von diesem Denkmal fallen lassen, so bleibt mir nur noch übrig, dasselbe im Namen der Stifter dem Nachfolger Kühne's, dem jetzigen Direktor des physiologischen Institutes, Herrn Professor Kossel, als Eigentum des Instituts zu übergeben. Wie derselbe in der Wissenschaft die Traditionen Kühne's hochhält und weiterführt, so wird er auch, dessen sind wir sicher, sein Denkmal gern in seinen Schutz nehmen und in Ehren halten.

Dante und die Renaissance.

Von

Karl Vossler.

Das Werk Dantes steht an der Grenze, wo sich Mittelalter und Renaissance berühren, es ist darum zu erwarten, dass sich Anschauungen und Elemente aus der vorhergehenden sowohl wie aus der folgenden Kulturepoche darin aufweisen lassen.

Welches sind nun die Keime einer neuen Zeit bei Dante, wo liegen sie verborgen, was ist schon renaissancemässig in seinem Werk und was ist noch mittelalterlich daran? Dies die Frage, die wir uns vorlegen.

Es wäre vielleicht das Nächstliegende, zuerst die Begriffe Mittelalter und Renaissance genau gegen einander abzugrenzen und den allgemein gewonnenen Massstab auf den besonderen Fall Dante zu übertragen; aber ich hoffe, der umgekehrte, induktive Weg soll uns besser zum Ziele führen, mit dem Vorbehalte jedoch, dass wir ihn zuweilen verlassen dürfen. Sämtliche Strömungen jener Übergangszeit vereinigen sich in der allseitigen Schöpfung Dantes, und wenn wir ihnen Stück für Stück nachgehen, so müssen uns die einen nach vorwärts drängen und die anderen werden zurückfluten ins Mittelalter.

Die politische Stellung Dantes — um von dieser zuerst zu sprechen — lässt sich bereits nicht mehr kennzeichnen mit den Schlagworten der Zeit: Guelf und Ghibelline. In guelfischer Familie und Bürgerschaft ist der junge Dichter aufgewachsen, denn mit den Ghibellinen war es in Florenz zu Ende seit dem Untergang des Staufenhauses (1268) und unter guelfischem Banner ist er zu Kampfe geritten bei Campaldino und Caprona (1289). Nach der Spaltung seiner Partei in schwarze und weisse Guelfen hat er sich den letzteren zugesellt und als weisser Guelfe musste er im Jahre 1302 in die Verbannung ziehen. Der heisse Wunsch, in die Vaterstadt zurückzukehren, die moralische

Unbedenklichkeit, mit der die schwarze Partei ihre Wege zur Herrschaft wählte, ein angeborener aristokratischer Instinkt, ein glühender ethischer Hass gegen das Gemeine, und schliesslich wohl auch Erwägungen philosophischer Art haben den verbannten Dichter immer mehr und mehr zu ghibellinischen Idealen hinübergedrängt.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, dass für die Entwicklung der italienischen Städte das Guelfentum den Fortschritt bedeutet. Man darf in ihm nicht etwa eine päpstliche oder klerikale Partei im heutigen Sinn des Wortes vermuten. Die Guelfen erstreben zunächst nur die Autonomie ihrer Stadt; dabei steht ihnen die feudale Kaiserherrschaft im Wege und so pflegen sie sich vorzugsweise den Papst als den natürlichen Feind des Kaisers zum Bundesgenossen zu nehmen. Es sind antikaiserliche Partikularisten, die keinen fremden, keinen germanischen Herren wollen, und ohne ihren Sieg ist die italienische Stadtkultur und die Renaissance nicht denkbar.

Ebenso müssen die schwarzen Guelfen wieder den weissen gegenüber als die Träger des Fortschrittes bezeichnet werden. Ihnen, den Schwarzen, gehört die revolutionäre Kraft der sogenannten *arti minori* (niederen Zünfte), ihnen der bessere politische Instinkt, ihnen jene kühne Entschlossenheit, die keine moralischen Bedenken kennt und grausam genug ist, ihre Siege auszunützen. Sie sind die ersten Vollstrecker jenes machiavellistischen Geistes der Renaissance. Man höre ihren Spottvers auf die edelgesinnte, aber unpraktische aristokratische Partei der unterlegenen Weissen:

Color di cener fatti son li Bianchi
E vanno seguitando la natura
Degli animali che si noman graunchi,
Che pur di notte prendon lor pastura.

Di giorno stanno ascosi e non son fraunchi
E sempre della morte hanno paura
Dello leon per tema non li abbranchi
Che non perdano omai la forfattura:

Chè furon Guelfi ed or son Ghibellini.
Da ora innanti sian detti ribelli,
Nemici del Comun come gli Uberti

Auf Dante Alighieri passen diese Verse nicht. Ihm ist die „aschfarbene“ Furcht etwas Fremdes. Dennoch gehört er zur geschmähten Partei der Unterlegenen, denen die Geschichte Unrecht gegeben hat. In zwei hervorragenden Individuen verkörpern sich die Extreme beider

Parteien: der unbeugsame Ghibelline Farinata degli Uberti auf der Rechten: ein adelsstolzer Ritter, wie ihn Dante gezeichnet hat, und ein gesinnungstüchtiger Patriot, dem seine Stadt doch immer höher steht als das Parteiinteresse; und der ruhelose, ehrgeizige Aufwiegler Corso Donati auf der äussersten Linken, wie ihn Dino Compagni beschreibt: „Uno cavaliere della somiglianza di Catellina romano, ma più crudele di lui, gentile di sangue, bello del corpo, piacevole parlatore, adorno di belli costumi, sottile d'ingegno, con l'animo sempre intento a malfare . . . molto avere guadagnò, e in grande alteza sali. Costui fu messer Corso Donati, che per sua superbia fu chiamato il Barone; che quando passava per la terra, molti gridavano: „Viva il Barone“; e pareva la terra sua. La vanagloria il guidava, e molti servigi facea.“ Dieser Donati ist schon der Renaissance-mensch mit vorwiegend ästhetischer Bildung, der aber keine Ideale mehr in der Politik vertritt, sondern nur den eigenen Vorteil.

Eben der Abscheu vor solchem Mangel an Idealität, vor so materiellem und rücksichtslosem Eigennutz ist es, der Dante zurückgetrieben hat von der fortschrittlichen Partei, in die er hineingeboren war, zurück zu den mittelalterlichen Träumen des Kaisertums. In der Politik ist er retrospektiv.

Am Tage, da er Florenz als Verbannter verlässt, tritt er aus den Schranken der heimatlichen Stadtpolitik heraus und wird Weltbürger. „Nos autem cui mundus est patria, velut piscibus aequor.“ Und nun — wahrscheinlich in den letzten Jahren seines Lebens — führt er das grosse Gebäude der Weltmonarchie auf und beweist in den drei Büchern seines „De Monarchia“ der Reihe nach

1. die moralische, soziale und politische Notwendigkeit der Universalmonarchie,
2. das göttliche, natürliche und historische Anrecht des römischen Volkes auf die Weltherrschaft,
3. die durch den Dualismus in der menschlichen Natur und im ganzen Weltssystem begründete strenge Scheidung der weltlichen Herrschaft von der geistlichen, und die direkte göttliche Herkunft der kaiserlichen sowohl als der päpstlichen Gewalt.

Die Grundgedanken: feudale Weltmonarchie, Kontinuität zwischen römischem und germanischem Kaisertum und Von-Gottes-Gnadentum erweisen sich ohne weiteres als mittelalterlich. Das wichtigste moderne Element pflegt man darin zu sehen, dass die weltliche Herrschaft von der päpstlichen emanzipiert wird. Dennoch glaube ich nicht,

dass man das „De Monarchia“ etwa in Eine Entwicklungsreihe setzen darf mit jener historisch-kritischen Schrift des Humanisten Lorenzo Valla gegen die Donatio Constantini. Es ist sehr zu beachten, dass die Emanzipation bei Dante eine unvollständige ist. Der Schlusssatz des Buches beweist es aufs Beste. Nachdem Dante die Unabhängigkeit des Kaisers (Caesar) vom Papst (Petrus) erwiesen hat, fügt er hinzu: „Quae quidem veritas . . . non sic stricte recipienda est, ut romanus princeps in aliquo romano pontifici, non subiaceat: cum mortalis ista felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinetur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qua primogenitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus, virtuosius orbem terrae irradiet. Cui ab illo solo praefectus est, qui est omnium spiritualium et temporalium gubernator.“ Damit bleibt nun doch die Civitas terrena der Civitas Dei untergeordnet. Der Kaiser ist der von Gott eingesetzte und beauftragte und vom Stellvertreter Christi väterlich bestrahlte Hirte, der seine Schäfchen der ewigen Weide entgegen zu treiben hat. Im Grunde steht Dante auf demselben Boden wie Thomas von Aquino.

Aber der Ansatz zur Befreiung des weltlichen Standes ist gemacht, die historische Priorität des Kaisertums vor dem Papsttum wird sehr scharf betont, und dem Staat werden seine eigenen Zwecke, seine eigenen Aufgaben gesetzt: Herstellung einer friedlichen politischen und sozialen Ordnung, materielle Glückseligkeit (I, 5): „Patet, quod genus humanum in quiete sive tranquillitate pacis ad proprium suum opus, quod fere divinum est liberrime atque facillime se habet. Unde manifestum est, quod pax universalis est optimum eorum, quae ad nostram beatitudinem ordinantur.“ Dieser Friede, diese Glückseligkeit ist nötig, damit das Menschengeschlecht seiner grossen gemeinsamen Arbeit der Kultur, der „Civilitas humani generis“ obliegen könne.

Mag diese Kultur auch schliesslich in transzendentalen Zielen gipfeln, das Wort ist ausgesprochen: Aufgabe des Staates ist die Förderung der Kulturarbeit.

Die Stützen einer solchen Kulturmonarchie, führt Dante weiter aus, sind ethischer Natur: Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe, Prinzipien, denen zuvörderst der Monarch sich zu unterwerfen hat: „Non enim cives propter consules, nec gens propter regem; sed e converso consules propter cives, rex propter gentem . . . quamvis consul sive rex respectu viae sint domini aliorum, respectu autem termini aliorum ministri sunt.“ Die Maxime könnte ebensogut von Friedrich dem Grossen stammen.

So erhebt sich Dantes Geist vom Gedanken des mittelalterlichen Gottesstaates zu den modernsten Ideen vom Kulturstaat. Sind diese Gedanken aber etwa renaissancemässig? Finden wir sie etwa bei Machiavelli oder Guicciardini fortgesetzt? Keineswegs! Ganz abgesehen davon, dass die Staatslehre der Renaissance auf empirischer, nicht wie diejenige Dantes auf deduktiver Grundlage ruht, besteht meines Wissens ihr eigentlichstes Kennzeichen in einer scharfen, grausamen Scheidung von Politik und Moral. Die Politik der Renaissance ist die Kunst des Herrschens und hat Selbstzweck; die kulturelle Aufgabe des Staats wird vernachlässigt, die Regierung will nicht beglücken, sondern sich behaupten, sich verstärken, sich ausdehnen. Militär und Diplomatie vielmehr als Bürgerglück und Bürgerfleiss sind ihre festesten Grundlagen. — Ein Vorläufer der Renaissance ist Dante also in seiner politischen Theorie so wenig wie in seiner Praxis.

Wie steht es in Theologie und Religion? Kein ernstlicher Danteforscher, mag er auf katholischer oder protestantischer Seite stehen, wird mehr an der strikten Orthodoxie des Dichters zweifeln wollen. In der philosophischen Theologie sogar noch viel strenger als im Staatsrecht hält sich Dante innerhalb der Thomistischen Lehre. Wohl hat man versucht, in seiner geistigen Entwicklung eine vorübergehende Periode des Zweifels nachzuweisen auf Grund einiger Stellen im „Gastmahl“ und in den letzten Gesängen des „Purgatorio“, aber der Versuch muss als misslungen bezeichnet werden. Im Gegenteil, gerade diejenige Zeit, in der das „Gastmahl“ entstanden ist und in der man einen Anfall von Skepsis zu erkennen glaubte, erweist sich, je mehr man der Sache auf den Grund geht, als der mittelalterlichste Moment im Leben des Dichters. Gerade damals hat ihn die Scholastik vollständig gefangen genommen, gerade damals hat er sich am heissesten bemüht, den Mysterien des Glaubens auf vernunftmässigem Wege beizukommen. Ein leidenschaftlicherer Thomist als damals ist er nie wieder gewesen. Sogar den Unsterblichkeitsbeweis der Seele will er noch auf philosophischem Wege antreten.

Aber zu einer Trennung von Wissenschaft und Glauben, wie sie um jene Zeit durch den Skotismus erreicht wird, ist Dante auch später niemals gekommen. Die Stelle in Purgatorio XXXIII, 82—90, lässt sich in diesem Sinne nicht interpretieren. Der Dichter fragt seine geistliche Führerin: „Aber warum fliegt Euer liebes Wort so hoch über meine Sehkraft, dass ich, je mehr ich mich anstrengte, um so mehr es verliere?“ „Weil du, sagte sie mir, nur jene Schule kennst, der du

gefolgt bist, und nun siehst du, wie wenig ihre Lehre meinem Worte folgen kann, und wie Euer Weg von dem göttlichen Weg eben soweit entfernt ist, als die Erde abliegt von jenem Himmel, der am raschesten kreist“. Mit „jener Schule“, glaube ich, kann doch wohl nur die Scholastik gemeint sein, und es soll hier ein Gradunterschied, aber kein Wesensunterschied zwischen Vernunft und Offenbarung bezeichnet werden.

Etwas ganz anderes aber als einen Anflug von Zweifel kann uns diese Stelle im Verein mit einigen anderen aus den letzten Teilen der „göttlichen Komödie“ lehren (besonders Par. XXIX, 85 ff), nämlich dass der Dichter sich mehr und mehr einer mystischen Erfassung der Religion zuzuneigen begann. An Stelle des Raisonnements tritt mehr und mehr die Offenbarung, ohne dass jedoch der Boden der „*filosofici argomenti*“ und des „*intelletto umano*“ (Par. XXVI, 25 u. 46) je vollständig verlassen würde. Eine erste Ankündigung dieses Gesinnungswechsels haben wir wohl schon in dem Sonette XXIV: „*Parole mie che per lo mondo siete*“ zu erkennen.

Thomas von Aquino, der Scholastiker, und Franz von Assisi, der Mystiker, das sind die Pole, zwischen denen Dantes religiöse Welt sich bewegt. Im Mannesalter nähert er sich mehr dem Ersteren, am Abend seines Lebens sucht er Frieden bei dem Letzteren. Es würde uns viel zu weit führen, den Einfluss der franziskanischen Mystik auf Dantes Werk in ihrem ganzen Umfang zu studieren.

So viel ist sicher, dass er einen Jeden der beiden „Kirchenfürsten“ (Principi) in seiner Eigenart erkannt und den Keim des Gegensatzes, der in ihnen lag, geahnt hat.

Par. XI, 37. L'un fù tutto serafico in ardore,
L'altro per sapienza in terra fue
Di cherubica luce uno splendore.

Aber es ist auch eben so sicher, dass er den Gegensatz, der sich notwendigerweise immer stärker herausbilden musste, zwischen diesen beiden Richtungen bedauert, dass er ihn verwischt und ausgesöhnt wissen möchte. Es gehört nicht zu Dantes Art, denselben Gedanken zu wiederholen, hier jedoch kann er sich nicht genug thun in der Versicherung, dass beide, Dominikaner und Franziskaner, im Grunde doch nur ein und demselben Ziele zustreben:

Par. XI, 40. Dell' un dirò, però che d'ambedue
Si dice l'un pregiando, qual ch'uom prende.
Perchè ad un fine fù l'opere sue.

und im nächsten Gesange Vers 34 wieder:

Dequo è che dov' è l'un l'altro s'induca.
 Sì che com' elli ad una militaro,
 Così la gloria loro insleme luca.

Um die Einigkeit der Beiden recht eindringlich darzuthun, wird das Lob des hl. Franz dem Dominikaner Thomas von Aquino, und das Lob des hl. Dominikus dem Franziskaner S. Bonaventura in den Mund gelegt.

Aber eine unerbittliche Logik führte die beiden immer weiter auseinander, so dass Dantes Stellungnahme zur Entwicklung der Dinge auch hier wieder eine konservative und retrospektive genannt werden muss. Und auch hier wieder, wie im politischen Getriebe, ist es vorwiegend ein moralischer Affekt, ein ethischer Hass, der Abscheu vor der Entartung beider Mönchsorden, der ihn zurückdrängt zu vergangenen Idealen.

Wie tief Dantes Theologie und Religion noch im Mittelalter wurzeln, zeigt ein rascher Vorblick auf Petrarca. Für diesen hat das Dogma überhaupt keine Bedeutung mehr. Seine ganze Religion ist nur Mystik und Ethik, wird von einem tiefen asketischen Bedürfnis getragen und findet ihren besten geistlichen Ratgeber in dem hl. Augustin. Neben dieser subjektiven und persönlichen Religion nimmt sich Dantes Bekenntnis doch noch recht scholastisch und im schlechten Sinne „katholisch“ aus.

Man kann nun darüber streiten, ob die mystische Verinnerlichung der Religion überhaupt schon als Renaissance zu bezeichnen sei. Die Frage ist im Grunde nur ein Zank um Worte. Dass die franziskanische Mystik eine Vorbereitung zu neuen Zeiten bedeutet, wird kein ernsthafter Historiker in Abrede stellen. Mit dem Worte Renaissance aber bezeichnen wir doch wohl nur die ästhetische und anti-christliche Seite jener Bewegung, die aus der Zersetzung der mittelalterlichen Gesellschaftsbande und des Gottesstaates zur Freiheit des Individuums führt. Die Mystik kann daher nur dann als Renaissanceelement bezeichnet werden, wenn sie das Individuum vom Priester befreit, sobald sie aber zur Weltverneinung zurückführt, wirkt sie doch nur als mittelalterliche und hemmende Kraft.

Und nun zeigt sich das Wunderbare, dass der Zukunftsmensch Petrarca in einem Punkte wieder viel mittelalterlicher fühlt, als Dante. Der Sänger Lauras hat sich ein Einsiedlerleben zuweilen künstlich geschaffen, er liebäugelt mit dem Gedanken ins Kloster zu gehen,

er quält sein krankes eitles Herz mit grausamer Selbstanalyse, und der Schmerz ist ihm Wollust. — Dass Dante je die Absicht gehabt habe, hinter Klostermauern zu fliehen, ist wohl behauptet worden, aber lässt sich doch nicht erweisen. Und wenn er in seinen letzten Jahren, wie es nicht unwahrscheinlich ist, unter die Tertiärer des Franziskanerordens gegangen ist, so darf man daraus erst recht nicht auf eine weltflüchtige Gesinnung schliessen. Askese liegt seinem ungebrochenen Gefühlsleben fern.

Trotzdem feiert er mit aufrichtiger Bewunderung die freiwillige Armut der Franziskaner als die wahre Nachahmung Christi. Wir kommen damit zu seinem moralischen System. — So wie er es in der „Divina Commedia“ dargestellt hat, ist es sicherlich kein streng einheitliches. Aber wir müssten zu sehr ins Weite gehen, wenn wir in jedem einzelnen Fall die massgebenden Grundanschauungen erweisen wollten, die den Dichter zu seinen jeweiligen Anordnungen der Laster und Tugenden geführt haben. Hier dürfte sich der Kürze halber ein deduktiver Weg empfehlen. Wir bezeichnen also a priori als mittelalterliche Moral diejenige mit theokratischer Grundlage, in der der Mensch sich seinem Gotte opfert; als Renaissance-Moral, sofern es überhaupt eine solche giebt, die rein menschliche und individualistische, die ihren Richter nur im eigenen Gewissen findet, als moderne Moral die soziale, in der der Mensch sich seinem Nächsten opfert.

Indem nun Dante in aller politischen und sozialen Ordnung einen göttlichen Willen erblickt, so muss sich seine Moral in manchen Punkten mit unserer modernen Sittenlehre berühren, ohne dass sie nötig hätte, dabei ihren mittelalterlich theokratischen Boden zu verlassen. Wenn also z. B. der Dichter die Mörder Cäsars zu unterst in die Hölle steckt, so werden wir Modernen ihm verhältnismässig gern unsere Zustimmung geben als die Renaissance, die ja thatsächlich gerade dieses Urteil wiederholt gerügt hat.

Ähnlich verhält es sich nun auch mit der Askese der Mönche und Eremiten. Ihr kontemplatives Leben wird zwar höher geschätzt, als das gemeinnützige Wirken gerechter und gütiger Fürsten — und darin ist Dante mittelalterlich — aber hinter der ganzen Lobpreisung solcher Askese steckt ein kirchenpolitischer und modern sozialer Gedanke:

Chè, quantunque la Chiesa guarda, tutto
E della gente che per Dio domanda,
Non di parenti, nè d'altro più brutto,

so predigt der Stifter von Montecassino.

Die neuesten Forschungen von Fr. X. Kraus haben es sehr wahrscheinlich gemacht, dass Dante eine Reform der Christenheit gerade von dieser, von asketischer Seite erwartete, und dass er in recht enger Fühlung mit der strengen franziskanischen Richtung des Ubertino da Casale stand. Er befürwortet also die Askese in der Hauptsache nur als Mittel zu dem hohen sozialen Zweck einer reinen, von Weltmachtsgedanken unverfälschten katholischen Kirche. Es ist durchaus kein Zufall, dass die schlimmsten Invektiven gegen die verweltlichte Geistlichkeit jener Zeit immer den kontemplativen und asketischen Geistern des Paradieses in den Mund gelegt werden. — So vermengen sich hier aufs Eigentümlichste die mittelalterlichen Anschauungen mit den allermodernsten Bestrebungen eines idealen Katholizismus.

Mittelalterlich ist freilich der ganze Untergrund dieser Moral mit ihrer ewigen Verdammnis und ihrer grundsätzlichen Ausschliessung des gesamten Heidentums vom Wege des Heils. Man darf die wenigen sporadischen Durchbrechungen dieses Systemes nach der Richtung der Renaissance hin, nicht sehr hoch anschlagen. Wenn der Selbstmörder Cato nicht in der Hölle büsst und die persönliche Sympathie des Dichters in vollstem Masse für sich hat, so bleibt ihm trotzdem der Weg zur Reinigung verschlossen und er verdankt die Ausnahmestellung nur dem politischen Glaubensbekenntnis seines Sängers. Trajan verdankt seinen Platz im Himmelreich einer viel verbreiteten mittelalterlichen Volkssage, und der Trojaner Ripheus verdankt ihn wohl einem allegorisch ausgelegten Virgil-Vers. Solche Ausnahmen hätte auch ein weniger kühner Geist des Mittelalters sich erlauben dürfen.

Viel bedeutungsvoller weist ein anderes Element auf die Renaissance hin: die Naturmoral bei Dante (Par. VIII, 142):

E se il mondo laggitù ponesse mente
 Al fondamento che natura pone,
 Seguendo lui, avria buona la gente.
 „Und wenn nur immer unten eure Welt
 Den Grund, den die Natur gelegt hat, ehrte,
 So wär' es mit dem Menschen wohl bestellt.“

Die Heimat dieser Naturmoral liegt in dem irdischen Paradies, im goldenen Zeitalter, von dem die Alten sangen. Etwas Neues ist die „lex naturalis“ aber doch nicht, denn schon die Scholastik hat sie aufgenommen und mit der theokratischen Moral in Einklang zu bringen versucht. So durfte denn auch Dante ein grünendes irdisches Paradies getrost auf den Gipfel seines theologischen Berges der Läuterung pflanzen. Aber er ahnte nicht, dass diese glückliche Erde, die er mit

Lethe getränkt und für seine mittelalterlichen Triumphzüge von Staat und Kirche zubereitet hatte, dass dieses verlassene Eden über ein Kurzes wieder von einem tollen und lachenden Haufen lebendiger Menschen erobert werden sollte. — Er steht eben auch hier wieder unserer neuen und ersten sozialen Moral viel näher als dem natürlichen Sittenkodex eines Rabelais.

Wir kommen zum dritten und wichtigsten Punkte: Dantes Stellung in der Litteratur.

Boccaccio erzählt uns, dass Dante ursprünglich im Sinn gehabt habe, sein göttliches Gedicht in lateinischer Sprache abzufassen. Wir werden diesem Zeugnis nicht ohne weiteres Glauben schenken, aber: „se non è vero, è ben trovato“, denn so wie die Verhältnisse damals lagen, musste ein Dichter, der so hohe philosophisch-theologische Probleme im Busen wälzte, sein geeignetstes Ausdrucksmittel und sein würdigstes Publikum in der grossen, internationalen lateinischen Litteratur suchen. Und wenn nun dieser Dichter gar einem Volke angehörte, das, wie die Italiener, noch kaum seit hundert Jahren eine eigene Litteratur aufzuweisen hatte, und zwar eine Litteratur, die in jeder Landschaft der Halbinsel wieder ein anderes Gesicht zeigte, eine andere Mundart redete, andere Ziele verfolgte und doch dabei ihre Abhängigkeit von französischen Mustern fast nirgends verleugnen konnte. Wohl hatte das leuchtende Vorbild des Rosenromanes da und dort einem Toskaner den Mut gegeben, die philosophische Dichtung auch mit italienischer Zunge reden zu lassen, aber Werke, wie der „Tesoretto“, des Brunetto Latini oder die „Intelligenza“ des fraglichen Dino Compagni, waren wenig geeignet, zur Nachfolge aufzumuntern. In der That war diese Vorarbeit zunächst für Dante verloren, und er musste sich den kühnen Glauben in seine Muttersprache erst selbst durch langjähriges Bemühen von neuem erwerben, bevor er ihn bethätigen konnte in einem Werke, das der kaum erstandenen italienischen Dichtung mit einem Schlage den ersten Platz eroberte in der ganzen Litteratur des Abendlandes — die lateinische mitgerechnet.

Das stille Ringen unseres Dichters gegen die mittelalterlichen Vorrechte des Lateins lässt sich stufenweise verfolgen. In seinem Jugendwerk, der „Vita nuova“, vertritt er noch den Standpunkt, dass die vulgäre Litteratur sich auf den Gegenstand der Liebe zu beschränken habe, denn, sagt er, diese junge Kunst sei nur durch die Liebe ins Leben gerufen, indem der Sänger seiner Herrin, die nicht Lateinisch konnte, sich verständlich machen wollte. An dem ersten Zwecke, der das Lied

geboren hatte, sollt' es auch fernerhin gefesselt bleiben. Aber in gleichem Masse wie die Liebe mit dem Dichter des „dolce stil nuovo“ zu philosophischen Höhen hinaufwächst, so strebt auch die Sprache aus ihrer Beschränkung empor und breitet ihre guten Rechte über neue Stoffgebiete.

Die zweite Geliebte des Dichters nach dem Tode seiner irdischen Beatrice wird jetzt die Philosophie, und auch sie besingt er in italienischen Canzonen, aber „weil das Lied keiner einzigen Vulgärsprache würdig wäre, in offenen Worten von meiner neuen Herrin zu singen, und weil die Leser nicht reif gewesen zum unmittelbaren Eintritt und zum Glauben in die nackte Wahrheit“ (Convivio III, 3), deshalb, sagt der Dichter, habe er sich des allegorischen Schleiers bedient. So warm und so leidenschaftlich er im „Convivio“ seine Muttersprache verteidigt, zur philosophischen Dichtung wird ihr doch erst bedingungsweise und auf dem Umweg über die Allegorie der Zugang erschlossen. Während aber noch andere Zeitgenossen, wie Francesco da Barberino, ihren Kommentar zur allegorischen Dichtung in lateinische Prosa verhüllten, will Dante nun aus drei Gründen sich der Vulgärsprache bedienen: 1) weil die zu erklärenden Lieder, denen der Kommentar doch nur zu dienen hat, ebenfalls italienisch geschrieben sind, 2) weil all seinen Landsleuten der Schatz des Wissens gehören soll und 3) weil er sie liebt, diese wunderbare Sprache seiner teuren Heimat. Wie aus einem brennenden Hause die Flammen durch die Fenster schlagen und hell den inneren Brand verkünden (Conv. I, 12), so wollte Er seine leuchtende Liebe zum heimatlichen Laut bekennen.

Und nun, in einem dritten Werke, macht er sich daran, die geschmähte Sprache des „si“ zu läutern und vor Entartung zu bewahren. Es scheint mir ausser Zweifel zu stehen, dass das ganze „De vulgari eloquentia“ von einer sprachreformatorischen Tendenz getragen ist. Wäre das geniale Buch nicht nur ein Bruchstück, so müsste die Absicht seines Verfassers noch klarer zu Tage treten. Schon als er den ersten Teil des „Gastmahls“ schrieb, trug sich Dante mit dem Plan des „De vulgari eloquentia“, und schon damals steht ihm der Grundgedanke bestimmt vor Augen, nämlich: Die Vulgärsprache ist einer fortwährenden Veränderung und Verderbnis ausgesetzt; es ist, wie er später ausführt, der göttliche Fluch, der seit dem Turmbau zu Babel ewig fortwirkt und alle lebendigen Idiome in tausend Äste auseinanderjagt und sie in einem unaufhaltsamen Fäulnisprozesse zersetzt. Dem Unheil zu steuern, haben die Gelehrten etwas Dauerhaftes künstlich geschaffen: die un-

verwüstliche Grammatica, das ewig gleiche Latein, ein Volapük des Mittelalters. Und nun scheint mir, möchte Dante etwas Ähnliches mit der italienischen Sprache vornehmen: ihren litterarischen Idealtypus für die ganze Halbinsel fixieren, sie vor der Zersplitterung und Verderbnis der Dialekte erretten und hoch über alle landschaftlichen Schranken zu einer gemeinitalienischen National- und Kunstsprache erheben. So sehen wir mit Staunen, wie er ein Programm verfiicht, das erst zweihundert Jahre nachher in der Hochrenaissance des Klassicismus wieder auftauchen und seine Verwirklichung im Cinquecento finden sollte: das „Vulgare illustre, cardinale, aulicum et Curiale, quod omnis Latiae civitatis est, et nullius esse videtur, et quo municipia vulgaria omnia Latinorum mensurantur, ponderantur et comparantur.“ Mittelalterlich ist die Grundanschauung von der er ausgeht, wenn er glaubt, dass dieser Idealtypus eine aprioristische Existenz, erhaben über alle Mundart führe, und dass man nur rückwärts den Strom der unheilvollen Sprachentwicklung hinanzusteigen habe, um zu ihm zu gelangen. Aber das Ziel selber ist modern, es ist dasjenige des Klassizismus. .

Durchaus im Einklang mit dieser Sprachreform steht auch das grosse ästhetische Vorbild, das hier zum ersten Male der vulgären Kunst gewiesen wird: die Antike. „Bisher“, heisst es in jener berühmten Stelle des *De vulgari eloquentia*, „verdienten die vulgären Dichter allerdings wohl den Namen Poeta, von den grossen Poeten aber, d. h. den klassischen (*hoc est regularibus*), unterscheiden sie sich doch, denn diese haben in erhabener Sprache und nach regelrechter Kunst geschaffen . . . die Modernen aber nach dem Zufall; je näher wir darum die Alten nachahmen, desto regelrechter werden wir dichten“. Das klingt den Worten nach, schon fast wie hohler Formalismus der Spätrenaissance, aber wir müssen uns hüten, das unangenehme Gefühl, das uns aus langjähriger Übersättigung an antikisierenden Machwerken erwachsen ist, auf diesen ersten Sehnsuchtsruf nach einer neuen, harmonischeren Kunst zu übertragen.

Der also geläuterten Sprache wird nun auch ein weiteres Stoffgebiet erschlossen. Bisher war die Liebe und ihre philosophische Erklärung unter dem Schleier der Allegorie der einzige sangbare Gegenstand für Dante gewesen. Nun setzt er aber das ganze Stoffgebiet des vulgären Dichters mit den drei Funktionen der menschlichen Seele in Verbindung, sodass der *anima vegetalis* das Gebiet des *utile* entspricht, der *anima animalis* das *delectabile* und der *anima rationalis* das *hone-*

stum. Die höchsten Gegenstände dieser drei Gebiete sind: Waffenruhm, Liebe und Tugend. (De vulg. eloq. II, 2.)

Die theologischen Stoffe bleiben also auch zur Zeit des „De vulgari eloquentia“ noch immer ausgeschlossen. Es ist darum gar nicht so unwahrscheinlich, dass Dante sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen habe, die „göttliche Komödie“ in lateinischer Sprache zu verfassen. Aber gerade so, wie im „Gastmahl“ das italienische Lied des Dichters auf dem Weg der Frauenhuldigung sich zur Philosophie erheben konnte, so darf nun schliesslich auch die italienische Terzine sich dem höchsten Gotte nähern durch die gnädige Fürsprache einer angebeteten Frau. Und damit ist das Italienische in all seine Rechte eingesetzt. Auf den theoretischen Kampf folgt der grosse praktische Sieg. Die „Divina Commedia“ ist das erste Denkmal der modernen italienischen Nationallitteratur, und alles was dahinter liegt, ist noch provinzial.

Kaum aber hatte sich Dante aus dem mittelalterlichen Kastenurteil des Lateins herausgerungen, und noch arbeitete er an den letzten Gesängen seines grossen Gedichts, da sollte ihm eine ganz neue, fremdartige Anschauung in den Weg treten. Ein junger Gelehrter, Giovanni del Virgilio, der aus Padua, der Wiege des Humanismus stammte, ging mit dem Dichter eine poetische Korrespondenz ein. Er fordert ihn auf, in lateinischer Sprache zu singen und ein Heldenepos politisch-historischen Charakters zum Gegenstand zu nehmen, anstatt dem unverständigen Volk in seiner minderwertigen Sprache so schwerverständliche, theologische Dinge preiszugeben. Denn mit Latein nur sei der wahre Weltruhm zu gewinnen:

Si te fama juvat, parvo te limite septum
Non contentus eris, nec vulgo iudice tolli.

Dieser vorwitzige junge Mann ist aber nicht etwa ein Nachzügler des Mittelalters, nein, er spricht von Weltruhm, von Poetenkrönung, von dem berühmten Albertino Mussato und er bedient sich der klassischen Form virgilischer Eklogen. Er ist ein begeisterter Humanist, dem die ganze „Divina Commedia“ schon etwas zopfig vorkommt. Man hat nun freilich gezweifelt, ob diese Korrespondenz auch wirklich noch zu Lebzeiten des Dichters verfasst sei, oder ob sie nicht etwa ein blosses demonstratives Scheingefecht bedeute, das erst einige Jahre nach Alighieris Tod von humanistischer Seite gegen das stärkste Bollwerk der vulgären Dichtung unternommen wurde. Für unsere Zwecke ist eine Entscheidung dieser Frage nicht nötig, denn soviel steht fest, dass es

schon im 2. und 3. Jahrzehnt des Trecento humanistisch gesinnte Männer gab, die sich stolz von der kaum erstandenen Vulgärsprache abwandten und den besten Teil ihrer Geisteskraft auf klassische Studien und lateinischen Stil warfen, und zu diesen gehören sogar die hellsten Köpfe des Jahrhunderts: Mussato, Petrarca, Salutati, Niccoli, Bruni und wie sie alle heissen. Sie hatten den Standpunkt des ersten Verteidigers der Vulgärsprache auf ihre Weise schon wieder überholt — freilich ohne zu ahnen, dass ihre Enkel nach langem Suchen wieder ein allermodernstes Programm in dem vergessenen „De vulgari eloquentia“ finden würden.

So hat Dante mit einem genialen Schwung frisch aus dem Mittelalter heraus die ganze Generation der Humanisten überholt und stellt sich den sprachlichen Unitariern des 16. Jahrhunderts an die Seite.

Mit der Befreiung der Sprache geht natürlich die Befreiung des vulgären Dichters Hand in Hand. Im Mittelalter ist der „Rimatore“ oder „Dicitore per rima“ in seinen Stoffen, seinen Formen und seinem Hörerkreise kastenmässig beschränkt, seis nun, dass er als ritterlicher Troubadour in der Canzone, oder als volksmässiger Spielmann im Epos, oder, wie der Franziskaner Mönch als „Spielmann Gottes“ (giullare del Signore) in der Laude, oder als Kleriker im Lehrgedicht und in der Chronik sich bewegte. Den ersten Schritt zur Befreiung hat Guido Guinizelli schon vor Dante gethan, indem er die sinnliche Liebe des affektierten Ritters zur geistigen, transzendentalen Liebe des ersten philosophisch gebildeten Bürgers erhob. Eine Kunst für Alle ist aber auch diese neue Lyrik des „dolce stil nuovo“ noch nicht. Trotz ihrem tiefen und allgemein menschlichen Gehalte, der sie uns noch heute sympathisch macht, bleibt sie noch immer gelehrt, exklusiv und stark konventionell. In dieser halb modernen, halb mittelalterlichen Strömung bewegt sich der grösste Teil von Dantes Dichtung während seiner ganzen Jugendzeit; bis er endlich in der „Divina Commedia“ ein Werk schafft, das den Interessen und Ansprüchen aller Gesellschaftsklassen Genüge thut, in dem, um ein berühmtes mittelalterliches Wort zu gebrauchen, das Lämmchen waten und auch der tiefgründigste Elephant noch schwimmen kann; also nicht bloss das erste Kunstwerk italienischer Nationalliteratur, sondern auch das erste von allgemein menschlicher Bedeutung. Die Kluft zwischen Laie und Kleriker ist überbrückt und mit der neuen Kunst zugleich entsteht ein neues Publikum.

Wenn nun aber die unmittelbar folgende Epoche sofort eine zweite Scheidewand zwischen Vulgus und Humanist aufrichtete, so musste die

Hochrenaissance doch wieder darauf bedacht sein, eine Ausgleichung des geistigen Niveaus herzustellen, wie sie eben schon Dante bewerkstelligt hatte. Also auch hier wieder steht sein Genie einerseits dem Mittelalter und andererseits den entlegeneren modernen Jahrhunderten viel näher als der unmittelbar folgenden Zeit. So erklärt es sich, dass er gerade bei den gebildetsten Männern des ausgehenden 14. und angehenden 15. Jahrhunderts in einige Missachtung geriet, während er seine ungeteilten und wärmsten Bewunderer in niederen Kreisen suchen musste, bei dem jungen Boccaccio, dem biedereren Sacchetti, dem bildungsdurstigen Giovanni Gherardi da Prato, dem fröhlichen Antonio Pucci und schliesslich bei dem niederen Klerus, den Minoritenpredigern.

Das grosse künstlerische Mittel, dessen sich Dante bedient, um zwischen Laie und Klerus die Brücke zu schlagen, um das Übersinnliche begreiflich, das „Unbegreifliche“ zum „Ereignis“ zu machen, das grosse Mittel ist die Allegorie. Also doch ein vorwiegend mittelalterliches Verfahren, das seine eigentliche Wurzel in jenen philosophischen Lehren des Mittelalters hat, die man als „Realismus“ und „Konzeptualismus“ bezeichnet. Wie Thomas von Aquino, so ist auch Dante Konzeptualist, die Universalia sind für ihn Vorstellungen, Conceptus von realer Existenz, also auch künstlerisch darstellbar. So hat z. B. Giotto in der Unterkirche S. Francesco zu Assisi die Verbindung der Armut mit dem heiligen Franz allegorisch dargestellt, und so hat Dante denselben Gegenstand gesungen in den Versen: Paradies XI, 55 ff.

Non era ancor molto lontan dall' orto,
 Ch' ei cominciò a far sentir la terra,
 Della sua gran virtute alcun conforto;
 Chè per tal donna giovinetto in guerra
 Del padre corse, a cui, com' alla morte,
 La porta del piacer nessun dissera;
 Ed innanzi alla sua spirital corte,
 Et coram patre le si fece unito;
 Poscia di di in di l'amò più forte.
 Questa, privata del primo marito,
 Mille cent' anni e più dispetta e scura
 Fino a costui si stette senza invito.

Die malerische Darstellung ist gelungen, weil eben die Armut sinnlich verkörpert wurde in einem zerkümmerten Weib mit strengem, hohläugigem Blick; die Verse Dantes dagegen — gestehen wir es offen — sind herzlich unpoetisch. Vielleicht der einzige gelungene Zug in der ganzen Erzählung ist das Anschauliche: „dispetta e scura si stette senza invito.“ Im Übrigen ist die Armut bei Dante eine Frau, die seit

Christus unverheiratet bleiben musste, weil ihr eben niemand gerne die Thore des Vergnügens öffnet — und damit basta. Fast an sämtlichen Stellen der „Divina Commedia“, die künstlerisch misslungen sind — und es giebt deren vielleicht mehr als unsere moderne Danteschwärmerei sich zugestehen möchte — ist es immer wieder die leidige Allegorie, die nicht gehörig verkörpert und individualisiert werden konnte. Die lebendigsten allegorischen Figuren aber, wie Virgil, Charon, Cato und Dante selber hören eben auf reine Allegorien zu sein in demselben Augenblick, wo ihr künstlerisches Leben beginnt. Es sind lebendige Individuen, die so zu sagen erst nachträglich ihren symbolischen Wert bekommen, so dass, streng genommen, das Persönliche an ihnen ihre abstrakte allegorische Bedeutung trübt. Ein logischer und wissenschaftlicher Kopf des Mittelalters, wie es Cecco d'Ascoli war, hat diesen Widerspruch erkannt und von seinem Standpunkte aus auch mit Recht getadelt: die allerlebendigsten Gestalten der bildnerischen Phantasie sind für ihn, den Vertreter der unverfälschten Didaxis, Allotria.

Qui non se canta al modo delle rane,
 Qui non se canta al modo del poeta,
 Che finge immaginando cose vane; . . .
 Non vego il conte che per ira et asto
 Ten forte l'arcevescovo Rugero
 Prendendo del so ceffo fero pasto;
 Non vego qui squadrare a Dio le fiche;
 Lasso le zanze e torno su nel vero:
 Le favole me fo sempre nimiche.

Für den Künstler freilich liegt der Hauptwert des Gedichtes gerade in diesen Allotria.

Dante befindet sich in einem höchst gefährlichen Dualismus zwischen schaffender Phantasie und abstrahierender Reflexion. Nur ein Genie von so elementarer Kraft wie er konnte siegreich daraus hervorgehen. Diese Leistung, die künstlerische Überwindung der Allegorie, wird man aber nicht als renaissancemässig oder modern bezeichnen dürfen. Sie ist allerpersönlichstes Verdienst, ein Ausfluss von Dantes leidenschaftlicher Phantasie, die auch im Jenseits ihre irdischen Erinnerungen und ihr ungefüges Gefühlsleben nicht los werden will. Es ist das allgemein Menschliche und allgemein Künstlerische in dem Gedicht und das hat ihm durch alle Jahrhunderte hindurch ein ewiges Leben gesichert. Renaissancemässig wäre vielmehr die Vermeidung, die Abschaffung, aber nicht die Überwindung der Allegorie gewesen. Denn in der Renaissance verwendet man die Allegorie höchstens noch

als nachträgliche Interpretationsmethode, wie Cristoforo Landino, oder als ornamentales Beiwerk, wie Polizian gethan hat, aber nicht mehr als Grundprinzip des künstlerischen Schaffens.

Eine andere Seite in der ästhetischen Wirkung der göttlichen Komödie muss jedoch als spezifisch mittelalterlich bezeichnet werden: die logisch genaue, festgefügte Ebenmässigkeit des kolossalen Gebäudes der drei Reiche, die Monumentalität, die sichere hierarchische Ordnung, die bis ins letzte durchgeführt, nach unseren Begriffen wohl leicht ins Peinliche, Kleinliche und Kindische ausarten müsste, wenn nicht der tiefe Ernst mittelalterlicher Überzeugung eine göttliche Bedeutung auch im Geringfügigsten noch gewahren liesse. Sogar die äussere Form der 3 mal 33 Gesänge, plus einem „Proemio“, um das Hundert voll zu machen und die Terza rima selbst, ist jedenfalls nichts anderes als die logische Schöpfung überzeugungstreuester Zahlensymbolik. Sobald man sich mit der Scholastik bekannt gemacht hat, wird man auch die Grossartigkeit dieses Systemes wieder geniessend empfinden.

Das Traumhafte der ganzen Vision des Jenseits ist also logisch ausgebaut und bekommt den Wert einer Thatsache. Ohne die Beihülfe des Glaubens aber wäre auch die kräftigste Phantasie der Welt nicht im Stande gewesen, eine so greifbar schauerliche Hölle zu schaffen. Wie kläglich ist z. B. die Illusion der Petrarkischen Triumphzüge an der inneren Skepsis ihres Verfassers gescheitert. Petrarca fühlte zu sehr, dass seine Triumphe nur ein unmassgebliches Traumgesicht seien und darum hat er sich nicht die Mühe genommen, sie den logischen und physischen Gesetzen der Einbildungskraft zu unterwerfen. Weil der Glaube fehlte, fehlt auch die Evidenz. Ist nun aber der grösste Dichter der Renaissance, Ariost, nicht auch ein Skeptiker gewesen und hat er nicht trotzdem die märchenhafte Welt, an die er selbst nicht glaubte, zur klarsten Evidenz gestaltet? Gewiss, aber nur dadurch hat er es vermocht, dass er jeglichen Ernst der Überzeugung bei Seite lässt, und das künstlerische Schaffen als ein ergötzliches Spiel betreibt. Wenn Dante sich leidenschaftlich mit den Schatten seiner Hölle zankt, so steht Herr Lodovico lächelnd über den Kindern seiner Phantasie und hat die unartigen gerade so lieb wie die artigen. Der blutige Ernst Alighieris musste dem ebenmässigen Formenkünstler der italienischen Renaissance manchmal wie etwas Fremdartiges, Unheimliches, Groteskes, Barbarisches, Pedantisches und Lächerliches erscheinen. Erst nachdem der letzte Mensch des guten Geschmacks begraben, und das liebliche Programm arkadischer Ergötzung zu Ende gespielt war, konnte die Donner-

stimme Alighieris wieder einem lebendigen Echo in der erschütterungs- und rührungsbedürftigen Brust des modernen Publikums begegnen.

Hat nun aber nicht doch, muss man fragen, das von Dante selber proklamierte Ideal der antiken Kunst eine Spur renaissancemässigen Schönheitsgefühls in seinen Werken hinterlassen? Müsste man nicht blind sein, um seine Begeisterung für Virgil zu verkennen? Beweisen es nicht zahlreiche Stellen, dass er sogar die stilistische Formvollendung virgilianischer Ausdrucksweise empfand? Und haben nicht die neuesten Untersuchungen von Edward Moore eine Kenntnis der antiken Litteratur bei Dante erwiesen, die für jene Zeit schon sehr beträchtlich ist? — Gewiss, und all diese Elemente sind unbedingt als Zeichen des nahenden Humanismus zu deuten.

Dennoch wäre es ein grosser Irrtum, die klassische Bildung Dantes als etwas bisher nie Dagewesenes zu preisen. Es gab vor ihm und neben ihm in Italien und besonders in Frankreich eine Reihe von Männern, die ihm an klassischer Gelehrtheit zum Wenigsten gleich standen, wenn nicht gar überlegen waren. Und man täusche sich nicht, gerade das, worauf es ankommt: die Auffassung und Beurteilung des Altertums überhaupt ist bei ihm noch eine durchaus mittelalterliche. Die ganze unendliche Kulturarbeit der Römer hat in seinen Augen noch keinen eigenen Wert und ist nur eine Vorbereitung auf die Kunft Christi; im Kaisertum, nicht in der Republik erreicht sie ihren Höhepunkt und in der Person des Papstes erst ihre Existenzberechtigung. Dieser Gedanke ist mit unzweideutiger Prägnanz ausgedrückt in den Versen: *Inferno* II, 16 ff. Der Dichter spricht hier von Aeneas, dem Stammvater Roms, der zum ersten Mal eine Fahrt in die Unterwelt gethan habe, ähnlich wie sie nun Dante, von Virgil geleitet, unternehmen soll, und sagt:

Però, se l'avversario d'ogni male
 Cortese i fu, pensando l'alto effetto
 Che uscir dovea di lui, e il chi e il quale,
 Non pare indegno ad uomo d'intelletto:
 Ch' ei fu dell' alma Roma e di suo impero
 Nell' empireo ciel per padre eletto;
 La quale e il quale — a voler dir lo vero —
 Für stabiliti per lo loco santo
 U' siede il successor del maggior Piero
 Per questa andata, onde gli dà tu vanto,
 Intese cose che furon cagione
 Di sua vittoria e del papale ammanto.

Der Sinn ist: „Wenn darum Gott, der Feind alles Bösen, dem Aeneas die Fahrt nach der Hölle gnädig gestattete, und wenn wir die

hohen Folgen, die von Aeneas ausgehen sollten (nämlich das kaiserliche und päpstliche Rom), bedenken, so scheint das dem verständigen Menschen eine wohlberechtigte und würdige Sache. Denn Aeneas wurde in dem empirischen Himmel zum Vater der grossen Roma und ihrer Herrschaft auserwählt. Beide, Rom und die Weltherrschaft, wurden in Wahrheit bestimmt zu dem heiligen Sitze, wo der Nachfolger Petri thront. Und durch diese Unterweltsfahrt, die du, Virgil, dem Aeneas nachrühmst, erfuhr er Dinge, die zur Ursache seines Sieges und des Papsttums geworden sind.“

Also noch immer die grosse mittelalterliche Zweckskette, die von Aeneas bis zum Papste heraufführt. Ein ähnliches Gewichtsverhältnis zwischen Antike und Christentum drückt sich in der von Edward Moore ermittelten Statistik aus. Der englische Gelehrte zählt in sämtlichen Werken Dantes etwa 200 Bezugnahmen auf Virgil, 100 auf Ovid, je 50 auf Cicero und Lukan, je 10 bis 20 auf Horaz und Livius — die alle zusammen reichlich überwogen werden durch 500 Bezugnahmen auf die Bibel allein ¹⁾ — von der mittelalterlichen Kirchenlitteratur gar nicht zu reden.

Nicht einmal das durchgehende Nebeneinander biblischer und antiker Darstellungen in den allegorischen Gruppen und auf den Reliefs im Purgatorium darf als Renaissanceelement aufgeführt werden. Es ist lange erwiesen, dass dieser Parallelismus die ganze bildende Kunst des Mittelalters beherrscht und in der allegorisch-symbolischen Auffassung des Altertums seine Wurzel hat.

Wenn aber auch die Grundanschauung eine mittelalterliche bleibt, so erhebt sich doch die künstlerische Ausführung oft genug zu echt modernem Klassizismus. Mit anderen Worten: Dante hat den eigenen Wert der Antike theoretisch nicht erkannt, aber die eigene Physiognomie der Antike hat er künstlerisch gefühlt und wiedergegeben.

Das zeigt sich zunächst negativ in seinem ablehnenden Verhalten gegen den Ritterroman.

Das zeigt sich positiv in seinem Stil, in der festen Struktur des gegliederten Ausdrucks, in dem kunstreich gehandhabten Enjambement, in der freieren Rhythmisierung der Phrase.

Es zeigt sich in der Wiedergabe antiken Wesens und Gebahrens, z. B. in jener berühmten Schilderung des Limbus der berühmten Männer. Hier hat der Held und Denker des Altertums die mittelalterliche Verkleidung, die ihm Benoît de Sainte More und andere Franzosen ange-

1) E. Moore, *Studies in Dante*. First Series, Oxford 1896.

legt hatten, beiseit geworfen und steht, wies ihm gebührt, in rein verklärter Menschlichkeit vor uns.

Genti v' eran con occhi tardi e gravi
 Di grande autorità ne' lor sembianti;
 Parlavan rado con voci soavi
 Vidi il maestro di color che sanno
 Seder tra filosofica famiglia.
 Tutti lo miran, tutti onor gli fanno.

Unwillkürlich streift der Gedanke zu Raphaels Parnass und Schule von Athen. Es ist derselbe Geist der Renaissance, der über jenen Bildern schwebt.

Und dasselbe zeigt sich in der flammenden Rede des Ulixes, der Haus und Familie vergisst und seine Leute zum „tollen Fluge“ hinausjagt, den fremden Ocean zu erforschen.

Considerate la vostra semenza:
 Fatti non foste a viver come bruti,
 Ma per seguir virtute e conoscenza! (Inf. XXVI, 118.)
 „Bedenket, dass ihr Mensch-geboren seid,
 Und nicht geschaffen, wie das Vieh zu leben,
 Erkenntnis suchen sollt und Tüchtigkeit!“

Das ist die grosse Maxime der Renaissance, die Wiederentdeckung des Menschen — und wieder dringt unser Geist nach vorwärts: zu Cristoforo Colombo. Diese Ideenassoziationen sind so naheliegend, dass sie sich wiederholt den Litterarhistorikern aufgedrängt haben.

Die Spur antiker Kunst zeigt sich endlich in der Art wie die Naturschilderung verwertet wird. Dantes Naturgefühl ist kein modern sentimentales, wie es sich bald schon bei Petrarca findet. Die Landschaft, sofern sie sich bei Dante nicht mit der Vaterlandsliebe verbindet — und auch dieser Zug dürfte antik sein — wirkt vorzugsweise auf seine Phantasie, nicht auf sein Gemüt. Er verwendet sie zur Veranschaulichung seiner Höllenträume und seines Läuterungsberges und sieht mit einem klareren topographischen Auge als der moderne Dichter, dem die bewegte Seele den Blick fürs Gegenständliche verschleiert. Hierin steht er der Antike und besonders dem Homer, den er nicht gekannt hat, am nächsten.

Selten nur, besonders in der prachtvollen Steincanzone „Io son venuto al punto della rota“ (Canzoniere XI), bricht doch schon ein modernes Naturgefühl heraus. Die winterlich erstarrte Aussenwelt wird hier durch fünf Strophen hindurch in Gegensatz gebracht zur glühenden Liebesqual in der Brust des Dichters, und dennoch werden die bei-

den Kontrastempfindungen auf einen gemeinsamen Grundakkord der Melancholie gestimmt. Das Motiv ist dem mittelalterlichen Minnesang entnommen, aber kein Troubadour und selbst kein Walther von der Vogelweide hat es mit solcher Kunst erfasst, mit solchem Gefühle vertieft. Derartige Kundgebungen eines modernen Empfindens sind jedoch vereinzelt und oft noch kaum erkennbar.

Alles zusammengenommen ist Dante der Erste, der in künstlerischer Weise antike Elemente in die Vulgärlitteratur eingeschmolzen hat. Seinen unmittelbarsten Nachfolger fand er dabei in Boccaccio — mit dem Unterschiede jedoch, dass dieser nur zu oft ins Mittelalterliche zurückfällt, indem er es bei einem unorganischen Nebeneinander mittelalterlicher und humanistischer Formen bewenden lässt; nur in dem quantitativen Verhältnis der Mischung ist ein Fortschritt zu Gunsten der Antike bei Boccaccio eingetreten, im qualitativen aber ein Rückschritt zu verzeichnen. Der echte und rechtmässige Fortsetzer Dantes sollte erst viel später in Ariost erstehen. — Immer wieder steht unser Dichter dem Mittelalter und der Hochrenaissance viel näher als der dazwischen liegenden Zeit des Humanismus.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf Dantes Verhältnis zur bildenden Kunst, das besonders in Deutschland so oft zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wurde. Seine Kunstlehre ist mittelalterlich und geht in keiner Weise über die Anschauungen des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino hinaus, wie Janitschek gezeigt hat.¹⁾ Wenn man nun aber die Entsündigung des Schönen in der Welt als ein Renaissanceelement bezeichnet hat, das wir den Franziskanern und Dante verdanken, so ist Franz Xaver Kraus wohl mit Recht dieser Auffassung entgegengetreten. „Ich fürchte“, sagt er, „dass hier ein Missverständnis vorliegt, wie es häufig bei solchen gefunden wird, welche mit dem Gedanken der theologischen Kreise nicht völlig vertraut sind. Eine prinzipielle Verdammung der Schönheit war auch dem Christentum vor dem 13. Jahrhundert fremd; es war wesentlich die Schönheit des menschlichen Leibes, von deren Betrachtung und Genuss die aszetische Lebensauffassung in Anbetracht der Sündhaftigkeit und Schwäche unserer Natur abzuziehen suchte. Das hat wahrhaftig auch Francesco d'Assisi wie irgend einer seiner Vorgänger gethan. Wenn er aber die Herrlichkeiten in Gottes freier Natur mehr als andere bewunderte und liebte, so lag darin kein Gegensatz gegen

1) Die Kunstlehre Dantes und Giotto's Kunst, Leipzig 1892.

die prinzipielle Auffassung der übrigen Christenheit, sondern es war nur ein Ausfluss seiner poetisch angelegten Stimmung. Die grosse Evolution und Revolution, welche für die Kunstgeschichte mit der Entdeckung der Schönheit des menschlichen Körpers beginnt, fällt nicht ins 13., sondern ins 15. Jahrhundert, und Francesco d'Assisi ist daran gar nicht, Dante nur von ferne beteiligt.* 1)

Es wiederholt sich immer dasselbe Schauspiel: neben den mittelalterlichen Grundanschauungen kann man einen modernen Sinn für darstellende Kunst bei Dante einestheils in vereinzeltten Äusserungen finden, wie in dem berühmten Worte: „Poi chi pinge figura, se non può esser lei, non la può porre; onde nullo dipintore potrebbe porre alcuna figura, se intenzionalmente non si facesse prima tale, quale la figura esser dee“ (Conviv. IV, 10), d. h. in moderne Sprache übersetzt: Das Bild muss erlebt sein. Andererseits offenbart sich ein moderner Sinn für Kunst nur noch in einem Imponderabile, in dem unbewusst Genialen seiner plastisch sinnlichen Schaffensweise, das sich aufs innigste mit dem Genius Michelangelos berührt.

Die bedeutungsvollste Spur einer künstlerischen Gesinnung, einer ästhetisch empfindenden Seele aber verrät sich in jenem unbewussten Gegensatz, in den der Dichter jeden Augenblick zum Moralisten tritt. Die Verse, die er einer Francesca, einem Farinata, einem Capaneus und Ulixes widmet, bezeugen es laut genug, dass er eine unbändige und schlecht verhehlte Freude hat am Kraftmenschen, am ausserordentlichen Individuum, an der Kühnheit, an der Schönheit, an der Liebe und am Ruhm. Der grosse Verbrecher aus ganzem Holze steht seinem innersten Instinkt wohl näher als manch zahmer Gast im Himmelreich. Diese Wertschätzung der Kraft entspricht aber ebenso sehr der germanisch ritterlichen als der antiken Denkkungsart; und in der That vermählt sich in Dantes Brust die Seele des alten Hellenen mit der des alten Germanen; er hat etwas von dem germanisch gesinnten Ghibellinen Farinata und von dem ruhm- und wissensdurstigen Hellenen Ulixes in seinem Blute leben; das Innerste in ihm, das Individuum ist ganz modern und menschlich im besten Sinne des Wortes.

So sahen wir also: vom Mittelalter ist das ganze Denken und Glauben Alighieris beherrscht; seine Überzeugung, seine Gesinnung ist eher eine retrospektive als eine fortschrittliche; seine volle Sympathie gehört den grossen Idealen der Vergangenheit, und die ersten Ansätze

1) Dante, sein Leben und sein Werk, Berlin 1897. S. 549 f.

zu einer neuen Gestaltung des politischen, sozialen, religiösen und literarischen Lebens, in der Art, wie sie sich zu seinen Tagen geltend machen, erscheinen ihm meist als Verfall und Verderbnis. Wo er aber je selbst im Sinne des Fortschrittes thätig ist, da schreitet er gleich jahrhundertweit über die näheren Ziele der Frührenaissance hinaus, und seine Leistungen müssen darum zunächst noch ohne Fortsetzung liegen bleiben. Er steht also in keinem unmittelbaren Kontinuitätsverhältnis zur Kulturentwicklung seines Zeitalters, und es ist durchaus falsch, ihn einen „Bahnbrecher der Renaissance“ zu nennen im eigentlichen Sinn des Wortes, wie es etwa auf Petrarca passt. Dieser, Petrarca, hat die verborgen angesponnenen Fäden der Renaissance behutsam aufgenommen und unermüdlich weitergezogen und hat für die nächste Entwicklung in viel augenfälligerem, intensiverem Masse fördernd gewirkt als Dante, der mit dem Anachronismus des Genies in hochgewölbtem Bogen eine Brücke vom Mittelalter zur Neuzeit herübergeschlagen hat. Er ist der Erste und der Letzte zugleich, der den ganzen Gehalt des Mittelalters mit der Seele eines modernen Menschen erfasst hat; nur so ist es zu erklären, dass er es vermochte, die feudale Monarchie zu verteidigen und den Kulturstaat zu predigen, ein gläubiger Katholik zu bleiben und über die Kirche seiner Zeit den Stab zu brechen, die theokratische Moral zu verinnerlichen, die abstrakteste Scholastik noch dichterisch zu beleben, die Allegorie künstlerisch zu überwinden, das theologische Wissen zu popularisieren, das Latein zu verehren und trotzdem eine vulgäre Kunstsprache zu schaffen, die Welt der Antike zu verkennen und doch ahnend zu erfassen; kurz das ganze Gebäude der mittelalterlichen Weltanschauung auf einen Augenblick noch einmal poetisch zu durchglühen. — Man könnte vermuten, dass diese zauberische Durchleuchtung mit dem Prometheusfeuer der Dante'schen Seele dem ehrwürdigen Gebäude einen heimlichen Schaden angethan habe, denn kaum hatte der Dichter sein Feuerwerk abgebrannt, da fing auch schon der alte Bau zu wanken an und stürzte.

Pfalzgräfin Elisabeth

Äbtissin von Herford.

Ein Vortrag¹⁾

von

J. Wille.

Die „Frauenfrage“, wie sie heutzutage in allen Formen des sozialen Lebens so leidenschaftlich das zarte Geschlecht bewegt, ist wenigstens nach der Seite der höheren Bildung hin, schon längst akademisch behandelt worden. Ein gelehrter Kandidat mit dem gerade nicht sehr schönen und vielleicht auch dem damaligen Frauengeschlechte gar nicht begehrenswerten Namen Johannes Sauerbrei hat schon Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit einer stattlichen Reihe von Thesen „über die Gelehrsamkeit der Frauen“ in der Leipziger Universität öffentlich disputiert.²⁾ In zwei lateinischen Abhandlungen, die nach Form und Inhalt und nach dem heutigen Geschmacke, dem Familiennamen des Verfassers alle Ehre machen, hat er dem Frauengeschlechte seine Anerkennung nicht versagt. Er hat zugegeben, dass es nicht gegen die Vernunft sei, wenn Frauen, die Vermögen, dazu freie Zeit von häuslichen Geschäften besitzen und beseelt sind von Lust und Liebe zu den Studien, ihre Zeit lieber den Wissenschaften als andern nichtssagenden Dingen zuwenden. Ein ganzer Katalog „gelehrter Frauen“ von dem

1) gehalten zum Besten des Badischen Frauenvereins in der Aula der Universität am 14. Dezember 1900. — Nur in diesem eng begrenzten Rahmen und nur als Skizze bitte ich meine Darstellung zu beurteilen. Mein Versuch auf Grund der im k. Staatsarchiv zu Münster i. W. befindlichen Akten des ehemaligen Reichsstifts Herford und dort vermuteter Briefschaften seiner berühmtesten Äbtissin, den psychologischen Inhalt dieser bedeutenden Frauengestalt tiefer zu ergründen, ist mir leider nicht geglückt. Ich benütze die Gelegenheit, der mir vom Vorstande und den Beamten des gen. Archives zu Teil gewordenen Unterstützung meinen herzlichsten Dank an dieser Stelle auszusprechen.

2) Johannes Sauerbrei, De foeminarum eruditione Diatr. II. Lips. 1676. (Diatr. I war auch in der Leipziger Universitätsbibliothek nicht zu finden.)

frühesten Altertum bis in des gelehrten Verfassers Tage soll uns beweisen, in wie reichem Maasse auch die Frauenwelt an der gelehrten Bildung aller Zeiten Teil genommen hat, dass also nach dem Schöpfungsplane die Frauen auch geistig dem Manne nicht untergeordnet seien. Das war ein grosser Fortschritt in der freien Auffassung sozialer Verhältnisse jener Tage gegenüber dem dogmatisch getrübteten Urteile eines reformierten Theologen des sechszehnten Jahrhunderts, der aus seinem frommen Zweifel keinen Hehl machte, dass die Frau nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sein könne, weil das göttliche Ebenbild eine Herrschaft über die Natur bedeute.

Von solchem paradiesischen Selbstbewusstsein scheinen mir auch in unsern Tagen noch viele befangen zu sein, weil sie sich um die Lehren der Geschichte nicht kümmern und vieles im Streben der Frau selbst nach gelehrter Bildung neu und unerhört finden, was im geistig regsamsten Jahrhundert der neueren Geschichte auch dem Frauengeschlechte die höchste Menschenwürde verlieh. Denn glänzender als die Renaissance Italiens¹⁾ hat wohl keine andere reiche Kultur den Frauen ein Zeugnis ihrer hohen Begabung ausgestellt. Sie hat uns gezeigt, dass auch die Frauen fähig waren, im Mittelpunkte eines veredelnden Geisteslebens zu stehen, die läuternde Kraft ernster und tiefer Bildung in sich wirken zu lassen, in der Freiheit des Wissens und Erkennens niemals des Zwanges ächter Weiblichkeit zu vergessen und im Streite der schrankenlosen Gewalten mit den Gesetzen feinsten Sitte jener Tage auch den Mann zu adeln. So reich an hochbegabten Frauengestalten ist die Kultur diesseits der Alpen niemals gewesen. Figuren, wie sie das geistige Leben der italienischen Fürstenhöfe beherrschten, wie sie in der Villa des Antonio Alberti zu Florenz aus- und eingingen, jene feinsinnigen, reichbegabten Frauen vermissen wir, die gerne gesehen und bewundert, mit den Gebildetsten des andern Geschlechts über alle Fragen des höheren menschlichen Daseins disputierten. Auf ganz anderm Boden, in andern Formen und Äusserungen bewegt sich im Norden der geistige Verkehr. Die neue Bildung ist in die Gelehrtenstube eingezogen, erst in der Gelehrtenstube hat sie fruchtbringend gewirkt. Diese Bildung bei den Deutschen ist nicht mehr so frei, nicht so dilettantisch, so glänzend und weite Kreise umfassend, sie ist aber ernst und tief, in einem Zeitalter, das in den Fragen des Seelenheils sich ab-

1) Janitschek, Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. Stuttgart 1879. Kap. 3.

müht, die Glaubensartikel als ein Heiligtum wahr, für sie kämpft und blutet, oder in vorraussetzungslosem Zweifel an allem, nur nicht am eigenen Denken und Sein, neue Wege der Erkenntnis öffnet. Nicht so vorherrschend wie die Frau der italienischen Gesellschaft, sondern bescheiden und zurückhaltend, aber mit tiefem Ernst am wissenschaftlichen Leben teilnehmend, von unermüdlichem Streben nach Erkenntnis, oft staunenswerter umfassender Gelehrsamkeit, von den geistigen Führern der Zeit geachtet, bewundert und gefeiert — so stehen die gelehrten Frauen der deutschen Renaissance vor uns.

An dem Ruhme aber, der ihnen gebührt, hat keine so grossen Anteil als die pfälzische Prinzessin Elisabeth,¹⁾ Äbtissin von Herford. Landläufige Geschichtsbücher wissen von ihr nichts zu erzählen, kaum dem Namen nach ist sie vielleicht so vielen bekannt, die als Führer mitten im Kampfe um die Fragen moderner Frauenbildung stehen. Und doch war diese Prinzessin die Unserige, ein Kind unserer Stadt, auf dem Schlosse zu Heidelberg geboren, von den dreizehn Kindern, die Elisabeth Stuart dem Kurfürsten Friedrich V., dem Winterkönig, geschenkt hat, das dritte, von den hochbegabten Mädchen dieses schicksalsvollen Familienkreises die älteste. Der Glücksstern der englischen Heirat leuchtete noch einmal auf, um bald darnach dauernd zu verlöschen. In lebhafter Erinnerung waren noch den Pfälzern jene festlichen Tage, die unserm Schlosse den letzten Palastbau angefügt, der jetzt halbgebrochen von grünender Höhe in das liebliche Thal herabschaut, mit all den hängenden Gärten und rauschenden Wassern in kunstreichen Formen aus dem Boden geschaffen, einen nie dagewesenen Glanz höfischen Lebens bei einem so fröhlichen und doch einfachen Geschlecht. Diese glänzende Heimat blieb der Prinzessin eine fremde Welt. Am 26. Dezember 1618 ist sie geboren und schon Ende Oktober des kommenden Jahres war Kurfürst Friedrich, als guter Calvinist der Stimme Gottes folgend, ausgezogen, um das zweifelhafte Geschenk der böhmischen Königskrone in Empfang zu nehmen. Der Gang der Geschichte ist bekannt: Der böhmische Krieg, die Schlacht am weissen

1) Guhrauer, Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Äbtissin von Herford (Raumer's Histor. Taschenbuch 3. Folge Jahrg. 1 S. 1—137, 2 S. 417—554), was ihre äusseren Lebensverhältnisse betrifft, eine Arbeit von grundlegender Bedeutung, die uns zum ersten mal ein zusammenhängendes Lebensbild der Prinzessin gibt. (Davon abhängig und ohne selbständigen Wert: Blaze de Bury, Memoirs of the princess of Bohemia. London 1853.) — Hölscher, Pfalzgräfin Elisabeth (Allgem. Deutsche Biographie 6, 19—28).

Berge, die Eroberung der Pfalz und ihrer Residenz, die Flucht der kurfürstlichen Familie — und das Elend eines dreissigjährigen Krieges.

Die kleine Prinzessin war ihrer Grossmutter, der geist- und gemütvollen Kurfürstin Louise Juliane,¹⁾ der Tochter des grossen Oraniers, auf der Flucht nach der Mark Brandenburg gefolgt. Die protestantische Politik hatte mit dem brandenburgischen Hofe, wo damals Georg Wilhelm regierte, verwandtschaftliche Beziehungen geschaffen. Mit dem Kurfürsten war Julianens Tochter, die Schwester Friedrichs V., Elisabeth Charlotte verheiratet. Sie ward die Mutter des grossen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm war also der Vetter der Pfalzgräfin Elisabeth. Eine Verwandtschaft, die für ihren Lebensweg von entscheidender Bedeutung werden sollte. Wahrscheinlich bis zum Jahre 1626 blieb Elisabeth zu Crossen unter der Obhut ihrer sorgsam Grossmutter. Inzwischen hat sich die kurfürstliche Familie, deren Flüchtlingsleben wenigstens mit einer Schar von Kindern gesegnet war, im Haag versammelt, im Genusse der Gastfreundschaft der niederländischen Staaten, unter dem Schutze der oranischen Verwandtschaft. Elisabeth war Eltern und Geschwistern gefolgt. Dort hoffte man auf eine glückliche Wendung der politischen Verhältnisse, doch vergeblich. Die Zuverlässigkeit der englischen Politik versagte mit samt der Schutzherrlichkeit Jakobs I., auf welche die protestantische Welt all ihre Hoffnungen gebaut hatte. Auch nach dem Tode des vom Schicksal gebeugten Kurfürsten (29. November 1632) blieb die Hofhaltung der böhmischen Königin ein Exil. Aber vom Elend jener Tage merkte der Fremde, der kam, sehr wenig. Alle sind entzückt von dem äussern Glanze dieses Lebens, in dessen Mittelpunkt die schöne Königin Böhmens den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit entfaltete.²⁾ Es war ein Wanderleben fröhlichster Art, denn im Haag sass man niemals fest. Zu Rhenen hatte sich Friedrich V. ein stattliches Schloss gebaut, das in seinem Äussern nicht gerade glanzvoll und von reichen Formen, doch in seinem Innern den behaglichen

1) Fr. Spanheim, *Memoires sur la vie et la mort de la serenissime Princesse Loyse Juliane, Electrize Palatine etc.* Leyden 1645. — F. E. Bunnett, *Louise Juliane, Electress Palatine and her times.* London 1862.

2) J. O. Opel, *Elisabeth Stuart, Kurfürstin der Pfalz, Königin von B hmen.* (*Histor. Zeitschrift* 23, 289—329.) „The pearl of Britain“ *Blaze de Bury* S. 87. — Über das Leben im Haag: G. D. J. Schotel, *De Winterkoning en zijn gezin.* Tiel 1859. hoofst. 9. — K. Th. Wenzelburger, *Geschichte der Niederlande* II, 988 ff. — P. J. Block, *Geschiedenis van het nederlandsche Volk* IV, 322 ff. — C. Neumann, *Rembrandt* 1902. S. 72 ff.

und eleganten Reichtum einer Residenz zur Schau trug.¹⁾ Grund und Boden war von den Staaten von Utrecht geschenkt. Gerne versammelte sich zur Sommerszeit die königliche Familie in dem einst zur Abtei Egmond gehörigen Hondslaarsdijk, das von Johann Heinrich, dem Statthalter, zu einem glänzenden Schlosse umgebaut mit zahlreichen Kunstschätzen angefüllt war. Auch auf den Schlössern der Adelligen am Rhein und an der Vecht suchte man Gastfreundschaft und genoss fröhliche Tage. Zwar lebte dieser Hof der flüchtigen Königsfamilie vom Gnadenbrote der Generalstaaten, von den milden Gaben, die von England herüberkamen, aber rauschende Feste und Jagden, Fahrten zu Wasser und zu Land, liessen die Knappheit der Mittel nicht merken, die zeitweise in diesem Kreise herrschte, und nichts von den Schulden, die auf diesem frohen Dasein lasteten.²⁾ „Wir hatten oft reicheres Mahl als Kleopatra, erzählt uns einmal die jüngste Tochter Sophie, wir lebten von Perlen und Diamanten.“

Es fehlte nicht an Stimmen, die sich gegen dieses üppige Leben, gegen die Freuden des Theaters und der Ballette erhoben, während die pfälzischen getreuen Unterthanen zu Hause unter den Schrecken des Krieges seufzten.³⁾

Um die geistvolle Königin aber versammelte sich an dem wandernden Hofe neben Kavalieren und Diplomaten die ganze geistig vornehme Gesellschaft jener Tage. Auch die Prinzen und Prinzessinnen sollten Teil nehmen an der hohen Bildung, in deren reichem Besitze die niederländischen Staaten an der Spitze des geistigen Lebens⁴⁾ in Europa standen. Nicht unfruchtbar auch für diese höheren Zwecke blieb der gewaltige Reichtum, welcher diesem rührigen kleinen Volke im Kampfe gegen die spanische Weltmonarchie eine unentbehrliche Macht verliehen. Man wetteifert um den Besitz von hohen Schulen. An sechs Universitäten und Akademien des kleinen Landes lehrten die gefeiertsten Vertreter

1) Schotel S. 77. — Joh. Kretschmar, Das kurpfälzische Schloss zu Rhenen, eine Arbeit, die mir Herr Staatsarchivar Kretschmar in Hannover für diese Zeitschrift zur Verfügung stellte, die jedoch einen passenderen Platz demnächst in den „Mittheilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses“ finden wird.

2) Aitzema, Saken van Staet en Oorlogh III, 324. 916.

3) Wenzelburger II S. 989.

4) Vgl. de Sorbière, Lettres et discours sur diverses matières curieuses. Paris 1660 8°. Neugedruckt in: Bijdragen en mededeelingen van het hist. genootschap gev. te Utrecht 22, 1 ff. bes. Lettre IV. Über die allgemeinen Kulturverhältnisse auch C. Neumann, Rembrandt Kap. 1.

der Wissenschaft. Neben dem Erbteil niederländischer Gelehrsamkeit, der Philologie und Altertumskunde, blühen mathematische und naturwissenschaftliche Studien. Dabei bewegen die tiefen Fragen des Glaubens Staat und Kirche. Die Scholastik der calvinischen Theologie, durch die Dortrechter Synode geheiligt, im Kampfe mit dem Rationalismus, gibt den politischen Parteien ihre Färbung.¹⁾ Eine Unduldsamkeit ohne gleichen beherrscht die theologischen Schulen. Rigorose Calvinisten überwachen jeden freien Zug metaphysischer Betrachtung, der in das Heiligtum des Dogmas einzudringen sucht. Auch der gute Rat des Heidelberger Theologen Pareus, die Geheimnisse Gottes mit Zartheit zu behandeln, war vergessen, als die neue Philosophie, die Gott als den Urquell aller Erkenntnis, vom Zwange des Dogmas befreite, neue und erbitterte Kämpfe in die Hörsäle zu Leiden und Utrecht hineintrug.

Im Jahre 1629 war René Descartes nach den Niederlanden gekommen.

Ehe die hochbegabten Kinder des Winterkönigs all die Eindrücke der regen geistigen Umgebung in sich aufnehmen konnten, hatten sie im nahen Leiden mit seiner berühmten Universität eine tüchtige Erziehung genossen. Die stolze Königin enthub sich mitten im geräuschvollen höfischen Leben gerne dieser ersten Sorgen. In Leiden ward ein eigener Hofstaat eingerichtet. Unter Professoren und Gouvernanten wuchsen Prinzen und Prinzessinnen heran, in der freien Luft wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, wie im Zwange calvinischer Dogmatik und höfischer Etikette, deren Freuden und Leiden uns die jüngste der Töchter, Sophie, so köstlich geschildert hat.²⁾ Erst als im Haag wieder alle um die Mutter versammelt waren, trat auch Elisabeth in diesen Kreis.³⁾ Eine jugendliche schöne Gesellschaft an diesem Hofe!⁴⁾ Wer kennt sie nicht aus den Bildern van Dycks, die stattlichen Jünglingsfiguren mit ihrem schlanken Wuchse, den feinen lang-

1) Wenzelburger II, 875. — K. Fischer, Geschichte d. neueren Philosophie I, 1. Descartes S. 189 ff. — A. Tholuck, Vorgeschichte des Rationalismus. I. Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts 2, 204 ff.

2) Memoiren der Herzogin Sophie, nachmals Kurfürstin von Hannover herg. von Adolf Köcher (Publikationen aus den preuss. Staatsarchiven IV) S. 34 ff.

3) Nach Miss. Benger, Memoirs of Elisabeth Stuart, queen of Bohemia II, 436, deren sonst unzuverlässigen Mitteilungen Guhrauer I S. 8 folgt, im J. 1626.

4) A. Dove, Die Kinder des Winterkönigs. Beilage zur Allg. Zeitung 1891 n. 82—84 u. Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts, Leipzig 1898 S. 62 ff. Schotel Kap. 13 und 14. Auch Memoiren der Sophie S. 38 ff.

gestreckten Händen, ihren weichen Zügen und den schwärmerischen sinnigen Augen, die sie vom Vater ererbt und der Hoheit ihrer Erscheinung als Erbteil der stolzen Mutter: die Prinzen Karl Ludwig und Ruprecht. Und wie die Söhne, so machten die Töchter von sich reden. „Der Hof der Königin, so berichtet Sorbière, schien den Grazien zu gehören, zu denen sich die schöne Welt im Haag alle Tage begab, um dem Geist, der Tugend und der Schönheit der Prinzessinnen ihre Huldigungen darzubringen.“¹⁾ Da war Louise, die Holländerin, die künstlerisch hochbegabte Schülerin Honthorsts, von lebhaftem Geiste, stets ausgelassen und sans façon, lässig in der Kleidung bis in ihr hohes Alter, da sie als Äbtissin von Maubuisson hoch aufgeschürzt im Klostersgarten sich zu schaffen macht. Daneben ein Mädchengesicht von feinen klassischen Zügen, voller Entzücken, Prinzessin Sophie mit dem kleinen Munde, der so scharf und geistreich reden konnte, damals schon als die vollendetste Lady Europas weithin in hohen Kreisen so berühmt, wie späterhin als Freundin von Leibniz, sie die Stammutter der englischen und preussischen Könige! Wie ganz anders wieder die ernste gelehrte Elisabeth.

Neidlos hat Sophie, die jüngste, das Bild dieser ältesten Schwester als Schönheit uns überliefert.²⁾ Es ist aus jungen Jahren dies Bild mit dem feinen lebhaften Teint, der allen Geschwistern eigen war, den braunen glänzenden Augen, dem dunkelschwarzen Haar, das ihre wohlgebaute hohe Stirne umsäumte. Das Ebenmass ihres geistvollen Kopfes erhöht der kleine Mund, kaum beeinträchtigt durch die bescheiden hervorragende stark gebogene Nase: „Un sujet à rougir“! sagt einmal scherzend Sophie. Und das machte auch der Prinzessin Kummer, wenn zeitweise ein rosiger Schimmer diese hervortretende Partie ihres Mädchengesichtchens allzustark in lebhaftere Farben versetzte. Sonst war von Eitelkeit nichts an ihr. Sie war eine ernste Natur, deren Gedankenwelt abseits von dem Getriebe des kleinen Hofes lag, den, ihres königlichen Stammes niemals vergessend, die Mutter regierte. Wenn einmal Sophie von Hannover uns erzählt, dass die Königin sich um ihre Hunde und Papageien mehr gekümmert habe, als um ihre Kinder, so scheint es, dass Prinzessin Elisabeth am wenigsten Anteil an der seltenen Gunst der Mutter gehabt hat und beide Naturen sich wenig verstanden. Es hätte dem ernstesten, geistvollen und schönen Mädchen nicht gefehlt, der einst einen Fürstenthron zu zieren. Aber treu den Traditionen ihres

1) Sorbière bei [Baillet] La vie de Mons. Descartes. Paris 1691 II, 232 ff.

2) Memoiren S. 38.

Hauses hat sie, die flüchtige und heimatlose, das Glück der Ehe an der Seite des freidenkenden polnischen Königs Ladislaus IV. um den Preis eines Glaubenswechsels nicht erkaufen wollen,¹⁾ was doch die anderen thaten, die es leichter nahmen mit dem unsichtbaren Gute religiöser Überzeugung: ihr Bruder Eduard und ihre Schwester Luise, beide die ersten Konvertiten der calvinischen Pfälzer. Nicht anders dachte auch Kurfürst Karl Ludwig, der nicht ohne das heuchlerische Trugspiel eines diplomatischen Handels seine Tochter Liselotte, die kerndeutsche Pfälzerin, einer ihr so fremden Welt zugeführt hat.

Prinzessin Elisabeth war hochbegabt, von lebhaftem Geiste. Schon in den Mädchenjahren, da andere mühsam die Elemente der Grammatik oft mit Widerwillen in sich aufnehmen, war sie mit mehreren Sprachen vertraut.²⁾ Abgekehrt von der Welt suchte ihr jugendlicher Geist nach den grossen Problemen der Erkenntnis. Dabei war sie auch in den schönen Wissenschaften wohl zu Hause, ohne die Einseitigkeit gelehrten Wissens, von feinsten Bildung, wie sie das höfische Leben lehrte und verlangte, mehr französisch als deutsch.³⁾ Denn auch des Vaters Bildung entstammte fremdländischem Boden. Und doch empfing von Gelehrsamkeit und Wissenschaft ihr Leben seinen besten Teil.

An leuchtenden Vorbildern ihres Geschlechtes fehlte es ihr nicht. Sie schloss Freundschaft mit einem andern Wunderkinde jener Tage, Anna Maria van Schurmann.⁴⁾ Man hat sie den Stern von Utrecht, die holländische Minerva genannt. Was selbst grosse Gelehrte niemals erfasst haben, das lernte sie als Kind. In jungen Jahren war sie schon mit den klassischen Sprachen vertraut, sie las Homer, Virgil und Seneca, sie sprach Latein so geläufig wie französisch, flämisch war ihre Muttersprache, deutsch aber verstand sie so gut wie spanisch, italienisch so gut wie englisch. Neben philosophischen Studien und der Arbeit ihres regen Geistes in theologischen Problemen besass sie auch in Mathematik und Naturwissenschaften staunenswerte Kenntnisse. Um die göttliche Offenbarung im Urtext der h. Schrift kennen zu lernen, studierte sie mit Eifer die semitischen Sprachen, vor allem Hebräisch, aber auch das Syrische, Chaldäische, Äthiopische und Arabische waren

1) Ausführlich bei Guhrauer I S. 17 ff.

2) [Baillet] Vie de Mons. Descartes II, 231.

3) „une éducation aussi poli“ Baillet II, 232. — Blaze de Bury 115.

4) G. D. J. Schotel, Anna Maria van Schurman. Hertogenbosch 1853. — P. Tschakert, Anna Maria von Schürmann, der Stern von Utrecht, die Jüngerin Labadies. Gotha 1876.

ihr keine fremden Laute. Dabei war sie eine gottbegnadete Künstlerin. Ihre Porträts erregten die Bewunderung der Zeitgenossen, in Bildhauerkunst, Holzschnitt und Kupferstich hat sie sich versucht, musikalisch war sie hoch begabt und in weiblicher Handarbeit schuf sie Stickereien von künstlerischer Vollendung. Eine solche Vertreterin des weiblichen Geschlechts war wohl dazu berufen, eine lateinische Abhandlung zur Verteidigung der Frauenbildung zu schreiben.

So fanden sich zwei gelehrte Damen in Freundschaft zusammen. Aus dem Briefwechsel der Prinzessin mit der Schurmann sind uns leider nur zwei Briefe erhalten aus den Jahren 1639 und 1647. In dieser Zwischenzeit ist aber ein Umschwung in dem geistigen Leben der Beiden vor sich gegangen. Beide haben in der Gelehrsamkeit der Bücher ihr Suchen nach Erkenntnis nicht befriedigen, die Ruhe ihrer Seele nicht finden können — aber sie glaubten in diese unsichtbare Welt auf verschiedenen Wegen zu gelangen. Anna Maria van Schurmann, eine tiefe, bis zur Schwärmerei angelegte Natur, suchte die Erklärung der Welt in der göttlichen Offenbarung der h. Schrift, sie lernte Gisbert Voetius kennen, sie war ihm nach Utrecht gefolgt, diesem Vertreter der strengsten Inspirationslehre, der keinen Eingriff kritischsprachlicher Versuche in die h. Schrift duldete, dem jedes Trennungszeichen vom h. Geiste eingegeben erschien. Im akademischen Hörsaal sass sie, die glaubensseelige Jungfrau zu den Füßen des Theologen, jedoch, — was heutzutage nicht mehr nötig ist, — durch einen Vorhang verdeckt. Den Disputationen wohnte sie bei.

Auch Elisabeth suchte Gott, doch nicht in der Erleuchtung durch den h. Geist, sondern auf dem Wege des Denkens, den Descartes ihr gewiesen. Mit den Traditionen der Philosophie und Theologie hatte dieser Denker gebrochen, er begann sein System ganz von neuem aufzubauen. Vom Zweifel an allem ausgehend, kennt er nur die eine Wahrheit, das eigene Denken, das einzige Prinzip der Gewissheit, die aus dem Wesen Gottes fließt, als der unendlichen in sich selbst begründeten Substanz. Aus der wahren Gottesidee, mit Ausschluss aller Wunder, erklärte er die Welt. Nur durch logisches Denken, durch Anwendung mathematischer Methoden auf den menschlichen Geist suchte er diese Welt zu begreifen. So stehen sich in diesen beiden Frauen Inspiration und Denken, Scholastik und Rationalismus, Mystizismus und Kartesianismus einander gegenüber.

Im Jahre 1637 waren die ersten Schriften des Descartes, die *Essais philosophiques*, erschienen, unter ihnen die *Methode des Denkens*. Des-

cartes bekennt, dass er unbefriedigt sei von allen Wissenschaften, die Mathematik ausgenommen; sie allein gibt ihm die Methode, über den Zweifel zur Gewissheit zu gelangen. Diese Schrift hat die neunzehnjährige Prinzessin gelesen und verstanden. Eine andere neue geistige Welt thut sich ihr auf. Sie bekennt, aus diesen Schriften in einer Stunde mehr zu lernen, um ihren Verstand zu bilden, als wenn sie ihr ganzes Leben auf die Lektüre anderer Bücher verwenden würde. Im Jahre 1640 hat sie den Philosophen selbst kennen gelernt, der im Jahre 1629—49 nach manchen Wanderungen, als erfahrener Weltmann die Niederlande aufgesucht. Um ungestört zu sein vor der Neugierde der Menschen, um Ruhe zum Denken zu finden, hat er mehrfach seinen Wohnsitz gewechselt. Doch blieb er Weltmann und Kavalier, kein Einsiedler in seiner „Einsiedelei“. Unter dem freisinnigen Regimente des Prinzen von Oranien, Johann Heinrich, in einem Lande, das wie kein anderes im damaligen Europa einem jeden Fremdling Freiheit der Gedanken gewährte, fand er Schutz vor den Angriffen streitsüchtiger Theologen, die ihn als Atheisten verlästerten, worunter der streitbarste, Gisbert Voetius. Auch Anna Maria van Schurmann hat den Denker gemieden.

Am Hofe der Königin aber fand er eine Stätte, da man ihn verstand. Hier sammelt sich um ihn ein kleiner Kreis begeisterter Anhänger, unter ihnen der treueste Diener des oranischen Hauses, Konstantin Huygens, des Statthalters Sekretär, von vielseitiger feinsten Bildung, ein Humanist vom besten Schlage der alten Italiener. Wahrscheinlich schon von Leiden aus hat Descartes die Pfalzgräfin Elisabeth unterrichtet. Sie gewann ihn zum Lehrer und Freunde fürs Leben. Es bildet sich ein geistig reger Verkehr zwischen der Prinzessin und Descartes,¹⁾ der in dem bei Leiden gelegenen Schlosse Endegeest Wohnung genommen hat. Eine merkwürdige Fügung, dass sie einem Manne näher tritt, der in jungen Jahren in der Schlacht am weissen Berge gegen ihren Vater gefochten hat.

Wohl niemals hat man in der Geschichte des geistigen Lebens solch ein von den höchsten Interessen erfülltes Freundschaftsverhältnis gesehen, wie hier zwischen dem Philosophen, dessen Lehren eine ganze geistige Welt erschüttern, und der zweiundzwanzigjährigen Prinzessin,

1) [Baillet] Vie de Mons. Descartes. — Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie I. 1 (Descartes). 4. Auflage. Heidelberg 1897 S. 191 ff. — Guhrauer I S. 47 ff. — A. Foucher de Careil, Descartes, la princesse Élisabeth et la reine Christine d'après des lettres inédites. Paris 1879. — Max Heinze, Pfalzgräfin Elisabeth und Descartes. (Histor. Taschenbuch VI. Folge Jahrg. 5 S. 257 ff.)

die vom tiefsten Drange nach Erkenntnis erfüllt, die Weisheit des Lehrers in sich aufnimmt. In unermüdlichem Fleisse, die Nächte hindurch arbeitend, dringt sie in alle Wissenschaften ein, die ihr ein Verständnis der Lehre des Descartes ermöglichen. In anregendem Verkehr mit der Schülerin ist sein Hauptwerk, die Prinzipien der Philosophie, in den Jahren 1641—1643 vorbereitet worden, jene Philosophie, die uns die Erklärung der Welt auf mechanische Gesetze zurückzuführen sucht. Darum hat sich das lernbegierige Mädchen bei Zeiten in das Studium der Mathematik und Physik vertieft. Harveys Entdeckung über den Kreislauf des Blutes lässt sie der Anatomie und Physiologie nähertreten. Man sagt, sie habe am Seziertisch stehend die neuen Errungenschaften biologischer Forschung geprüft.

So kam es, dass Pfalzgräfin Elisabeth im eigenen Kreise und bei Fremden als ein Wunderkind angestaunt ward. Bei ihren Geschwistern hat sie zeitlebens nur den Namen „die Griechin“ geführt.¹⁾ Und diesen Namen einer Weisen, den ihre Schwester Sophie so gerne im Scherze ihr gab, durfte sie im Ernste mit Ehren tragen. Dass man sich über ihre Zerstretheit lustig machte, that der Ehrfurcht vor ihrem Wissen keinen Abtrag. „Man erzählt Wunderdinge, — so berichtet uns Sorbière²⁾ nach einem Besuche im Haag, — von dieser seltenen Person, dass sie mit der Kenntnis der Sprachen die Wissenschaften verbinde, dass sie sich nicht mit den Possen der Schulphilosophie abgebe, sondern die Dinge klar erkennen wolle, dass sie einen scharfen Geist und ein gründliches Urteil habe. Ihres Alters schien sie zwanzig Jahre zu sein, ihre Schönheit und ihre Gestalt waren in der That die einer Heroine!“ Gelehrte und Dichter der Zeit, darunter Namen von gutem Klang, stritten sich um die Ehre, der gelehrten Prinzessin Prosa und Dichtung zu widmen.³⁾

Die hochbegabte Pfalzgräfin aber, die wie Descartes bekannte, seine Lehre von der Begründung des Seins auf dem Denken, die Schwierigkeiten seiner analytischen Methode, wie wenige klar begriff, trug den Adel wahrer Bildung in ihrer tiefen Bescheidenheit. Keine Spur von Überspanntheit, auch kein Gelehrtendünkel, die schlimmste Frucht der Selbsttäuschung, haftet diesem erkenntnissuchenden Leben an. Diese

1) „La Grèce“, auch „La Signora antica“, Sophie an Karl Ludwig 2. Juni 1666. Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz (Publikationen aus den k. preussischen Staatsarchiven 26) S. 104.

2) Sorberiana, ou Bons mots etc. Paris 1694 S. 85—86. Gubrauer I S. 60.

3) Schotel, De Winterkoning S. 137.

Bescheidenheit blieb unberührt selbst von der grössten Huldigung, als Descartes ihr, der Fünfundzwanzigjährigen, seine im Jahre 1644 erschienenen Prinzipien der Philosophie gewidmet hat. Als Zeuge ihrer hohen und seltenen Eigenschaften will er der Nachwelt einen Dienst erweisen, wenn er dieses Vorbild ihr zeigt, in dem sich ein fester Wille mit Klarheit des Verstandes und ernster Arbeit der Bildung vereinigt. „Ich habe niemand gefunden, schreibt Descartes¹⁾ unter anderem in dieser Widmung, der meine Schriften so umfassend und so gut verstanden; selbst unter den besten und gelehrtesten Köpfen gibt es viele, die sie sehr dunkel finden; ich habe fast durchgängig bemerken müssen, dass die einen die mathematischen Wahrheiten leicht fassen, aber den metaphysischen verschlossen sind, während es sich bei anderen gerade umgekehrt verhält. Der einzige Geist, so weit meine Erfahrung reicht, dem beides gleich leicht wird, ist der Ihrige. Darum muss ich diesen Geist unvergleichlich hoch schätzen. Aber was meine Bewunderung steigert: Es ist nicht ein bejahrter Mann, der viele Jahre auf seine Belehrung verwendet hat, bei dem sich eine solche umfassende wissenschaftliche Bildung findet, sondern eine noch jugendliche Fürstin, die in ihrer Anmut eher den Grazien, wie die Poeten sie beschreiben, als den Musen oder der weisen Minerva gleicht.“ Wie bescheiden in ihrer Selbsterkenntnis dankt die Prinzessin: „Freilich, schreibt sie, werden die Pedanten wohl meinen, dass sie gezwungen sind, für mich eine neue Moral aufzustellen, damit ich mich des Lobes wert machen könne. Aber ich nehme dasselbe nur als eine Regel meines Lebens, indem ich wohl weiss, dass ich auf der untersten Stufe stehe und Sie nur mein Bestreben, mich zu unterrichten und das von mir erkannte Gute zu erlangen, billigen.“

Bei alledem aber war Elisabeth keine blinde Anhängerin der Philosophen. Sie bewahrt sich die Freiheit ihres Denkens, äussert ihre Zweifel mit einem Scharfsinn, der die Bewunderung Descartes erregt. Sie ist nicht allein eine lernende, sondern auch eine durch Widerspruch anregende Schülerin. Descartes selbst gefördert zu haben, ist nicht ihr alleiniger Verdienst, denn einige Arbeiten des Descartes wären ohne den Einfluss der Prinzessin überhaupt nicht entstanden. Seine Schrift über den Menschen hat er umgearbeitet, nur um sie der Schülerin vorzulegen. Die im Jahre 1646 erschienene Abhandlung über die Leidenschaften der Seele ist für die Prinzessin geschrieben, für sie ein Führer auf dem

1) Wörtlich nach K. Fischers Übersetzung. Descartes S. 196 ff.

Wege zur Glückseligkeit. Die Schriften von Descartes aber würden, von ihren Beziehungen zu Elisabeth durch jene ehrenvolle Widmung abgesehen, zur Erkenntnis des innern Lebens der Pfalzgräfin nur wenig beitragen, wenn uns nicht das geistige Band zwischen Lehrer und Schülerin in den Briefen¹⁾ erhalten wäre. Bis vor wenig Jahren musste man sich darauf beschränken, nur aus den Briefen des Descartes, die nur Antworten sind auf die an ihn gerichteten Fragen, sein Verhältnis zu Elisabeth kennen zu lernen. Seit aber durch den französischen Akademiker Foucher de Careil²⁾ auch eine Reihe von Briefen der Pfalzgräfin bekannt geworden sind, gewinnt dieses Bild an Tiefe der Farben. Freilich diese Briefe sind nicht leicht verständlich. Die geistige Arbeit der Prinzessin ringt mit der Sprache und der Form, sie kann die metaphysischen Fragen nicht so leichtplaudernd abmachen, wie ihre in geistvollem Spötteln gewandte Schwester Sophie. Aber ein reger ruhelooser Geist spricht aus ihnen, lebendig in immer neuen Zweifeln, neuen Fragen und Widersprüchen. Sie sind Zeugnisse eines grübelnden Geistes, der sich mit den höchsten Problemen menschlicher Erkenntnis beschäftigt, Bekenntnisse eines tiefen Seelenlebens, das vom Schicksal gequält sich abmüht, nach den Stürmen des Lebens die Wege zu finden, die zur Ruhe des Gemüts führen. Nicht allein Metaphysisches, auch die grossen Fragen der Ethik werden dem Philosophen vorgelegt. Und so verdanken wir es der Prinzessin Elisabeth, dass durch sie veranlasst und gedrängt Descartes sich über Fragen ausspricht, die sonst in seinen grossen Systemen keinen Platz gefunden haben.³⁾ Dem Weltmanne, der nach freiwilligen Wanderungen nun den sichern, von Stürmen freien Hafen gefunden hat, der in abgeklärter Ruhe des Denkens allen Unebenheiten des Lebens vorsichtig aus dem Wege geht, steht die Tochter eines fürstlichen Hauses gegenüber, das vom Schicksal verfolgt, nur die harten Seiten des Lebens kennen gelernt hat. Diese Schicksalsschläge lasten auf ihrem Gemüt.

Was hat sie nicht alles erleben müssen! „Ich muss Ihnen bekennen, schreibt sie an Descartes, dass ich mich unglücklich fühle, so lange ich mein Haus nicht wieder eingesetzt sehe in seine Rechte und meine Familie noch im Elend weiss.“ Diese Hoffnung sah sie nach

1) Oeuvres de Descartes par Victor Cousin. Tome VII—X.

2) Foucher de Careil, Descartes, la princesse Élisabeth et la reine Christine. Paris 1879. — Schon 1862 erschien vom gleichen Verfasser: Descartes et la princesse Palatine, ou de l'influence du cartésianisme sur les femmes au XVII^e siècle. Paris 1882.

3) M. Heinze, Die Sittenlehre des Descartes. Leipzig 1872.

dem Tode des Schwedenkönigs vernichtet, sie sah den Vater als Flüchtling dem Schicksal erliegen. Der hoffnungsvollste ihrer Brüder, ein Wunderkind in allen seinen Anlagen, war im Zuidersee ertrunken. Moritz, der nach dem Zusammenbruch des stuartischen Königtums seinem heldenmütigen Bruder auf die See gefolgt, verschwindet in den westindischen Gewässern! Der Uebertritt ihres Bruders Eduard zur römischen Kirche, der mit der Hand der ehrgeizigen klugen Anna Gonzaga auch seinen Glauben ohne die Wandlung innerer Überzeugung vertauscht hat (1648), geht der Schwester tief zu Herzen. Seine Seele ist nach dem Glauben der Calvinistin für immer verloren!') Es ist ein Zeichen vertrauensvoller Freundschaft, dass sie in dieser so subtilen, ihre Stimmung beherrschenden Frage, den seinem Glauben treu gebliebenen Sohn der römischen Kirche zum Berater nimmt. „Wenn ich nicht wüsste, schreibt sie, dass Sie mehr mitleidig als strenggläubig sind, müsste meine Klage eine ungehörliche sein.“ Im Haag selbst findet die Prinzessin keine Heimat, der eigenen stolzen Mutter bleibt sie die ernste Denkerin, unverständlich und fremd. Ein tragisches Ereignis entfremdet beide noch mehr:

Es ist eine heute noch dunkle Geschichte.²⁾ Ein französischer Edelmann, Marquis d'Epinay, von zweifelhaftem Rufe und etwas unklarer Vergangenheit, doch in seinem Auftreten nicht ohne den Reiz einer Persönlichkeit, die Frauenherzen leicht gewinnt, soll in der besonderen Gunst der Königin Elisabeth gestanden haben. Man hat beiden ein zartes Verhältnis nachgesagt. Dieses Verhältnis muss derart gewesen sein, dass die Familie sich genötigt sah, Stellung dazu zu nehmen. Der Marquis ward am Hofe verhasst. Der ihn am meisten hasste war Pfalzgraf Philipp. Nach einem vorhergegangenen Wortwechsel hat er des Nachts auf offener Strasse den Edelmann überfallen und erstochen. Vom Mutterfluche verfolgt, flieht der Prinz vom Hofe, tritt in spanische Dienste und endet in den Kämpfen bei Rethel (1650) sein junges Leben. Auch Elisabeth hat bald nach diesen Ereignissen den Hof verlassen (1646) und bei ihren Verwandten in Berlin Aufnahme gefunden. Es ist möglich, dass dieser Urlaub ein unfreiwilliger war und auf Zwistigkeiten innerhalb der Familie beruht, die von jenem Verhältnis nicht unberührt waren. Zu den vielen Täuschungen aber, die Pfalzgräfin Elisabeth erfahren, kam noch die eine, dass ihr Freund und Berater,

1) „que j'en saurois avoir abandonnée au mépris du monde et à la perte de son ame (selon ma croyance)“. Foucher de Careil S. 20.

2) Ausführlich Guhrauer I S. 85.

der inzwischen zu der geistvollen und gelehrten jugendlichen Königin Christine von Schweden in Beziehung getreten war, dieses Verhältnis nicht zu Gunsten der pfälzischen Familie, und nicht ohne Demütigung der Prinzessin hat ausnützen können (1649).¹⁾ Denn Versuche, durch Übersendung seines mit der Prinzessin geführten Briefwechsels ein persönliches Verhältnis der beiden durch ihre wissenschaftlichen Neigungen verwandten Fürstinnen zu erreichen, konnte zu keiner Zeit so ungeschickt ausgedacht werden, als gerade jetzt, da in der schwedischen Politik der pfälzischen Frage gegenüber eine kühlere Haltung sich geltend machte. Vorsichtig ist der einflussreiche Diplomat am Hofe Christinens — der französische Resident Peter Chanut — allen Andeutungen des Philosophen aus dem Wege gegangen. Mehr aber als die politische Lage musste bei aller geistigen Verwandtschaft der beiden Frauen die Grundverschiedenheit ihres Wesens ein derartiges freundschaftliches Verhältnis vereiteln. Christine²⁾ war Königin in vollem Besitze einer damals in den Geschicken Europas gebietenden Macht, mit in den Händen ihrer Diplomaten ruhte zu Münster und Osnabrück auch das Schicksal des pfälzischen Hauses. Die junge, geistvolle, gelehrte und wissensdurstige, aber überspannte Fürstin versammelt die Gelehrten an ihrem glänzenden Hof, sie lässt sich belehren und auch huldigen, neben ihrem mannhaften Sinn regieren auch ihre Launen. Elisabeth kam zu ihr als Flüchtige, als eine Bittende, als die Tochter eines entthronten Fürstenhauses. Sie hatte keine Gunst zu verteilen, die Huldigungen, die sie von den Gelehrten entgegennahm, konnte sie mit äusseren Ehren nicht erwidern. Die Prinzessin müht sich ab, in ihren Gedanken und mit ihrem Willen die Ruhe der Seele, in der Lösung grosser ethischer Probleme ihre Befriedigung zu finden, sie ist bei allem Rationalismus tief religiös gestimmt, ihr Wissen ist Moral. In der Unruhe der Gegensätze sieht die junge schwedische Königin des Lebens Reiz, der Katholizismus mit seinem den Traditionen ihres eigenen Hauses so fremdartigen Wesen zieht sie, die Tochter Gustav Adolfs, an, und doch hat es niemals eine Konvertitin gegeben, die so wenig der römischen Kirche in allen ihren Forderungen und Erwartungen Freude machen konnte, wie diese aller Askese abgeneigte leichtlebige Fürstin. Der Verkehr mit den Gelehrten ist ihr bei allem ernsten Wissen doch mehr ein geistreiches amüsantes Dilettieren. Auf dem Wege zur Erkenntnis, den Pfalzgräfin Elisabeth, von Descartes geleitet, gesucht hat,

1) Foucher de Careil S. 91 ff.

2) E. Daniels, Christine von Schweden. (Preussische Jahrbücher 96, 335 ff. 97, 50 ff.) — Guhrauer I, 98 ff.

vollziehen sich Seelenkämpfe erschütternder Art. Dabei dürften Neid und Eifersucht, so oft den Gelehrten eigen, auch beim Frauengeschlechte — die Zukunft wird es uns einmal lehren — nicht fremde Erscheinungen sein. Wir wissen aus einer guten Quelle, dass auch in späteren Jahren ein der gelehrten Pfälzerin gespendetes Lob, Christine nicht angenehm berührt hat.

Der Eifersüchtigen steht die Gekränkte gegenüber. Mit vornehmer Kühle hat Königin Christine in den Briefen an Descartes ihre Nebenbuhlerin ignoriert. Ein von Elisabeth an die Königin gewagtes Schreiben wird mit Stillschweigen beantwortet. In dieser Stimmung, mitten im bangen Hoffen auf die Entscheidungen des westfälischen Friedenscongresses, ereilt sie die Nachricht von der Hinrichtung Karl I. (1649), der letzte tragische Abschluss dieser stuartischen Familiengeschichte. Alle diese Ereignisse wirken immer von neuem auf das Gemüt der Prinzessin ein. Körperliche Leiden kommen hinzu, die ihr Seelenleben belasten. Der Dualismus von Seele und Leib, den Descartes ihr gelehrt hat, er muss in diesem Leben den schärfsten Widerspruch erfahren. Die metaphysischen Betrachtungen können hier keinen Platz mehr finden.

Durch ihre Briefe mit Descartes geht tiefe Melancholie, der Grundzug ihres Denkens ist Pessimismus. „Ich habe Mühe, schreibt sie, mich davon zu überzeugen, dass wir mehr Gutes, wie Übles in diesem Leben haben, da mehr dazu gehört, jenes als dieses sich zu verschaffen, da der Mensch mehr Gelegenheit hat Unlust zu empfinden, als Lust, da es eine unendliche Zahl von Irrtümern gibt für eine Wahrheit, so viele Mittel sich zu verirren, als eines, den richtigen Weg zu finden.“

Darum bilden die Fragen über Glück und Unglück im Menschenleben einen Hauptgegenstand des Briefwechsels, wertvoll, weil sie Descartes veranlasst haben, auch über ethische Fragen seine Gedanken mitzuteilen. Vergeblich hat die Prinzessin in ihren Klagen über die Widerwärtigkeiten des Lebens und die von ihnen erzeugte Unruhe des Geistes und Körpers bei dem Philosophen eine befriedigende Antwort gefunden. Das Mittel, das Descartes verrät, die Einbildungskraft von allen unangenehmen Ereignissen abzuwenden und nur den Verstand auf solche Dinge zu richten, die zufrieden machten, haben bei der Prinzessin keinen Einfluss gehabt gegenüber den überwältigenden Eindrücken der vielen schmerzlichen Ereignisse in ihrem eigenen Leben. Auf Empfehlung von Descartes studiert sie Senecas Schrift über „das höchste Gut“, ohne von seinen Sentenzen jemals befriedigt zu sein, sie sind ihr alles andere,

nur kein Weg zur Glückseligkeit, die nach Descartes die vollkommene Ruhe und Zufriedenheit der Seele ist. Wenn es aber Sache des Verstandes ist, diesen Weg zu finden, so wünscht die Prinzessin vergeblich die Mittel kennen zu lernen, die ihren Verstand so kräftigen sollen, um bei allem Handeln nur das Beste zu wählen. Descartes hat ihr entgegen zu kommen versucht, zunächst durch die Lehre von der intellektuellen Liebe zu Gott als dem alleinigen Quell der Wahrheit und der Vollkommenheit. Die Erfüllung des göttlichen Willens sehen wir auch in unsern Missgeschicken und wir gewinnen aus dieser Erkenntnis Befriedigung. Der Prinzessin aber ist das Wissen von der Existenz Gottes wohl ein Trost über natürliche Unglücksfälle, doch nicht über solche, die vom freien Willen der andern abhängen. Das Glück des Lebens, die Ruhe der Seele nicht im Irdischen zu suchen, wie Descartes ihr schreibt, ist für sie nur ein Grund, um so lieber und leichter den Tod zu suchen, der uns frei macht von den Leidenschaften. Zur Erreichung der Glückseligkeit gehört nach Descartes das richtige Wissen von dem was man zu thun hat oder nicht, und der Wille das Erkannte zu thun. Das eine nennt er Weisheit, den Willen Tugend! Doch die Erklärung des Verhältnisses des freien Willens zum Wissen, über das Elisabeth Aufklärung wünscht und einen interessanten Briefwechsel mit Descartes veranlasst, wird von letzterem nicht immer mit Konsequenz und zur Befriedigung der erkenntnistürstigen Prinzessin durchgeführt. Descartes lehrt die Freiheit und Unabhängigkeit des Willens, zu thun, was uns das beste erscheint. Wenn aber der Wille dem richtig Erkannten zu folgen hat, also doch wieder vom Wissen die Richtung erhält, so kann er nicht frei sein, da ja das Wissen nicht in unserer Macht steht, sondern ein Ausfluss der göttlichen Vollkommenheit ist. Diesen Widerspruch, diese Abhängigkeit der Glückseligkeit von unserem Willen aber hat die Prinzessin aufs entschiedenste bestritten: „ich kann mich von dem Zweifel nicht losmachen, schreibt sie, ob man zur Glückseligkeit gelangen kann, ohne alles das, was von unserem Willen nicht abhängt, da es Krankheiten gibt, die uns das Vermögen zu denken und damit die Möglichkeit nehmen, uns einer vernünftigen Zufriedenheit zu erfreuen, andere die uns die Geisteskraft schwächen und hindern, die Grundsätze zu befolgen, die uns die gesunde Vernunft ausgedacht hat, da man sich von den Leidenschaften hinreißen lässt, denen die Reue folgt, nach Descartes eines der grössten Hindernisse der Glückseligkeit.

Descartes hat wohl die Freiheit des Willens aus dem unmittelbaren Gefühl desselben bewiesen, giebt aber nicht zu, dass diese Unabhängigkeit der Abhängigkeit von Gott widerstreite. Elisabeth hat ihre „Stupidität“ gegenüber dieser wichtigen Frage vom Verhältnis der Freiheit zum göttlichen Willen zugeben müssen, aber Gott kann nach ihrer Meinung nicht die unveränderliche Ursache von Allem sein, was nicht von der menschlichen Willkür abhängt und nicht auch zugleich von dem, was der Mensch thut. Wenn Gottes Macht eine absolute ist, so kann er uns nicht den freien Willen gegeben haben. Da wir aber das Bewusstsein der Freiheit haben, so widerstrebt es dem gesunden Menschenverstand, uns abhängig anzunehmen. Die Unabhängigkeit des freien Willens widerstreitet der Vorstellung, die wir von Gott haben, die Abhängigkeit des Menschen aber seiner Freiheit. „Es ist mir unmöglich, schreibt sie, zusammen zu reimen, dass der menschliche Wille zur selben Zeit frei, und doch die göttliche Macht in gleicher Weise unendlich wie begrenzt sein solle.“ Sie hat Descartes in Verlegenheit versetzt. Seine versuchte Konstruktion eines absoluten und relativen Willens war nicht der Weg, den Widerspruch von Freiheit und Notwendigkeit, den Zweifeln seiner Schülerin gegenüber, zu beseitigen.

Auch einen Kardinalpunkt der Philosophie Descartes hat die Prinzessin angegriffen, das Verhältnis von Seele und Leib, Geist und Körper, der beiden Substanzen, der denkenden und der körperlichen. Beide sind von einander verschieden, haben nichts mit einander gemein. Das Wesen der Materie ist die Ausdehnung, das Wesen des Geistes Denken. Diese Attribute, Sein und Wirken, schliessen sich aus, es ist ein Gegensatz von psychischem und physischem Leben. Beide können sich nicht gegenseitig durchdringen, sondern nur an einem Punkte berühren. Es war Aufgabe der späteren Philosophie, diesen schroffen Dualismus zu überwinden. Doch war es schon Prinzessin Elisabeth, die ihre Bedenken einer solchen schroffen Scheidung von Geist und Materie entgegenhielt. Das Verständnis dieser Fragen hat Descartes der sinnlichen Vorstellung seiner Schülerin überlassen und ihr den Rat gegeben, sich nicht allzusehr mit metaphysischen Problemen abzuquälen. Aber der Prinzessin ist es zu danken, dass Descartes noch einmal diese Frage berührte, als er auf Wunsch der Elisabeth sein Buch über die Leidenschaften der Seele schrieb (1647) und hier den schroffen Dualismus mit der Erklärung abschwächte, dass die Leidenschaften, die Affekte aus der Einwirkung des Körpers hervorgehen, dass es Zustände giebt, in denen unter dem Einfluss des Körpers die Seele leidet, dass die

Leidenschaften Gemütsbewegungen sind, aus zwei Naturen gemischt, der körperlichen und der geistigen. Diese Schrift, sagt Descartes, sei nicht für viele geschrieben, „um so mehr, als ich sie nur verfasst habe, um von einer Prinzessin gelesen zu werden, deren Geist dergestalt über das Gewöhnliche erhaben ist, dass sie ohne einige Mühe das versteht, was unsern Doktoren das schwerste zu sein scheint“.

Nur kleine Bruchstücke aus dem Briefwechsel der Pfalzgräfin mit dem Philosophen sind hier mitgeteilt. Sie genügen zum Beweise, wie selbständig sich ihr geistiges Leben in diesem anregenden Verkehre bewegte. Descartes ist bekanntlich (Ende Dezember 1649) einem Rufe der schwedischen Königin nach Stockholm gefolgt und bald darnach am 11. Februar 1650 gestorben.

Um diese Zeit ist Prinzessin Elisabeth nach einem längern Aufenthalte in Berlin und Crossen, der indessen auch im Besuche des Haag eine Abwechslung gefunden hat, ihrem Bruder Karl Ludwig nach Heidelberg gefolgt. Der westfälische Friede hatte ihm seine Lande zurückgegeben. Eine neue, auf allen Gebieten des staatlichen und kulturellen Lebens segensreiche Zeit begann unter diesem Wiederhersteller der Pfalz. Auch die Universität Heidelberg erhebt sich noch einmal zu nie dagewesenem Glanze. In diesem Kreise findet die gelehrte Pfalzgräfin reiche geistige Anregung, hier findet sie einen Anhänger Descartes'scher Philosophie, den grossen Philologen Johann Freinsheim, der von der hohen Schule zu Upsala und dem Hofe der schwedischen Königin, aus einer glänzenden gefeierten Stellung zu uns gekommen war. Gerne erinnert er sich späterhin noch des vertraulichen Verkehrs mit dem pfälzischen Hofe, des guten Bacharacher, den ihm der Kurfürst frisch aus dem Keller gespendet und vor allem der geistvollen Unterhaltung mit der Prinzessin.¹⁾ Seine gesammelten Reden, einst vor den Gelehrten von Upsala und der Königin in elegantem Latein gehalten, hat er der Pfälzerin gewidmet. Dass in den Heidelberger Kreisen auch die Lehren Descartes die Geister bewegten, lassen dürftige Mitteilungen uns erkennen.²⁾ Wie gerne wüssten wir mehr!

Auch ihre gelehrten sprachlichen Studien nimmt die Prinzessin wieder auf. Sie schliesst eine warme und dauernde Freundschaft mit einem Mann, dessen Ruhm als Exeget, Orientalist und Archäologe da-

1) *Johannis Freioshemii Orationes cum quibusdam declamationibus.* Francofurti 1662. 8°.

2) G. E. Guhrauer, *Joachim Jungius und sein Zeitalter.* Stuttgart und Tübingen 1850 S. 317 und Beil. 92.

mals weithin leuchtete, mit Johann Heinrich Hottinger¹⁾ aus Zürich. Neben Freinsheim glänzt auch sein Name unter den Ehrentafeln dieses festlichen Raumes. Nur vorübergehend hat ihn seine Vaterstadt, die, alter Beziehungen zur Pfalz gedenkend, bei der Taufe des Kurprinzen Karl Gevatter gestanden,²⁾ nach Heidelberg ziehen lassen. „Damit die Academie etlicher massen wieder in vorigen stand gebracht werden möge“ hat ihn Karl Ludwig nur für ein paar Jahre erbeten.³⁾ Von 1655—1661 wirkte er hier zu Ruhm und Ehren der hohen Schule. In tiefer Ehrfurcht vor der Wissenschaft, in Verehrung für diesen grossen Gelehrten hat die Prinzessin seine Werke gesammelt. Sie ist begierig, alle die Sprachen kennen zu lernen, die in Hottingers „Orientalischer Bibliothek“ vertreten sind. Seine Abhandlung über die hebräischen Grabdenkmäler, seine orientalische Numismatik liest sie mit regem Interesse, über jedes neue Werk aus seiner Feder ist sie hochofrenut.⁴⁾ „Diese angenehme Jahrszeit,“ schreibt sie dem Gelehrten späterhin von Heidelberg entfernt,⁵⁾ „bringet unserm Theil der Welt nicht mehr liebliche Blumen und wohlschmeckende Früchten, als Euere fruchtbare Feder uns jährlich nützliche und ergötzliche Raritäten zukommen lasset.“ Als Zeichen seiner Verehrung für die gelehrte Freundin hat ihr Hottinger den fünften Band seiner Kirchengeschichte gewidmet. Des Zürcher Gelehrten Töchterlein Elisabeth aber sollte sich der hohen Pathenschaft der philosophischen Prinzessin erfreuen.

Wahrscheinlich durch Hottinger war sie auch mit dem Zürcher Landvogt Rahn bekannt geworden, der in seiner Vorrede zur „Deutschen Algebra“ der Prinzessin ehrenvoll gedenkt. Wie bescheiden fasst sie auch diese Huldigung wieder auf. „Er gedenket meiner darinnen mit einem Titel, schreibt sie, den ich nicht verdiene, insonderheit in dieser subtilen Kunst, die den ganzen Menschen erfordert. Was ich dem Landvogt davon gesagt, kam nicht aus eignem Witz, sondern von meinem berühmten Lehrmeister, dem sel. Mons. Des Cartes her. Ich sollte billig jetzt hierfür danken, weil ich aber nur Ungelegenheit mit meim Handschreiben machen würde, so bitte ich, Ihr wollet solches in meinem Namen verrichten, mich auch ferner in Euer beider Gunst

1) H. Steiner, Der Zürcher Professor Johann Heinrich Hottinger in Heidelberg 1655—1661. Zürich 1886.

2) Steiner, Anh. Nr. 4.

3) Steiner, Anh. Nr. 5.

4) Steiner, Anh. 27.

5) Crossen 6./10. Juli (1661), Anh. 27, 5.

erhalten, deren ich das Gute zuschreiben muss, das ihr von mir denket und saget.“¹⁾)

Aber auch in Heidelberg im Kreise der Gelehrten war für sie des Bleibens nicht lange, weil sie auf dem Schlosse, das sie nach schicksalsschweren Jahren wieder betrat, keine Heimat fand. Wie Karl Ludwig, in Sparsamkeit zäh und hart geworden, seinem aus ruhmgekrönten Kämpfen zurückgekehrten Bruder Ruprecht einen Anteil am wiedergewonnenen Pfälzischen Stammgute verweigerte, so waren die ehelichen Verhältnisse des Kurfürsten nicht dazu angethan, die vielgewanderte Schwester hier die vielgesuchte Seelenruhe finden zu lassen. Ihr Bleiben ward erschwert, sobald sie sich in der Ehescheidungsfrage des Vaters auf die Seite der Mutter stellte.²⁾ Kurfürstin Charlotte, des harten Daseins an der Seite ihres Gatten müde, nimmt im Jahre 1662 ihre Zuflucht zum Landgrafen Wilhelm VI., ihrem Bruder, nach Kassel. Auch Elisabeth folgte ihr, um niemals mehr nach Heidelberg zurückzukehren. Hier konnte sie ruhige Tage verleben, an diesem kleinen Hofe, wo nach des Landgrafen Tode seine Witwe, die geistvolle hochgebildete Hedwig Sophiè, die Vormundschaft über ihre Söhne und die Regentschaft über das Land mit männlicher Festigkeit führte, und Künste und Wissenschaften eine Pflege fanden.

Doch ihr Leben sollte hier nicht abschliessen. Wir haben ihrer Beziehungen zum brandenburgischen Hofe, ihres zeitweiligen Aufenthalts in Crossen und Berlin gedacht. Auch mit Friedrich Wilhelm, dem grossen Kurfürsten, verband sie alte Freundschaft. Noch befand sich die märkische Residenz in ärmlichen Verhältnissen, auf diesem auch von der Natur so wenig bevorzugten Boden, wo es damals noch keine Bücher und keine Gelehrten gab, nur abergläubige Theologen disputierten, war Elisabeth wegen ihrer Gelehrsamkeit und geistvollen Unterhaltung gefeiert und bewundert. Descartes hat es ihr gedankt, dass durch ihre Vermittlung auch diese Kreise mit seinen Schriften bekannt geworden sind. Erst Friedrich Wilhelm, der Schöpfer des künftigen Grossstaates, begann seiner öden Residenz und seinen Landen auch geistiges Leben zuzuführen. Die von ihm neugegründete Universität Duisburg sollte ein Sitz Descartes'scher Lehre werden. Und doch war dauerhafte Freundschaft und Wärme des Familienlebens das Beste, was die ruhelose Prinzessin hier finden konnte. Nach jahrelangen Wanderungen ihres

1) Steiner, Anh. 27 u. 3.

2) So wenigstens Baillet II, 235.

schicksalsvollen Lebens verdankt sie dem brandenburgischen Kurfürsten eine dauernde Zufluchtsstätte, an der sie in Ruhe ihrer inneren Welt leben konnte.

Noch einmal hat sie ihren berühmten Namen der Welt bekannt gemacht, doch in anderen Formen eines tiefinnerlichen Lebens.

Am 1. Mai 1661 war die Prinzessin, durch den mächtigen Einfluss ihres brandenburgischen Veters gefördert, zur Koadjutorin des freiweltlichen Reichsstifts Herford gewählt worden.

Diese uralte, unter Ludwig dem Frommen zwischen Paderborn und Münster nahe beim Zusammenflusse der Aa und Werre gegründete Abtei lag als kleines reichsunmittelbares Gebiet der Altstadt Herford gegenüber, nur durch eine Brücke mit ihr verbunden.

Hier in dieser „Freiheit“, wie der kleine Bezirk hiess, residierten nun die Äbtissinnen über den kleinen Kreis von Unterthanen, begabt auch mit der Civilgerichtsbarkeit in der Stadt, die einst freie Reichsstadt, im Jahre 1652 diese Stellung verlor und unter die Oberhoheit des brandenburgischen Kurfürsten gekommen war. Auch dieser kleine geistliche Staat der Abtei war gleich der Stadt Herford im Jahre 1523 zur Reformation übergetreten. Die Abtei aber blieb reichsunmittelbar unter dem Schutze der brandenburgischen Kurfürsten als ein evangelisches adeliges Frauenstift, dessen Äbtissinnen ebenfalls dem lutherischen oder reformierten Bekenntnisse angehörten.

So bekam Elisabeth als Koadjutorin Anspruch auf Nachfolge in eine schon im Mittelalter von Angehörigen des hohen Adels sehr begehrte, auch an Einkünften reiche Stellung einer Fürstin und Prälatin des heiligen römischen Reiches, mit ihrem Lehenhof und ihrem Hofstaate, der auch dem kleinsten politischen Gemeinwesen damals nicht fehlen durfte. Am 28. März 1667 ist sie dann nach dem Tode ihrer Vorgängerin, der pfalz-zweibrückischen Prinzessin Elisabeth Luise als Äbtissin von Herford inthronisiert worden.

Man sollte nun denken, dieses adelige Frauenstift wäre eine Hochburg des Cartesianismus, eine philosophische Akademie geworden, in der eine gelehrte Äbtissin mit gleichgesinnten Schwestern fern vom Geräusche der Welt in stillem Klosterleben metaphysische Probleme verfolgte. Elisabeth aber nahm von ihrem Vetter, dem grossen Kurfürsten, diesen reichsfürstlichen Platz, um den inneren Frieden der Seele, das höchste Gut zu suchen und die Idee Gottes in uns, die Descartes gelehrt, nicht in der metaphysischen Gedankenwelt zu verfolgen, sondern in das tiefe Innere, in das geheimnisvolle Empfinden religiösen

Lebens einzuführen. Die alte Abtei Herford ward, was sie einstens in der alten Kirche war, nun auch in der neuen, doch in anderer Form und anderem Geiste: der Sammelplatz der Frommen, der Bekehrten, der im Geiste Gottes Wiedergeborenen, der Auserwählten Gottes. Eine Wandlung merkwürdiger Art im Leben der Pfalzgräfin! Descartes hatte seiner Schülerin den Rat gegeben, sich um metaphysische Dinge nicht viel zu kümmern, vielleicht um ihren Fragen anzuweichen, mit denen sie ihn so hart bedrängte.

Sie hat es gethan, nicht allein, weil sie in dem metaphysischen Denken keine Befriedigung fand, sondern weil ihr philosophisches Denken ein ethisches war. Aber dieses ethische Denken der Äbtissin stand immer im Widerspruche mit den ihrem Lehrer abgerungenen Äusserungen moralischen Inhalts; an dem Verhältnis des freien Willens zu Gott als dem Urquell aller Erkenntnis hat ihr Denken halt machen müssen. Je mehr sie sich abmüht, nach dem höchsten Gute, nach der Glückseligkeit, nach der Ruhe ihrer Seele zu gelangen, um so mehr erweitert sich der Gegensatz zwischen dem von Descartes gelehrteten freien Willen und dem allgemeinen Kausalgesetz, das uns abhängig macht von Gott. Sie hat zwar durch ihre Einwände den Philosophen so weit gebracht, dass er in seinen „Passions de l'âme“ diese Lehre von der Freiheit des Willens gemildert, indem er zugegeben, dass der Mensch die Erreichung des höchsten Gutes nicht immer in seiner Gewalt hat, dass er sich dem Willen der allmächtigen Ursache ergeben müsse, eben in der intellektuellen Liebe zu Gott. Diese rein erkenntnistheoretische Lehre befriedigte sie nicht, darum suchte sie einen andern Weg, der im neuerwachten religiösen Leben der Zeit gegeben war.

Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung für die Prinzessin gewesen, dass sie schon von Heidelberg aus (1660) mit den Werken des Theologen Johannes Coccejus bekannt geworden ist,¹⁾ dessen religiöse, von der Liebe zu Gott ausgehende Ideen von dem Gnadenbunde Gottes mit den Menschen, trotz aller mystischen Anklänge doch in ihrer tiefinnerlichen Durchbildung vielfach auch mit Descartes sich berühren. Aber nicht der Intellekt, sondern der Glaube zeigt uns den Weg zur Einigung mit Gott, der Glaube, dessen Wurzel die Liebe ist. Über die geistige Beziehung der Schülerin des Descartes zu dem gelehrten Föderaltheologen zu Leiden sind wir im einzelnen nicht unterrichtet. Coccejus hat ihr seinen lateinischen Kommentar zum Hohen Lied gewidmet.

1) Das Nähere bei Guhraner I, S. 128 ff.

„Nichts gibt es in der ganzen Welt, schreibt er in seiner Widmung, was uns nicht von der Eigenliebe wieder zurückführt zu Gott, der wie die Ursache alles Schönen und Lieblichen, der einzige Mittelpunkt der Liebe ist.“ In ihr soll der Dualismus zwischen Seele und Leib überwunden werden zum wahren Leben.¹⁾ An die Stelle der intellektuellen Liebe, wie Descartes sie gelehrt, tritt die religiöse Liebe, die aus dem Herzen kommt, durch welche die Seele zu einer Vereinigung mit Gott zu kommen sucht, ganz unabhängig von den realen Forderungen der Kirche, die nach Coccejus nur geistige Attribute kennt. Doch steht Coccejus nur am Anfange einer kirchlich reformatorischen Bewegung, in deren Mittelpunkt auch die Pfalzgräfin immer mehr die ethischen Probleme praktisch in sich zu lösen glaubt.

Durch innerliches Erleben Gottes, durch die Betrachtung, die Kontemplation soll diese Vereinigung des Menschen mit Gott zur Wahrheit werden. Je mehr diese Liebe das menschliche Herz vereinigt, die Selbstsucht abtötet, desto reifer wird der Mensch zur Aufnahme des göttlichen Geistes, desto kräftiger zur Ertragung aller Leiden, in der willenslosen Ergebung in den Willen Gottes. Das ist die kontemplative Mystik, die nur das Gebet ohne Worte, das Sichversenken in die Unendlichkeit Gottes kennt. Diese Mystik, die in der katholischen Kirche ihren fruchtbarsten Boden gefunden und uns die tief sinnigen Lehrer wie Meister Eckhart, Suso und Tauler gegeben hat, erfasst auch die reformierte Kirche, je mehr sich ihre Vertreter im Sinne des Coccejus von dem starr gewordenen religiösen Leben, von der geistlosen Erklärung der h. Schrift losmachen, um die Kirche Gottes im innern Leben aufzurichten durch die Erweckung eines frommen Lebens. Diese Liebe zu Gott, die Descartes den vollkommensten Affekt nennt, wird auch in der Mystik zur Leidenschaft, doch zur Leidenschaft, die entgegengesetzt der Lehre des Descartes niemals Reue erzeugt, sondern Seligkeit, freilich auch mit dem Verluste des freien Willens, die Herrschaft über die Vernunft erringen kann. Eine Leidenschaft, die nicht die Macht der Sinne zu überwinden sucht, sondern den unerforschlichen Gott sinnlich zu erkennen, mit den Augen zu sehen, mit den Ohren zu hören, ja selbst zu schmecken sucht. Die Liebe zu sich selbst schliesst die Welt in sich, sie ist die Wurzel alles Uebels. Darum muss man auf den eigenen Willen und selbst auf die Vernunft verzichten.

1) „Haec est vera vita, id amabilis intueri. Ejus radii in hac palaestra carnis et spiritus inter se belligerantium veram vitam initiant.“ Widmung an Elisabeth, Coccejus, Opera IV, 551.

So lehrte der Mann, der jetzt an der Pforte der Abtei zu Herford um Einlass und Schutz bat — Jean de Labadie, der neue Prophet der reformierten Kirche, eine Erscheinung, in so vielem dem h. Franziskus ähnlich, doch im Gewande Calvins.

Labadie¹⁾ ist Franzose, in der Guyenne i. J. 1610 geboren. Er hat seine erste Erziehung bei den Jesuiten gehabt, ist auch bei ihnen Novize geworden. Aber die politische Tendenz des Ordens stösst ihn ab. Er wird Weltgeistlicher. Schon früh geht ein mystischer Zug durch sein Inneres. Während seiner Priesterweihe fühlt er, dass Christus, nicht der Bischof ihm die Hände aufs Haupt legt. Wie eine grosse Mission lag es in diesem Gefühl. Es geht ihm wie so vielen der alten und neuen Kirche, die vom Geist Gottes getrieben, ihn vergeblich suchen in der äusseren Erscheinung des kirchlichen Lebens. Seine Gedanken sind erfüllt von einer Reform seiner Kirche, von einer Wiederherstellung des Christentums in ihrem alten ursprünglichen Dasein, nach dem Muster der ersten Gemeinden zu Jerusalem.

Durch seine Thätigkeit als Prediger von gewaltigem Einfluss gewinnt er Anhänger und gründet eine Bruderschaft von allen denen, die zum neuen Leben erweckt sind. Diese Erweckung geschieht durch Gebet, Betrachtung und Predigt. Mit seiner Lehre von der h. Schrift als Regel des Glaubens nähert er sich der neuen Kirche, aber sein Reformwerk ist ganz mittelalterlich, franziskanisch. Durch seine Gottesliebe geht ein Zug vom Geiste der alten Mystiker: Nach dem Vorbilde Christi stirbt man in sich selbst, um Gott zu lieben. Diese Liebe kann aber der Mensch gar nicht üben, ohne dass Gott durch Christum sie ihm bewiesen hat in der innern Erweckung. Diese inwendige Stimme ist das Zeugnis Gottes in uns, der zum Herzen spricht. Labadie ist später so weit gegangen, diese innere Stimme als Prinzip des Glaubens über die Schrift zu stellen. Denn die Religion ist lange Zeit auch ohne die h. Schrift gewesen. Die Offenbarung Gottes ist eine fortwährende, dafür ist der Mensch sich selbst Zeugnis. Also eine subjektive Freiheit des Denkens, die ganz dem Beweise Gottes bei Descartes entspricht.

Die Versuche Labadies, auf dem Boden der römischen Kirche seine Reform zu begründen, sind gescheitert, sie haben ihm Hass und Ver-

1) M. Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evang. Kirche II, 181 ff. — H. Heppe, Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reformierten Kirche, namentlich der Niederlande S. 240 ff. — A. Ritschl, Geschichte des Pietismus I, 194 ff.

folgung gebracht. Nachdem er die Lehre Calvins kennen gelernt, hofft er unter den Reformierten sein auserwähltes Volk zu finden. Er entschliesst sich zum Konfessionswechsel, wird erst Prediger im Dienste der Genfer Kirche, dann 1666 nach Middelburg in Holland berufen. Aber trotz des ungeheuern Erfolges seiner Predigten — der junge Spener hat ihn in Genf voll Bewunderung gehört — kann er sein Lebensideal nur in einer Trennung von der kirchlichen Gemeinschaft finden. So sammelt sich um ihn eine neue Gemeinde der geistlich Wiedergeborenen unter Loslösung von jeder kirchlichen Verfassung, in Verleugnung der Welt mit ihren Gütern und Freuden um Jesu Christi willen. Nicht die Kirche, sondern die Gemeinde ist der Mittelpunkt, um den sich diese Auserwählten sammeln. Der Familienvater, nicht der Priester leitet diese Gemeinde. In ihr wirkt nun Labadie durch die unmittelbare Gewalt seines Wortes, durch den Effekt seiner äussern rhetorischen Mittel, die Prophetie seiner mystischen Betrachtungsweise, die uns die baldige Wiederkehr des Reiches Christi auf Erden verkündigt, wirkte er besonders auf die Gemüther der Frauen. Unter ihnen finden wir auch Anna Maria van Schurmann wieder. Statt der einst jugendlich schönen und gelehrten holländischen Minerva, die, obwohl Calvinistin strengster Sorte, sogar von den Jesuiten in lateinischen Versen einst gefeiert ward, folgt eine an Jahren und in Askese gealterte religiöse Schwärmerin der Schar der Labadisten. Die Glut ihrer Augen, der letzte Glanz ihrer einstigen Schönheit, verrät die Vorgänge in der Tiefe ihrer Seele. Sie hat alle Wissenschaft und alle Gelehrsamkeit, allen Ruhm und alle Ehren verachten lernen im Lichte der inneren Offenbarung. Sie hat sich mit Maria verglichen, welche das bessere Teil erwählte. „Eukleria“ betitelte sie das merkwürdige Buch, in dem sie alle ihre Erlebnisse und inneren Wandlungen uns geschildert hat.¹⁾ Durch sie ist die Berufung Labadies nach Middelburg veranlasst worden, sie ist ihm dann nach Amsterdam gefolgt, auch hier war den Bekehrten und Wiedergeborenen als staats- und kirchenfeindlichen Separatisten ein ruhiges Bleiben nicht vergönnt. Elisabeth hört von der Not der neuen Gemeinde, läd sie zu sich ein und versichert sie voller Freiheit ihrer Religionsübung in dem kleinen Bezirke der Herforder Abtei. Ihre Einladung ist zunächst an die Schurmann erfolgt, die sich, wie sie erzählt, von den Banden der Welt und den irdischen Dingen befreit, um die

1) *Εὐκλῆρια* seu *Melioris Partis Electio* 1673. — Aus dem Lateinischen übersetzt. Dessau und Leipzig 1783.

wahre christliche Religion mit grösster Freiheit und Reinheit in Gesellschaft der Frommen zu üben und den letzten Abschnitt ihres Lebens zu beschliessen. In duldsamen Geiste hat der brandenburgische Kurfürst den Wünschen der Äbtissin seine Genehmigung nicht versagt. So kam denn eine Gesellschaft von etwa fünfzig Personen nach Herford, um nach dem Berichte der Prinzessin eine klösterliche Ansiedlung zu gründen. Ein buntes Gemisch von Vertretern aller Stände, die nun in einem der Abtei nahegelegenen Hause eine gemeinsame geistliche Haushaltung führten. Unter ihnen war die Frauenwelt vorherrschend, die meisten aus dem hohen Adel und von hoher Bildung. Unter dem Schutze der einstigen Schülerin des Descartes richtet sich nun die neue Gesellschaft nach dem Vorbilde der ersten Christengemeinden ein, in den freien Formen der Gesellschaft, ohne den Zwang kirchlicher Verfassung, ohne liturgische Formeln bei Gottesdienst und Taufe. Denn diese wird nur den Kindern der Wiedergeborenen zu Teil, sie kann aufgeschoben werden, bis die Zeichen der Wiedergeburt erkenntlich sind. Eine von mystischer Schwärmerei bis zur Extase erfüllte geistliche Unterhaltung ist Gottesdienst. Im neuen Jerusalem zu Herford wird jetzt gemeinsam die Feier des h. Abendmahls begangen. Mystische Tänze und Gesänge bezeichnen den Höhepunkt religiöser Schwärmerei. Gleich dem Tanze Davids vor der Bundeslade ist Kuss und Tanz das Zeichen der allgemeinen Wiedererweckung. In einer solchen von der Welt abgekehrten Gesellschaft sind, nach dem Muster der ersten Gemeinden, auch die Gläubigen nur die Haushalter über ihr Vermögen, Christus ist der Herr alles Besitzes, ein jedes Mitglied als Glied am Leibe Christi verpflichtet seinen Besitz dem Ganzen zur Verfügung zu stellen, eine Art Gütergemeinschaft, die Anna Maria van Schurmann als die wahre Geburtsstunde der Labadistengemeinde angesehen hat. Bedenklicher war schon die Nichtachtung aller bisherigen gesellschaftlichen Formen, in der Kasuistik, mit der die Labadisten die Ehe betrachteten, deren öffentliche Schliessung ihnen zu weltlich dünkte, deren Unauflöslichkeit sie nach den Worten Christi nur hypothetisch fassten, eine Ehe, die sie überhaupt nur zwischen Wiedererweckten als gültig anerkannten und darum nur von dem Einverständnis der Verlobten und der Kenntnisnahme der Gemeindevorsteher abhängig machten.

Dass eine verständige Frau wie Äbtissin Elisabeth mit allen diesen Auswüchsen exzentrischer Lehren, die gar viele der Gemeinde entfremdeten, nicht einverstanden war und zu Zeiten ihre Rechte und Pflichten als Schutzherrin geltend machen musste, konnte man voraussehen. Was

sie aber zur Labadistengemeinde hinzog, war der heilige Ernst des tiefen inneren Lebens, was sich hier, trotz mancher Verirrungen, unter dem Einflusse einer die Gemüther überwältigenden Predigtweise Labadies und seiner mit dem Geschicke eines Ordensbruders geleiteten geistlichen Exerzitionen in der Familie zu Herford verbreitete. „Die Prinzessin, welche diesen Betrachtungen fast immer beiwohnte, schreibt die Schurmann,¹⁾ ward dadurch zu grosser Bewunderung und Liebe dieser Wahrheiten und Lehrart hingerissen und lernte nun auch das wahre Christentum von seinem falschen Nachbilde unterscheiden. Mehr als einmal pries sie sich selig, dass Gott sie gleichsam zur Bewirterin und Beschützerin seiner wahren, aus ächten Gläubigen gesammelten Kirche, vor andern ausersehen hatte. Besonders aber, nachdem Labadie in einer Krankheit ihr näher ans Herz geredet hatte, versicherte sie mich voller Freuden mit den Worten des Samariters, sie glaube nun fort nicht mehr um meiner und anderer Rede willen, sondern weil sie selbst gehört und erkannt habe, dass diese Männer wahre und von Gott gelehrte Diener Christi seien.“ Wir zweifeln nicht an dem, was die religiöse Schwärmerin über Pfalzgräfin Elisabeth uns berichtet, obwohl letztere das Bekenntnis ihres inneren Verhältnisses zu Labadie niemals ausführlich niedergelegt hat. Die Idee Gottes aber in uns, die Descartes aus dem abstrakten Denken beweist, hat sich bei ihr längst verflüchtigt in der inneren mystischen Offenbarung, in dem Lichte der Wiedergeburt, das so stark leuchtet, um auch das eigene „Ich“ willenlos in sich vergehen zu lassen. „Es bleibt mir, schreibt sie kurz vor ihrem Ende an ihren Bruder Karl Ludwig, in dieser Stunde nichts übrig, als mich darauf vorzubereiten, um meine durch das Blut meines Erlösers gereinigte Seele Gott zu empfehlen. Ich weiss, dass sie befleckt ist von vielen Sünden, von der einen vor allem, dass ich das Geschöpf höher gestellt habe, als den Schöpfer und zu sehr für meinen eigenen Ruhm gelebt habe. Das ist eine Art von Götzendienst. Weil ich weiss, dass der Leib duldet für die Sünden, die er mir zu begehen befohlen hat, darum ertrage ich fast alle Tage meine Schmerzen mit Freude.“ Es ist das Kreuz, welches zu tragen sie sich auferlegt hat, ihrer selbst entsagend, um sich ganz dem Willen Gottes zu ergeben.²⁾

Das neue Jerusalem zu Herford machte sich weithin einen Namen. Von heiligem Ernst getrieben, kamen viele zu den Andachten und Pre-

1) Eukleria. Deutsch S. 251 ff.

2) An Karl Ludwig 31. Okt. 1679. „En renonçant à moi-même, pour me soumettre entièrement à sa volonté“ Foucher de Careil Anh. 18.

digten Labadies, viele auch aus Neugierde, um von den Sünden dieser Welt belastet, das Verdammungsurteil des neuen Propheten in Gleichmut über sich ergehen zu lassen. Zu den Neugierigen kamen aber auch die freigeistigen Spötter und sie sassen in der eigenen Familie der frommen Äbtissin. Glückselige Naturen, die sich um die Rätsel der Welt nicht kümmerten, sich über subtilen Fragen der Gotteserkenntnis ihre Lebenslust nicht verderben liessen. Auch sie haben die Schicksale des pfälzischen Hauses von Jugend auf erlebt, aber gleich der unverwüstlichen Natur ihres Heimatlandes haben sie die Glückseligkeit immer wieder in sich selber gefunden ohne metaphysische Fragen und mystische Betrachtungen. Um ihrer Sünden willen haben sie kein Kreuz getragen. In religiösem Indifferentismus aufgewachsen, kennen sie nicht den Zwang der Glaubenslehren, wollen sich aber die Freiheit billigen Spottes nicht nehmen lassen. „Die Askese Eurer Devotion — schreibt Karl Ludwig an die Schwester — hat Eure Beibibtheit nicht verhindern können.“¹⁾ Auf ihren religiösen Eifer giebt er nicht viel. „Ich masze mir nicht an die Ratschlüsse Gottes zu untersuchen, die unerforschlich sind und zweifle, ob wir beide so lange leben, um der von Ihnen gewünschten Wiedergeburt teilhaftig zu werden, noch weniger die Anzeigen einer Erneuerung unserer Herzen unterscheiden zu können.“²⁾

Figuren wie Labadie sind diesem Kreise fremdartig. Auch die geistvolle Spöttlerin Sophie von Hannover ist mit ihrem Urteil über den neuen Propheten von Herford bald fertig, der nur ein Bösewicht oder ein Unglücklicher sein kann und nur das Gute hat, mit seinem vielen Gelde der Frau Äbtissin die Abtei neu zu bauen.“³⁾ Wie sie einmal nur zum Spasse in die katholische Kirche zur Beichte geht, so ist ihrem von der Liselotte gerühmten „lustigen Verstand“ auch ein Besuch in Herford nur ein erwünschtes Amusement. So kommt sie eines Tages mit ihrem Hofprediger aus Osnabrück herübergefahren (1671), um ihn mit Labadie disputieren zu lassen. Sie trifft fröhliche Gesellschaft aus Heidelberg, ihren Neffen den Kurprinzen Karl mit seinem Hofmeister Professor Paul Hachenberg, auch sie wollen einmal den Verkündiger des neuen Lebens in Gott sehen und hören. Hachenberg

1) Karl Ludwig an Elisabeth 16. März 1676. Foucher de Careil Anh. Nr. 11.

2) Karl Ludwig an Elisabeth 9./17. Okt. 1676. Foucher de Careil Anh. Nr. 6.

3) Sophie an Karl Ludwig 5. Nov. 1670 (Publikationen a. d. preuss. Staatsarchiven 26) S. 153. Vgl. auch die spöttischen Bemerkungen über die Prädestinationslehre ebend. S. 42.

hat uns diesen Aufenthalt geschildert.¹⁾ Man hat bei dieser Schilderung das Gefühl, als ob die Herrn mehr zu einem Schauspiel als zu ernstern Dingen gekommen wären. Gleich bei der Tafel wird es lebhaft. Die leichtlebigen Pfälzer wissen ihren Dank für die dargebotene Gastfreundschaft nicht besser auszusprechen, als dass sie mit seichtem Spotte der Äbtissin zusetzen und über Labadie recht abfällig urteilen oder sich lustig machen. Oft muss ihr Geschwätz durch ernste Worte der Pfalzgräfin unterbrochen werden. Erst die Nacht beruhigt die bösen Zungen. Den nächsten Tag ist Disputation im Hause Labadies, wo die Gesellschaft klösterlich beisammen wohnt. Langsamem Schrittes kommt er seinen Gästen entgegen, abgehärmt von innern Qualen und „von der Art der Sterblichen, die ein besserer Geist angehaucht, der niedern Erde entrückt und zum Umgang mit der Gottheit emporgehoben hat.“ Dann wird den Tag über von fleischlichen Begierden und Weltentsagung geredet. Es ist ein Lärmen und Zanken ohne Ende. Besänftigend muss die Äbtissin dazwischentreten. Aber die fremden Herrn müssen über ihre Heimat schöne Dinge hören. Gott solle ihn strafen, sagte der Labadist Schlüter, wenn er während eines zehnjährigen Aufenthaltes in der Pfalz auch nur einen einzigen frommen Professor oder Prediger gesehen habe, die alle voll Ehrgeiz, Habsucht und Völlerei seien. Aber das leichtfertige höfische Volk lacht darüber hell auf. Auch die Predigt Labadies, eigens für sie gehalten, ganz im Geiste der Wiedererweckung, eine Mahnung an den künftigen Regenten der Pfalz, macht auf diese Gattung von Zuhörern keinen andern Eindruck, als dass sie Mitleid haben mit den zu Thränen gerührten Jungfrauen, die sie hier versammelt haben, arme Seelen des schwachen Geschlechts, von furchtsamer und ängstlicher Frömmigkeit verwirrt. Und zu Hause angekommen, lachen sie wieder. — Den Spott der Freigeister konnten Labadie und seine Anhänger über sich ergehen lassen. Schwerer war es für sie, den Anklagen und Verfolgungen der kirchlichen und städtischen Behörden von Herford Stand zu halten, obwohl Äbtissin Elisabeth schützend und verteidigend ihre Hand über dieser merkwürdigen Gemeinde hielt. Als gefährliche Separatisten im Sinne der Münsterischen Wiedertäufer sind sie von den lutherischen Predigern in Wort und Schrift verfolgt worden, von übertriebenen Gerüchten beeinflusst, klagte sie der Rat von Herford der Gütergemeinschaft und selbst der Frauengemeinschaft an, als Störer der öffentlichen Sitte und Ordnung, auch vor den Stein-

1) Schurmann, Eukleria. Deutsch S. 1 u. ff. (aus dem lateinischen in der Bibliotheca Bremensis Class. VIII veröffentlichten Briefe).

würfen des Pöbels waren sie nicht sicher, der in den Handwerkerkern der neuen Gemeinde die Schädiger des städtischen Gewerbes erblickte. Der Klagschriften an das Reichskammergericht, der Mandate des Kurfürsten gegen die Stadt, der Fragen und Antworten all der eingesetzten Kommissionen weltlicher und geistlicher Art ist anderwärts ausführlich gedacht.¹⁾ Auch die weiteren Schicksale der Labadisten zu verfolgen, liegt mir ferne. Die Gefahren des Krieges haben sie am 23. Juni 1672 hinweggetrieben. Das religiöse Leben der Äbtissin aber, ihr Sehnen nach dem innern Frieden aus dem Zwiespalte der seelischen und körperlichen Lebenskräfte, das Ringen eines starken Geistes mit der Macht des Gemüts, das Suchen Gottes, den Descartes sie begreifen, Labadie im Feuer der inneren Offenbarung sie fühlen gelehrt hatte, das Alles war nach dem Wegzuge ihrer Schützlinge nicht zur Ruhe gekommen.

Der Ruhm der frommen, für die Erneuerung des religiösen Lebens so empfänglichen Äbtissin zog neue verwandte Geister an. Nun betrat ein anderer, auch ein Mystiker, den Boden der Abtei, in der starken Hoffnung, auch hier sein religiöses Werk zu befestigen, ein Mann, der, wie Macaulay so treffend sagt, religiöse Freiheit zum Eckstein des Staatswesens gemacht hat — William Penn.²⁾ Auch er gehört einer Sekte an, deren Liebe zu Gott Leidenschaft war, eine Leidenschaft, die Seele und Leib so mächtig durchdrang, dass George Fox, ihr Stifter, zitterte, wenn die Kraft Gottes über ihn kam. In William Penn aber hat diese Mystik zur Menschenliebe sich veredelt. Eine Mystik, die nicht wie bei Labadie nur Gott in uns handeln lässt, sondern selbst handelt, die nicht von Selbsttäuschung befangen in hochmütiger Selbstschätzung und Eigenmacht die Wiedergeborenen von den Ungläubigen, als vom Schlamme der Welt besudelt, zu scheiden wagt, sondern einem jeden in seinem eigenen Herzen einen Tempel Gottes bauen lässt, eine Mystik, die nicht den freien Willen opfert, sondern mit starker Lebenskraft vom Lichte der inneren Offenbarung erleuchtet, Freiheit und Menschenglück begründen will. Labadies Versuch, im Geiste der reformierten Lehre eine Klostergründung mit asketischer Strenge und der Vernichtung des freien Willens zu erneuern, musste missglücken. Der Name William Penns hat sich verewigt in der Freiheit religiösen Bekenntnisses des Weltbürgertums jenseits des Ozeans.

1) Hölcher, Die Labadisten in Herford 1864.

2) Dixon, William Penn 2. ed. London 1852. — S. M. Janney, The life of William Penn. 2. ed. Philadelphia 1852.

Der Ruhm unserer Äbtissin war auch zu den englischen Quäkern gedrungen. Robert Barclay hat ihr sein theologisches System zugesickt,¹⁾ von ihr empfangt es Karl Ludwig. Er wird sich schwerlich in diese „vera dei cognitio“ hineinvertieft haben, wenn er seiner Schwester Sophie nur zu melden weiss, dass die fromme Äbtissin auch einige Mahnungen wider den Zorn Gottes der Sendung beigegeben habe.²⁾ Auch auf Sophie, die Barclay flüchtig sah, scheint der berühmte Quäker mit „seinen blauen Augen“ keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Dem ihr gespendeten Segen schreibt sie nur die eine rasche Wirkung zu, dass sie auf der Reise mit einem ihr erwünschten Diner ganz unerwartet regaliert worden sei.³⁾ Wüssten wir doch statt dieser billigen Spässe der freigeistigen Geschwister, was Pfalzgräfin Elisabeth über Barclays Buch gedacht hat, über ein System,⁴⁾ das zwar an Stelle des intellektuellen Gottes das himmlische Feuer im Herzen setzt, jedoch in seiner Gnadenlehre versöhnlicher, als Coccejus auf den Zwiespalt im Innern der frommen Prinzessin einwirken konnte!

Mit Barclay und John Fox ist auch William Penn, ehe er sich zu seinem grossen Werke nach dem neuen Weltteil aufmachte, zur Äbtissin nach Herford gekommen (1677).⁵⁾ Ihr Besuch, ihr Empfang gleicht einer religiösen Versammlung; in Gebet, in Unterhaltung über die Fragen des inneren Lebens gehen die Stunden dahin. Die Erscheinung William Penns, der zweimal in Herford weilte, macht auf Elisabeth den tiefsten Eindruck; in ihrem Sehnen nach Gott fühlt sie sich hingezogen zu dem tiefsinnigen Verkündiger der inneren Erleuchtung. Ihre Reden, ihre wenigen uns erhaltenen Briefe tragen die geistigen Spuren des von Gott erfüllten Quäkers, doch dauernden Erfolg hat William Penn nicht gehabt, weder im Glauben der Äbtissin, noch in

1) *Theologiae verae christianae Apologia* 1676. Einen Briefwechsel Elisabeths mit Barclay enthält das lithographisch erschienene Werk: *Reliquiae Barclaianae, Correspondence of David Barclay and Robert Barclay of Urie and his son Robert, including Letters from Princess Elizabeth of the Rhine . . . W. Penn, G. Fox and others etc.* London 1870. Dieses im British Museum vorhandene Buch war mir trotz allen Suchens nicht zugänglich.

2) Karl Ludwig an Sophie 5. Mai 1677 a. a. O. S. 295. — „C'est une des faiblesses humaine qui a esté de tout temps, que les beaux esprits et savants se veulent rendre renommés par la singularité, principalement és affaires de la religion.“ Karl Ludwig an Elisabeth 5. März 1677. Foucher de Careil S. 197.

3) Sophie an Karl Ludwig 24. August (1677) a. a. O. S. 298.

4) Vergl. H. Weingarten, *Die Revolutionskirchen Englands.* Leipzig 1868. S. 364 ff.

5) Guhrauer II, S. 515 ff.

seiner eigenen Sache. Auch von ihm wie von Labadie trennt sie bei aller Zuneigung doch eine unsichtbare Welt.

Fromm und gerecht, nie müde im Suchen nach der Wahrheit, hat sie bis an ihr Ende das Reichsstift Herford regiert, am 11. Februar 1680 im Alter von 62 Jahren ist sie gestorben.

Schwer ist es dieses Leben in seinen inneren Wandlungen und Regungen zu verfolgen und zu verstehen, weil uns die historische Grundlage, ihre eigenen Bekenntnisse doch nur bruchstückartig bekannt sind. Wie anders, wie lebendig steht dem gegenüber das Lebensbild ihrer Nichte Liselotte vor uns, deren zahlreiche Briefe ¹⁾ die feinsten und unfeinsten Regungen ihres Seelenlebens uns enthüllen!

Prinzessin Elisabeth geizte nicht nach dem Ruhme einer Schriftstellerin und Philosophin oder nach einer Unsterblichkeit, die im Sinne der Mystik Sünde bedeutet. Ihre Briefe an Descartes hat sie nach dem Tode des Philosophen zurückverlangt, ihre Herausgabe verweigert, als man diese wertvollen Zeugnisse ihres Geisteslebens, der ersten Gesamtausgabe der Descartes'schen Werke einverleiben wollte. Nur durch einen Zufall sind diese Briefe aus einem verborgenen Winkel wieder zum Vorschein gekommen und vielleicht bildet auch dieser wertvolle Fund nur einen kleinen Teil von dem, was verborgen liegt oder auf immer verloren gegangen ist. Wir wissen, dass sie durch ihre Schwester Sophie mit Leibnitz bekannt geworden war. Mit Malebranche, der alle Dinge in Gott geschaut, hat sie Briefe gewechselt. ²⁾ Um diese zu finden, geben wir gerne ein gutes Teil selbst von Liselottens urwüchsigen Bekenntnissen zum Preise, ohne dass ihr prächtiges Bild auch nur einen einzigen Zug einbüßen müsste.

Was uns aber auch diese verlorenen Bekenntnisse aufhellen könnten, das möge uns ein Künstler sagen, der in die Tiefen deutschen Wesens wie kein anderer hineingeschaut hat. Aus seiner grossen Zeit heraus, in der Glauben und Wissen die Geister bewegte, hat uns Albrecht Dürer zwei Bilder geschaffen: Den heiligen Hieronymus im Gehäuse, den Eremiten, der ferne vom Geräusche der Welt in fromme Arbeit versenkt ist, beschaulich und gottseelig. Freundlich und warm scheint die Sonne durchs Fenster. Ein Bild tiefsten Friedens, innerlichster Ruhe,

1) J. Wille, Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans 1895. S. 33 ff.

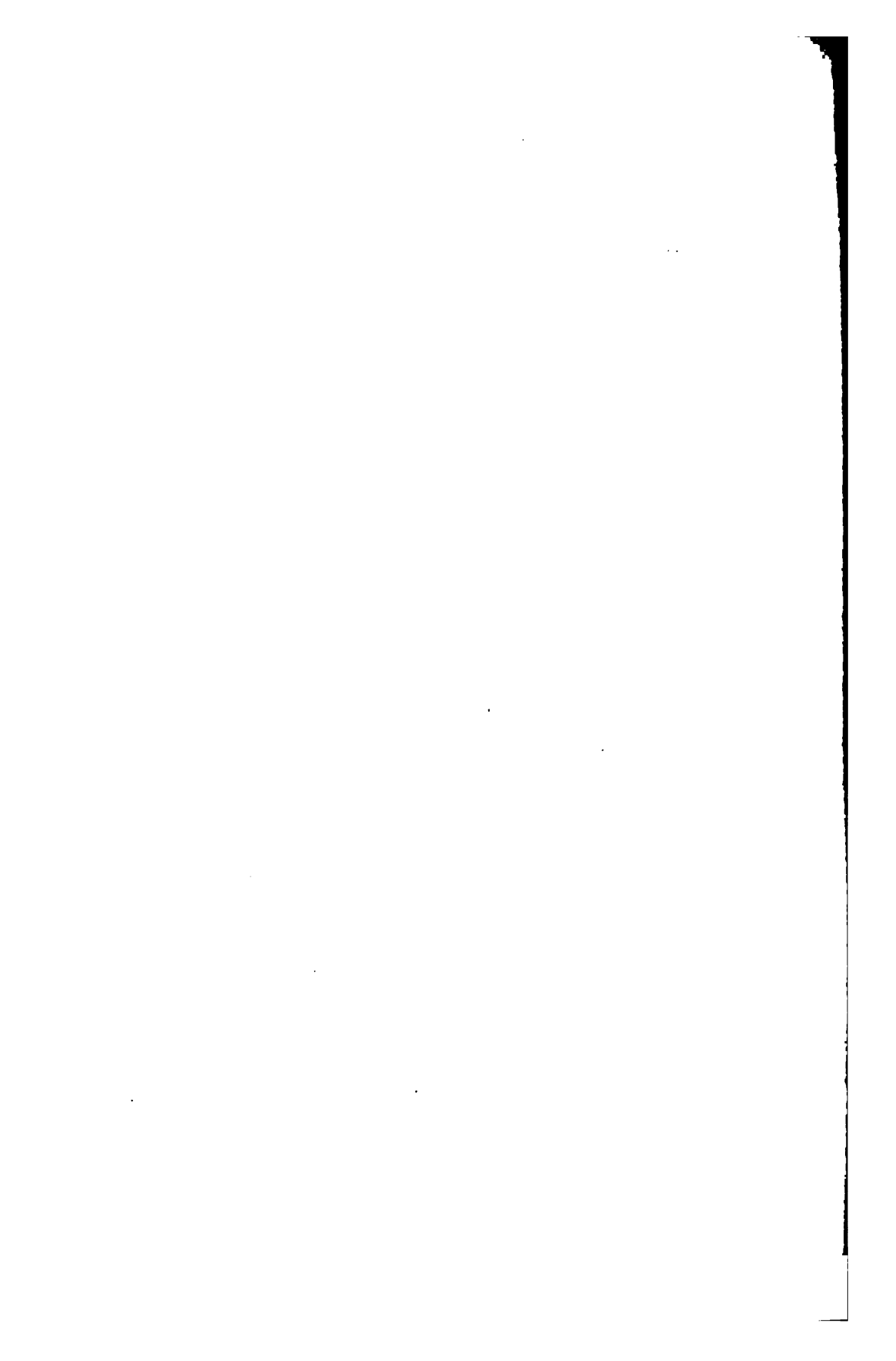
2) Mit den beiden grossen Mathematikern und Physikern Konstantin und Christian Huygens dürfte sie auch späterhin in brieflichem Verkehr gestanden haben. Unter den berühmtesten Gelehrten der Zeit, denen Christian Huygens sein *Horologium* (Hagae Com. 1658) zugeschickt hat, steht auch Elisabeths Name. Christian Huygens, *Oeuvres publ. par la Société Hollandaise des sciences* II, 269.

höchster Glückseligkeit. Und daneben die „Melancholie“: Eine geflügelte Frauengestalt, voll düsterer Schwermut, ein Genius, der emporsteigen möchte zu den höchsten Zielen der Erkenntnis — aber des starken Denkens und des freien Willens Flügelpower ist gelähmt durch die Gewalt eines unüberwindlichen Gesetzes, aber auch die Ruhe der Seele ist dahin. Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft im ewigen Ringen, das sind auch die tiefen unüberwindlichen Gegensätze im Leben der Äbtissin von Herford. Die Norne aber, die an ihrer Wiege auf dem Schlosse zu Heidelberg gestanden, in jenem verhängnisvollen Jahre, als die ersten Wetterzeichen den grossen Krieg verkündigten, hat ihr mit einem starken Denken auch ein tiefes Seelenleben, einen schwer-mütigen Zug als Erbteil mitgegeben, als eines von den vielen Loosen, die dem schicksalsvollen Geschlechte Friedrichs V. bestimmt waren. Jene düstere Frau, die Dürer uns so ergreifend dargestellt hat, sass auch an der Pforte, die zum höchsten Gute, zur Glückseligkeit führen sollte. Diese Melancholie hat, wie uns Liselotte in ihrer derben Weise andeutet,¹⁾ den erhabenen Geist dieser pfälzischen Prinzessin mit einem leichten Schleier umgeben, noch ehe der Tod ihr den Stab einer Äbtissin aus der Hand nahm. Von den „Devoten“ allein hat sie dieses Erbe nicht erhalten.²⁾ William Penn erklärte sie einmal: „Es ist so schwer, die Grundsätze zu befolgen, davon man überzeugt ist, aber ich fürchte, die Kraft meines Geistes ist nicht stark genug.“

Das sagte Pfalzgräfin Elisabeth, die einst in jugendlichem Gedankenfluge den schwierigsten Problemen Descartes'scher Philosophie gefolgt war.

1) Briefe herg. v. Holland (Publ. d. litt. Ver. Bd. 132) S. 177.

2) „Elle avoit été entournée par des gens dont la dévotion mélancolique luy avoit été un martyre et l'avoit fort ennuyée, luy ayant empêché toute sorte de récréation.“ Memoiren der Sophie (1679) S. 133.



1422



Karl Langmeier

Karl Zangemeister

(geb. 28. November 1837, gest. 8. Juni 1902).¹⁾

Von

J. Wille.

Für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge und den stärksten zerschneidet die Scheere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint.

Die ernste Wahrheit dieser Goethe'schen Worte, diesen Widerspruch in seiner ganzen Härte fühlen wir heute alle, die wir so zahlreich versammelt sind, um die Zeichen der Verehrung und Liebe am Sarge eines teuern Mannes niederzulegen, der an Körper und Geist für uns das Bild unerschütterlicher Kraft und Stärke war. Denn wenn ich das Wesen dieses Mannes nur mit einem Worte kurz bezeichnen sollte, so kurz, wie ers gewohnt war auf zahlreichen Leichensteinen der Vorzeit zu lesen, die sein scharfer Geist entziffert, so schriebe ich das einfache Wort **Leben** unter sein Bildnis.

Es ist mir die schwere Pflicht zuteil geworden, vor den Schatten des Todes dieses Leben im Sonnenlichte seines Daseins zu betrachten. Eine schwere Pflicht, weil ich mich dabei der eigensten persönlichen Erinnerungen und schmerzlichen Empfindungen nicht erwehren kann, denn mir selbst hat sich mit dem Tode dieses Mannes ein gutes Stück eigener Lebensgeschichte abgeschlossen. Eine schwere Aufgabe, weil bei Betrachtung eines solchen Lebens die Fülle bedeutender, eigenartiger und teurer Züge so mächtig auf mich einströmt, dass sie alle in einer kurzen Spanne Zeit zu fassen, mir ein Wagnis erscheint. Eine schwere Aufgabe, weil, eine wichtige Seite dieses Lebens voll zu würdigen, ein anderer aus unserer Mitte mehr berufen wäre, als ich.

Einen grossen deutschen Gelehrten, eine Zierde des Standes deutscher Bibliothekare und einen Mann eigenster und bester Art haben wir verloren!

1) Gedächtnisrede gehalten bei der akademischen Trauerfeier am 11. Juni 1902 in der Aula der Universität zu Heidelberg.

Karl Zangemeister ist aus Thüringen zu uns gekommen. Am 28. November 1837 ist er im Gothaischen geboren. Die Eigenart seines Stammes hat er nicht verleugnen können, doch vor allem zwei Lebens-elemente nahm er aus der Heimat mit: aus dem Lande, da deutscher Sang durch Geschichte und Sage klingt, sein fröhliches Herz und aus dem Lande, wo seit alters die gelehrten Schulen blühen, den Ernst in der Wissenschaft. Ernst strebend und lernend ist er aufgewachsen. Nach vollendeter Gymnasialzeit, die ihm in dankbarer Erinnerung blieb, hat er in Bonn und Berlin klassische Philologie studiert, zu einer Zeit, als das Studium der Altertumswissenschaft in höchster Blüte stand. Das geschah noch im alten Deutschland, dessen Jugend ideale Werte noch zu schätzen wusste und noch verstand, welch ein hoher bildender Wert, welch eine geistige Kraft im Studium der Antike liegt. Auch Zangemeister folgte diesem Zuge. Nicht die litterarisch-ästhetische Seite der klassischen Studien hat ihn angezogen, er ging den harten, schweren Weg, den ihm sein Lehrer Friedrich Wilhelm Ritschl in Bonn gewiesen, dem grammatische Schulung die grundlegende Methode aller philologischen Kritik war, ohne die ein Erforschen des Altertums ja nicht denkbar ist. Denn kein Studium der Sprache ohne Grammatik. Eine Sprache wissenschaftlich erforschen heisst aber ihren Quellen nachgehen und diese ältesten Quellen liegen nicht in den litterarischen Denkmälern, sie ruhen in den Inschriften. Diese sind ein wichtiges Fundament der Sprachengeschichte. Die Forderung eines Sprachstudiums des alten Latein auf Grund der Inschriften, das war in der Schule Ritschls ein hervorragendes Programm. In diese Richtung hat Zangemeister sich hineingelebt, nach Neigung und Anlage, die ihm wie wenigen andern angeboren war. Die Epigraphik ward seine wissenschaftliche Lebensarbeit. Doch über die Ziele grammatischer Forschung und ausschliesslich philologischer Kritik ist er weit hinausgewachsen. Wohl hat er auch hier seine Probe bestanden, seine Mitarbeit an der Bentley'schen Horazausgabe, seine Ausgabe des Kirchenvaters Orosius, die er nach eingehenden Forschungen besonders in den Bibliotheken Englands besorgte, zeigt uns, was er auf diesem Gebiete, würdig seines Lehrers, gelernt hat. Von entscheidender Bedeutung aber für ihn war, dass es Ritschl gelang, das grosse monumentale Werk einer Sammlung aller Inschriften aus dem weiten Bereiche altrömischer Kultur von neuem anzuregen und Theodor Mommsen die Macht seines genialen Schaffens für dieses gewaltige Unternehmen einsetzte. Karl Zangemeister trat in den Dienst dieses von der Berliner Akademie herausgegebenen Werkes. Wie sehr

man die Tüchtigkeit des jungen Gelehrten schätzte, beweist die schwierige Aufgabe, die ihm zufiel. Zunächst ging sein Weg nach Italien, nach der versunkenen und wieder entdeckten monumentalen Fundgrube antiken Lebens, nach Pompei. Dort hat der junge Gelehrte die ersten glänzenden Proben seines für die Entzifferung inschriftlicher Denkmale so scharf ausgeprägten Geistes abgelegt, in der Sammlung der pompejanischen Wandinschriften, die unter dem Titel „Inscriptiones parietariae Pompeianae“ 1871 als ein Teil des Corpus inscriptionum erschien und nach mehrfachen Reisen des Herausgebers im Jahre 1898 eine Ergänzung gefunden hat. Ein Werk, das nicht allein für die Kenntnis des antiken Lebens in seinen alltäglichen Formen, sondern vor allem für die Kenntnis des Schriftwesens von grundlegender Bedeutung ward. Dann aber ist er römischer Kultur am Oberrhein gefolgt, um die auch für unsere Gegend so wichtige Sammlung der Inschriften Obergermaniens zu bearbeiten. Seit den Tagen, da er zu uns kam, war er mit diesem Werke beschäftigt. Es ist fast zu Ende gekommen. Mitten im Lesen der Bogen hat ihn die tückische Krankheit befallen, müde hat er die Feder niedergelegt, aber sein Geist weilte noch an den Stätten seiner einstigen Thätigkeit, schon im Erlöschen irrte er noch auf den alten, lieb gewordenen Pfaden.

Diese Bände des Corpus inscriptionum sind das wissenschaftliche Lebenswerk Zangemeisters, sie sind ein Monument der Wissenschaft wie seines eigenen Namens, unzerstörbar und fest, gleich manchen Resultaten, die wir der exakten Wissenschaft verdanken. Aber sie waren nicht sein einziges Werk. Zangemeister war nicht ausschliesslich kritischer Sammler, sein grosses Verdienst besteht auch in der geistigen Verwertung dessen, was er gesammelt. Als ein Mann von universellem gelehrtem Wissen hat er in seinen Forschungen, die in unübersehbaren Einzelschriften des In- und Auslandes niedergelegt sind, überzeugende Schlüsse gezogen, aus den unscheinbarsten Fragmenten uns oft Blicke in das Leben der Völker eröffnet und vor allem auf eine ganze Reihe von Wissenschaften fruchtbringend und umbildend eingewirkt. Die Archäologie, die alte Geschichte, die alte Geographie, in erster Linie die Wissenschaft von der historischen Entwicklung der Schrift: die Paläographie, sie werden den Namen Zangemeisters lebendig erhalten. Das römische Recht wird historisch betrachtet in den Inschriftenwerken reiche Früchte ernten und selbst die deutsche Philologie verdankt seinem Glück im Finden und seiner Handschriftenkunde, in den Bruchstücken des Heliand ein unschätzbares Denkmal.

Aber alle diese Studien, sie bewegen sich in stetem Kontakte mit dem frisch pulsierenden Leben. Wie jene Gelehrten der Renaissance Italiens, wo die Epigraphik ihre erste Heimat hat, ist auch Zangemeister nicht von den Büchern zu den Denkmälern, sondern zuerst in die Welt und dann in die Studierstube gegangen. Wie jener Ciriaco von Ancona, der weit über Länder und Meere gezogen kam, um in froher Begeisterung für das neuerwachte Altertum, seine inschriftlichen Denkmäle zu sammeln, so war auch Karl Zangemeister von einem fröhlichen Wandertriebe im Dienste seiner Wissenschaft beseelt. Nicht allein in den Museen der Städte, sondern in Feld und Wald, wo oft verborgen und vergraben die Denkmäle der Vorzeit ruhen und draussen am römischen Grenzwall sah man seine kraftvolle Gestalt. So kam er von den Büchern auch zu den Menschen. Sein liebenswürdiges Wesen verschaffte ihm zahlreiche Freunde, in diesen Kreisen wirkte er weit über die Zunft der Gelehrten hinaus anregend und fruchtbringend, weckte er Verständnis für die Erhaltung unserer Denkmäle. Als der gefällige, in seinem Wissen nie versagende Gelehrte, ward er der vielgesuchte Berater für Alle, die Freude an den Zeugnissen uralter Kultur ihres heimatlichen Bodens hatten. Seine Arbeitsstube konnte zeitweise einem kleinen Museum gleichen, wo neben Büchern und Papieren zahlreiche Fragmente von Gefässen, zerbrochene Inschriftensteine, verwitterte Münzen und viel Anderes aus dem Hausrath der Vorzeit, durcheinander lagen. Darum war er die Seele jenes Unternehmens, das von einer Reichskommission geleitet, den Grenzlinien römischer Kultur in deutschen Landen folgte. Denn nur im Verkehr mit Natur und Leben konnte auch diese Arbeit gedeihen.

Akademien und gelehrte Gesellschaften, Museen und wissenschaftliche Kommissionen wählten Zangemeister zum Mitglied und Berater. Auch unsere Universität hat ihn als ordentlichen Honorarprofessor in ihre Mitte aufgenommen, damit er sein reiches Wissen auch im Lehren verwerten sollte.

Doch nicht dem Lehrer gilt heute in dieser Form unsere akademische Feier. Sie gilt dem Manne, der dreissig Jahre lang das wichtigste Institut der hohen Schule, ihre Bibliothek, geleitet hat.

Karl Zangemeister war ein ächter Gelehrter, voll Liebe und Leidenschaft zu den Büchern. Und weil er dies war, erfüllte er die eine wichtige Seite seines eigentlichen Berufes, eines Bibliothekars. Aber nicht ein jeder, der gelehrt ist, besitzt auch die Anlage bibliothekarisch zu

wirken, die oft im Laufe von Jahrhunderten gesammelten Erzeugnisse litterarischen Lebens, für die Wissenschaft, für Bildung und Leben nutzbar zu machen, voll Achtung und Ehrfurcht vor dem Alten, mit freiem Blicke auch für die Forderungen der Gegenwart. Solche Anlage aber war diesem Gelehrten angeboren, wie dem Künstler der Sinn für die Lebenskraft der Farben, für die Schönheit der Formen. Als Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek auf dem Friedensteine bei Gotha, wohin ihn die erste Lebensstellung geführt (1868—1873), hat er Zeit gehabt, diese Anlagen auszubilden. Er hatte sich bewährt, er war kein Neuling mehr, als er im Jahre 1873 zur Leitung der Heidelberger Bibliothek berufen ward.

Nur wenige sind noch unter uns, die jene Anfänge seines Wirkens haben verfolgen können, die im Vergleiche des Einst und Jetzt so voll und gerecht die Verdienste dieses Mannes zu würdigen wissen. Auch entzieht sich die Arbeit eines Bibliothekars vielfach dem Urtheile der grossen Menge und ein kleiner Teil selbst der Gebildeten ist eingeweiht in den stillen, dem Geräusche der Aussenwelt oft entrückten Gang eines Amtes, das Verwaltung und wissenschaftliches Streben zugleich sein soll. Diese Arbeit bewegt sich überdies in einem innern undankbaren Widerspruche. Sie verschliesst sich in ihren Äusserungen vielfach dem allgemeinen Verständniss und lässt doch wieder, an der Grenze des Menschenmöglichen angekommen, noch Freiheit genug für den Tadel übrig. Denn im Grunde genommen heisst bibliothekarisch wirken: Wünsche erfüllen. Doch das Mass der Wünsche ist bekanntlich grenzenlos. So bald es einmal mit den Wünschen zu Ende gekommen ist, haben auch die Bibliothekare keinen Platz mehr in der Welt.

Als Zangemeister zu uns kam, befand sich die hiesige Bibliothek noch in den engen Grenzen, in denen sich damals noch Lehren und Lernen der Fakultäten bewegte. Der Umfang der Sammlung entsprach der gegen heute so bescheidenen litterarischen Thätigkeit in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Räume der Bibliothek, die Art ihres Betriebes, die Ordnung der Bücher genügte den damaligen kleinen Verhältnissen. Aber der neue Zug im litterarischen Leben war schon im Gange. Der neue Bibliothekar verstand ihn, es war ihm klar, dass Einrichtungen, deren nach heutigen Begriffen umständlichen Charakter zu schildern mir ferne liegt, für ihre Zeit vortrefflich, unmöglich aber für die Zukunft genügen konnten. Denn unaufhaltsam war der Fortschritt litterarischen Schaffens, neue Wissenschaften lösten sich ab von den alten, um selbst wieder neue zu befruchten. Mit gebieterischer

Macht forderte die neue Litteratur ein Recht neben der unsterblichen alten, die Interessen wuchsen hinaus in endlose Ferne, es mehrten sich mit den neuen litterarischen Erscheinungen die Aufgaben der Bibliotheken. Immer berechtigter erwiesen sich die Forderungen, alle diese litterarischen Schätze in Formen und unter Bedingungen zu benützen, die einem vorwärtsstrebenden, rasch lebenden Zeitalter die bequemsten schienen. Es ist das grosse Verdienst Karl Zangemeisters, dass er, der stolze Vertreter einer grossen längstvergangenen Kultur, auch sein Auge offen hielt für das Neue, das Kommende, dass er die alte Bibliothek zunächst einmal fähig machte, diesen Forderungen auch für die Zukunft zu genügen, dass er die Heidelberger Bibliothek nach allen Richtungen hin neu organisierte. Eine gewaltige Arbeit, die er im Laufe von wenigen Jahren nicht nur leitend, sondern auch selbst mitarbeitend bewältigte. Handelte es sich doch darum, eine damals schon 300 000 Bände umfassende, in einzelnen Teilen nicht einmal durch genaue Kataloge zugängliche Sammlung neu zu ordnen, im ganzen Verwaltungsapparate neue Einrichtungen zu schaffen. Wer heute sich mit Hilfe der musterhaften Kataloge in den gewaltigen Büchermassen zurecht findet, wer heute in Benützung dieser litterarischen Schätze eine Bequemlichkeit und vor Allem eine Freiheit geniesst, wie dieselbe anderwärts nicht zu finden ist, der hält Vieles für selbstverständlich, was doch einstens ganz anders war. Auf Vollkommenheit hat Zangemeister am wenigsten Anspruch gemacht. Wer aber gerecht und billig denkt, der wird heute anerkennen müssen, dass in dieser Verwaltung so viel Gutes, so viel Einzigartiges und Musterhaftes geschaffen ist, und der Leiter dieser Anstalt redlich bemüht war, auch Wünschen gerecht zu werden.

Diese neue Bibliothek aber nach eigenen Ideen ihres Vorstandes umgeschaffen, war nichts Lebloses, sie war auch keiner Maschine gleich, die, einmal in Bewegung gesetzt, ihre einförmige Arbeit besorgt. Eine Bibliothek, welche die meisten Bücher hat, ist deswegen noch nicht die Erste. Eine jede Verwaltung muss die Spuren individuellen Lebens in sich tragen. Wer sie führt, dessen Geist soll auch in ihr zu spüren sein. Auch Karl Zangemeister hat dieser Anstalt den Stempel seines Geistes aufgedrückt, mit dieser Anstalt war er geistig verwachsen bis zum letzten Aufblitzen seines starken Lebensfeuers. Er brachte eigenes Leben in die Ordnung der Dinge durch die Freiheit der Benützung, durch seine Gefälligkeit, die ein jeder an ihm schätzte, durch die Selbstlosigkeit, die sich gerne in die Neigungen eines jeden Bibliotheksbenützers hineinlebte und eigene Gelehrsamkeit, umfassende bib-

liographische Kenntnisse zur Verfügung stellte. Denn die Aufgabe eines jeden Bibliothekars soll ja sein, nicht allein zu geben, was man wünscht, sondern auch Wege zu führen, die man noch nicht kennt, einem jeden mehr zu sein, als auch der beste Katalog vermag. Mit den veralteten Figuren, die in Büchern vergraben Luft und Licht scheuen, hatte Zangemeister nichts gemein. Wer einmal in die Bibliotheksräume kam, der verspürte sofort den frischen Luftzug, der ihm hier entgegen kam. Es konnte in diesen von Büchern überfüllten Räumen manchmal recht faustisch aussehen, aber trockene Naturen im Stile Wagners fanden hier keinen Platz. Neben den ernsten Arbeiten gediehen unter dieser Verwaltung auch des Lebens heitere Seiten, Frohmut und Humor.

Zangemeister war vor Allem kein Freund vom toten Buchstaben von Paragraphen und Instruktionen. Es gab bei ihm keine Methoden, die wie auf ehernen Tafeln unverrückbar eingegraben waren. Er, der Vertreter der Wissenschaft, dem wissenschaftliches Streben und Arbeiten als die Grundbedingungen bibliothekarischen Wirkens galten, war der ausgesprochene Leugner einer Wissenschaft, die sich Bibliothekswissenschaft zu nennen pflegt. Er wollte nichts wissen von Schulen, in denen Bibliothekare gross gezogen werden, denn ein Mann von eigenen Ideen braucht die Autorität der Schule nicht. Und dennoch war diese Bibliothek eine Schule, in der wir alle, die Gelehrten und die Ungelehrten, ohne Lehrbuch im lebendigen Verkehre mit ihm, der selbst das Leben war, gelernt haben. Auch er selbst hat wiederum gerne von uns gelernt.

Karl Zangemeister war mit dieser Bibliothek geistig verwachsen. Darum gab er ihr nicht nur Leben, er nahm es auch von ihr. Es war unschwer zu beobachten, wie dieser Oberbibliothekar, der in jungen Jahren als der Vertreter eines Faches zu uns kam, in den seinem Amte gestellten Forderungen, in dem vielseitigen geistigen Verkehr, den es mit sich brachte, in immer weitere Interessenssphären hineinwuchs und am allzufrühen Ende seiner Tage angekommen, als ein mit den vielseitigsten Regungen des Lebens und der Wissenschaft vertrauter Mann erschien. In diesem geistigen Zusammenhang verstand er auch die grossen Traditionen, die auf den alten Heidelberger Büchersammlungen ruhen, er fühlte sich immer als den Nachfolger aller der Männer, deren Gelehrsamkeit vor Jahrhunderten hier gewaltet. Aus diesem geistigen Zusammenleben entstanden seine kleineren Arbeiten zur Geschichte der Bibliothek, erwuchs ihm vor allem die Liebe zur Geschichte dieses Bodens, der ihm eine zweite Heimat geworden war, zur alten Pfalz und Heidelberg. Diese neue Heimatliebe trug ihre Früchte, sei es, dass er

die Spuren römischer Kultur in unseren Landen verfolgte oder unserem Schlosse sein Interesse schenkte, in einer Form, die an Gründlichkeit, auch auf diesem jungen Boden die Schule Ritschls erkennen lässt.

Und noch eine Seite seiner Verwaltung muss ich berühren. Sie kann nicht gelernt werden, in keiner Bibliothekslehre steht sie geschrieben. Ich meine das Verhältnis zu seinen Beamten. Auch im Verkehr mit ihnen konnte er des Zwanges der Instruktionen vergessen, er hatte nichts an sich von dem, was man im schlimmen Sinne Bureaokratis-mus nennt. Es gab bei ihm keine Scheidung nach Stellung und Rang. Er wusste, dass im menschlichen Organismus auch das Haupt nicht ohne die Glieder leben kann, dass im Leben der Verwaltung auch ein Diener, der mit Liebe und Verständnis seinen Dienst versah, in seiner Art soviel wert war, wie der Leiter selbst. Er war uns nicht nur ein wohlwollender Vorstand, er war uns ein Kollege und dieses Band konnte sich im Laufe der Jahre auch zur Freundschaft befestigen. Hatte er einmal Vertrauen zu denen gefasst, die mit ihm arbeiteten, so gab er einem jeden die Freiheit seines Wirkens. Ein jeder war in seiner Weise sein eigener Herr und doch blieb er der Herr im Hause. Seinen Beamten hat er im Verbands der Universität eine bis dahin nicht vorhandene soziale Stellung verschafft und über deren Wahrung sorgsam gewacht. Wir alle wussten, dass er es gut mit uns meinte. Ein hartes Wort, es kam wie der Blitz und flog wieder von dannen und was zurückblieb war heller Sonnenschein. Auch ein unverdienter Tadel, er ward hundertfach durch ein herzliches, nicht immer verdientes „Vortrefflich“ aufgehoben. So haben wir viele Jahre mit ihm zusammen gearbeitet und wir Alle bis zum jüngsten der Diener dürfen heute bekennen: „Wir haben einen guten Mann verloren, wir hätten keinen bessern finden können. Die beste Anerkennung für ihn ist unsere aufrichtige Trauer um ihn“.

Zangemeister war Leben, aber kein Leben, das wie im Takte der Uhr in seinem Innern schlug, ein Leben erregbar, in seinen Äusserungen so oft unter den unmittelbarsten Eindrücken des Augenblicks rasch und feurig. Da aber Augenblicke wechseln, war es nicht einförmig, sondern voll Stimmung, mannigfaltig, von vielgestaltender elementarer Kraft, reich an Akkorden, die in seinem Innern auf- und niederstiegen. Oft schien sein Wesen rau und hart, während in seinem Innern kindliche Güte ruhte. Die Kraft des Feuers loderte auf und die heitere Ruhe des Gemüts sprach wieder aus seinen Augen. Ruhelos, voll Hast und Eile, voll Ungeduld die immer neu seiner Gedankenwelt entspringenden Ziele

kaum erwartend, war er doch voll Überlegung und von starkem Willen. Ein Gelehrter von umfassendem Wissen, seines Wertes wohl bewusst und mit Recht bewusst, mitteilksam, wenn man sein Wissen suchte, niemals damit prunkend und dabei wieder erfüllt von einer Bescheidenheit, die oft schüchtern und verlegen gespendetes Lob entgegen nahm. Ein Mann, der Tage und Stunden der Gegenwart vergessend, im Bannkreise der Arbeit alle die Eigentümlichkeiten eines der Welt entrückten Gelehrten teilen konnte und doch wieder mitten im Leben stehend Freude am Leben hatte, dem er in allen seinen Regungen Verständnis entgegenbrachte. Darum ein Mann, wie wenige zum Verkehr mit Menschen, für die Gesellschaft geschaffen, dort gerne gesehen und gesucht, er das lebensvollste und belebendste Element in ihr. Darum verstand er auch in seinem eigenen Hause das gesellige Leben so geistig anregend zu gestalten. Da sass er so oft unter uns, auch über gelehrte Fragen leicht hinplaudernd und wusste auch im Gespräche über die alltäglichen Dinge mit heiteren, launigen Geschichten aus alter und neuer Zeit die Symposien zu würzen. Gerne war er fröhlich mit den Fröhlichen. Sein Haus am Berg hinter schattigen Bäumen verborgen, das ihm und uns die um ihn treu besorgte Frau so behaglich gestaltete, war der Mittelpunkt edelster Geselligkeit, erfüllt von den Klängen musikalischen Lebens. Auch in der äusseren Erscheinung war Karl Zangemeister der kräftigste Ausdruck des Lebens, stark an Leib und Seele. Man hätte glauben sollen, der Tod habe kein Recht an ihm. Und doch ging er von uns, so mitten in neuen Aufgaben und Plänen, die seinen ruhelosen Geist noch lebhaft beschäftigten, als die Hand des Todes die seinige schon gefasst hielt und unter starkem Ringen ihn hinwegzuziehen suchte, von dem was sein Eigenstes war — vom Leben.

Doch der Tod trennt nicht, er bindet auch, oft fester als das Leben. Mehr als sonst im Alltagsleben, da wir nicht Zeit haben über unsere Gefühle Rechenschaft zu geben, da unser Urteil über Menschen so oft über dem Kleinen das Grosse, über den Schwächen die Stärke vergisst, kommt uns heute zum Bewusstsein, was wir an ihm besessen haben. Bei aller Trennung fühlen wir jene erhebende Kraft, die im Andenken ruht, das uns mit unsichtbaren Fäden hinüberzieht vom Jenseits zum Diesseits, vom Tod zum Leben, von Sterblichkeit zu Unsterblichkeit.

Gegenüber von St. Peter, dem alten Mausoleum Heidelberger Gelehrten, erhebt sich jetzt, kaum den kraftvollen Fundamenten entwachsen, die neue Heidelberger Bibliothek, noch unvollendet, wie so Manches von den Lebenszielen dieses Mannes. Sein höchstes Ziel aber seit den

Tagen, da er zu uns kam, war dies neue Haus. Der Künstler, der es schmückt, soll den historischen Traditionen des Heidelberger Bodens entsprechend auch der Männer gedenken, deren Namen mit der Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen alter und neuer Zeit verbunden sind. In zweien ihrer Leiter kommt diese Geschichte zum Ausdruck: in Janus Gruter, dem Epigraphiker, der die alte Palatina hinwegziehen sah und in Karl Zangemeister, dem Epigraphiker, der uns die neue Bibliothek umgeschaffen hat.

Möge sein Andenken dem neuen Hause die Weihe geben.

Er aber, der selbst das Leben war, bleibe auch in uns lebendig!

Ehre seinem Gedächtnis!

Maistre François Villon. ✓

Von

F. Ed. Schneegans.

Die Strahlen der italienischen Renaissance überfluteten Frankreich am Ende des 15. Jahrhunderts mit solchem Glanze, dass die humanistisch Gebildeten wie Rabelais aus der Nacht zum Lichte zu erwachen glaubten: „le temps estoit encores tenebreux et sentant l'infélicité et calamité des Gothz qui avoyent mis a destruction toute bonne literature.“ (Pantagruel Kap. VIII.) Immer dunkelere Schatten der Vergessenheit verhüllten den Augen der Nachwelt die Jahrhunderte des Mittelalters, in denen doch das Werk der Renaissance mühevoll vorbereitet worden war, und nur wenige Schriftsteller und die Erinnerung an wenige Dichtungen des Mittelalters lebten im Andenken der folgenden Jahrhunderte wahrhaft lebendig fort. Während von gefeierten Dichtern des ausgehenden Mittelalters wie Christine de Pisan, Alain Chartier oder dem Lyriker Froissart nicht viel mehr als der Name erhalten blieb, war das Andenken des „povre Villon“, des „povre petit escollier“ aus dem 15. Jahrhundert so frisch und lebendig, dass selbst Boileau ihm einen Ehrenplatz in seinem Parnass einräumt und, freilich mit Verkennung seines Wesens, ihn als einen Neuerer und Begründer der kunstvollen Dichtung „in jenen rauhen Jahrhunderten“ begrüßte (Art poétique I, 117 v.)¹⁾. 1533 hatte Clément Marot die Werke Villon's auf Betreiben Franz I. herausgegeben. In dem Vorwort²⁾ erkennt er Villon als seinen Lehrmeister an und erklärt, dass Villon „vor allen Dichtern seiner Zeit den Lorbeerkrantz davongetragen hätte“ (. . . eust emporté le chapeau de laurier devant tous les

1) Dazu bemerkt Ste. Garde, ein Gegner Boileau's und Verfasser einer „Défense des beaux esprits de ce temps contre un satirique“ 1675, mit Entrüstung „Voilà une belle marque de jugement que de louer un voleur, tel que Villon, condamné (encore par grâce) à être banni!“ (Oeuvres de Boileau ed. Berriat-Saint-Prix Bd. II.)

2) Abgedruckt in Oeuvres de Villon ed. Longnon p. CX ff.

poetes de son temps), wenn er an Fürstenhöfen gelebt hätte“. Seine Werke sind so voll von „tausend schönen Farben“, dass sie, meint Marot, auch in Zukunft fortleben werden. Freilich sollte auch Villon dem Übereifer der Dichter der Pleiade zum Opfer fallen. Du Bellay erwähnt ihn nicht in seiner „Deffense et illustration de la langue françoise“ und verwirft die von Villon gepflegten mittelalterlichen Gattungen als „episseries qui corrompent le goust de nostre langue“. 1542 erscheint die letzte Ausgabe von Villon's Werken.

Villon hatte aber stille Verehrer unter den Altertumsforschern wie Fauchet und den Dichtern, die unabhängig von dem klassischen Ideal im 17. Jahrhundert die „poésie gauloise“ pflegten. So erhält sich das Andenken Villon's bis zur Zeit der Romantiker, des Wiederauflebens des Interesses am Mittelalter. Die Romantiker haben ihn wieder zu Ehren gebracht. Théophile Gautier setzte ihm ein Denkmal in seinen „Grotesques“ (1832). Die wissenschaftliche Forschung nahm die vor drei Jahrhunderten von Marot begonnene kritische Herausgabe und Erklärung der Werke Villon's wieder auf.¹⁾ Einige Gedichte, in denen Villon die geheimsten Falten seines gequälten Herzens erschlossen, sein körperliches und seelisches Elend mit ergreifender, oft schauerlicher Wahrheit geschildert hat, finden einen Wiederhall bei den Lesern auch zu einer Zeit, wo die zahlreichen Anspielungen auf Zeitgenossen und zeitgenössische Verhältnisse, an denen seine Werke besonders reich sind, längst nur mit Mühe verstanden werden.

Das Wenige, was wir über Villon's Leben wissen, entnehmen wir seinen Werken, den Lais (Vermächtnisse, gewöhnlich Petit Testament genannt), dem Testament (Grant Testament) und lyrischen Gedichten. Manch dunkle Punkte hat erst die neuere Forschung erhellt: königliche Gnadenbriefe, Gerichts- und Parlamentsakten lassen uns in die Tiefe des Elends blicken, in dem Villon sich bewegt hat und beleuchten unheimlich das Bekenntnis des Dichters, das wir am Anfang des Grant Testament lesen:

En l'an de mon trentiesme aage²⁾
Que toutes mes hontes j'euz beues . . .

1) Beste Ausgabe der Werke Villon's: Oeuvres complètes de François Villon par Aug. Longnon. Paris, Lemerre 1892. — G. Paris, François Villon (Les grands écrivains français). Paris, Hachette 1901 (neuere Litteratur das. S. 189); ders. Villoniana Romania XXXI p. 357 ff. (sprachliche und metrische Beobachtungen. Textkritische Bemerkungen); G. Gröber, Grundriss der roman. Philologie. Französische Litteratur S. 1161 f.

2) G. Paris (Romania XXX S. 362) liest „en l'an trentiesme de mon aage“, weil Villon sonst nie *a*, in Hiatus als Silbe zählt.

Der Dichter ist 1431 in Paris geboren. Sein Vater, den er früh verloren haben muss, hatte zwei Zunamen „des Loges“ und „Montcorbier“, die wir aus den Akten der „Faculté des arts“ der Pariser Universität und zwei Gnadenbriefen von 1455 und 1456 kennen lernen. In der einen Urkunde wird der Dichter als „maistre François des Loges, autrement dit de Villon“ bezeichnet.¹⁾ Der Name „de Villon“ kam ihm von einem Oheim Guillaume de Villon, Kanonikus der Stiftskirche von St. Benoît le Bestourné, bei dem er wohnte und dem er als seinem „plus que pere“ ein treues Andenken bewahrt hat. Sein Vater, sein Grossvater Orace waren arm:

„Sur les tombeaux de mes ancestres
Les ames desquelz Dieu embrasse,
On n'y voit couronnes ne ceptres.“ (Gr. Test. Str. XXXV.)

Seine Mutter, die 1461, als Villon sein Testament verfasste, noch lebte, schildert er als „pauvrette et ancienne“ in einem Gebet an die Jungfrau Maria von wunderbarer Einfachheit und Innigkeit, das er ihr in seinem Testament vermacht:

„Femme ie suis pourette et ancienne
Qui riens ne sçay; oncques lettres ne leuz;
Au monstier²⁾ voy dont suis paroissienne
Paradis peint où sont harpes et luz,
Et ung enfer où dampnez sont boulluz:
L'ung me fait paour, l'autre ioye et liesse“ . . . (Gr. T. v. 893—8.)

Villon wohnte bei seinem Oheim in unmittelbarer Nähe der Sorbonne, deren Glocke er von seinem Zimmer aus hörte,³⁾ mitten im Quartier latin, wo die verschiedenen Hörsäle und Lehranstalten der Universität zerstreut waren. Er trat in die Faculté des arts ein, welche die Vorstufe zu den übrigen Facultäten, besonders zur theologischen, bildete. François de Montcorbier wurde 1449 baccalaureus, 1452 magister. Er scheint nach einiger Zeit ernsteren Studiums, dessen Spuren sich in seinen Werken wiederfinden,⁴⁾ bald in eine recht lose Gesellschaft geraten zu sein. Er hat später mit Wehmut und Reue an seine „jeunesse folle“ zurückgedacht und vergleicht sein selbstverschuldetes Elend mit dem beschaulichen und gennussreichen Dasein mancher Studiengenossen, die als Mönche wohlver-

1) Aug. Longnon, *Étude biographique sur Fr. Villon*. Paris 1877 S. 12 f. u. 133.

2) Die Kirche.

3) „Ce soir, seulet, estant en bonne (in guter Stimmung) — Dictant ces laiz et descriptant — J'oi la cloche de Serbonne, — Qui tousiours à neuf heures sonne — Le Salut que l'Ange predict“ . . . (Petit Test. Str. XXXV.)

4) G. Paris, *Fr. Villon* S. 43—47.

sorgt in Klöstern leben und sich's gut sein lassen, während Andere, wie er selbst, betteln und „pain ne voit qu'aux fenestres“. Die Zeit war zu ernsterem Studium wenig geeignet. Infolge des endlosen Krieges mit England und innerer Zwistigkeiten herrschte furchtbare Not und Verwilderung der Sitten im Lande, die Alain Chartier die kraftvollen, wenn auch rhetorisch gefärbten Klagen einflösst, durch die Desespérance, eine Figur des allegorischen Tractates „Consolation des trois Vertus“, den Dichter zum Selbstmord zu treiben versucht: „La chevalerie de ton pays est perie et morte, les estudes sont dissipées, le Clergié est dispers et vague et opprimé et la regle et moderation de honnesteté ecclesiastique est tournée avecques le temps en desordonnance et dissolution. Les citoyens sont despourvez d'esperance et descognoissans de seigneurie par l'oscurté de ceste trouble nuée. Ordre est tournée en confusion et Loy en desmesurée violence. Juste seigneurie et honneur deschiet, obeissance ennuie, patience fault, tout tombe et fond en abisme de ruine et de desolation.“¹⁾ In der Umgegend von Paris trieben sich wilde Banden herum, so dass die Ile de France „estoit toutte peuplée de gens pires que ne furent oncques Sarrazins“ (Journal d'un Bourgeois de Paris a. 1440). Das Universitätsviertel war der Tummelplatz einer unruhigen, bunt zusammengewürfelten Bohème und die „tavernes“ des Quartier latin der Versammlungsort von Studenten, Dirnen, sittenlosen Priestern, zu denen sich Diebe und Verbrecher gesellten. Häufige Konflikte zwischen der Universität und der Regierung, Unterbrechungen der Vorlesungen und Predigten, durch die die Universität die weltliche Macht zur Wahrung ihrer Privilegien zwang, führten zu offenem Aufruhr unter den Studenten. Gerade die Jahre 1451—53 waren besonders stürmisch, reich an tragi-komischen Ereignissen, die wir aus Gerichtsverhandlungen vom Jahre 1453²⁾ in ihren Einzelheiten kennen. Wir erfahren, dass die Studenten, die mit der Polizei in offenem Streite lagen, sich grober Ruhestörungen schuldig machten und die Polizei wegen willkürlicher Verhaftungen, Beleidigung des Rektors der Universität und Gewaltthätigkeit von der Universität verklagt wurde. Die Studenten hatten sich eines Ecksteins, der vor einem wohlhabenden Bürgershaus stand und vom Volkswitz als Pet-au-Diable bezeichnet wurde, bemächtigt und ihn in ihrem Quartier aufgepflanzt. Der Polizei, die den Stein in die Cité fortgeschafft hatte, wurde er gewaltsam entrissen und auf dem „Mont

1) Oeuvres de Maistre Alain Chartier par André Du Chesne. Paris 1617 S. 275 f.

2) Ausg. von Longnon Einleit. S. XXXV—LIII.

Saint-Hilaire“ wieder aufgestellt. Ein anderer Stein wurde auf den Mont Sainte-Geneviève geschafft, „a grosses bandes de fer et par plastre“ festgemacht und allnächtlich von Tanzenden umschwärmt „a fleutes et a bedons“; die Vorübergehenden und besonders die „officiers du Roy“ wurden gezwungen die Wahrung der Privilegien des Steines, der mit dem blumenbekränzten Pet-au-Diable das Palladium der studentischen Freiheiten geworden war, feierlich zu schwören. Als die Polizei diesem Unfug ein Ende machen wollte, fand sie den einen Stein mit einem Rosmarinkranz (chapeau de rosmarin) geschmückt. Noch andere Vergehen wurden den „escoliers“ zur Last gelegt. Nicht allein zogen sie Nachts durch die Strassen und schreckten die Bürger aus dem Schlafe auf durch den Ruf „tuez, tuez“; sie rissen Hacken von den Fleischerladen und die kunstvollen Aushängeschilder und Wahrzeichen bürgerlicher Häuser, die durch ihre seltsamen Namen und Darstellungen ihre Phantasie anregten: die „Truie qui file“ wurde mit dem „Bären“ in Gegenwart des „Hirschen“ vermählt und der „Papagei“ dem Paar als Hochzeitsgeschenk verehrt. Alle diese „choses qui sont detestables“ führten zu Konflikten mit der Polizei. Vierzig Studenten wurden verhaftet, vom Rektor der Universität feierlich zurückgefordert und im Triumph in das Universitätsviertel verbracht, wobei der Zug der akademischen Würdenträger von den Polizeibeamten angegriffen und auseinandergetrieben wurde. Diese stürmischen Aufzüge, die zu einer neuen Unterbrechung des akademischen Unterrichts führten, mussten die Phantasie des Magister Villon anregen; in seinem Testament erwähnt er einen leider verlorenen, von ihm verfassten „Romant du Pet au Diable“, den sein Freund Guy Tabarie „grossa“¹⁾; „par cayers est soubz une table. — Combien qu'il soit rudement fait, — La matiere est si tres notable, — Qu'elle amende tout le mesfait.“²⁾ Diese Ereignisse scheinen den ohnehin zu Müßiggang hinneigenden escolier vom Studium vollends abgelenkt zu haben.

Übersehen wir die Namen der „Erben“ des Dichters, unter die er in seinen beiden Testamenten in harmlosem Scherz oder mit beissendem Witz sein Gut verteilt, so finden wir neben hohen Gerichtsbeamten, würdigen Domherrn, Kaufleuten, die Schar der „enfants perduz“, die „gracieux gallans . . . si bien chantans, si bien parlans — Si plaisans en faiz et en diz“, Schenkwirte, Dirnen, Abenteurer und Diebe, die am

1) Ins Reine schreiben.

2) Der gewichtige Inhalt wiegt die Fehler auf.

Galgen endeten. Mag er in die vornehmeren Kreise von Paris durch seinen Oheim, den würdigen Domherrn, eingeführt worden sein, seine Neigungen zogen ihn zur Bohême hin, deren Dichter er wurde. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts wird er wegen seiner Erfindungsgabe und Unternehmungslust in einem Gedichte „Les Repues franchises“¹⁾ gefeiert. Der „bon maistre François Villon“, um dessen Namen sich ein Kranz von Legenden geschlungen hatte, findet hier Mittel und Wege, um auf Kosten von Wirten und Händlern ohne Gold und Silber seine hungrigen Freunde zu sättigen.

1455 trat ein Wendepunkt in Villon's Leben ein. Aus zwei königlichen Gnadenbriefen²⁾ erfahren wir, dass er 1455 am Tage von Frohleichnam von einem Priester angegriffen wurde, wie er mit einem Freunde und einer Dirne auf einer Bank vor der seiner Wohnung nahen Kirche St. Benoît le Bestourné sass. Im Streite wurde er verwundet, versetzte dem Gegner einen Dolchstich und tötete ihn durch einen Steinwurf. Dann verliess Villon Paris, trieb sich in der Umgegend umher und erhielt, offenbar auf Betreiben seines Oheims des Domherrn, zwei Gnadenbriefe, die ihm erlaubten nach Paris zurückzukehren. Eine unglückliche Liebe, deren „tres amoureuse prison“³⁾ er zu entfliehen suchte, wohl eher die Hoffnung bei einem Verwandten seiner Mutter Unterstützung zu finden, trieben ihn aus Paris nach Angers. Vorher verfasste er seine erste grössere Dichtung die „Lais“ (Vermächtnisse, sogen. Petit Testament). Da trat eine neue Versuchung an ihn heran, der er erlag: zwei Abenteurer der schlimmsten Art, Colin du Cayeux, und der Sohn eines Edelmanns, Regnier de Montigny, der in den Akten einer Gerichtsverhandlung als „pipeur, goliardus et finaliter cecidit in profundum matorum“⁴⁾ bezeichnet wird, zusammen mit einem picardischen Priester und dem Einbrecher (magister crochetorum) Petit-Jean, bewogen Villon mit ihnen die Gelder der theologischen Fakultät, die im Collège de Navarre sich befanden, zu rauben.⁵⁾ Kaum war der verbrecherische Anschlag gelungen, als Villon einen neuen Raub vorbereitete. Er sollte in Angers einen reichen Domherrn aufsuchen und einen Anschlag gegen ihn ins Werk setzen. Villon gab jedoch den Plan auf, kehrte aber nicht

1) Früher fälschlich Villon zugeschrieben. S. Edit. Longnon LIII—LIX.

2) Edit. Longnon LIX—LXIII und Longnon, Étude Biogr. sur Franç. Villon S. 133—9.

3) Petit Testam. Str. II—VI, Str. X.

4) Longnon, Étude biogr. S. 151.

5) Edit. Longnon LXV—LXXI.

nach Paris zurück, wohl aus Furcht vor den Folgen des ersten Diebstahls. 1457 finden wir ihn am Hofe des kunstliebenden Charles d'Orléans. Seine Gegenwart im Dichterkreise des Herzogs, so befremdlich sie uns nach den eben geschilderten Ereignissen sein mag, ist bezeugt durch eine Ballade Villon's, die in einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek erhalten ist und einer Laune des Fürsten ihre Entstehung verdankt. Karl hatte in einer Art dichterischen Turniers, an dem er sich selbst beteiligte, seinen Hofdichtern die Abfassung von Balladen über ein vorgeschriebenes Thema auferlegt: „ie meurs de seuf auprès de la fontaine“, so fängt diese Ballade an, in der der Dichter zusammenhanglos Antithesen häuft, eine Wortspielerei, die das ausgehende Mittelalter von der höfischen Lyrik früherer Zeit geerbt hatte. In ebenfalls konventionellen Formen bewegen sich zwei Balladen, in denen der „povre escolier François“ die Geburt der Tochter Karls, Maria von Orléans, feiert und zugleich die Gnade des Fürsten durch die Vermittelung der neugeborenen Prinzessin anfleht. Die geschmacklosen Huldigungen blieben aber erfolglos. Einige Spuren von Wanderungen durch Mittelfrankreich bis Moulins, dem Herrschersitz des Herzogs Johann von Bourbon, haben sich in den Gedichten Villon's erhalten.¹⁾ Von Paris bis Roussillon (in Dauphiné) giebt es „weder Busch noch Gesträuch“, an dem nicht „ein Fetzen seines Kittels hängt“. (Gr. Testam. v. 200 7 ff.) Auf diesen Wanderungen lernte Villon Mitglieder eines weitverzweigten, besonders in Ostfrankreich „thätigen“ Geheimbundes von Gaunern, Dieben, den sogenannten „coquillards“ kennen. Diese wohlorganisierte Vereinigung, die von einem „roi de la coquille“ geleitet war, ist uns aus gerichtlichen Verhandlungen, die 1455 in Dijon stattfanden, näher bekannt.²⁾ Die Enthüllungen eines Mitgliedes der Coquille sind in das Protokoll aufgenommen worden und geben uns wertvolle Aufschlüsse über den Jargon der coquillards, eine seltsame Geheimsprache, reich an malerischen Wendungen, die in das jammervolle Dasein dieser Elenden blicken lässt, für die die Erde „la dure“, der Tag „la torture“, die Hand „la serre“ heissen.

Ein uns unbekanntes Vergehen, wahrscheinlich ein neuer Diebstahl, liess Villon 1461 in Meun-sur-Loire verhaften und als Kleriker und Gefangenen des Bischofs Thibaud d'Aussigny einschliessen. Aus dem Dunkel des Kerkers schickt er an seine Freunde die Ballade „Aiez pitié,

1) S. G. Paris, Villon S. 60 f.

2) S. Marcel Schwob, le jargon des Coquillards en 1455 (Mém. de la Soc. de Linguist. de Paris, tome VII).

„aiez pitié de moy“ mit dem wehmütigen Refrain „le lesserez la, le povre Villon?“ (ed. Longnon S. 111 f.). Hier verfasste er ein ergreifendes Zwiegespräch in Balladenform zwischen seinem Leib und seinem Herzen, das dem leichtsinnigen Dichter seine Vergangenheit vorwirft und ängstliche Mahnungen zuruft, die er mit dem Hinweis auf seine Jugend, das Schicksal von sich weist:

— „Dont vient ce mal? — Il vient de mon maleur.

Quant Saturne me feist mon fardelet¹⁾

Ces maux y meist, ie le croy“ . . .

(Debat du cuer et du corps de Villon v. 67—69, S. 115.)

Im Gefängnis zu Meun erreichte Villon unerwartet ein Gnadenerlass Ludwigs XI., dem er in überschwenglichen Worten dankt und unter anderm wünscht „vivre autant que Mathusalé — et douze beaux enfans, tous masles — voir . . . conceuz en ventre nupcial . . .“ (Gr. Testam. Str. VIII, IX).

Nach einem ersten kurzen Aufenthalt in Paris, wo er sich unsicher fühlte, verfasste Villon sein Hauptwerk, le Testament (sogen. Grant Testament). 1462 treffen wir ihn wieder in Paris, wo er in die Bande seiner gefährlichen Freunde zurückfällt. Er verfasst für sie in dem Jargon der Coquillards sieben Balladen, die in einer für uns schwer verständlichen Sprache die Genossen warnt vor „ces coffres massiz“ (Kerker) und dem Galgen „que le grand Can ne vous face essorer“, „qu'au mariage ne soiez sur le banc — Plus qu'un sac de plastre n'est blanc.“²⁾ Noch einmal gerät Villon ins Gefängnis wegen eines Diebstahls, dann infolge einer Zivilklage der theologischen Fakultät, welche die Auslieferung der ihr einst geraubten Summe von 120 Goldthalern verlangte. Seinen Freunden verdankte Villon zwar die Freiheit, gleich darauf aber wurde er nach einem nächtlichen Gelage in eine Schlägerei verwickelt und verhaftet.³⁾ Jetzt schien er dem Tode verfallen zu sein. In der schauerlichen Ballade des Pendus schildert er sich bereits als am Galgen hängend und bittet die Vorübergehenden um Mitleid. Aber das Parlament nahm das Todesurteil zurück und verbannte Villon auf 10 Jahre aus Paris.

Von da an verlieren wir die Spur Villon's. Eine Anekdote in Rabelais' Pantagruel lässt ihn in St. Maixent (Poitou) eine Mysterien-

1) Last, Päckchen.

2) „Dass die Sonne (grand Can, von Khan) euch nicht austrockne“. „Dass ihr nicht beim Henker auf dem Schafott (banc) weisser seid als ein Sack voll Gips“.

3) S. G. Paris, Villon p. 68 f.

aufführung leiten und an einem unglückseligen Mönch, der sich weigerte, priesterliche Gewänder für die mitwirkenden Schauspieler zu liefern, grausame Rache nehmen. Mit der Rabelais eigenen Kaltblütigkeit und Objektivität wird erzählt, dass Villon auf den gemächlich auf seinem Maultier dahinreitenden Mönch die Schar der als Teufel verummten Schauspieler hetzte, wobei der Unglückliche von dem scheu gewordenen Tiere zu Tode geschleift wurde.

In diesem trostlosen Dasein, dessen jammervolle Einzelheiten den Hintergrund zu Villon's Dichtung bilden und als Zeitbilder von Interesse sind, ist der Dichter seelisch nicht untergegangen. Zu hohem Gedankenflug ist er zwar wenig veranlagt und sein Lebenstraum ist der eines Darbenden, unstät Umherirrenden, dem ein genussreiches Dasein, stille Behaglichkeit, die ihm stets versagt war, als die höchsten Güter des Lebens erscheinen. Von sinnlichen Trieben hin und hergezerrt, den Lockungen des Lasters unterliegend, sehen wir ihn willenlos von einer Niederlage seines besseren Ichs zur anderen fortgerissen. Mit der Beweglichkeit impulsiver, sinnlicher und dabei willensschwacher Naturen, wechseln in ihm die Stimmungen. Sein Leben ist ein Ringen zwischen dem Geist und dem Fleisch, aber freilich ein Ringen ohne tragische Grösse. Er fühlte selbst diesen Zwiespalt seines Wesens und war sich selbst ein Rätsel „ie congnois tout, fors que moy-mesmes“ ist der Refrain einer Ballade (Poésies diverses, ed. Longnon p. 136 f.). Sein Herz ist weichen Regungen und zarten Empfindungen zugänglich. Seines Oheims und Beschützers, Guillaume de Villon, gedenkt er in rührenden Worten der Dankbarkeit; er nennt ihn seinen „plus que pere — qui esté m'a plus doux que mere“ (Gr. Test. Str. LXXVII). Für seine „arme Mutter“, deren kindliche Frömmigkeit er innig und schlicht zu schildern weiss, schreibt er ein Gebet an die Jungfrau Maria, die einzige Zuflucht für ihn und die Mutter, „la povre femme“

Qui pour moy ot douleur amere,
Dieu le scet, et mainte tristesse. (Gr. Test. Str. LXXIX.)

Neben den abstossenden Gestalten der „grosse Margot“, der „Belle Heaulmiere“ und anderer Dirnen, durchzieht seine Werke die Erinnerung an eine reinere, innigere Liebe, die er nicht vergessen kann. Anmutig schildert er das trauliche Zusammensein mit der Freundin:

„Quoy que ie luy voulsisse dire
Elle estoit preste d'escouter,
Sans m'acorder ne contredire;
Qui plus ¹⁾, me souffroit acoter

1) = et qui plus est, noch dazu.

Joignant d'elle, pres m'acouter¹⁾
 Et ainsi m'aloit amusant
 Et me soufroît tout raconter,
 Mais ce n'estoit qu'en m'abusant²⁾.

Dieser Liebeskummer — überall nennt man ihn „l'amant remys et regnyé“ — hat ihn zu Tode verwundet und auf seinen Grabstein lässt er die Worte schreiben:

Cy gist et dort en ce sollier³⁾
 Qu' Amours occist de son raillon
 Ung povre petit escollier
 Qui fust nommé François Villon . . . (Gr. Test. Str. CLXV.)

Den unglücklich Liebenden widmet er folgende Strophe voll zar-
 testen poetischen Reizes:

Item donne aux amans enfermes⁴⁾
 Sans le lay maistre Alain Chartier⁵⁾
 A leur chevez, de pleurs et larmes
 Trestout fin plain un benoistier
 Et ung petit brin d'esglantier
 Qui soit tout vert, pour goupillon⁶⁾
 Pourveu qu'ilz diront ung psautier
 Pour l'ame du povre Villon. (Gr. Test. Str. CLV.)

Villon's Werke zerfallen in lyrische Gedichte, von denen er einen Teil in sein Hauptwerk kunstvoll verwoben hat, und zwei grössere Dichtungen, „les Lais“, „le Testament.“⁷⁾

Beide Testamente sind in Strophen von je acht Achtsilbbern verfasst, deren einfache, festgefügte Form den Dichter zwingt, sich kurz zu fassen und im Allgemeinen vor den nichtssagenden Formeln und der Weitschweifigkeit wahren, der nur wenige Dichter des Mittelalters entgehen.

Er beginnt sein erstes Testament, die „Lais“, mit der feierlichen einleitenden Formel, erklärt dass er Paris verlässt, um den Banden einer unglücklichen Liebe zu entfliehen und vorher zu Weihnachten, zur Zeit

1) Mich ihr nähern, mich an sie anlehnen (Text nach G. Paris, Villon p. 41).

2) Söller, die Kapelle von St. Avoye, die Villon scherzend sich als Begräbnisstätte aussucht und die in einem oberen Stockwerke sich befand.

3) Geschoss.

4) Krank.

5) Gefeierter lyrischer Dichter des XV. Jahrhunderts (c. 1385 bis c. 1430 siehe Piaget, Romania XXX, 316—51).

6) Weihwedel.

7) Eine genauere, historisch begründete Einteilung der Werke Villon's gibt G. Paris, Villoniana (Rom. XXX, S. 355 f.)

„wo die Wölfe von Wind leben und man wegen der Kälte zu Hause beim Feuer sitzt“ sein Testament verfasst. Es folgen dann nach der Anrufung der Dreieinigkeit und der Jungfrau Maria die testamentarischen Bestimmungen. Guillaume de Villon vermacht er seinen Ruhm (mon bruit), seiner Geliebten „qui si durement m'a chassé“ lässt er sein Herz

.. . . mon cuer enchassé¹⁾

Palle, piteux, mort et transy.“ (Petit Test. Str. X.)

Es folgen harmlose Scherze, zu denen die Aushängeschilder von Wirtshäusern und Kaufläden und die Wahrzeichen von Patrizierhäusern reichlichen Stoff liefern: einem Metzger vermacht er „le Mouton“, „le Boeuf Couronné“, „la Vache“, ein Trinker erhält „le Trou de la Pomme de Pin“; andern überlässt er imaginäre Güter, dem Einen hundert Franken „prins sur tous mes biens“, einem Andern ein Schloss; „zwei armen Klerikern, die Latein sprechen, ruhigen, friedfertigen Kindern, die bescheiden sind und ordentlich singen beim Chorpult“ schenkt er die Zinsen des Hauses eines uns unbekanntes Guillot Gueldry „en attendant de mieulx avoir“. In dieser Arbeit unterbricht ihn das Läuten der Glocke der nahen Sorbonne

„qui tousjours à neuf heures sonne

Le Salut que l'Ange predit;

Si suspendis et mis cy bonne,²⁾

Pour prier comme le cuer dit. (Pet. Test. Str. XXXV.)

Wie er wieder schreiben will, ist die Tinte gefroren und die Kerze erloschen; er schläft ein und sein Werk bleibt ein Fragment.

1461 griff Villon dasselbe Thema wieder auf und erweiterte und vertiefte es.

Das Testament (Grant Testament) beginnt mit einer wohlkomponierten Einleitung. Der Dichter steht im dreissigsten Lebensalter, nachdem er „alle seine Schande gekostet“ („que toutes mes hontes j'euz beues“ v. 2). In der Erinnerung an die eben verbüsste schwere Kerkerhaft gedenkt er zunächst des Bischofs, dem er sein Elend verdankt. Er wünscht ihm nichts Böses und betet für ihn „das siebte Verslein aus dem Psalm Deus laudem“ und überlässt es dem Leser nachzuschlagen: „fiant dies ejus pauci et episcopatum ejus accipiat alter“ heisst es im Bibeltext. Nachdem er dem König für die ihm gewährte Hülfe gedankt, erklärt er seinen Entschluss, sein Testament zu schrei-

1) „In einem Reliquienschrein.“

2) = borne „hielt hier inne“.

ben, weil er sich schwach fühlt „mehr an Geld als an Gesundheit“. fügt er scherzend hinzu. Er bekennt seine Sünden und hofft auf Gottes Gnade. Hätte ihm das Glück zugelächelt wie Andern und hätte er trotzdem gesündigt, so wäre er der Erste, sich zum Feuertod zu verdammen; so aber:

„Necessité fait gens mesprendre
Et fain saillir le loup des bois.“

Seine Jugend ist verflogen

„Il ne s'en est à pié allé
N'à cheval; hélas! comment don?
Soudainement s'en est vollé
Et ne m'a laissé quelque don.
Allé s'en est et je demeure, .
Povre de sens et de savoir,
Triste, failly, plus noir que meure,¹⁾
Qui n'ay n'escus, rente, n'avoir.“ (v. 173—9.)

Sein Herz möchte zerspringen, wenn er an die verlorenen Jahre zurückdenkt, wo er die Arbeit flog „wie ein böser Junge“. Und er erinnert sich der Jugendfreunde: die Einen sind arm wie er selbst, Andere leben wohlgenährt in Klöstern, Andere sind „tot und starr; Nichts bleibt von ihnen zurück. Mögen sie Ruhe im Paradiese genießen.“ Doch besser elend leben als „avoir esté seigneur — Et pourrir soubz riche tombeau“. Der Todesgedanke bemächtigt sich seiner Seele. Auch ihn wird der Tod einst erreichen, da er kein „Engelssohn ist und keine Sternenkronen trägt“:

„Mon pere est mort, Dieu en ait l'ame;
Quant est du corps, il gist soubz lame²⁾ . . .
J'entens que ma mere mourra,
— Et le scet bien, la povre femme, —
Et le filz pas ne demourra.“ (Gr. Test. Str. XXXVIII.)

Die Todesahnung, das „vanitas vanitatum“ flösst dem Dichter seine ergreifendsten Verse ein. Villon steht hier unter dem Einfluss der Vorstellungen seiner Zeit. Das 15. Jahrhundert hat mit furchtbarer Gewalt die Vergänglichkeit alles Fleischlichen, die finstere Macht des Todes empfunden und ausgedrückt. Die menschliche Vernunft, die von den Banden der Tradition und der Autorität sich zu befreien anfang, sah mit erschreckender Deutlichkeit das Hinfallige der damaligen Gesellschaft, des Rittertums und der Kirche, der Stützen der mittelalterlichen Kultur, ohne die Kraft und den Willen zu haben, den morschen

1) Brombeere.

2) Was den Leib betrifft, so liegt er unter dem Leichenstein.

Bau zu zerstören und Neues aufzubauen. Es war eine Zeit zersetzender Kritik und Satire, die Zeit der Narrenspiele und der Totentänze, wo die Menschen in Blindheit und Torheit dem Tode und der Verwesung entgegenzutaumeln schienen, den Lockungen, der grausigen Aufforderung zum Tanze des Todes folgend.

So beschreibt Villon in düstern Farben, mit schauerlicher Wahrheit das Werk der Zerstörung:

„Et meure Paris et Helaine
 Quiconques meurt, meurt à douleur
 Telle qu'il pert vent et alaine;
 Son fiel se creve sur son cuer,
 Puis sue, Dieu scet quelle sueur!
 Et n'est qui de ses maux l'alege:
 Car enfant n'a, frere ne seur,
 Qui lors voulstat estre son plege.¹⁾

La mort le fait fremir, pallir,
 Le nez courber, les vaines tendre,
 Le col enfler, la chair mollir,
 Jointes²⁾ et nerfs croistre et estendre.
 Corps femenin, qui tant est tendre,
 Poly, souef, si precieux,
 Te faudra il ces maux attendre?
 Oy, ou tout vif aller es cieulx.“ (Str. XL, L.)

Dann lässt er in der köstlichen, stimmungsvollen „ballade des dames du temps jadis“ Frauengestalten der Sage und Geschichte, halbverklungene und halbverstandene Namen an uns vorüberziehen; sie Alle sind dahingegangen; „mais où sont les neiges d'antan“ ist der Refrain dieser Strophen, die wie eine ferne Melodie geheimnisvoll verklingen. Am Schluss des Testamentes taucht der Todesgedanke noch einmal auf. Der Anblick der Knochen und Schädel, die in offenen Hallen und Säulern im Kirchhof „des Innocents“ aufgehäuft waren, während an den Wänden eine berühmte Darstellung des Totentanzes, der „Danse Macabré“, die Macht des Todes schilderte, regt die Phantasie des Dichters an:

„Quant je considere ces testes,
 Entassees en ces charniers.
 Tous furent maistres des requestes.
 Ou tous de la Chambre aux deniers³⁾
 Ou tous furent portepaniers⁴⁾

1) „Der für ihn eintreten möchte“.

2) Gelenke.

3) Verwaltung der königlichen Schatullengüter.

4) Lastträger.

Autant puis l'ung que l'autre dire,
 Car d'evesques ou lanterniers
 Je n'y congnois riens a redire.

Et icelles qui s'enclinoient
 Unes contre autres en leurs vies,
 Desquelles les unes regnoient
 Des autres craintes et servies,
 La les voy toutes assouvies, ¹⁾
 Ensemble en ung tas pesle mesle.
 Seigneuries leur sont ravies;
 Clerc ne maistre ne s'y appelle.“ (Str. CXLIX, Cl.)

In den „Regrets de la Belle Hëaulmiere“ ²⁾ hören wir die Klage der Frau, die mit grausamer Ironie die Zerstörung ihrer einstigen Schönheit durch das Alter und die Laster an ihrem eigenen Leibe schildert:

„Ainsi le bon temps regretons
 Entre nous, povres vielles sotes,
 Assises bas, a croupetons ³⁾
 Tout en ung tas comme pelotes,
 A petit feu de chenevotes ⁴⁾
 Tost allumées, tost estaintes;
 Et jadis fusmes si mignotes.“

und sie ermahnt in der folgenden Ballade die jungen Freundinnen die Zeit der Jugend auszunutzen. Wer solche Verkommenheit sieht, fährt der Dichter fort, sollte von der Liebe ablassen. Denn auch diese Frauen waren einst unschuldig, bis die Liebesleidenschaft sie zur Sünde verführte. Beispiele der Sage und Geschichte, die Erzählung eines persönlichen Erlebnisses schildern die verhängnisvolle Macht der Liebe. Feierlich sagt der Dichter sich von der Liebe los — „Ma vielle ay mis soubz le banc“ ⁵⁾ — und schliesst die Einleitung seines Testaments mit einer Schilderung seines Elends und der Erklärung, seinen letzten Willen aufsetzen zu wollen. Es folgt die übliche Anrufung Gottes und der Jungfrau Maria und die Aufzählung der „Vermächtnisse“. Seine „arme Seele“ übergibt er der Dreieinigkeit, seinen Leib:

„A nostre grant mere la terre;
 Les vers n'y trouveront grant gresse:
 Trop luy a fait fain dure guerre.

1) Zur Ruhe gebracht.

2) Frau eines Waffenschmiedes. Text nach Longnon u. G. Paris, Villon S. 140.

3) hockend.

4) Hanfsplitter.

5) „Hab' die Leier unter die Bank gelegt“ = habe mich aus der lustigen Gesellschaft zurückgezogen.

Or luy soit delivré grant erre: 1)
De terre vint, en terre tourne." (Gr. Test. Str. LXXVI.)

Seinem „plus que pere“, dem Dombherrn, vermacht er seine Bibliothek und den „Romant du Pet au Diable“, der „in Heften unter einem Tische liegt“ und ein Hauptbestandteil des Büchervorrats war, seiner Mutter jenes schlichte Gebet an die Jungfrau Maria, das sie für den verlorenen Sohn beten soll, seiner Geliebten Rose ein Liebeslied. Die übrigen Vermächtnisse sind teils harmloser Natur, wie die des ersten Testaments, teils verbirgt sich hinter dem ausgelassenen Scherz eine satirische Absicht: einem Schenkwirt verspricht er den schuldigen Wein zu bezahlen, „doch wenn er seine Wohnung findet, ist er schlauer als ein Wahrsager“, drei armen Waisenkindern — in Wirklichkeit sind es alte Wucherer — gibt er einen Studienplan und wünscht, dass sie gut erzogen werden, „wenn es auch Prügel kostet“:

„Chapperons auront enfourmez 2)
Et les poulces sur la sainture;
Humbles à toute créature;
Disans: Han? Quoy? Il n'en est riens!
Si diront gens, par aventure:
Veci enfans de lieu de bien!“ (Str. CXX.)

In dieser feingezeichneten Karrikatur erkennt man den hochmütigen, grausamen Wucherer, der barsch die Bitte des Dichters abschlägt „Han? quoy? il n'en est rien!“ Eine Reihe von Vermächtnissen besteht in Gedichten, das einzige Gut, das Villon wirklich sein Eigen nennen konnte. Meister Jehan Cotart, ein erlauchter Trinker, erhält die glänzende „Ballade et Oroison“, in der Vater Noas, Loth und Archetriclin, der sagenhafte Gastgeber von Kanaan, aufgefordert werden, sich der Seele des „bon feu maistre Jehan Cotart“ anzunehmen, der „tousjours crioit: Haro, la gorge m'art — Et si ne sceut oncq sa seuf estanchier“. Einem Parlamentsprokurator schenkt er die „Contreditz Franc Gontier“, eine Widerlegung der Ditz Franc Gontier des 1381 verstorbenen Philippe de Vitry, der ein idyllisches Bild der glücklichen Armut des Bauern Franc Gontier und seiner Frau Helaine entworfen hatte. Diesem kümmerlichen Dasein stellt Villon das üppige Leben eines dicken Dombherrn entgegen, den er sieht:

„sur mol duvet assis . . .
Lez un brasier, en chambre bien natee, 3)

1) Reise, grant erre „rasch“, sogleich“.

2) (Ins Gesicht) drücken s. G. Paris, Villoniana Romania XXX, S. 366.

3) Mit Matten belegt.

A son costé gisant dame Sidoine
Blanche, tendre, polie et atintee ¹⁾
Boire ypocras a jour et a nuitte
Rire, jouer, mignonner et baiser.

Was ist dagegen die Idylle Franc Gontier's und seiner Helaine unter dem Rosenstrauch, mögen auch „alle Vögel von hier bis Babylon“ dazu singen: sie essen grobes Schwarzbrot und trinken Wasser das ganze Jahr lang. „Il n'est tresor que de vivre à son aise.“ — Den Findelkindern (Enfans Trouvez) gibt er nichts, „die verlorenen muss er trösten“. In zwei Gedichten warnt er sie vor den Folgen des Leichtsinns, der seinen Freund Colin de Cayeux an den Galgen gebracht hat und alles Geld wandern lässt „tout aux tavernes et aux filles“. ²⁾ Nachdem er bald in harmlosem Scherz, bald mit satirischer Absicht seine Vermächtnisse verteilt hat, bestimmt der Dichter feierlich die sechs Testamentsvollstrecker und ihre Stellvertreter und bezeichnet als die von ihm gewählte Begräbnisstätte scherzhaft die Kapelle von Sainte-Avoye, die einzige in Paris, wo Niemand begraben werden konnte, weil sie in einem ersten Stockwerke lag.

„De tombel riens; je n'en ay cure
Car il greveroit le plancher. (Str. CLXIII.)

Die grosse Sturmglocke „qui n'est de voirre“ ³⁾ soll bei seinem Begräbnis läuten, obgleich „Aller Herzen erbeben, wenn sie ertönt“. Nachdem er die Totenfeier bis ins Einzelne geordnet, nimmt er in einer letzten Ballade Abschied vom Leben und lädt seine Freunde zu seinem Begräbnis ein:

Icy se clost le Testament
Et finist du povre Villon.
Venez à son enterrement,
Quant vous orrez le carrillon,
Vestuz rouge com vermillon
Car en amours mourut martir . . . (v. 1996—2001.)

Ein mutwilliger Scherz „wisst Ihr was er that beim Abschied: er trank einen Schluck Rotwein, als er die Welt verlassen wollte“ ist sein letztes Wort. Das Testament musste in den Kreisen der „escolliers“ und „bazochiens“, die jede Anspielung auf die Personen und Zustände der Zeit verstanden, grossen Anklang finden. Wenige Jahre später, wahrscheinlich 1465, ahmte der geistreiche königliche Steuerrat für

1) Geputzt.

2) Ballade de Bonne Doctrine à ceux de mauvaise vie, ed. Longnon S. 93 f.

3) Glas.

Limousin, Henri Baude,¹⁾ in seinem „Testament de la Mule Barbeau“ Villon's Testament nach. Das Maultier des Gerichtsdieners Barbeau beschreibt sein körperliches Elend und vermacht die einzelnen Teile seines Leibes, wobei wie bei Villon satirische Ausfälle sich zu harmlosen Scherzen gesellen. Der Beginn:

„Mon corps premier, qui jadis fut si beaulx . . .
Veul estre mis au ventre des corbeaulx“,

die Bestimmung von drei Metzgerhunden als Testamentsvollziehern, erinnern auch in der Form an Villon. Derselbe Baude hat in einem merkwürdigen Genrebild, den „Lamentations Bourrien, chanoine de Saint-Germain“, Villon's „Contreditz Franc Gonthier“ nachgeahmt. Ein von seiner Geliebten verlassener „chanoine bien gras“ sucht sich im Spiel mit dem Kinde, das ihm die Treulose zurückgelassen hat, zu trösten. Der Anfang des Gedichtes, das den Kanonikus im Bette schildert, wie er dem Kinde pfeift und singt und es springen macht, ist in der Form dem Beginn von Villon's Ballade nachgebildet. Auch sonst zeigt sich bei Baude und Villon derselbe satirische Geist. Während aber Villon die Fülle seiner Beobachtungen frei verarbeitet und zum Kunstwerk umzugestalten weiss, bleibt Baude, der in Amt und Würden war, im Banne von Standesvorurteilen und Standesinteressen befangen; seiner Satire haftet das zeitlich Vergängliche an.

Wir begreifen, wesswegen diese Dichtungen, in denen Scherz und Ernst, rohe Spässe und Cynismen, zartes Empfinden, fromme Herzensergüsse und ausgelassene Lieder in geistvoller Weise miteinanderverwoben sind, von dem Zahn der Zeit so wenig gelitten haben. Die gefeierten Dichter des ausgehenden Mittelalters gefielen sich in der Überwindung technischer Schwierigkeiten, die Poesie wurde wie die Gotik der Zeit kraus, bizarr und unwahr. Selbst die gemütvolle Dichterin Christine de Pisan musste der Mode folgend, obgleich die Erinnerung an ihren toten Gatten ihr Herz erfüllte, einen Cyklus von Liebesliedern in dem konventionellen Stil der damaligen Lyrik dichten. Die Poesie wurde zu einem geistreichen Spiel mit Reimen und konventionellen Gedanken und Bildern. Die Gefühle und Ideen hüllten sich in kunstvolle Allegorien, die zu entziffern für den scholastisch gebildeten Leser der Zeit genussreich sein mochte; für unseren modernen, natürliches Em-

1) Les vers de Maître Henri Baude . . . publiés par Quicherat, Paris 1856.
— Vergl. G. Gröber, Französische Litteraturgeschichte (Grundriss der romanischen Philologie) S. 1161 f.

pfinden und unmittelbare Anschauung erstrebenden Geschmack haben die luftigen Gebäude dieser Allegorien ihren Reiz verloren. Auch in Villon's Werken findet sich der Einfluss der zeitgenössischen Dichtung. Die Huldigungsgedichte an Karl von Orléans, die Ballade, in der Villon die einzelnen Teile seines Körpers auffordert, dem Parlament für die ihm gewährte Freiheit zu danken und die Zähne lauter in Dank erklingen sollen „als Orgel, Trompete und Glocke“, das Herz sich spalten soll vor Rührung, eine Ballade, die aus Sprichwörtern besteht, eine andere, die alle Fertigkeiten des Dichters aufzählt mit dem Refrain „je congnois tout fors que moy mesmes“, eine Ballade in Antithesen, alle diese Erzeugnisse höfischer Lyrik bilden den vergänglichen Teil der Werke des Dichters. Seinem Wesen nach ist Villon ein Realist. Er wirft einen scharfen, eindringlichen Blick auf die ihn umgebende Welt und in sein Inneres. Der Kreis seiner Betrachtungen ist eng. Paris, das Quartier Latin, damals besonders eine Welt für sich mit ihrem bunten Getriebe, ihrer eigenartigen Bevölkerung, ist das eigentliche Feld seiner Beobachtung. Hier kennt er jeden Stein, jede Strasse, jedes Hausschild. Er besitzt die Gabe, die nur der wahre Künstler hat, den charakteristischen Zug an Menschen und Dingen zu erfassen und mit epigrammatischer Kürze zu zeichnen; er beschreibt nicht kleinlich, umständlich und zwecklos. Jeder Zug wird durch das innere Mitempfinden des Dichters belebt. Die Bilder sind bald heitere, ausdrucksvolle Skizzen, bald abstossende, bald ergreifende Zerrbilder der Wirklichkeit. Wir sehen die drei Wucherer „die Mütze auf dem Kopf, die Daumen im Gürtel“ dastehen, die „cuidereaux d'amours transsis — chaussans sans meshaing fauves botes“, ¹⁾ die Pariserinnen, die „auf dem unteren Saum ihres Kleides hocken in Kirchen und Klöstern“ und sich Neuigkeiten erzählen, die „povres vielles sotes“, die am Feuer gekauert sitzen und an die schöne Zeit der Jugend zurückdenken. Ein Zug genügt, um die Ungleichheit der Menschen im Leben der Gleichheit im Tode entgegenzustellen:

Et icelles qui s'enclinoient
Unes contre autres en leurs vies,
Desquelles les unes regnoient,
Des autres craintes et servies:
La les voy toutes assouvies
Ensemble en ung tas pesle mesle . . . (Gr. Test. Str. CI.)

In der Ballade des Pendus wird das Verletzende der Selbstironie, die den eigenen Leib zum Gegenstand einer Darstellung von unerbitt-

1) „Sterblich verliebte Stutzer, die bequeme gelbe Stiefel tragen“ (Gr. Test. v. 1973 f.).

lichem Realismus wählt, durch die Seelenangst des Dichters und durch die schaurige Totentanzstimmung gemildert:

La pluye nous a buez¹⁾ et lavez
 Et le soleil desechiez et noircis;
 Pies, corbeaux nous ont les yeux cavez,²⁾
 Et arrachié la barbe et les sourcilz.
 Jamais, nul temps, nous ne sommes assis³⁾ . . .
 Puis ça puis la comme le vent varie,
 A son plaisir sans cesser nous charrie,
 Plus becquetez d'oiseaux que déz à coudre.
 Ne soiez donc de nostre confrairie,⁴⁾
 Mais priez Dieu que tous nous vueille absouldre

Envoi

Prince Jhesus, qui sur tous a maistrie
 Garde qu'Enfer n'ait de nous seigneurie:
 A luy n'ayons que faire ne que souldre.
 Hommes, icy n'a point de mocquerie,
 Mais priez Dieu que tous nous vueille absouldre!"

Überall dringt das Empfinden des Dichters unverfälscht hervor. Dieser persönliche Zug seiner Werke ist es, der ihn dem modernen Leser näher bringt. Nicht allein führt er sich handelnd in seine Werke ein und beschreibt seine äussere Erscheinung; wir sehen ihn bei der Arbeit, die Glocke der nahen Sorbonne unterbricht ihn beim Schreiben, er redet mit seinem Freund Fremin, dem er im Bette liegend seinen letzten Willen diktiert. Alles was er dichtet, bezieht sich auf ihn, seine Erlebnisse und die seiner Freunde füllen sein Werk. Sein Individualismus wird aber nie aufdringlich. Falsche Sentimentalität und romantische Selbstvergötterung sind ihm und seiner Zeit fremd. Bescheiden, demütig bekennt er seine Schwächen, mit zarter Zurückhaltung, aber mit Innigkeit spricht er von seiner Mutter, seinem Oheim und Erzieher. Es ist ein Stück leidender Menschheit, das uns in Villon's Werken wahr und schlicht entgegentritt.

Villon ist kein Neuerer gewesen, kein Vorläufer der Renaissance, obgleich seine klare Auffassung der Dinge uns modern anmutet. Er ist im Banne der religiösen und sittlichen Ideen seiner Zeit befangen: seine naive Frömmigkeit ist durchaus aufrichtig; sie hält ihn zwar von den schlimmsten Verirrungen nicht zurück, in aufrichtiger Reue erhofft er aber Rettung allein von der Gnade Gottes. Das klassische Altertum ist für ihn nicht, wie für manche seiner Zeitgenossen, eine Quelle tie-

1) beuchen.

2) aushöhlen.

3) In Ruhe.

4) Zunft.

ferer Erkenntnis, die zur christlichen sich gesellt, aber als von ihr wesensverschieden empfunden wird. Wir finden bei ihm nichts von der feurigen Begeisterung, vom Heisshunger nach Erkenntnis um ihrer selbst willen, die eine Christine de Pisan beseelt und ihr die schönen Worte eingibt: „O gent bien conseillie, o gent eureuse! je dy à vous, les disciples d'estude de sapience, qui par grâce de Dieu et de bonne fortune ou de nature estes appliqués à encerchier la haultesse de ta clere resjouissant estoille, c'est assavoir sapience, prenés diligemment che trésor, buvés de celle claire et saine fontaine. Car quele chose est à homme plus digne que science? . . . Si ne vueilliés resongnier nul labour ou paine, vous champions de Sapience; car, se vous le avés et bien en usés, vous estes nobles, vous estes riches, vous estes tous parfaits.“¹⁾ Villon ist kein „champion de Sapience“. Wissen ist für ihn der Weg, der zu reichen Pfründen, einem sorgenfreien Leben führt. In einem Punkte aber steht er an der Schwelle einer neuen Zeit. Der Gedanke, sein von Kummer und Reue wundes Herz, seinen von Hunger und Krankheit gequälten Leib, die kleinen Erlebnisse seines ruhmlosen Daseins zum einzigen Gegenstand seines Dichtens zu machen und die Hoffnung, für ein solches Werk Leser und Bewunderer zu finden, die Fähigkeit, sich selbst zum Objekt künstlerischer Darstellung zu machen, sich mit grausiger Selbstironie im Tode am Galgen hängend darzustellen, das sind Züge, die nur in einer Zeit denkbar sind, die den Menschen als Individuum von seiner Umgebung loszulösen beginnt, den Dichter nicht mehr auffasst als den Hüter und Übermittler einer poetischen Tradition, sondern als ein bevorzugtes Wesen, das die Fähigkeit und das Recht hat, eigene Erlebnisse und Empfindungen in poetischer Form für sich und Andere auszudrücken. Andere Dichter vor Villon hatten Züge ihres Lebens in ihre Werke verwoben: Adam de la Hale hat sich und die Seinen in seine romantische Komödie „le Jeu de la Fenillée“ als Mitwirkende eingeführt, aber es handelte sich um eine Belustigung in einem Kreise von Bekannten; die Anspielungen auf Freunde und Zunftgenossen erhöhten den Reiz des Gelegenheitsstückes. Villon haben Elend und Schmerz, Liebeslust und Liebespein erst zum Dichter gemacht. Von ihm wie von dem wesensgleichen Paul Verlaine gelten die Worte des letzten Biographen Villon's, G. Paris: „ohne sein selbstverschuldetes Elend hätte er nicht in unsere Herzen den Stachel eindringen lassen, der das seinige zerriss.“

1) Christ. de Pisan, Livre de policie citiert in Kervyn de Lettenhove, Oeuvres de Froissart, Bruxelles 1870, I p. 235.

Beiträge zur Geschichte Albrechts von Hohenberg aus dem Vatikanischen Archiv.¹⁾

Von

Alexander Cartellieri.

Im Anschluss an die von mir 1897 begonnene Verzeichnung des Konstanzer Materials in den Registerbänden des Vatikanischen Archivs zu Rom²⁾ bearbeitete nach meiner Rückkehr in die Heimat Herr Kurt Schmidt im Auftrage der Badischen Historischen Kommission die Jahre 1370—83. Das Ergebnis unserer Nachforschungen findet, soweit es die Bischöfe von Konstanz betrifft, in den „Regesten“³⁾ Aufnahme. Ich war nicht wenig überrascht, aus den unter dem Namen des Papstes Klemens VII. gehenden Bullenregistern der sogenannten avignonischen Reihe Auszüge zu erhalten, in denen Graf Albrecht von Hohenberg, den ich seit dem 25. April 1359 gestorben wähnte, wieder auftauchte. Nach einigen Versuchen, den auffälligen Thatbestand anders zu erklären, lenkte ich die Aufmerksamkeit meines Herrn Mitarbeiters auf die Möglichkeit, dass Teile der Klemens VII. zugewiesenen Bände Klemens VI. zugehören könnten, eben weil Albrecht am Hofe des letztgenannten Papstes weilte. Bald wurde meine Vermutung bestätigt. Laut der mir gewordenen Auskunft lässt sich schon auf Grund äusserer Merkmale (Schrift, Wasserzeichen) feststellen, dass die einzelnen Lagen verschiedener Päpste gleichen Namens durch einander gebunden sind. Als ich darauf hin in dem inhaltreichen Buche von Valois über das grosse Schisma nachschlug, bemerkte ich, dass der Übelstand schon erkannt war. Valois schreibt⁴⁾:

1) Vergl. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. 14 (1899), 481: Kleine Beiträge zur Geschichte Graf Albrechts von Hohenberg und Matthias von Neuenburg.

2) Vgl. ebenda 13 (1893), 11—22 meinen Reisebericht.

3) Regesten der Bischöfe von Konstanz, 2. Bd., 1.—4. Lieferung. Innsbruck 1894 ff. Die den Text abschliessende Doppellieferung ist im Druck fast vollendet und reicht bis 1383.

4) N. Valois, *La France et le grand Schisme d'occident t. Ier*, préf. p. XV.

Au milieu de cahiers remplis d'actes de Clément VII sont *insérés certains* cahiers contenant des bulles de Clément VI, voire de Clément V. Er verweist zum Beispiel auf den tomus 64 Klemens VII., Blatt 533 und ff.; tomus 69, Blatt 198 und ff. Hierzu füge ich erklärend hinzu, dass Valois die mit jedem Papste neu beginnende Bandziffer *anwendet*, ich dagegen die durchlaufende der avignonischen Reihe benutze.

Es würde überflüssig erscheinen, an dieser Stelle von *neuem* den arglosen Forscher vor ebenso unangenehmen als schwer zu *vermeidenden* Irrtümern zu warnen, wenn nicht die Auszüge selbst die *Lebensge-*schichte Albrechts von Hohenberg um kleine Züge bereicher*ten*. Der schwäbische Graf hat das Schicksal gehabt, in unseren Tagen *im* Kreise der Historiker hochberühmt zu werden durch eine Chronik, die *er*, wie man jetzt ziemlich sicher behaupten kann, nicht verfasst hat, *die* Chronik des Matthias von Neuenburg. Fern sei es mir, die *ungemein* verwickelten Fragen, die sich an die Verfasserschaft knüpfen, und die zu den scharfsinnigsten Vermutungen Anlass gegeben haben, *auch nur* zu berühren. Die Litteratur ist sehr zerstreut. Einen Hinweis auf die wichtigsten Schriften habe ich am Schluss meines kurzen Überblicks in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 45 (1900), 731—733 gegeben. Inzwischen haben die Regesten der Bischöfe von Konstanz das Jahr 1356 überschritten (Nr. 5218 ff. 5221) und man gewinnt jetzt einen deutlicheren Einblick in die Verhältnisse, unter denen Albrecht zum dritten Male vergeblich den Versuch machte, das Konstanzer Bistum zu erlangen.

Um den geschichtlichen Zusammenhang für die unten folgenden Auszüge herzustellen, genügt es, einige Belege zu geben. Am 1. März 1342 hatte Albrecht zum letzten Male als Kanzler des kaiserlichen Hofes *geurkundet*¹⁾. Als Gesandter Kaiser Ludwigs IV. *ging* er nach Avignon, kehrte aber nicht mit seinen Begleitern zurück²⁾. Er liess sich vom Papste Klemens VI. bewegen, die kaiserliche Sache zu verraten und in seine Dienste zu treten. Solches geschah Ende 1342. Man hat nun geglaubt, der ehrgeizige Streber sei während der nächsten drei Jahre in Avignon gewesen³⁾.

1) Albertus Dei gracia comes de Hohenberg, imperialis aule cancellarius, bezeugt, dass er einen Brief des Pfalzgrafen Gottfried von Tübingen für die Abtei Bebenhausen (Actum et datum in Bebenhusen 1302, 4. non. april., ind. 15.) gesehen hat. Datum per copiam 1342, kal. marcii, ind. 10. Kopialbuch Bebenhausen Bl. 49 b im Staatsarchiv Stuttgart; Crusius, Annales Suevici 2, 240.

2) K. Wenck, Albrecht von Hohenberg und Matthias von Neuenburg, Neues Archiv 9 (1884), S. 56 und die übersichtliche Tabelle S. 98.

3) Wenck S. 56.

Das war aber nicht der Eall. Am 3. März 1344 urkundet er zusammen mit dem Grafen Berthold von Sulz in Freiburg i. B. wegen 400 Mark Silber, die ihnen der Landkomtur Deutschordens schuldig war¹⁾. Zur Ergänzung dieser Urkunde dienen die vatikanischen Notizen, aus denen hervorgeht, dass Albrecht damals, als die päpstliche Kanzlei die Schreiben ausfertigte, in oder bei Wien (Nr. 1 und 2) und in oder bei Konstanz (Nr. 3) weilte. Es sei daran erinnert, dass er unter anderen sehr zahlreichen und einträglichen Pfründen auch die St. Stephanspfarrkirche in Wien besass²⁾.

1) 1344 Februar 12.

Clemens VI. S. Crucis et S. Marie Schotorum in Wienna Pataviensis diocesis monasteriorum abbatibus ac Alberto de Hohenberg canonico Constantiensi mandat, quatenus Annam natam Johannis de Gottersprunn puellam litteratam Pataviensis diocesis in monasterio S. Jacobi de Wienna ordinis S. Augustini in canonicam et sororem recipi faciant. Datum Avinione II. id. febr., a. II^o (Prudentum virginum).
Reg. Aven. 224, 189 b.

2) 1344 Februar 12.

Clemens VI. S. Crucis et S. Marie Scothorum in Wienna Pataviensis diocesis monasteriorum abbatibus ac Alberto de Hohenberg canonico Constantiensi mandat, quatenus Heinricum de Swemwert scolarem Pataviensis diocesis in monasterio Neunburgensi³⁾ prope Viennam ordinis S. Augustini in canonicum et fratrem recipi faciant.
Datum Avinione II. id. febr., a. II^o (Cupientibus vitam).
Reg. Aven. 224, 237 a.

3) 1344 Juni 26.

Clemens VI. Bertholdo dicto Spuol clerico Constantiensi beneficium ecclesie cum cura (60 lib. Turon.) vel sine cura (40 lib. Turon.) consuetum

1) Grossh. Generallandesarchiv Karlsruhe (5/293): geben zu Friburg 1344 an der nehsten mitwochen vor Oculi. Das noch hängende Siegel des Hohenbergers ist stark beschädigt. Man erkennt aber noch die beiden Hifthörner, das Hohenberger Wappen. Darüber befindet sich anscheinend eine sitzende Gestalt, die ein Buch in der linken Hand hält. Das Siegel ist demnach das eines der Kirchenämter Albrechts.

2) Gerbert, Historia Silve Nigre 2, 125 zum Jahre 1342. Regg. Konstanz 2 Nr. 4763 zu 1345 Okt. 19.

3) Klosterneuburg.

ab olim clericis secularibus assignari ad collationem prepositi et capitali ecclesie in Zovingen¹⁾ Constantiensis diocesis pertinens reservat.

Datum Avinione VI. kal. iul., a. III^o (Exigunt tue).

Reg. Aven. 227, 649 b Nr. 57.

In eodem modum episcopo Tergestinski²⁾ et abbati monasterii in Cruzlingen³⁾ extra muros Constantienses ac Alberto de Hohenberg canonico Constantiensi capellano, sedis apostolice.

1) Zofingen bei Konstanz.

2) Triest.

3) Kreuzlingen.

Reiseeindrücke vom Grossen St. Bernhard aus dem Jahre 1188.

Von

Alexander Cartellieri.

Es wird immer eine anziehende Aufgabe sein, in den verschiedenen Zeiten zu verfolgen, welchen Eindruck die gewaltige Alpennatur auf den reisenden Menschen macht. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint vielleicht die nachstehende kleine Mitteilung willkommen. Die Quelle, aus der wir schöpfen, ist freilich längst gedruckt, aber niemand dürfte anders als durch Zufall darauf aufmerksam werden. Ausserdem ist das gleich zu nennende Buch längst nicht auf allen öffentlichen deutschen Bibliotheken vorhanden. Als 2. Band der *Chronicles and Memorials of the reign of Richard the First* gab W. Stubbs 1865 heraus: *Epistolae Cantuarienses, the letters of the prior and convent of Christ Church, Canterbury, from 1187 to 1199*; London, in der Sammlung der sog. *Rolls Series*. Diese in verschiedener Hinsicht, unter andern als getreue Schilderung des päpstlichen Gerichtsverfahrens und der Kurie überhaupt¹⁾, sehr lehrreichen Briefe verdanken ihre Entstehung dem langen

1) Bruder Johann schreibt über die Schwierigkeiten, in Rom Recht zu finden: Nr. 209, S. 194: *Romae omnes Romanos inveni, et dominus papa [Clemens III.] Romanus est, natione videlicet et genere. Nec miremur si Romani sint indigenae, quia ex curiae qualitate etiam alienigenae Romani fiunt.* — Nr. 232, S. 214: *Salva sanctorum reverentia dixerim, qui in ea (sc. curia Romana) conversantur, non est de quo sperare possint oppressi. Es folgen Klagen über die Habsucht der Kurialen. Bellua multorum capitum est (sc. curia, nach Horaz Epp. I, 1, 76.) Nihil unquam studiosius agendum videtur, quam ut ab ejus faucibus, licet non sine laesione, eripi valeamus.* — Nr. 248, S. 230: *Ablativus proprie, ut dicit Priscianus, Romanorum est, non dativus. Vielleicht bietet sich mir Gelegenheit, an anderem Orte auf diese so bezeichnenden Urteile zurückzukommen.*

und erbitterten Streite zwischen dem Erzbischofe von Canterbury und dem Konvente der Christuskirche daselbst. Ursprünglich handelte es sich um die von jenem geplante, von diesem bekämpfte Gründung eines weltlichen Chorherrenstiftes in Hakington bei Canterbury. Bald aber zog die Fehde immer weitere Kreise und spaltete die englische Geistlichkeit in zwei Lager¹⁾. Die zahlreichen, deswegen gewechselten Briefe sind in der von Stubbs gedruckten und eingeleiteten Sammlung erhalten. Der Konvent gab sich naturgemäss die grösste Mühe, den Papst für sich zu gewinnen. Gleich nach dem 9. Januar 1188 sandte er vier Brüder an Klemens III. Am 20. desselben Monats waren sie in Saint-Omer: *in crastino profecturi quantum corpora nostra pati poterunt vel jumenta*. (Brief Nr. 165, S. 140.) Unter ihnen befand sich Bruder Johann von Bremble, der eifrigste Verfechter der Sache des Konvents, dessen Briefe nach dem Urteil des Herausgebers (Introd. S. LXIII) die besten des Bandes und sämtlich sehr lesenswert sind. Von den Beschwerden des Reiseweges entwirft Johann dem Subprior Gottfried ein Bild, dem es sicher nicht an Anschaulichkeit mangelt. Wir glauben, den Mönch vor uns zu sehen, wie er auf dem Grossen St. Bernhard²⁾ mit erstarrten Fingern in die Tasche greift und die Tinte im Horn eingefroren findet³⁾.

Zur genaueren Zeitbestimmung des im Auszug folgenden Briefes dient, dass Johann und seine Genossen am 27. Februar in Rom eintrafen (Nr. 205)⁴⁾.

Gaufrido subpriori frater Johannes In Monte Jovis positus, hinc coelos montium suspiciens, hinc infera vallium abhorrens, coelo jam vicinior et fidentior audiri, „Domine“, inquam, „restitu me fratribus meis, ut annunciem illis, ne et ipsi veniant in locum hunc tormentorum.“⁵⁾ Loca namque tormentorum non immerito nuncupaverim, ubi terram saxeam glacierum marmora consternunt, ubi pedem figere non est, immo nec sine periculo ponere, et mirum in modum cum

1) Vgl. Norgate, *Angevin Kings* 2, 437.

2) In Nr. 204, S. 188 wird erwähnt: *sacerdos quidam, nuncius praepositi Sancti Bernardi de Monte Jovis*. Vergl. im übrigen über den Pass A. Schulte, *Geschichte des mittelalterlichen Handels* 1, 96 ff. und oft.

3) Zu dem hängenden Tintenfass vgl. Wattenbach, *Schriftwesen*, 3. Aufl., 225.

4) Zur Beurteilung der Reisegeschwindigkeit kann man die Stelle bei Gervasius von Canterbury, ed. Stubbs, 1, 423 heranziehen. Dort wird erzählt, wie ein Bote mit einer vom 17. März 1188 datierten Bulle Klemens' III. (*J. — Löw*. 2 Nr. 16179) am Karfreitag 15. April in Canterbury eintrifft, „in tribus septimanis et IIII diebus a Roma veniens.“

5) Wie Stubbs bemerkt, nach Lukas 16, 28 in der Geschichte des armen Lazarus.

in lubrico stare non possis, in mortem corrui si labaris. Hic manum in peram conjeci, ut sinceritati vestrae vel syllabas unas exararem, invenique atramentarium a renibus dependens humore sicco repletum et indurato. Sed nec digitos movere potui ad scribendum. Barba quoque gelu rigabat, et de spiritu oris concreto glacies prominebat prolixior. (Nr. 197, S. 181.)¹⁾.

1) Es sei gestattet, hier eine weitere geographische Notiz anzureihen. In Nr. 292, S. 276 erzählt Bruder Johann, wie er im Januar 1189 unter grossen Gefahren von Mortara bezw. Pavia nach Rom zurückkehrte: Sumarium domini prioris in Alpihus ulterioribus, in monte videlicet Bardunensi, amisi. Unde Senam [Siena] veniens . . . Inzwischen ist eine A. Schulte gewidmete Arbeit erschienen: Ludw. Schütte, Der Apenninenpass des Monte Bardone und die deutschen Kaiser. Mit einer Karte. Berlin 1901 (Hist. Studien veröff. von Ebering, 27. Heft). Vgl. die lehrreiche Besprechung von J. Jung in den Mitteil. des Österr. Inst. 23 (1902), 307 bis 311. Unsere Stelle bestätigt die Ansicht Schütte's (S. 27 Anm.), dass ein Pass der ganzen Gebirgslandschaft den Namen gab. Beim heutigen Bardone begann ehemals der Aufstieg der Strasse, die von Parma nach Pontremoli führt, und die heute nach der Passhöhe von La Cisa genannt wird.

Zeugnisse zur Pflege der deutschen Litteratur in den Heidelberger Jahrbüchern.

Von
Reinhold Steig.

Der Anteil Heidelbergs an der Entwicklung der deutschen Litteratur vor hundert Jahren ist bereits zu einem festen Kapitel der deutschen Litteraturgeschichte geworden, das jedoch noch vieler Hände Arbeit zum inneren Ausbau nötig hat. Ist von der Heidelberger Romantik die Rede, so treten, wie billig, die wichtigen romantischen Werke in den Vordergrund, die im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts dort entstanden sind, rings von litterarischen Gegenwirkungen und von journalistischen Bemühungen für oder wider sie umgeben, die in der Badischen Wochenschrift und der Einsiedlerzeitung, sowie im Morgenblatt und der Jenaischen Litteratur-Zeitung sich geltend machten. Hinzuzuthun zu diesem Bilde aber ist diejenige Pflege und Behandlung der deutschen Litteratur, die in den Heidelberger Jahrbüchern ihrer Zeit angestrebt und zum Teil auch mit Erfolg durchgeführt wurde. Dieser vollbelaubte Zweig damaliger Heidelbergischer Bethätigung ist nicht so deutlich sichtbar für unser Auge, weil er eben nur als ein Zweig aus dem stattlichen Baume hervortreibt, der die philologisch-historischen Gesamtbestrebungen trägt und neben dem wieder, ebenso frisch und kräftig, andere Stämme aufwachsen, die von den Philosophen, den Medizinnern, den Juristen, den Mathematikern gepflanzt und aufgezogen wurden.

Dieser glückliche Aufwuchs war die belebte und wieder belebende Folge der Neuverfassung der Heidelberger Hochschule, die allen Gliedern und Fächern derselben frisches Blut zugeführt hatte. Die neue geistige Kraft musste danach streben, auch nach aussen hin litterarisch, kritisch, wissenschaftlich in die Erscheinung zu treten. Göttingen, Jena, Halle,

Leipzig hatten ihre Litteratur-Zeitungen, durch die das öffentliche Urteil in Deutschland mitbestimmt wurde. Auch das Heidelberger Kuratorium wünschte eine litterarische Anstalt dieser Art zu besitzen. Die Verhandlungen kamen 1807 zum Abschlusse, und „im Oktober 1807“ wurden von Heidelberg aus in die Tagesblätter (z. B. Intell.-Bl. Nr. 23 zum Morgenblatt) und an einzelne Persönlichkeiten die Ankündigungen versandt, die das Erscheinen der „Heidelberger Jahrbücher“ im Verlage von Mohr und Zimmer für das neue Jahr 1808 in Aussicht stellten.

In derartigen Anstalten nehmen die philologisch-historischen Disziplinen, und was mit ihnen zusammenhängt, naturgemäss einen breiten Raum ein, weil in ihnen sich schliesslich doch die Gelehrten, trotz all ihrer besonderen, weit auseinander gehenden Fachstudien, wie auf gemeinsam erworbenem und gemeinsam zu verteidigenden Boden wieder zusammenfinden. So auch bei der Einrichtung und Ausgestaltung der Heidelberger Jahrbücher. Dadurch fiel Friedrich Creuzer, als dem offiziellen Vertreter dieser Richtung, der überwiegende Einfluss zu. Er erzählt selbst in seinen Erinnerungen aus dem Leben eines alten Professors, wie er seine Stellung nahm. Wichtig sind dafür auch die ungedruckten Briefe Creuzers an Karl August Böttiger, die sich auf der Königlichen Bibliothek in Dresden befinden. Böttiger war ein wissenschaftlich bedeutender, amtlich und publicistisch äusserst einflussreicher Philolog, mit dem Creuzer, seit er ihn 1798 bei seiner Durchreise durch Weimar besucht hatte, bis an sein Lebensende in Zusammenhang blieb. Creuzer schreibt an Böttiger immer so, dass was er mitteilt, auch öffentlich verwertet werden könne. Böttiger brauchte solche Zufüsse von allen Seiten. Wir gewahren, dass von Anfang an sich in das positive Programm der Jahrbücher eine polemische Abwehr mischte: diese war gegen Voss und seine Partei gerichtet.

Es tauchte nämlich im Laufe des Jahres 1807 eine Reihe von Plänen zur Beschaffung eines gelehrten Blattes auf. Ein Professor Seeger kündigte eine politisch-literarische Zeitung an, wozu die Heidelberger Gelehrten Beiträge liefern würden: nach Creuzers Urteil „ein guter Mann, aber gewiss nicht gemacht so etwas zu unternehmen; hier weis auch kein Professor von der Sache, und jeder augurirt eine bald sterbende Fehlgeburt“ (an Böttiger 10. 1. 1807). Als dann der unglückliche preussische Krieg den Fortbestand der Universität Halle ins ungewisse stellte, wurde erwogen und in öffentlichen Blättern berichtet, dass die Professoren Schütz und Ersch mit der Hallischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung nach Heidelberg übersiedeln würden. „Wir wissen“,

schrrieb aber Creuzer am 15. März 1807 an Böttiger, „officiell noch nichts davon. Indessen würde ich mich dieser wichtigen Acquisition in jedem Betracht freuen. Schütz kenne ich als meinen ehemaligen Lehrer aus persönlicher Bekanntschaft und ein Literator wie Ersch wäre dem Institut wie der Universität ein grosser Gewinn“. Dies alles blieb jedoch ohne Folgen.

Um so ernster und gefährlicher für Creuzer aber erwies sich ein dritter Versuch: nämlich die Jenaische Litteratur-Zeitung mit ihrem Redakteur Eichstädt, der Voss ergeben war, nach Heidelberg zu verpflanzen. Diese unverhältnismässige Verstärkung der gegnerischen und Schwächung der eigenen Position konnte sich Creuzer nicht gefallen lassen. Er erklärte sich bestimmt dawider, und durch die Begründung der Heidelberger Jahrbücher wurde die Absicht der Gegenpartei zerstört. Zwischen der Heidelberger und der Jenaer Redaktion herrschte fortan eine Spannung, die ab und zu üble Zeichen ihres unverilgbaren Vorhandenseins gab: Creuzer, Böckh und wer sonst poetisch zu Heidelberg hielt, bekam einer nach dem andern den Unmut der Jenaer zu kosten. Heidelberg trat ferner damals in Rivalität mit Göttingen und gedachte auch die in altem Geleise fortgehenden Gelehrten Anzeigen zu überflügeln. Böckhs noch nicht gedruckte Korrespondenz mit dem Minister von Reizenstein, die ich gelesen, enthält so manchen Beleg dafür. Gut stand sich Creuzer dagegen auch weiterhin mit Schütz in Halle, und in seinen Briefen an ihn von 1808 und 1809 erneuern sich die Versuche, die von Schütz redigierte Hallische Litteratur-Zeitung für Heidelberg und, was nicht so schwer war, gegen Jena einzunehmen. Nicht als ob das alles allein aus niederen persönlichen Beweggründen geschehen sei. Im Gegenteil, ein neuer, produktiver, das „Vaterland“ (wie Creuzer einmal sagt) erfassender Geist sollte die Heidelberger Jahrbücher erfüllen und wurde an den übrigen Instituten vermisst. „Das Zeitalter warnt“, heisst es schon 1807 in der Ankündigung, „und der Genius der Wissenschaften verbietet, die Kritik zu einem Mittel der Gewinnsucht, der litterarischen Partei- und Herrschaft herabzusetzen“.

Diejenigen Männer, die die Ankündigung unterschrieben und zuerst die Geschäfte führten, waren Ackermann, Creuzer, Daub, Heise, Langsdorf, Loos, Schwarz, Thibaut, Wilken. Sie bildeten das Redaktionskollegium. Und ihren Fakultäten entsprechend, erschienen die Heidelberger Jahrbücher in fünf von einander gesonderten Abteilungen: 1) für Theologie, Philosophie und Pädagogik, 2) für Jurisprudenz und Staats-

wissenschaften, 3) für Medizin und Naturgeschichte, 4) für Mathematik, Physik und Kameralwissenschaften, 5) für Philologie, Historie, Litteratur und Kunst. Nach der Ankündigung sollte mit dem ganzen Unternehmen, als einem kritischen, vorerst auch eine „doktrinelte Anstalt“ verbunden sein, und es war versprochen worden, dass den einzelnen Heften passende Abhandlungen vorausgehen sollten: eine Idee, derzufolge thatsächlich alle fünf Abteilungen ihr erstes Heft mit einer allgemeinen Abhandlung einleiteten, die dann aber später aufgegeben wurde, während wenigstens für den Umkreis der fünften Abteilung einlaufende Abhandlungen in Daub und Creuzers „Studien“ übernommen werden konnten.

Ausser der Ankündigung entstand nun noch durch gemeinschaftliche Übereinkunft der Redaktoren ein „Plan der Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur“, welcher, als Oktavdruck von vier Seiten, nur denjenigen Gelehrten in die Hände gegeben wurde, die zur Mitarbeit herangezogen werden sollten. Mir ist allein das unter Creuzers Briefen an Böttiger erhaltene Exemplar bekannt. In 18 Paragraphen werden für die Rezensenten Regeln aufgestellt, darunter eine Anzahl die sich von selbst verstehen: manche aber eigentümlich und wichtig für den Geist des neuen Unternehmens. Keine Rezension könne angenommen werden, welche von der Redaktion nicht zugeteilt worden sei. Jeder Rezensent habe sich über die Annahme der ihm vorgeschlagenen Schriften binnen acht Tagen zu erklären, widrigenfalls die Redaktion die vorgeschlagenen Schriften einem Anderen zuzuteilen berechtigt sei. Rezensionen übernommener Bücher müssten innerhalb vier Monaten eingeleistet werden, sonst würden die betreffenden Schriften als nicht übernommen betrachtet. Das rezensierte Buch aber, wenn die Redaktion es liefert, gehört nicht dem Rezensenten, sondern wird von ihm erstanden, wie auch alle Zusendungen auf seine Kosten geschehen. Über jede materielle Änderung, die der Redaktion nötig scheinen möchte, solle mit den Rezensenten Rücksprache genommen werden. Folgende Sätze sind wissenschaftlich die entscheidenden:

„Um dem Zweck, diese Jahrbücher durch innere Güte auszuzeichnen, vollkommen zu entsprechen, muss jeder Recensent den Standpunkt vor Augen haben, auf welchem die Wissenschaft steht, in welche die vorliegende Schrift eingreift. Der Leser unserer Blätter soll die Fortschritte der Wissenschaften leichter und bestimmter als aus irgend einem andern Blatte kennen lernen. Unsere Leser sollen daher wenig von dem Guten und Nützlichen, was wir in einer Schrift finden, unterhalten werden, insoferne die Wissenschaft selbst nichts durch die Schrift gewonnen hat.

Jede Recension muss freilich zugleich zu erkennen geben, ob der Verfasser seinen Gegenstand gut behandelt habe. Finden wir aber darin, bei allem guten und nützlichen, durchaus keine neue Ansichten, keine Bereicherung für die Wissenschaft, nichts ausgezeichnetes in der Darstellung, so wäre es dem Zwecke dieser Blätter zuwider, uns lange bei einer solchen Schrift aufzuhalten.“

„Vorzüglich sparsam müssen unsere Blätter im Lobe seyn. Indem wir uns hauptsächlich mit der Untersuchung beschäftigen, ob und was der Verfasser einer Schrift Neues producirt, ob die Wissenschaft durch seine Bemühung gewonnen habe? legen wir uns die Pflicht auf, das wahre Verdienst mit aller Unpartheilichkeit anzuerkennen und zu ehren. Aber Schriften, aus welchen wir nichts auszuzeichnen vermögen, was eigentlicher Gewinn für die Wissenschaft wäre, können auf unser Lob keinen Anspruch machen, wenn nicht etwa ein Schriftsteller Anerkennung des Guten neben dem Ausspruche, dass die Wissenschaft durch seine Schrift keinen Zuwachs erhalten habe, als Lob aufnehmen will.“

„Die Urtheile müssen kräftig, männlich und, wo es die Natur der Sache erlaubt, entscheidend seyn. Sie müssen Furchtlosigkeit verrathen.“

„Aber bei aller Strenge muss Humanität das erste Gesetz seyn, das bei allen Urtheilen unverbrüchlich beobachtet wird. Die Redaktion wird nichts aufnehmen, wenigstens nicht in einer Form abdrucken lassen, die jenem Gesetze zuwider wäre.“

Kein Recensent der Heidelberger Jahrbücher sollte dasselbe Buch auch noch an anderer Stelle recensieren dürfen. Für gewünschte Anonymität wird Verschwiegenheit zugesichert. Das Honorar für den gedruckten Bogen beträgt drei Ducaten, oder 16 Gulden 30 Kreuzer Rheinisch.

In den ausgehobenen Sätzen liegt eine scharfe Kritik des Wesens der übrigen Litteratur-Zeitungen damals und die feste Absicht der Heidelberger, es besser zu machen als die anderen. Man merkt wohl an mancher Verbindung ziemlich entgegengesetzter Bestimmungen, dass der „Plan“ aus einem nicht ganz leicht errungenen Kompromiss hervorgegangen ist. Indessen Vorschrift und Ausführung der Vorschrift sind überall zwei verschiedene Dinge, und Ausnahmen von den Regeln erlaubte man sich sofort auf beiden Seiten, auf der der Redaktoren und der Rezensenten. Übrigens war den Rezensionen, so sehr und vergeblich die Redakteure auch auf Kürze drängten, kein bestimmter Umfang zugemessen, und wenn nur formell durch Anknüpfung an ein vorgemerkttes Buch dem Rezensionszuschnitt genügt war, konnte sich der Verfasser,

wenn er etwas Tüchtiges zu sagen hatte, unbeschränkt in seinen Mitteilungen ergehen. Manche Beiträge der Jahrbücher sind auf diese Weise eher eine Abhandlung, als eine Rezension geworden, und eben deswegen haben sie um so grössere historische Wichtigkeit für uns. Die Rezensionen konnten also mit und ohne Namen veröffentlicht werden; die Regel war im Text „ohne Namen“. Allein die Heidelberger Professoren hatten das Sonderrecht der Selbstanzeige ihrer Werke, aber nur mit voller Namensunterschrift. Hinzu kamen die Intelligenz-Blätter für Ankündigungen, buchhändlerische Angebote, wissenschaftliche Nachrichten, Antworten und Berichtigungen bestimmt.

Die Vielheit der an der Redaktion Beteiligten hatte ihre Vorzüge und Nachteile. Die Vorzüge bestanden darin, dass die ganze Universität an dem Gedeihen der Jahrbücher ein Interesse hatte, und dass eine Vielheit persönlicher Beziehungen zu Gunsten derselben ausgenutzt werden konnte; auch war möglich bisweilen, eine Rezension, die in ihrer Abteilung aus irgend einem Grunde anstössig gewesen wäre, zur Vermeidung des Anstosses in einer verwandten Abteilung unterzubringen. Andererseits hemmte die Vielheit der Redaktoren, unter denen es flinke, eifrige und lässige gab. Jeder hatte schliesslich doch seine eigne Vorstellung von kritischer Gerechtigkeit und Parteilichkeit, von dem Zweck und Ziele der Jahrbücher, und dies schadete der scharfen Herausarbeitung eines einheitlichen Geistes, auf den sich alle Rezensenten einzurichten gehabt hätten. Auch wechselten die Personen öfters. Die Fünfteilung der Jahrbücher, in der Idee vortrefflich, führte in der Praxis doch für die Leser von damals, und die Benützer von heute, zu fühlbaren Unbequemlichkeiten. Dies alles lässt sich im Einzelnen genau erkennen und darthun. Daneben besteht zu vollem Rechte, was Creuzer in seinem Buche rückblickend auf die ersten Jahre sagte: „Mit wissenschaftlichem Eifer und Wahrheitsliebe wurde das Werk unternommen. Jenen Ehrenmännern, die sich dabei thätig erwiesen, Daub, Schwarz, Thibaut, Heise, Ackermann, Langsdorf u. A. waren alle anderweiten Motive fremd; und was Wilken und Böckh, Schlosser u. A. auf den mir bekannten Gebieten geleistet, wird sich wohl immer als gründliche Arbeit erweisen.“

Creuzer spricht so als klassischer Philolog und Professor zu Philologen und Professoren, denen er als bejahrter Mann durch Mitteilung von Erfahrungen aus seinem amtlichen Leben nützen wollte. Dieser klar zu Tage liegende Charakter seines Buches muss festgehalten werden, weil man alsdann nicht auf die falsche Suche nach Dingen geht, die nicht

darin zu finden sind. Fast ganz beiseite gelassen, oder nur in Bemerkungen angedeutet, hat Creuzer sein persönlich und litterarisch sehr enggeknüpftes Band mit der damaligen deutschen Litteratur. Darüber aber wissen wir genügend heute auch so Bescheid. Er hat als Student in Jena Schiller gehört und dessen wie Novalis' Einschriften in sein Tagebuch selbst bekannt gegeben. Es braucht ferner nur auf den grossen Einfluss hingewiesen zu werden, den in Marburg Savignys Umgang nach der litterarischen Richtung auf ihn übte, so dass er auch in die Laroche-Brentanosche Schriftstellerei und Freundschaft hineinkam. In Heidelberg, bemerkt er beiläufig einmal, habe er eine ihm von einer uralten Grossmuhme vorgesagte Volksliedstrophe aus dem dreissigjährigen Kriege den Herren v. Arnim und Clemens Brentano mitgeteilt, welche sie in des Knaben Wunderhorn aufnahmen. An Schütz in Halle empfahl er brieflich die Einsiedlerzeitung, der jeder Biedermann Beifall geben müsse. Görres, dem nur privatim dozierenden, liess er, halb gegen die Satzungen, in den Jahrbüchern das Wort zur Selbstanzeige und nachträglichen Erweiterung der deutschen Volksbücher. Mit Tieck, als er in Heidelberg 1806 erschien, befreundete er sich, mit Wilhelm und Friedrich Schlegel knüpfte er an. Seine Einladung Friedrichs, 9. 12. 1807, ist bekannt (Raich, Dorothea 1, 240). Mit keinem der Brüder Schlegel war er bisher in näheren Verhältnissen gewesen, aber innerlich hatte er sich längst ihnen verwandt gefühlt. In der Schrift von 1803 über „die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung“ zitiert er sie, und von Böttiger deswegen zur Rede gestellt, bekennt er freimütig (12. 12. 1803), dass er manche Ideen derselben über das Altertum für sehr fruchtbar, manche Ansichten für neu und interessant halte: „In meiner Schrift aber bin ich mir nicht bewusst von Ideen derselben ausgegangen zu seyn, vielmehr war ich bemüht mein Urtheil von allen fremden Einflüssen frei zu erhalten. Da ich aber in dem Laufe einer Untersuchung, wo ich so oft die griechische Poesie berühren musste, auf einigen Punkten mit Friedrich Schlegel zusammentraf, so erforderte es ja die historische Genauigkeit, diese gleichlautenden Zeugnisse unter dem Texte anzuführen.“ Die Brüder Grimm, als ganz junge Leute, zog Creuzer zu sich und seinen wissenschaftlichen Arbeiten heran, weil ihn, mitten in seinen mythologischen Forschungen, natürlich auch die nordischen und altdeutschen Religionen und Dichtungen fesselten. Und an die mit Goethe verlebten glücklichen Septembertage 1815 erinnert unvergänglich das Gingo biloba-Gedicht im Buch Suleika des Westöstlichen Divans.

Diese ungefähre Übersicht mag andeuten, wie Creuzer in den Jahrbüchern das Fach der deutschen Litteratur zu begründen und auszugestalten begann. Sein jüngerer Freund August Böckh, der nach Creuzers Weggang nach Leiden im Sommer 1809 die Redaktion der fünften Abteilung übernahm, wirkte in demselben Sinne und mit erhöhter Emsigkeit weiter. Creuzer klagte immer von Anfang an, dass ihn diese Thätigkeit zu sehr zerstreue. Und die Creuzer-Böckh'sche Tradition fand dann, als Böckh zu Ostern 1811 nach Berlin übersiedelte, in Wilken einen die Dinge sicher und nüchtern behandelnden Fortsetzer.

Im ersten Jahrgang, der im Ganzen eine lokalheidelbergische Färbung zeigt, finden wir doch schon Rezensionen von Jean Paul, Friedrich Schlegel, Arnim, Görres, Horstig aus Miltenberg (der vorher in Heidelberg privatim doziert hatte), Karl Justi aus Marburg (nach Creuzers freundschaftlicher Einschätzung „als gefälliger Übersetzer alttestamentlicher Dichter etc. rühmlichst bekannt“) u. a. Die hatte also Creuzer sich angeworben. Carl Windischmann aus Aschaffenburg, der sich mit seinen medicinisch-philosophischen Rezensionen auf der Grenzlinie mit dem Litterarischen hielt, korrespondierte fast allein mit August Böckh, noch ehe dieser an der Redaktion beteiligt war, zuerst von Böckh wegen seiner Platoarbeiten etwas mitgenommen, dann aber mit ihm bekannt geworden und innig befreundet. Nach und nach treten Jacob und Wilhelm Grimm hinzu, aber auch Gräter aus Schwäbisch Hall. Ernst Wagner aus Meiningen, dessen Talent dem Jean Paul's ähnlich geartet war. Dann Wilhelm Schlegel. Franz Horn und Solger aus Berlin. Niemals aber, obwohl öfters eingeladen, Clemens Brentano als Rezensent. Und zwischen allen geschäftlich, ja nicht bloß geschäftlich vermittelnd, helfend, ausgleichend der Verleger Johann Georg Zimmer.

Sehen wir uns diese Männer heute an, so erkennen wir historisch sofort, was an ihnen verschieden war. Unter Lebenden ist das aber für dritte Personen nicht so leicht. Gewisse Meinungsverschiedenheiten, ja Gegnerschaften zwischen den zur Mitarbeit Eingeladenen stellten sich erst allmählich ein und setzten sich bis in den Schooss der Jahrbücher selber fort. Grimms z. B. gerieten mit Gräter in ein gespanntes Verhältnis: während noch Jacob ihm die Rezension einer seiner Schriften vor dem Drucke zuschickt und ihm die Einsendung an die Jahrbücher anheimstellt, verurteilt Gräter anonym an derselben Stelle Wilhelms Altdänische Heldenlieder. Arnim wird von seinen Freunden Görres und Grimm gut, wie durch ein Versehen aber von Ernst Wagner schlecht behandelt. Mit Schlegels sucht Arnim sich immer auf gutem Fusse zu

halten: es hindert nicht, dass Friedrich Schlegel in denselben Heidelberger Jahrbüchern, die Görres' enthusiastische Anzeige des Wunderhorns brachten, eben diesem Werke ein paar stechende, von der Vossischen Gegenseite schadenfroh begrüßte Wahrheiten sagte. Durch die Jahrbücher mittelbar kam zuerst auch der Gegensatz zwischen den schon berühmten Brüdern Schlegel und den noch nicht berühmten Brüdern Grimm auf, bis er plötzlich in ihnen auch für alle Aussenstehende grell sichtbar wurde. Namentlich Wilhelm Schlegel und Jacob Grimm traten, wie sich das zeigen wird, einander hier auf demselben Boden störend in den Weg: Schlegel verdross die Tonart der beiden jungen Leute, Grimm der Wissensgrad Schlegels, der von den auf äusseren Namen-glanz bedachten Redaktionen zu Ansprüchen geradezu verzogen wurde. Gewiss, ein Name wie der Schlegelsche war sehr wichtig für die Heidelberger Jahrbücher, und Creuzers eigene Bemerkungen aus späterer Zeit beweisen, wie hoch er die „gelehrten und geistreichen“ Beiträge dieser beiden Brüder einschätzte: worin ihm Böckh und Wilken folgten. Ja wir empfangen nachstehend die Belege dafür, dass zu Gunsten Schlegels in Jean Pauls und in Arnims Rezensionen von den Heidelbergern eingegriffen wurde. So trat auch Jacob Grimm in einem Falle 1810 aus freiwilligem Selbstzwang vor Wilhelm Schlegel zurück und hatte, da er es selber nicht geheim hielt, öffentliche Missdeutung und Verdruss davon. Beide Brüder Grimm, insbesondere aber Wilhelm, mussten dann die scharfe Rezension ihrer Altdeutschen Wälder in den Heidelberger Jahrbüchern über sich ergehen lassen. Und dies Verhältnis gegenseitiger Abneigung zog sich immer weiter hin, selbst bis in Goethes Nähe, dem Boisseree, allerdings vergeblich, seine Freunde Schlegel gegen die ihm nicht recht genehmen Grimms wieder anzuempfehlen sich bemühte. Später sind Wilhelm Schlegel und Grimms so leidlich mit einander ausgekommen, aber ohne die in und neben den Heidelberger Jahrbüchern sich abspielenden Vorgänge wäre dies alles in gleichem Masse nicht verständlich.

In diesen Vorbemerkungen deute ich die Dinge nur mehr an, als ich sie für jetzt ausführe. Namentlich auch übergehe ich hier alles, was die Rezensenten zweiten und dritten Wertes anlangt, die schliesslich auch ihr Recht erhalten müssen. Es kommt mir zunächst darauf an, urkundliche Zeugnisse in einer gewissen Masse vorzulegen, aus denen und durch die eine historische Wiedererkennung der ganzen Verhältnisse ermöglicht wird. Schon die Feststellung der Autorschaft der einzelnen Rezensionen hat ihre Schwierigkeit. Die Rezensionen erschienen,

wie gesagt, ohne, selten mit Verfassernamen, aber auch mit blossen Anfangsbuchstaben, mit willkürlich gesetzten Buchstaben oder Chiffren. Diese gilt es, zum Verständnis und zur Wertbestimmung des Inhaltes, aufzulösen. Eine anonyme Rezension ist eigentlich keine Rezension; man will wissen, wer sie geschrieben hat; immer sehen wir daher, im Bereiche unserer litterarischen Überlieferung, vorkommenden Falls die Frage aufwerfen: wer ist der Verfasser? Fichte wie Treitschke wussten, was sie wollten, als sie für jeden Zeitungsartikel die Unterschrift des Verfassers forderten. Rezensionen haben eben einen subjektiven Wert, der aber nicht allein beim Rezensenten anfängt. Die Auswahl des Rezensenten für ein Buch, die wissenschaftliche Stellung die er einnimmt, seine Zugehörigkeit zu oder Abneigung vor bestimmten Gruppen seiner Wissenschaft, auch wohl menschlich für sich oder den Autor nebenher laufende Wünsche und Zwecke, all das bedingt, ohne des Einzelnen Schuld, den subjektiven Charakter einer Rezension. Dadurch gerade erhöht sich für uns das Interesse, das wir, wenn die Dinge historisch geworden sind, nun objektiv solchen Rezensionen entgegenbringen. Historisch arbeitend habe ich wenigstens die eigentlich wichtigen Züge einer anonymen Rezension und sie selbst erst dann zu verstehen geglaubt, wenn ich den Verfasser kennen lernte und die übrigen Verhältnisse übersehen konnte, unter denen sie entstanden war. Nun aber sind in den Heidelberger Jahrbüchern die Unterfertigungen in und ausser den Registern keine verlässlichen Wegweiser durch die Irre. Sie stimmen nicht genau. Es kam daher, dass diese äusseren Dinge vielfach dem angestellten Sekretär der Jahrbücher überlassen blieben, der seine Sache so gut, als ihm beliebte, machte. Oft mag aber der Sekretär selber nicht gewusst haben, wer der Verfasser einer anonymen Anzeige war, und daraus flossen dann auch irrige und ungenaue Angaben. All dies muss aufgeklärt werden, und dazu sollen die nachfolgenden Zeugnisse dienen, die ich, nicht ohne freundlich teilnehmendes Entgegenkommen von mancher Seite, allmählich aus privaten Nachlässen Arnims, Böckhs, Creuzers, Grimms, oder aus dem Besitze der Königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden gesammelt habe; manche Nachforschung nach einst Vorhandenem hat, wie es zu gehen pflegt, auch wohl zu keinem Resultate mehr geführt. Die meisten Blätter gebe ich vollständig wieder, in dem Glauben, dass auch die übrigen persönlichen oder allgemeinen Mitteilungen, die sie enthalten, der Geschichte der Heidelberger Romantik nützen werden; aus den Briefen Windischmanns und denen Creuzers an Böttiger allerdings schien es mir zu genügen nur die

einschlägigen Stellen auszuheben. Die Zeugnisse erscheinen rein chronologisch hintereinander, und ich merke nur das Notwendigste zu ihrem Verständnisse an.

1. Friedrich Creuzer an Karl August Böttiger.

Heidelberg, d. 23. October 1807.

. . Aus beiliegender Ankündigung und Plan¹⁾ ersehen Sie nun was wir hier im Literarischen . . vorhaben. Die wirklich activen Mitglieder unserer Universität arbeiten sämtlich an diesem Institute. Es kommt nun noch darauf an, dass wir bedeutende Gelehrte des Auslandes gewinnen. Daher ergeht auch an Sie, verehrungswürdiger Freund, die Bitte unser junges Institut durch Ihren Rath und Ihre Hülfe zu unterstützen. Ich nenne Ihnen vorerst kein bestimmtes Buch zum Recensiren, aber indem ich denke, dass in dem an Literatur und Kunstschätzen so reichen Dresden so manches bedeutende seltene und theuere Werk des Aus- und Inlands aus dem Gebiet der alten und neuen Kunst zuerst in Ihre Hände kommt, so zähle ich auf Ihre aus so vielen Proben erkannte Freundschaft, hoffend, dass Sie davon jezuweilen für unsre Blätter eine Recension ausarbeiten. Auch bitte ich um freundschaftliche Mittheilung Ihrer Gedanken über die Einrichtung unseres Instituts. So viel an mir liegt, wird kein Wink meines einsichtsvollen Freundes verlohren gehen . .

(Am Rande:) Voss der Vater hat an den Literarischen Jahrbüchern nicht den geringsten Theil.

Nehmen Sie die Versicherung meiner wahren Verehrung an
Ihr ergebenster

Fr. Creuzer.

2. Friedrich Creuzer an Karl August Böttiger.

(Heidelberg) d. 24. October 1807.

Da mein Brief sich verspätet hatte, so füge ich heute noch ein Blättchen hinzu . .

Ich lege Ihnen auch den Plan der Heidelb. Lit. Jahrbücher bei²⁾, nicht um Ihnen die darin enthaltenen Regeln vorzulegen (welches einem Veteranen gegenüber mir schlecht anstehen würde), sondern damit Sie doch mit der inneren Einrichtung dieses so eben aufkeimenden Instituts bekannt werden möchten . .

Ihr

Creuzer.

1) Über die „Ankündigung“ vgl. oben S. 181. — Böttigers Briefe an Creuzer sind in Karlsruhe, auf der Hof- und Staatsbibliothek, nicht vorhanden.

2) Über den „Plan“ vgl. oben S. 183.

3. Friedrich Creuzer an Karl August Böttiger.

Heidelberg, d. 10. Januar 1808.

. . Von unseren Lit. Jahrbüchern ist nun das erste juristische Heft ausgeflogen. Es geht mit den Bestellungen sehr gut, und es ist kein Zweifel, dass sie aufkommen werden. Die Bedingung, unter der Sie Ihre Theilnahme zusagen, stimmt auch mit meiner Ueberzeugung überein. Da ich indessen nicht der einzige Redacteur bin, so musste ich dem Schluss der Mehrheit folgen, welcher dahin ausfiel, dass Nennung des Namens oder Anonymität oder Chiffre jedem Recensenten freistehen soll. Mehrere Recensenten und namentlich ich werden die Namen unterzeichnen. Warum sollte ich mich auch nicht nennen? ich bin mir einer redlichen, von personellen Beziehungen freien, wissenschaftlichen Gesinnung bewusst. In meinen Beiträgen zum ersten philologischen Heft, das auch bald erscheinen wird, habe ich selbst im Widerspruch mit Vossischen Lieblingsmeinungen, diese Freiheit mir vindicirt und werde sie ferner behaupten . . Diese Achtung für jedes rechtschaffene Bemühen in der Wissenschaft suche ich und Daub auch in den Studien zu beweisen, worin wir Arbeiten von den heterogensten Denkern aufnehmen. So enthält z. B. der nächstens erscheinende 3te Band neben einer Abhandlung vom Skeptiker Fries auch eine von Görres . .

Hoffentlich werden Sie bei der oben angegebenen Einrichtung unserer Lit. Jahrb. kein Bedenken tragen, zuweilen die Beurtheilung eines bedeutenden, kostbaren antiquarischen Werks, dergleichen Ihr Dresden so viele gewinnt, für diese Blätter zu übernehmen, und ich freue mich dieser Gelegenheit von Ihnen zu lernen . .

Creuzer.

4. Bettina Brentano an Goethe.

[Frankfurt, im März 1808.]

Friedrich Schlegel wird Goethes Werke in der Heidelberger Litteraturzeitung rezensieren. Hat doch der Wolf den Hirten, endlich selbst fressen wollen.¹⁾

1) Aus der Nachschrift eines undatierten Original-Briefes Bettina Brentanos, der mit den Worten „Wer draussen auf der Taunusspize“ (Briefwechsel mit einem Kinde, 3. Aufl., S. 111) beginnt. Durch den Absatz „Die Erziehungsplane und Judenbroschüren werd ich mit nächstem Posttag senden“ weist sich dieser Brief als Antwort auf Goethes Brief an Bettina vom 24. Februar 1808 (Weim. Ausgabe IV 20, 21) aus, gehört also in den März 1808. Friedrich Schlegels Rezension der ersten vier Bände von Goethes Werken erschien im zweiten Hefte 1808 S. 145; der Druck der Hefte war im Januar 1808 wegen überhäufte Arbeit ins Stocken geraten (Görres-Briefe 7, 500). Ausser Goethe noch Adam Müller und Büschings Volkslieder (oben S. 188) von Fr. Schlegel anonym rezensiert, im Register sämtlich: „Von Fr. S.“

5. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg d. 14. Juli 1808.

. . . Creuzern meinen herzlichsten Gruss. Von Daub, dem ich dasselbe zu entrichten bitte, hab ich auf einige Anfragen wegen philosophischer Rezensionen noch keine Antwort und weiss nicht, was ich daraus machen soll. Die physiologische Rezension von Walther im nächsten medizinischen Heft der Jahrbücher wird Sie hie und da freuen,¹⁾ besonders, wo es mir etwa gelungen ist, das Scholastische wieder zu beleben . . .

Ewig der Ihrige

Windischmann.

6. Friedrich Creuzer an Wilhelm Grimm.

Heidelberg, 26. October 1808.

Recht willkommen, mein hochzuverehrender Herr, war mir Ihr Brief vom 11 mit den beiden Beilagen, und für das eine, wie für das andere sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Die Recension wird in einem der ersten Hefte des nächsten Jahres der Heidelberger Jahrbücher eine Stelle finden,²⁾ und die Verlagshandlung wird Ihnen das für den gedruckten Bogen bestimmte Honorar à 20 fl. Rheinisch notiren.

Die historische Abhandlung³⁾ kann indessen in die Jahrbücher nicht aufgenommen werden, da der enge Raum dieser Zeitung die Aufnahme von Abhandlungen überhaupt nicht mehr gestattet.

Dagegen biete ich Ihnen die Studien dazu an, wo sie bald abgedruckt werden kann. Das Honorar von den Studien ist für den gedruckten Bogen 12 fl. Rheinisch. Der Druck ist aber grösser und weitläuftiger, so dass der Unterschied des Honorars doch nicht sehr beträchtlich ist.

Haben Sie die Güte mich über Ihren Entschluss mit einigen Zeilen zu benachrichtigen.

Bei künftigen Sendungen von Packeten bitte ich Sie, sich der fahrenden Post zu bedienen.

Es wird mir recht erwünscht seyn, wenn Sie die unter uns angeknüpfte literarische Verbindung fortsetzen wollen, und ich werde die Gelegenheit nicht vorbeilassen Sie jezuweilen um neue Beiträge für die

1) Über Physiologie des Menschen mit durchgängiger Rücksicht auf die comparative Physiologie der Tiere von Ph. Fr. Walther: Medizinische Abteilung 1808, S. 218—265, im Text anonym, im Register: Von Windischmann.

2) Über der Nibelungen Lied, hg. von Fr. H. v. d. Hagen, im Jahrgang 1809, Heft 4 und 5 (Kleinere Schriften 1, 61); zu der Honorarbestimmung vgl. oben S. 184).

3) Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zu der nordischen: in Daub und Creuzers Studien Bd. 4 (Kl. Schr. 1, 92). Vgl. Deutsche Literatur-Zeitung 1902 Nr. 25 zu den Briefen an Benecke.

Jahrbücher zu bitten. Empfehlen Sie mich bei Ihrem älteren Herrn Bruder bestens. Ihr jüngerer Hr. Bruder,¹⁾ den ich gestern noch sprach, befindet sich recht wohl. Mit wahrer Hochachtung
der Ihrige

Fr. Creuzer.

7. Friedrich Creuzer an Wilhelm Grimm.

Heidelberg, d. 18. December 1808.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Beiliegenden Brief an Herrn v. Arnim geben oder senden Sie ihm doch gefälligst sogleich. Da ich seine Berliner Adresse nicht weis, so muss ich Sie, falls er abgereist wäre, mit dieser Bitte beschweren.

Ihr Zusatz zu der Abhandlung in den Studien kam zu spät. Doch ist am Ende der Abhandlung noch das Citat von Müller, Schweizergeschichte beigefügt worden.

Die andere Note soll zur folgenden Abhandlung aufgehoben werden.

Um diese bitte ich Sie nun recht sehr, denn da das Stück, was den ersten Theil Ihrer Abhandlung enthält, in diesen Tagen ausgegeben wird, so soll gleich mit dem Druck des neuen fortgefahen werden, und in dieses muss sie.

Ihre Recension erscheint nächstens. Vorläufig ist es in den Studien bemerkt worden, dass die Recension mit der Abhandlung in Zusammenhang steht.

Ich gratulire Ihrem älteren Herrn Bruder zu der literarischen Muse.²⁾ Die vaterländische alte Literatur darf nun noch schöne Früchte von Ihnen Beiden hoffen. Glücklicher Weise denken nicht alle Gelehrte so, wie der alte Eutinische Schulmonarch,³⁾ der, wie in der Griechischen und Lateinischen, so auch höchstwahrscheinlich in der alt-deutschen Literatur zum Verwundern wenig gelesen hat. Grüssen Sie Ihren Hrn. Bruder.

Aufrichtig hochachtend Ihr

Fr. Creuzer.

(Am Rande:) So wie mir wieder etwas aus dem Kreis Ihrer Forschungen vorkommt, werde ich Sie um fernere Beiträge für die Jahrbücher bitten.

1) Ludwig Grimm, der Maler, seit Anfang Juni in Heidelberg, und von da nach München gehend.

2) Mundartlich für Musse. Jacob Grimm war im Juli zum Privatbibliothekar des Königs Jerome ernannt worden.

3) Johann Heinrich Voss. Der Vorwurf der Unbelesenheit kehrt auch in Arnims Angriffen auf Voss wieder, oder vielmehr steht damit in Verbindung.

8. Friedrich Creuzer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 18. December 1808.

Ihren Unfall unterwegs, verehrtester Freund, erfuhr ich bald durch meinen Vetter,¹⁾ den Sie meinen Bruder nennen. Gottlob dass es so abgegangen ist, mit blossem Stubenarrest.

Wie sehr mir Ihre epistola ad Vossium gefallen hat in Ton und Art und in ihrer sich durchaus gleichbleibenden Haltung kann ich Ihnen nicht genug sagen. Sie machen sich dadurch um die deutsche Literatur verdient.²⁾

Lassen Sie sich nun kurz erzählen, wie es hier damit gegangen ist. Das Finale errathen Sie schon, da Sie wissen, wie ich hier gestellt bin.

Schon acht Tage vor Empfang Ihres Briefes, musste ich von Thibaut (der doch zu Vossens Feinden schwören will) die Zumuthung hören (er ist jetzt Mitredacteur): keine Ihrer Recensionen wieder mit Ihrem Namen abdrucken zu lassen.

Ich gedachte also den Brief ohne weiter bei der Redaction herumzufragen im Intelligenz-Blatt abdrucken zu lassen. Dagegen bemerkte aber Hr. Zimmer und Wilken, dass dieses zur grössesten Spaltung Anlass geben würde, da das Intelligenz-Blatt Eigenthum des ganzen Instituts sey und jedem Heft beigelegt werde. Zu einer Umfrage aber den Versuch zu machen, benahmen mir und Zimmer fernere, unter der Hand angestellte Erkundigungen (selbst Daub hielt es für unmöglich — dem Ihr Brief selbst überaus wohl gefiel) allen Muth — und so hat denn der alte Wütherich hier in loco für seine schlechten Streiche gerade den allerfreiesten Spielraum. Mehrere der Wortführer in der Redaction haben nämlich keine andere Sorge, als die Jahrbücher, durch gehörige Castrirung und Zähmung, für den grossen Haufen in dem Ruf guter Waare zu erhalten — Vaterland und Wissenschaft mögen dann zusehen, wie sie dabei zurecht kommen.

Auf obige Zumuthung Thibauts gebe ich übrigens eine factische Antwort, dadurch dass ich eine Recension von Ihnen (vom Dichtergarten) an die Spitze des 2ten philologisch-ästhetischen Hefts stelle,

1) Leonhard Creuzer in Marburg; Arnim hatte mit dem Reisewagen Unglück gehabt.

2) Gemeint ist Arnims aus Cassel, 8. Dezember 1808 „An Hrn. Hofrath Voss in Heidelberg“ erlassenes Schreiben, das im Intelligenzblatt der Jenaischen Literatur-Zeitung Nr. 3 vom 6. Januar 1809 abgedruckt ist. Arnim hatte es also auch zur Aufnahme in die Heidelberger Jahrbücher eingeschickt.

das in diesem Augenblick unter der Presse ist, das ist Alles was ich thun kann, ohne Jemand zu fragen.¹⁾

Die Recension vom Wunderhorn ist nun angelangt. Sie ist ausführlich und mitunter recht gelehrt. Nur der Anfang ist mir zu sehr im Ton der Recension von Runge's Blättern. Ich habe daher Görres um die Erlaubniss gebeten vornen das etwas zu brennende Colorit ein bisgen abzustreifen. Ich werde sorgen, dass sie nun bald kommt.²⁾

Ihre Recension von Jacobi findet, laut mehreren eingelaufenen Nachrichten, vielen Beifall, und namentlich hat mir der Pfarrer Bang in einem Gevatternbrief an mich (Mitgevatter ist Savigny) mir aufgetragen Ihnen dafür die Hand zu drücken.³⁾

Das Vossische Haus wird jetzt durch einen neuen Plan bewegt: den beehrteigten Martens in eine vacantgewordene Lehrerstelle am hiesigen Gymnasio zu bringen. Da wird stark nach Karlsruhe correspondirt mit Ewald und Graf Benzel. Ohne Zweifel geht der Plan durch.⁴⁾

Letzterer (Benzel) demaskirt sich im Jason immer mehr. Der alte Hr. Rector soll das Haupt der deutschen Philologen seyn, und die deutschen Universitäten sollen eben aufhören.⁵⁾

Ihren Brief an Voss sollten Sie doch vor allen Dingen an die Halische Literatur-Zeitung schicken.⁶⁾ Dort nimmt man ihn ja wohl am ersten auf. Zimmer meinte auch vor allen Dingen in den Hamburger Correspondenten.

Zimmern habe ich neulich gebeten, Sie um einige neue Recensionen für die Jahrbücher zu ersuchen unter andern von Seume's Miltiades. Ich vergass aber die Hauptsache. Diese besteht in der angelegentlichen

1) Rostorfs Dichter-Garten etc.: Heidelberger Jahrbücher 1809 S. 53, im Text anonym, im Register: „Von L. A. v. Arnim“. — Der Nr. 29 der Einsiedler-Zeitung hatte Arnim von Rostorf das Gedicht „Lebensweise“ vorangestellt: hierzu ist die, offenbar von Arnim selbst herrührende, Druckfehleranzeige im Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher 1808, Nr. 14, S. 452 zu berücksichtigen. Die „Lebensweise“ war Arnim handschriftlich durch Friedrich Schlegel zugekommen (Schlegel 8. 6. 1808, hg. von Walzel in der Zeitschr. f. öst. Gymn. 1889. 40, 100).

2) Wunderhorn und Runges Vier Blätter von Görres rezensiert. Eine Aufstellung der von Görres herrührenden Beiträge bei Franz Schultz, J. Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker 1902, S. 78. Vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher 1901. 10, 12.

3) Jacobi, Über gelehrte Gesellschaften; dazu zwei Gegenschriften von Rottmann und Aman: Heidelb. Jahrbücher 1808, S. 362. Pfarrer Bang in Gossfelden, der Freund Savignys, Brentanos, Grimms, war ein Vetter Creuzers.

4) Näheres darüber in den Görresbriefen 8, 46.

5) Über Graf Benzel-Sternaus Zeitschrift Jason vgl. „Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe“ 1901, S. 391.

6) Creuzer in befreundetem Verhältnis zum Herausgeber Prof. Schütz (oben S. 182).

Bitte: von Schillers Theater uns eine Kritik zu machen. Es ist mir viel daran gelegen. Thun Sie es doch.¹⁾

Sie hatten recht. In jener grausvollen Nacht ist auch nicht ein Blutstropfen geflossen —, und ich muss lachen so oft ich daran denke. Indessen hat die Affaire doch die Folge gehabt, dass hiesige Stadt ihre Garnison verloren hat, die vor acht Tagen nach Mannheim verlegt worden mit der Erklärung, es sollten keine Soldaten mehr her — nachdem hiesige Bürgerschaft vorigen Sommer eine Caserne aus ihrem Beutel erbaut hat — die sie 6000 fl. kostet. Das ist ächt Badisch.²⁾ — Adieu, lieber Freund. Vergessen Sie uns nicht, besonders auch Schiller nicht. Alle Bekannte grüssen herzlich. Aufrechtig der Ihre

Fr. Kreuzer.

9. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 21te Januar 1809.

Lieber Arnim, wenn ich nicht wüsste, dass Sie mir im Briefschreiben etwas zu gute hielten, so wäre ich wirklich in Verlegenheit, und ich bin es doch, dass ich Ihnen bisher auf Ihre drey Briefe noch keine Zeile geantwortet habe.³⁾ Vergeben Sie mirs. Jetzt nachdem ich in den heute angekommenen Blättern der Jenaischen Literatur-Zeitung Ihre Erklärung gegen Voss gedruckt gesehen habe, schiebe ich es nicht länger auf, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über dies köstliche Stück gefreut habe; beynahe so gut hat mir in Hinsicht ihrer Schlechtigkeit die Vossische Antwort gefallen.⁴⁾ Der Mann muss in seinem Uebermuth durchaus nicht gehört haben, was Sie ihm gesagt, oder alles für Spass halten. — Brentano hat mir unterdessen seine kurze Erklärung gegen Voss ebenfalls zugeschickt. Ich hoffe dass sie nächstens auch in einigen Zeitungen gedruckt erscheinen wird. Sie ist gar hübsch und Voss kann wohl bey einigen Stellen in die Verlegenheit kommen zu glauben, er

1) Für Schillers Theater war, auch vergeblich, Ludwig Tieck von Kreuzer angegangen worden (Zimmer S. 264).

2) Dies gehört zu der „nährischen kleinen Revolution“, über die Arnim an Görres (8, 39) schreibt.

3) Von diesen „drei Briefen“ Arnims enthält das Buch über Johann Georg Zimmer und die Romantiker, hg. von Heinrich Zimmer, keinen einzigen; möglicher Weise war der eine der, in welchem Arnims Schreiben „An Voss“ übermittelt wurde.

4) Voss' Antwort an Arnim, den er aber nicht mit Namen nennt, im Intelligenzblatt der Jen. Litteratur-Zeitung Nr. 5 vom 11. Januar 1809.

hätte sie selbst gemacht.¹⁾ — Wissen Sie denn, dass Eichstädt Ihre Anzeige vor dem Abdruck an Voss geschickt hat, ob er auch erlaube, sie abzudrucken? und Voss hat sie dann mit seiner Antwort zurück geschickt.

Mir hat dieser Voss seit 3—4 Monaten unsäglichen Aerger, Verdruß und auch Schaden zugefügt. Er hat unter dem Schein gutmüthiger Sorge für mich, bey Leuten die es nicht beurtheilen können, deren gute Meynung von meinem Geschäft mir aber, wie er wohl wusste, wichtig ist, dieses verdächtig zu machen gesucht und ein Geschrey angerichtet, als sey ich mit den Romantikern und Mystikern etc. verschworen und diese richteten mich zu Grunde. Durch solch allgemein verbreitetes miserables Geschwätz verleitet wäre ich beynahe zu einem Verlagsartikel gekommen, dessen ich zeitlebens mich würde geschämt haben. Baggeseus vollendeten Faust, von dem Sie ja hier schon gehört haben, habe ich drucken sollen. Anfänglich rieth mir ein Freund dazu, der es für politisch hielt, dass bey mir etwas von der Gegenparthey verlegt würde, er meynte, dann sey den Leuten das Maul gestopft. Mir schien das anfänglich selbst so und ich ging weiter als ich kluger Weise hätte gehen sollen. Baggeseus kam selbst wieder hierher. Ich bekam das Stück unter einem Vorwand in die Hände und er selbst las bey mir etwas daraus vor. Jetzt erst sah ich, was ich gemacht hatte und hätte mögen des Teufels werden. Ich lebte zwei Tage im Fegefeuer. Endlich gab mirs Gott ein den Kerl zu beleidigen: ich wollte ihm das Agio von den Louisd'ors abziehen und das hat mich vor der Selbstkreuzigung gerettet. Auch hierbey war Voss thätig, auch wieder aus anscheinend guter Meynung, aber hätten sie mich gehabt, dann hätten die Teufel sich höhnlisch ihres Schelmstreichs gefreut. Dieser vollendete Faust ist ein schändliches Ding. Voll Witz, bey dem man aber nicht

1) Die Erklärung Brentanos „Zu allem Ueberfluss an Herrn Hofrath Voss in Heidelberg, dass man keine Kirchenlieder an ihn gedichtet“, welche im Intelligenzblatt der Jen. Litteratur-Zeitung Nr. 18 vom 4. März, in der Hallischen Litteratur-Zeitung vom 8. März 1809 gedruckt ist, erschien aber im Nürnberger Correspondenten schon in der Nummer vom 30. Januar 1809. Hierauf bezieht sich, was Brentano mit durchschlagender Komik an Zimmer, am 6. Juni 1811, als dieser ihm die Rechnung dafür präsentiert hatte, schreibt (Zimmer S. 192): „Stellen Sie sich vor, wie Voss gerächt ist gegen die Anzeige in dem Correspondenten, da ich 24 G. dafür bezahlen muss und er nichts, umsomehr, da ich von der ganze Anzeige nichts mehr wusste, und wenn Arnim es mich nicht versicherte und die Rechnung, so glaubte ich, es hätte Ihnen geträumt. Ich versichere Sie, dass bis jetzt mich keine Bekanntmachung in der Welt so interessirt, dass ich 24 fl. dafür gegeben hätte, doch es ist geschehen.“

zum lachen kommen kann, vor Empörung und Schaam. Das Ding ist eigentlich gar nicht gegen die neueste Zeit, gegen die alte erste Schlegel-Tieckische und bekommt dadurch ein lächerliches Ansehen, weil die Streiche gar niemand treffen. Tieck wird gemein schändlich behandelt.

Creuzer hat mir schon lange aufgetragen Sie zu bitten, doch folgende Sachen für die Jahrbücher anzuzeigen:

Attila von Werner.

Miltiades von Seume.

Penthesilea von v. Kleist.¹⁾

Meine Frau grüsst Sie bestens. Vergessen Sie uns nicht. Unser Kind wird täglich herrlicher.

Mit stets treuer herzlicher Gesinnung

Ihr Zimmer.

(Nachschrift:) Ich lege die Abrechnung über einige im vorigen Jahrgang der Jahrbücher von Ihnen abgedruckte Anzeigen bey. Den Betrag habe ich Ihnen vorläufig gut geschrieben.

10. Achim von Arnim an Friedrich Creuzer.

Berlin d. 25. Januar 1809.

Vielen herzlichen Dank für die Zeichen Ihrer freundschaftlichen Erinnerung, die mir Ihr Brief giebt; meine Vermuthung hat mich nicht getäuscht, dass Sie der einzige in Heidelberg seyn würden, der noch meiner gedächte, von Zimmer hörte ich noch kein Wort. — Und vielleicht gehen Sie auch bald fort? Unter uns gesagt, Wolf ist der Antrag nach Landshut gemacht worden, er sagte mir aber, dass er ihn ausschläge; er scheut etwas die regelmässig vielen Vorlesungen und will auch eigentlich nur Oberdirektion und Arbeit nach Gefallen bey

1) Infolge dieses Auftrages schrieb Arnim in einem Billet, das ich besitze, an Reimer: „ferner erbitte ich mir zur Durchsicht, wenn Sie gerade diese Bücher liegen haben oder mir gefälligst verschaffen könnten: Attila von Werner, Seumes Miltiades, Kleists Penthesilea . . Ich soll das recensieren und hab noch nichts als das erste mit Augen gesehen, das ist doch zuviel verlangt;“ vgl. H. v. Kleists Berliner Kämpfe S. 176. — Nur die Attila-Rezension ist im Jahrgang 1810 S. 6, anonym, im Register von π—ς, erschienen.

der hier zu errichtenden Universität. — Dann wird Voss herrschen in Heidelberg! Es thut mir leid, denn ich habe doch wirklich viel Anhänglichkeit noch an den treuen Berg und die luftigen Schlösser. — Sie werden in der Jenaer mich und ihn gehört haben, ich lege Ihnen meine Antwort bey,¹⁾ zeigen Sie die an Zimmer, und wem Sie wollen, die schändliche Lügenhaftigkeit des Brutus im zitzenen Schlafrock tritt immer deutlicher hervor, ich hoffe doch, dass den Leuten endlich die Augen aufgehen. — Die Recension des Schillers trag ich in Gedanken, aber geschrieben ist noch nichts davon, noch hätte ich Lust Brentanos sämtliche Arbeiten vom Anfange seiner Schriftstellerey zu characterisiren, manches von ihm, das ich wieder in die Hände bekam hat mich so neu und anmuthig überrascht, dass ich auch andern die Freude gönnte und machen wollte. Glauben Sie, dass es sich für die Jahrbücher schickt? Seume's Miltiades ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. — Für Görres hab ich wenig Aussicht,²⁾ ich hoffe Savigny ist glücklicher. — Mit Brentanos Ehewesen scheint es in Landshut besser zu gehen, es überrascht und freut mich, ich wünsche Fortgang und glaube doch nicht daran. — Hier ist alles in grossen Geldverlegenheiten, ich befinde mich unter der Zahl mit, die Reise des Königs hat alle Geschäfte gestockt und allen Credit schwankend gemacht, wer vorräthiges Geld hat versteckt es lieber für die unsichere Zukunft. — Humboldt der ältere hat die Stelle als Geheimerstaatsrath über das gesammte gelehrte und geistliche Wesen noch nicht angenommen. Viele Grüsse allen Freunden und Bekannten, den Ihren vor allen.

Hochachtend

Achim Arnim.

(Am Rande:) Ist hier niemand zur Mitarbeit an den Jahrbüchern aufzufordern? Humboldt, Spalding, Woltmann, Wolf, — Solger, den Uebersetzer des Sophokles kenne ich speciell.

11. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 20. Januar 1809.

. . . Thu mir doch den Gefallen, zu Loos zu gehen und ihm nebst meinem Gruss zu sagen, ich wolle das angebotne Buch nehmen: er

1) Die aus „Berlin, 20. Januar 1809“ datierte Antwort „An Hrn. Hofrath Voss in Heidelberg“ im Intelligenzblatt zur Jenaer Litteratur-Zeitung Nr. 13 vom 15. Februar 1809.

2) Nämlich ihn in Berlin zu versorgen.

solle mirs nur schicken, auf März käme alles, was ich an Rezensionen hätte: er solle nur darauf bedacht seyn, mir einmal etwas recht angenehmes zuzuwenden, z. B. Schubert's Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft . .¹⁾)

Ewig Dein Windischmann.

12. Friedrich Creuzer an Wilhelm Grimm.

Heidelberg, d. 27. Januar 1809.

Theuerster Freund!

Die Fortsetzung Ihrer Abhandlung in den Studien wird in dem nächsten Stück, dessen Druck baldigst angefangen wird, erscheinen. Das Stück mit dem Anfang Ihrer Abhandlung ist bereits ausgegeben. An Ihrer Recension der Nibelungen in den Jahrbüchern wird so eben gedruckt und dieses Stück erscheint hier in den ersten Tagen des Februar.

Jetzt also eine neue Bitte:

Ich wünsche die so eben erschienenen

Deutschen Gedichte aus dem Mittelalter
von v. Hagen

von Ihnen für die Jahrbücher recensirt zu sehen; und Sie würden mich verbinden, wenn Sie diese Kritik doch baldigst einsenden könnten. Darum bitte ich also.²⁾)

Herr von Arnim wird wohl nun in Berlin seyn.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie mir Ihren Herrn Bruder.

Hochachtend der Ihre

Fr. Creuzer.

13. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 6. Februar 1809.

Lieber Arnim, Sie haben ohne Zweifel jetzt meinen vorigen Brief. Ich habe unterdessen noch Ihren vorwürfigen vom 25. Januar bekommen

1) Der Jahrgang 1809 enthält von Windischmann mehrere Rezensionen in der medizinischen Abteilung; darin auch, S. 393—410, seine bedeatame Anzeige von G. H. Schuberts damals Aufsehen machendem Buche.

2) Die Rezension der „Deutschen Gedichte des Mittelalters“, hg. von v. d. Hagen und Büsching, lieferte Jacob Grimm: 1809. 2, 148 (Kleinere Schriften 4, 22).

und antworte um Ihnen ein Zeichen meiner Besserung zu geben sogleich darauf. ¹⁾

Wer eins von folgenden Blättern liest, dem konnte doch wohl die Erscheinung des 2ten und 3ten Theils vom Wunderhorn nicht unbekannt seyn: 1) Hamburg. Correspondent, 2) Zeit. f. d. eleg. Welt, 3) Morgenblatt, 4) Miscellen f. d. Weltkunde, 5) Jahrbücher d. Lit., 6) Schwäb. Merkur, 7) Allgemeine Zeitung. An alle habe ich die Anzeige noch im Oktober geschickt, aber freylich ist sie in manche erst spät eingerückt worden. Wer Ihnen in Leipzig gesagt hat, die Jahrbücher würden aufhören, der müsste überhaupt von den Jahrbüchern nicht so viel wissen als Bileams Esel. Ihre Fortsetzung ist in allen Exemplaren des vorigen Jahrgang No. 14 ausführlich angekündigt ²⁾ und diese Ankündigung ist auf einem besonderen Blättchen abgedruckt allen Buchhandlungen, welche die vorige Anzeige erhalten, noch extra in starker Anzahl geschickt worden, um es ihren Kunden mitzutheilen, wenn es nicht sonst verbraucht worden ist. Dann hat diese Ankündigung auch im Hamburg. Correspondenten, der allg. Zeitung, den Miscellen, dem allgem. Anzeiger pp. gestanden und ich habe in keinem dieser Blätter eine Anzeige von der Fortsetzung der Jenaischen Literaturzeitung, der Hallischen do., gelesen und glaube doch, dass sie fortgesetzt werden. Oder können sie die Berliner Buchhändler nicht liefern? Dann kenne ich freylich die Ursache nicht, aber man bestelle sie alsdann auf der Post. Es sind von 1809 bereits 10 Hefte heraus.

In Ihren früheren Briefen, lieber Arnim, habe ich nirgends den Auftrag gefunden, Ihnen noch Exemplare des Wunderhorns zu senden, nur die Anzeige, Sie hätten sich welche in Frankfurt geben lassen. Haben Sie nun die Güte auf beyfolgendem Zettel die Anzahl der Exemplare auszufüllen, die Sie zu haben wünschen und geben Sie ihn dem Reimer, der Ihnen den Bezug derselben von Leipzig gern besorgen wird.

Ich habe seitdem wir den Abdruck Ihrer Erklärung hier haben, mit der Rudolphi noch nicht über diese Sache gesprochen. ³⁾ Brentanos

1) Der „vorige Brief“ ist der oben unter Nr. 8. Der „vorwürfige vom 25. Januar“ steht bei Zimmer S. 150; es sind aber, wie die Verteidigung Zimmers zeigt, dort die Vorwürfe Arnims fortgelassen worden. Auf den obigen Brief ist der Arnims vom 25. März 1809 (bei Zimmer S. 148 gedruckt, aber mit der irrigen Jahreszahl 1808) die Antwort, der die Attila-Rezension beigelegt war; Creuzers Bemerkung gegen Görres (8, 53): „Arnim hat auch wieder was geschickt“, meint eben diese Attila-Rezension.

2) D. h. im Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher Nr. 14.

3) Die Rudolphi unterhielt in Heidelberg eine Erziehungsanstalt, in die Brentano die Tochter seiner ersten Frau gegeben hatte.

Aufsatz ist nun auch abgedruckt, aber erst, wie ich sehe, im Correspondenten von Deutschland.¹⁾ Die Jugendblätter der Landshuter kommen nicht zu Stande. Ich weis nicht warum. Hier ist nichts Neues vorgefallen, es soll aber nächstens etwas Wichtiges vorgefallen.

Meine Frau und Kind sind gesund. Frühling haben wir hier schon gehabt. Bäume wollten blühen, es wird aber wieder Winter. Leben Sie wohl!

Ihr Zimmer.

14. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 18. Februar 1809.

. . . Freund Molitor hat eine recht wackere Charakteristik der sämtlichen schriftstellerischen Laufbahn unseres vortrefflichen Nicolaus Vogt (den Eure Curatel vor mehrern Jahren schon nach Heidelberg vocirt hatte, was er ausschlug) mir zugeschickt. Ich werde hieran aus meiner eignen genauen Kenntniss des Mannes einiges kleine ändern und hinzusezen und dann alles ins reine schreiben lassen und wüschte diese Darstellung (welche kaum einen Bogen betragen wird) in die historisch-philologischen Jahrbücher aufgenommen zu sehen, so wie dies Vogt selbst gar sehr wüschte — weit mehr als in die ver-Ast-elte Zeitschrift als worin es Molitor wolte abdrucken lassen, weil ihm oder vielmehr mir wegen seiner bis auf diese Stunde auf meine Anfragen an Daub noch keine Antwort auch nicht durch Auftrag zugekommen, was ich nun gewiss nicht mehr anders als unverholene Geringschätzung und Verachtung auslegen kann, welche ich dem sonst biederem Daub nie erwidern werde . . .²⁾

Dein Windischmann.

15. Carl Windischmann an August Böckh.

[Aschaffenburg März 1809.]

. . . Daub grüsse schönstens; ich werde anzeigen, was ich bearbeiten will. Molitors Charakteristik ist eine Rezension, keine Abhandlung; ich habe manches gute hinzugefügt: es kann also wohl abgedruckt werden und ich schicke es ein . . .

Dein Windischmann.

1) S. oben die Anmerkung auf S. 197.

2) Die ver-Ast-elte Zeitschrift ist die von Friedrich Ast herausgegebene Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Molitors „Charakteristik“, angeschlossen an N. Vogts Darstellung des europäischen Völkerbundes, erschien in den Heidelberger Jahrbüchern 1809. 2, 129.

16. Friedrich Creuzer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 1. April 1809 (Ostersamstags).

So eben komme ich von einem Abendgang aufs Schloss, wobei ich mich Ihrer erinnerte, wie wir so oft zusammen in das schöne Abendroth gesehen, so schön, wie es heute war — da fiel mir meine Sünde schwer aufs Herz, dass ich Ihnen so lange Antwort schuldig, und ich beschloss so fort, sie so viel möglich heute noch gut zu machen. Die welthistorischen, sage universalhistorischen, hochwichtigen, ja einzigen Begebenheiten, die sich seit vier Wochen dahier ereignet haben, mögen, wenn sie können, meine Saumseeligkeit entschuldigen. Die Hauptsache werden Sie nun wohl schon wissen, dass unser Böckh Professor ordinarius mit 1200 fl. geworden, weil ich nach Leyden als Professor linguae graecae gehe u. s. w. Dazwischen liegen dann nun noch mancherlei Sachen als z. B. eine Vocation für Böckh nach Königsberg mit 1200 Thalern — allgemeine Bewegung unter allen schlechtbesoldeten hiesigen Professoren, Kabale, Missgunst, Neid, und dann auch eine Braut, nämlich des Prof. Böckh (Demoiselle Wagemann von Göttingen, des Juristen Martin Schwägerin). Stellen Sie sich nun, bei solchem Discursmaterial unsere Theegesellschaften vor, unsere Abendversammlung im Hecht — so haben Sie Alles in Zeichnung und Colorit, bis auf die leiseste Schattirung.

Dass ich unserm Böckh von Herzen glückwünsche zur Stelle, werden Sie erwarten: zur Braut nicht. Es thut mir gar zu leid, dass er nun mit den Juristen so verflochten ist. Seine Wissenschaftlichkeit wird ihn vor Philistereien bewahren, aber solcher Familiennexus wirkt unvermerkt nachtheilig. Die Veränderung meiner Lage war ganz unverhofft. An Landshut konnte ich, seit ich von Buttmanns Vocation wusste, nicht mehr ernsthaft denken. Da kam mir der sehr erwünschte Ruf nach Holland. Wer Ruhe sucht und Griechische Manuscripte und die Belehrung in seinem Fach durch den Mund eines Meisters (wie dies Alles bei mir der Fall ist), der konnte sich wohl wegen der Wahl keinen Augenblick besinnen, zumal bei so freundlicher, nobler Behandlung, wie ich sie von dortaus erfahren — und so schwimme ich dann in vier Wochen mit Frau und Büchern auf dem Rhein zu den Batavern hinunter, bei denen ich wohl sterben werde. Statt in die Pfälzische Ebene, sehe ich künftig in die weite See, und stärke mir meine Augen von der Lesung der griechischen Handschriften. — Es soll mich freuen, wenn Sie meinen Entschluss eben so billigen wie Görres, der mir gestern schrieb: „ich würde in dem Lande der Philologen und Blumisten wohl

gedeihen“. Besuchen Sie mich nur einmal da drunten in dem Lande von Egmond; wäre doch schon Ihr Johann von Leyden einer solchen Reise werth.¹⁾ Den müssen Sie uns nun um so weniger vorenthalten, da ich ihn an Ort und Stelle mit verstärkter Theilnahme lesen werde.

Wir erwarten nun die von Ihnen übernommenen Recensionen, besonders über Schiller. Die Anerbietung wegen Brentanos Schriften gefällt mir. Da aber die meisten Sachen für die Jahrbücher zu alt sind, so wäre es schön, wenn Sie den Goldfaden von Brentano, der so eben mit Holzschnitten versehen erschienen ist, recensiren wollten.²⁾ Da hätten Sie denn Gelegenheiten über diesen Poeten überhaupt etwas zu sagen. Ich habe Brentano schon vor sechs Wochen geschrieben und ihn um Beiträge gebeten, bis jezt aber keine Antwort erhalten. An die Berliner Gelehrten hatte ich schon öfter der Jahrbücher wegen gedacht, allein Böckh versicherte mich immer, dass weder Wolf noch Buttman noch Spalding Theil nehmen würden. Da habe ich dann das Einladen unterlassen. Jezt aber kommt es mir überhaupt nicht mehr zu, da ich das Redaktionsgeschäft vom philologisch-ästhetischen Heft bereits an Böckh abgegeben habe, der es nun mit Wilken gemeinschaftlich fortführt. Wenn Sie die Herrn sehen, auch Hr. Schleiermacher, so bitte ich meine Empfehlung auszurichten. — Voss, der alte, hat seit Ihrer Abreise drei chirurgische Operationen ausgestanden: Zwei an der Nase, da man ihm aus jedem Nasenloch einen Polypen herausgezogen, und Eine an der Hand. Jezt ist er wieder wohl, da(gegen) kränkelt nun der älteste Sohn sehr an Hypochondrie und Gicht. Baggesen treibt < sich seit ei)nigen Tagen wieder mit den Vossischen hier herum. Eine Satyre gegen die < Romantiker > soll bei Cotta unter der Presse seyn.³⁾

A. W. Schlegels Buch über die dramatische Poesie ist zum Iten Theil fertig. Zimmer liefert überhaupt gewaltig viel Sachen auf die Messe. Er rüstet sich schon zur Reise nach Leipzig. — Die Grimms haben beide zu den Jahrbüchern recht tüchtige Beiträge geliefert. Empfehlen Sie mich dem gelehrten Uebersetzer des Sophokles Herrn Solger. — Ich werde auf meiner Reise bei Görres einsprechen. Er scheint recht

1) An einem Drama Johann von Leiden arbeitete damals Arnim schon seit Jahren.

2) Die Rezension von Brentanos Goldfaden schickte Arnim am 29. Juli 1809 an Zimmer (Zimmer S. 150). Auf den Wunsch Brentanos verfasste auch Wilhelm Grimm, beide ohne davon zu wissen, eine Anzeige, die durch Jacob Grimm an die Heidelberger Jahrbücher weitergegeben wurde. Nur diese letztere wurde abgedruckt: 1810. 2, 285. Darüber unten weiteres.

3) Gemeint ist von Baggesen „Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach“, 1810.

vergnügt zu seyn. Dr. Zimmermann hat seit einigen Tagen einen Sohn erhalten. Er geht mit Frau und Kind wieder nach Marburg zurück.¹⁾ Viele Grüsse von den Meinigen. Leben Sie recht wohl. Ihr

Fr. Creuzer.

N. S. Von Ihren Recensionen ist fast Alles abgedruckt. Die Görressische über das Wunderhorn²⁾ hat bei der Dünne der Hefte getheilt werden müssen. Die Hälfte ist bereits erschienen. Brentano hatte sie lange in Landshut gehabt; ihm so wie Savigny hat sie sehr gefallen. Adieu.

17. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg d. 5. April 1809.

. . Dein letztes Schreiben gibt mir die angenehme Aussicht, einen grösseren Wirkungskreis für die Jahrbücher zu gewinnen. Durch Loos schnelle Sorge für den Abdruck vermag ich in medizinischen Dingen manchmal ein kräftig Wort früh genug zu sagen: durch Deine Beförderung ists mir nun auch in andern Sachen erlaubt, so wie durch Daub. Sobald ich den Messkatalog erhalte, werde ich Euch vorschlagen, was mir lieb ist und manchmal auch nicht lieb, sondern nothwendig, dass es gethan werde. Ich hoffe, es soll uns gelingen, lieber Böckh, hie und da noch gutes zu stiften in dieser gleichgültigen Zeit. Molitor dankt Dir schönstens für die Einladung und wird Dir selbst schreiben, hier folgt seine von mir durchsehene und durchreiniigte Rezension von Vogt: sie beträgt trotz dem Schein doch kaum über einen halben Bogen und ich wünschte, Du liessest sie sogleich abdrucken. Die Abschrift hat lange aufgehalten . .

Ewig Dein Windischmann.

18. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 7^{ten} April 1809.

Ihren Brief vom 25^{ten} März, lieber Arnim, habe ich erhalten und danke Ihnen dafür, so wenig tröstliches er auch gebracht, ausser der Recension. Ihre Nachricht von den schlechten Aussichten für den BücherVerkauf in Ihrem Lande konnte mir nicht unerwartet seyn, dem-

1) Dr. Christ. Zimmermann, der vergeblich in Heidelberg versucht hatte sich festzusetzen, war verheiratet mit Creuzers Tochter aus der ersten Ehe seiner Frau, später Bergrat in Clausthal.

2) 1809. 1, 222; im Register: Von φ — ζ .

ohngeachtet drückt mich Ihre Bestätigung, denn selbst bey der grössten Resignation ist immer noch eine Hoffnung zu verlieren. Dass die Buchhändler dennoch gerne verlegen, kann ich mit eigenem Beyspiel beweisen: ich bringe nicht weniger als 23 Artikel zur Messe, denen ich mit schwerem und bekümmerten Herzen jetzt nachsehe. Es ist so verflucht verführerisch, man kann nicht widerstehen; auch wenn man denkt, wenn das auf einmal alles baar Geld wäre, Welch reicher Mann wärest Du. Dass es in Preussen so schlimm ist, schadet uns mehr als irgend ein Land, denn dort ist doch verhältnissmässig am meisten gekauft worden. Ich weis nicht ob ich meinen Ballen nachziehen werde. Wenn der Krieg nicht ausbricht, gehe ich ganz gewiss hin. Wie wollte ich mich freuen, wenn Sie sich verleiten liessen, mit Reimer die Reise zu machen, um dort die armen Buchhändler zu trösten. Im Ernst, lieber Arnim, kommen Sie hin.

Dass uns Creuzer verlässt, wird er Ihnen in der Einlage sagen.¹⁾ Es ist sehr betrübt.

Meine Frau ist wohl und mein Kind unbeschreiblich herrlich und liebenswürdig.

Grüssen Sie Reimer herzlich!

Ihr treuer Zimmer.

19. Friedrich Creuzer an Jacob Grimm.

Heidelberg, d. 10. April 1809.

Für Ihren gehaltvollen Beitrag zu den Jahrbüchern bin ich Ihnen hochzuverehrender Herr Auditor, sehr verbunden, und es wird diese Kritik der Hagenschen Sammlung altdeutscher Gedichte bald abgedruckt werden. Freilich wird ihre Länge, bei dem kleinen Umfang der Hefte, ein mehrmaliges Abbrechen nothwendig machen, wobei aber doch für unmittelbare Aufeinanderfolge Sorge getragen werden wird.²⁾ Eine Anzeige der kürzlich erschienenen altfranzösischen Fabliaux wird der Redaction gleichfalls willkommen seyn; und es ist gut, dass Sie diese Anzeige kurz zusammendrängen wollen, da durch die Enge des Raums der Jahrbücher Kürze so dringendes Bedürfnis ist.

1) D. h. in Brief Nr. 16.

2) Vgl. oben S. 200 Anmerkung 2. An der Rezension waren beide Brüder beteiligt, das setzt Creuzers Brief vom 2. Mai 1809, unter Nr. 21, ausser Zweifel; vgl. Wilhelm Grimms Kleinere Schriften 4, 643. J. Grimms Zusendungsbrief muss von verschiedenen Auffassungen zwischen den Brüdern gesprochen und Creuzers Urtheil erbeten haben, wovon dessen Bemerkung über den „Orientalismus“, die sich auf S. 215 der Rezension (Jac. Grimms Kl. Schr. 4, 37; Wilhelms 1, 149) bezieht, ein Nachhall ist.

In Ihrem Streit mit Ihrem Herrn Bruder über den Orientalismus scheint mir, soweit mir das Vorliegende hinreichendes Urtheil gestattet, das Recht auf Ihrer Seite zu seyn. Ich wünsche, dass wir uns in einer mündlichen Discussion einmal darüber auslassen könnten. Vielleicht führt Sie ja einmal Ihre Kunstliebe auf eine Reise nach Holland.

Die Recension von Eichhorn im vorigen Jahrgang der Jahrbücher hat (unter uns gesagt) Wachler in Marburg gemacht.¹⁾

Von Brentano habe ich in langer Zeit nichts gehört, ohngeachtet ich ihm vor 6 Wochen einen langen Brief schrieb. Hr. von Savigny hat mir noch kürzlich geschrieben. Ich hatte den Brentano um mehrere Recensionen gebeten. Auch darauf höre ich nichts von ihm. Von Hrn. v. Arnim werden Sie wohl neue Nachrichten haben. Die neuesten, die er hierher gegeben an Herrn Zimmer, lauteten nicht sehr günstig. Ich habe ihm vor einigen Tagen geschrieben. Er ist sehr thätig für uns, und hat neulich wieder eine Recension geschickt. Görres desgleichen, der mich vorige Woche mit einem langen heiteren Briefe erfreute, und sich wieder recht heimisch in Coblenz zu fühlen scheint. Ich freue mich auf den bevorstehenden Besuch, da ich ihm auf meiner Durchreise zusprechen werde. Voss hat einen harten Winter gehabt. Erst musste er sich aus jedem Nasenloch einen Polypen herausholen lassen, dann ward ihm ein alter Schaden an der Hand operirt. Jezt ist er wieder wohl auf, und Baggesen, der sich seit einigen Wochen wieder hier herumtreibt und nächstens bei Cotta sein Buch gegen die Romantiker ans Licht treten lassen wird, scheint sehr mit ihm verbunden zu seyn. Ich sehe den einen so wenig wie den andern.

Dass Prof. Böckh dahier mein Nachfolger geworden, wissen Sie vielleicht schon. Derselbe führt mit Wilken die Redaktion des ästhetisch-philologischen Hefts fort, und es wird also durch mein Weggehen nicht das geringste geändert. Herr Zimmer wird die Beiträge immer sofort besorgen.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Bruder. Sein Aufsatz für die Studien ist unter der Presse. Die dringenden Messartikel halten jezt den Druck dieses Stücks der Studien etwas auf. Es wird aber doch noch zur Ostermesse ausgegeben.

ich beharre mit aufrichtiger Hochachtung Ihr
ergebenster Fr. Creuzer.

1) Die Rezension von „Eichhorns Geschichte der Litteratur . . bis auf die neuesten Zeiten“ (1808. 2, 184) ist, wie noch andre, nur mit R. im Register gezeichnet. Eine Inhaltsangabe dieses Briefes Creuzers in dem Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit S. 82, wodurch er auch Arnim und Brentano bekannt wurde.

20. Achim von Arnim an Friedrich Creuzer.

Berlin, d. 22. April 1809.

Ungewiss, ob mein Brief Sie, geehrter Freund, noch in unserm schönen Heidelberg treffen kann, habe ich eine eben erschienene Novellensammlung, meine Winterarbeit und den Wintergarten genannt, zurückgehalten, weil sie der Unkosten bis Leiden und besonders dieses Umweges nicht werth. Sie wollen, dass ich Ihren Entschluss dahin zu gehen billigen soll, und denken nicht daran, dass ich Heidelberg lieb habe und dass es mir leid thut, es allmählig so verweisen zu sehen, nun alle Gevattern fortgezogen sind. Alle andre Einwendungen, ob ein so fremdartiges Völkchen, wie die Holländer jetzt sind, Ihnen einigermassen den Wirkungskreis auf einer deutschen Universität ersetzt, ob Sie nicht bestimmt in Deutschland auf eine Anstellung an einem der Bibliotheksorte rechnen konnten, der Ihnen diese Vorzüge Hollands einigermassen ersetzt, werden Sie Selbst hinlänglich abgewogen haben, wie leicht ist es auch, wenn man an einem so grossen Strome wohnt, sich mit dem ganzen Hausrathe und Bibliothek einzuschiffen um wieder in das Herz von Deutschland zurückzudringen, das Reisen auf Schiffen ist nicht einmal eine Unterbrechung der gewohnten Beschäftigungen und Lebensweise. Wohl freue ich mich darauf, Sie nach solcher Rückkehr einmal wiederzusehen und, wo es sey, uns der schönen Sonne Heidelbergs und der gewohnten Wege im Thal und auf der Höhe zu erinnern; vielleicht dass ein guter Genius Sie aus einem unruhigen Kriegsschauplatze entfernt, wo die wissenschaftliche Bildung bald vertrieben wird. Die Jahrbücher thun mir leid, wegen mancher Hoffnung, die ich und andre daran gehängt, die Freyheit und Unbefangenheit des Urtheils darin bewahrt zu sehen, nun zweifle ich gar nicht an Böckhs guter Gesinnung und Absicht, dasselbe fördern zu wollen, aber eine Verbindung, eine Bekanntschaft, die eben gut vorhanden, lässt sich durch gar keine andre ersetzen, auch hat er das Hinderniss seiner Jugend und des wohlbewahrten Verkehrs mit den meisten zu bekämpfen, wodurch sich jeder berechtigt glauben wird, ihn auf allerley Art beschränken zu müssen, jeder wird ihn in seine Bündnisse aufnehmen und, wenn er sich nicht sehr tapfer hält, werden die Jahrbücher zu nichts weiter, als zu einer theuern Ausgabe der Göttinger Anzeigen. Auch um die Beendigung Ihrer Symbolik thut es mir leid, ich bin gewiss, wir erhalten von Ihnen bald ein viel gelehrteres Werk in schönem Latein, prächtig gedruckt, aber uns fehlte gerade ein Werk, in dem

sich Kenntniss der Alten und unserer Sprache so vereinigt, wie Sie es uns geben können, so dass die ganze Sinnesart ohne Zwischenträger von Uebersetzern, Erklärern, unmittelbar zu uns übergeht. Geben Sie es nicht auf, vielleicht wird es Ihnen darin eine Freude und Aufmunterung in der Arbeit, sich dabey an die alten reinen deutschen Töne zu erinnern, die Ihnen bald in den grausamen Gutturalen der Holländer untergehen werden. Doch lassen Sie Sich durch mein Bedauern nur von meinem Wunsche überzeugen, Sie so wiederzusehen in alten Verhältnissen, wo ich Sie so lieb gewonnen, sonst lassen Sie Sich dadurch nicht in Ihrem Unternehmen einen Augenblick bedenklich machen. Das Glück liegt in jedem Unternehmen, Luft und Erde und Wasser können die Freude über ein gelungenes, über erfüllte Thätigkeit nicht vernichten. — Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Ihrer werthen Frau, die ich herzlich begrüsse

Hochachtungsvoll

Achim Arnim.

Da Sie mir nichts über Hamanns Schriften schreiben, so vermuthete ich, dass Sie dieselben vielleicht noch brauchen, in diesem Falle schicken Sie sie mir noch nicht, sondern künftig — Leiden liegt ja nicht ausser der Welt.

21. Friedrich Creuzer an Jacob Grimm.

Heidelberg, d. 2. Mai 1809.

Verzeihen Sie mir, mein verehrtester Herr und Freund, dass ich Sie mit Besorgung dieses Pakets nach Göttingen belaste. Sie erweisen mir durch baldige Weiterbeförderung einen grossen Dienst, worum ich Sie ergebenst bitte. Halten Sie diese Freiheit, die ich mir nehme, der Zerstreuung zu gut, in der ich eben mich befinde, da ich mich zum Abzug rüste. Ich habe das Paket frankirt. Sollte Ihnen aber doch eine Portoauslage dadurch verursacht werden, so bitte ich den Betrag nur gelegentlich Hrn. Buchhändler Zimmer zu melden, der den Auftrag hat, dergleichen auf meine Rechnung zu notiren. Es versteht sich von selbst, dass Sie es von Cassel nach Göttingen weiter nicht frankiren. Das Paket enthält, ausser der Probeschrift eines Mitglieds des hiesigen philologischen Seminar, eine Schrift von Dr. Zimmermann aus Marburg, welcher in Göttingen eine Anstellung sucht. Da er sich vorgenommen hat, von Marburg aus, wohin er in diesen Tagen zurückgeht, Ihnen selbst zu schreiben und seine Schrift zu übersenden, so unterlasse ich jetzt etwas Weiteres über seine Lage und Wünsche zu sagen. Er wird

Sie selbst bitten, seiner in Cassel bestens zu gedenken. Die Aussichten in Marburg sind jetzt gar zu eng, und hier ist gegenwärtig eine grosse Uebersahl an Docenten.

Die Abhandlung Ihres Hrn. Bruders in den Studien ist nun abgedruckt. Schade, dass das Stück noch nicht ausgegeben werden kann, sonst hätte ich Ihnen ein Exemplar beigelegt. Ich werde aber durch Zimmermann eins von Marburg aus besorgen. Die inhaltsreiche Recension von Ihnen beiden¹⁾ wird nun bald in den Jahrbüchern, freilich in einigen Absätzen erscheinen. Dem Hrn. Prof. Böckh, meinem Nachfolger im Amt und in diesem Zweig der Redaction, habe ich bereits vor einiger Zeit die sämtlichen Papiere gegeben.

Wegen Ihres Hrn. Bruders in München²⁾ können Sie sich beruhigen. Es sind gute Nachrichten von dorten hier.

Sehr freue ich mich auf den Fortgang Ihrer Untersuchungen in unserer alten vaterländischen Literatur. Sollte mir, auf meiner Reise, oder dorten etwas Wichtigscheinendes aufstossen, so werde ich Sie benachrichtigen. Nur Schade, dass ich zu sehr Laie bin. In Darmstadt beschäftigt sich ein Kirchenrath Wagner mit einem Zweig derselben. Ich weis nicht ob Sie Grund finden, etwas auf seine Arbeiten zu halten. Freund Görres ist recht munter in Coblenz, und beschäftigt sich jetzt mit physikalischen Versuchen. Ueber das Licht dürfen wir etwas von ihm erwarten. Doch noch früher über die Mythengeschichte (Fortsetzung dessen, was von ihm in den Studien stand).

Zunächst werde ich auf einige Zeit nach Darmstadt gehen. Empfehlen Sie mich Ihrem Hrn. Bruder. Ich beharre hochachtend

Ihr ergebenster

Fr. Creuzer.

(4 Nach- und Randschriften:) Meine Adresse ist: Prof. Creuzer abzugeben bei Buchhändler Leske in Darmstadt.

Meine letzten Briefe haben Sie hoffentlich durch Hrn. Zimmer erhalten.

Herr Buchhändler Zimmer wird auf seiner Rückreise von Leipzig, wo er auf der Messe ist, vermuthlich durch Cassel kommen, und nicht verfehlen, Sie und Ihren Herrn Bruder zu besuchen.

ich mache Sie aufmerksam auf A. W. Schlegels Vorlesungen über die dramatische Kunst und Literatur, die nächstens hier erscheinen werden.

1) S. oben auf S. 206 die Anmerkung 2.

2) Des Malers Ludwig Grimm (oben S. 193).

22. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 13. Mai 1809.

Lieber Freund!

. . Für Molitors Rezension Sorge baldigst. Uebrigens sind mir Deine Worte nicht gar tröstlich in Hinsicht meiner eignen Beiträge. Dennoch schlage ich Dir vor, was auf beiliegendem Blättlein steht, hoffend, dass Du dem Freunde künftig ein bequemes Plätzchen in den Jahrbüchern bereiten wirst.

. . Sag doch Loos, Okens Lehrbuch eines Systems der Naturphilosophie möge er mir überlassen.¹⁾

Ewig Dein Windischmann.

23. August Böckh an Wilhelm Grimm.

Heidelberg, den 29. May 1809.

An Herrn Carl Wilhelm Grimm in Cassel.

Ew. Wohlgeboren werden hierdurch ersucht, von den unten verzeichneten Schriften eine Beurtheilung in die Heidelberger Jahrbücher der Litteratur zu liefern. Im Fall, dass Ew. Wohlgeboren eine oder die andere Schrift nicht übernehmen sollten, erbitten wir uns den Gesetzen des Instituts gemäss, eine baldgefällige Antwort.

Die Redaction der Heidelberger Jahrbücher der Litteratur.²⁾

Für Philologie, Historie, schöne Litteratur und Kunst.

Aug. Böckh, Prof.

Dr. J. Gust. Büsching und Dr. Fr. Heinr. von der Hagen
Buch der Liebe. 1 B. 8. Berlin Hitzig.

Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst. Herausg. von
Dr. J. H. von der Hagen, B. J. Docen und Dr. J. G.
Büsching 1 B. m. K. Berlin Unger.³⁾

Ein von Ew. Wohlgeboren selbst übernommener französischer
Fabliau.

1) Das „beiliegende Blättlein“ nicht erhalten; die Rezension über Oken in der Abteilung für Theologie, Philosophie etc. 1810 S. 97 anonym.

2) Böckh benutzt zu diesem Briefe ein Redaktionsformular, in dem das oben *cursiv* Wiedergegebene vordruckt war, das Übrige handschriftlich vom Redakteur oder vom Sekretär ausgefüllt wurde. Die S. 212 folgende „Nachschrift“ Böckhs befindet sich auf der inneren Seite des Formulars.

3) Über das „Buch der Liebe“ siehe unten zu Brief Nr. 54. Das „Museum“ besprach Jacob Grimm: 1811 S. 145 (Kleinere Schriften 6, 16).

Nachschrift.

Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre vorstehende Schriften zur Beurtheilung anzutragen, da mir nach Hrn. Creuzers Abgang die Redaction dieses Theiles unserer Jahrbücher mit Hrn. Prof. Wilken gemeinschaftlich übertragen worden ist.

Ihre Recensionen, welche noch in unsern Händen sind, werden wir sobald als möglich befördern. Sie würden längst abgedruckt worden seyn, da wir von ihrer Trefflichkeit überzeugt sind, wenn die Länge derselben nicht ein Hinderniss in den Weg legte, indem wir nicht zu oft abbrechen mögen, und doch einige Mannigfaltigkeit nothwendig ist.

Die Redaction hofft und wünscht, dass Sie uns ferner wie bisher mit Ihrer eifrigen Theilnahme beehren mögen. In Erwartung einer baldigen gütigsten Antwort habe ich die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. Mit aller Hochachtung bin ich

Ew. Wohlgeboren gehorsamer Diener

Böckh.

24. Jean Paul an August Böckh.

Bayreuth, d. 31. Mai 1809.

Meine Theilnahme an den Heidelberger Jahrbüchern belohnt mich reich durch die Verbindung und Bekanntschaft, in welche sie mich mit so vielen hochgeachteten Gelehrten setzt. Ihr Brief gehört unter diese Belohnungen.

Sehr gern streich' ich den Namen Schlegel aus der Recension. Nicht einmal meinen Feinden mag ich weher thun als es literarisch nothwendig ist; geschweige einem Manne wie Schlegel, dessen seltenen Kunstgeist ich so achte und den ich persönlich kenne.¹⁾ — So wie ich

1) Briefe Jean Pauls an Zimmer (Zimmer S. 299) streifen seine Verbindung mit Crenzer; vgl. auch unten zu Brief Nr. 59. Bereits am 1. Februar 1808 konnte Görres (8, 30) ihm für die Zusage seiner Mitarbeit danken und ihm Herders Schriften und die Corinne der Frau v. Staël antragen: eine Anzeige der letzteren von Jean Paul ist noch im Jahrgang 1808 S. 322 erschienen. Wahrscheinlich hat Böckh eine ungunstige Erwähnung Schlegels aus dem zweiten Absatz der Rezension von Pellegrins (Fouqués) Roman Alwin weggestrichen, die 1809, 2, 49 im zehnten Hefte der Jahrbücher erschien. Jean Paul beginnt mit dem Preise von Goethes Meister, wendet sich dann aber gegen die ihn nachahmende „neuere Dichterschule“ und sagt: „Bei Werner, Ast, dem Verfasser der Niobe u. s. w. vererzet sich oft das wahre poetische Gold-Geäder in rauhes, graues, unförmliches Gestein.“ Wahrscheinlich war hier Schlegel mitgenannt; der typographische Zustand der Stelle zeigt, dass aus den Zeilen etwas herausgenommen ist; vgl. unten Nr. 31. Schlegels „Kunstgeist“ vorher von Jean Paul in der Rezension von Gottfr. Körners Aesthetischen Ansichten (1809, 2, 100) mit demselben Worte gerühmt. — Jean Paul hat seine Heidelberger Rezensionen 1826 in der „Kleinen Bücherschau“ (Hempel 52. 53) herausgegeben.

aber gerechten Tadel über mich nicht verzeihend aufnehme, sondern dankend: so setz' ich freilich dieselbe Aufnahme meiner wolwollenden Rügen zu leicht bei andern voraus.

1) Baggesen Wallers Briefe und 2) Delbrück über die Dichtkunst will ich gern beurtheilen, wenn ich sie — habe.¹⁾ Leider find' ich bei dem hiesigen Buchhändler nicht viel mehr Neuigkeiten als etwan den — Messkatalog. Leben Sie wol! Ich grüsse meine Freunde.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

25. August Böckh an Achim von Arnim.

Heidelberg, den 14. Juni 1809.

(Redactionsformular; die „unten verzeichneten Schriften“, deren Beurtheilung gewünscht wird, sind:)

E. Wagner, Reisen aus der Fremde in die Heimath. 2. B. Tübingen, Cotta. ²⁾

Fr. Schlegels sämtl. Werke 1. B. Berlin, Hitzig. ³⁾

v. Steigentesch, Lustspiele 1. und 2. B. Wien, Geistinger.

Derselbe, die Gelehrsamkeit der Liebe, München 1809. 8.

(Auf einer inneren Seite des Formulars:)

Lieber, verehrter Freund,

Sie werden wissen, dass Creuzer leider von hier fort ist, dass ein ganz anderes Wesen dadurch hier entstanden, alle unsere schönen Gesellschaften und Unterhaltungen sich in langweilige Essgesellschaften aufgelöst haben; dass unser Heft der Jahrbücher nun auf Wilken und mich — versteht sich die Recensenten ausgenommen — allein beruht, und was dergleichen mehr ist, was Sie noch ausserdem wissen werden. Da ich nun nicht zweifle, dass Sie uns wohl auch ferner Ihre Beyträge zu den Jahrbüchern schenken werden, so habe ich Ihnen vorstehende Bücher antragen wollen, und bitte Sie, uns zu schreiben, was davon, und ausserdem, was sonst noch, Sie wohl übernehmen möchten.

1) Rezension von „Delbrück, Ein Gastmahl. Gespräche über Poesie“ im Jahrgang 1809. 2, 241; im Register: Von F. R. J. P.

2) Früher geschriebene Rezensionen Arnims über drei Werke Ernst Wagners im Jahrgang 1809. 1, 169; im Register: Von II. σ.

3) Die Rezension von Schlegels Werken sandte Arnim an Zimmer (Zimmer S. 150) schon am 19. Juli; sie ist im Jahrgang 1810. 1, 145 gedruckt, im Register: Von π—ζ. Einen ähnlichen Eingriff Böckhs, wie vorstehend bei Jean Paul, bezeugt unten der Brief Nr. 53.

Was wir noch von Ihnen haben, wird bald abgedruckt seyn. Mit dem Raum sind wir eben immer in der Enge. Darum bleibt auch die Fortsetzung der Recension des Wunderhornes so lange aus.¹⁾

Werden Sie uns hier nie wieder heimsuchen? Wenn Sie wieder kommen, so werden Sie mich wahrscheinlich, wie die Leute sagen, in einem andern Stande finden. Ich habe nehmlich die „nüdliche“ Göttin-gerin Dorette Wagemann, die Sie mir einmahl auf dem Balle zeigten, zur Braut, und werde in einem Vierteljahre nach ihrer Vaterstadt reisen, um sie mir zur Frau zu holen.

Ich erwarte von Ihnen bald einige freundliche Worte. Wenn Sie Wolf, Schleiermacher, Spalding oder sonst einen meiner Bekannten in Berlin sprechen, so bitte ich Sie mich ihnen zu empfehlen. Leben Sie recht wohl.

Der Ihrige

Böckh.²⁾

26. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

Heidelberg, den 17^{ten} Juny 1809.

Mein werthester Freund!

In Leipzig habe ich durch Reimer Ihren Brief vom 22^{ten} Aprill erhalten und Ihnen durch denselben den Goldfaden gesandt.³⁾ Hoffentlich wird die neue Redaktion die alten Aufträge nicht zurücknehmen wollen und darum erfreuen Sie uns recht bald mit Ihrer Anzeige desselben. Zum Zeichen, wie erfreulich uns allen Ihre Beyträge sind, bittet Sie Böckh in der Anlage einiges neue zu übernehmen und zu wählen was Sie ausserdem noch anzuzeigen wünschen. Ich sende Ihnen den Brief mit der reitenden Post und ein Packet von Ernst Wagner, das wahrscheinlich den 2^{ten} Theil seiner Reise in die Heimath enthält, mit dem Fuhr-Ballen nach.⁴⁾ Diesen Mann haben Sie durch Ihre Recension sehr entzückt, worüber er sich ausgelassen gegen mich auslässt. Das Bild folgt dann ebenfalls mit vielem Danke zurück.

Wegen der altdeutschen Bühne bin ich mit Ihrem Vorschlag ganz einverstanden. Kommen bessere Zeiten und Sie haben es noch keinem übergeben, dann drucke ich es mit Lust.⁵⁾

1) Sie kam erst 1810 nach; aus welchen Gründen, sieh Neue Heidelberger Jahrbücher 1901, 10, 127 und unten die Briefe Nr. 64. 66. 73.

2) Auf der Adresse die Bemerkung: „Mit Gelegenheit“; der Brief war Einlage zu dem folgenden Zimmers an Arnim.

3) Dieser Brief Arnims findet sich nicht in Zimmers Buche.

4) Den diesem Packete einliegenden Dankbrief Ernst Wagners an Arnim, vom 6. Mai 1809, theilte ich in der Zeitschrift für deutsche Philologie 1896, 29, 209 mit.

5) Von Arnim war eine „Alte deutsche Bühne“ schon 1808 im VI. Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher angekündigt worden.

Creuzer hat einige sehr unangenehme Wochen in Darmstadt zugebracht. Es waren ihm, ehe er sein Bestallungs-Diplom erhalten hatte, hässliche Kabalen in Holland gespielt worden, die aber jetzt zu seiner Ehre niedergeschlagen sind. Er reisst in wenig Tagen dahin ab. Von Brentano und Hrn. v. Savigny habe ich noch gar nichts gehört. Grüßen Sie Reimer. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens. Mein Knabe ist ganz herrlich. Leben Sie recht wohl!

Ihr J. G. Zimmer.

27. Karl Justi an August Böckh.

Marburg, den 20. Juni 1809.

Wohlgeborner
Hochzuverehrender Herr!

Es macht mir ausserordentliches Vergnügen, mit einem Manne in Verbindung zu treten, der seine Laufbahn so ruhmvoll begann, und den ich längst hochschätzte! Noch vor einiger Zeit, als ich das Glück hatte, Ihren wackern Freund Prof. Schulz von Halle¹⁾ hier bei mir zu sehen, wurde Ihrer öfter mit Theilnahme in unserm Zirkel erwähnt.

Sehr gerne werde ich die mir aufgetragenen Bücher zum Rezensiren übernehmen. Schon längst sandte ich eine Anzeige des 3. Bandes von Jördens Lexikon etc. ein, die noch nicht abgedruckt ist.²⁾ Jördens Werk habe ich selbst; bloss den 3. Band habe ich von Hrn. Zimmer erhalten, die 2 ersten aber wieder durch Hrn. Krieger zurückgeschickt, durch ein Versehen hat jedoch Hr. Zimmer auch diese auf die mir zugeschickte Note gesetzt. Mit Vergnügen werde ich bisweilen ein Buch, das ich besonders studirt habe, anzeigen, und desfalls bei Ihnen vorher anfragen.

Da ich jetzt mit der zweiten Auflage meiner Gedichte beschäftigt bin, so wäre mir's sehr angenehm, wenn die Anzeige davon in den Heidelberger Jahrbüchern recht bald erschiene, um darauf Rücksicht zu nehmen und von Erinnerungen, die ich für begründet halte, Gebrauch zu machen. Ueber Gedichte muss man sich oft die sonderbarsten Dinge sagen lassen, und selten fasst ein Rezensent die ganze Individualität eines Gedichts gehörig auf. Die herrlichste, in einer klassischen Sprache verfasste und für mich höchst aufmunternde Beurtheilung meiner Ge-

1) Wohl David Schulz, vgl. Max Hoffmann, August Böckh (Leipzig 1901) S. 9. 11 und sonst.

2) Erschien in Jahrgang 1810. 1, 189; im Register: Von Ki.

dichte hat Joh. von Müller in einem Briefe an mich gegeben. Schade, dass das viele Lob, welches dieser reiche Brief enthält, es unmöglich macht, ihn drucken zu lassen!

Nächstens werde ich Ihnen mit meinen „Blumen althebräischer Dichtkunst“ aufwarten, wofür sich J. v. Müller so warm interessirte. Oft musste ich ihm Bruchstücke daraus mittheilen. Es ist mir schmerzlich, dass er die Erscheinung des Ganzen nicht erlebt hat! Wachler und Rommel lassen Gedächtnisreden auf ihn drucken.¹⁾

Mein lieber, alter Freund Kreuzer ist jetzt bei uns. Morgen oder übermorgen reist er ab, und meine herzlichsten Wünsche begleiten ihn! Er empfiehlt sich Ihnen bestens. Die Herren Daub und Kries bitte ich angelegentlichst zu grüssen.

Leben Sie wohl! Mit innigster Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre, zu sein

Euer Wohlgeboren gehors. Dr.

Justi.

28. Ernst Wagner an August Böckh.

Meiningen den 4. Juli 1809.

Der verehrungswürdigen Redaction meinen innigsten Dank für Ihre freundliche Einladung zur Theilnahme an den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur! Und gewiss, wenn ich mir je gewünscht, Mitgenosse eines Kritischen Instituts zu seyn, so würden meine Wünsche auf diess trefflichste von allen, die ich kenne, gerichtet seyn.

Doch ist mein Leben durch langjährige Kränklichkeit des grössten Theils seiner Kraft beraubt, und ich werde bey einem so herrlichen Concerte nur als ein schwaches Stimmlein tönen. Indessen soll mich auch diess nicht abhalten, Weniges zu würken, so lang es noch Tag ist.

Mit Vergnügen übernehme ich die mir aufgetragenen beyden Werke
Fesslers J. A. Nachwächter Benedict. Berlin. Maurer, und
Der Wintergarten. Novellen von L. A. v. Arnim. Berlin.
Realschulb.²⁾

F. M. Klingers Werke Th. 8, 9, 11 und 12 betreffend, so bitte ich diess ablehnen zu dürfen, da es mir für jetzt zu bändereich ist, und

1) Wachlers, Rommels und Windischmanns Gedächtnisreden auf Johannes von Müller sind im Jahrgang 1813 S. 65 von F. W. (Friedrich Wilken) angezeigt.

2) Die Rezensionen beider Werke stehen im Jahrgang 1809. 2, 164 und 2, 145; sie sind im Register mit D. A. E. gezeichnet, während dies selbe Zeichen zu gleicher Zeit auch noch Heinrich Voss hat. Darüber ist im Euphorion 1902. 9, 204 gesprochen.

ich mich vor einiger Zeit schon einmal habe durcharbeiten müssen, einem Freunde zu Liebe.

J. E. Wagner.

29. Karl Justi an August Böckh.

Marburg, den 4. Juli 1809.

Hochgeehrter Herr und Freund!

In meinem letzten, durch Hrn. Dr. Zimmermann besorgten Briefchen erwähnte ich eine neue Schrift von mir, die nun erschienen ist, und die ich Euer Wohlgeboren zu überreichen die Ehre habe. Möge diese Frucht reinen Sinnes für orientalische Poesie und sorgfältigen Studiums Ihres Beifalls nicht unwerth seyn!') Haben Sie die Güte, für eine baldige Anzeige in Ihren schätzbaren Jahrbüchern zu sorgen. Ein Rezensent mit poetischem Geiste wird hier der kompetenteste Richter seyn. Bücher, die hebräische Literatur betreffend, bedürfen der Empfehlung, wenn sie unter das Publikum kommen sollen.

Ihren würdigen Hrn. Kollegen Daub, Schwarz und de Wette bitte ich mich angelegentlich zu empfehlen, und versichert zu seyn, dass ich mit ausgezeichnetster Hochachtung sey

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster

Justi.

30. Achim von Arnim an August Böckh.

Berlin, d. 5. July 1809.

Sehr geehrter Freund! Fast zu gleicher Zeit kam mir Ihre freundschaftliche Aufforderung²⁾ und Ihre Anzeige gegen die divina comoedia in die Hand, für beydes sage ich Ihnen meinen Dank, denn mir hat beydes viel Freude gemacht. Die lächerlichen Winkelzüge in der Vossischen Antwort könnten Sie sehr schön einleuchtend machen, wenn Sie Ihre erste Anzeige ruhig noch einmal mit der Beyfügung abdrucken liessen: nach dem Rathe des Recensenten von allen Schreib und Sprach-

1) Sieh unten Brief Nr. 60.

2) Oben S. 213 Brief Nr. 25.

fehlern gereinigt, zweyte verbesserte aber unveränderte Auflage.¹⁾ Von denen verschiedenen Aufträgen, die ich theils noch von Creuzer, theils von Ihnen habe, hoffe ich eine Anzeige des Goldfadens, Schillers und Fr. Schlegels bald zu liefern, haben die andern grosse Eile, so übernimmt es wohl ein andrer, etwas von Steigentesch möchte ich indessen auch gern auch noch annehmen, weil der Mann mir sehr werth ist. Ich sende Ihnen die Recension des Sigurd, zu der ich mir den Grimm zu Hülfe nahm wegen seiner vertraulichen Bekanntschaft mit den alten Sagen, er repräsentirt im Anfange das gelehrte Urtheil und ich am Schlusse das ungelehrte, da es gemeinschaftlich, so bitte ich keinen Namen oder Zeichen beyzufügen.²⁾ — Ist Ihnen mein Wintergarten vor-

1) In der Jenaischen Litteratur-Zeitung 1809 Nr. 18 war über die aus der Vossischen Umgebung stammende *Comoedia divina* eine die Angriffe gegen die Heidelberger verschärfende anonyme Rezension erschienen, für deren Verfasser man den alten Voss hielt. Am Schlusse war die Anspielung gemacht: „dass Calvin den Servet braten liess, war, nach dem Ausspruch eines berühmten protestantischen Lehrers der Kirchengeschichte, die höchste Religiosität.“ Ein Heidelberger Theologe sollte getroffen werden. Dagegen erliess August Böckh, im Intelligenz-Blatt der Jen. Litt.-Zeitung Nr. 36 vom 13. Mai 1809, mit seines Namens Unterschrift und dem Datum Heidelberg 13. März 1809, eine abwehrende „Bemerkung über den Schluss der Recension der sogenannten *Comoedia divina* in der Jen. A. L. Z. 1809 Nr. 18 S. 143“. Worauf die Antwort des Rezensenten der *Comoedia divina*, in Nr. 43 des Jen. Intelligenz-Blattes vom 14. Juni 1809, ohne sachliche Polemik an Böckhs Stil herummäkelte. Diese Schriftstücke lagen Arnim vor, als er seinen obigen Brief an Böckh schrieb. Ein halb Jahr später, in Nr. 79 desselben Intelligenz-Blattes, wurde die formelle Erklärung abgegeben, dass „Professor Voss“ weder die Rezension der *Comoedia divina*, noch die Erwiderung gegen Böckh geschrieben habe. Offenbar war diese Erklärung dem jüngeren Voss, auf den sich wohl auch der Verdacht gelenkt hatte, durch sein amtliches Verhältnis zu Böckh abgenötigt worden.

2) Als Arnim diese von Wilhelm Grimm verfasste, von ihm selber mit einem Schlusssatze versehene Rezension von Fouqués *Sigurd* an Böckh sandte (Näheres künftig darüber im Briefwechsel zwischen Arnim und den Brüdern Grimm), konnte er nicht wissen, dass bereits Jean Paul ihm zugekommen war. In Jean Pauls Nachlass auf der Königl. Bibliothek zu Berlin existiert kein das Zustandekommen dieser Rezension betreffendes Dokument. Dagegen meldet Bernhardi aus Berlin, 9. Februar 1809, seinem Freunde Fouqué nach Nennhausen (1848, S. 25), er sei auf seiner Reise bei Jean Paul in Bayreuth gewesen: „Er wünschte sehr, Dich persönlich kennen zu lernen, nachdem ich ihm viel von Dir erzählt hatte, und da wünschte er den Alwin und Sigurd zu lesen.“ Daraufhin knüpfte Fouqué mit Jean Paul an, dessen Rezension beider Werke in den Heidelberger Jahrbüchern 1809, 2, 49 an der Spitze des zehnten Hefes steht. Unmittelbar dahinter, gleich im elften Hefte (1809, 2, 121), erscheint nun Arnims und W. Grimms Rezension, mit folgender Anmerkung der Redaktion (d. i. Böckhs): „Schon im vorigen H. 10 S. 52—55 hat ein Mitarbeiter unseres Instituts als Anhang zu der Beurtheilung von des Verf. Alwin seine Stimme über den Sigurd vernehmen lassen, und wir haben geglaubt, dem Publikum die Worte dieses Schriftstellers, der unter die grössten Zierden unserer Literatur gehört, nicht vorenthalten zu dürfen. Die gegenwärtige, ausführlichere

gekommen? Vielleicht gefällt Ihnen einiges darauß, Sie können ihn bey Wilken finden, dem ich ihn geschickt, ich bitte ihn und seine Frau freundlichst zu grüssen. — Dass Brentano von seiner Frau getrennt ist, werden Sie wissen, sie wohnt bey Marburg auf dem Lande, er bleibt noch in Landshut, mich hält der Krieg, sonst wäre ich längst dort eingetroffen. — Mein Glückwunsch zu Ihrer Ehe, Ihre Braut hat mir sehr wohlgefallen, so selten ich sie gesehen, die Göttinger Damen sind überhaupt nach meiner Beobachtung häuslicher, wirthlicher und freundlicher, als die Pfälzerinnen. Herzlich

Achim Arnim.

31. Jean Paul an August Böckh.

Bayreuth, d. 19. Juli 1809.

Verehrtester Herr Professor! Den 31. Mai hab ich Ihr gütiges Schreiben beantwortet.¹⁾ Da ich nun die beiden zum Rezensieren gewählten Werke von der Buchhandlung noch nicht erhalten — Baggese Wallers Briefe und Delbrücks Gastmal etc. — so vermuth' ich, dass mein Brief, da der Krieg alles, also auch Briefe nimmt, nicht angekommen. Ich wiederhole ihn gern, da mir soviel an der Erfüllung Ihres Wunsches liegt, dass der Name Schlegel aus der Rezension weggelassen werde. Er kam ohne bittere Beziehung hinein, da ich ihn als Kritiker und jetzt besonders als Mensch sehr achte und wir längst einander persönlich in Weimar liebgewonnen. Leben Sie wol! Was vielleicht jetzt leichter wird, da der Friede mit seiner Morgenröthe heraufdämmert.

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

Rezension, welche im vorigen Hefte keinen Raum mehr finden konnte, wird darum nicht unnütz scheinen, sondern beyde werden neben einander gelesen werden können. Die letztere rührt von zwey Verfassern her, welche ihre Ideen ineinander gearbeitet haben.“ Dies letztere, wie Böckh gutgläubig Arnims Mitteilung formulierte, ist nicht richtig; Grimm und Arnim kommen sich innerhalb der Rezension nicht ins Gehege, ein Zusammenarbeiten der Ideen hat nicht stattgefunden. Das grosse Lob, das Böckh hier Jean Paul spendet, stimmt sachlich zu der litterarischen Ausnahmestellung, die ihm innerhalb der Heidelberger Jahrbücher, insbesondere 1811 von Görres, eingeräumt wurde und der Schätzung Jean Pauls seitens der Romantiker allgemein entsprach.

1) Sieh oben S. 212 Brief Nr. 24.

32. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg [ohne Datum].

Euer Wohlgebohrn

haben mir gütigst die Rezensionen von Adam Müller, Görres¹⁾ und Hermann von Lehnin übertragen — das wolte ich Dir, mein lieber Böckh, nur melden und zugleich einmal recht bitterlich klagen, dass es mir nicht vergönnt ist Dich zu sehen. . . Wenn Creuzer noch da ist, so wünsch ihm in meinem Namen glückliche Reisse. Jene Bücher aber: Adam Müller und Hermann von Lehnin schicke mir mit nächster Gelegenheit (eine andre Ausgabe des letzten hab ich hier: ich nehme noch einige Prophezeihungen hinzu und werde etwas über das Prophezeien im allgemeinen reden).

Wir grüssen Dich von Herzen. Sobald ich so viel Geld bekomme, als ich Lust habe Dich zu sehn, komme ich zu Dir.

Dein Windischmann.

33. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 22. Juli 1809.

Lieber!

. . . Auch bitte ich Dich, Freund Daub zu sagen (aber gewiss), er möge mir doch den 7ten Band von Tennemann's Geschichte der Philosophie²⁾ nebst den andern recensendis zuschicken, damit ich nicht aufgehalten bin: ich habe nur 6 Bände. Die Rezension von Adam Müller frent mich sehr.

Wir grüssen Dich schönstens.

Dein Windischmann.

34. August Böckh an Achim von Arnim.

Heidelberg, den 25. July 1809.

(Redactionsformular; die „unten verzeichneten Schriften“, deren Beurtheilung gewünscht wird, sind:)

1) Die Rezensionen von Adam Müllers Idee der Schönheit und von Görres' Mythengeschichte; die Rezension des ersteren Werkes verzögerte sich (worüber unten näheres); die der Mythengeschichte steht in den Heidelberger Jahrbüchern 1810 (2, 113), im Register: „Von W—d.“; vgl. Görres-Briefe 8, 225. 233.

2) Anzeige von Tennemanns Geschichte für Philosophie in der Abteilung für Theologie, Philosophie etc. 1810. 1, 57; im Register: „Von —d—“.

K. Lappe, Miranda ein historisches Gedicht in 3 Gesängen.
(Rostock Stiller in Commission.)

Sarrazins Romanzen und Erzählungen. Bremen, Heyse.

Jean Paul, des Feldpredigers Schmelzlo Reise nach Flätz mit
fortgehenden Noten, nebst der Beichte des Teufels bey
einem Staatsmanne. Tübingen, Cotta 1809.

Gräters lyrische Gedichte nebst einigen vermischten Inhalts.
Heidelberg, Mohr und Zimmer.

Aug. Böckh, Prof.

35. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 30^{ten} July 1809.

Lieber Arnim! Ihre beyden Briefe vom 5^{ten} und 19^{ten} July habe
ich erhalten und die Einlagen beyder an Böckh abgeliefert.¹⁾

Reimer hatte mir in Leipzig allerdings einige Packete von Ihnen
zur Besorgung übergeben,²⁾ aus dem Trouble der Messe kann ich mich
nicht mehr erinnern, an wen, nur war eins an Fr. v. Stael dabey, das
ich erst vor kurzem mit einem andern Packet an A. W. Schlegel nach
Copet gesandt habe. Alles für von Savigny bestimmte wird in Frank-
furt im Brentanoischen Hause abgegeben und so ist es ohnfehlbar auch
mit dem überlieferten Packet gehalten worden, so wie das an Görres
ohne Zweifel an die Buchhandlung von Pauli & Co beygeschlossen seyn
wird. Es ist mir ausserordentlich leid, dass ich Ihnen nicht nähere
Aufschlüsse darüber geben kann und besonders dass das Packet nach
Landsbut noch nicht angekommen ist. — Görres' Buch hat ein unglück-
liches Schicksal. Er hat jetzt erst den 6^{ten} Bogen zur Correctur. Den
5^{ten} hat er viermal gehabt. Er und ich und Setzer und Drucker werden
noch toll darüber werden. Engelmann hat wohl die meiste Schuld; aber
bey dem entsetzlichen Manuscript ist es ihm nur halb zu verdenken,
dass er nicht eifriger ist.

Von Nehrlich habe ich keine Nachricht, aber ich weiss durch
Winter, dass er das Geld erhalten hat. Wunderhorn und Bogs hat

1) Der Brief vom 5. Juli 1809 fehlt im Buche über Zimmer, der vom 19. Juli
hat daselbst (S. 151) das unrichtige Datum des 29. Juli, das auch oben S. 204 An-
merkung 2 zu lesen ist. Die Einlage des zweiten Briefes waren Arnims Rezen-
sionen von Friedrich Schlegels Gedichten (oben S. 213) und von Brentanos Gold-
faden (oben S. 204 und unten Brief Nr. 54); Arnim vermisst den Abdruck seiner
Anzeige von Jung-Stillings Geistertheorie in Daubs Abtheilung (unten Brief Nr. 54).

2) Die Packete enthielten den Wintergarten, der zu Arnims Verdruss erst spät
in die Hände seiner Freunde gelangte.

Reimer sich nicht ausliefern lassen. Ich werde sie Ihnen mit nächster Gelegenheit senden.

Creuzer hatte noch kein eigentliches Berufungs-Patent vom König erhalten, sondern nur einen Brief des Ministers. Der König hatte ihn ohne Zustimmung der Universitäts-Curatel berufen und diese einen andern Professor, einen Inländer, vorgeschlagen, um diesen zu gewinnen hatte man Creuzer verläumdet und ihn der Irreligiosität und Gott weis wessen alles beschuldigt; man glaubte anfänglich hier es seyen Fuchsschwänze dazwischen, aber es war nicht wahr. Durch das kräftige Dazwischentreten einiger Freunde wurden jene Verläumdungen bald niedergeschlagen und Creuzer ist eine sehr ruhmvolle Existenz dorten gewiss.

Unser Knabe wird bald laufen. Sie sollten ihn einmal sehen, wie lieblich er ist.

Ihr tr. Zimmer.

(Nachschrift:) Ich sende Ihnen zugleich Honorarberechnung und Anweisung auf Reimer.

36. Ernst Wagner an August Böckh.

Meiningen den 4. August 1809.

Ew. Wohlgeboren

habe ich die Ehre, anliegend die beyden zu fertigen übernommenen kritischen Anzeigen über Arnims Wintergarten und Fesslers Nachtwächter Benedict gehorsamst darzulegen, womit ich zugleich das mir gütigst aufgegebenne Pensum verrichtet habe. 1)

Zum Schluss die dringende Bitte an das verehrte Institut, meinen eigentlichen Namen gefälligst niemals aus dem Incognito hervortreten zu lassen, wenn nicht ich selbst Beweggründe finden sollte, diess zu thun, woran ich aber zweifle, da mir nichts heiliger und werther ist, als der Friede in jeder Rücksicht, der dadurch doch immer gestört wird. In vollkommenster Verehrung

Ew. Wohlgeboren

ganz gehorsamster

J. E. Wagner

Hzgl. S. Cabinetssecretär.

1) Vgl. oben S. 216.

37. Karl Horstig an August Böckh.

Mildenberg 4. August 1809.

Ew. Wohlgebornen theilten mir unterm 17. Mai 1809 die diesjährigen Aufträge der Redaction der Heidelberger Jahrbücher mit, mit namentlicher Angabe von

Füessli Sämmtl. W. in 8 Contourblättern

— allg. Künstlerlexikon

Gräter poet. u. pros. Schriften

Gruber poet. Anthologie etc.

Zimmer schreibt auf meine Nachfrage, er höre von der Redaction, dass bey derselben sich gar keine Notiz eines Auftrages dieser Werke vorfinde.¹⁾

Haben Sie die Güte, diesen Irthum zu heben und Zimmer zugleich aus nachfolgendem Verzeichnisse der Schriften, die ich aus dem Messverzeichnisse gezogen habe, diejenigen anzustreichen, die Sie mir noch zur Beurtheilung zukommen lassen wollen.²⁾

Zimmer hat von mir seitdem 7 Rezensionen und unter diesen erst zwey (Lorrey und Bernewitz) für Sie³⁾ empfangen. Er schreibt zugleich,

1) Karl Horstig gehört zu denen, die an den Heidelberger romantischen Bestrebungen in einiger Entfernung teilnahmen. Seine Mitarbeit ist fast in jeder der damaligen Zeitungen anzutreffen. Ueber ihn theile ich eine ungedruckte Stelle aus Creuzers Briefe an Böttiger vom 10. Januar 1807 mit. „Horstig und seine Frau“, schreibt er, „treiben sich hier auch noch herum, welches buchstäblich von ihnen gilt, da sie allenthalben sind, selbst oft wo man sie nicht gerne sieht, und dies letztere ist jetzt an vielen Orten hier der Fall, seitdem man weiß, dass sie was in Gesellschaften gesprochen wird wieder in Journalen drucken lassen, und überhaupt jede Kleinigkeit von hier, in Flugschriften ausbreiten. (Ich habe neulich selbst auf dieses vorlaute Paar angespielt, als ich in einem Programm, wo ich von den neuen Schicksalen der Universität sprach, der male feriatorum hominum gedachte, die von hier aus Alles ins Publicum brächten.) Dazu kommt noch ihre cynische gränzende Lebensart und vernachlässigte Kinderbehandlung, welche ihnen von einem hiesigen Satyricus den Namen honette Zigeuner zugezogen hat. Ubrigens halte ich ihn für einen sehr gutmüthigen braven Mann, und auch der Frau kann man vielfache Talente und eine gewisse Aufrichtigkeit des Charakters nicht absprechen.“ Im Schlussberichte seines Programms „Philos. vet. loci“ 1806 S. 37 lobt Creuzer die naturae artisque bona Heidelberg's, die jeder kenne, und sagt: et si quis ignoret, edoceri queat ephemeridibus, quibus nuper multi homines, partim male feriati, in hanc literarum universitatem depraedicandam certatim involarunt. Horstig wurde von Anfang an zur Mitarbeit an den Jahrbüchern herangezogen und hat eine ganze Reihe, übrigens ziemlich unbedeutender, Anzeigen mit und ohne Namensandeutung geliefert. Ja, er erhielt sogar das Lob der von ihm rezensierten Autoren (unten Brief Nr. 40).

2) Das beigelegte Verzeichnis enthält 36 Schriften litterarischen oder künstlerischen Inhalts.

3) d. h. für Ihre Abteilung. Die kurze Anzeige von Lorey's Rhetorik, anonym im Text und Register, in 1809. 2, 336.

dass er den Klopstock nicht in der Prachtausgabe habe und dass die Anzeige davon unterbleiben müsse, wenn ich mir die Ansicht desselben nicht selbst verschaffen könne. Machen Sie ihm den Vorschlag, ob er ein doppeltes Honorar für Beurtheilung solcher Werke, die er nicht anschaffen möge, bezahlen wolle. Ich würde mir alsdann Mühe geben, sie aufzusuchen. Unter Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit nenne ich mich

Ihren Freund und Diener

Horstig.

38. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 14. August 1809.

Geliebter!

. . Lass doch ums Himmelswillen die Rezension von Vogt bald abdrucken, man quält mich darum. In acht Tagen erhältst Du eine kleine Anzeige eines drolligen Büchleins von mir, das mir mein Freund Dr. Ehrmann in Frankfurt gegeben; die lass sogleich einrücken . .

Ewig Dein Windischmann.

39. Carl Windischmann an August Böckh.

[Aschaffenburg, August 1809.]

Lieber Böckh!

Hier die Rezension, von der ich neulich sagte. Es ist ein Spass, der eben darum nicht verzögert werden darf. Lass sie sogleich abdrucken.

Du lässt doch wieder keine Silbe von Dir hören. Durch Ehrmann habe ich erfahren, dass Du gesund bist . .

Ewig Dein Windischmann.

40. Karl Justi an August Böckh.

Marburg, den 15. September 1809.

Hier, mein verehrtester Freund, erhalten Sie eine von den mir aufgetragenen Rezensionen, die ich einstweilen voraus gehen lasse, weil sich mir gerade eine Gelegenheit darbietet, den Brief einschliessen zu können. Die andern sollen demnächst folgen; die über die epigrammatische An-

thologie alsdann,¹⁾ wenn ich die beiden letzten Bände (die so eben erschienen seyn sollen) werde erhalten haben. Ich werde sodann den Geist des Ganzen bestimmter darzustellen suchen.

Unserm Freunde Creuzer gefällt es nicht sonderlich in Leyden; das steife, pedantische Leben konnte, wie ich voraus sah, seinen natürlichen Sinn nicht wohl ansprechen. Auch muss es einem ächten Deutschen wunderlich an einem Ort behagen, wo man nichts als holländisch, lateinisch und französisch spricht. Gegen Wytttenbach fing seine erste Unterredung sogleich lateinisch an, obgleich Wytttenbach hier in Marburg gebohren und erzogen ist.

Die Horstigsche Rezension meiner Gedichte habe ich mit Vergnügen gelesen,²⁾ wenn ich gleich nicht in allen Punkten mit dem Verfasser harmonire, so sind doch einige seiner Bemerkungen sehr gegründet. Auch ist seine Sprache schön und geistvoll. Mir macht es überhaupt viel Vergnügen, mancherlei Stimmen zu vernehmen. Unser Freund Schulz zu Halle hat zur zweiten Auflage zwei treffliche Kompositionen geliefert. Vielleicht wird diesem braven Mann jetzt durch Vaters³⁾ Abgang nach Königsberg geholfen.

Ich wünsche recht sehr, dass meine Rezensionen bald abgedruckt werden möchten, weil ich gern mit den Herrn Verlegern, wenn ich auch den vorigen Jahrgang erhalten habe, abrechnen möchte.

Schenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Gewogenheit!

Hochachtungsvoll

Der Ihrige

Justi.

41. August Böckh an Jacob Grimm.

Heidelberg, den 25. September 1809.

(Redactionsformular; die „unten verzeichnete Schrift“, deren Beurtheilung gewünscht wird, ist:)

Judith, Schauspiel von Heinr. v. Itzenloe, Hofpoet bey K. Rudolf II.
Aus einer alten Handschrift. Zürich, Orell & C. 1809.⁴⁾

Aug. Böckh, Prof.

1) Heidelb. Jahrbücher 1811. S. 1132, im Register: Von Ki.

2) Heidelb. Jahrbücher 1809. 2, 55; im Register: Von —g.

3) Des Professors Vater.

4) Heidelb. Jahrbücher 1810. 1, 89; im Register: Von J. Gr. (Kleinere Schriften 6, 9); vgl. unten Briefe Nr. 46 und 68.

42. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 28. September 1809.

Geliebter Freund!

. . ich höre, Creuzer kommt wieder an seine d. h. an Deine Stelle zurück. Sage mir doch um aller Götter willen, wie sich das verhält. Man wird Dich doch nicht zurücksetzen? . .

Du erhältst nächstens die Rezension von Adam Müller. Andre Arbeit quälte mich bisher zu sehr. Du könntest mir einen grossen Gefallen erweisen, wenn Du mir die Geschichte einer Drusenfamilie und den Dabistan von unserm Hrn. v. Dalberg zur Rezension überliessest.¹⁾ Dieser hatte beide Schriften schon längst an Creuzer gesandt, der ihm auch baldigste Rezension zusagte. Bis itzt ist nichts gekommen. Da nun Dalberg gehört, dass ich Mitarbeiter sey, so hat er mich angelegentlich gebeten, die Rezension zu übernehmen. Wenns also möglich ist und selbst wenn dieselbe schon übertragen wäre und manierlich wieder zurückgenommen werden könnte wegen des langen Ausbleibens, so wäre ich sehr froh darum: Du begreifst wohl, dass mir dies in meiner hiesigen Lage von Bedeutung seyn muss und dabei darf ich Dir auch sagen, dass vielleicht niemand die Arbeit dieses wirklich liebenswürdigen Mannes so zu erkennen vermag wie ich, der ich seine Eigenthümlichkeit ganz kenne. Den Dabistan habe ich im Februar für Jena rezensirt. Dies hindert nicht in der Rezension der Drusenfamilie auch darauf hinzudeuten und denselben als einen Anhang dieser Schrift zu betrachten, was er wirklich ist. Geht dies letztere nicht, so übernimmt Molitor recht gerne den Dabistan. Schreibe sogleich hierüber. Vogts Ruinen am Rhein bitte ich mir ebenfalls aus, dass Du sie keinem andern gibst . .

Dein Windischmann.

43. Johann Georg Zimmer an August Böckh.

(nach Göttingen)

Heidelberg, d. 3. October 1809.

Liebster Böckh!

Ich kann Dir jetzt schon „Glück zum heiligen Ehestande!“ zurufen, denn bis es zu Dir tönt, sitzt Du ganz und gar drinn. Deinen Brief

1) Heidelb. Jahrbücher 1810. 1, 50; im Register: Von W—d.

2) Böckhs Hochzeit wurde am 4. October 1809 in Göttingen gefeiert.

an Creuzer habe ich zurückgehalten, weil mir May es rieth und niemand mir gewisses sagen konnte, was ich damit thun sollte.

Kastner ist wirklich — nicht Ordinarius geworden; aber Loos und de Wette. Sonst nichts neues, als dass Wagner aus Würzburg hier erwartet wird, der künftig hier privatisiren wird.

Angekommen ist nichts als Recensionen von Welker¹⁾, Jean Paul und Horstig; kein Brief.

Ich habe zwar keine Braut und keine junge Frau, aber doch Eile. Grüsse Deine junge Frau und Zimmermann und die seinige herzlich.

Dein Zimmer.

(Nachschrift:) de Wette ist verheurathet.

44. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 28. Oktober 1809.

Lieber Freund!

. . Solte dann mein Schreiben an Dich, das ich an Daub einschloss, nicht an Dich gekommen seyn? Ich muss dringend seyn um eine Erklärung über die Angelegenheit des Hr. v. Dalberg, da dieser mich gar sehr drängt . .

Dein Windischmann.

45. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 4^{ten} November 1809.

Wie sehr muss ich Sie um Verzeihung bitten, theuerster Freund! dass ich Ihnen bis jetzt noch nicht auf Ihren Brief vom 11^{ten} September geantwortet habe. Ich habe immer schreiben wollen und habe immer Abhaltungen gehabt: zuerst Sorgen, dann mehrere Reisen und endlich der starke Besuch unserer Universität in diesem angefangenen Cours. Es ist mir diese Nacht heiss aufs Herz gefallen, dass ich durch meine Verzögerung Sie vielleicht in Ihren Operationen gehindert habe, wenn es nämlich ernsthaft damit gemeynt war.²⁾

1) Welckers Zeichen ist W—k; eine Aufstellung seiner Heidelberger Rezensionen bei Kekulé, Das Leben Friedrich Gottlieb Welcker's S. 488.

2) Der Brief Arnims vom 11. September 1809 fehlt im Buche über Zimmer. Aus Zimmers Andeutungen und denen in den Briefen Nr. 49 und 52 ergiebt sich der mir auch anderswoher bekannte, eine zeitlang gehegte, dann aber aufgebene Wunsch Arnims, zu promovieren und Vorlesungen zu halten, wohl im Hinblick auf die Begründung einer Universität in Berlin.

Ich hatte gleich mit Wilken gesprochen. Das Hinderniss mit den achtzig Gulden wollen wir schon in so weit heben, dass es wenigstens Ihren Wunsch nicht unausführbar macht. Wilken sagt, Sie sollten entweder ein Gesuch in lateinischer Sprache an den Decan der philosophischen Facultät, das die beyfolgende Ueberschrift haben müsste¹⁾, gleich einschicken, oder auch nur einen Bogen mit Ihrer Unterschrift, so wolle man das Gesuch selbst hier abfassen, doch thun Sie lieber das erste.

Ist Brentano noch bey Ihnen? Ich freue mich Ihres Zusammenseyens recht herzlich und wünsche mir nur zu Zeiten ein Stündchen bey Ihnen zu seyn. Grüssen Sie doch Brentano recht von mir und sagen Sie ihm, er solle mir doch auf meinen Brief antworten, den ich etwa vor 4—5 Monathen nach Landshut habe gehen lassen. Ich bat ihn darin nahmentlich mir zu sagen, ob ich das, was ich ihm noch schuldig bin, an Mad. Rudolphi bezahlen solle, oder wo sonst hin?

Dass Creuzer wieder da ist, wissen Sie. Ich habe bis jetzt ihn noch wenig geniessen können; aber er ist ganz ausserordentlich vernügt und das ist reicher Gewinn für seine Drangsale. Die Jahrbücher werden k. J. natürlich fortgesetzt.²⁾ Empfehlen Sie sie doch recht! Leben Sie recht wohl!

Ihr Zimmer.

46. Jacob Grimm an August Böckh.

Cassel, am 5ten November 1809.

Hochgeschätzter Herr Professor

Hier sende ich Eurer Wohlgeb. zwei schon längst niedergeschriebene Recensionen über Hagens Museum und Buch der Liebe, für welche sich nunmehr wohl Platz finden könnte, da wie ich eben sehe, mit dem Abdruck der früheren Recension über die Sammlung altdeutscher Gedichte der Anfang gemacht worden ist. Vielleicht wäre es um deswillen gut, wenn sie bald erscheinen könnten, da dem Vernehmen nach schon Fortsetzungen der genannten Schriften auf dem Wege sind.³⁾

1) Diese Ueberschrift, wohl von Wilkens Hand, fehlt.

2) Die Anzeige der Fortsetzung im XXV. Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher 1809.

3) Jacob an Wilhelm Grimm 16. Juni 1809 (aus der Jugendzeit S. 110): „Ein Brief von Böckh in Heidelberg (oben S. 212) bemerkt, es müsse bloss ihrer Länge halber geschehen, um nicht so oft abzubrechen, und bittet um weitere Anzeigen des Buchs der Liebe und des Magazins. Ich will ihm antworten, das solle geschehen, würde aber wegen jenes aufgehaltene Abdrucks nicht so eilig sein.“

Wie schön hätte ich sie Ihnen bei Ihrer neulichen Anwesenheit in Cassel¹⁾ mitgeben können, und wie leid that es mir, dass ich den mir zugedachten gütigen Besuch versäumte! Allein wie ich nach Haus kam, hatten meine Leute sogar den Gasthof abzufragen vergessen, wo Sie für diesen Tag noch zu finden gewesen wären.

Indem ich nochmals die Recension durchsehe, kommen mir einige Sätze unpassender vor, als damals, wie ich sie niederschrieb, und es möchte Ihnen noch viel mehr so scheinen. Besonders der Eingang über BÜSCHINGS Abhandlung von Wolframs Leben ist ein wenig zu sentimental. Ich frage freilich, ob denn am Sentimentalen an sich etwas Unrechtes zu finden ist? und ich gestehe, dass ich bei der ganzen vielleicht nur zu ausführlichen Ausführung meines Glaubens, eine Art von Ironie gegen BÜSCHING im Sinn hatte, welcher bei Abfassung seines unglaublich trockenen Aufsatzes gewiss eher an seine tägliche Mittagssuppe als an dergleichen gedacht hat. Inzwischen kann die Stelle allenfalls wegbleiben und verfahren Sie meinethwegen damit nach Ihrer bessern Beurtheilung.²⁾

Wenigstens würde dadurch etwas Raum gespart, und es ist meine Generalbesorgnis für beide Recensionen, dass sie wieder zu weitläufig geworden sind. Ich hätte sie freilich noch weitläufiger machen können, durch das, was ich darum mit Fleiss ausgelassen habe. Mich tröstet die Hoffnung, dass die Heftzahl dieser Abtheilung der Jahrbücher künftiges Jahr vergrößert werden kann, das Publicum hätte gewiss nichts dagegen, weil so Vieles zurückbleibt, aus Mangel an Raum. Wo ich nicht irre, so ist z. B. GÖRRES Recension des Wunderhorns nur angefangen, aber noch nicht aus. auch hat es längst von einer ARNIM-SCHEN Recension von STILLINGS Geisterkunde verlautet, die ich seither vergebens erwartete.³⁾

Als mir neulich Hr. Zimmermann erzählte, dass Hr. Hofrath Creuzer aus seinem Leiden wieder nach Heidelberg zurückkäme, habe ich mich recht gefreut. Sollte er schon dort seyn, so bitte ich mich ihm bestens zu empfehlen.

mein Bruder ist noch in Berlin, wird aber nun ehstens hier zurück-erwartet.

1) Gelegentlich der Hochzeitsreise nach Göttingen (oben S. 226); vgl. auch Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 187.

2) Böckh scheint die Stelle beim Abdruck 1811 S. 145 weggelassen zu haben; was da über Wolfram gesagt wird, hat nach meiner Auffassung wenigstens nichts Sentimentales (Kleinere Schriften 6, 16).

3) Jacob Grimm benutzt hier die Gelegenheit, auf die Redaktion zu Gunsten seines Freundes Arnim einen Druck zu üben.

Die Anzeige, welche Sie die Güte gehabt haben, von der kürzlich in Zürich erschienenen altdeutschen Judith zu verlangen, soll so bald erfolgen und so kurz als möglich, als ich sie vom Buchhändler erhalte.¹⁾ Die Buchhändler in unserer Nähe versorgen ihr Sortiment so übel, dass man dergleichen Sachen immer besonders verschreiben lassen und dann lang darauf warten muss.

Ich habe die Ehre mit aufrichtiger Hochachtung zu seyn

Ihr

ergebenster

J. Grimm.

47. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 5. November 1809.

Geliebter Freund!

Endlich einmal ein Wort von Dir nach so langem Harren. Ich danke Dir für die Uebertragung der Rezension von Dalbergs Schrift und hoffe, Du sollst meiner sicher genug seyn, dass ich Dir Deine Bedingungen erfülle. In den nächsten Wochen sollst Du sie erhalten, so wie Adam Müller etc. — ist denn Görres Mythologie noch nicht fertig? . .

Ewig Dein Windischmann.

48. Ernst Wagner an August Böckh.

Meiningen den 14. Nov. 1809.

Ew. Wohlgeboren

übermache ich anliegend, Dero Schreiben vom 25. v. M. gehorsamlich, das mir aufgegebne Penum sogleich, um Sie nicht mit 2 Briefen zu belästigen. Ich hätte die beyden Werke²⁾ zur Hand, und fand die Beurtheilung derselben leicht. Wollen Ew. Wohlgeb. den Faust doch etwa in Correlation geben, so soll es mir ganz gleich seyn — ja, ich will von Herzen gern geirrt haben!³⁾

1) Für altdeutsch war die Judith von Itzenloe (oben S. 225) wohl von Böckh, als er sie Grimm antrug, und von diesem, als er sie annahm, gehalten worden, da sie dem Titel nach aus einer alten Handschrift stammen sollte. Vgl. darüber Grimms Rezension.

2) Fessler, Alonso und Schöne, Faust: im letzten Hefte 1809. 2, 357 und im ersten Hefte 1810 S. 3.

3) Wagner kennzeichnet Schönes Faust als „einen missglückten Versuch“. Er meint also, wenn ein Korreferent für das Buch noch bestellt würde, der etwa günstiger urtheile, so sei es ihm recht; er denkt an Fälle, in denen, wie von Fouqués Sigurd, zwei Rezensionen erschienen waren.

Den Messkatalog von Michaelis habe ich nicht da. Es war aber in demselben nichts wünschenswerthes für mich. Ich lese gegenwärtig G ö t h e's Wahlverwandtschaften. Sollte ich Ursache finden, mit meinen Gedanken darüber zufrieden zu seyn, so könnte ich sie Ew. Wohlgeb. mittheilen. Rechnen Sie aber gütigst nicht auf mich, sondern geben die Recension ja recht schnell einem Würdigern. — (A. W. Schlegel wäre wohl zu wünschen.) Das meinige findet wohl in geringern Blättern noch Platz.

Darf ich Ew. Wohlgeb. den 2. Band meiner Reisen und meinen kleinen Ferdinand Miller für baldgefällige Beurtheilung bey dieser Gelegenheit zu Gnaden empfehlen?

Mit der entschiedensten Verehrung

Ew. Wohlgeboren

ganz gehorsamster

J. E. Wagner.

49. Achim von Arnim an Friedrich Creuzer.

Berlin, d. 25. November 1809.

Ein herzlicher Glückwunsch zu Ihrer Rückkehr, lieber Creuzer, ich höre Sie sind vergnügt und wohl und das freut mich, Christus ist zu Leiden geboren und Sie sind auch dort gewesen und ich bin einmal durchgereist und mehr mag ich von der Stadt nicht wissen. Das Merkwürdigste muss Ihnen in Heidelberg gewesen seyn, nachdem Sie so manches Neue gesehen und erlebt, alles dort noch in alter Art wiederzufinden, mich wenigstens hat seit der Jenaischen Schlacht nichts so sehr verwundert, als ein dickes Buch ¹⁾, das eben bey Cotta herausgekommen unter dem Namen Klingding Almanach herausgegeben von Baggesen, das von nichts als der Einsiedlerzeitung und der Sonettengeschichte ²⁾ spricht, einigemal glaubte ich bey dem langwierigen Lesen, die Schlacht von Regensburg, Aspern, Wagram, das sey alles nur eine Lüge aus dem Vossischen Hause, ich wäre noch ein Jahr jünger und sässe im Schatten des Heidelberger Schlosses und wegen dieser lebhaften Rückerinnerung an Sie und alle Freunde dort (Görres — Wintergarten — Doctorat ³⁾ — Jahrbücher) sey auch dem nordisch mythologischen Vogel ⁴⁾, der den Leuten ins Nest s. und das für Eyer

1) „ein dickes Buch“ ironisch, da es im Gegentheil ein äusserst dünnes ist.

2) Die letzte grosse „Beylage“ zur Einsiedlerzeitung.

3) Sieh oben S. 227 zu Brief Nr. 45.

4) d. i. Baggesen.

ausgiebt, vorläufig¹⁾ alle öffentliche Rüge geschenkt, ich glaube, dass schwerlich ein anderer Mensch, der nicht so persönlich darin berührt ist, die Gedult hat, es auszulesen. Ich habe dieses Packesels²⁾ zu jener Zeit³⁾ nicht entfernt gedacht, jetzt aber merk ich, da er einen Faust heimlich in der Tasche gemacht⁴⁾, dass ihn mancherley ärgern konnte, das ist die Hand des Schicksals, es giebt zurück, dass es so überflüssig mit Fäusten geschlagen wird. — Haben Sie die Redakzion der Jahrbücher wieder übernommen? — Ihrer Frau viel Glück, dass sie ihren Kindern wieder näher, ganz der Ihre

Achim Arnim.

50. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 2. Dezember 1809.

Lieber Freund!

. . Hiebei die Rezension der zwei Dalbergschen Werke.⁵⁾ Was ich gesagt habe, ist wahr und wohl verdient; Dalberg ist eine der besten und schönsten Seelen, die ich kenne, und so innerlich, wie sein Bruder äusserlich ist. Kleine Fehler sind hier leicht zu übersehen. Ueberhaupt darf bei Männern von grossem Einfluss immer ein Wort mehr zu ihren Gunsten gesagt werden, weil Wissenschaft und Kunst den wesentlichsten Gewinn dabei haben. Ich weiss wenige Grosse, die so eifrig für die Literatur wirken und keine Kosten scheuen, auch so fleissig und verständig selbst Hand anlegen, als dieser Hr. v. Dalberg. Ich bitte Dich recht dringend, diese Rezension bald abdrucken zu lassen und mir dann von diesem Stücke statt eines zwei Exemplare zuschicken zu lassen.

Ist dann Görres Mythologie noch nicht erschienen? seine Darstellung des Upnekhat in den Jahrbüchern⁶⁾ hat mich mit ihm ausgesöhnt. Da ist er einmal wieder ein wackerer einfacher Mensch. Der homo compositus Brentano hatte ihn fast ganz zum Narren gemacht — einfache kräftige Gemüther können solche convulsivische Spannungen, wie sie Menschen von der Art natürlich sind, nicht vertragen.

1) Später als Waller in der Gräfin Dolores mitgenommen.

2) Wortspiel mit Baggeseu.

3) d. h. als Arnim die Sonettengeschichte schrieb.

4) Wortspiel mit der Faust und dem Faust, welchen Baggeseu gemacht hatte (oben S. 197); im folgenden Fortsetzung dieses Wortspieles in Bezug auf das allgemeine Welt-Schicksal, als im besonderen darauf, dass neben Goethes Faust noch so überflüssige „Fäuste“, wie der von Baggeseu, von Schöne hervorkamen.

5) Sieh oben S. 226.

6) Abteilung für Theologie 1809. 2, 193.

Adam Müller erhältst Du nach Neujahr — er wird etwas gekampelt werden müssen; denn bei aller Treflichkeit ist er auch ein äusserst aufgeblassener Prinz . .

(N. S.) Den Abdruck besorge ja bald; bedenke, dass es das erstemal ist, dass Du mir etwas einrückest und ein kleines Einkommen, dessen ich so sehr bedarf, zufließen lassen kannst. Von dem Ertrag dieser Rezension bitte ich Dich auch das Dir schuldige Geld abzuziehn.

Dein Windischmann.

51. August Friedrich Bernhardi an August Böckh.

Berlin, d. 28 st. December 1809.

Ich habe Ihren lieben Brief vom 25 sten September nebst der ehrenvollen Einladung zu den Jahrbüchern vor etwa 10 Tagen erhalten und bin nicht abgeneigt beide Werke zu übernehmen, wenn mir die Redaction dazu Zeit lässt die Recensionen nach meiner Bequemlichkeit anzufertigen, denn ich bin sehr beschäftigt und die neue Organisation des Schulwesens wird noch mir zu mancherlei neuen Geschäften Veranlassung geben . .¹⁾

Ich schliesse mit der Bezeugung meiner innigsten und wahrsten Hochachtung für Ihre Verdienste und Gelehrsamkeit

A. F. Bernhardi.

52. Friedrich Creuzer an Achim von Arnim.

Heidelberg, d. 2. Januar 1810.

Sie beschämen mich recht, mein theuerster Freund, durch Ihren begrüssenden Brief. Es wäre an mir gewesen, Ihnen zuzurufen, dass ich wieder auf der Oberwelt sey. Gottlob, dass ich wieder da bin. Dort hätte ich es nicht ausgehalten. Die Menschen waren gutmüthig und freundlich, und die Collegialischen Verhältnisse bildeten sich günstig. Aber das Wasser, das Wasser — und die Kost — und die blassen Gesichter — und die Todtenstille auf den Gassen und, und — doch Sie waren ja selber dort — Ueber der Reise habe ich nun manches versäumt z. B. dass ich eben jezt erst Ihren herrlichen Wintergarten lese, den mir Zimmer neulich mittheilte. Es ist ein erquickliches Buch. Geben Sie öfter dergleichen. Den Albert und Concordia hätten Sie etwas weitläufiger geben sollen. In meiner Jugend hab' ich

1) Das weitere in diesem Briefe handelt von Pindar, im Anschluss an Böckhs jüngste Abhandlung über den Dichter.

das Buch in den Nachbarshäusern herumgetragen und vorgelesen. Da möchte ichs ganz wieder regenerirt sehen. Die Recension in den Jahrbüchern findet Savigny schlecht, Görres schlecht und ich auch schlecht. Ich weis nicht wer sie gemacht hat.¹⁾ So viel aber weis ich, dass ich sie nicht aufgenommen hätte. — Sie wissen vielleicht schon, dass die Görressche Recension des Wunderhorns (diese würdige Arbeit) nur einem kleinsten Theil nach ist in den Jahrbüchern abgedruckt worden. — Und warum? — weil Thibaut (der N. B. in der Redaction jezt prädominirt). ein veto dazwischen gelegt hat. — Und warum hat es Wilken gelitten? weil, sagt man, Sie selbst etwas unter die Recension geschrieben. (Sie erinnern sich doch des kleinen Umstands noch?) und weil daraus hervorleuchte, dass Verfasser, Recensent und Redacteur (also meine Wenigkeit) mit einander unter der Decke gespielt hätten. Ich habe Görres die Sache auf der Stelle gemeldet und zu Zimmer gesagt, dass dies Verfahren miserabel sey. Görres will es auch nicht dabei lassen.²⁾ — Ich selbst aber bin seit meiner Rückkehr nicht mehr in der Redaction. Zimmer und Einige andere wünschten es zwar — aber wo Thibaut regieret — mag ich keine Hand im Spiel haben. — Auch brauche ich keine Programme mehr zu schreiben (diese Ehre hat Böckh) und vom Senat hab' ich mich auch dispensiren lassen. Sehen Sie, wie glücklich ich nun meinen Collegien (und daran habe ich Freude) und meinen Büchern (welche mir auch lieber sind als alle Jahrbücher) leben kann! Die Redaction des ästhetisch-philologischen Hefts haben Böckh und Wilken zusammen. — Dem Klingding-Almanach hab ich die Ehre nicht angethan ihn zu lesen. Eben so wenig die Jenaische Recension der Reinbeck'schen Briefe über Heidelberg. Alle diese Sachen sind doch zu ungesalzen, um goutirt zu werden. — Bei Görres hab' ich auf der Hin- und Herreise einige schöne Tage zugebracht. Er arbeitet seit dreiviertel Jahren gewaltig im Feuer (er schreibt was Französisches über das Licht) — daneben geht es mit seiner Mythenhistorie rasch vorwärts; sie wird bald fertig seyn. Der Mann ist ungemein fleissig. Sein Leben in Coblenz ist aber nicht für ihn. Ich wollte ihm wünschen, dass er wenigstens nach Cöln käme, wohin, nach Einigen, die Departementsuniversität verlegt werden soll. — In Cöln hat mirs bei den alten Bildern sehr wohl gefallen. Boisseree und sein Freund kommen nächstens mit den Bildern hierher, um hier zu wohnen. — Unser Doctor Zimmermann sitzt mit Frau und Kind am

1) Sieh oben S. 216: Ernst Wagner.

2) Vergleiche wegen der Angelegenheit auch unten die Briefe Nr. 64 und 66.

Harz. Er hat eine Stelle beim Bergdepartement in Clausthal, und es gefällt ihm wohl.

Sie sind ja mit Brentano recht fleissig gewesen, wie ich aus dem Brief an Zimmer ersehen.¹⁾ Hoffentlich wird Zimmer doch den Verlag übernehmen. Ich wünsche bald wieder etwas von Ihnen beiden zu lesen. Und Brentano vergisst doch seine Romanzen nicht?²⁾ Grüssen Sie ihn doch bestens von mir. Werden Sie denn im Sommer nicht wieder hierherkommen? Es ist doch hübsch hier an den Bergen.

Wegen des Doctorats braucht es wohl keiner Versicherung, dass ich mir eine Ehre daraus mache. Fries ist seit gestern Decanus. Wilken, Böckh (Langsdorf hoffentlich auch) sind dafür — da ist es also entschieden (auch ohne Langsdorf schon). — Wilken wird Ihnen geschrieben haben, dass es nur eines kurzen lateinischen Briefes bedarf, worin Ihr Wunsch ausgedrückt ist. Der muss aber von Berlin kommen. Darüber können wir nicht hinaus.³⁾ — Ich bin nun begierig, wie es, nach der Rückkehr des Königs, mit Ihrer Universität gehen wird. Es kann was Grosses werden. Nur wäre ich doch für eine kleinere Stadt in dortiger Gegend.⁴⁾ Meine Frau erwidert Ihren freundlichen Gruss. Ich bin hochachtend

Ihr

Fr. Creuzer.

(Am Rande:) Den Herrn Buttman und Schleiermacher bitte ich mich gelegentlich zu empfehlen.

53. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 3. Jenner 1810.

Lieber Freund!

. . Was die Rezension betrifft, so gebe ich mich ohne noch den Abdruck gesehn zu haben, zufrieden. Fr. Schlegel werde ich in meiner Schrift genugsam zurecht weissen. Wegen Othmar Frank aber wird Hr. Görres doch seine leidenschaftliche Meinung etwas herunterspannen

1) Dem verlorenen Briefe Arnims vom 11. September 1809 (oben S. 227. 257).

2) Zu Creuzers fortdauernder Teilnahme für Brentanos Romanzen vom Rosenkranz vgl. Rohde, Friedrich Creuzer und Karoline v. Günderode 1896 S. 32 und Euphorion 4, 363.

3) Wegen des Doktorats vgl. S. 227. 231. 253.

4) Diese Meinung bezieht sich auf die damals viel erörterte Frage, zu der auch Savigny über Schleiermachers „Gelegentliche Gedanken“ (Heidelberger Jahrbücher 1808 S. 297) und Wachler zu Eggers' Schrift „Keine Universität in Berlin“ (1811. 1, 141) Stellung genommen hatten.

müssen, wenn er die *Commentationes Persicas* liest. In einiger Zeit dürften also die Jahrbücher auch ihre Meinung ändern. Wäre ich der erste redende gewesen, wie dann mit der ganzen Rezension vom Görres? — Dies nur bemerkungsweise, Du kennst meine Gesinnung und weisst, dass ich nicht an Kleinigkeiten haften.¹⁾

Ich danke Dir für die zugetheilten Rezensionen, denke ferner so günstig für mich. Den Ast lass mir zugehen.

Wir grüssen Dich alle von Herzen.

Dein Windischmann.

54. Jacob und Wilhelm Grimm an August Böckh.

Cassel, 5. Januar 1810.

Verehrter Herr Professor,

ich muss recht bedauern, dass ich dem gütigen Antrag, meine Recension des Buchs der Liebe zu einer späterhin von A. W. Schlegel eingegangenen zuzurichten, unmöglich entsprechen kann. Beide Beurtheilungen berühren sich auch gar nicht; die meine ist durchaus historisch, die schlegelsche sagt zur Empfehlung der alten Bücher für unser heutiges Publicum manches Gute, obgleich zu weitläufig, und überhaupt scheint es mir, dass Schlegel, wenn er sich mit der Geschichte unserer älteren Literatur beschäftigt hätte, so viele bekannte Dinge nicht so sehr herausgehoben haben würde, die an hundert andern Orten ebenfalls stehen könnten. Ich wüsste aus dem Meinigen nichts zu streichen, ohne dass manches folgende unklar würde, alles könnte wohl recht gut als ein nothwendiges Supplement zu der Schlegelschen Critik angesehen werden, aber alsdann würden Sie keinen Raum gewinnen, welches doch die eigentliche Absicht ist.

Ich bin überzeugt, dass Schlegel selber seine Abhandlung viel eher abkürzen könnte, vielleicht einigen meiner Bemerkungen zu gefallen,

1) Der Brief lässt erkennen, dass Böckh wieder zu Gunsten Friedrich Schlegels und Görres' in Windischmanns Rezension von Dalbergs Drusenfamilie und Dabistan (1810 S. 49) eingegriffen hatte. Und zwar muss dies gegen den Schluss, auf S. 60. geschehen sein. Dort nämlich mustert Windischmann die neueren und neuesten Leistungen auf dem Gebiete asiatischer Religionsgeschichte durch. Es wäre da Schlegels Sprache und Weisheit der Inder und Othmar Franks Licht vom Orient — von Görres in der Abteilung für Theologie 1809. 2, 269 zwar mit Vorbehalten, aber doch mit günstiger Wärme angezeigt — zu nennen gewesen. Schlegels und Görres' Name aber fehlt jetzt ganz, und Franks Schrift wird so erwähnt, dass man gerade noch leise fühlt, dass Windischmann nicht mit ihr zufrieden ist. Vgl. A. W. Schlegels Vorwürfe unten in Brief Nr. 65.

wenn Sie ihm solche mitsendeten, dazu wohnt er aber wohl zu entfernt; er ist glaube ich immer noch in Copet. Also auf den Fall, dass sich zu meiner Recension kein Raum finden würde, begeben Sie sich, einem so geachteten Schriftsteller gegenüber, gern meines Vorrechts, besonders, da es dem Institut der Jahrbücher daran gelegen seyn muss, sich jenen für andere Fälle zu erhalten, wo er mehr competent ist, als dies im Fach der altdutschen Poesie zu seyn scheint.¹⁾

Was den Goldfaden betrifft, so wird mein Bruder, da er so eben von seiner Reise zurückgekommen ist, einige Worte hinzufügen.

Sie haben wohl die Güte mir von dem Schicksal der obigen Recension demnächst einige Nachricht zu ertheilen.

Mit wahrer Hochachtung bin ich

Eurer Wohlgeb.

gehors. Diener

Grimm.

1) Der Brief, mit dem Böckh den Antrag that und dem er Schlegels Manuscript beilegte, fehlt. Jacob Grimm erhielt schliesslich seine Rezension zurück (unten S. 255) und veröffentlichte sie später in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1812 (Kl. Schriften 6, 84). Gegen die Angriffe wehrte sich v. d. Hagen im Anzeiger zu Idunna und Hermode Nr. 15, indem er auch etwas von dieser Schlegel-Grimmschen Angelegenheit verlauten liess. Darauf antwortete Jacob Grimm 1813 in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1813 (Kl. Schriften 7, 591) und gab die folgende richtige Darstellung des Sachverhalts:

„Im Jahr 1809 wurde ich von der Redaction der Heidelb. Jahrb. aufgefordert, das genannte Buch der Liebe zu beurtheilen; später aber ging auch eine unbestellte Rec. desselben Werks durch A. W. Schlegel ein. Der Redacteur, damals Hr. Prof. Böckh, wünschte diesen ersten von einem beliebten Schriftsteller eingehenden Beitrag nicht gerade abzuweisen und hatte die Güte, mir die Schlegelsche Beurtheilung im Original zuzuschicken mit der Bitte, sie mit meiner zu bearbeiten, zugleich aber auch mit dem Erbieten, im Fall ich mich nicht dazu verstünde, jene dennoch zurück zu geben und die meinige, als welche das Recht für sich habe und sonstiges Lob verdiene, das hier nicht wiederholt zu werden braucht, aufzunehmen. Ich war freilich mit den Grundsätzen der Schlegelschen Rec. zu wenig einverstanden, um in jenen Ausweg einzugehen, aber bescheiden genug, aus freiem Willen meine Arbeit wieder zu nehmen. Was ich für recht hielt, wollte ich auch recht sagen; Herr v. H. mag durch irgend eine Klätscherei davon gehört haben und erfrecht sich zu der Lüge: „dass meine Rec. dort zu spät gekommen und vor der Schlegelschen habe zurückstehen müssen“. Ich habe die Redaction dieser L. Z. durch Mittheilung des Originals, woran hier gelegen, in Stand gesetzt, die Wahrheit meiner obigen Behauptung pflichtmässig bezeugen zu können.“

Die Leipziger Redaction versichert dann auch in einer Fussnote, dass J. Grimm ihr den Originalbrief zur Einsicht vorgelegt habe; er wird nicht mehr in Grimms Hände zurückgelangt sein und deshalb heute im Nachlasse fehlen. Hagen kam nochmals in Idunna und Hermode 1813 Nr. 6 auf diese Antwort zurück, indem er aus einem Briefe J. Grimms an ihn die Stelle abdruckte, worin Grimm allerdings selber von der Kollision beider Rezensionen geschrieben hatte.

(Auf demselben Blatte, unmittelbar hinter Jacob:) Ich nehme hier Gelegenheit, geehrter Herr Professor, Ihnen die Entstehung der zwei Recensionen vom Goldfaden zu erklären.¹⁾ Ich hatte zwar in Berlin gesagt, dass ich eine Anzeige davon aufschreiben wollte, darnach aber kam es mir aus den Gedanken, so reiste ich ab, und erst in Halle kam mir das Buch wieder in die Hände und mein Vorsatz in den Sinn, und von dorther ist das Blatt zu Ihnen gekommen. Arnim wusste also nichts davon und hat meine Aeußerung nicht gehört oder vergessen oder für flüchtig gehalten. Enthält meine Anzeige nichts, das nicht auch in Arnims Recension stände, oder kann sie nicht leicht angefügt werden, so seyn Sie nur so gütig sie zurückzulegen, da Arnim in jedem Fall den Vorzug haben muss.

Ich empfehle mich Ihnen und bin mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr ergebenster Dr.²⁾

Wilhelm Carl Grimm.

55. Jacob Grimm an August Böckh.

Cassel, 21. Jan. 1810.

Eine Stelle, die ich neulich über den Roman von Tristan aufgefunden habe, ist so merkwürdig, dass ich nicht unterlassen kann, solche Ihnen, werther Herr Professor, beiliegend zuzuschicken, um sie, auf den Fall von meiner Recension des Buchs der Liebe noch Gebrauch gemacht wird, angezeigten Orts einrücken (sic) zu lassen. Im Fall, dass der Raum, welchen die schlegelsche einnimmt, solches nicht gestattet, bin ich zugleich so frei, um deren gefällige Rücksendung zu bitten.

Mit vollkommener Hochachtung

Ew. Wohlgeb. ergebener Dr.

Grimm.

(Nachschrift:) Darf ich Sie wohl ergebenst bitten, Herrn Zimmer gelegentlich zu fragen, ob er einen Brief von meinem Bruder noch aus Berlin mit einer Ankündigung erhalten?³⁾

1) Wegen der Goldfaden-Rezensionen sieh oben S. 204.

2) „Diener“ natürlich, nicht „Doctor“.

3) Betrifft die von Wilhelm Grimm, Arnim und Brentano gemeinsam verfasste Ankündigung der Altdänischen Heldenlieder, die im 3. Intelligenzblatt der Heidelb. Jahrbücher 1810 (Kl. Schriften 1, 172) abgedruckt ist; vgl. Zeitschr. f. d. Philol. 29, 195.

56. A. W. Schlegel an August Böckh.

Genf, d. 23. Januar 1810.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren gütige Zuschrift vom 25sten December v. J., die ich erst vor einigen Tagen erhielt, säume ich nicht sogleich zu beantworten.¹⁾

Es sollte mir leid thun, wenn, meiner Anzeige des Buchs der Liebe zu Gunsten, eine andre schätzbare Arbeit zurückgelegt werden sollte. Ich schrieb sie aus eignem Antriebe und auf meine Gefahr; da das Buch erst vor kurzem erschienen, so glaubte ich nicht einer vorgängigen Bevorwortung zu bedürfen, die bey der grossen Entfernung immer weitläufig ist. Es steht also ganz bey Ew. Wohlgeboren, ob Sie Gebrauch davon machen wollen; widrigenfalls bitte ich, die Anzeige in meinem Namen Hr. Hofrath Eichstädt in Jena für die dortige A. L. Zeitung gefälligst zuzusenden.²⁾

Die Anzeige des Ariost von Gries ist beynahe fertig und erfolgt unfehlbar in wenigen Tagen. Demnächst werde ich die von Winkelmanns Werken liefern, wenigstens von den beyden ersten Theilen, wenn ich nicht unterdessen noch den dritten erhalte. Mit Hr. Hofrath Creuzer war ich schon übereingekommen, etwas über Goethe's Winkelmann, wiewohl das Buch schon früher erschienen, als am schicklichsten Orte anzuhängen.³⁾

Klingers Werke muss ich ablehnen. Sie scheinen mir für den jetzigen Stand unsrer Litteratur gänzlich veraltet, und ich habe nichts darüber zu sagen.

Niobe und der Graf von Gleichen vom Vf. des *Lacrimas* wird sich mit den romantischen Wäldern desselben Vfs. am besten zusammennehmen lassen. Sigurd unterbleibt natürlich, da, wie ich höre, Hr. Richter mir schon mit einer Beurtheilung zuvorgekommen. Wegen Goethe's Wahlverwandtschaften sehe ich einer Antwort meines Bruders entgegen.

Ich danke Ew. Wohlgeboren in meinem und seinem Namen, für die Sorge, welche Sie für die Anzeige unsrer Schriften in Ihren Blättern

1) In Wilhelm Schlegels Nachlass (Klette S. 23) befindet sich kein Brief Böckhs aus der Heidelberger Zeit; keiner überhaupt von Creuzer.

2) Diese Wendung der Sache, dass die Schlegelsche Rezension des Buchs der Liebe an Böckhs Gegner Eichstädt gehen sollte, war sehr fatal und trug gewiss dazu bei, Schlegels Rezension abzudrucken (1810 S. 97) und Grimms zurückzugeben.

3) Ariost, mit vollem Namen im Register, abgedruckt 1810 S. 193; Winkelmann, mit Namensunterschrift, 1812 S. 65.

tragen. Für Fr. Schlegels Gedichte, und den 2^{ten} Band meines spanischen Theaters würde ich Hrn. Görres als Beurtheiler vorschlagen.¹⁾ Was meine Vorlesungen betrifft, so scheint es mir nicht gerade nöthig, dass derselbe Recensent für beyde Bände gewählt würde. Wenn Ew. Wohlgeboren die Beurtheilung des ersten Bandes übernehmen, so würde es ohne Zweifel sehr belehrend für mich ausfallen. Leider habe ich Ihre Schrift über die Ächtheit einiger griechischer Stücke nicht dabey benutzen können; ein hiesiger gelehrter Freund hat sie erst kürzlich erhalten, und will sie mir mittheilen, sobald er sie ausgelesen haben wird. Der 2^{te} Band könnte Hrn. von Collin in Wien zur Beurtheilung angetragen werden; falls E. W. nicht auf meinen obigen Vorschlag eingehen sollten, würde er wohl das Ganze übernehmen.²⁾

Verzeihen Sie meine Freyheit, wenn ich Ihnen nun noch mit einer Anfrage beschwerlich falle. Hr. v. Barante, Sohn des hiesigen Präfects, und selbst Präfect in der ehemaligen Vendée, in der neugebauten Stadt Napoleon, ein Mann von vielen Kenntnissen und einem liebenswürdigen Charakter, Verfasser einer geistreichen Schrift über die französische Litteratur des 18^{ten} Jahrhunderts, wünscht einen Deutschen als Gesellschafter und Secretär um sich zu haben, der ihm beym Studium der deutschen Sprache und Litteratur behülflich seyn könnte. Wissen Sie für diese Stelle einen gebildeten und in unsrer Litteratur und Philosophie bewanderten jungen Mann? Die Bedingungen, die ihm zugesichert werden, sind ein Gehalt von 50 Lsd., also 550 fl. Rheinisch, nebst freyer Wohnung, Tisch u. s. w. Fürs erste würde das Verhältniss auf ein Jahr eingegangen, um zu sehen, ob man gegenseitig für einander passt. Hr. von Barante steht natürlich die Kosten der Reise, und falls die Verbindung nicht länger dauert als ein Jahr, auch die der Rückreise. Es würde dem jungen Mann Musse genug zu eignen Studien übrig bleiben, auch hätte er in der Folge gewiss Gelegenheit Paris zu sehen und zu benutzen. Dass er mit Fertigkeit französisch spreche, ist nicht nöthig, diess würde sich schon durch den Aufenthalt im Lande finden. Wäre er ausübender Musiker, so wäre es um so angenehmer zur Aufheiterung eines einsamen Aufenthalts.³⁾

1) Fr. Schlegels Gedichte von Arnim rezensiert (oben S. 213).

2) Wilhelm Schlegels Spekulation auf Böckh schlug fehl, da dieser die Vorlesungen bereits anders vergeben hatte. Eine Anzeige in Jahrgang 1811 S. 683 von A. W.

3) Es war dies dieselbe Stelle, „die Schlegel und Stael Chamisso (Leben und Briefe 1839. 1, 268) zudachten“: Chamisso bot sie am 1. August 1810 aus Chaumont seinem Freunde Wilhelm Neumann an, übernahm sie dann aber selber und verlebte die nächste Zeit in Napoleon.

Ew. Wohlgeb. würden mich durch eine baldige Antwort hierauf recht sehr verbinden. Wenn Sie jemanden zu dieser Stelle mit Zuversicht empfehlen können, so stehe ich auch meinerseits dafür ein, dass sie mancherley Vortheile und Annehmlichkeiten darbieten würde.

Mit ausgezeichnete Hochachtung E. W.

ergebenster

A. W. Schlegel.

57. Ernst Wagner an August Böckh.

Meiningen den 23. Jan. 1810.

Tausend Dank, verehrtester Mann, für Ihre gütige Zuschrift vom 25. v. M., die ich erst heute erhielt!

Gern wollte ich noch länger an Ihrem verehrten Institute Theil nehmen — allein meine Kränklichkeit nimmt schneller zu, die Kräfte ab — und mein letztes Stündlein beginnt so allmählig zu nahen, dass ich jeden Augenblick noch auf die Beschickung meines eignen Hauses verwenden muss. Also — Ade!

Goethe ist bei A. W. oder Fr. Schlegel, diesen göttlichen Kritischen Seelen, in den besten Händen — möchte ich doch die Recension noch lesen!¹⁾

Hr. A. v. Arnim hat mir selbst geschrieben und sich als Recensenten meiner frühern Werke genannt. Aber er meldete mir, dass er die Rec. über den 2. Band meiner Reisen abgelehnt habe, wovon Ew. Wohlgeb. nichts zu wissen scheinen.²⁾ — Nun, Sie werden schon meine übrigen Bücher einem auch guten und schöndenkenden Manne zur Beurtheilung anvertrauen — im Nothfalle thut es ja wohl der prächtige Jean Paul. — Wenn der Mensch einem höhern Richterstuhle naht, so verliert sich doch, wie ich finde, die Begierde auf das Urtheil der Welt gar merklich. — Gut habe ich es wohl gemeynt! —

Wollten Sie, Verehrtester, vielleicht mit Herrn Mohr und Zimmer für mich meine kleine Rechnung gütigst abmachen? Ich habe von ihnen nichts als die „Trösteinsamkeit.“ Es wird ja wenigstens Null von Null aufgehen, hoffe ich? — Aber Verzeihung für diese Bitte!

1) d. h. die Rezension von Goethes Wahlverwandschaften; es ist jedoch keine von der ersten Auflage in den Heidelb. Jahrbüchern erschienen; vgl. S. 252.

2) Wie Arnim später aus dem Gedächtnisse den Inhalt seines Briefes an E. Wagner skizzierte, sieh Zeitschr. f. d. Philologie 29, 211; jetzt kommt nun hinzu, dass Arnim eine weitere Besprechung der Schriften Wagners abgelehnt hat.

Schliessen Sie den ehrlich bewahrten Namen eines heitern Menschen in das Gedächtniss eines Biedermanns ein, und leben Sie froh und glücklich! Ewig Ihr

J. E. Wagner.

58. Karl Solger an August Böckh.

Frankfurt an der Oder, den 27sten Januar 1810.

Wohlgeborener Herr

Hochzuehrender Herr Professor,

Ew. Wohlgeboren gütige Zuschrift und der Antrag der Herren Redaktoren der Heidelberger Jahrbücher war mir so ehrenvoll als erfreulich. Besonders freut es mich, auf diese Weise mit Ihnen in nähere Verbindung zu kommen, welches ich bei der begründeten Hochachtung, die ich schon längst gegen Ihre Verdienste um die alte Literatur hege, nicht besser wünschen konnte. Um Ihnen einen Beweis von meiner Bereitwilligkeit zu geben, übernehme ich die Uebersetzungen von Fähsse, und zugleich die Schlegelschen Vorlesungen. Den Sophokles von Bothe erlauben Sie mir wenigstens noch auszusetzen, da ich grade durch andere Arbeiten ziemlich stark beschäftigt bin. Haben Sie doch auch die Güte, mich wissen zu lassen, wie die Recensionen aufgetragen werden, ob etwa durch zugeschickte Auszüge aus den Messkatalogen, aus welchen der Recensent wählt, wie es bei andern Instituten zu sein pflegt. Zuweilen werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen Recensionen anzubieten, da man sich doch immer am liebsten und besten mit solchen Büchern beschäftigt, woran man aus andern Ursachen ein besonders Interesse nimmt. So habe ich vor einiger Zeit eine Beurtheilung des Attila von Werner geschrieben, welche für ein andres Journal bestimmt war, aber dort, ich weiss nicht aus welchen Gründen oder Rücksichten, noch nicht abgedruckt worden ist. Wollen Sie diese aufnehmen, und mich bald davon benachrichtigen, so werde ich sie zurückfordern und Ihnen sogleich übersenden. Bei ganz neuen oder sonst noch nicht sehr verbreiteten Büchern, werde ich um so mehr bitten müssen, sie mir zu überschicken, da Frankfurt leider keinen hinlänglichen Bücherverkehr hat.¹⁾

1) In Solgers Nachgelassenen Schriften und Briefwechsel, hg. von Raumer und Tieck, findet sich keine Spur, dass diese Anknüpfung von Folgen gewesen wäre. Böckh kam in Berlin bald in Verkehr mit Solger; an Minister von Reitzenstein schrieb er 17. Oktober 1811 (ungedruckt): „Unsere Universität hat von Frankfurt noch den Prof. Solger erhalten, einen gelehrten und scharfsinnigen Mann, der in der Philologie sowohl als Philosophie eine Lücke füllt.“

Bei der Correspondenz die hierdurch entstehn wird, darf ich Sie wohl bitten, mir gelegentlich Nachricht von dem, was in Heidelberg für die Wissenschaften merkwürdiges vorgeht, zukommen zu lassen. Besonders wünschte ich sehr zu wissen, wie es mit des Herrn Professor Creuzer Werk über die religiösen Symbole der Alten steht, und ob man Hoffnung hat, es bald erscheinen zu sehn, da mir dieser Gegenstand besonders wichtig ist. Stehn Sie in näheren Verhältnissen mit meinem Freunde, dem Professor Voss, so bitte ich diesen von mir zu grüssen.

Nehmen Sie gütig die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung an, mit der ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Ew. Wohlgeboren ergebener Diener

Solger.

59. Jean Paul an August Böckh.

Bayreuth, d. 5. Februar 1810.

Verehrtester Herr Professor! Schon einmal hab' ich — mit Dank für das Zutrauen der Redakzion — die Beurtheilung der Herderschen Werke ausgesprochen, weil sie Kräfte fodert, welche meine übersteigen und welche die Redakzion gewiss leichter in ihrem Zirkel aufbietet. ¹⁾ Auch, glaub' ich, wären, da seine Werke schon von der Zeit rezensirt worden, keine mehr zu beurtheilen nöthig als die zum ersten male gedruckten.

Zu beurtheilen wünsch' ich Köppens Darstellung des Wesens der Philosophie, — welche in kurzem erscheint — in so fern sie eines Schülers meines Freundes Jacobi so würdig ist als ich hoffe. ²⁾ Die übrigen vorgeschlagenen Werke — Krummacher ³⁾, Woltmann, Conti — sind nicht hier zu haben und leider bei mir jetzt zu wenig Zeit zum Rezensieren, das mich die dreifache eines eignen Produzierens kostet. Leben Sie wol in Ihrem so fruchttragenden Leben. ⁴⁾

Ihr

Jean Paul Fr. Richter.

1) Es war dies Creuzer gegenüber geschehen (Nerrlich S. 544): Jean Paul erklärte auf den Rezensionsantrag, da gerade das historische Auge Herders Polyphem-Auge sei, während er selbst nur Schmetterlings-Augen habe, Creuzer selbst „mit seinem reichen, grossen, historischen Sinne“ für weit geeigneter.

2) Anzeige in der Abteilung für Theologie, Philosophie etc. 1810. 2, 97; im Register: Von F. R. J. P.

3) Vgl. Jean Pauls Kleine Bücherschau (Hempel 52, 108).

4) Obwohl nicht mit diesem Briefe zusammenhängend, sei doch hier angeknüpft, dass, in Weiterführung der Note auf S. 212, Jean Paul im Jahrgang 1810. 2, 65 Fouqués Held des Nordens in drei Theilen rezensierte. Jean Paul schreibt darüber an Fouqué (S. 301) am 30. Juni 1810. Diejenigen Stellen, die Jean Paul

60. Karl Justi an August Böckh.

Marburg, 13. Februar 1810.

Hier, mein verehrtester Freund, kommt die Rezension von der epigrammatischen Anthologie, einem Werke, das ich durch längeren Gebrauch von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt habe. Da das Ganze noch nirgends, soviel ich weiss, rezensirt worden ist, so wünschte ich einen baldigen Abdruck dieser Anzeige.¹⁾

Sodann bin ich so frei, Ihnen zwei andere Rezensionen, die ich mit Musse verfertigt habe, zu senden. Noch ist von Matthissons Anthologie in Ihren Jahrbüchern nicht die Rede gewesen; es war also, wie ich glaube, schicklich, ihrer zu gedenken. Dass ich aber nicht in das unbedingte Lob habe einstimmen können, womit man hie und da so freigebig war, werden Sie sehen. (Die etwas strenge Rezension in der Jenaer Allg. Lit. Zeit. v. 1807 war von mir; dort aber konnte von den zwei neuesten Bänden noch nicht die Rede seyn.) Gefällt Ihnen die Rezension, so bitte ich gleichfalls um baldigen Abdruck. Ist das Buch schon einem andern aufgetragen, so bitte ich um gefällige Zurücksendung meiner Rezension. Sarrazins Romanzen sind auch noch nirgends rezensirt worden; ein angehender Schriftsteller mit Talent, der aber doch solche Missgriffe thut, wie Sarrazin, verdient, glaube ich, auf die Art behandelt zu werden, wie ich diesen Verfasser behandelt habe, d. h. gerecht, aber human. Im Fach der Ballade und Romanze wird jetzt allzuviel gesudelt, daher ist Strenge hier nöthig.²⁾

Die Rezension von Jördens Lexikon 3. Theil habe ich auch noch nicht abgedruckt gesehen; sobald ich den Abdruck der Rezension erhalte, soll die Rezension des 4. Bandes nachfolgen. — Am Ende des 1. Semesters 1810 wünschte ich mit den Hrn. Mohr und Zimmer abzurechnen, wenn bis dahin meine eingegangene Rezensionen abgedruckt

darin aus der Heidelberger Rezension im voraus mittheilt, weichen in merkwürdiger Weise von der Druckgestalt ab. Auch Fouqués Eginhard und Emma wurde im Jahrgang 1811 S. 292 angezeigt oder, wie Fouqué sich in seiner Lebensgeschichte (1840 S. 300) ausdrückt, „durch eine Jean Pauls-Rezension geehrt“.

1) Diese Anzeige von Haugs und Weissers Epigrammatischer Anthologie erschien erst 1811 S. 1132; unterzeichnet: Ki.

2) Die Rezension erschien 1810, 2, 80 im Text anonym, im Register: Von Ki. Dass Justi sich selbst in der Rezension als Muster, wie Sarrazin es besser machen müsste, neben Bürger hinstellte, hat den herben Tadel Jacob Grimms hervorgerufen, wie künftig aus dem Arnim-Grimmschen Briefwechsel hervorgehen wird. Man vergleiche auch unten Brief Nr. 68, wo Jacob Grimm die Rezension von Jördens 3. Teil im Jahrgang 1810, 1, 189 offen tadelt; trotzdem auch 1811 noch von Justi eine Rezension des 4. und 5. Teiles.

seyn sollten; ich habe bisher noch gar nicht abgerechnet, und kann die alten Rückstände nicht wohl leiden, deswegen wünsche ich die zwei vorigen Jahrgänge erst zu haben. Die Einlage bitte ich den Herren gefälligst zuzustellen.

Ist mir's einigermaßen möglich, so komme ich in den Osterferien auf ein Paar Tage mit Freund Creuzer¹⁾ nach Heidelberg, um Sie und meinen alten Freund Creuzer einmal in Ihrem edlen, wohlthätigen Wirken näher zu schauen. Creuzer hat mich freundlichst eingeladen.

Unsre Universität wird, wie man sagt, sieben neue Professoren erhalten. Was Hr. v. Leist nun thun wird, wird man nun bald sehen. Was würde J. v. Müller gethan haben, wenn er für Universitäten frei hätte wirken können.

Meinen lieben Freunden Creuzer, Daub und Schwarz tausend herzliche Grüsse! Mit reinster Hochachtung und Liebe

der Ihrige

Justi.

N.S. Werde ich nicht bald eine Anzeige meiner hebräischen Anthologie in den Heidelberger Jahrbüchern lesen?²⁾ — Wenn Sie für Meusels Künstler-Lexikon noch keinen Rezensenten bestimmt haben, so will ich wohl diese Rezension übernehmen, und bitte mir desfalls nur Ihre Meinung zu eröffnen.

61. C. Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 13. Februar 1810.

.. Liess doch meine Rezension von Tennemann³⁾, ich mögte Dein Urtheil wissen. Sage aber Zimmer, er möge für bessere Correctur sorgen, es steht da S. 60 Scheine statt Scheue, S. 61 unzuverlässlichst statt unverlässlichst, mehreres andere nicht zu gedenken. In früheren medizinischen Rezensionen wars ebenso.

Loos bitte ich zu bemerken, dass im nächsten Monat die rückständigen Rezensionen kommen. Dann auch die für Dich . .

Ewig der Deinige

Windischmann.

1) Leonhard Creuzer.

2) Abteilung für Theologie etc. 1810. 2, 3.

3) Sieh oben S. 220.

62. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 28. Februar 1810.

. . im nächsten Monat, wo ich auch meine literarischen Schulden an Dich, Daub, Loos abzutragen gedenke . .

Hiebei die verlangte Rezension. ich hatte sie nur erst flüchtig angesehen und für einseitig gehalten, da der Verfasser alle Mystik verhöhnt, wie Creuzer alles mystifizirt; bei genauerer Ansicht sehe ich, dass Du recht haben magst.

Freilich will ich den Ast behauen, wo möglich abhauen — das hab' ich Dir ja schon gesagt, hab' Dir auch den Auftrag gegeben mir die sämmtlichen Hefte zur Recension schicken zu lassen. Diesen Menschen muss ich rezensiren . .

(N. S.) Dass Du mit meiner Rezension des Tennemann zufrieden bist, ist mir mehr wehrt, als der Beifall der ganzen andern Welt . .

. . sei in gutem eingedenk

Deines C. Windischmann.

63. Carl Windischmann an August Böckh.

[Aschaffenburg, März 1810]

Lieber guter Freund!

. . Ich habe nun Görres¹⁾: er hat fleissig gearbeitet, schätzenswerth, doch manche nähere Quelle verschwiegen -- es ist in der That etwas gewonnen mit dem Buch, aber manierirt bleibt es, wie alle seine Werke. Ich rezensire es sogleich, da ich es jezt schon zu mir genommen und mir alles ausgezeichnet habe: ich hoffe, Du sollst zufrieden seyn. Adam Müller verzögert sich deswegen, weil ich nicht viel Gutes zu sagen weiss über eine Schrift, von der man so viel Rühmens macht und dies thut mir immer leid . .

Ewig Dein Windischmann.

64. Achim von Arnim an August Böckh.

Berlin, 12. März 1810.

Herzlichen Dank, lieber Böckh, für Ihren Brief, ich hätte ihn gleich beantwortet, aber ich wünschte mancherley mitzusenden, was noch nicht eingetroffen ist, unter andern ein Paar Recensionen übersetzter spanischer Schriften von einem hiesigen gründlichen Kenner der Sprache Hrn. Assessor Siebmann. Sie schrieben mir, dass alle meine Recensionen in den Jahrbüchern abgedruckt sind, ich vermisse nach den beyden ersten

1) Görres' Mythengeschichte, sieh oben S. 220.

Stücken dieses Jahrganges doch noch zweye, die von Fr. Schlegels Gedichten, eine andre über Jungs Geistertheorie.¹⁾ Wenn ich jezt einigen Tadel gegen die Jahrbücher erhebe, werden Sie vielleicht argwöhnen, dass er durch eine gergewöhnte Zurücksetzung veranlasst werde, aber theils kennen Sie mich besser, theils kenne ich Sie besser. Mein erster Tadel, den ich sehr allgemein höre, betrifft das schlechte Intelligenzblatt, welches allen andern Zeitungen ein Hauptinteresse giebt, doch dies wird wohl wegen der Juristen unveränderlich bleiben. Was aber in Ihrer Abtheilung doch leicht zu bessern wäre, das ist ein Auffassen alles dessen, was der Zeit merkwürdig scheint, um davon unterrichtet seyn zu wollen, nun werden aber solche Sachen theils zu spät, theils niemals angezeigt, während eine Menge unbedeutender Arbeiten weitläufig rezensirt sind. Sie glauben nicht, wie ungemein wichtig in einer Zeit wie die unsre, die so schnell verdaut, die durch eine Zahl allgemeiner Blätter so schnell bedient wird, die augenblickliche Beurtheilung von Schriften ist. Fried. Schlegels Schriften vor einem halben Jahre angezeigt, wo in allen Zeitungen von ihm gesprochen war, hätte doppelt so viele Leser angezogen; warum ist noch keine Rezension der verschiedenen Schriften über Johannes Müller erschienen, der Wahlverwandtschaften, Hirts Baukunst der Alten, Jean Pauls Schriften u. a. m. Die Bibliothek der Abentheurer und den Feldprediger Schmelzle werde ich rezensieren,²⁾ weil Sie es mir aufgetragen, den Rest dieses Auftrages habe ich aber fast noch nicht mit Augen gesehen, es ist sehr schwer hier Bücher zu bekommen, nirgends kann der Sortimentsbuchhandel unordentlicher betrieben werden. Ich sende Ihnen zwey Rezensionen, eine ist ein wunderlich Buch, das in manchen Kreisen viel Aufsehen gemacht hat,³⁾ das andre, den Ritter, habe ich mit Lust und Liebe und ganz in allgemeiner menschlicher Beziehung geschrieben, alles eigentlich Physikalische aber nicht berücksichtigt, ich glaube, dass ein schneller Abdruck davon gut thäte, es ist noch nirgends etwas darüber gesagt.⁴⁾ Die Geschichte mit der Rezension von Görres ist sehr lächerlich; ich habe sie durchaus nicht gelesen als soweit sie abgedruckt, nur abreisend von Heidelberg erhielt ich einen Brief von Görres der mich erinnerte eine

1) Zu den Rezensionen von Fr. Schlegels Gedichten und Jungs Geisterkunde sieh oben S. 240 und 221.

2) Was nicht geschehen ist.

3) Die gänzlich anonyme Rezension von dem Buche „Die Versuche und Hindernisse Karls“, im Jahrgang 1810. 2, 347.

4) Die Rezension von Ritter, Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers (vgl. unten S. 252) in der Abteilung für Theologie, Philosophie etc. 1810. 2, 116; im Register: von π—ζ.

Verbesserung darin zu machen, die ich aber nur dabey notieren konnte, weil das Blat, wozu sie eigentlich gehörte, noch unterwegs war; die Geschichte gehört wieder characteristisch zu Heidelberg. Wilken grüssen Sie doch vielmal so wie seine Frau und Kind, ich hätte ihm geschrieben, wenn ich nicht in diesem Augenblicke durch einen Todesfall in meiner Familie sehr beschäftigt wäre, Creuzer, Krapfries und allen Bekannten viel Herzliches, der Frühling fängt bald an und da wird es auf Ihren Bergen hochhergehen. Glückzu.

Achim Arnim.

65. A. W. Schlegel an August Böckh.

Coppet, d. 2ten April 1810.

Hochgeehrtester Herr Professor!

E. W. sende ich hieby die Antwort des Hrn. von Barante auf Ihre ihm mitgetheilten Vorschläge.¹⁾ Sie sehen, dass er bereitwillig darauf eingeht, und es ist nun an dem Secretär Ihrer Jahrbücher sich zu entscheiden, ob er die Stelle antreten will, und uns baldigst seinen Entschluss wissen zu lassen. Die, wo ich nicht irre, schon erwähnten Bedingungen wiederhole ich zum Ueberfluss. Sie sind: ein Gehalt von 1200 £ oder 50 Carol. nebst freyer Kost und Wohnung; Vergütung der Reisekosten; der Vertrag gilt auf ein Jahr, und sollte auf einer von beyden Seiten keine Erneuerung desselben beliebt werden, so steht Hr. von Barante auch die Rückreise. Er wird nach der Mitte Aprils in seiner Präfectur zu Napoleon im Dept de la Vendée zurückseyn. Der Secretär könnte gerade zu an ihn schreiben, thut er es aber auf Deutsch, so müsste er sich dabey lateinischer Schrift bedienen. Er kann aber auch seine Antwort an mich richten oder beyschliessen, und wiewohl ich im Begriff bin nach Frankreich abzureisen, treffen mich die Briefe am sichersten, wenn sie hieher adressirt werden. Je eher er die Stelle antreten kann, desto angenehmer wird es seyn.

1) de Barante à monsieur Schlegel: j'ai fort à vous remercier, du soin que vous avez bien voulu prendre pour ce que je souhaite. il me semble que le secrétaire des annales littéraires doit être un homme tout convenable et fort instruit. on ne rédige assurément pas le journal de Heidelberg avec autant de facilité que nos journaux de France et il y faut plus de savoir. quant au savoir faire je m'en passerai bien, je ne veux que m'instruire et m'occuper. ainsi, monsieur, je m'en rapporte pleinement à vous. si vous croyez que la chose puisse convenir, je vous remercierai de la conclure. je vous prie, monsieur, de croire à mon sincère et durable attachement.

de Barante.

E. W. reichhaltige Schrift über die Tragiker habe ich jetzt gelesen, jedoch fehlte es mir noch an Musse, es mit der Aufmerksamkeit zu thun, die sie verdient, d. h. immer dabey die alten Dichter nachzulesen. Sollte ich eine zweyte Ausgabe meiner dramaturgischen Vorlesungen erleben, so werde ich nicht ermangeln meine Versäumniss nachzuhohlen, und meine Uebereinstimmung mit Ihnen oder meine Zweifel zu äussern.

Die Beurtheilung des Ariost habe ich seit Ihrem Briefe eingesandt; der des Winkelmann wird meine nächste freye Musse gewidmet seyn.¹⁾

Dass die Herren Redactoren für gut gefunden, zwey Aufsätze gegen meines Bruders Recension des Stollberg einzurücken, kann ich wohl begreifen²⁾; ich will Ew. W. aber auf einen andern indirecten Angriff auf ihn aufmerksam machen. Philol. p. III Jahrg. 2^{tes} Heft steht eine Recension zweyer Schriften von Hrn. v. Dalberg. Der Beurtheiler will ganz offenbar S. 59 meines Bruders Ansicht vom Pantheismus widerlegen. Auf der folgenden Seite hingegen, wo er alle unbedeutenden Schriften über die Indier nennt, wovon die meisten ja nur Aferübersetzungen aus dem Englischen sind, übergeht er geflissentlich die meines Bruders, die erste in Deutschland, und überhaupt in Europa ausser England, aus den Quellen geschöpft, ohne deren Kenntniss alles nur Geschwätz bleibt. Eine solche stillschweigende Feindseligkeit gegen einen verdienten Mitarbeiter hätte wohl billiger Weise ganz zurückgewiesen oder mit einer Berichtigung begleitet werden sollen. Ueberhaupt befremdet es mich, dass eine so wichtige Schrift wie die über die Sprache und älteste Weisheit der Indier, die unsrer Litteratur Ehre macht, und wovon ein übersetzter Abschnitt in Frankreich schon die grösste Aufmerksamkeit erregt hat, in Ihrer Zeitschrift immer noch nicht angezeigt worden.³⁾

Ich danke Ihnen für die Nachricht von den Brüdern Grimm, die mir bey meiner Entfernung von Deutschland unbekannt geblieben waren.

1) Ueber die beiden Rezensionen siehe oben S. 239. In Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder Wilhelm, soweit sie erhalten, geschieht die einzige Erwähnung der Heidelberger Jahrbücher an der Stelle, wo Friedrich schreibt (Walzel S. 531): „Mohr & Zimmer haben die Geschicklichkeit gehabt, mir grade alle Stücke von den Jahrbüchern zu schicken, nur grade die beyden nicht, welche mich allein oder fast allein interessirten; nemlich worin Deine Rezensionen vom Titurell und Winkelmann enthalten sind.“

2) In der Abteilung für Theologie 1808 S. 266 hatte Friedrich Schlegel mit voller Namensunterschrift Friedrich Leopold Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi beurteilt. Dagegen erschienen an der Spitze des Jahrgangs 1809 derselben Abteilung „Bemerkungen über einige Stellen in Fr. Schlegels Rezension etc.“ und eine zweite Rezension des Stolbergschen Buches ebendasselbst S. 54.

3) Vgl. oben S. 235. 236 zu Brief Nr. 53.

Es ist zu verwundern und zu loben, dass Leute, die im Dienst einer so neudeutschen Regierung stehen, das Altd Deutsche so gut kennen. Die Herren sind etwas bey der Hand mit Tadeln: das pflegt so zu gehen, wenn man jung ist, und selbst noch nichts bedeutendes geleistet hat.

Ich empfehle Ew. W. eine kürzlich in französischer Sprache erschienene Lebensbeschreibung Zwingli's von Hrn. Hess aus Zürich zu baldiger Beurtheilung. Der Vf. wird der Redaction ein Exemplar zu stellen lassen. Der gelehrte Hr. Professor Wilken würde mich sehr verbinden, wenn er die Anzeige übernehmen wollte.¹⁾

Noch vergass ich, dass das mit Hrn. von Chamisso ein Irrthum ist. Ew. W. verwechseln Napoleonville mit Napoleon. Das letzte ist eine fast nur noch im Entwurfe vorhandne Stadt.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

A. W. Schlegel.

66. August Böckh an Achim von Arnim.

Heidelberg, den 2. April 1810.

(Redactionsformular; die „unten verzeichnete Schrift“, deren Beurtheilung gewünscht wird, ist:)

Ferdinand Miller, Roman von Ernst Wagner.

(darunter, noch auf der ersten Seite des Formulars:)

Nachschrift zur auf der folgenden Seite befindlichen
Vorschrift.

Wagner schreibt zwar, dass Sie auch den 2. Band seines vorigen von Ihnen recensirten Romans nicht übernehmen wollten. Warum nicht?²⁾ Ueber Ihre Recension des Attila hat der Vorleser in seinen Monologen im Jason nicht genug Ausrufungszeichen machen können.³⁾ Da der Jason⁴⁾ nunmehr aus dem Ministerium kommt, und Hofrichter in Mannheim wird, so hat er viele Zeit nach Kolchis zu schiffen; wenn er nur endlich statt des Dreckgelben Felles das goldne mitbrächte! Er scheint stets denselben Weg umsonst zu beschiffen.

1) Eine anonyme Rezension von Hess, Vie d'Ulrich Zwingli im Jahrgang 1811 S. 1065.

2) Sieh oben S. 241.

3) Sieh H. v. Kleists Berliner Kämpfe S. 393.

4) d. i. Graf Benzel-Sternau.

Recensionen von Hrn. Assessor Siebmann werden uns sehr angenehm seyn; künftige Messe will ich ihn auch zum Recensiren noch besonders einladen.¹⁾

(Auf der zweiten und dritten Seite des Formulars:)

Ihr letzter Brief, verehrter Freund, war mir sehr erfreulich, indem ich schon lange neue Beyträge von Ihnen erwartete, wenn auch die alten noch nicht alle verbraucht waren. Ich hatte Ihnen geschrieben, dass Ihre Recensionen bereits alle gedruckt wären; Ihnen mangelte aber noch Jungs Geisterkunde und Fr. Schlegels Gedichte. Jungs Geistergeschichten gehen mich iedoch gar nichts an, wie Sie wissen, und daran konnte ich also gar nicht denken; was aber Fr. Schlegels Gedichte betrifft, so waren diese damals wirklich in der Druckerey, wurden aber aus Mangel an Raum von unsrem Secretär immer wieder zurückgelegt, sind nun aber in dem jüngst erschienenen und schon in voriger Woche ausgegebenen Hefte wirklich erschienen.²⁾ Aber hier muss ich Sie sehr um Entschuldigung bitten, bester Freund! Sie kennen die bedenklichen Zeiten; Sie leben freylich in Preussen, wo Sie ieder Anfechtung unangesetzt sind; aber Sie wissen, wie den Süddeutschen ieder Ausdruck ietzt missdentet wird; Sie werden es daher nicht übel nehmen, wenn Sie in der gedachten Recension einige Aenderungen gemacht finden werden. Darüber könnten Sie sich freylich beschweren, dass ich nicht mit Ihnen früher darüber conferirt habe; aber ein Zufall verhinderte dieses gerade. Denn da ich, ohne irgend einen Anstoss zu ahnden, Ihre Kritik in den Druck gab, so fiel mir das Ganze erst in der Correctur auf, und es musste daher die Aenderung gleich, ohne die Möglichkeit weiteren Conferirens, von mir selbst gemacht werden. Da auf unsere Nahmen die Jahrbücher censurfrey gedruckt werden, so müssen natürlich wir auch die Verantwortung dafür stehen. Sie sehen hieraus auch, dass an Zurücksetzung gar nicht zu denken ist; und Sie werden davon weit weniger noch sprechen können, wenn Sie wüssten, in welchem Gedränge ein Redakteur bey der Masse der Materialien ist, wovon manche wohl Jahre lang im Pulte liegen, ehe der harrende Verfasser seine Arbeit wieder zu Gesichte bekömmmt.

Was Ihren Tadel betrifft, so gebe ich Ihnen zu, dass er gegründet ist; aber bedenken Sie auch anderseits, was sich zur Entschuldigung sagen lässt. Das Intelligenzblatt kann bey der ietzigen Einrichtung un-

1) In Böckhs Nachlass keine Spur einer Anknüpfung mit Siebmann (geadelt als von Grunenthal).

2) Sieh oben S. 240.

möglich das werden, was Sie wünschen, indem es schon im Verhältniss gegen die übrige Masse unförmlich gross werden würde, zumahl bey den einzelnen Abtheilungen, wo es wohl die Masse der Recensionen an Umfang bei Weitem übertreffen würde. Auch würden wir doch meistens die andern Zeitungen ausschreiben müssen; und das ist doch eine sehr geringe Buchmacherey. Was das schnelle Recensiren in die Zeit einwirkender Bücher betrifft, so sagen Sie mir nur, wie es zu machen! Sie meinen freylich, es wäre leicht zu bewirken, ist es aber keinesweges. Ich halte mich an die von Ihnen genannten Bücher: die Wahlverwandtschaften hatten die beyden Schlegel übernommen; um eine Recension von diesen wartet man wohl einige Zeit; zuletzt bekommt man sie doch nicht. Ernst Wagner hatte sie gleichfalls; aber dieser ist ietzo körperlich zu elend.¹⁾ Hirths Baukunst ist seit Jahr und Tag dem Senator Stieglitz in Leipzig aufgetragen; eben so lange die Jean-Paulschen Schriften²⁾: aber die Recensenten sind eben nicht so allzeit fertig, wie die Weimarschen Kunstfreunde, die ohne Kenntniss der Sache, meistens, mit schönen Worten allerley mehr anzeigen als beurtheilen.³⁾ Bedenken Sie auch, dass unsere Jahrbücher auf Schnelligkeit schon wegen der Lage unserer Stadt verzichten müssen, da die Bücher erst aus dem Norden zu uns kommen, meist in den Norden wieder zur Recension gehen, und dann zurück, und die Recensionen dann wieder, zum Theil wohl langsam, gedruckt nach dem Norden. Auch ist der Spruch so wahr, dass erst nachdem der erste Rausch verbraust ist, nach Jahren die Bücher frey und partheylos beurtheilt werden können, und so schadet denn das Späte auch nichts. Sie meinen, Manches Unbedeutende käme eher und wäre weitläuftiger angezeigt. Allein wie vielfältig ist das Interesse! Jeder will etwas von dem Seinen; und wahrhaftig ein Redacteur einer Zeitung, zumahl einer so in 5 Abtheilungen zerspaltene, ist nicht minder in Verlegenheit, als der Theaterdirector im Faust; allein man muss ein für allemahl auf allgemeine Befriedigung verzichten.

Ihre Kritik des Ritter soll hoffentlich im philosophischen Heft, wo sie früher wird erscheinen können, frühzeitig abgedruckt werden.⁴⁾ Wegen des Wunderhorns bin ich von Ihrer Unbefangenheit vollkommen über-

1) Wegen der Wahlverwandtschaften sieh S. 239. 241. 253. 258.

2) Görres lieferte sie im Jahrgang 1811.

3) Diese Wendung gegen Goethe ist sehr bemerkenswert, erscheint aber auch bei anderen Heidelbergern, so bei Görres in der Jean Paul-Rezension: und auch Wilhelm Schlegel macht in der Winkelmann-Rezension zuletzt ein paar Bemerkungen gegen Goethes Schrift „Winkelmann und sein Jahrhundert“.

4) Sieh oben S. 247.

zeugt: ich habe vor wenigen Wochen mir den Rest der Recension von Wilken, der ihn in Beschlag hatte, wieder zu verschaffen gesucht; allein lächerlich wird's nun allerdings seyn, nach so langer Zeit die Fortsetzung folgen zu lassen. Doch hat Creuzer allerdings einen Fehler gemacht, indem er die Recension, wie er mir sagte, an Savigny und Brentano nach Landshut verschickt hatte, und die Zufriedenheit derselben damit als ein besonderes Motiv des schleunigen Abdruckes selbst öffentlich aufstellte. Es ist hier allerdings viel Kleinigkeitsgeist; aber mit etwas mehr Vorsicht und Consequenz, als Creuzer besessen, konnte vieles vermieden werden, was, nach so grossen Fehlern von Seiten der bessern Parthey, nun einmahl auf viele Jahre im Argen liegt.¹⁾

Das Wetter ist trefflich; unsere Aussichten erheitern sich auch sonst: aber die Hoffnung, dass Sie wieder kommen, ist durch die Berliner Universität nun ganz dahin.²⁾ So leben Sie denn wohl in Ihrem beneidenswerthen Berlin. Grüssen Sie alle, die mich etwa kennen.

Der Ihrige

Böckh.

67. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 11. Mai 1810.

Geliebter Freund!

. . Ich muss erst wieder recht Lust an der Arbeit gewinnen, das fehlt mir noch vor allem andern. Dies ist auch der Grund, warum Daub die Fortsetzung der Tennemannschen Rezension noch nicht erhalten, die doch wirklich in der Arbeit ist. Für Deinen Antheil bekommst Du nächstens die Rezension von Adam Müller. Ich muss mich durch die Kritik wieder hineinschaffen in meine eigne Sphäre. Dann wird sogleich Görres vorgenommen und Ast (den ich jedoch noch nicht habe) . .

Also haben wir beide die Wahlverwandschaften verstanden und gefühlt! — In diesem Buche steht mein innerstes Leben — wie? dies kann ich Dir nur von Angesicht zu Angesicht sagen, wenn ich es jemals irgend einem sage und auf die rechte Weise sagen kann. Mich hats nicht verwirrt, sondern zur vollen Klarheit gebracht; ich bin ihm zwar tiefen Schmerz, aber auch die tiefste Selbsterkenntniss schuldig.

1) Sieh oben S. 214. 247.

2) Das bedeutet doch wohl: Arnim werde, im Anschlusse an die Berliner Universität, nun finden, was er sonst in Heidelberg angestrebt hätte, und bezieht sich mit auf das „Doctorat“ (oben S. 235).

Ach! könntest Du mir erlauben diese Schrift in den Jahrbüchern darzustellen, ich wolte Dinge darüber sagen, welche Göthe, Dich und jeden, dem dieses Licht leuchtet, von Herzen freueten. Es wäre mir leid, wenn's auch da so schief beurtheilt würde wie überall. Solte nicht möglich seyn, über etwas dergleichen zwei Rezensionen zu geben? Sonderbar! ich bin gewiss, dass ich das rechte sagen würde und doch eben so gewiss, dass ich in mir selbst eben solche wahre aber weit tiefere Ansicht zurückbehalten würde und müsste . .

Lebe wohl. Ewig

Dein Windischmann.

68. Jacob Grimm an August Böckh.

Cassel, 14. Mai 1810.

Hochgeschätzter Herr Professor

ich bin so frei anzufragen, ob eine im März abgeschickte Anzeige von Beneckes Minneliedern, um deren baldige Einrückung ich gebeten hatte, richtig angelangt ist? Das Gegentheil wäre möglich und wird mir sogar wahrscheinlich, als ich auf einen im Paquetchen zur weitem gefälligen Absendung eingeschlossenen Brief an Herrn Prof. Görres zu Coblenz bisher noch keine Antwort erhalten habe.

von dem unlängst erschienenen 2^{ten} Heft des altdutschen Museums stehe ich fast an, für die Heidelberger Jahrbücher eine Recension niederzuschreiben, da Sie wahrscheinlich einen überflüssigen Vorrath an bessern und wichtigeren haben. vielleicht scheint Ihnen dann folgender Vorschlag angenehm, dass Sie mir die noch nicht abgedruckte Recension des ersten Hefts des Museums zurückschickten, ich würde dann, da beide Hefte eigentlich einen Band und ein Ganzes ausmachen, und einige im ersten abgebrochene Abhandlungen im zweiten schliessen, die Anzeige beider in einander verarbeiten, wodurch vermuthlich das Ganze nicht eben weitläufiger werden würde, als die Beurtheilung des ersten Hefts.

von der Recension des Buchs der Liebe habe ich seitdem nichts gehört, als ich sie nebst der mir mitgetheilten schlegelischen im Januar zurücksandte. In der abgedruckten kleinen Anzeige vom Schauspiel Judith habe ich einige auffallende Druckfehler angetroffen, sie aber nicht notirt und jetzt das Heft nicht zur Hand.

Ist es erlaubt zu wissen, wer der andere D. A. E ist? der nicht der jüngere Voss ist.¹⁾ Einige kleine Rezensionen, die z<war> in den

1) Sieh darüber oben S. 216 und den folgenden Brief.

Heften hinten, aber im ganzen dann doch in der Mitte stehen, haben mich nicht sehr erbaut, z. B. die des Jördensschen Lexicons von Ki (Justi in Marburg?) Sie müssen mir aber meine Freimüthigkeit zu gut halten.

Ich empfehle mich nebst meinem Bruder Ihrer Gewogenheit ganz ergebenst

Grimm.

69. August Böckh an Jacob und Wilhelm Grimm.

(Redactionsformular; äussere Postadresse: Sr. Wohlgeboren Hrn. Jacob Grimm, Auditor beym Staatsrath, in Cassel, Johannisstrasse, bey dem Kaufmann Hrn. Simon Wille. Mit einer Beylage. — Am Kopfe des Formulars dagegen:)

Heidelberg, den 31. Mai 1810.

An Herrn Grimm, Privatgelehrten in Cassel
Wohlgeb.

(Die „unten verzeichneten Schriften“, deren Beurtheilung gewünscht wird, sind:)

Nibelungenlied. Critische Ausgabe v. Dr. Fr. H. von der Hagen. Berlin Hitzig.

Büsching und von der Hagen, Museum der altdeutschen Litteratur, 2. Heft.

(auf der inneren Blattseite:)

Hochgeschätztester Herr,

auf Ihre gütige Zuschrift vom 14. May habe ich, wenn auch etwas spät, die Ehre Ihnen zu melden, dass die Recension von Benecke's Minneliedern bereits im Druck ist ¹⁾; auch habe ich den Brief an Görres besorgt, aber weiter nichts mehr davon erfahren.

Ihren Vorschlag wegen des Museums von Büsching und von der Hagen nehme ich mit Dank an, und sende Ihnen daher die Recension des ersten Hefes zurück, um von beyden eine zu erhalten. Dass sie bisher nicht abgedruckt worden, liegt daran, weil ich den spärlichen Raum unter so viele Fächer theilen muss, und gerade im Fache der altdeutschen Litteratur relativ am meisten geliefert worden war. Desto mehr werde ich nachher sorgen, die Recension beyder Hefte schneller zum Druck zu befördern. ²⁾ Davon mag denn auch Veranlassung ge-

1) Erschien 1810. 1, 371 (Kleinere Schriften 6, 11).

2) Sieh oben S. 211.

nommen werden, Ihre Recension des Buches der Liebe beyzufügen, welche sogleich nach Schlegel folgen zu lassen unpasslich schien.¹⁾

Was die Druckfehler betrifft, so habe ich deswegen schon häufige Vorstellungen gemacht, welche aber bisher wenig gefruchtet haben; ich selbst bin mit mannigfaltigen Geschäften zu sehr überhäuft, als dass ich durch eigene Bemühung helfen könnte. Von manchen kleinen Recensionen bin ich eben auch nicht erbaut; überhaupt missbillige ich vieles an unserem Institut, was ich nicht abändern kann. Die zusammengesetzte Redaction hat neben vielem Guten auch manchen Nachtheil. Der andere D. A. E. ist der Kabinettssecretär Wagner in Meinigen, welcher aber, wegen einer Kränklichkeit, die ihn täglich sein Ende erwarten lässt, keinen weitern Antheil nehmen kann. Wenn Sie mir im Fache der Poesie und der verwandten Litteratur einige tüchtige Männer als Mitarbeiter nennen könnten, würde ich Ihnen vielen Dank wissen. In diesem Fache wechseln die Recensenten so sehr; Fr. Schlegel, Jean Paul, A. W. Schlegel, Arnim u. a. wechseln; und keiner hat lange Ausdauer!

Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem Herrn Bruder bestens.

Der Ihrige

Böckh.

70. Johann Georg Zimmer an Achim von Arnim.

[Leipzig, Juni 1810]

Hierbey, mein geliebter Freund, erhalten Sie nebst einem Brief von Görres ein Exemplar seines Buches, worin Sie sich mit unserm Brentano teilen sollen; wenn Sie künftig einmal sich trennen, dann soll der abgehende Theil sein eigenes haben.²⁾

Ihr Briefchen hat mir Reimer gebracht, aber das Manuscript werde ich nun wohl nicht mehr hier erhalten, denn ich gehe in drei Tagen ab. Schicken Sie es entweder durch Reimers Einschluss (was mir des hohen Portos wegen am liebsten wäre) oder direkt an J. F. Gleditsch Buchh. allhier mit dem Auftrag, es dem nächsten PostPacket an uns beyzuschliessen. Auf diesem Wege wünschte ich überhaupt künftig auch Ihre Briefe und Beyträge für die Jahrbücher zu erhalten. Ich erhalte es immer innerhalb acht Tagen.³⁾

1) Sieh oben S. 237.

2) Görres' Mythengeschichte der asiatischen Welt mit seinem Briefe vom 11. Mai 1810: sieh Neue Heidelberger Jahrbücher 1901. 10, 139.

3) Das „Briefchen“ Arnims fehlt im Buche über Zimmer; das „Manuskript“ ist das zu Halle und Jerusalem. Vgl. oben S. 235.

Von der Messe lassen Sie sich Reimer erzählen. Wenn sie auch schlecht war, so zeigte sich doch wenigstens einige Hoffnung zu einer künftigen bessern.

Grüssen Sie Brentano herzlich. Wie gerne hätte ich Sie hier gesehen! Leben Sie recht wohl!

Ihr treuer Zimmer.

(Nachschrift:) Ich freue mich erschrecklich nach Haus zu kommen. Denn ich habe nun auch ein Mädchen neben dem Knaben. Die Frau Prof. Wilken ist sammt ihrem Kinde mit mir hierher gereist und geht wieder mit mir zurück.

71. Johann Gustav Büsching an August Böckh.

Berlin, d. 15. Juni 1810.

Mein Freund Kannegiesser ladete Ew. Wohlgeboren im Anfange dieses Jahres zur freundschaftlichen Theilnahme an einem Journal für Wissenschaft und Kunst, Pantheon betitelt, ein, welches Sie damals nicht ganz von der Hand wiesen. Bei der jetzt bestimmten Fortsetzung auch im folgenden Jahre, lade ich Sie ergebenst unter den schon gemeldeten Bedingungen noch einmal ein, mit der Bitte, uns recht bald mit einem Beitrage zu erfreuen.

Eine aus dem Pantheon besonders abgedruckte Abhandlung meines Freundes Bernhadi: über das Alphabet, hoffe ich, werden Sie durch eine Buchhandlung von der Leipziger Messe bekommen haben. Sie war von Bernhadi für Sie bestimmt. Die einliegende Ankündigung empfehle ich Ihnen freundschaftlichst.¹⁾

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebener

Dr. Büsching.

72. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, d. 27. Juni 1810.

Geliebter Freund!

. . Hier hast Du die Rezension von Görres; möge sie Deinen Beifall erhalten: sie ist ehrlich und von Herzen für die Sache und den Verfasser. Lass sie bald abdrucken.²⁾

1) Diese Ankündigung des Pantheons im 10. Intelligenzblatt der Heidelberger Jahrbücher von 1810 abgedruckt: hierin sowohl wie in der Vorrede des Pantheons ist Böckh als Mitarbeiter aufgeführt.

2) Sieh oben S. 220.

Hast Du dann die hündisch schlechte Rezension meines Versuchs über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst gelesen? ¹⁾ Der Mensch hat nicht einmal das Buch gelesen, verwechselt Bacons, Sydenhams und andre Ansichten mit der meinigen — weiss von der Geschichte der Kunst nichts und hat den Leichtsinn ins blaue zu schwätzen! Ich habe Ackermann eine klare Epistel darüber geschrieben, wie er so etwas nur abdrucken liess. An dem ganzen Jammer ist Schubert schuld, der die Sache zu lange verzögerte, weil er mir in jeder Hinsicht genug thun wolte, und nun wurde sie durch Loos einem andern übergeben und verhunzt. Indessen werde ich dazu still schweigen, solches Lob und solcher Tadel bekümmern mich wenig. Der Autor ingenuus charakterisirt sich selbst genug.

Welche Freude machst Du mir mit dem Auftrag der Darstellung der Herderschen Werke. Ich sehe das als Belohnung meiner nun 20jährigen ununterbrochenen Liebe für den Verfasser an. ²⁾ Und um Göthes Wahlverwandschaften solls Dich nicht reuen, dass Du sie mir zugestanden. ³⁾ Nur vergiss nicht wieder, dass Du diese Bücher mir zugetheilt, wie Du es mit Görres vergessen zu haben scheinst, den Du mir ja schon vor einem Jahre fest übertragen hattest.

Lebe wohl. Ewig

Dein Windischmann.

. 73. August Böckh an Achim von Arnim.

[Heidelberg] d. 13. July 1810.

Meinen letzten Brief werden Sie ohne Zweifel richtig erhalten haben, worin ich Ihnen über allerley unklare Punkte ziemlich ausführlich geschrieben habe. ⁴⁾ Ihre letzten Recensionen sind leider noch nicht gedruckt; die über Ritter habe ich zur schnellern Förderung an Daub gegeben, der sie aber, wie ich sehe, immer noch nicht drucken lässt. Die Versuche Carls sind gegenwärtig in der Presse. ⁵⁾ Es fehlt uns gar zu sehr an Raum, um die mancherley Bedürfnisse zu befriedigen; ich hoffe aber mit nächstem Jahre wenigstens 8—9 Bogen Zulage zu meinem Hefte zu bekommen. Mit der Fortsetzung der Wunderhornsrecension habe ich gegenwärtig einen Plan, welchen ich durchzutreiben gedenke, wodurch

1) Abteilung für Medizin 1810 S. 214, anonym.

2) Erschien im Jahrgang 1812 S. 385. 417; im Text und im Register: Von C. J. W—n.

3) Sieh oben S. 252.

4) Oben S. 250 Nr. 66.

5) Zu Ritter und zu Carls Versuchen vgl. oben S. 247.

sie endlich auch zu Tage gefördert werden wird.¹⁾ Ueberhaupt dürfen Sie von meinem guten Willen und meiner Bereitwilligkeit überzeugt seyn, das Gute und das freye Urtheil in unsern Jahrbüchern zu erhalten; es wird mir aber von der alten bekannten Parthey thätig entgegen gewirkt, insbesondere von Thibaut.

Die Mythengeschichte von Görres ist ein vortreffliches Buch, welches Sie hoffentlich angesehen haben werden. Es liegt davon auch schon eine schöne Recension bey mir, die wegen des beengten Raums immer auch noch nicht vom Stapel laufen kann.²⁾ Es ist ärgerlich, dass ich die besten Sachen oft zurücklegen muss, weil ich so wenig Raum habe, während bey der Redaction der andern Hefte, besonders beym juristischen, oft der grösste Mangel ist.

Uebrigens ist mir das ziemlich hölzerne Leben hier ziemlich verleidet; ich wünschte nichts sehnlicher, als bey Ihnen seyn zu können, wo eine schöne neue Welt, unter der liberalsten Unterstützung einer Regierung emporblüht, welche ich vor allen Deutschen liebe und iederzeit geliebt habe. Ach wann wird die Zeit kommen, da ganz Deutschland sich einer solchen Morgenröthe erfreuen kann!

Grüssen Sie Brentano von mir, und wer sich sonst meiner erinnert, und vergessen Sie nicht einen Freund, dem Sie so theuer sind.

Böckh.

74. A. W. Schlegel an August Böckh.

Chaumont an der Loire, d. 6^{ten} August 1810.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ew. Wohlgeb. verzeihen gütigst die so lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren verbindlichen Brief vom 24^{sten} April, der mir erst hier und also ziemlich spät zugekommen ist. Eine beträchtliche Reise, mancherley Abhaltungen und überhäufte Beschäftigungen sind Schuld an meiner Versäumniss.

Was Sie mir von Hrn. Wagner melden, scheint es allerdings sehr wünschenswert zu machen, dass er auf den Vorschlag eingehen möchte, den Sie ihm gethan. Sie würden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir baldigst nur durch einige Zeilen melden wollten, ob er entschieden bejahend geantwortet hat. Die Unentschlüssigkeit des Secretärs Ihrer Jahrbücher, da er anfangs verneinend geantwortet und nachher diess

1) Sieh oben S. 214.

2) Sieh oben S. 257, von Windischmann.

wieder zurückgenommen, macht, dass die Sache einer neuen Wahl anheim gegeben werden kann. Indessen wünschte ich zugleich zu wissen, wie dieser Mann letztlich über den Vorschlag gesinnt ist. Er kennt die Bedingungen, er hat nun schon einige Zeit lang seine neue Stelle bey der Bibliothek verwaltet, und wird also keine Schwierigkeit haben sich zu entscheiden, ohne dass wir von unsrer Seite nöthig hätten, ihm im voraus eine ganz bestimmte Entscheidung zu geben. Die Bestimmung des Reisegeldes wird keine Schwierigkeit machen.

In einigen Wochen hoffe ich mit Hr. von Barante zusammenzutreffen, es ist daher mein dringender Wunsch zuvor Nachricht über die Entschliessung der beyden Männer, denen der Vorschlag durch Sie gemacht worden, zu haben. Hr. Wagners Geneigtheit könnte allerdings die Wahl noch anders entscheiden, da Hr. von Barante ein grosser Liebhaber der Musik ist. Ich will Ihnen nicht bergen, dass auch Hr. von Chamisso, dessen Ernennung in Napoleonville ein Irrthum war, und der sich gegenwärtig hier bey mir befindet, ihm vorgeschlagen worden ist.¹⁾ So lange die vorläufig gethanen Vorschläge noch niemanden zu einem Schritt bewogen haben, der seine Verhältnisse verrückt und dadurch für den andern Theil bindend wird, ist es, dünkt mich, immer erlaubt, sich die Wahl frey zu lassen.

Ihre Erklärung über die meinen Bruder betreffenden Erwähnungen und Verschweigungen in den Heidelbergischen Jahrbüchern²⁾, habe ich ihm mitgetheilt, und ich zweifle nicht, er wird sie befriedigend finden. Uebrigens schien mir die Sache nur in Bezug auf die Gesinnung der Herren Redactoren bedeutend. Solche Bücher wie die Schrift meines Bruders über die Indier und die Sammlung seiner Gedichte bahnen sich wohl selbst ihren Weg, und wenn sie in einem so ausgezeichneten Blatte, wie Ihre Jahrbücher sind, un beurtheilt bleiben, so hat diess nur den Nachtheil einer Lücke für die Zeitschrift selbst.

An dem besten Willen hat es mir nicht gefehlt, Ihnen noch ferner Beyträge zu den Jahrbüchern zu liefern, bis jetzt aber ist es nicht möglich gewesen. Besonders hätte ich Lust über die Ausgabe von Winkelmanns Werken etwas zu sagen.³⁾

Es ist mir sehr erfreulich zu hören, dass Sie über die Pindarischen Sylbenmasse gearbeitet haben, und ich werde gewiss die erste Gelegenheit benutzen, mich durch Ihre Untersuchungen zu belehren. Ueber

1) Sieh oben S. 240.

2) Sieh oben S. 235. 236. 249.

3) Sieh oben S. 239; in Wilhelm Schlegels Sämmtlichen Werken 12, 321.

Hermanns metrische Einsichten kann ich nicht so günstig urtheilen, wie Sie es mir in der Abhandlung über die Griechischen Tragiker zu thun schienen. Seine Grundsätze scheinen mir allzu abstract, seine Anwendung davon gewagt, seine Constructionen der Sylbenmasse nicht befriedigend, seine Urtheile oft gerade zu geschmacklos, wenn er z. B. die Römer in Behandlung des Elegischen Sylbenmasses den Griechen vorzieht, oder behauptet, Horaz habe schlechte Hexameter gemacht, da dieser Dichter vielmehr mit der grössten Kunst den Hexameter zum vertraulichen Ton der Sermonen herabgestimmt hat.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

A. W. Schlegel.

Wenn E. W. mich bald mit einer Antwort erfreuen wollen, so bitte ich selbige hieher zu richten unter der Adresse: à Chaumont par Ecure Dep^t de Loire et Cher. Späterhin aber: à Paris, rue de la Concorde No. 8 aux soins de Mr. Rocheux.

75. Karl Justi an August Böckh.

Marburg, 18. August 1810.

Verehrtester Freund!

Sie erhalten einstweilen von den mir aufgetragenen Rezensionen die von Jördens — 4. 5 Band¹⁾, und eine Rezension von einem Kalender des deutschen Parnasses²⁾, wo ichs für Pflicht hielt, vor dieser trivialen Kompilation zu warnen, und mein Urtheil zu belegen, damit sich nicht andere — durch den Titel getäuscht, dies Büchlein kaufen, wie es mir leider! ergangen ist.

Matthissons Erinnerungen habe ich nun auch erhalten, und nächstens folgt davon eine Recension.

Vielleicht habe ich das Glück, Sie diesen Herbst in Heidelberg meiner Hochachtung persönlich versichern zu können.

Ganz der Ihrige

Justi.

1) Auch diese Rezension ist erschienen 1811 S. 730; im Register: Von Ki; vgl. oben S. 244.

2) Ich kenne davon den zweiten und dritten Jahrgang für 1810 und 1811, der erste war 1783 erschienen, elende Charteken, der Anzeige in den Heid. Jahrbüchern unwürdig; Böckh hat die Anzeige mit Recht unter den Tisch fallen lassen.

76. Wilhelm Grimm an August Böckh.

Marburg, 4. September 1810.

Ew. Wohlgeb.

bin ich so frei eine Recension einer dänischen Schrift zu übersenden für die Jahrbücher. Da ich dachte, sie berühre eins der merkwürdigsten dänischen Bücher, von dem man doch keine grosse Bekanntschaft in Deutschland vermuthen darf, und als Gelegenheitschrift sey sie auch nicht in den deutschen Buchhandel gekommen, so hoffte ich, eine Recension davon werde bei diesem eigenen Interesse Ihnen nicht unangenehm seyn. Sie geben freilich der altdutschen Literatur verhältnissmässig Raum genug, wie immer eine neue Wissenschaft vieles zu sagen hat, welches eine erwachsene voraussetzen darf, und es wird sich daher für die altnordische wenig Platz finden, indessen sind die Fälle nicht häufig, wo etwas von Belang übers Meer kommt: von der eben herausgekommenen Niäls Saga lässt sich nicht viel sagen, dagegen soll eine Uebersetzung der Resenischen Edda erschienen seyn, die interessant seyn könnte; ich habe sie aber noch nicht bekommen. Auch hält's äusserlich schwer, dass etwas herüberkommt: ein Paquet hatte erst neulich ein französischer Capter genommen, es hatte drei Monat vor dem Priesen Gericht in Lübeck gelegen, bis endlich eine günstige Entscheidung von Paris kam, wodurch ich es erhielt, nachdem ich es schon verloren gegeben. Weil ich es so sehr wünsche, denke ich auch an die Möglichkeit, dass die Herrn vom Magnänschen Institut angeregt werden, und sich endlich anschicken den zweiten Theil der Sämundinischen Edda herauszugeben, wenn ihnen die Recension zu Gesicht kömmt. Wenn jemand in Sünden sein Brot gegessen, so sind es die zwei, die vom Legat dreissig Jahr zur Herausgabe der Manuscripte besoldet worden und gar nichts gethan.¹⁾

Die Recension von Hagens Nibelungen werde ich anfangen, sobald ich nach Cassel zurückgekehrt bin, welches in einigen Wochen der Fall seyn wird. Die nothwendige Vergleichung nimmt viel Zeit weg, da Sie

1) Die hier eingesendete „Recension einer dänischen Schrift“ kann nach den Umständen (vgl. auch unten S. 266) und dem Inhalte nur die über Nyerups Axel und Valborg sein, die im Jahrgang 1811 S. 369 (Kl. Schriften 2, 1) zum Abdruck gelangte. Ich weiss allerdings damit nicht recht zu reimen, was Wilhelm Grimm aus Marburg den 20. September 1810 an Nyerup schreibt (an Nordische Gelehrte S. 30): „Ich habe in diesen Tagen eine Recension von Axel und Waldburg . . für die Heidelberger Jahrbücher angefangen, und werde sie, sobald ich wieder in Cassel bin, beendigen.“ Das „Packet“, von dem Grimm spricht, war ein von Nyerup abgesandtes (ebenda S. 22. 23).

aber noch Vorrath an altdeutschen Recensionen haben werden, so wird es nichts verschlagen, wenn ich sie Ihnen erst in etwa zwei Monaten zusende.

Ueber die sehr treffliche Recension von Görres über die Mythologie des Indous par Mr. de Polier¹⁾ habe ich mich sehr gefreut: haben wir nicht bald Hoffnung eine Recension seiner Mythengeschichte zu erhalten? es scheint mir gerade bei diesem Buch, das so herrlich in der Idee und oft in der Ausführung, nöthig, dass es öffentlich anerkannt und gewürdigt werde.

Eine erneuerte Recension über das altdeutsche Museum von meinem Bruder werden Sie ohne Zweifel erhalten haben.²⁾

Mit der Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung
Ew. Wohlgeb.

gehorsamer Dr

Wilhelm Carl Grimm.

(Nachschrift:) Die Einlage bitte ich Hrn. Zimmer zukommen zu lassen.

77. Franz Horn an August Böckh.

Berlin, 10. September 1810.

Wohlgeborne,

Hochzuverehrende Herren,

Indem ich Ew. Wohlgeb. die Beurtheilung der mir genannten Schriften zu senden die Ehre habe, möge es mir verstattet sein, den Wunsch auszudrücken, dass auch meine Schriften, besonders die neueren, bald möglichst einen Recensenten in Ihren Jahrbüchern finden mögen. Ich darf diesen Wunsch aussprechen, indem ich, die strengste Gerechtigkeit für die erste Pflicht eines Kritikers haltend (wie ich denn dies bereits in den beifolgenden Beurtheilungen genugsam zeige) nichts anders erwarte und wünsche, als solche. Zugleich würde es mir angenehm sein, mich bald wieder durch neue Aufträge von Ihrer Seite beehrt zu sehen.³⁾

Mit der ausgezeichnetsten Verehrung

Ew. Wohlgeb.

gehorsamer Diener

Dr. Franz Horn.

1) in der Abteilung für Theologie 1809. 1, 241.

2) Sieh oben S. 255.

3) Von Franz Horn sind eine grosse Anzahl von Rezensionen in die Heidelberger Jahrbücher geliefert worden. Sein Zeichen ist Fn. Für 1810 nenne ich seine Anzeigen von Graf Loebens Roman Guido und dessen in Berlin herausgekommenen

78. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, 15. October 1810.

Lieber Freund!

. . Die Rezension von Görres kommt spät genug; es sind nun vier Hefte erschienen, seitdem ich sie eingeschickt — vor Neujahr sollst Du noch Göthe und Müllers Idee der Schönheit haben, aber die Darstellung Herders ist schwieriger als dass ich sie so im Fluge abthun könnte — ich werde also jeden freien Augenblick verwendend doch kaum in diesem Jahre fertig werden. Was restirt muss mir ja doch bleiben, wenn auch eine andre Redaction eintritt. So will ich Dir auch nächster Tage sagen, was ich mir aus dem Cataloge gewählt. Daub erinnert mich nicht an Tennemann¹⁾, ich fühle daher auch keinen Drang, die Rezension fortzusetzen, besonders, da ich so ungeheuer viel zu thun habe und endlich einmal mit meiner magischen Arbeit fertig werden muss . .

Ewig Dein Windischmann.

79. August Böckh an Jacob Grimm.

Heidelberg, den 1. November 1810.

(Redactionsformular; die „unten verzeichneten Schriften“, deren Beurtheilung gewünscht wird, sind:)

Büsching, Der arme Heinrich. Zürich, Orell pp.²⁾Sendschreiben über den Titurel — von Docen. Berlin Salfeld.³⁾

Böckh.

Gedichten; Horn, als Fouqués Getreuer, hatte Graf Loeben gewiss kennen gelernt. 1811 wieder eine Reihe Rezensionen. 1812 S. 411 H. v. Kleists Käthchen von ihm angezeigt (Kleists Berliner Kämpfe S. 451); ferner (1812 S. 1030) Frau von Fouqués kleine Erzählungen und Fouqués Magie der Natur, wozu man vergleiche Horn an Fouqué aus Berlin 6. Juni 1812 (Briefe 1848 S. 151): „Ferner habe ich an die Redaction der Heidelberger Jahrbücher geschrieben und mir die Beurtheilung der Erzählungen und der Magie der Natur ausgebeten. Da ich seit zwei Jahren ein so sehr fleissiger Mitarbeiter bin, und man mir bis jetzt fast immer meine Wünsche gewährt hat, so zweifle ich nicht, man werde es auch diesmal. Wenn ich nur auch im Stande wäre, dem mich so sehr ehrenden Wunsch Deiner Gattin ein völliges Genüge zu leisten. Ihrem pfeilartig durchdringenden Scharfsinn stehet vielleicht kein Mann. Voluisse sat est.“ Vgl. unten Nr. 96 und 99.

1) Sieh oben S. 220. 245; eine gänzlich anonyme Rezension von Tennemanns Grundriss der Geschichte der Philosophie im Jahrgang 1812 S. 1218.

2) Jahrgang 1812 S. 49 (Kl. Schriften 6, 64).

3) Der Titurel von Wilken unten in Nr. 89 zurückgenommen, angezeigt von Wilhelm Schlegel 1811 S. 1073 (Sämmtliche Werke Bd. 12).

80. Wilhelm Grimm an August Böckh.

Cassel, 12. November 1810.

Hochgeehrtester Herr Professor.

Ew. Wohlgebornen bin ich so frei eine Recension von Arnims Roman zu übersenden. Da Sie noch kürzlich über den Mangel an Recensionen im poetischen Fach sich beklagten, so hoffe ich, dass sie Ihnen nicht ganz ungelegen kommt, und wünsche es. Haben Sie das durchaus geistreiche und originelle Buch schon gelesen, so werden Sie mir gewiss in allem Lob Recht geben, und vielleicht manchen Tadel zu streng finden: er mag ein Beweis seyn, wie redlich die ganze Recension geschrieben worden. Wenn es Ihnen gefällt, sie anzunehmen, so würde ich es für eine besondere Freundschaft erkennen, wenn Sie solche bald zum Druck beförderten.¹⁾

Zugleich folgt als Fortsetzung einer früher übersendeten Recension von Nyerups Axel und Waldborg eine kurze Anzeige von einer zweiten Probeschrift, mit der Bitte sie unmittelbar auf die andere folgen zu lassen.²⁾

Die früher aufgetragenen Recensionen werden wir Gelegenheit haben, diesen Winter auszuarbeiten, und sie Ihnen zusenden, sobald sie fertig sind. Mein Bruder empfiehlt sich mit mir Ihnen bestens

Der Ihrige
Wilhelm Carl Grimm.

81. Carl Windischmann an August Böckh.

[Aschaffenburg, November 1810]

Lieber Freund!

. . Die Historie wegen der Jahrbücher ist mir sehr begreiflich: ich mag mich über nichts mehr wundern. Nur dies wäre mir nicht lieb, wenn ich die Wahlverwandschaften nicht darstellen könnte, weil ich es Göthe bei Gelegenheit selbst mitgetheilt habe. Wäre dann nicht möglich, sie noch ins 14, 15, 16te Heft zu bringen? — Unser freundschaftliches Verhältniss stört doch in der Redaktion nicht! und

1) Jahrgang 1810. 2, 374 (Kl. Schriften 1, 289); vergl. Zeitschrift f. d. Philologie 31, 168.

2) Aage og Else, hg. von Rahbek: 1811 S. 143 (Kl. Schriften 2, 12).

als Redacteur hast Du mir doch Göthe und Herder übertragen.
Schreibe mir hierüber bald . . .¹⁾

Lebe wohl. Ewig
Dein Windischmann.

82. Wilhelm Grimm an August Böckh.

Cassel, 11. December 1810.

Hochgeehrtester Herr Professor.

Ich übersende Ihnen anliegend eine Recension von Wagners A. B. C. für die Jahrbücher, die freilich ins poetische Fach gehört, weil aber das Buch auch zum Theil in meinen Kram einschlägt, so hab ich daran Gelegenheit genommen, sie zu schreiben. Sollten Sie die Recension schon einem andern Recensenten aufgetragen haben, so verstehts sich, dass die meinige nachsteht, und ich bitte auf diesen Fall nur, sie mir gelegentlich wiederzuschicken.²⁾

Mit der aufrichtigsten Hochachtung der Ihrige
Wilhelm Carl Grimm.

83. Karl Justi an August Böckh.

Marburg, 11. Dezember 1810.

Mein Lieber!

Hier noch eine der mir aufgetragenen Rezensionen! Da ich höre, dass es mit der Redaktion der Jahrbücher eine Veränderung geben wird,

1) Es scheint, dass in dem Redaktions-Komitee, ähnlich wie früher (oben S. 252) aus Creuzers Freundschaft mit Arnim und Görres beim Wunderhorn, so hier aus Böckhs Freundschaft mit Windischmann bei Rezensionen des letzteren Schwierigkeiten entstanden seien. Was die Wahlverwandschaften anlangt (von deren zweiter Auflage schliesslich im Jahrgang 1814 S. 177 eine A. W. unterzeichnete Anzeige erschien; sieh oben S. 252. 258), so erfahren wir hier, dass Windischmann seine Absicht bei Gelegenheit Goethe selbst mitgeteilt habe. Windischmann trat zuerst 1804 mit Goethe in Verbindung (Weim. Ausgabe IV 17, 219), und 1811 am 2. Mai (ebenda 22, 79) dankt Goethe Windischmann „für die mitgetheilte Recension“, ohne dass aus den (in den Lesarten S. 425) gegebenen Bemerkungen sicher hervorgehe, welche Rezension (doch wohl der Farbenlehre?) gemeint sei. Briefe Windischmanns sind in Goethes Nachlass vorhanden; das Weimarer Goethe-Archiv teilt mir aus dem Briefe Windischmanns vom 13. November 1810 die folgende, hierhergehörige Stelle mit: „Durch eine Fügung vom Himmel ist mir die Darstellung der Wahlverwandschaften für die Heidelberger Jahrb. übertragen. Ich darf Ihnen bezeugen, dass nicht leicht einer besonderer Schickungen wegen so tief wie ich von diesem Werke durchdrungen werden konnte. Hiemit sollen Sie gewiss zufrieden seyn.“ Vgl. oben S. 253.

2) Ganz anonym 1810. 2, 371 abgedruckt, fehlt in Wilhelm Grimms Kleineren Schriften, von mir früher in der Zeitschrift f. d. Philologie 29, 206 ohne dies direkte Zeugnis schon für W. Grimm in Anspruch genommen.

so ersuche ich Sie angelegentlichst, die noch von mir vorrätigen Rezensionen alle in dem Jahrgang 1810 einrücken zu lassen; besonders wünschte ich, dass die Rezensionen von der epigrammatischen Anthologie¹⁾ und von Matthissons lyrischer Anthologie und dessen Erinnerungen vor allen andern abgedruckt würden.²⁾ —

Mit unserm trefflichen und kostbaren Begräbnismonument der heil. Elisabeth hat es unterdessen leider! eine traurige Veränderung gegeben. Nachdem es sechstehalb hundert Jahre in der Elisabethkirche gestanden, ist es die vorige Woche eingepackt und nach Kassel transportirt worden. Bei der Zählung der Edelsteine fand sichs, dass noch 824 Edelsteine (Sapphire, Smaragde, Rubinen, Onyxe, Amethyste, 3 ungeheuer grosse Perlen u. s. w.) daran waren, herrliche Gemmen und Kameen von griechischer Arbeit, meist von Rittern auf ihren Kreuzzügen gesammelt. Diese haben wir alle erst sorgfältig abgedruckt. Das Publikum soll in der Folge manches erfahren. Sagen Sie doch dies, nebst meiner besten Empfehlung, meinem Freunde Kreuzer.

Leben Sie wohl. Hochachtungsvoll

Der Ihrige

Justi.

N. S. Vor einigen Tagen habe ich eine Gehalts-Zulage erhalten. Eben so die Hrn. Wagner, Tennemann und Wenderoth.

84. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, 25. Dezember 1810.

Lieber Freund,

Verzeihe dass ich Dich so lange ohne Antwort liess. Deinem freundlichen Vorschlag, die Rezension der Wahlverwandschaften in diesem Jahre noch einzurücken, konnte ich nicht entsprechen, was mich allerdings schmerzt. Mein Georg wurde eben in jenen Tagen gefährlich krank und ist jezt noch reconvalescent, meine ganze Familie wurde nach und nach unpässlich und ich war nicht im Stande, das geringste, viel weniger so wichtige Gegenstände, wie in jenem Buche, rein und heiter

1) Die Rezension von Weissers Epigrammatischer Anthologie 1810 S. 1132, im Register: von Ki.

2) Matthissons Erinnerungen: 1813 S. 355, 1815 S. 1037, 1816 S. 1240; gezeichnet mit Ki. Ueberhaupt bringen noch die nächstfolgenden Jahrgänge eine Reihe kleiner Anzeigen von Justi, so dass eine viel spätere Mitteilung Justis an Böckh nach Berlin: „Seit Ihrem Abgange von Heidelberg habe ich wenig oder gar keinen Antheil mehr an den Heidelberger Jahrbüchern genommen“, kaum zu Recht bestehen kann.

durchzudenken. Wenns nicht möglich ist, dass der Auftrag mir erhalten werde (so wie Herder), da er mir einmal geschehen, so muss ichs eben fahren lassen . .

Ewig Dein Windischmann.

85. Franz Horn an August Böckh.

Berlin, 17. Januar 1811.

Es ist mir erfreulich, Ihnen, verehrtester Herr Professor, die bei-
liegenden Recensionen für Ihre Jahrbücher bereits jetzt übersenden zu
können, wobei ich nur bedauere, dass ich vier der mir aufgetragenen
Schriften (Timoleon, Etwas über Theater, Vorlesungen über Deutsche
Klassiker und Streckfuss Klementine) nicht habe auftreiben können. In
mehrern hiesigen Buchhandlungen waren meine Nachfragen vergeb-
lich, doch wird es mir in Zukunft nicht fehlen, sie zur Stelle zu schaf-
fen, und ich hoffe deshalb, die Recensionen wenigstens gegen die Oster-
messe senden zu können. Alle übrigen, (26 Blätter) die ich wegen
jener wenigen fehlenden, nicht aufhalten wollte, erfolgen hiebei, und ich
wünsche sehr, dass sie den Ernst und Eifer bezeichnen, den ich für die
Sache hege, und stets hegen werde.¹⁾

Mit dem innigsten Vergnügen vernahm ich Ihren Ruf hieher, und
die Uebereinstimmung desselben mit Ihrer Neigung. Ich hege die
Hoffnung, dass Sie sich hier recht glücklich fühlen werden, denn in
der That ist Berlin überhaupt, so wie die Universität in dem herrlich-
sten Gedeihen.

Verstatten Sie mir, die Bitte, dass auch meine eignen Schriften
baldmöglichst recensirt werden mögen, zu wiederholen, eine Bitte die
sich gewiss durch sich selbst rechtfertigt.

Mit der ausgezeichnetsten Hochschätzung

Ew. Wohlgeb.

gehorsamer Diener

Franz Horn.

N. S. Der sichern und schnellern Ankunft wegen frankire ich
diese Beiträge nicht; bitte aber, mir diese Auslage zu berechnen und
vom Honorar abzuziehen.

¹⁾ Sieh oben S. 263 zu Brief Nr. 77.

86. Carl Windischmann an August Böckh.

Aschaffenburg, 31. Jenner 1811.

Lieber Freund!

Ich danke Dir für die Notiz wegen der Recension von Herder und Göthe — wünschte aber, dass Du mir von Wilken die bestimmte Erklärung der Aufnahme verschafftest oder mir schreibst, ob ich mich an denselben selbst wenden soll. Ich bin nicht sehr interessirt, ferner vieles für die Jahrbücher zu thun; aber diese Sachen mögte ich nach Musse bearbeiten und darin aufgenommen haben. Vielleicht macht sich in Berlin eine andre, geistigere Unternehmung — dann vergiss meiner nicht . .

Ewig Dein Windischmann.

87. Achim von Arnim an August Böckh.

[Berlin, ohne Datum.]

Lieber Böckh! Sie wissen, dass Sie ein Doppeldaseyn auf zwey Universitäten leben, ich weiss daher nicht, ob Sie dieser Brief noch antrifft. Herzlich lieb wär es mir gewesen, wenn Sie jezt schon in dem grossen Universitätsgebäude anzutreffen wären, wo alles in gutem Geiste gedeiht. Wie gehts mit den Jahrbüchern? Mancherley Arbeiten und störende persönliche Geschäfte haben mich vom Rezensieren abgehalten, doch habe ich jezt wieder Lust gewonnen. Wer tritt nun an Ihre Stelle? Sind Sie schon abgegangen? — Ich sende Ihnen, oder dem Nachfolger, Siebmanns Antwort auf den Einladungsbrief¹⁾, zugleich sende ich Ihnen Einladungsgrüsse aus der Redaktion aller Ihrer hiesigen Freunde, insbesondere

von Ihrem Achim Arnim.

88. Friedrich Wilken an Jean Paul.

Heidelberg, d. 13. May 1811.

Erlauben Ew. Wohlgebohren, dass ich dem gedruckten Schreiben noch einige schriftliche Worte beylege, um Ihnen unsere Jahrbücher zu fernerer wohlwollender Beförderung und Unterstützung zu empfehlen, so wie sie sich derselben bisher zu erfreuen hatten.

Für Ihre Beurtheilung von Eginhard und Emma würde ich Ihnen früher meinen Dank gebracht haben, wenn ich nicht durch eine Reise nach Paris, von der ich erst seit wenigen Tagen zurückgekehrt bin,

1) In Böckhs Nachlasse nicht vorhanden, also wohl an den Nachfolger abgegeben; vgl. oben S. 246. 251.

daran wäre verhindert worden. Das *Recepisse* hat Ihnen indess das *Morgenblatt* überliefert, wo Einer der schlechtesten Sturmwächter von dem hiesigen aesthetischen Wartthurm gar voreilig über Ihr Urtheil über Arnims Halle und Jerusalem Lärm geblasen hat. Ihre Recension ist, (buchstäblich fast gemeint,) von der Post in die Druckerey gewandert, und dennoch ist fast zu gleicher Zeit das Stück vom *Morgenblatt* mit dem Geschrey des Julius hier angelangt, wo das Blatt der Jahrbücher ausgegeben wurde. Darum muss im Volk der Drucker Bestechung und Verrath obwalten. Es wäre mir nicht unangenehm, wenn Sie gelegentlich dem Herrn Julius zutheilen wollten, was ihm gebührt.¹⁾

1) Diese Mitteilung Wilkens lässt uns einen überraschenden Blick in die Heidelberger Verhältnisse thun, die um so unerquicklicher sein mussten, als sie sich auf so engem, die Beteiligten immer wieder persönlich zusammenführenden Raume abspielten. In seiner Rezension von Fouqués *Eginhard* und *Emma* 1811 S. 292 (oben S. 244) hatte Jean Paul im Eingang vergleichend mit Fouqué gesagt, „es sei eine nährend-erquickende Erscheinung, dass gerade jetzt so viele geist- und kenntnissreiche Männer — Hagen, Büsching, Görres, Brentano, Arnim etc. — uns durch das Ausgraben und Abformen Altdeutscher Götterstatuen und Ahnenbilder . . zu trösten, zu erheben, ja zu reinigen suchten“, und in einer Note dazu unter dem Texte bemerkt: „Hrn. v. Arnims „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer“, verdient, so wie seine Geschichte „der Gräfin Dolores“ durch die Kraft des Komischen, des Romantischen, des Charakteristischen und des Altdeutschen weit mehr Lob als ihm verwöhnte, obwohl von einigen Ecken mit Recht verwundete Kunstrichter, welche der Demantschneide die Perlenrinde vorziehen, werden geben wollen.“ Von dieser Rezension erhielt die Vossische Partei, vor dem Erscheinen, in der Korrektur auf unzulässige Weise Kenntnis und lieferte schleunigst einen Gegenartikel in das *Morgenblatt*, der aber das Missgeschick hatte, in Nr. 84 vom 8. April 1811, fast früher als Jean Pauls Rezension herauszukommen. Wilken gebraucht den Ausdruck: „von dem hiesigen ästhetischen Wartthurm.“ Es ist dies allerdings bildlich, aber eigentlich doch wirklich gemeint, wie auch sonst öfter vom alten Voss in seinem Thurm gesprochen wird. Seit ich letzte Pfingsten Voss' Haus (eine Woche vor dem Abbruch!) gesehen habe, verstehe ich die Anspielung. An dem kleinen Hause, das ursprünglich, nicht mehr zuletzt, in einem Garten mit Steinmauer lag, war ein eigenes, turmartig aufsteigendes Treppenhaus angebaut, dessen oberstes Geschoss Voss zur Arbeitsstube diente. Da sass in der That der alte Voss wie auf einem Thurme, und von da oben aus ist die Polemik gegen die Heidelberger Romantiker geleitet worden. Hier hatte auch der *Morgenblatt*-Artikel „Deutschlands Wiedergeburt durch seine neueste Literatur“ seinen Ursprung. „Ein modern christlicher Recensent“, beginnt er, „hat neulich in einem kritischen Blatte, welches unter den Auspicien einer Akademie herauskommt, ein Wort des Trostes für Deutschland und die Deutschen gesprochen, und sehr treuherzig versichert, die Herrn Achim v. Arnim, Brentano, Görres, und die übrigen Gevattern und Gevatterinnen hätten keine ernstlichere Angelegenheit, als ihre in den Koth gefallenen Landsleute zu erheben und — zu reinigen.“ Von den Veteranen unserer Litteratur, von Wieland, Voss, Goethe, Klinger etc. erwarte der Recensent natürlich nichts mehr, „dieser Ehrenmann, der beym Diamant nicht auf das Wasser, sondern auf die Schärfe sehe.“ Das neueste Produkt der Karfunkelmanie sei „Halle

Es freut mich unendlich, dass die Redaction der Jahrbücher, welche ich nach Herrn Prof. Böckh's Abgang habe übernehmen müssen, mir Gelegenheit geben wird zu näherer Verbindung mit Ihnen. Am liebsten wäre es mir, wenn die Correspondenz bald nicht mehr schriftlich wäre, und Sie Ihren Plan ausführten, den ich mit Freuden vernommen habe, in das anmuthige Neckarthal Ihren Wohnsitz zu verlegen.

Genehmigen Sie die aufrichtigste Versicherung meiner innigsten Verehrung.

Wilken
Professor.

89. Friedrich Wilken an Jacob Grimm.

Heidelberg d. 14. Juni 1811.

Ew. Wohlgebohren

nehme ich mir die Freyheit, um die Beurtheilung der auf dem Umschlage bemerkten Schriften für unsre Jahrbücher zu bitten.¹⁾ Ich hoffe, dass Sie künftig sich derselben so gütig annehmen werden, als bisher.

Es ist mir äusserst unangenehm, dass von Herrn Prof. Böckh das Buch der Liebe zweymal aufgetragen worden, und dass ich dadurch genöthigt worden bin, die reichhaltige Beurtheilung, welche Sie eingesandt haben, zurückzulassen. Ihrem Wunsche gemäss habe ich sie Herrn Zimmer zugestellt, um sie Ihnen bey erster Gelegenheit zugehen

und Jerusalem“, wo alle Verruchtheit durch eine Pilgerfahrt zum Grabe des Erlösers gebüsst, und der stupideste Monachismus als die letzte Zuflucht unserer Zeit gepredigt werde. Blätter, die unter der Aufsicht protestantischer Professoren herausgegeben würden, redeten einer solchen Verkehrtheit das Wort! Und zum Schlusse geht es dann höhnisch noch gegen den „musivisch-dichtenden Recensenten“ los, der schliesslich auf Karls Versuche und Hindernisse (oben S. 258) verwiesen wird. In diesem Romane macht Jean Paul eine bestimmte Figur und wird, unbekannt, aus seinem Gespräch erraten: was auch nicht schwer sei, da ein jeder, der nur eine Seite von ihm gelesen habe, ihn an den ersten vier Worten erkennen müsse. Damit war in dem Morgenblatt-Artikel angedeutet, dass man auch Jean Paul als Recensenten erkannt habe. Im Morgenblatt ist „Julius“ unterschrieben. Es kann dies nicht der Hamburger Dr. Julius gewesen sein (Kerners Briefwechsel 1, 134). Arnim hielt denn auch ohne weiteres Alois Schreiber, der zu Voss' Partei gehörte, für den Verfasser; an Zimmer S. 151: „Dass Ihnen die Feindschaft der Vosse viel Schaden thut, ist unleugbar. . . Was hat es geholfen, dass Sie dem Schreiber die „Aesthetik“ in die Welt befördert? Er hat „Halle und Jerusalem“ im Morgenblatt mit aller Niederträchtigkeit zu besudeln gesucht, und das nicht der Sache wegen, da wäre Zeit gewesen, wenn es vertrieben, sondern im Voraus, um den Absatz zu hindern.“

1) Der Umschlag nicht erhalten.

zu lassen. Eine günstige Gelegenheit, die Rückreise des Herrn Prof. Harding aus Göttingen, habe ich leider durch Vergessenheit versäumt.¹⁾

Unendlich freue ich mich, bey dieser Veranlassung in nähere Verhältnisse mit Ihnen zu treten.

Genehmigen Ew. Wohlgebohren die Versicherung meiner innigsten Hochachtung

Wilken.

(Nachschrift:) Die Recension von Docens Sendschreiben über Titurell bitte ich zurückzulassen, wenn Sie dieselbe noch nicht angefangen haben sollten.²⁾ Um die übrigen bitte ich recht sehr, auch um baldige gefällige Mittheilung.

90. Johann Georg Zimmer an August Böckh.

Heidelberg, den 11ten July 1811.

Lieber Böckh!

Nimm nicht übel, dass ich Deinen in Leipzig empfangenen Brief so spät beantworte: Du weist, wies geht. Es freut mich von Herzen, dass Du Dich in Berlin wohl fühlst. Es konnte auch nicht fehlen und Dein Sinn hat immer dahin gestanden. — Wir leben hier so nach alter Weise, es nimmt aber immer mehr und mehr einer vom andern keine Notiz. An die Dauer unsrer Universität ist übrigens jetzt kein Zweifel mehr und man hat Grund von dem neuen Grossherzog recht viel Gutes auch für sie zu hoffen.

Deinen Auftrag nach Karlsruhe habe ich besorgt. Prof. Voss behauptet den Schützischen Aeschylus niemals von Dir gehabt zu haben. — Nach unserm Buche sind alle Hefte des vorigen Jahrgangs der Jahrbücher an Dich expedirt worden, sollte Dir eins oder das andere fehlen, so zeige mirs an und es soll nachfolgen.³⁾

Grüsse unsere Freunde und sage Arnim, ob er mir nicht auf meinen Brief antworten wollte?⁴⁾

Gott behüt Dich!

Dein Zimmer.

Lass doch die Einlage gleich abgeben.

1) Über die Angelegenheit vgl. oben S. 237. 255.

2) Rezensiert von A. W. Schlegel, vgl. oben S. 265; Jacob Grimms „verspätete“ Anzeige ebenfalls, wie die vom Buch der Liebe, in der Leipziger Literaturzeitung 1812 (Kleinere Schriften 6, 116).

3) Der „in Leipzig empfangene Brief“ Böckhs, vom 1. Mai 1811, steht bei Zimmer S. 303; es ist, wie diese Antwort Zimmers zeigt, Einiges daselbst ausgelassen worden.

4) Bald darauf musste Zimmer allerdings Arnims Brief vom 28. Juni 1811 (Zimmer S. 152) erhalten haben; die „Einlage“ in der Nachschrift meint den folgenden Brief Nr. 91.

91. Johann Georg Zimmer an Clemens Brentano nach Berlin, und
Achim von Arnim an Brentano nach Bukowan.

Heidelberg, den 17^{ten} July 1811.

Ich schreibe Ihnen, lieber Brentano, ohne zu wissen, ob mein Brief Sie noch trifft, oder ob ich Sie nicht früher hier sehe, als mein Brief nach Berlin kommt. Ich bin von einem Tag zum andern abgehalten worden Ihnen zu schreiben.¹⁾

Herzlich gefreut hat mich die Nachricht dass wir Sie nächstens hier sehen sollen: ich dachte Sie hätten Heidelberg ganz vergessen, denn ich weis dass Sie in Berlin sehr zufrieden sind. Ich sehne mich recht darnach so vieles mit Ihnen zu sprechen.

Einliegend erhalten Sie Ihrem Verlangen gemäss Mohrs Rechnung. Es hat mich Kampf gekostet Ihnen die f. 24 für die Anzeige gegen Voss im Correspondenten anzuschreiben²⁾, allein wir haben für den Abdruck derselben in den Literatur-Zeitungen und einigen andern Blättern ausserdem f. 40—50 bezahlt und da die Sache doch mehr persönlich war, so hielt ichs für schicklich die Kosten zu vertheilen. Dass Sie das Wunderhorn defekt erhalten haben ist mir sehr leid: Sie werden nun den 3^{ten} Theil von Leipzig aus erhalten und ich bitte Sie das Exemplar vom 2^{ten} Theil durch Reimer zurückzusenden. — Wenn Sie nur die f. 19 an Arnim bezahlen wollen, so lassen wir den Rest der Rechnung auf künftige Abrechnung stehen. Sie wissen, lieber Brentano, dass ich stets nichts mit grösserer Liebe drucke, als etwas von Ihnen: auch waren wir ja in Hinsicht der Kindermährchen eigentlich schon einander gewiss: allein die entsetzlich traurige Lage des Buchhandels und die noch traurigere Aussicht in die Zukunft, hat uns zu dem festen Entschluss gezwungen, nicht eher wieder etwas neues zu unternehmen, bis die Sachen sich einigermassen geändert und bis namentlich die Beschränkungen, welche durch die K. franz. Dekrete der Buchhandel erfahren hat, einigermassen wieder beseitigt sind. Demohngeachtet möchte ich die Kindermährchen um keinen Preiss fahren lassen, wenn es irgend geschehen kann, dass uns die dadurch zu übernehmenden Verbindlichkeiten nicht zu sehr drücken. Ich bitte Sie daher wegen des Preisses der Kupferstiche mir die möglichsten Details zu verschaffen, auch zu sagen,

1) Dies Schreiben bezieht sich auf Clemens Brentano's Brief vom 6. Juni 1811 (Zimmer S. 192), worin er Rechnung von Mohr verlangt, den Verlag seiner Kindermärchen berührt und für Anfang August seinen Besuch in Heidelberg in Aussicht stellt.

2) Sieh oben S. 197.

n müssen, ob und um **welchen** Preiss dies dort
Am leichtesten wäre **der Sache** geholfen, wenn
Bruder in Frankfurt das **Capital** gegen die **Hälfte**
herschliessen lassen?! — **Eine** grosse Freude
en, wenn Sie mir einmal **einige** der **Mährchen**

Weitere auf Ihre Ankunft, **und grüsse sie herzlich!**)
Ihr

tr. Zimmer.

Seite desselben Briefbogens Arnim weiter:)

Ich habe den Brief des **Zimmer** eröffnet, weil ihn
eilig zu besorgendes erhalten hatte, ich **dachte**,
Hulda Vorkehrungen zu **treffen**, Du wirst aber
sonderliche Eile hat. Ich reise in diesen **Tagen**
Weimar, ob ich mich **dann** nach Böhmen wende,
Antiren, der wegen seiner **Collegia** die dringenden
erfüllen kann mit ihm **in** Bukowan zusammen-
an den Rhein gehe, das **ist** mir noch nicht ganz
ich sehr vermisste, war **hier** und wollte mir aus
während des Aufenthalts der Luise in Reichardts
kommen werden könnte, **der** Mann hats aber ver-
wahrscheinlich um diese Freude, Louisen zu
dengeschichte hat seit **Deiner** Abreise eine Ka-
mir zu einem Buche, woran ich arbeite, sehr ge-
wäre sonst nimmermehr herausgekommen. Ich
lass in der Zeitung von den **Schnürbrüsten**, es
abreistest, war mit drey hundert **Thalern** bepackt
n fremder Mensch herein, springt mit **erhobnem**
fend los, ich habe meinen **Stock** zum **Glück** an
haue nach, er taumelt und blutet, ich drück
geb ihn den **Badeknechten** in der **Meinung**, es
er aber schreit mir zu, er sey der **Moritz Itzig**,
der Justiz übergeben, die an dem **Juden** nach

ar nicht mit Schinkel an den Rhein gegangen, sondern
Dahin sendet ihm Arnim den Brief nach. Arnim selbst
r, nicht nach Böhmen, sondern an den Rhein zu reisen,
s Jahres auch die Heidelberger Freunde wieder. — Diese
erst mir bekannt geworden, gehört zu „Arnim und Bren-
Nähre über die Reise zu erschen ist.

Herzenslust examinirt. Mir ist die Katastrophe das Liebste, denn die Geschichte hat mich innerlich in der Hitze durch das dumme Gerede so tief gekränkt, dass sich meine Natur endlich in einer Ruhr Luft machte, von der mich Dr. Meyer kurirte.¹⁾ Viel Grösse an Christian, ich schriebe mehr, wenn ich Zeit hätte.

Dein Achim Arnim.

92. Wilhelm Grimm an Friedrich Wilken.

Cassel am 23. Jul. 1811.

Ew. Wohlgebornen

geehrtes Schreiben vom 14. Juni habe ich richtig erhalten. Mit Vergnügen werde ich noch ferner an den Jahrbüchern Theil nehmen, so wie auch mein Bruder. Als Beweis übersende ich Ihnen hierbei von diesem eine früherhin schon aufgetragene Recension von Büschings armen Heinrich und von mir eine, welche verschiedene neuere Schriften über die nordische Mythologie zusammenfasst.²⁾ Ich wünsche, dass Sie Ihnen angenehm sey, und da ich die Bücher selbst nicht ohne manichfache Mühe und Gefahr erhalte, denn noch vorigen Herbst ward ein Paquet von einem französischen Caper genommen, und endlich von dem PriesenGericht zu Paris noch frei gegeben, als ich es schon verloren glaubte, so denke ich, dass sie in Deutschland selten und auch noch keinem andern Recensenten aufgetragen sind.

Ew. Wohlgeb. könnten mir einen besonderen Gefallen erzeigen, wenn Sie die Güte hätten, diese Recension bald zum Druck zu befördern, und mir die Numern, worin sie steht, auf der Post sous bande zuzuschicken. Da ich sie einem Freunde³⁾, der sich lebhaft dafür interessirt, nach Copenhagen senden will, so wär es mir ungemein lieb, wenn ich einen Abdruck auf das allerfeinste und leichteste Papier, das man haben kann, erhalten könnte, es versteht sich auf meine Kosten. Da alle Briefe von hier dahin nach dem Gewicht bezahlt werden, so kommt ungemein viel darauf an, und ein freilich dicker Brief, den man nicht auf die Paketpost gegeben, hat, was unglaublich lautet, mit hundert dänischen Thalern Porto müssen bezahlt werden.

Was die von Ihnen gütigst zum Recensiren angetragenen Bücher betrifft, so wollen wir sie gern übernehmen, indessen ist bis jetzt noch

1) Über die „Judengeschichte“ s. Kleists Berliner Kämpfe S. 632. Das „Buch, woran Arnim arbeitete“ sind doch wohl die Novellen von 1812. Dr. Heinrich Meyer war Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft.

2) Armer Heinrich: oben S. 264. Schriften über die nordische Mythologie: Jahrgang 1811 S. 774 (Kl. Schriften 2, 14).

3) Nyerup.

keins davon wirklich erschienen, und ich glaube auch nicht, dass dies vor Herbst der Fall seyn wird.

Mein Bruder behält Ihrem Wunsch gemäss die Recension von Docens Titurell zürück und bittet sich dafür Sailers Weisheit auf der Gasse aus ¹⁾, so wie er auch in kurzem so frei seyn wird, eine Recension von dem Stück aus der Edda Sämundar, welches Gräter edirt, zuzusenden. ²⁾

Mit der Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Dr

W. C. Grimm.

(Nachschrift:) Ich bitte, meinen Namen gleich unter die Rec. über nordische Myth. drucken zu lassen.

93. Friedrich Wilken an Jacob Grimm.

Heidelberg d. 20. Sept. 1811.

Ew. Wohlgeboren

habe ich die Ehre hiedurch anzuzeigen, dass ich die Beurtheilung des Gräterschen Specimen heute richtig empfangen habe. Auch die erste Abschrift war mir richtig vor etwa vier Wochen zugekommen, und zwar durch Herrn Prof. Gräter in Schwäbisch Hall, wie ich heute aus einem Briefe desselben an mich erfahren habe. ³⁾

Ihr Herr Bruder wird den Abdruck seiner Beurtheilung der Schriften über die Nordische Mythologie, welche ich ihm auf die angegebene Art zugeschickt habe, zu seiner Zeit richtig empfangen haben.

Die erste Abschrift Ihrer Beurtheilung von Gräter war schon seit mehren Tagen in der Druckerey, ich habe sie nun zurückgenommen und an deren Statt die zweyte hingegeben. Sie wird im letzten Bogen

1) Nicht erschienen, aber 1816 in der Rezension von Beneckes Ausgabe des Bonerius (Kl. Schriften 6, 214) kommt Jacob Grimm auf dies Buch zurück. Savigny an Wilhelm Grimm 8. Juli 1811 (ungedruckt): „Dass Euch Sailers Weisheit auf der Gasse gefallen hat, freut mich ungemein . . . Wenn es einer von Euch recensiren wollte, wäre mirs gar lieb. Vielleicht in den Heidelberger Jahrbüchern.“

2) Gräters specimen eddicum: 1811 S. 999 (Kl. Schriften 6, 29).

3) Jacob Grimm an Gräter, 23. Juli 1811 (H. Fischer S. 16. 21): „Das Programm von der Helgaquitha . . . hat mir Herr Zimmer erst gestern geschickt; ich habe es sogleich durch gelesen und darüber ist eine kleine Anzeige desselben für die Heidelb. Jahrbücher entstanden, die ich, um dasselbe nicht noch einmal schreiben zu müssen, so frei bin hierbei im Original zu übersenden . . . Nach Durchlesung derselben bitte ich sie unter beikommenden Convert an Hrn. Prof. Wilken nach Heidelberg, dem ich sie bereits angekündigt habe, abgeben zu lassen.“

des September oder im ersten Bogen des Oktoberheftes abgedruckt werden.

Ihrer fernern gütigen Theilnahme empfehle ich unsere Jahrbücher angelegentlich

Wilken.

(Nachschrift:) Auch die Recension des armen Heinrich soll nicht lange mehr zurückbleiben.¹⁾

94. Friedrich Wilken an Jacob Grimm.

Heidelberg d. 22 Dec. 1811.

Recht sehr bedaure ich es, dass ich Ew. Wohlgebohren nicht die Kämpedater mittheilen kann, indem sie in hiesiger Bibliothek sich nicht finden. Ueberhaupt hatte unsre Bibliothek von nordischer und altdeutscher Litteratur nichts, ich habe erst angefangen, Kleinigkeiten, deren ich habhaft werden konnte, zu sammeln. Mit dem grössten Vergnügen würde ich Ihnen das Werk mittheilen, wenn wir es hier besässen. Auch in Manheim weiss ich nicht, wo es sich finden könnte. Es wäre von Görres leicht zu erfahren, an den ich ohnehin in diesen Tagen schreiben werde, wo es wäre, wenn es dort seyn sollte. Im Fall ich nähere Kundschaft erhalte, werde ich diese oder das Buch selbst Ihnen mittheilen.²⁾

Was die andere Angelegenheit betrifft, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen, so thut es mir leid, dass Hr. von Arnim eine zufällige Aeusserung im Gespräche unter uns, die er selbst sogleich widerlegte, Ihnen mitgetheilt hat. Denn nicht von Fries ist etwas geäussert worden, was Ihnen nachtheilig gedeutet werden könnte, sondern von mir; aber niemals ist jener Recension von mir gegen jemanden anders gedacht worden, als gegen Hrn. v. Arnim, daher auch nur von ihm eine solche Aeusserung Ihnen mitgetheilt werden konnte. Prof. Fries hat mir ausdrücklich nach meiner Zurückkunft von Paris gesagt, dass Ihre Selbstrecension recht gut ohne irgend einen Nachtheil der Jahrbücher hätte abgedruckt werden können, und dass sie durchaus nicht selbstlobend

1) Rezensionen der Brüder sind in dieser Zeit wohl durch Beischluss an andere Sendungen und ohne Begleitbriefe nach Heidelberg gesandt worden. So z. B. eine Anzeige von Heinrich von Kleists Erzählungen in der ersten Novemberwoche 1811. Wilhelm an Arnim 10. Dezember 1811: „ich hatte etwa vierzehn Tage vorher [d. h. hier vor H. v. Kleists Tode] eine Anzeige von seinen [Kleists] Erzählungen nach Heidelberg geschickt“. Die Anzeige ist nicht wieder aufgetaucht; vgl. Kleists Berliner Kämpfe S. 450.

2) Vgl. Görresbriefe 8, 271. 284.

gewesen sey, was ich auch Herrn v. Arnim, soviel ich *mich erinnere*, bemerkt habe, da er gegen meine Aeusserung, *mehr scherzend als* eigentlich ernstlich, am wenigsten böse gemeint, mit *Recht* Sie in Schutz nahm. Sie werden selbst wissen, wie man über solche Angelegenheiten wohl einmal unter vier Augen, wie dies geschah, mit Freunden spricht; Sie hätten dabey seyn können, ohne dass Sie Sich dadurch beleidigt würden gefühlt haben. Aber anders klingt freylich die Sache, wenn sie weitererzählt wird. Seyn Sie fest überzeugt, dass wir alle hier durchaus nicht im mindesten irgend eine üble Meynung von Ihnen hegen; am wenigsten Ihnen Machinationen zutrauen, wie sie die Tagelöhner unter unsern deutschen Schriftstellern leider sich erlauben.¹⁾

A. W. Schlegel hat selbst Ihren Aلد. Meistergesang sich ausgeben und versprochen, sehr bald seine Recension zu liefern, was ich Ihnen mittheile mit der Bitte, nicht weitem Gebrauch davon zu machen.²⁾ Ihre Recension vom armen Heinrich steht in No. 4 des Neuen Jahrgangs. Für die neulich überschickten Recensionen danke ich sowohl als Ihrem Herrn Bruder, sie sollen bald abgedruckt werden.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgebohren

ergebenster Diener

F. Wilken.

(Nachschrift:) Die Einlage bitte ich gütigst auf die Post geben zu lassen.

95. Achim von Arnim an Friedrich Wilken.

Berlin, 16. April 1812.

Lieber Wilken! Ich wünsche, dass der Überbringer Sie und Ihre liebe Frau und Kinder in gutem Wohlseyn treffe und, dass er Ihnen allerseits gefallen möge. Es ist ein sehr braver ausgezeichnete junger

1) Jacob Grimm hatte in dem Glauben, dass, was den Heidelberger Professoren, auch den Mitarbeitern an den Jahrbüchern gestattet sei (oben S. 185), eine Selbstanzeige seiner Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang“ eingesandt, wobei es ihm hauptsächlich auf die Veröffentlichung eines Nachtrages ankam. Bei Arnims Anwesenheit in Heidelberg 1811 war davon die Rede gewesen. Arnim fragt halbbesorgt bei den Brüdern an; beide gaben in Briefen vom 26. November 1811 dem Freunde klare Auskunft. Arnims Brief vom 6. Dezember schlägt darauf den Text eines Schreibens an Wilken vor, auf das dieser in dem obigen Schriftstück erwidert. Das Nähere darüber künftig in „Arnim und die Brüder Grimm.“

2) Schlegel blieb aus; die Rezension des Altdeutschen Meistergesangs im Jahrgang 1813 S. 753 ist von Görres.

Mann, (H. v. Röder) und sein junger Freund, den er zum Soldaten vorbereiten soll (H. v. Humboldt) hat schon frühzeitiges Talent gezeigt, Ihr guter Rath wird dies entwickeln helfen.¹⁾ — Ihren Grus an Böckh habe ich bestellt, ich hoffe, dass er ihn wieder zum Recensieren antreibt, eine Recension von Voss wie jene über Wolf giebt zwar der Welt genug zu lachen, kommen aber mehrere der Art von ihm, so fürchte ich sehr, er möchte sich wiederholen und die Leser möchten endlich den Unterschied zwischen dünsten und ferzen (S. Seite 186) zum Überdruss begreifen. —²⁾

In aller Kürze möchte ich Ihnen doch noch versichern, dass ich aus einer Unterredung mit Schuckmann schliesse, Sie können auf ihn, als auf einen Freund, wenn Sie hier etwas wünschen sollten, rechnen.³⁾

Ich empfehle mich Ihnen und Ihrer Frau hochachtungsvoll

Achim von Arnim.

96. Friedrich Wilken an Wilhelm Grimm.

Heidelberg d. 7. Juli 1812.

Ew. Wohlgebohren

gütiges Anerbieten wegen einer Beurtheilung von Horn's Literatur des 18. Jahrh. nehme ich mit Vergnügen an und bitte um deren baldige Einsendung.⁴⁾

Ihre Klage wegen der langen Verzögerung des Abdrucks Ihrer Recensionen im Fache der Altdeutschen Lit. finde ich nicht ganz gegründet. Wenigstens so lange ich die Redaction übernommen, habe ich ihnen immer den Vorzug soviel als möglich eingeräumt, und ich würde sie allerdings noch schneller haben abdrucken lassen, wenn ich

1) Vgl. Kleists Berliner Kämpfe S. 633. 634.

2) Dies bezieht sich auf Heinrich Voss' Rezension von Fr. Aug. Wolfs Übersetzung der Wolken des Aristophanes in Jahrgang 1812 S. 161; darin ist in der That S. 186 von der Berechtigung jener beiden Wörter, ein griechisches wiederzugeben, auf eine philiströse Art die Rede. Wenngleich der junge Voss diese und andere Rezensionen schrieb, so glaubte doch jeder aus ihnen die Gesinnung des alten Voss herauszuhören. Vgl. auch Arnim und Brentano S. 301.

3) Ich schliesse, ohne dass es unmittelbar hierher gehörte, an, dass die gänzlich anonyme Anzeige von Bürgers Ehistandsgeschichte (1812 S. 1199) Arnim zum Verfasser hat. Die Rezension wurde von Arnim erst zur Begutachtung an Wilhelm Grimm, von diesem dann nach Heidelberg geschickt. Über die von Grimm beeinflusste Textgestalt der Rezension spreche ich im laufenden Jahrgang der Zeitschrift f. d. Philologie.

4) Heidelb. Jahrbücher 1812 S. 913 (Kl. Schriften 1, 266); über diese Rezension, mit der auch Arnim wieder befasst war, bringe ich Näheres im laufenden Jahrgang der Zeitschrift f. d. Philologie.

nicht durch den Raum und die Rücksicht aufs Publikum beschränkt wäre. Auf den Reiz der Neuheit, meine ich, müsse man in dieser Lit. am wenigsten sehen.

Zuweilen treten Umstände eigner Art ein, welche den Abdruck verzögern, wie dieses bey der Recension Ihres Herrn Bruders von der Lit. der deutschen Poesie ist.¹⁾ Als ich jene Recension erhielt, hatte A. W. Schlegel schon die Bourtheilung übernommen und in den ersten Wochen zu liefern versprochen. Ich dachte beide Beurtheilungen zu geben; allein bis jezt erwarte ich sie vergebens. Nun habe ich endlich die Recension Ihres Herrn Bruders in die Druckerey gegeben.

Die Edda von Rühs wollte ich Ihnen zur Recension schon anbieten. Um desto lieber ist es mir, dass Sie mit Ihrem gütigen Anerbieten mir zuvorgekommen sind.²⁾

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

F. Wilken.

97. Achim von Arnim an Friedrich Wilken.

Berlin 3 Jan. 1813.

Sehr geehrter Freund!

Ich hätte mein Versprechen die Recension des Alfieri zu liefern längst erfüllt, wenn nicht durch einen unangenehmen Zufall mir der zweite Theil entwendet worden wäre. Jezt habe ich Lust bis zur Erscheinung der beyden letzten Bände von Goethes Leben zu warten, die Zusammenstellung wird, ohne einen von beyden zu verletzen nur interessanter³⁾, auch erwarte ich Schillers Leben in der neuen Ausgabe seiner Werke. Einliegend sende ich Ihnen die Anzeige eines Buchs, das bis jezt noch nirgends beurtheilt worden, und doch eine eigenthümliche Seite hat, auch gab es Gelegenheit ein Paar kuriose Hochzeitlieder, die bei mir einliefen, der Welt bekannt zu machen.⁴⁾ — Das

1) 1812 S. 849 (Kl. Schriften 6, 74) über v. d. Hagen und Büschings Literarischen Grundriss der deutschen Poesie.

2) 1812 S. 961 (Kl. Schriften 2, 80).

3) Arnim an Jacob Grimm, 22. Oktober 1812 (ungedruckt): „Ich kann nicht mehr recht zum Recensieren kommen, ich sollte den Alfieri recensieren für die Heidelberger, es ward mir aber lächerlich als ich mich dabeisetzte und des Mannes Geist und Fleiss recht beschaute.“

4) Es ist die ganz anonyme und bisher als Arnim'sches Eigentum unbekanntete Rezension von Bornemanns Plattdeutschen Gedichten im Jahrg. 1813 S. 305: nächstens davon in Boltes Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin 1902.

Vösslein ist ja bey den Acharnern noch mehr acharné, was wird aus dem Männlein noch werden, wenn es so fort fährt Griechenland in der einen, England in der andern Hand zur Verwunderung der Welt zu tragen, seine Kräfte werden sich zuletzt so steigern, dass er sich wird wie der Riese in Ketten legen müssen, um nicht alles zu zermalmen.¹⁾ — Eine Neuigkeit, die man sich hier nur in die Ohren sagt, erzählt, dass der grösste Theil des Macdonaldischen Corps, worunter auch unser Hülfskorps, bey dem von Napoleon mit Wahnsinn bis zum 20^{ten} verspäteten Rückzuge, grösstenteils gefangen und aufgerieben ist, dies ganz unversehrte Corps hätte allein schon seinen Rückzug decken können, wenn er es zur rechten Zeit zu sich berufen, aber so von Gott geblendet war noch nie ein verruchtes Haupt. In Metz und Mailand ist Aufruhr, in Spanien hat Wellington gesiegt und Birnams Wald rückt schon auf Dunsinan heran. Viel herzliche Grüsse an Frau und Kind und alle Bekannte. Zimmer sagen Sie gefälligst, dass ich über das Rungesche Manuskript²⁾ an des Verstorbenen Bruder geschrieben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Achim Arnim.

98. Achim von Arnim an Friedrich Wilken.

Berlin d. 29^{ten} Nov. 1813.

Adr: Bey H. P. v. Savigny, Ludwigstr. Nr. 3.

Geehrter Freund! Wie es uns ergangen, wäre weitläufig zu beschreiben, genug ich war Landsturmhauptmann und zuletzt sogar Vicebataillonschef, meine Frau gebar mir einen zweiten Sohn, wir haben uns hier nicht fortbewegt, ungeachtet Berlin so leer geflüchtet war, wie ein Dorf. Gegenwärtig pfusche ich in Ihr Fach, oder vielmehr ich will Ihren künftigen Nachfolgern in der Geschichte die Mühe soviel meine Kräfte und die Censur gestatten, erleichtern, ich schreibe eine Zeitung, genannt der Preussische Korrespondent seit dem Anfange Oktobers, Niebuhr hat ihn angefangen, Schleiermacher fortgesetzt, wie lange ich dabey aushalte, das hängt von den Umständen ab.³⁾ Können Sie mir

1) Dies bezieht sich darauf, dass ausser Aristophanes auch Shakespeare von den „Vössen“ in den Heidelb. Jahrbüchern in Beschlag genommen war; eine Anzeige von dem von Heinrich und Abraham Voss übersetzten Coriolan und Wintermärchen war sofort im Jahrgang 1812 S. 677 erschienen.

2) Die beiden plattdeutschen Märchen vom Mahandelboom und Fischer betreffend.

3) Arnim hielt vier Monate, vom 1. Oktober 1813 bis 31. Jan. 1814 dabei aus.

einige Materialien liefern, so werde ich dankbar seyn, nicht Neuigkeiten aus der Ferne, denn das kommt meist auf anderen Wegen schneller, sondern aus der Gegend, Kriegsvorfälle, innere Angelegenheiten, Anekdoten. Ich habe einen Band Schaubühne in der Realschulbuchhandlung herausgegeben, ich sende ihn nächstens, da er in der Zeit der gänzlichen Abtrennung vom übrigen Deutschlande erschien, so wäre mir eine baldige Anzeige in den Jahrbüchern sehr viel werth, sie wurden auf meine Kosten in der Absicht gedruckt meinem Landsturmbataillon Kanonen zu schaffen. —

Viele herzliche Grüsse allen Bekannten, Ihrer lieben Frau vor allen, sie wird bey dem Unglück in Leipzig alles näher mitgeföhlt haben¹⁾, als unser einer, der den Ort nur wegen der Lerchen, die in diesem Jahre die Menschen aufspeisen, heimgesucht hat.

Hochachtungsvoll

Achim Arnim.

99. Friedrich Wilken an Wilhelm Grimm.

Heidelberg d. 5. Februar 1814.

Ew. Wohlgebohren

nehme ich mir die Freyheit unsre Jahrbücher wieder in gütige Erinnerung zu bringen.

Wenn Sie glauben, sich von aller Persönlichkeit fern halten zu können, so würde ich Sie bitten, die neuste Schrift des Herrn Rüks zu beurtheilen, über den Ursprung der isländischen Poesie u. s. w. Ich habe freylich dieses opus noch nicht gesehen, und weiss daher nicht, inwiefern es persönlich gegen Sie gerichtet ist. Sie werden am besten beurtheilen können, in wiefern Sie die Sache untersuchen können, ohne in Conflict mit etwaigen Pommeranismen des Verf. zu kommen.²⁾

1) Frau Karoline Wilken war die Tochter des Akademiedirektors und Portraitmalers Fr. A. Tischbein in Leipzig: Adolf Stoll, Der Geschichtschreiber Friedrich Wilken, 1896 S. 27.

2) Die Rezension erschien 1814 S. 209 (Kl. Schriften 2, 137); Wilhelm Grimm hatte sie in der Handschrift vorher an Savigny nach Berlin zur Begutachtung geschickt, in dessen Namen und Vertretung Arnim (März 1814) seine Meinung zurückschrieb; Arnims Erinnerungen sind fast alle von Wilhelm Grimm berücksichtigt worden. Darüber künftig in „Arnim und die Brüder Grimm“.

Horns Deutsche Litteratur 2. Th. habe ich auf des Verf. Verlangen einem andern Rec. zutheilen müssen.¹⁾

Dagegen möchte ich Ihnen vorschlagen den Theil von Bouterwicks Geschichte der Poesie, welcher die altdeutsche umfasst, ausführlicher zu beurtheilen, und die frühern Bände nur kurz anzuzeigen.²⁾

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgebohren

ergebenster

Fr. Wilken.

100. Friedrich Wilken an Jacob Grimm.

Heidelberg d. 12. Febr. 1816.

Ew. Wohlgebohren

haben schon durch meinen Collegen Conradi vernommen, welch' herrlicher Beweis der päpstlichen Grossmuth uns in diesen Tagen angekündigt worden. Dass wir so schnell und so sicher zum Ziele gelangen würden, wer hätte solches zu hoffen gewagt? 847 Bände MSS sollen ausser den 38 zu Paris restituirten Handschriften uns zurückgegeben werden. In acht oder zehn Tagen, wahrscheinlich am Mittwoch über acht Tagen werde ich von hier abreisen, um den Hort zu hohlen. Sie wünschen mir sicher allen möglichen Seegen zu dieser Reise.

Sie werden nun auch Ihr Versprechen nicht unerfüllt lassen, hieher zu kommen und aus dieser Quelle Ihren Durst zu laben. Denn bis es möglich seyn wird, davon in die Fremde auszusenden — das würde Ihnen gewiss zu lange dauern. Im Junius hoffe ich übrigens, soll dieser Schatz in Heidelberg angekommen seyn, und dann soll sogleich Anstalt zu einer ordentlichen Catalogisirung gemacht werden.

Das responsum von Creuzer lege ich bey, und um die baldgefällige Bestellung der Einlage durch die Post wage ich ergebenst zu bitten.

Die Acquisition des Sachsenspiegels von dem Herrn Oberlin werde ich sehr gern für die hiesige Bibliothek machen, und bitte Sie Ihre

1) Die Anzeige des zweiten Theils erschien im Jahrgang 1814 S. 497, gezeichnet mit ***. Sie lautet aber im Grunde nicht anders, als die Wilhelm Grimms; sie beginnt: „über den ersten Teil dieses Werks hat bereits ein Sachkundiger in diesen Jahrbüchern (oben S. 279) sich ausgesprochen; auch der Verf. der gegenwärtigen Anzeige stimmt dem ihm unbekanntem Beurteiler darin bei, dass“ etc.

2) Wilh. Grimm an Jacob 12. 2. 1814 (aus der Jugendzeit S. 251): „Wilken trägt den Bouterweck an, was ich aber ablehnen will, das Buch verdient nicht die Mühe, es ordentlich zu recensiren, und das müsste doch hier geschehen.“

Verwendung dafür eintreten zu lassen. 30 Franken werden wir gern daran wenden, und ich werde auch dafür sorgen, dass, wenn auch noch während meiner Abwesenheit der Handel richtig werden sollte, die Zahlung doch unverzüglich erfolge. Uebrigens gebührt nicht mir die Ehre der Recension von Eichhorn.¹⁾

Recht sehr werden Sie mich verbinden, wenn Sie im Fach der altdeutschen und nordischen Litteratur Sich unsrer Jahrbücher annehmen wollen. Was Sie in meiner Abwesenheit einzuschicken die Güte haben wollen, bitte ich mit den Worten: „für die Heidelb. Jahrbücher der Litteratur“ auf der Adresse zu bezeichnen.

Genehmigen Sie gütigst die Versicherung der ausgezeichnetsten Achtung, womit ich stets bin

Ew. Wohlgebohren

ergebenster Diener

Fr. Wilken.

P. S.

Sie thun gewiss sehr recht, gegen A. W. Schlegel nicht eigentlich aufzutreten.²⁾ Den Unkundigen wird nur durch einen solchen Streit die Zeit gekürzt, und der Kundige weiss ohnehin, wie weit Schlegel Recht oder Unrecht hat.

1) Eichhorns Schrift Ueber das geschichtliche Studium des deutschen Rechts ist anonym im Jahrgang 1816 angezeigt.

2) A. W. Schlegel hatte den ersten Band der Altdeutschen Wälder im Jahrgang 1815 S. 721 (Sämmtliche Werke 12, 383) rezensiert. Wilhelm Grimm machte im dritten Bande der Altdeutschen Wälder jedoch S. 253 und S. 273 (Kleinere Schriften 2, 156) seine Gegenausführungen.

2840

**NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER**

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG XII



HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1908

317
CANCELLED
TELEPHONE

INHALT.

	Seite
Otto Honsell, August Reichensperger und der Kirchenbau der Renaissance .	1
Ernst Traumann, Stift Neuburg	54
Alexander Cartellieri, Nochmals die Reiseeindrücke vom Grossen St. Bernhard	63
Karl Brunner, Über das Hagestolzenrecht in Kurpfalz	65
Karl Euling, Das Priamel. Beiträge zur Volkspoesie	73
Karl Obser, Bettine von Arnim und ihr Briefwechsel mit Pauline Steinhäuser	85
Richard Schröder, Der Schauplatz der Ruprecht'schen Fragen	138
G. A. Gerhard und O. Gradenwitz, Ein neuer juristischer Papyrus der Heidelberger Universitätsbibliothek	141
Hans Rott, Ulrich von Huttens Streit mit den Strassburger Karthäusern .	184
Ph. Aug. Becker, Die spanische Litteratur von ihren Anfängen bis zu den katholischen Königen	193
Alexander Cartellieri, Kaiser Heinrich VII.	254



August Reichensperger und der Kirchenbau der Renaissance.

Von
Otto Honsell.

Zu derselben Zeit, da bei uns die bildende Kunst aus einem unmittelbaren Zurückgehen auf die Schöpfungen der Antike neue Kraft und neue Vorbilder zu gewinnen strebte, und der Klassizismus im Norden wie im Süden, in Berlin, Dresden und München durch glänzende Leistungen seinen Sieg zu verkünden suchte, bildete sich im Stillen eine Richtung aus, die ganz von dieser Strömung abgekehrt, dem Mittelalter sich zuwandte. Sie war hervorgegangen aus der führenden Kunst, der Dichtung. Die Romantiker versenkten sich mit schwärmerischer Hingabe in den Geist, in die Thaten und Empfindungen der mittelalterlichen Helden; rüstig arbeitete die Sprachwissenschaft an der Erkenntnis der Sprache und der nationalen Epen und Volkslieder jener Zeit. Die Brüder Boisseree sammelten Bilder der Kölner Meister und suchten die verachteten gotischen Bauwerke auf; man hörte wieder die stille Mahnung des Kölner Doms und arbeitete an Plänen für die Vollendung des herrlichen Werkes. Die Thätigkeit englischer Künstler und Forscher regte auch auf dem Festland zur Beschäftigung mit der älteren Baukunst an. — In dieser Zeit, Anfang der fünfziger Jahre, begann August Reichensperger seine schriftstellerische Thätigkeit, seine Arbeit um die Wiederbelebung der Gotik, seinen Streit wider die Renaissance und den Klassizismus.¹⁾

1) Von seinen Schriften sind hier benutzt und kommen für die kirchliche Architektur in Betracht:

Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart.
3. Aufl.

Fingerzeige auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst.

Vermischte Schriften über christliche Kunst.

Allerlei aus dem Kunstgebiet.

I.

Reichensperger stellt sein Programm auf, indem er die gotische Baukunst als die christlich-germanische bezeichnet.

Mit glühender Begeisterung steht er vor ihren Werken, voll innigster Bewunderung preist er sie. Manchmal geschieht es freilich, dass er darüber zu sehr das Sachliche vernachlässigt, Bestimmtheit vermissen lässt und überhaupt zu viel Gedanken hineinlegt, die das Gebilde unmitttelbar nicht giebt. — Die mittelalterliche Kunst erscheint ihm ein Wunder aller Zeiten in Grösse, Schönheit und Tiefsinn, vorbildlich für alle gleichzeitige Kunstübung. In ihren Werken sieht er die vollkommenste Annäherung an das Ideal eines Bauwerks: zweckmässige Einrichtung, dauerhafte Ausführung, bedeutungsvolle Anordnung und Klarheit, Einfachheit und Reichtum und lebensvoller Wechsel, Folgerichtigkeit und Freiheit so vereinigt, das eine harmonische Gesamtwirkung entsteht; das Einzelne ordnet sich dem Ganzen unter, und das Ganze offenbart unzweideutig seine Bestimmung, seine höhere Idee. Kein Glied tritt auf, das nicht durch die Gesamtkonstruktion bedingt ist und darin seinen bestimmten Zweck zu erfüllen hat. Nichts ist willkürliche Zuthat, angeflogene Verzierung. Er begründet dies mannigfach, an den konstruktiven Elementen wie den vorwiegend schmückenden Teilen.¹⁾ Als vollendete Kunst gilt ihm die Gotik deshalb, weil in ihr in rechtem Masse Zweckmässigkeit und Schönheit, Freiheit und Notwendigkeit vereint und durchdrungen sind. Dies setzt voraus, dass sie nirgends fertige Formen an die Hand giebt, sondern nur allgemeine Gesetze und einfache Konstruktionsprinzipien. Daher auch ihr Reichtum, ihre Fügsamkeit, daher die unendliche Reihe von Individualitäten, die sie gewährt, und eine Fortbildung ins Unendliche. Dass jedes Gebilde auf eine innere Notwendigkeit hinweist und zugleich dem Kunstschönen angehört, hängt ferner zusammen mit einer richtigen Anwendung des Materials. Alles ist auch, was es scheint; und das nämliche gilt für Bauten jeder Gattung, jedes Zwecks, es ist eben eine wahre Kunst. „Die Gesetze,“ sagt er, „welche der Schöpfer in jede Menschenbrust gelegt hat, sind hier mit klarem Verständnis erfasst und mit künstlerischer Hand in schlichter anspruchsloser Weise zur Darstellung gebracht; das ist es, was ich ihre Wahrhaftigkeit nenne.“

1) Besonders in einem Aufsatz „Über das Bildungsgesetz der gotischen Kunst“ in den „Vermischten Schriften“, wo auch der beliebte aber verführerische Vergleich mit der Musik nicht fehlt.

Die äussere Erscheinung des gotischen Bauwerks reflektiert das innere Bildungsgesetz, aber noch viel mehr. Wenn er überzeugt ist, dass das kirchliche Leben in der kirchlichen Kunst seinen vollkommensten und vielseitigsten Ausdruck findet, so ist ihm auch in dieser Beziehung die Gotik der Höhepunkt derselben. Wie keine andere redet sie die Sprache, verkündet sie den Geist des Christentums. Das Christentum, erklärt er, hat auch die Baukunst frei gemacht von den Banden, mit denen das Heidentum sie an die Erde gefesselt hielt; es hat der Materie Flügel verliehen, auf denen sie sich himmelwärts schwingt. Der lebendigste Ausdruck für diese Thatsache ist das System der vertikalen Gliederung und Höhenrichtung der gotischen Kirche. Auf kirchlichem Boden, dem sie entsprossen, fand diese Kunst auch vorzugsweise Leben und Gedeihen. Und dieser enge Zusammenhang, das Bestreben, die höchste Verklärung der Religion und Verherrlichung der Kirche zu sein, das, meint Reichensperger, bewirkt ihren Ruhm und Wert. Mitten aus dem Volk herausgewachsen und von ihm getragen, war die Gotik aber auch eine wirklich nationale Kunst. (Etwas kühn ist zwar behauptet: der germanischen Race sei vorzugsweise das architektonische Genie zu Teil gefallen, der aus ihr erwachsene Stil sei zugleich der schönste und fügsamste.) Ihre hinreissende Kraft und innere Wahrheit machte sie fähig, weithin vorbildlich zu werden. Auch in Italien, so wird konstatiert, habe sie festen Fuss gefasst, und wenn sie dort auch einiges eingebüsst, so habe sie dafür doch wieder manche Schönheiten gewonnen und jedenfalls den glänzendsten Beweis ihrer enormen Bildungsfähigkeit geliefert.

Und diese jugendfrische heilige Kunst, die im Begriffe stand, dem germanischen Geist die Welt zu erobern, die angestammte, glorreiche, echt nationale und christliche Kunst ward überwuchert durch die Renaissance, durch das zu einer Art von Scheinleben wiedererweckte Heidentum besudelt, zersört. — Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, wie er über die vorchristliche Kunst denkt: die Seele der Antike war die Religion, ihr Mark das Nationalgefühl. Ihre grossen Meister waren darauf bedacht, das heilige Feuer des Ideals zu hüten, das im religiösen Glauben und in der Kultur wurzelte. Allein so grosse Werke sie auch hervorgebracht, ihr Schaffen und Leben lief doch immer der Erde parallel und blieb in Natur und Sinentum befangen.

Dass man in Italien zuerst auf die Antike geriet, glaubt Reichensperger noch einigermassen erklären und — entschuldigen zu können,

wenn man die Geschichte und natürlichen Verhältnisse dieses Landes, die Lebensweise seiner Bewohner und die grossartigen alten Denkmäler in Betracht zieht, die sich den Blicken der Künstler stetig boten. Die Antike war hier im Grund genommen nie gänzlich verdrängt, sondern nur allmählich dem Geist des Christentums angepasst worden. Darum ist er auch geneigt, der italienischen Renaissance immer noch eine gewisse Wahrheit, Gesundheit und Naturwüchsigkeit zuzuerkennen. Dass aber die im Süden auflebende Antike auch im Norden sich ausbreitete und siegreich eindrang, war eine masslose Verblendung, und noch mehr: eine Verirrung nicht nur in künstlerischer Hinsicht, sondern (was Reichensperger noch viel mehr am Herzen liegt) in Sachen des Glaubens und der Kirche. Renaissance und Abfall vom Christentum bedeuten ihm dasselbe; sie ist schlechthin Heidentum, und so bezeichnet er sie fast ausnahmslos. Ja er geht so weit zu erklären, die grosse Bewegung des *rinascimento* sei wesentlich nichts anderes gewesen als eine grosse Neuerungssucht in Kunst und Wissenschaft. Ihr begegnete von Norden her die Reformation, die Neuerungssucht im Glauben, und in dem eisigen Wirbelwind, der sich darüber erhob, ging die bildende Kunst in Erstarrung über. Dass der Norden die fremde Kunst mit offenen Armen aufnahm, die angestammte Art vergass und überwuchern liess, das erscheint ihm der grosse Irrtum der vergangenen drei Jahrhunderte; für die germanische Kunst bedeutet sie die Verschüttung der nationalen Kraft, der volkstümlichen Kunstübung, des alten Glaubens, die Unterbrechung und Hemmung der gesunden Entwicklung. Nicht von innen ist sie gekommen, ist vielmehr von aussen angeflogen und ihrem Wesen nach unsern Bedürfnissen und Sitten durchaus fremd geblieben. Bald wurde sie gelehrt, kritisch, vornehm, blieb dem Leben der Nation ferne und ohne schöpferische Kraft. Dem entsprechen ihr Gesamtcharakter und ihre einzelnen Elemente: das Säulensystem mit seinem horizontalen Gebälk passte nicht zu den neuen Verhältnissen und Anforderungen; es waren ja die aus dem Altertum überkommenen Muster fast alle nach einem streng abgeschlossenen System konstruierte Tempel; sie dienten nun allem Möglichen als Vorbild, alles ward denn auch gleich gebaut: Kirche und Theater, Börse und Kasino, Paläste und Privathäuser.

Die gesamte folgende Entwicklung der Kunst erscheint Reichensperger als notwendige Folge jener ungesunden, unnatürlichen Wandlung, die Ausartung in Hohlheit und Leblosigkeit als Vergeltung für das Verlassen der eigenen Weise und des eigenen Wesens. Selbst rei-

ferre Schöpfungen der Renaissance sind doch nur taube Blüten geworden, ohne Frucht und Samen zu spenden. Es war nur konsequent, wenn die Kunst sich vom Leben zurückzog, aus dem sie nicht erwachsen war, das sie nicht trug; sie ward ein Opfer der Hofarchitekten und Stubengelehrten, wollte den gewöhnlichen Zwecken des Daseins nicht mehr dienen und arbeitete nur für Paläste, Ruhmeshallen und Museen. Gänzlich verschwunden und begraben war alles, was die mittelalterlichen Meister und ihr Schaffen so gross gemacht hatte: eine lebendige Tradition, die strenge Gesetzmässigkeit, die vor Willkür, der feine Sinn für Verhältnisse und Massenverteilung im Grossen, der vor Starrheit bewahrte; die sichere Empfindung für das Gepräge und den Ausdruck ihres Werkes, die Einheit von Können und Wissen, von Handwerk und Kunst, die enge Beziehung derselben zum Leben in allen seinen Äusserungen. Dahin alles, was ein lebensfrisches organisches Ganzes hätte schaffen können. Bezeichnend wird der Mangel einer künstlerischen Vollendung im Grossen wie im Kleinen, alltäglich Gebrauchten und Geschauten. An die Stelle des Schaffens tritt das Machen, statt der Vollendung in Einseitigkeit macht sich Vielseitigkeit breit, ohne Mittel- und Schwerpunkt. Wo die Antike nicht mehr vorhält, arbeitet man auf Bestellung in allen Stilen zu gleicher Zeit oder gar an demselben Werk. Das schlimmste Produkt sieht Reichensperger in dem Eklektizismus, der in erhabener Unparteilichkeit Jedem das seine nimmt, ohne doch jemals zu etwas Eigenem zu gelangen, ebenso verwerflich wie das Gelehrthun, das Schaffen von Kunst ohne Leben aus totem Wissen und blinder Nachahmung heraus. Verderblich und ertötend wirkt ein immer nach denselben Mustern gerichtetes Schaffen, das Symmetrische, Steife und Trockene in endloser Wiederholung. Dazu kommt noch die äussere Unwahrheit, die Täuschung mit allerlei Renaissance-Zierwerk, das wegen Kostspieligkeit und Mangel an echtem Material aus Cement, Steinpappe und Zink hergestellt wird, wo Mörtel und Farbe aus Holzschäften schimmernde, fettglänzende Marmorsäulen hervorzaubern, aus Tannensäulen Steininkrustationen schaffen, aus Thon Bronze machen. Voll gerechten Zorns eifert er gegen die „Gusseisen-Cellini und sonstigen Surrogatenjäger der Gegenwart, die ihre Dutzendware unter der Flagge des Genies der Renaissance zu decken sich unterfangen“. Aufs heftigste bekämpft er diese Unwahrhaftigkeit, die er nur befördert sieht durch das Eindringen der Industrie und Maschine in die Kunst. Hierbei ist zu bedenken, dass zu dieser Zeit in Frankreich unter anderm auch der Vorschlag gemacht wurde, das Modelliersystem auf den Häuserbau an-

zuwenden: die meisten Kunstprodukte unseres Bedarfs könnten auf diese Weise modelliert werden; mit einem Dutzend Modellen für jeden der verschiedenen Gegenstände, die zur Aufführung eines Hauses gehören, je nach der Grösse des Gebäudes und dem Vermögen des Hausherrn, wären alle vernünftigen Bedürfnisse zu befriedigen und so liesse sich die Fabrikation von diesen Stücken in Grossmanufakturform ausführen!

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit, mit einem geradezu fanatischen Eifer stellt sich Reichensperger in den Streit wider die herrschende Bauweise, die ihm nicht mehr eine Kunst, sondern ein Bild völliger Anarchie und Auflösung ist. Allein er bleibt dabei nicht stehen; er will etwas bieten, wo er verdammt. Das ist die Erneuerung der gotischen Kunst. Wenn die gleichzeitige Wissenschaft sich wohl mit ihr befasst und für ihre Kenntnis, nicht aber für die Erhaltung oder Vollendung ihre Monumente arbeitet, so ist damit nicht genug gethan. Sie ist nicht ein zurückliegendes Durchgangsstadium, ein abgeschlossenes Ganzes, sondern aus der Beschäftigung mit ihr soll neue Kraft erwachsen, sie wieder ins Leben zurückzuführen. Den Vorwurf, solches Beginnen sei Rückschritt, weist Reichensperger entschieden zurück; „zur mittelalterlichen Bauweise zurückkehren, heisst vorwärtsschreiten, vom Heidentum zum Christentum, vom Römertum zum Deutschtum, von anarchisch allerwärts umhertappende Verirrung zu höchster Einheit und Gesetzmässigkeit“. Oder mit anderen Worten: es bedeutet die Wiederaufnahme der Arbeit der Vorfahren, die Anknüpfung an die Kunst der eigenen alten Meister, welche durch eine unheilvolle Entwicklung verlassen, verdrängt und vergessen wurde.

Und der Schriftsteller lässt es nicht an praktischen Ratschlägen fehlen, um seine Absichten verwirklichen zu helfen. — Die Grundlage für jedes Weiterarbeiten im Geist der alten Kunst ist das eingehendste Studium des gotischen Bauwesens, seiner Gesetze und Organismen, verbunden mit dem Bestreben, sich in diese Schöpfungen hinein zu denken und zu arbeiten und ihr inneres Leben zu erkennen. Unentbehrlich dafür genaue Aufnahmen und Messungen mit Schnitten und Massangabe. Sehr Günstiges hofft er von der Aufnahme der Kunsttradition der mittelalterlichen Bauhütten; einen Anfang dazu, die Bauhütte am Kölner Dom, empfiehlt er zur Nachahmung. Gerade die tägliche Anschauung der besten Vorbilder, die Beschäftigung mit ihnen gilt ihm als ein wichtiges Mittel, die Baumeister heranzubilden. In der Thätigkeit der Bauschulen soll die Tendenz aufs Können und Schaffen im Vordergrund stehen; hier sei bis jetzt alles nur gelernt und gewusst, stilisiert, nichts geschaut.

Er stellt einmal das Wesen dieser Erziehung recht drastisch dar: „was früher Lehrlinge und Gesellen hiessen, sind heute alles Herren geworden; diese Herren wissen dann eine Unzahl griechischer und lateinischer Wörter, können die feinsten Gefühlslinien, Licht- und Schattenstriche machen, Schattenkonstruktionen ausführen, verstehen mehr oder weniger Physik, Chemie, Mineralogie, Mechanik, Perspektive, Infinitesimalrechnung und Trigonometrie, kurz alles, alles — nur nicht die Kunst des Bauens“. — Von seiten der Kunst- und Altertumsvereine wünscht er eine rege Mitwirkung und von der Regierung die nötige Beihilfe, die den ersten Impuls zu der allgemeinen Bewegung geben und durch materielle Mittel sie unterstützen soll.

Er ist sich wohl bewusst, dass die Arbeit keine leichte ist. Denn nur eine eingehende Beschäftigung mit den Werken und ihren Gesetzen und langdauernde, konsequente Übung ermöglichen das Verständnis der Gotik und ihre Anwendung. Oberflächliches Hantieren mit ihr ist gefährlich, da ihre Schwierigkeiten nur der theoretisch und praktisch mit ihr vollkommen Vertraute bewältigen kann. Jedenfalls wird sie, falls nur die zugrundeliegenden Prinzipien gehörig verstanden und beherrscht werden, jedem heutigen baulichen Bedürfnis zu entsprechen vermögen.

Die Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunst hält nun Reichensperger allein für möglich bei der Wiederherstellung des Bodens, aus dem sie erwachsen ist. Die Renaissance und in ihrem Gefolge der rationalistische und materialistische Geist haben (und davon ist er stark überzeugt) in die neuere Entwicklung gefährlich viel antike Ideen und Anschauungen getragen, Ideen, die er wieder schlechtweg als heidnische bezeichnet. Sie haben auch in die Entwicklung der Kunst Verwirrung und Verderben gebracht. „Die Renaissancekünstler, sagt er einmal, kannten nicht die Falschheit und Tragweite des Prinzips, dem sie dienten“, und an anderer Stelle: „man vergass damals, dass den Formen Ideen entsprechen, dass das Erlösungswerk auch die Kunst freigemacht hat und ihr die Bahn gewiesen, auf welcher der Geist die Wiederherstellung seiner ursprünglichen Beziehungen zum Schöpfer . . . anzustreben hat“. Jetzt wird ersichtlich, welche Modifikation die Erneuerung in seiner Anschauung erfährt: es ist der Wiederaufbau der mittelalterlichen Kunst auf christlich-nationaler Basis, wie er es selbst bezeichnet; wir sagen aber eher in seinem Sinn: auf kirchlicher Basis.

Von hier aus gewinnen die Persönlichkeit und die Kunstauffassung unseres Schriftstellers ein ganz verändertes Aussehen. Das Ziel, welches er erreichen helfen will, ist die Wiederbelebung der Gotik. Das ist ihm

aber nicht die Hauptsache, sondern im letzten Grund oft nur ein Mittel. Die Kunst ist ja die Dienerin der höchsten Wahrheit und ihrer Verkünderin, nämlich der Kirche. Daher soll mit der alten Kunst auch wieder der alte Glaube emporsteigen und herrschen. Sie aber soll wieder erblühen unter dem Schutz der Kirche. Denn unter ihre Obhut ist nicht bloß die Wahrheit, sondern auch die Schönheit gestellt; sie soll dem Chaos entgegentreten, ihre Wächter sollen mit ganzer Kraft für diese Arbeit wirken als ihre natürlichen Hüter und Beschützer.¹⁾ Mit Stolz und Siegesbewusstsein schaut er auf seine Kirche. Mag es befremdend erscheinen, dass er dabei immer mit Nachdruck von der Gotik als einer nationalen Kunst spricht, so erklärt dies seine Ansicht, dass seine Kirche eben darin ihre echte Grösse zeige, dass sie auf die verschiedenen Nationalitäten einging, ohne diese zu schmälern und sich zu entkräften. Gewähre sie doch jedem Einzelnen die Freiheit, die zu seiner eigenartigen Entwicklung notwendig sei, aber so, dass sein Thun doch einer hohen und allgemeinen Absicht diene: Freiheit und Notwendigkeit vereinige auch sie in sich²⁾, und hier liegt der Zusammenhang mit der Gotik, welche ihm wegen der Vereinigung und Durchdringung der beiden Gegensätze in ihren Bildungen als das vollkommenste Kunstwerk gilt, eben als der vollkommenste Ausdruck seiner Kirche. — Reichensperger behauptet überall seinen exklusiv konfessionellen, sagen wir bestimmter: ultramontanen Standpunkt; er ist Katholik durchaus und stolz darauf, unleugbar ein Mann von Überzeugung und Konsequenz. Selten führt ihn sein Eifer zu feindseliger Gehässigkeit.³⁾

Die Erwähnung dieser Thatsachen ist in diesem Zusammenhang nötig; einmal offenbaren sie die tiefere und intimere Grundlage seiner Bestrebungen und seiner Anschauung über die Kunst, dann aber beleuchten sie den eigentümlichen Fall, wie die Arbeit für die Wiederbelebung der Kunst durch Aufnahme und Fortsetzung der mittelalterlichen Weise selbst von streng kirchlichem Standpunkt aus als höchst wertvoll, als Pflicht erscheint, — ein Standpunkt, der ebenso einseitig als ungenügend ist für die Betrachtung der Kunst.

Unter den zahlreichen Angriffen, die Reichensperger erfuhr, waren diejenigen Anton Springers die schwerwiegendsten, der ihm vorwarf, von

1) Interessant ist, wie er für die jungen Priester Kenntnis der Kunst und eifrige Beschäftigung mit ihr verlangt, nicht nur zu ihrer allgemeinen Bildung des Geistes, zur Erholung, sondern geradezu als Pflicht.

2) Diese Erörterungen haben den Aufsatz: Über den Humor in der Kunst (in den Vermischten Schriften) völlig verdorben.

3) Am heftigsten in seinen „Fingerzeigen“.

der ganzen Entwicklung der Kunst seit Raffael und Michelangelo habe er keine Ahnung und erkläre alles inzwischen Geschaffene für Teufelswerk; worauf Reichensperger die Erklärung folgen liess, dass er jene Meister hoch in Ehren halte und, wo er ihren Grundanschauungen nicht beipflichten könne, doch ihrem Genie, der soliden Pracht und vollendeten Technik ihrer Werke aufrichtige Bewunderung entgegenbringe. Unermüdlich ist er darin, seine Überzeugungen offen auszusprechen, damit die Wahrheit, die er vertritt, wirke und verwirklicht werde. Erwähnenswert ist seine Thätigkeit für die Förderung des Kölner Dombaues, dessen Vollendung er noch erlebte.¹⁾ Ueber seine Kunstschriftstellerei äussert er sich selber einmal: „ihre Tendenz geht nicht dahin, die Kunstgelehrten noch gelehrter zu machen, (wohl etwas praktischer), vielmehr habe ich mir die Aufgabe gestellt, das Wesen der christlichen Kunst zu möglichst allgemeinem Verständnis bringen zu helfen, besonders aber die opferwillige Hingabe an dieselbe zu beleben, sowie dem Eindringen modernen Schwindels in die Massen entgegenzuarbeiten.“ Später beschäftigte er sich eingehender auch mit der gotischen Profankunst und war bis in die neunziger Jahre thätig durch Arbeiten im Repertorium und in der Zeitschrift für christliche Kunst. — In hervorragendem Masse gewährte ihm seine Stellung als ultramontaner Abgeordneter in der Volksvertretung, der er die längste Zeit seines Lebens angehörte²⁾, Gelegenheit, für seine Sache öffentlich zu wirken, und er war trotz des extremen Standpunktes immer noch eine Persönlichkeit, die, auf gewisse Sachkenntnis gestützt, für die Pflege der Kunst wenigstens Verständnis und praktisches Urtheil besass.

II.

Unverkennbar zeigt Reichenspergers Auftreten eine bedeutende Einseitigkeit in der Betonung des Ideengehalts der Baukunst und ihrer Abhängigkeit vom kirchlichen Leben. In seinen Schriften und seiner öffentlichen Thätigkeit das Wertvolle herauszulösen, ist notwendig, um seine Persönlichkeit richtig zu würdigen. Gegenüber der Willkür und Gesetzlosigkeit in der Baukunst weist er hin auf die strenge Gesetzmässigkeit, das Mathematische, im Kunstgebilde als eine seiner wichtigen Grundlagen; einer unverständigen Konstruktion und sinnlosen Dekoration stellt

1) Hierzu zahlreiche Aufsätze in den Vermischten Schriften und seine Abhandlung: Zur neueren Geschichte des Dombaues in Köln. (Köln 1880.)

2) Seit 1848 bis 1884, vom Frankfurter Parlament bis zum Reichstag, bewegte er sich mit wenigen Unterbrechungen in verschiedenen gesetzgebenden Körperschaften; er wurde 1852 der Gründer der katholischen Fraktion, die sich 1861 Zentrum nannte.

er die innere Wahrheit der älteren Kunst in Darstellung und Material entgegen; in der Zeit, da in Baiern die Schlösser des einsamen Königs leer standen, mahnte er, die Kunst könne nur lebensfähig werden als Gemeingut des Volkes, das sie tragen müsse; während die Städte und Dörfer sich bevölkerten durch tote symmetrische, jedem ästhetischen und praktischen Bedürfnis Hohn sprechende Steinmassen, erinnerte er daran, dass die Kunst wieder wie ehemals das Leben durchdringen müsse, dass das innere Leben auch nach einer entsprechenden Bildung seiner Umgebung verlangt, dass alles, das ganze Haus wie jeder einfache Gebrauchsgegenstand, einer künstlerischen Behandlung wert und würdig ist.

Allein sein Eifer führt ihn zu weit. Für jene Richtung, die in der Baukunst den gotischen Stil für den einzig kirchlichen hielt, war er einer der entschiedensten Verfechter dieser Überzeugung, dieses Glaubens. Denn bei ihm ist es wirklich ein Glauben; eine gewisse Voreingenommenheit, allerlei Erinnerungen an die Epoche seiner Blüte leiten ihn dabei und er verfällt beinahe in den nämlichen Fehler, den er an seinen Gegnern rügt. Was seinem Urteil vorangeht, ist nicht ein Schauen, selbst nicht einmal immer bei der Gotik, (in der er sich noch am besten auskennt,) sondern bloß ein Denken, nicht aber ein Nachdenken, sondern ein Hineindenken, Hineinlegen von bestimmten Absichten und Zwecken, Gedanken. Mag seine politische Stellung ihn immer verleiten, in der Kunst mehr als billig nach grossen Zusammenhängen mit dem gesamten Leben eines Volkes zu suchen: sobald er als Kunstschriftsteller auftritt, bildet dieser Umstand keine Entschuldigung für seine Einseitigkeit und den Mangel an genauer Kenntnis dessen, was er bedingungslos verdammt.

Zwischen allen Stilen der Kunst nach der Renaissance, besonders in Deutschland, giebt es für Reichensperger ganz und gar keine Unterschiede. Man darf sagen, er schlägt alles über einen Leisten; man gewinnt die Überzeugung, dass er mit einem gewissen Schauer von der Renaissance und der Kunstarbeit der nächsten Jahrhunderte spricht und den Abscheu gerne los wird, indem er schnell über jene Periode hinweggeht und sie als ein grosses Verderben hinstellt! Sie ist ja für ihn nichts anderes als die Zeit des Streites wider die alte Kirche, des Rationalismus und des Unglaubens; daher die gleichzeitige Kunst der Ausdruck derselben, die Offenbarung einer ganz unkirchlichen Gesinnung. Die baukünstlerische Thätigkeit der Jesuiten, Barock, Rokoko, Klassizismus, alles gilt ihm gleich und schlechthin verwerflich. Kaum anmerkend will er dem Rokoko noch in der Ausstattung eine gewisse solide

Technik zuerkennen; aber wie äussert er sich sonst darüber, wie schreckt er zurück wie vor einem Gebilde des Wahnsinns! „Jedes Prinzips und jeder Grundlage baar, taumelte die emanzipierte Kunst im Delirium des Rokoko umher, die Gaffer mit ihren Kapriolen ergötzend. Wer kennt nicht den buntscheckigen Wirrwarr dieses Stils mit seinen Auswüchsen, Verkröpfungen, Schnecken und Genien, pomphaft aufgestellten Triumphbögen, Altären, durcheinander gestikulierenden Statuen und Pfropfzieherssäulen etc.“ Mag man immerhin bedenken, dass die allgemeinere Anerkennung der Barockkunst und des Rokoko noch sehr jung ist, so zeigt sich hier am deutlichsten, wie alles nur gedacht ist und wie verderblich es wirken kann, überall nur Absichten und Zwecke (wenn auch sehr hohe) in die Formen und Gebilde der Kunst hineinzu legen und darnach ihren Wert, ihre Bedeutung zu bestimmen. Ein so konsequentes Kunst-Denken muss jede aufrichtige, natürliche Empfindung schon von ferne ertönen.

Ebenso einseitig, nur weniger beschränkt, zeigt sich seine Anschauung über den romanischen Stil. Es mag nicht unrecht sein, ihn als ein Entwicklungsstadium zu bezeichnen, ihm keine volle Reife zuzuerkennen; aber diese Beurteilung gründet sich keineswegs auf die Kenntnis seiner Entwicklung und künstlerischen Formen. Der Geist, heisst es da, ringt noch mit der Materie um die Herrschaft, die Teile führen noch ein gesondertes Leben, enthalten noch unbewältigte, nicht gehörig gegeneinander abgewogene Massen. Vor allem aber offenbare der Stil noch zu viel „vorchristliche Reminiscenzen“. Daher kann Reichensperger auch nicht den Ideengehalt in ihm finden (oder in ihn hineinlegen), der ihm nun einmal die folgende Periode so verklärt erscheinen lässt.

Wenn er von mittelalterlicher Kunst spricht, so ist das stets und ausschliesslich die Gotik. Er geht dabei aus von ihrer Universalität, welche sie fähig gemacht habe, vorbildlich zu werden für den ganzen Occident. — Ich möchte hier auf zwei seiner Äusserungen zurückkommen: die eine betrifft die Ausdehnung der Gotik, die andere die Grenzen ihrer Bildungsfähigkeit. Die christlich-nationale Bauweise (auf die Frage, ob Deutschland oder Frankreich die erste Ausbildung dieses Stiles sein eigen nennen dürfe, lässt er sich nicht ein) hat auch in Italien festen Fuss gefasst, hat dort gegen manche Einbusse andere Schönheiten gewonnen und damit jedenfalls gezeigt, dass sie im höchsten Grad, ja ins Unbegrenzte weitergebildet werden kann. Weniger die Aussprüche späterer Kunsthistoriker als vielmehr die Monumente jener

Zeit beweisen, dass die Gotik in Italien nie recht heimisch ward. Gerade die wesentlichen, charakteristischen Elemente des nordischen Stiles sind bei ihr vernachlässigt oder ausgeschieden. Bedeutend geschwächt ist die Höhenrichtung, das System der Strebe Pfeiler und -bögen oft aufgegeben, es fehlt die Gliederung der Pfeiler und die Ausbildung der Rippen, sogar zuweilen das Gewölbe, an dessen Statt ein offener Dachstuhl tritt. Endlich aber das höchste Ergebnis der nordischen Kunstarbeit, das Hineinbeziehen der Türme in den Gesamtorganismus, wurde in der Regel nicht übernommen: die Dome zu Orvieto, Siena, Florenz haben ihre Campanili wie die früheren Kirchen gesondert stehen; wo sie mit der Kirche vereinigt sind, erscheinen sie in unbedeutenden Höhenverhältnissen und verlieren den Charakter des Turmes, wie der Aufbau über der Vierung der Mailänder Kathedrale. Es besteht zwischen der italienischen Gotik und der nordischen ein ähnliches Verhältnis wie zwischen der deutschen Renaissance im Anfang und der italienischen; sie übernahm von ihr wesentlich die Ausschmückung, nicht die Konstruktionsprinzipien. Was sie Wunderbares hervorgebracht hat, verdankt sie weniger speziell dem Stil der Gotik, als dem ihren Baumeistern angeboren sicheren Gefühl für Raumbildung und -disposition. Wenn übrigens auch nachweislich deutsche Meister im Süden arbeiteten (in Mailand und Orvieto wie in Burgos), so mussten sie sich in vielem dem herrschenden Bedürfnisse fügen.

Die Universalität des gotischen Stils findet Reichensperger darin begründet, dass sie nicht fertige Formen, sondern nur einfache Gesetze und feste Konstruktionsprinzipien giebt und dadurch eine Fortbildung ins Unendliche zulässt. Er ist aber geneigt, mit jedem derartigen Gesetz eine höhere Bedeutung, nicht ein einzelnes Symbol, sondern einen religiösen Inhalt zu verknüpfen. Keineswegs ist jedoch anzunehmen, dass die schaffenden Meister die Absicht oder das Bewusstsein gehabt hätten, dies oder jenes Gesetz und Prinzip zu einem bestimmten Inhalt anzuwenden oder auszubilden; an die Verkörperung gewisser symbolischer Verhältnisse und Zeichen ist hier zunächst nur insofern zu denken, als überhaupt das ganze mittelalterliche Leben die Symbolik und Mystik aus angeborenem, durch Religion, Legende und Altertum genährten Hang reichlich pflegte. Hier kommt aber ferner die ganze von der heutigen so grundverschiedene Kunstübung in Betracht, die Zunft mit ihrem bis in die Hochgotik erhaltenen kirchlichen Charakter, mit ihren Gesetzen und Verboten, mit ihrer lebendigen, sorgfältig bewahrten Tradition. Nicht für Papier oder eine Modelliermasse, sondern unmittelbar

und lediglich für Stein dachten und arbeiteten die Baukünstler bei ihren Kirchen; daraus erwuchs die Notwendigkeit jedes Gebildes und der Gliederung und die Einfachheit, und mit Naturgewalt musste so das Gesetz hinter der Bildung durch langdauernde Übung gefunden werden. Etwas Künstlerisches hätte nicht entstehen können, wenn, wie Reichensperger annimmt, ein unmittelbarer Einfluss religiöser Vorstellungen auf die Bildung der Gesetze und ein mehr immanentes als bewusstes Einwirken solcher Prinzipien auf das ausübende Schaffen bestanden hätten. Daran ist hier nicht zu denken. Denn als einmal die höchste Sicherheit in der Bewältigung der Massen erreicht war, überwucherten die schmückenden Formen die Konstruktion, aus architektonischen Gebilden wurden dekorative, deren Ausbildung und Überwiegen die späte Gotik kennzeichnen. Die nordische Kunst war, als die Bewegung der Renaissance über die Alpen kam, keineswegs so jugendfrisch, wie Reichensperger erklärt, sie war vielmehr schon gealtert und hatte von ihrer ursprünglichen Kraft viel eingebüsst.

In seiner Anschauung liegt die Grösse der gotischen Kunst darin beschlossen, dass sie der adäquate Ausdruck kirchlichen Lebens und kirchlicher Gemeinschaft ist und zugleich des nationalen Lebens, (insofern nämlich jenes in Deutschland zur herrlichsten Blüte sich entwickelt haben sollte). Es mag aber überhaupt mit Fug als gefährlich erscheinen, in Sachen der bildenden Kunst so häufig mit den Begriffen des Nationalen und Christlichen zu operieren. Schon dass es abstrakte Begriffe sind, möchte eine Warnung enthalten; denn muss ihnen auch wirkendes Leben entsprechen, so steht dies nicht in so unmittelbar erkennbarem Zusammenhang mit seinen verschiedenen Äusserungsformen, auch nicht mit der bildenden Kunst.

Im Kunstschönen, sagt uns Reichensperger, findet die Religion ihren reinsten, erhabensten und wirksamsten Ausdruck. Und was ist der Zweck, was die Aufgabe der Kunst? Sie ist nicht Lebensgenuss, sondern sie steht im Dienst der höchsten, der christlichen Wahrheit. Wer dem ersten zustimmt, kann dem letzteren entschieden entgegentreten. Und braucht noch lange nicht die Kunst als Selbstzweck zu verherrlichen. Es ist hier zu unterscheiden: für den Schaffenden muss sie in vielen Fällen, in den Momenten des Schaffens wohl notwendig Selbstzweck sein, damit er nicht wisse, dass er etwas künstlerisches hervorbringt; hier aber handelt es sich und auch im Folgenden um das fertige Werk, um die künstlerische Stimmung, die es erzeugt, um das höhere Leben, das es in sich bannt, das den Menschen in seinen Bann

zieht. — Etwas wesentlich Verschiedenes ist es aber, wenn wir sagen: die Kunst ist der reinste Ausdruck, die höchste Verklärung religiösen Lebens, oder: sie dient der religiösen Wahrheit, ist ihr unterthan, ist nur für sie da und gilt ohne engen Zusammenhang mit ihr nichts? Die letzte Konsequenz ist bei Reichensperger, wenn nicht ausgesprochen, doch deutlich genug gezogen. Verdammt er doch die Kunst der Renaissance deshalb, weil sie der Kirche nicht mehr ausschliesslich dient, antike Vorbilder und Ideen aufnimmt, eine Erneuerung des „Heidentums“ heraufführt.

In diesem Streit steht in erster Linie die Frage nach der Bedeutung der Renaissance im Kirchenbau. Reichensperger spricht ihr, damals wie heute, jede Berechtigung darin schlechtweg ab; ihre Kirchen, St. Peter oben an, sind ihm Wahrzeichen der traurigsten Verirrung.

Seine Anschauung wird hier zum Beispiel des einen Extrems.

Versuchen wir einmal, an der Hand seiner Ausführungen den Standpunkt zu formulieren, welchen die Gegner der Renaissance im Kirchenbau einnehmen, so ergiebt sich im allgemeinen folgendes. Die Renaissance trug in das moderne Leben antike Ideen, in die Kunst antike Vorbilder herein. Diese verlässt die früheren Bahnen, stellt sich nicht mehr ausschliesslich in den Dienst der Kirche, ist nicht mehr religiös, sondern weltlich. Wie die Antike, wurzelt sie im „Sinnentum“ und haftet an der Erde. Aus ihren Bauten vertreibt sie das religiöse Leben, statt es darin zu hüten, zu pflegen, zu verklären. Mögen Paläste und Profanbauten überhaupt ihre Verwendung rechtfertigen: dem Gotteshaus soll sie ferne bleiben; ihre Harmonie, ihre Pracht und ihr Glanz lassen den Andächtigen völlig kalt. Die Renaissance hat überhaupt keinen „sakralen Stil“ ausgebildet oder geschaffen.

Die Frage gewinnt also eine ungeheure Tragweite. Am besten werden die Verhältnisse in Italien Aufschluss geben. Zunächst wird es geboten sein, die Entwicklung der Renaissancekirche in Italien und in den wichtigsten nordischen Ländern kurz zusammenzufassen; darauf soll versucht werden, den Zusammenhang von Kunst und Kirche der Renaissance deutlich zu machen und ihren Einfluss auf die Kunstübung des Nordens nach Wert und Folgen begründend darzustellen. Dann erst wird sich ergeben, in welcher Art ein Urteil über die Bedeutung der Renaissance im Kirchenbau möglich ist.

III.

Um für die Frage nach dem Wesen der Renaissancekirche eine feste Grundlage zu gewinnen, möge hier eine kurze Übersicht ihrer Geschichte Platz finden. Sie soll die formale Entwicklung in ihren wichtigsten Punkten zusammenstellen. Massgebend ist die Gesamterscheinung, sind die Elemente ihres Aufbaues und daneben der Grundplan, der die Idee des Bauwerks in knappster Form darstellt.

Die Renaissance-Architektur Italiens erstarkte im Kampfe gegen die Gotik, im Bund mit dem Humanismus. Im Verhalten gegen den vorausgegangenen Stil hatte bereits das sichere eigene Kunstvermögen seine Stärke gezeigt: das Hauptgewicht lag nicht auf der vertikalen Gliederung und Entwicklung, sondern auf der Schönheit der Räume, der harmonischen Disposition von Flächen und Massen. Schnell wurde engerer Zusammenhang mit der Antike gewonnen, mit Stolz die eigentlich nie verdrängte Kunst wieder aufgenommen, als die einheimische, echte, grosse dokumentiert. Man empfand das Neue als Bruch mit der Vergangenheit, dem Altertum (soweit es bekannt war) nachzueifern wurden alle Kräfte eingesetzt. Es begann aber zuerst nur mit einzelnen Formen, nicht mit umfangreichen Resten und grossen Denkmälern einzuwirken. Nicht blinde Nachahmung, sondern eigene Arbeit führten die Grösse der Renaissance-Architektur herauf. Schon das innerlich treibende Gesetz aller ihrer Schöpfungen, das auch ihren künstlerischen Gehalt letzthin bestimmt: das der „geometrischen und kubischen Verhältnisse“ ist wesentlich ihre eigene Errungenschaft. Wohl verarbeitet sie ältere Formen, schafft aber daraus etwas Neues, einen Raumstil, wie ihn selbst die Römer nicht gekannt hatten.

Er kommt im Kirchenbau zur herrlichsten Erscheinung, vorzüglich im Centralbau, der seit Anfang das höchste Ziel ist und die vollkommenste Leistung auf dem Gebiet der religiösen Renaissancebaukunst wird. Hinsichtlich der Gestaltung einzelner Teile tritt im allgemeinen in der Hochrenaissance gegenüber einer zaghaften Plastik, der Bevorzugung von Ornament und farbenfreudiger Dekoration und der Konzentrierung des Schmucks auf einzelne Teile das Bestreben nach Vereinfachung in dieser Richtung hervor, nach Verstärkung des architektonischen Elements (Nischen, Umrahmungen, Giebel, Halbsäule, später dorische Säule besonders und Pilasterordnungen) und nach Vermehrung der Kontraste (in der ganzen Disposition und im Einzelnen, Abwechslung von Fenster, Nischen, umrahmten Feldern, von Halbsäulen mit Pilastern).

Die ganze Entwicklung der italienischen Renaissancekirche kann aufgefasst werden als Kampf zweier Haupttypen: Langhaus und Centralbau. Beide treten gleich anfangs auf und kommen gegenseitig modifiziert vor; in der höchsten Blüte herrscht der Centralbau, am Ende siegt die Longitudinalanlage unter Beibehaltung von Motiven, die jenem angehören.

Das Centrum der Frührenaissance ist Florenz. Ihre erste Grossthat die Vollendung von Arnolfos Dom durch Brunellescos gewaltige Spitzkuppel, an Dimension und Grossartigkeit denen der Hochrenaissance ebenbürtig. Unter dem Einfluss desselben Meisters entstehen S. Spirito und S. Lorenzo, Säulnbauten mit Bogen, bereits herrliche Räume, voll Helle und Klarheit, wesentlich verschieden vom Charakter mittelalterlicher Kirchen. Der hiermit zur Geltung gebrachte Typus der Basilika wird neben der Säulnkirche, zum Teil mit Tonnen gewölbt, zum Teil von niederen Kuppeln überhöht, vorbildlich für zahlreiche Kirchen Oberitaliens, Bolognas, Ferraras (S. Francesco), Piacenzas (S. Sisto). Das Äussere ist meist schlicht gehalten, anderwärts wieder sorgfältiger behandelt durch Ausbildung einer Façade. All diese Kirchen bilden innerlich den Gegensatz zum Typus des Centralbaus, sind auch nicht vorzugsweise auf die Wirkung schöner Räume hin gebildet.

Leon B. Albertis Kirchen scheinen fast der Entwicklung vorzugreifen. Seine Façaden, prächtige Vorbauten, zeigen eine oder zwei Ordnungen mit Halbsäulen oder Pilastern, zuweilen den Giebel. (S. Francesco in Rimini; S. Andrea in Mantua, mit bedeutendem Portal zwischen vier Pilastern; S. Maria novella in Florenz, das erste Beispiel von Steinvoluten, die aber hier mit Inkrustation geschmückt sind.) — Nicht mit derselben Sicherheit behandelt wie die Bauten des grossen Theoretikers sind zahlreiche Kirchen Ober- und Mittelitaliens der Frühzeit. Man wendet antike Formen an, ohne sie noch in eigentümlicher Art verwenden zu können. So die Kirchen Baccio Pintellis (S. Maria del popolo, S. Agostino) in Rom, welches überhaupt zu Anfang im Kirchenbau nur Unbedeutendes hervorbringt. Die hier zuweilen auftretenden Vorhallen an Kirchen tragen ein durchaus profanes Element in sie hinein (Façaden von S. Pietro in Vincoli, SS. Apostoli, S. Marco); später auch an S. Maria in Navicella). — In Abhängigkeit vom Material leisten einige Bauten Oberitaliens und Nordtoskanas Eigenartiges: so der Backsteinbau der Madonna di Galliera in Bologna, die Misericordia in Arezzo und andere, die an kleinen Façaden allen Schmuck in einem Prachtportal konzentrieren. — Ganz isoliert steht die Façade der Cer-

tosa bei Pavia, ohne spätere Analogie, aber von wichtigstem Einfluss auf die Formenwelt des Nordens; mit völliger Auflösung der Pfeiler in Nischen mit Statuen, im Aufbau völlig unabhängig von den antiken Ordnungen (Burchhardt). Ebenso vereinzelt ist der Dom von Pienza, eine lichte dreischiffige Hallenkirche, als Erinnerung an die Wirkung nordischer Kirchen von ihrem Gründer gedacht.

Das höchste Problem auch für die Langkirchen ist die Raumgestaltung, die Innenwirkung. Von den wichtigsten Möglichkeiten ihrer Bildung: als ein- oder mehr-(drei)-schiffige, flachgedeckte oder gewölbte Räume findet schon der einfachste bedeutende Ausbildung. Als einschiffig flachgedeckt charakterisieren sich längere Zeit die Ordenskirchen; sie erhalten Kapellen an der Langseite, auf deren Anschluss an das Schiff alles ankommt (die Eingänge bald triumphbogenartig, bald einfach von Pilastern flankiert). Hierher gehören Giul. da Sangallo S. Maria Maddalena de'Pazzi, Antonio da Sangallo (d. J.) S. Spirito in Rom, ferner Kirchen Neapels. — Reichste Variationsfähigkeit bietet die dreischiffige Gewölbekirche; eine Grundform, die vereinzelt immer wieder auftritt, wertvoll durch die Fähigkeit, Motive des Centralbaus sich zu verbinden. Der unter Nikolaus V. ausgebildete Plan für St. Peter sollte diese Richtung einschlagen. S. Giovanni in Padua hat noch polygonale Kapellen am Langhaus. Von guter Innenwirkung ist die Annunziata Arezzos, mit einer Fenstermauer zwischen Pfeiler und Gewölbe, und mit niedrig gehaltener Kuppel. Ein weiterer Schritt ist die Gliederung des Langhauses in Abschnitte, entsprechend der Auflösung des Gewölbes in einzelne Kuppeln. Dies Prinzip ward massgebend für den Dom zu Pavia, vorzüglich für S. Giustina in Padua, das im Mittelschiff drei Flachkuppeln trägt, an den Seitenschiffen Kapellenreihen führt, die Abschlüsse von Querhaus und Chor sind durchweg rund; diese Elemente sichern eine günstige Lichtführung und schaffen schöne Räume. — Ähnlichen Charakter besitzen Kirchen Venedigs (S. Salvatore und S. Giorgio maggiore; in Padua der Dom Righetos).

Diese Entwicklung begleitet die Ausbildung des Centralbaus. Er erfüllt schon lange die Phantasie der Künstler, zeigt sich auf Werken der Kleinkunst, im Hintergrund von Gemälden. Mittelalter und Altertum boten auch fortwährend Anregung: das Baptisterium in Florenz, in Ravenna, S. Lorenzo in Mailand, in Rom Minerva medica und das Pantheon (letzteres späterhin überhaupt das Vorbild der grossen Verhältnisse und Masse). Am reinsten verwirklicht diese Kunstform die Ideale der Zeit: „absolute Einheit und Symmetrie, vollendet schöne

Gliederung und Steigerung des Raums, harmonische Durchbildung des Äußern und Innern ohne müßige Façade, herrliche Anordnung des Lichts.“ Dominierend und centralisierend erhebt sich der Mittelbau über die Umgebung; seine charakteristische Form ist, als Abschluss eines Raums, kein turmartiges Gebilde, sondern nur die Kuppel; ihrer Wölbung entspricht auch der runde Abschluss der Bauteile im Grundplan. Die Überführung der Kuppel vom polygonalen Unterbau durch den Cylinder, wesentlich eine That Bramantes, und die Calottenform sind erst spätere Resultate. Was der nordischen Architektur der Turm, ist der italienischen Renaissance die Kuppel; sie verträgt keine Türme neben sich in ihrer höchsten Bedeutung, bedarf auch keiner Façade, die sie doch auf jeden Fall beherrschen müsste; sie verträgt auch nicht störende Einbauten im Innern (Gräbmäler, Altäre), der Hauptaltar findet im hinteren Kreuzarm seinen Platz; endlich verlangt sie Unterordnung der Plastik und Malerei. Im Centralbau kommt das Gesetz der schönen Verhältnisse am schwierigsten, aber auch am besten zu reinem Ausdruck, gelangt die raumbildende Kunst zur herrlichsten Entfaltung, findet jene, den Baukünstlern der italienischen Renaissance so eigene, absolute architektonische Kraft ihre vollkommenste Auswirkung.

Bereits Brunellesco arbeitet in dieser Richtung; selbständig zuerst an dem (nicht ausgeführten) Polygon „bei den Angeli“ in Florenz, das ein achtseitiger Kuppelraum mit acht Oberlichtfenstern und Kapellen werden sollte mit Nischen in der Mauerdicke; vollendet wurde erst die Pazzikapelle, deren Kuppel bereits über zwei Bogen schwebt. Zunehmende Sicherheit in der Beherrschung der Raumwirkung offenbaren die folgenden: die Madonna degli Carceri zu Prato (von Giul. da Sangallo) mit niedrigem Cylinder und geraden Kreuzabschlüssen, und Madonna di San Biagio in Montepulciano (von Antonio da Sangallo), welche ihre Kuppel mit Cylinder auf vier gut gegliederten Pfeilern trägt (merkwürdigerweise mit — getrennt stehenden — Türmen, wovon einer ausgeführt; neben ihm nennenswert nur der Turm an S. Spirito in Rom mit günstiger Behandlung der Pilaster, die zwei Stockwerke zusammenfassen). Nicht selten zeigen kleinere Kirchen (z. B. in Venedig S. Giovanni Crisostomo) quadratische Anlage mit Kuppel über vier mittleren Pfeilern.

Die Ausbildung des Centralbaus zu seiner höchsten Vollendung ist die Lebensaufgabe Bramantes; das Resultat: die Durchführung des griechischen Kreuzes mit halbrunden Abschlüssen, und die sichere Lösung der Überführung des Polygons zur Kuppel durch den Cylinder. — Gegenüber andern Versuchen: Canepanova in Pavia hat noch Vor-

halle und Chor vereinigt mit dem Mittelbau; freier schon die Kapelle an S. Satiro in Mailand (darüber Octogon mit Nischen, Fries, Umgang und gutes Oberlicht), S. Maria delle Grazie zeigt schon den Meister vor der Vollendung: vorzügliche Raumwirkung, Harmonie der Verhältnisse, vornehme Einfachheit der Anordnung und feine Ausbildung der Einzelglieder. Hier ist auch die äussere Erscheinung der Kuppel harmonisch durchgebildet. — Unter seinem Einfluss entsteht auch die Conso-lazione zu Todi; ihre Kuppel ist von vier grossen Bogen getragen, die Kreuzarme sind polygonal abgeschlossen und mit Halbkuppeln bedeckt.

Bramante in Rom: das bezeichnet den Höhepunkt der künstlerischen Leistungen der Renaissance, den Höhepunkt ihrer kirchlichen Architektur im besondern. Zunächst ein kleines vollendetes Werk: der dorische Rundtempel bei S. Pietro in Montorio. Das Schaffen der grössten Meister konzentriert sich am Neubau von S. Peter, der von Julius II. mit der eigenen Wucht aller seiner Unternehmungen begonnen wird. Das ganze Vermögen der Renaissance und Bramantes zeigt sein Plan: die Kuppel überm griechischen Kreuz, in den Ecken gewaltige Kapellen und Turmbauten; indessen war die Gestaltung des Äussern wie die Form der Kuppel noch schwankend. An ihren Dimensionen müssen alle folgenden Architekten festhalten. Raffael plant in merkwürdigem Gegensatz zum herrschenden Ideal ein vorgelegtes Langhaus; Ant. da Sangallo und Fra Giocondo häufen die Nebenräume; Peruzzi bildet die Eckräume bedeutend aus. Die Durchführung der Anlage mit lauter Rundformen als Abschlüssen, die leichtere Wirkung der Kuppel durch eine Säulenstellung innen und aussen sind die nächsten Veränderungen. Hieran arbeitet Michelangelo weiter; sein eigenstes Werk die herrliche, ganz „undefinierbare“ Linie der Kuppel mit ihrer energischen Gliederung durch Gurten und Pfeiler, bzw. Säulenpaare (von Geymüller als eine Wiederaufnahme des gotischen Prinzips der vertikalen Zusammengehörigkeit bezeichnet); seine That vor allem, dass er die Riesenkuppel überhaupt zur Vollendung führt und den Centralbau zum Schluss noch einmal zum Sieg bringt.

Zahlreich sind die Centralbauten von reinerer oder schwächerer Ausbildung in der Mitte der Renaissance und in der Spätzeit. Bramantes Ideen werden weithin getragen, bis in die Alpen (nach Riva und Cannobbio). Daneben entstehen auch mehr selbständige Werke; beachtenswert Sanmichelis Rundkapelle S. Bernardino in Verona mit sphärischer Kuppel; von Sansovino kommen S. Martino in Venedig in Betracht und sein Plan zu S. Giovanni dei Fiorentini in Rom, der eine Mittelkuppel zeigt umgeben von vier Neben- (oder Halb)-Kuppeln.

Bereits unter bestimmtem Einfluss von S. Peter (und darum von hoher Raumschönheit) steht Alessis S. Maria di Carignano in Genua. — Wie eifrig sich übrigens die Phantasie mit dieser Kunstform beschäftigt hat, geht auch daraus hervor, dass in Sansovinos Plänen zahlreiche, in Serlios Entwürfen 11 Centralbauten vorkommen.

Bramantes Werk bedeutet die höchste Vollendung des Centralbaues, aber auch das Ende desselben. Die Steigerung der kirchlichen Bauhätigkeit, wie sie gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts eintritt, die Notwendigkeit vieler und prächtiger Neubauten, die Vertiefung und Versinnlichung des Kults: all das kann sich nicht vereinigen mit einer so hohen und reinen Kunstform, wie der Centralbau geworden war. Das Langhaus, als Prozessionskirche, umgeben von Kapellen und andern An- und Einbauten, wird der mächtigere Typus, der noch in Kuppel und Chor Motive des Centralbaues übernimmt. Die Kuppel verliert ihre centralisierende Wirkung; neben ihr wird die Façade oft einseitig ausgebildet. Sie ist nicht mehr auf Harmonie hin mit dem Ganzen gestaltet; zuweilen ohne Rücksicht auf den Durchschnitt der Kirche, erhält sie ein oder zwei Ordnungen und bildet besonders das Portal prunkhaft aus. Infolge dieser Behandlung wird sie „ein Hauptgegenstand der verstärkten, wirksam gemachten Formensprache“. Im übrigen wird das Äussere geringer ausgebildet: Gliederung durch Pilaster, Fenster und Nischen und Felder; Fries und Architrav treten zurück. Verloren geht die Wirksamkeit des Gesetzes der schönen Verhältnisse, die Gebilde nehmen zu an Grossartigkeit und Regelmässigkeit, die Formen werden zu sehr ausgeglichen, allgemein, indifferent.

An drei Künstler vor allem knüpft die folgende Entwicklung an: Michelangelo, Vignola und Palladio. — Schon des ersteren Plan zur Façade von S. Lorenzo in Florenz bedeutet einen Schritt in einer neuen Richtung: sie zeigt zum ersten Mal frei vortretende Säulen und eine bisher ungekannte Mitwirkung der Skulptur, was die Façade zum wichtigsten Teil der Kirche macht und ausserdem mit ihrer architektonischen Erscheinung in Konkurrenz tritt. — Unter den verschiedenen Bildungsweisen des Langhausraumes gewinnt ein Typus dominierende Geltung, der bald vorbildlich wird weit über Italien hinaus: die einschiffige gewölbte Kirche. Auch ihn hatte Alberti vorausgreifend verkörpert in S. Andrea in Mantua. Ein anderes Beispiel aus der Mitte ist S. Maurizio in Mailand (Nischen im Erdgeschoss, darüber ein Gang, nach aussen durch Fenster, nach innen durch eine Säulenstellung abgeschlossen; eingedeckt mit oblongen Kreuzgewölben. Normal wird später

die Wölbung durch Tonnen, in welche die Fenster einschneiden; diese Bildung ladet von selbst die Stukkatur zur Mitwirkung ein. Der Wert der Raumbildung ist abhängig von der Gestaltung der Wölbung und von der Lichtführung. — Diese Typen repräsentieren Vignolas Il Gesù in Rom und Palladios Il Redentore in Venedig. Der Nachdruck liegt auf dem breiten hohen Schiff mit Seitenkapellen; das Querschiff tritt wenig vor, darüber „zum Chor vermittelnd“ die Kuppel. Die Façade ist charakterisiert: dort als Doppelgeschoss mit Gliederung durch Pilaster und Nischen, durch den Giebel und die Voluten als Überführung vom erhöhten Mittelbau zum Unterbau; Palladio gestaltet in strengen Formen die Front seiner Nischen nach Analogie der antiken Tempelfront (so ausserdem an S. Giorgio maggiore, S. Francesco della Vigna, immer mit besonderer Ausbildung des Portalmotifs).

Diese Richtung gelangt zum Sieg auch an S. Peter; ihr Werk ist die Veränderung der ursprünglichen Centralanlage und die Verminderung der Gewalt der Kuppel durch die Dimensionen der Façade Berninis. Der Kirchenbau schmiegt sich enger an die Bedürfnisse des Gottesdienstes der neu gefestigten Kirche, die durch eifrige Kunstpflege ihre Macht erweitern will; auf die Wirkung starker elementarer Eindrücke ist die kirchliche Kunst gerichtet, auf die Entfaltung reichen Prunks, besonders mit Hilfe der dekorativen Künste. Dies ist das Vermächtnis der Renaissance an den italienischen Barock.

In Frankreich traten der Renaissance im Kirchenbau Hindernisse entgegen teils architektonischer, teils persönlicher und nationaler Natur.¹⁾ — Vieles was die Gotik geschaffen hatte, besass einen unvergänglichen Wert und behielt seine Geltung; und doch war eine weitere Entwicklung in der bisherigen Richtung nur schwer möglich. Durch die Kirchenbauten seit dem 13. Jahrhundert waren unendlich viele künstlerischen und materiellen Kräfte verbraucht worden; Kirchen aller Art waren zahlreich vorhanden oder doch begonnen, so dass ein reges Bedürfnis nach Neubauten nicht vorhanden war. Leise oder bestimmt empfand man auch den ausländischen Charakter der Renaissance, ihre Formen offenbarten ein ganz anderes Leben, ganz andere Kraft, die im Vergleich mit der Gotik oft geringer, weniger energisch schienen. Bezeichnend ist das zähe Festhalten des Volks und der Geistlichkeit an der alten Kunst. Noch 1536 wird die Notre Dame zu Brou, 1601 die Kathedrale von Orléans gotisch gebaut bzw. vollendet. Im 17. Jahr-

1) Hierzu und zum Folgenden: Geymüller, Die Baukunst der Renaissance in Frankreich, im „Handbuch der Architektur“. II (Stuttgart 1901) Kap. 25. Art. 913 ff.

hundert endlich sucht die nach den Religionskriegen neu gestärkte Kirche auch äusserlich ihren Zusammenhang mit Rom zu zeigen durch Festhalten an den Prinzipien Vignolas.

Grundriss und Aufbau (drei- oder fünfschiffige Anlage mit polygonalem Chor samt Umgang oder Kapellenkranz) ändern sich lange Zeit überhaupt nicht; an dem Strebssystem und der vertikalen Gliederung wird festgehalten; gotisch bleiben dann auch die Kreuzgewölbe, bleiben überhaupt die Innenräume. Dem alten System werden nur im Detail oder in einzelnen Gliederungen Renaissanceformen zugeführt, am meisten beherrscht die neue Kunst die Façade. Erst die Aufnahme der Kuppel bringt auch im Aufbau Veränderungen.

Drei Gruppen unterscheidet Geymüller: 1. die Kirchen des 16. Jahrhunderts, die in den Schiffen die gotischen Höhenverhältnisse annähernd festhalten; 2. die Bauten seit dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts, welche weniger schlanke Innenverhältnisse und Vignolas Schule zeigen, die Ausbildung der Façade mit Türmen einleiten; 3. die Kuppelbauten.

Die erste Periode weist teilweise, insbesondere an Einzelbildungen der Façaden, eine Vollkommenheit und Formschönheit auf wie die italienische Frührenaissance; in kleinen Kompositionen werden Verhältnisse und Detail phantasievoll und mit ausserordentlichem Geschmack behandelt. Die Aufnahme des Rundbogens, die Veränderung der Strebepfeiler in Pilaster oder Dreiviertelsäulen, zuweilen ein Zurückschieben derselben als Glieder der Mauer, die Bildung der Giebel als abgestufte Attika, die Verstärkung des horizontalen Elements; diese Erscheinungen bezeichnen den stillen Anfang der neuen Kunst. Das Portal der Kirche zu Montrésor, mit ihren romanischen Lisenen, schlichtem Gebälk und Rundbogenfenster, steht am Anfang (1519). Die spielende Verwendung der neuen Formen zeigen die Kapellen am Chor von St.-Pierre zu Caen. An der Notre Dame zu Tonnerre, von reicher Komposition und reizvollem Detail, ist das Portalmotiv bedeutend ausgebildet (ein Doppeltor unter dem Tympanon eines grossen Rundbogenportals.) Bei St.-Michel in Dijon erhält der Mittelbau zwischen den beiden Türmen eine eigenartige Gliederung: hinter einem Tempietto als Bekrönung des Portals die grosse Fläche mit zwei Rundbogenfenstern, daran eine Loggia, letztere ein sehr beliebtes und bedeutungsvolles Motiv. Die Ausbildung der Façade als Kathedralfront mit zwei Türmen tritt noch bedeutender in die Erscheinung an dem Entwurf Du Cerceaus für Saint-Eustache in Paris (in Anlehnung an die Certosa). Überall ist die Pilasterarchitektur mit Arkaden durchgeführt, trefflich die innere Höhe

dargestellt durch die gewaltige Arkade des Mittelschiffs. Auch hier tritt die Tribüne auf. Von hoher Bedeutung ist das Innere dieser fünf-schiffigen Kathedrale: die allgemeine Disposition wird beibehalten, Änderungen betreffen allein die Pfeilerbildung, wobei Strebesystem, Verhältnisse und Gliederung, im Kern gotisch, in Frührenaissance übersetzt sind. — Eine kurze Übergangszeit (Geymüllers „Style Marguerite de Valois“) bringt kleine, aber herrliche Werke hervor. Bereits treten Façaden mit drei und zwei Geschossen auf (Vetheuil und Belloy); von feinem künstlerischem Aufbau ist die Kapelle St.-Romain zu Rouen (vielleicht von Jean Goujon) in zwei Ordnungen mit weiten Arkaden dazwischen, von einem Tempietto bekrönt. Hierher gehört auch der Klosterhof der Célestins in Paris, mit einer seltenen Harmonie von Stützen und Gebälke, und die Gruppe der Kirchen von Troyes, die die Thüren in eine Komposition von zwei Ordnungen einbeziehen und jene mit einem Fenster zum Gesamtmotiv vereinigen.

Die Hochrenaissance zeigt ein eingehenderes Studium italienischer Vorbilder und eine emsige selbständige Arbeit. Am besten giebt ihren Charakter wieder die Grabkapelle zu Anet (von De l'Orme oder Bullant); die Einzelglieder werden beschränkt, aber feiner ausgeführt, der Massstab der Pilasterordnung vergrössert sich. Bereits kommt die Pilasterfront der klassischen Hochrenaissance zur Anwendung (Mesnil-Aubry), ferner die Façade mit drei Ordnungen (an St.-Florentin, Kreuzschiff; St.-Pierre in Auxerre). Eine konsequente Übertragung der gotischen Komposition in die neuen Formen ist die nördliche Kreuzschiff-façade von St.-Clothilde im Grand-Andelys, besonders im vollendeten Erdgeschoss mit seinen die Strebepfeiler ersetzenden gekuppelten Säulen. Fast die ganze Entwicklung verdeutlicht die Kirche zu Gisors mit einer energisch gegliederten zweitürmigen Façade und ihrer zwischen den mittleren Strebepfeilern frei vortretenden, triumphbogenartigen Loggia.

Zum letzten Mal beherrscht die Gotik die Renaissance in der Façade von St.-Etienne-du-Mont in Paris. Auf das Erdgeschoss mit einer Vorhalle von vier Kompositasäulen und strengem Giebel folgt im nächsten ein grosses Radfenster unter gebrochenem Segmentgiebel, darüber die steile gotische Giebelmauer. Die Antwort darauf ist die Façade von St.-Gervais zu Paris (1616—1621), von Salomon de Brosse, dem grossen Hugenottenmeister, dem Schöpfer des „Grand Style“. Die Anwendung grosser Säulenordnungen von bedeutendem Relief schafft ruhige Klarheit, Einheit und Grösse. Es ist die erste entschieden klassische

Schöpfung im französischen Kirchenbau — als Abschluss einer gotischen Kirche. Die Hauptwirkung geht aus von der langen Linie der mittleren, kannelierten Säulen; lebendiges Detail fehlt, statt dessen wirken im Mittelbau die drei gleichgrossen Arkaden, in den Seitenfeldern Nischen mit Statuen. Horizontal und vertikal herrscht die Dreiteilung; die Harmonie der Verhältnisse ist aber auch erreicht durch den Massstab des Werks und besonders durch die ernste Bildung der Säulenordnungen.

Die zweite Periode bedeutet ein allmähliches Sinken der selbständigen architektonischen Kraft. Das dekorative Element tritt wieder mehr hervor; reich und effektiv, aber oft seelenöde sind die folgenden Werke. Die Wirkung der Innenräume wird geschwächt durch Tonnengewölbe, welche die Kreuzgewölbe ersetzen, aber noch durch die Stichkappen angeschnitten werden. Noch an St.-Gervais angelehnt und bedeutend ist St.-Paul et St.-Louis (Maison Professe) in Paris von Derand (1627—41), die erste wichtige Kirche der Jesuiten in Frankreich; hier beginnt die Vertikalgliederung erst über dem als kräftiger Unterbau gebildeten Erdgeschoss. Immer enger wird der Anschluss an Italien; die Durchführung der römischen Halbsäulen- und Pilasterfaçade bildet die Hauptarbeit (neben dem Kuppelbau). Ohne Einheit ist diejenige des Langhauses der Sorbonne; an St.-Roch zu Paris ist die scharfe Durchdringung des horizontalen und vertikalen Elements auf kleinen Massstab bei kalter Formbehandlung übertragen. Hervorragend ist wieder die Schlosskapelle zu Versailles (Hof- und Chorseite) mit fünf vornehmen Arkaden zwischen schlanken Pilastern auf schlichtem Unterbau, „fast an antik-römische Grossartigkeit grenzend“. — Die folgende Entwicklung der Kirchenfassade wird am besten repräsentiert durch die Entwürfe zu St.-Sulpice und St.-Eustache. Aus der Kathedralfront Du Cerceaus ist um 1750 in dem Entwurf von Patte eine klassizistische, stilistisch reine, aber ebenso kühle Bildung geworden. J. Mansard dagegen umgiebt die Massenverhältnisse der gotischen Turmfaçade nur mit streng italienischen Formen. Nichts ist entgegengesetzter als die Entwürfe zur alten gotischen Kirche St.-Sulpice von Meissonnier und Servandoni, und doch liegen sie nur sechs Jahre auseinander (1726; 1732); erstere „die barockste bauliche Gestaltung in Frankreich“¹⁾, mit völliger Auflösung in Kurven; dieser von streng antiker Bildung mit einer dekorativ ohne Zusammenhang vorgelegten, offenen toskanischen

1) C. Gurlitt, Geschichte des Barockstils, des Rokoko und Klassizismus in Frankreich etc. (Stuttgart 1888.) S. 236.

Halle mit zwei Türmen: die Fortbildung des alten Gedankens der zweigeschossigen Kirchenfront zum Säulentempelbau. Das Unkirchliche dieser Anlage ward schon damals empfunden.

Einheitliche Anlage und Ausbildung des Innern ist bei den wenigsten Kirchen zu finden. Aus der Zeit der Hochrenaissance ist überhaupt gar kein grosser Innenraum erhalten; die sonst bedeutenden Kapellen an der Kathedrale zu Toul, die eine mit wagrechter Quadersteindecke, die andere mit einer Kuppel bedeckt, gewähren nur geringe Entschädigung.

Gleichmässiger Ausbildung des Innern und Äussern macht der Kuppelbau nötig; er wird erst nach dem Beginn des 17. Jahrhunderts übernommen, und wichtig ist, wie dies geschieht. Kleinere Bauten zeigen die Kuppel zuerst und am vollkommensten: die Chapelle de la Toussaint, wo sie überm Achteck, die Schlosskapelle zu Anet, wo sie in Verbindung mit dem griechischen Kreuz gebildet ist. In grösserem Massstab trug sie die ehemalige Grabkapelle der Valois zu St. Denis, wie die vorhergehende vielleicht nach Ideen zu St. Peter in Rom gebaut. Die grossen Kuppeln Frankreichs entbehren einer gewissen Monumentalität, des Ernstes: die Disharmonie zwischen der inneren und äusseren Höhe ist zu auffallend. Die äussere Schale ist aus Holz, als Schutzdach gebaut, in ihrer Basis liegt ungefähr der Scheitel der inneren Wölbung. Die erste grosse Kuppelanlage ist die der Sorbonne über einem Mittelding von Lang- und Centralbau. Ganz von Michelangelos Bau abhängig ist die bedeutende Kuppel der Klosterkirche Val-de-Grâce; charakteristisch ist für sie die niedere Umrisslinie, die ruhig abrundende Form hinter der edel gebildeten Façade. Der Invalidendom beschliesst die Reihe mit dem eleganten Schwung seiner Kuppel und Laterne. Nüchtern und kalt ist durch alle Feinheit die Architektur geworden; fremder als andere Formen ist die Kuppel geblieben, die gotische Kathedrale vermochten solche Bildungen am wenigsten zu ersetzen. — Was unter mittelbarem Einfluss der Renaissanceformen der Klassizismus hervorgebracht, soll hier nicht berücksichtigt werden. S. Geneviève und Madelainekirche gehören nicht hierher.

Einen merkwürdigen Kampf kämpft die Renaissance mit der Gotik Spaniens. Noch deutlicher als in Frankreich bleibt lange die Struktur fast bis zur Haut gotisch, und eine zuweilen entzückende Übertragung von Renaissanceelementen in die Funktionen der alten Gebilde bringt in den Werken eine eigene warme Empfindung hervor.

Die Kirche Santa Engracia in Saragossa hat eine hochbedeutende Façade (Backsteinbau), wie spielend sind drei Ordnungen Pilaster über-

einander aufgebaut; unter einem mächtigen Rundbogen, dessen Scheitel über das unterste Gebälk hinaufgeht und dessen Aufbiegung veranlasst, ist das Rundbogenportal, im Tympanon ein halb altar-, halb attikaartiger Aufbau mit reichem Schmuck. Auch die grossen Dome von Toledo, Segovia und Salamanca werden schon „al romano“ gebaut (Anfang des 16. Jahrhunderts). Prachtvoll und reich ist oft die Dekoration der Portale und des Innern, besonders am Chorgestühl und Orgelaufbau. An der Kirche San Juan de Letran zu Valladolid sind die Strebe- Pfeilerabschnitte ersetzt durch barock ausgebauchte Säulen. Eins der grössten Bauwerke überhaupt ist die Kathedrale von Granada, 1529 begonnen und von Diego de Siloe zu Ende geführt, um eine alte Kapelle gebaut und mit eigenartiger Disposition von Chor und Altar. Die Innenwirkung mag bedeutend sein, der Raum scheint ganz gotisch und ist er doch kaum mehr, so wie die Rundbogen wirken, welche über den die Pfeiler mit ihren Diensten ersetzenden, hohen schlanken Säulenbündeln auf schönen Kapitälern mit kämpferartigem Aufsatz ausgespannt sind. — Reinere Renaissancebildung weist die alte Karthause zu Evora (Portugal) auf, ein abgestufter Giebelbau in drei Ordnungen von sehr guten Verhältnissen.

Die Entwicklung der kirchlichen Renaissance in England ist für unsere Übersicht ebenso nur von untergeordnetem Wert. Nach einer formalen Frührenaissance wird dort ihre entwickelte Gestalt wie mit einem Schlag zur Geltung gebracht durch Inigo Jones, und bald entsteht ein befremdender Klassizismus. Die ganze Bewegung war auch viel ruhiger als auf dem Festland und besonders auf den Kirchenbau von geringerem Einfluss; die scharfen Gegensätze von Reformation und Katholizismus, von Renaissance und Gotik konnten sich nicht zu der Heftigkeit und zu den Folgen entwickeln wie dort.

Das grösste Werk der englischen Renaissance im Kirchenbau ist Wren's St.-Paul-Kathedrale in London. Aus den vom Parlament ausgegebenen Anweisungen ist bekannt¹⁾, dass ernste Beratungen stattfanden über die Bildung der Kirche, die ausdrücklich eine Predigtkirche werden sollte. Der erste Entwurf, als Centralbau charakterisiert, wurde abgelöst durch den andern, der das Langhaus mit der Kuppel brachte. Die Strebebögen des alten Vierungsturmes, die seine Last auf die Mauern der Seitenschiffe übertrugen, machten eigene Pfeiler für die neue Kuppel unnötig, daher steigt sie, in voller Breite des dreischiffigen

1) Gurlitt, a. a. O. S. 336 ff.

Hauses, fast selbständig und getrennt von dem Langbau auf. Das ganze ist aus scharfer Berechnung hervorgegangen; im Äusseren ist der Aufbau dem Tempietto Bramantes nachgebildet. Die Fremdheit der Bildung wird vermehrt durch die rein dekorativ als Verblendung ohne rückliegende architektonische Räume ausgeführten Mauern des zweiten Geschosses, die um drei Seiten umlaufen. Die Trennung von Langhaus und Kuppel enthält einen speziell nordischen Gedanken und birgt eine eigene Empfindung, doch scheint sie den Charakter der Renaissance zu vernichten.

Hervorragende Bedeutung für unsere Betrachtung gewinnt die Frage, wie Deutschland die Renaissance in seinen Kirchenbau aufnahm. Hier begegnete ihr die Reformation, sie war ohne unmittelbare Beziehung zur bildenden Kunst, war auch der Baukunst nicht förderlich, mehr als andere Einflüsse löste sie die Abhängigkeit der Kunst von der Kirche. — Langsam und auf Umwegen kam die Renaissance ins Land, und in einer Zeit vorwiegend religiöser Interessen, fanatischer Konfessionsstreitigkeiten und vernichtender Religionskriege fand sie keinen Raum sich auszubreiten. Vielleicht empfand man gerade im Kirchenbau an den neuen Kunstformen etwas Fremdes. Gewiss ist richtig, dass infolge der enormen kirchlichen Bauthätigkeit der Gotischen Zeit, auch infolge des Freiwerdens von Klosterkirchen neue Bedürfnisse sich kaum geltend machten. Allein es waren tiefere Gründe, welche die Aufnahme der Renaissance im Kirchenbau beschränkten. So wie sie in Italien geworden war, konnte sie überhaupt im Norden keinen Fuss fassen; ihre geistige Grundlage und künstlerische Gestaltung waren zu verschieden geartet. Sie wird hier nicht die Raumeskunst wie im Süden; auf schöne Verhältnisse, harmonische Erscheinung legt man wenig Wert, die Rücksicht auf formale Gesetzmässigkeit tritt zurück. Das künstlerische Grundprinzip ist das malerische, es beherrscht die Komposition, die Gruppierung der Massen und ihre Ausschmückung. Hatte schon in der späten Gotik das Ornament über die Konstruktion die Oberhand gewonnen, so wurde nun eine Menge neuer Zierformen hinzugefügt, welche die deutsche Kunst mit Freuden aufnahm und anwandte; und das erschien ihr nicht als ein Bruch mit der Gotik, sondern als eine Fortführung. Man hat die deutsche Renaissance geradezu als Dekorationskunst bezeichnet, und als solche hat sie eine immerhin charakteristische Bildung erlangt. — Was die wenig zahlreichen Kirchenbauten bieten, reicht nicht entfernt an die Leistungen auf ihrem eigentümlichen Felde, im Profanbau, heran. Aber noch ein

anderes, rein persönliches Motiv ist hier zu beachten. Seitdem die Türme der stolzen Dome aufragten und die Gotik in ihrer Ausbildung das Höchste geleistet hatte, war dem deutschen Bürger der Kirchturm mit den Glocken, dem Wächter und Wetterhahn so vertraut, ein Stolz seiner Stadt, ein Stück seines Daseins geworden, dass er ihn nicht missen wollte. Die Renaissance hat es aber nicht vermocht, im Turmbau ein recht organisches Gebilde zu schaffen: entweder schichtet sie Stockwerke übereinander auf, oder setzt auf Strebepfeiler, die ohne Verjüngung auslaufen, eine kleine Kuppel mit Laterne, also dass der Charakter des Turmes verloren geht.¹⁾

Den konstruktiven Hintergrund bildet noch lange die Gotik; vor allem werden die Gewölbeformen beibehalten, was stets die beliebte malerische Wirkung sichert. Zuweilen rein äusserlich werden Renaissanceformen verwendet im Detail, zur Dekoration. — Im katholischen Kirchenbau findet zunächst keine prinzipielle Änderung der Anlage statt: die Hallenkirche mit Chorumgang oder Chornische im Osten bleibt die verbreitetste Form für die grösseren Bauten. Mit dem Eindringen italienischer Grundrisse kommt es zu einer Vereinigung von Langhaus und Centralbau, welche weniger abstrakt und dem nordischen Kunstempfinden entsprechender, ausserdem ästhetisch bedeutend und sehr modifikationsfähig, den Anforderungen des Kultus Genüge leistet. Besonders der kreuzförmige Langbau mit Vierungskuppel ist die wichtigste Form auch für einfachere Kirchen und später die Grundlage der Rokokobauten, die sich aber teilweise wieder dem Centralbau nähern. — Der protestantische Kirchenbau tritt in seinen künstlerischen Leistungen zurück. Versuche, die Form aus den Anforderungen des Gottesdienstes zu entwickeln, Altardienst und Predigt gleichmässig zu berücksichtigen, führen zum Teil zum Centralbau (besonders in Holland bei den reformierten Kirchen); günstige Erfolge hat die Aufnahme von Emporen, als Galerien oder Balkone gebildet oder als Obergeschosse der Seitenschiffe mit Arkadenöffnungen gegen die Mitte. Wesentlich ihrer praktischen Vorteile wegen verbreitet ist die einschiffige rechteckige Saalkirche mit Emporen. Dem Protestantismus fehlte zuerst eine künstlerisch bildende Kraft; seine Schöpfungen boten dem Empfinden keinen Ersatz für die zum Teil grundsätzlich aufgegebenen alten Formen. — Zu allgemeiner Geltung und hoher Bedeutung kommt die Renaissance im Kirchenbau durch die Jesuiten, deren Thätigkeit eine ganz neue Entwicklung einleitet.

1) Die beste Bildung hierin weist auch nicht Deutschland auf, sondern in den Niederlanden die Jesuitenkirche in Antwerpen.

Unter den Hallenkirchen der Renaissancezeit ist eine der frühesten die Marienkirche in Halle (1530—41); charakteristisch für die Anlage die Ungebundenheit in der Verteilung der Emporenstützen, „behagliche Weiträumigkeit“. 1) Die Wallfahrtskirche zu Dettelbach, die Franziskanerkirche in Innsbruck zeigen an den Façaden bereits barocke Gliederung. Gute Verhältnisse weist die Marienkirche zu Wolfenbüttel auf, ein Werk des Paul Francke, mit reichem massvoll verteiltem Schmuck; bedeutende Raumgestaltung die Stadtkirche von Bückeburg, die Façade („exemplum religionis, non structuræ“) ist schon reich barock. Fast überall tritt dieser Widerspruch zwischen dem Innern und Äußern hervor; selten gehören sie eng zusammen oder sind gleich bedeutend ausgebildet. Ein Beispiel für das konservative Beharren in der Konstruktion und den Formen der Gotik ist die Katharinenkirche in Frankfurt a. M., eine jener Saalkirchen aus der Spätzeit des 17. Jahrhunderts. — Erst gegen 1600 kommt reinere Renaissance an den Kirchen vor. St. Michael in München (1583—97), die erste grosse einschiffige Kirche, ist eine freie Nachbildung des Gesù, nur fehlt die Vierungskuppel, ist der Chor verlängert; die guten Verhältnisse, eine bedeutende Lichtführung bringen Klarheit und Grösse in das Werk, ohne an ihm eine tiefe Empfindung zu offenbaren; auch hier ist das Äussere mit der dürftigen Gliederung der Façade unbedeutend. Ganz von italienischem Geist erfüllt und von Italienern gebaut (von Solari nach Plänen Scamozzis) ist der Dom von Salzburg. Die Wirkung des Chors und der Vierung, begünstigt durch gute Beleuchtung, wird gedrückt durch das schwere tonnengewölbte Langhaus mit seinen theatralischen Balkonen; die Formen nehmen hier die Richtung nach dem italienischen Barock. — Bei den Kirchen mit Emporen beruht die Wirkung auf der Art der Einfügung dieses Bauteils; häufig erscheinen sie über den Seitenschiffen, in ein System von mehreren Ordnungen eingebaut (an der Universitätskirche Würzburgs mit römischem Bogenmotiv und vorgelegten Halbsäulen). Störend ist das Abbrechen der Emporen, wenn die Anordnung von Altar und Kanzel es bedingt.

Der genannte Typus gewinnt besondere Bedeutung im protestantischen Kirchenbau und hat vielleicht in der Schlosskapelle seinen Ursprung. 2) Trotz kleiner Verhältnisse in der ganzen Entwicklung ein wichtiger Bau ist das älteste protestantische Gotteshaus, die Schloss-

1) v. Bezold, Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland etc. „Handbuch der Architektur“. II. 7. (Stuttgart 1900) Kap. 11. Art. 91.

2) v. Bezold, a. a. O. Art. 93.

kapelle zu Torgau (1544 von Luther selbst geweiht): „Mit voller Erkenntnis der geschichtlichen Bedeutung des Bauwerks war dasselbe aufgeführt als protestantische Kirche im Gegensatz zu allen übrigen Gotteshäusern der Christenheit.“¹⁾ Dies Bewusstsein findet Ausdruck in der Anordnung. Der gesonderte Chor fällt weg, der Altar ist nach Westen verlegt, die Kanzel an die Langseite, auf der Empore ein Sängerkor, an Stelle der Kapellen werden seitliche Sitzplätze angeordnet. Praktische Gestaltung, zugleich freundliche und ernste Bildung des Predigtsaales sind auch bei vielen andern Kirchen ähnlichen Charakters angestrebt. Überhaupt zeigen die Kirchenbauten im protestantischen Sachsen ein dem entsprechendes Gepräge; es sind meist Hallenanlagen mit offenen, einheitlichen weiten Innenräumen, schlanken Stützen und Rippengewölben. Dasselbe Bedürfnis nach praktischer und künstlerischer Ausgestaltung des Predigtsaales führt in Holland zu eigenartigen Versuchen und Lösungen (H. de Keyzers Bauten in Amsterdam mit ihren fast mathematisch abstrakten Grundrissen); Altar und Kanzel treten zuweilen beide vor die Mitte der Langseite, und die Anlage drängt nach Verbindung von Langhausbau mit centralem Motiv (Neue Kirche im Haag, Marekerk zu Leyden). Wichtig ist der Versuch Faidherbe's einer Verbindung von Langhaus mit Kuppel an der Notre-Dame d'Hanswyk im Mecheln. — In Deutschland steht als Beispiel einer ähnlichen Richtung die Wallfahrtskirche Maria Birnbaum (Oberbayern) fast ganz vereinzelt da.

Nicht eine Fortführung der Entwicklung, sondern den Bruch mit der deutschen Renaissance bedeutet die an Umfang so bedeutende Thätigkeit der Jesuitenbaumeister, die zuerst eine gründliche stilistische Vertiefung herbeiführt. Bedeutend ist ihr erstes Hauptwerk auf deutschem Boden, St. Michael in München, hervorragend zahlreiche Bauten in Österreich, Bayern, Böhmen und am Rhein. Aber es war ein Verhängnis, dass ihre Kunst auftrat im Gefolge des Kampfs gegen den Protestantismus, gegen den Bürgerstand, gegen die volkstümliche Kunstübung. Das Festhalten an der Gotik war für die deutsche Renaissance ein Segen gewesen; den Jesuiten erschien diese Kunst weltlich, ketzerisch.²⁾ Mittelalterliche Anlagen werden so viel als möglich verändert, besonders seit der Mitte des 17. Jahrhunderts tritt die Absicht hervor, durch rückhaltlose Umgestaltung eine neue, der antiken sich nähernde Bauweise zu schaffen. Ihren Typus verkörpert die Ignazkirche zu Linz: Fehlen

1) Gurlitt, Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland. (Stuttgart 1889.) S. 45 ff.

2) Hierzu Gurlitt, a. a. O. S. 3, 4, 24 ff.

des Querschiffs, schmaler Chor, Seitenkapellen von geringer Tiefe, Tonnen über Langhaus und Chor, reiche Ausbildung des Gesimses, korinthische Pilaster; Gliederung der Façade durch Vorhalle und zwei Türme: dies sind die Merkmale. Die Farbe wird weiss; geistige Leerheit haftet an diesem formell der Hochrenaissance verwandten Klassizismus der Jesuiten. Man mag hier eine Analogie finden mit der Thatsache, dass sie sich auch nirgends auf das religiöse Empfinden, auf das Volk, sondern auf Rom stützten. Alsbald beherrschen sie die bauliche Entwicklung in Bayern und Österreich, aber am Rhein und in den Niederlanden zeigen sie dieselbe Haltung. Von dem im Profanbau eine Zeit lang bemerklichen Streben nach strengerer Komposition und reiner abgewogener Gliederung der Façade wurde der Kirchenbau nicht beeinflusst. Die Jesuiten waren es hauptsächlich, die den Norden in „die internationale Periode des Barocks und des Rokoko, wo alle regionalen Unterschiede . . . verschwinden“, einführten.¹⁾ Dieser „Weltstil“ entsteht aus dem italienischen Barock; seine Meister werden neben den Architekten der Spätrenaissance Vorbilder weithin. Das künstlerische Empfinden der nordischen Baumeister bleibt geteilt zwischen eigener und fremder Art; es spricht sich in allgemeinen Formen aus. Ihren Schöpfungen fehlt die Harmonie der italienischen Renaissance und die Dekorationsfreude der deutschen; aber sie offenbaren eine ganz eigene Stimmung, die frühere Werke nicht kannten. Was uns heute oft kalt und leer erscheint, ist im Grunde wohl erst ein sekundärer Eindruck: Denn aus vielen redet, still oder mächtig, eine tiefe Bewegung, in ihnen zittert innere seelische Erregung nach, nicht aber offenbaren sie einen tief innerlichen Drang des Herzens, sondern eine Hast der Empfindung, des Suchens, eine leidenschaftliche Hingabe an eine mehr gewollte als erlebte Religion.²⁾ Dem entspricht es ganz, dass zur Erregung und Steigerung jener Stimmung gehäufte Dekoration auftritt, ein Prunk, der berückt und die Sinne verwirrt. Dieser Charakter tritt besonders in Süddeutschland hervor; seine Baumeister kennen „kein Gesetz der Schönheit als das sinnliche Empfinden“. In künstlerischer Hinsicht sind darunter bedeutende Werke; viele dürfen auch durch ihre erhöhte Innerlichkeit den Anspruch

1) v. Bezold, a. a. O. Art. 81. Dasselbst auch über den italienischen Barock, seinen Ursprung als kirchlicher Stil, seine Bedeutung als Kunst der Gegenreformation, zum Folgenden.

2) Man braucht gar nicht an die politische Entwicklung zu denken, an den ungenügenden Abschluss der religiösen Kämpfe oder ihre erbitterte Fortsetzung; näher liegende Thatsachen, die ungewöhnlich rasche Verbreitung, das Aufschieszen der Kirchen, die Hast und Unfertigkeit im Bauen weisen auf jene Grundlage hin.

erheben, religiös zu wirken. Und ein weiter Weg ist noch bis zu Fischer von Erlachs St. Borromäus in Wien, mit den Durchfahrten und Trajansäulen an der Front, mit ihrer bereits eklektischen Bildung. Dazwischen liegt viel ernste Arbeit, die Thätigkeit geschlossener Generationen, der Carloni, die wesentlich in Anlehnung an Borromini die alte Kunst weiterbilden als Stukkatoren und Architekten, die Schöpfungen der Dientzenhofer in Österreich und Böhmen, liegen die Dome von Kempten, Passau und Prandauers Klosterkirche von Melk.¹⁾ Auf eigenes Schaffen kann besonders Sachsen hinweisen, dort erreicht der protestantische Kirchenbau seine höchste Blüte. Auf der einen Seite der Theoretiker Sturm, im Glauben reformiert, in der Kunst bereits klassizistisch, der über den einfachsten Grundformen, Quadrat, Dreieck, Kreis, Winkel, seine Centralbauprojekte errichtet, dem Grundsatz getreu: „der Protestantismus sieht mehr auf Reinlichkeit als auf Pracht und will nicht prunkvolle Kirchenbauten“. Gleich einem der mittelalterlichen Meister wendet Georg Bähr, eine schlichte gewaltige Persönlichkeit, seine ganze Lebenskraft dem Kirchenbau zu, dessen grösste Leistung die Frauenkirche zu Dresden, „die am meisten protestantische Kirche der Welt“²⁾ wird.

Eine genauere Übersicht über die Bildung und den Gehalt der Barockkirchen ist hier nicht notwendig. Zwischen Barock und Renaissance besteht, zumal in Deutschland, ein entschiedener Gegensatz nicht; doch ist eine Sonderung geboten, da es sich hier um die Bedeutung der kirchlichen Renaissance handelt. Schon wegen der grundverschiedenen Stimmung scheint die Trennung am Platz zu sein; dann aber noch aus rein künstlerischen Gründen. Wohl arbeitet der Barock mit den Formen der alten Kunst, er schafft keine neue Formensprache; gelangt er aber dazu, die früher architektonischen Elemente und konstruktiven Glieder mehr oder weniger in dekorativem Sinn zu verwenden, so trägt diese Veränderung in die Kunst einen neuen Charakter hinein und giebt ihr eine selbständige Bedeutung. Schon in Italien geschah sie mit den antiken Ordnungen, mit der Kuppel. Aus der früheren Kunstform geht eine neue hervor, welche ganz veränderten Wert, ganz andere Wirkung innehat. — Infolge des Mangels einer scharfen Grenze mussten die Richtung und der Übergang der Renaissance nach dem Barock kurz dargestellt werden.

1) Gurlitt, a. a. O. Über ihre Bedeutung S. 246 fg.

2) S. 83.

IV.

Die Übersicht über die historische Entwicklung der Renaissancekirche gewährt Einblick in die künstlerische, rein formale Ausgestaltung. Sie weist schon auf Wichtiges hin, was ihren Gehalt betrifft: auf die Anforderungen, die an sie gestellt, die von ihr befriedigt werden, Grundriss und Aufbau verdeutlichen die Gliederung, die Einzelbildungen den Wert und die Bedeutung der Teile. Hier aber ist bestimmt zu fragen: wie gestaltet sich die Erscheinung, nicht die des Bauwerks, sondern vielmehr die der Kirche, besitzt sie „Mittel, um religiös zu wirken“, welches ist ihr Gehalt? — In hohem Grad verlangt die Antwort hierauf die Teilnahme der innersten tiefsten Empfindung: jeder muss sie selber suchen.

Wie stand es denn überhaupt mit dem religiösen Bedürfnis, welches etwa die Kunst verlangte und trug?

Die Stellung des Volks zu Kirche und Religion war vor der Renaissance eine ganz andre gewesen. Sowie das gesamte Dasein, das geistige Leben, im Bann der Kirche lagen, war auch die Kunst an sie gebunden, und dieser Zusammenhang sicherte ihr einen gewissen Wert und Ernst; gerade in der Baukunst hatten sich die Konstruktion und die Formen lediglich an der Kirche entwickelt. Ein grosser Teil der mittelalterlichen Dome war durch die Liebeshätigkeit und Opferwilligkeit des Volks zustande gekommen; die Lehre von den guten Werken, ihrer Wohlgefälligkeit und Notwendigkeit, sowie die Erteilung von Ablässen thaten das übrige. Vor dem Eindringen der Laienschaft ins Handwerk stellten die Bauhütten eine von idealen und tiefreligiösen Absichten getragene Organisation dar¹⁾. „Gott zum Lob und redlicher Aufrichtung und Beständigkeit des Handwerks“ arbeiteten sie, aber das Gott zum Lob war das erste. — Mit der Renaissance veränderte sich dies Verhältnis von Grund aus. Nicht scharf genug kann der folgenschwere scharfe Gegensatz hervorgehoben werden, der zwischen Religion und Kirche sich herانبildete. Zuvor deckten sich diese Gebiete, Quelle und Anhalt des Gottesbewusstseins waren im Christentum und seiner äusseren Machtgestalt, der Kirche, gegeben. Jetzt war die Religion nicht mehr etwas objektiv Gegebenes, sondern wurde lediglich das Produkt des einzelnen Menschen. Denn zwischen dem Prinzip des Glaubens und seiner Darstellung riss eine Kluft seit der Entartung der Kirche. Erklärt schon Machiavelli, dass die Italiener vorzugsweise irreligiös und böse sind, so erkennt er selber als Ursache: das üble Bei-

1) Hierzu Kraus, Geschichte der christlichen Kunst. II.

spiel, das die Kirche in ihren Vertretern giebt. Die Schuld der Kirche, die politischen Verhältnisse, „die Entdeckung der Welt und des Menschen“, die übrigen Ursachen für die Loslösung des Menschen von der Kirche, das Verblassen der christlichen Ideale, ihr Ersatz durch das Ideal der historischen Grösse und des Ruhmes, der Einfluss der Antike, die äusserliche, unklare Stellung zur Kirche, die Stimmung der Gebildeten gegen dieselbe: über alle diese Verhältnisse giebt uns bekanntlich Burckhardt den besten Aufschluss¹⁾. Ihre Einsicht ist durchaus unentbehrlich für die Erkenntnis der Grundlage der religiösen Kunst; man muss diesen ungelösten Widerspruch in der Tiefe der Entwicklung begreifen, muss erkennen, wie über ihn das glänzende Leben hinzog. Daseinsgenuss und Wirklichkeitsdrang, freie Entwicklung der persönlichen Kraft und eine rein ästhetische Weltanschauung wirkten zusammen und schufen eine äusserliche Harmonie des Lebens, das die bildende Kunst brauchte, in ihr seinen höchsten Ausdruck suchte und fand. Aber die Renaissance war in ihren Grundlagen keineswegs eine so ungetrübte Einheit, wie sie sich zuerst darstellt. Das Gleichgewicht wurde zerstört durch die schweren politischen und religiösen Umwälzungen. Und im Gefolge der Gegenreformation ward die innere Indifferenz verdrängt durch eine neue Vertiefung des Glaubens, eine weitgreifende, religiöse, ja geradezu reformatorische Bewegung bis in die höchsten Prälatenkreise Roms. Mit elementarer Wucht drängten die lange unterdrückten Regungen des Innern hervor; mit leidenschaftlicher Hast suchte der Einzelne wieder nach einem beruhigenden sichern Halt, nach einem neuen befriedigenden Ziel seines Daseins. Aber ebenso hastig und erregt, wie man sich zuvor über den Widerspruch hinwegzusetzen vermocht, wollte man jetzt auch diesen Halt gewonnen haben. Gerade die Energie dieser Bewegung könnte darauf hinweisen, dass hinter aller Indifferenz und äusseren Glaubenslosigkeit bei den Menschen der Renaissance, die so sicher auf der Erde stehen wollten und mussten, ein tiefes religiöses Gefühl oft genug verborgen lag.²⁾

In ihrem Verhältnis zur Kirche ist aber anzuerkennen, dass neben einem tiefem Widerwillen gegen dieselbe in den weitesten Kreisen „das Gefühl der Abhängigkeit von den Segnungen, Sakramenten und Weihen

1) Es muss unmittelbar auf ihn verwiesen werden, da jede Citierung seiner feinen Urteile wie eine Verstümmung aussieht. Hierzu besonders der 6. Abschnitt in seiner Kultur d. R. in J.: „Sitte und Religion.“

2) Vgl. hierzu eine Stelle aus Eugène Müntz, Léonard de Vinci (Paris 1899) L. II Chap. 3 S. 277: Les Italiens du XVI. siècle tombaient . . . dans l'hérésie qui est elle-même une manifestation si puissante du sentiment religieux et nullement une manifestation de la libre pensée.

der Kirche“ ein wenigstens äusserliches Festhalten an ihr verlangte. Auch sorgte eine lange Tradition, die Nähe des Papsttums und eine festliche, die Sinne gefangen nehmende Pracht des Kultus und der kirchlichen Feste dafür, dass der Zusammenhang weniger gelockert ward, als es die inneren Verhältnisse erwarten liessen.

Am glänzendsten — und verzweifeltsten ist unter solchen Verhältnissen die Stellung des Künstlers, wenigstens desjenigen, dessen Können im Dienst der „Kirche“ steht. Was sollen auch Kirchenbauten unter Menschen, die zum Teil die Kirche hassten, ihr innerlich nichts mehr zu verdanken haben wollten, oder die nur äusserlich an ihr haften? — Aber lag es denn in der Absicht, in der Richtung der Baukünstler, etwas Religiöses zu schaffen? Geradezu widersinnig wäre diese Frage für die Zeit der Gotik. Im Grunde genommen, wissen wir hier wie dort über diesen Punkt ebensowenig bestimmtes. Und doch ist sie hier durchaus berechtigt, schon deshalb, weil aus der Menge, die die Kunst trägt, der einzelne Künstler mit seiner besonderen, mit Stolz betonten Persönlichkeit heraustritt. In der Frührenaissance war wohl auch in diesen Kreisen der Zusammenhang mit der Kirche noch nicht erschüttert, nur insofern schwächer, als er es seit jeher in Italien gewesen war. Noch Brunellesco vertraut in naivem Glauben beim Bau des Florentiner Doms, die Kirche (Sta. Maria del fiore) sei Gott und der heiligen Jungfrau geweiht, und diese werde bei einem Werk zu ihrer Ehre es nicht unterlassen, das Wissen zu erweitern, wo es fehle, und Geist, Kraft und Kenntnisse derer zu stärken, die es errichteten¹⁾. Aber schon Battista Alberti stellt Überlegungen an, welchen Göttern Tempel zu bauen seien. Jedoch verlangt er von der Kirche eine ernste tiefe Wirkung auf die Empfindung. „In den Tempeln steigt das Göttliche (superiori) nieder, um unsere Opfer und Gebete in Empfang zu nehmen. Sollte aber das Göttliche sich um der Menschen hinfalliges Bauwesen nicht kümmern, so trägt es doch viel zur Frömmigkeit bei, dass die Tempel etwas an sich haben, was das Gemüt erfreut und durch Bewunderung fesselt. Der Eintretende soll von Erstaunen und Schauer hingerissen sein, dass er laut ausrufen möchte: dieser Ort ist Gottes würdig!“ Unter den kleinen und mittleren Künstlern mögen noch lange die gewohnten und überkommenen religiösen Vorstellungen äusserlich ihre Geltung behalten oder mit den neuen Anschauungen eine bizarre Vermischung erfahren haben. Über diese Zusammenhänge sind wir wenig unterrichtet, auch nicht bei den grossen

1) Vasari XLI.

Meistern, deren Leben am schwersten in Konflikt geraten konnte mit den Verhältnissen. Ihre Werke müssen reden, nur wenig von ihren Worten giebt Aufschluss in dieser Richtung. Bramantes tiefe Innerlichkeit mag an seinen Entwürfen zu St. Peter sich genügend offenbaren. Ganz rein sind die Ideale der Zeit ausgesprochen, wenn Raffael bei Übernahme der Bauleitung schreibt: Welcher Ort auf Erden wäre auch würdiger als Rom, und welches Unternehmen edler als der Petersdom, denn er ist der erste Tempel der Welt und der grösste Bau, den man jemals gesehen hat¹⁾. Heisst doch selbst in dem Breve Leos X., das die offizielle Ernennung enthielt, die Kirche: der Tempel des Apostelfürsten¹⁾. Dieser Bau hat überhaupt das ganze Leben der Renaissance mitgelebt. Und ebenso haben sich in Michelangelo, dem grössten seiner Meister nach Bramante, verschiedene Strömungen vereinigt. Voll Begeisterung für die Aufgabe, die Kirche von S. Lorenzo in seiner Heimatstadt zu vollenden, will er die Façade so herstellen, „dass sie als der Spiegel der Baukunst und der Skulptur von ganz Italien erscheine“²⁾. Die rein künstlerische Bedeutung, die formale Ausgestaltung sind so hervorragend, dass es unzulässig ist, einen anderen „Gehalt“ als den durch sie gegebenen in dem Werk finden zu wollen, von ihm zu verlangen. Ausserdem aber spielt in jede Thätigkeit hinein verhängnisvoll das antike Motiv des Ruhms. Wie ganz anders wird dies im späteren Leben Michelangelos, besonders seitdem er als „archimaestro“ die Bauleitung für St. Peter in Händen hat. Die harten politischen und religiösen Schicksale haben ihn persönlich berührt; ein langes Leben rastlosen Schaffens, die fast abstrakte Gedankenwelt, welche zu gewaltiger Erscheinung drängt, der Umgang mit dem Kreis der Vittoria Colonna machen ihn empfänglich für die Bestrebungen nach Verinnerlichung des Menschen; ja sie erwecken wieder das Verlangen nach einem positiven Inhalt des Glaubens, der ihm durch eigene Schuld entschwunden sei:

Mein Herz erfüllt nicht Meisseln mehr und Malen,
Dass es sich nur zur Gottesliebe wende,
Die ausgespannt am Kreuz die Hand uns reicht.

Nur der Bau von St. Peter beschäftigt noch seine Phantasie und die plastische Kraft. Das bringt seinem Verlangen Ruhe, die Thätigkeit ist für ihn ein „gottgefälliges“ Werk. Nur seine Frömmigkeit und Liebe zu Gott und dem Apostelfürsten, heisst es einmal, hätten ihn

1) Bei Springer, Raffael und Michelangelo II. S. 102. 103.

2) S. 199.

bewogen, das Amt des Baumeisters in seinem hohen Alter zu übernehmen; auf irdischen Lohn verzichtet er ¹⁾). Den Bau kann er nicht im Stiche lassen, solches erschiene ihm eine Schande für die ganze christliche Welt und eine schwere Sünde. Hier offenbart sich ein Ineinanderleben von Mensch und Werk, von Seele und Schöpfung, wie es, nur natürlicher und gemilderter, in der gotischen Zeit uns entgegentritt.

Es handelt sich hier nicht darum, die These zu halten, dass zu allen Zeiten und in allen Stilen die Kunst ihre höchsten und vollkommensten Leistungen auf dem Gebiet der religiösen Aufgabe vollbracht habe. Auch kann es nicht wertvoll sein, abstrakte Zusammenhänge zwischen Kunst und Religion im allgemeinen zu suchen (oder zu konstruieren) und davon auf die Renaissance Anwendung zu machen. Bei der kirchlichen Baukunst bleibt immer zu bedenken, dass sie aus künstlerischen, praktischen und religiösen Bedürfnissen gleichmässig hervorgeht, deren eigenartiges Verhältnis den Wert der Schöpfung enthält. — Es ist aber vielmehr zu fragen: was haben jene Meister erreicht? In der Zeit des jugendkräftigen Aufschwungs nicht minder als später in der Hochrenaissance bewundern wir die rastlose kirchliche Bauthätigkeit, ein gewaltiges Schaffen, aber auch einen leidenschaftlichen Eifer, der sich ebenso im Fertigen offenbart als im Mangel an Vollendung, in dem Missverhältnis, in dem zuweilen die äussere und innere Erscheinung bleibt. Die rein ästhetische Lebensanschauung der Zeit, die sich auf alle Verhältnisse auszudehnen versuchte, hatte zur Folge, dass in der Kirche der religiöse Gehalt, der bei den früheren Bauwerken so natürlich, fast unbewusst zum Ausdruck kam, mehr und mehr einem rein künstlerischen, rein formalen weichen musste. Aber freilich: die Kunst hatte ein allmächtiges Ideal, und die höchste Kraft war eingesetzt, es zu verwirklichen; eigene Arbeit und die Einwirkung der Antike hatten es geschaffen, und es galt am allermeisten für den Kirchenbau. Es war die vollkommenste Ausgestaltung der lebendigen Form, die höchste Darstellung der harmonischen Erscheinung, die vollendete Ausprägung eines rein künstlerischen Stils. Praktische Bedürfnisse finden kaum Berücksichtigung; mit einem ausgebildeten, komplizierten Kult vertragen sich seine Kirchen nicht. Die schöne Erscheinung beherrscht alles andere. Man hat über die italienische Renaissance, teils mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zum Altertum, teils wegen des Eindrucks ihrer Werke, geurteilt, sie habe keinen sakralen Stil entwickelt, habe keine

1) S. 328.

eigentlich „heiligen Formen“ ausgebildet. Allerdings, wenn man dabei ausgeht von einer einseitigen Auffassung der Formenwelt des Mittelalters als einziger Norm. Es hat aber wie kaum ein anderer Stil die Renaissance die architektonische Erscheinung ausgebildet, am herrlichsten und zum höchsten in ihrer Kirche. Die Wertung derselben ist im geschichtlichen Überblick bereits versucht worden; indess sei hier noch einmal betont, dass wir festhalten an einer scharfen Trennung der Entwicklung, an deren Ende als vollkommene Schöpfung der Centralbau steht, von derjenigen, die später über die Bauten Vignolas und Palladios zu einer neuen Phase führen.

Für die bedeutende Ausbildung des Kirchenbaus in der italienischen Renaissance dürfen einige Motive recht profaner Art nicht unberücksichtigt bleiben; auf Seiten der Gründer und der Baumeister. Weltliche Fürsten finden durch den Bau von Kirchen Gelegenheit, ihre (oft auf unsicherem Boden stehende) Herrschaft zu befestigen, die Unterthanen zu gewinnen, gewaltigen Ruhm zu verbreiten und ein längeres Andenken sich zu sichern. Einigermassen modifiziert, sind die nämlichen Beweggründe auch für einige Päpste massgebend gewesen. Unvergängliche monumentale Kirchen vermehren Ehre und Glanz, steigern die Bewunderung, die „Devotion“ der ganzen Christenheit, stärken den Glauben der Menge, die nur durch Grösse der Schöpfungen hingerissen wird (so notorisch bei Nikolaus V.). Für die Baumeister selber brachte es ebenfalls grossen Ruhm und auch innere Befriedigung, eine Kirche zu bauen, womöglich schwierige Konstruktionsprobleme damit zu lösen und ihr prachtvolle Formen zu geben, wohl gar damit einen der alten Bauten, Tempel oder Basiliken, zu übertreffen. Solche Motive sind in Zeiten blühender Entwicklung, der höchsten Anspannung menschlicher Kräfte, bei politisch klugen Mäzenen wie bei Künstlern ganz natürlich, um so mehr bei der ganzen Anlage des Italiens der Renaissance mit der gewaltigen Phantasie und dem ungemessenen Ehrgeiz. — Damit ist aber eine tiefere Grundlage nicht ausgeschlossen. Es ist schon gesagt worden, dass die Renaissance die rein architektonische Erscheinung zur schönsten Vollendung ausgebildet hat. Und dies nirgends mehr als an der Kirche; kein Bauwerk verträgt sich mehr mit diesem idealen Organismus wie ihr Centralbau. Dass es dem Gottesdienst gewidmet, dass es geweihte Stätte ist, ist erst ein sekundärer Eindruck. Während sie die Wirkung des Bauwerks reinigend steigert und die künstlerische Form auf die oberste Stufe der Ausbildung hebt, übt sie schon allein eine der tiefsten Wirkungen aus auf die Empfindung (wenigstens der Men-

schen der Renaissance). Das bedeuten die erwähnten Worte Albertis; mit einigem Vorbehalt kann man auch einen Ausspruch Michelangelos anführen, der zwar äusserlich nur die Malerei betrifft: „die wahre Malerei ist edel und fromm von selbst, denn schon das Ringen nach Vollkommenheit erhebt die Seele zur Andacht, indem es sich Gott nähert und vereinigt“. Burckhardt sagt: „Im Süden ist alles Grosse und Schöne von selbst heilig.“

Wenn es gerechtfertigt ist, mit Vorsicht den Wert und Gehalt eines Bauwerks in Beziehung zu setzen mit den gleichzeitigen Ideen der Menschen, so ist es nötig, auf die Bedeutung des Centralbaus, speziell der Kuppel hinzuweisen. Jeder Vergleich mit der gotischen Kathedrale, mit ihrem hochaufstrebenden Raum voll angenehmen Düstern oder spielender Farben, muss zurückgedrängt werden. Hier herrscht eine „abstrakte Raumschönheit“. In den herrlichen Räumen der Kuppel sucht und findet auch die religiöse Empfindung neue Kraft und Begeisterung. Nicht mehr im Jenseits liegt das Ziel, es ist auf Erden ausgebreitet, es ist die schöne Wirklichkeit, die dem Menschen gehört, die er ergänzt durch die Schöpfungen seiner Phantasie, sie ist als sichtbare Offenbarung des Himmels ein Gegenstand der Verehrung und Andacht. Der Gedanke ist nicht abzuweisen, dass in dieser Gestaltung leise Ideen anklingen, welche im Kreise des Lorenzo Magnifico, an der Florentiner Akademie heimisch waren. Bereits hinter dem ganzen Leben und der Kunst der Renaissance liegen Elemente der vor andern bevorzugten platonischen Lehre und seiner Welt der Ideen, deren jede einzelne nicht bloss ethisch, sondern — und das ist das entscheidende —, zugleich ästhetische Vollkommenheit besitzt, und deren höchste (das *ἀγαθόν*) vom Stifter offenbar mit der obersten Gottheit identifiziert wird. Daher die enge Verbindung des Schönen und Religiösen. Die Männer jenes edeln Kreises gingen aber weiter, ihre Anschauung lief hinaus auf den Theismus, wie er damals in Italien ganz einzeln dastand; ihre Überzeugung von dem Verhältnis des Menschen zu Gott fasst Burckhardt in die Worte¹⁾: „die Seele der Einzelnen kann durch Erkennen Gottes ihn in ihre Schranken ziehen, aber auch durch Liebe zu ihm sich ins Unendliche ausdehnen; dies ist dann die Seligkeit auf Erden.“ Und diese Begegnung des Hinaufstrebens und des Herabschwebens vermag die Kuppel der Renaissance zur Erscheinung, zur Empfindung zu bringen²⁾.

1) Kultur der Renaissance in Italien, S. 283 fg.

2) Hierzu die Auffassung (die sich allerdings nicht ganz mit der letzteren

Gewiss sind derartige subtile Zusammenhänge nicht notwendig, um den Wert der Renaissancekirche zu erkennen.

Wer aber von der Betrachtung des Mittelalters herkommt oder aus seinen eigenen Gedanken schöpft, wird in ihr vergeblich nach dem Ausdruck einer religiösen Empfindung suchen, eine Teilnahme des religiösen Lebens an der Schöpfung erkennen wollen. Er erinnert sich vielleicht an die Stellung weiter Kreise jener Zeit zur Kirche (wie es zuvor kurz dargestellt wurde), an einen gewissen Widerspruch in diesem Verhältnis. Sollten wir dann annehmen, dass die Kunst sich zu ihrer schönsten Blüte entwickelt habe über einer Kluft, dass man in ihr Ersatz gesucht habe für ein tieferes religiöses Leben, das jene Verhältnisse, wenigstens in allgemeinerer Ausdehnung, unmöglich machten? Nichts verkehrter. Hätte sie als Ersatz dienen sollen, und selbst für das Höchste, wäre sie nicht die grosse Kunst geworden, deren Werke noch heute herrlich wie am ersten Tag blühen.

Schliesslich aber, ist es denn überhaupt gerechtfertigt, wenn manch einer heute (wie auch früher in der Zeit nach der Renaissance) in dieser Kunst die Wirksamkeit religiöser Motive sucht, und nach ihrem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein den Wert derselben bemisst? Ist es überhaupt zulässig, in der Baukunst zu reden von „Mitteln, um religiös zu wirken“, in sie einen religiösen Gehalt zu legen?

Gern erhebt eine kunstarme Zeit einem grossen Künstler gegenüber den Vorwurf, er habe über der Ausbildung der Erscheinung den „Gehalt“ vergessen. Aber immer aufs neue werden solche Bedenken überwunden durch die wiederkehrende Thatsache, dass die reine Freude am Gestalten, das Bewusstsein des lang geübten Könnens, der Bewältigung des Stoffs eine — nicht die einzige — Voraussetzung sind für die künstlerische Offenbarung, und die wichtigste Grundlage für die Vollendung eines Kunstwerks. Es macht hier Geymüller als der erste den schwierigen Versuch, auch für die Renaissancekunst „die Mittel, um religiös zu wirken“, aufzusuchen. Er greift einzelne Elemente heraus, sucht ihre Bedeutung, ihren Wert, die Wirkung auf das Empfinden zu erkennen; er weist hin auf den Rundbogen, auf die Verbindung mit den Schwesterkünsten, auf die Behandlung des Lichts und die Kuppel.

deckt, aber uns etwas von der Wirkung der Kuppel auf das religiöse Gefühl offenbart) in einem Sonett des G. B. Strozzi für den Florentiner Dom [bei Vasari XLI]:

Tal sopra sasso sasso
 Di giro in giro eternamente io strussi,
 Che così passo passo
 Alto girando al ciel mi ricondussi.

In der That vermögen diese Teile den Weg zu weisen zu einer bestimmteren Auffassung. Man ist geneigt, auch an die Bedeutung der schönen Verhältnisse, vor allem der Raumgestaltung zu denken; sie bergen nicht bloss rein ästhetische Werte. Der französische Gelehrte sieht aber ferner eine weitgehende Übereinstimmung zwischen einem Teil der antiken Ästhetik mit ihrem Ideal der objektiven Vollkommenheit (welches auch für die Renaissance massgebend wurde) und derjenigen des Christentums. — Es ist hier nicht nötig, einen grossen psychologischen Apparat zu bewegen und zu zeigen, wie bestimmte Formen und ihre Beziehungen ganz bestimmte Wirkungen ausüben auf das Empfindungsleben. Für die religiöse Empfindung handelt es sich doch immer um ein ausgeprägt persönliches Verhältnis zum Überirdischen; und die Regungen in dieser Hinsicht sind viel elementarer, als dass jene Werte sie wohl bestimmen könnten.

Tausend Dinge und Erscheinungen sind, die, scheinbar zusammenhangslos, uns erinnern können an eine Beziehung zu einer Gewalt, die ausserhalb der Grenzen des Menschendaseins liegt; gleichviel wie nun ein jeder sie empfindet oder denkt. Von einer so realen, materiellen Kunst, wie die Architektur ist, wird man im Ernst nicht verlangen können, dass sie ein religiöses Gefühl zum Ausdruck bringe, weder ein bestimmtes noch ein allgemeines; dass in ihr ein religiöses Bewusstsein sich verkörpere oder auch nur die eine solche stützende Grundempfindung. Sie wirkt ebenso mit dem Einzelnen, den Teilen, wie mit dem Ganzen, der Fläche, der Masse, dem Raum vor allem. Sicher gehen von diesen Elementen bestimmte Wirkungen aus; diese bestehen aber nicht in der Übermittlung einer Empfindung, sondern bedeuten eine Reinigung, eine Befreiung der mitgebrachten Empfindung des Beschauers von diesen oder jenen Einflüssen, ein stilles Lenken, ein Vorbereiten auf etwas, das unter jenem Gewöhnlichen verborgen liegt und entweder keine Kraft, Gelegenheit oder Neigung hat, rein hervorzutreten. Und gerade in dieser Richtung vermögen allerdings die wohlbeherrschte Masse, der Raum und die architektonischen Formen mit einer elementaren Wucht zu wirken. — In einem ganz übertragenen Sinn darf dann allerdings der Baukunst eine religiöse Wirkung zuerkannt werden, kann man von einem religiösen Gehalt selbst beim Centralbau der Renaissance sprechen.

V.

Bramantes letztes Werk bezeichnet ungefähr die Grenze für die beiden Entwicklungen der Renaissancekirche, an deren Trennung wir

festhalten, so lange wir sie werten und beurteilen wollen. Natürlich hat im Verlauf die eine auf der anderen sich aufgebaut, hat den älteren Typus des Langhauses mit Tonnen und Seitenkapellen weitergebildet und von den Formen des Centralbaus wesentliche übernommen und verändert. Allein die absolute architektonische Kraft, welche jene Kunstform ausgestaltet und beherrscht und alte Elemente zu einer ganz neuen Erscheinung und Wirkung verwertet hatte, war im Schwinden. Die folgende Zeit verarbeitete das Übernommene in ihrem Sinn. „Es kommt alles auf den Geist an, der sich der Formen bediente“, sagt Burckhardt; und dieser Geist war ein ganz anderer geworden.

Rom mit seiner grossen Vergangenheit begann bedeutenden Einfluss auszuüben auf die Aufgaben, wie auf die Formgebung und die Phantasie der Künstler. An diesem Punkte ward es verhängnisvoll, dass die Antike nicht mehr bloss vorzugsweise nachgeahmt, sondern ausschliesslich massgebend, absolut vorbildlich wurde, und nach der Antike wenige gewaltige Persönlichkeiten und Künstler, Bramante und Michelangelo, sogar weit über Italien hinaus. Ganz anders als bei den Kirchen der Frührenaissance wurde jetzt das Hauptgewicht gelegt auf den Rhythmus der Verhältnisse, die feine Abstufung der Glieder, das Gleichgewicht der Teile; von der Harmonie der Masse, der Symmetrie, endlich von schönen Kontrasten sollten wesentliche Wirkungen ausgehen. Diese Elemente, die früher die Raumgestaltung bedingten, drängen jetzt zur Herrschaft in der Bildung des Äusseren, der Fläche und der Façade. Sie sind auf dem Weg, imposant, konventionell, gleichgültig zu werden.

In der religiösen Baukunst bedeutete nicht die strengere Ausbildung ihrer Formen und Anlagen an sich, sondern die Konstellation, in der es geschah, die Veränderung ihres Werts, die Verminderung ihrer Einheit. Darf es als eine Thatsache betrachtet werden, dass in der mittleren Epoche einer Stilentwicklung der befriedigende Einklang zwischen der Bedeutung, dem Gehalt des Lebens und ihrer künstlerischen Erscheinung nach Möglichkeit erreicht ist, im weiteren Verlauf aber immer mehr eine Entfernung, ein Zwiespalt eintritt, so ist dieser von erschreckender Tiefe für die Entwicklung der Renaissancekirche Italiens. Es wurde bereits angedeutet, dass die unerwarteten politischen und religiösen Schicksale das Leben immer mehr mit einem neuen Gehalt erfüllten, der seine äussere Darstellung durch die Bewegung der Gegenreformation fand. Sie darf als mitursächlich in Beziehung gesetzt werden mit der veränderten Richtung der Baukunst. Sie erzeugte ein stärkeres Bedürfnis nach Kultbauten, machte überdies

notwendig, neue Kirchen zu bauen und schnell grossartige prachtvolle Werke hinzustellen. Die Formen waren da, wurden durch strengere Auffassung der Antike weiter, ins Grosse und Ernste, gebildet, und sie mussten weiter entwickelt werden. Aber das Leben, das einst in ihnen gewohnt, ward der entschiedene Gegensatz zu dem jetzigen, welches sie auch fernerhin umkleiden sollten bis zur abschliessenden Vollendung der künstlerischen Form. Man rede nicht von der Freiheit, mit der der Künstler derselben gegenübersteht; sie gilt nicht grenzenlos in der Baukunst, ist noch beschränkter inmitten einer einheitlichen geschlossenen Stilentwicklung, auf eine fortlaufende Reihe intensiv arbeitender Kräfte gestützt, wie es auch die Renaissance in ihrer Mitte war. Es liegt dann eine elementare Macht in diesen Formengebilden, wenn sie einmal zur Höhe gebracht sind; sie müssen weiter entwickelt werden, es koste was es wolle. Und diese Entwicklung findet ihren Abschluss erst im Barock; ihrem neuen Leben entsprechen hier auch kräftig veränderte Formen. — So wurde die Stärke und Sicherheit der künstlerischen Entwicklung sich selber im Kirchenbau zum Verhängnis. Von dieser Zeit an offenbart sich leise oder deutlich darin etwas, das als ein tragisches Schicksal bezeichnet werden könnte. Es regt sich in den Schöpfungen einzelner Bauten, in dem Leben einzelner Meister; an St. Peter vor allen. Bramante hatte mit der ihm eigenen Schnelligkeit und Sicherheit die ersten Pläne gemacht. Die Energie Julius II. strebte nach ihrer Verwirklichung. Seit Leo X. kam die sittliche und politische Krise zum Ausbruch, das Werk blieb liegen, schon das Geld fehlte. Viele aber, die in Bramantes Entwürfe Einsicht haben, erklären, dass in ihnen das Beste der Renaissance liegen geblieben sei. Schon der Grundriss eine herrliche Harmonie: das griechische Kreuz mit der weiten Kuppel und mächtigen Eckräumen; das Äussere mit merkwürdiger Verbindung von Türmen mit Kuppel und Nebenkuppeln, mit der unterschiedenen Gliederung der Traveen; das erscheint, noch geschlossen, als die schönste Blüte der kirchlichen Renaissance. Und kam nicht zur Entfaltung. Fast alle berühmten Architekten des Jahrhunderts arbeiteten für diesen Bau. Michelangelo hält sich selber für den *esecutore* der Pläne Bramantes, allein er ist es nicht, er hebt die eigenartige, unterschiedene Gliederung der Traveen auf, die Kuppel und die Steigerung des ganzen Aufbaus von der Vorhalle bis zum Tambour, das ist sein Werk. Die Harmonie, der Einklang der ersten Idee mit ihrer Form, ist gesprengt. Wie in seiner Plastik auch hier das Hinarbeiten auf ein einziges grosses Ziel: ein transcendentes Element lebt unter seinen zum

Teil nüchternen Formen, sie thun ihren Dienst nicht, genügen kaum mehr. Die weitere Entwicklung, der Langbau Madernas, die Façade des Bernini und seine projektierten Türme, ein fortgesetztes Herabdrücken der Kuppelwirkung, ein stetiges Verändern, sagen das Übrige. Freilich, auch gotische Dome hatten mit ihrer Vollendung zu kämpfen, das Fehlen finanzieller Mittel kommt auf beiden Seiten in Betracht, bei diesen war aber durch einen Meister oder die in seinem Geist arbeitenden Nachfolger ein umfassender Plan gegeben; bei St. Peter hatte aber nicht die Ausführung eines Planes Schwierigkeiten, vielmehr die Ausgestaltung des Planes, der ganzen Erscheinung. — Man kann einen Beweis für die Grösse und den Ernst der kirchlichen Renaissance in der Spätzeit darin sehen, dass sie trotz des Zwiespalts, in dem sie sich bewegte, nicht stockte oder entartete, sondern eifrig weiter arbeitete. Der künstlerische und der religiöse Mensch rangen beide. Jener versuchte immer wieder mit den Formen seiner Kunst, die doch ein neues Leben als das ihnen ursprüngliche umklammerte. Aber sie gaben nur langsam nach. Ihren Höhepunkt findet diese Richtung in Palladio, einem der letzten, allergrössten der Zeit. Er besass die gründlichste Kenntnis des Alten; und er war einer der ersten, der wieder für einen reineren Kultus, in einer strengeren Art herrliche Kirchen baute. Die Seitenkapellen erscheinen wieder, das Äussere wird ernst und würdig gestaltet, dem Innern entsprechend. Schon verschwindet die Farbe. Aber er beherrscht noch straff die Formen der Alten, die für jeden verhängnisvoll werden, der sie nicht meistert, die unter seiner Hand ein ganz neues Wesen gewinnen. Palladios That ist es, in der Zeit einer ernsteren Religion, eines vertieften Glaubens die Mittel geschaffen zu haben zu einer neuen Gestaltung der Kirche. Er bestimmte die eine der Hauptrichtungen, in denen der Barock weiter arbeitete.

Erkennen wir die kirchliche Baukunst der italienischen Renaissance an als eine, im Bezug auf das Volk als Individuum, höchst subjektive, worin dieselbe mit Hülfe ihrer speziellen, selbst durchgearbeiteten Mittel ihre Ideale zu verkörpern sucht und einen eigenen Gehalt aufweist, so erscheint es schwer denkbar, wie die Übertragung einer so abgeschlossenen Kunst auf fremde Länder möglich ist; und dennoch ist sie geschehen. Denn es ist ihr Äusseres, ihre Gestalt und Erscheinung, so bedeutend ausgebildet, dass man sich zunächst über ihr Wesen, ihre inneren Werte hinwegsetzt und bloss jenes übernimmt. Weiterhin ist wahrscheinlich, dass in der Zeit der späten Gotik und des Flamboyant eine Entwicklung in den alten Bahnen zu keinem rechten Ergebnis mehr

geführt haben würde, dass eine Stilwandlung nötig war, der Norden aber und besonders Deutschland neben den tiefgreifenden politischen und religiösen Kämpfen nicht genügend Kraft und Raum besessen hätte, aus sich heraus eine wertvolle Umwandlung der Formen durchzuführen. Mit Vorsicht kann zur Erklärung auch der Gedanke berücksichtigt werden, dass die einzelnen Völker nicht so abgetrennt und abgeschlossen, auch ihre Kräfte nicht gleich und auf dasselbe Ziel hin gerichtet sind, so dass ungefähr gleichzeitig alle ihren „nationalen Stil“ haben könnten.

Der Vorwurf, die nationale Kraft getötet zu haben, ist der Renaissancearchitektur gegenüber nicht nur in Deutschland erhoben worden; in Frankreich kam er bereits von Viollet-le-Duc. Geymüller hat versucht, die Notwendigkeit der Stilwandlung und der Aufnahme der Renaissance in Frankreich um 1500 nachzuweisen¹⁾. Zwischen der Anerkennung der Thatsache, dass sie ein „Aufblühen nationaler Elemente“ nicht gebracht habe, und dem Recht hieraus der Renaissance einen Vorwurf zu machen, liege aber eine weite Kluft. Indessen müsste man an einen Stillstand der Entwicklung glauben, wollte man ihm darin zustimmen, dass ein nationaler Stil nach der Gotik nicht mehr möglich war, weil alle nationalen Elemente in der Gotik ihren vollkommenen Ausdruck gefunden hatten. — Der andere, hiermit zusammenhängende Vorwurf ist der, sie vermöge nur in geringem Mass, oder überhaupt nicht, „christlich zu wirken“. Er ist es, der uns hier hauptsächlich beschäftigt. Mit der neuen Bildung der Renaissance, die aus Italien über die Alpen vordrang, kam allerdings keine neue Quelle religiösen Lebens, und dies verzögerte von vorn herein ihre Aufnahme im Kirchenbau, liess Geistlichkeit und Volk beharrlich an der Gotik festhalten. Um so ausgedehnter verwandte sie die kirchliche Kunst an kleinen Werken, Altären, Grabmälern, kirchlichen Geräten. In ihrer Architektur aber entstanden Schöpfungen von ganz eigenartiger, speziell französischer Durchbildung der alten Formen und der Renaissance. In dieser Richtung bewegt sich das Streben bis in die Zeit Ludwigs XIII. hinein; hier tritt die Änderung ein. Immer enger wird der Anschluss an Italien, immer unmittelbarer die Nachahmung. In hohem Grade mögen politische und konfessionelle Rücksichten die Anlehnung an römische Vorbilder zur Folge gehabt haben, deren Typen doch nur in den grossen Verhältnissen des Südens ihre wahre Schönheit entfalten konnten. Vielfach machte auch kluge Berechnung der geistlichen Fürsten und des

1) Baukunst der R. in Fr. Kap. 2. 3a.

unter ihrem Einfluss stehenden Hofes das Streben nach italienischer Pracht und Grösse wünschenswert. Auf Kosten der religiösen Stimmung wurde formale Vollendung gesucht, und endlich gegen Ende des 17. Jahrhunderts war man an demselben Ziel angelangt, wie in Italien etwa ein Jahrhundert zuvor¹⁾. Wie dort durch Palladios und Vignolas Thätigkeit eine geschlossenerere Gestaltung der Formensprache der Antike erreicht war, die formalen Bestrebungen zurücktraten und eine freiere Verwendung der Glieder ermöglicht wurde, so bewegte sich nun auch hier die Arbeit in der Richtung, „den Ton der Architektur zu verstärken“, den Gebilden eine erhöhte Bedeutung und Grösse zu geben. Nirgends tritt die einer solchen Übertragung anhaftende Unwahrheit deutlicher hervor als am Kuppelbau²⁾. Diese höchste Kunstform der Renaissance war für Frankreich „nicht das Erzeugnis langer Arbeit, nicht geworden in zahlreichen grossen künstlerischen Thaten . . ., sondern als fertige Ware überliefert. (Es) hatte sich nicht an der Durchbildung der Idee beteiligt und empfand daher nicht ihre Grösse“. In allen den drei grossen Kuppelkirchen, die unter direktem Einfluss der Renaissance stehen: an der Sorbonne, an Val-de-Grâce und dem Invalidendom hat die Form eine unwürdige Bildung erhalten. Das Missverhältnis des Äussern und Innern zerstört ihren Wert; die Basis der äusseren stets aus Holz gebauten Schale liegt in Höhe (bei Val-de-Grâce noch oberhalb) des Scheitels der inneren; daher auch die gestreckten Verhältnisse des Tambours, die Disharmonie zwischen der Höhe der inneren und äusseren Fensteröffnung, welche den ruhigen Eindruck trüben. Auffallend ist an der Kuppel von Val-de-Grâce der allzu ruhige, runde Kontur; an der des Invalidendoms die Eleganz. Mit ihrer Feinheit der Formen und Vornehmheit der Verhältnisse ist sie auch eher ein Denkmal des Ruhms, voll festlicher Stimmung. — Den verständigen, kühlen, nüchternen Charakter der späteren Renaissancekirche Frankreichs muss selbst ein begeisterter Verehrer wie Geymüller zugeben.

Der letzte Versuch, die Gotik und Renaissance für Konstruktion und Formen unvereint nebeneinander zu gebrauchen, war St.-Etienne-du-Mont. In der Façade von St.-Eustache erscheint der Höhepunkt der französischen Kirchenrenaissance³⁾: die aufstrebende Symmetrie der

1) Gurlitt, Geschichte d. Barocks und d. Rococo . . in Frankreich etc. S. 244.

2) S. 65.

3) Sie wird schon damals in Vergleich gestellt mit den alten und gleichzeitigen Bauten: „la plus parfaite et accomplye ouvrage qui se trouve entre les antiques et modernes, tant en France qu'en Itallye“, heisst sie in einem Inventaire v. 1621: bei Geymüller, a. a. O. Anm. 1047.

gotischen Kathedrafront ist verändert in eine Harmonie von horizontaler und vertikaler Dreiteilung, mit Energie und Klarheit gegliedert. Nichts bezeichnender für die Höhe der künstlerischen Entwicklung als die Tatsache, dass der erste grosse Bau der Jesuiten der Kirche des Hugenottenmeisters unmittelbar nachgebildet ist.

Im Zusammenhang hiermit sei in Kürze die Auffassung Geymüllers über den Wert der kirchlichen Renaissance dargestellt, weil er dieselbe wesentlich im Anschluss an die französische Renaissance gebildet hat, und ausserdem weil es reizt, sie der Anschauung eines Reichensperger gegenüber zu stellen. Die beiden bedeuten die Extreme, zwischen denen sich die andern Meinungen bewegen können. Freilich führen Geymüller nicht minder die Liebe zur französischen Kunst als das umfangreichste Wissen und tiefes architektonisches Empfinden zu seiner Überzeugung. Vorraussetzung ist für ihn der Beginn der Renaissance in Italien mit dem Dom von Florenz 1296, wobei sich dem antiken Raumgefühl entsprungene Innenräume in ein reduziertes gotisches Detail hüllen. Zwei Strömungen begegnen einander: dort der Versuch, antike Weiträumigkeit, Raummajestät, Harmonie und Kuppel in die gotische Formen- und Ideenwelt einzubürgern; hier das Streben, die Prinzipien der vertikalen Komposition, die Zusammengehörigkeit der Formen, den Bündelpfeiler der antiken Formenwelt zuzuführen. Die Aufgabe der Vereinigung fällt der Renaissance zu. Sie ist auf den Stil der Sehnsucht die Antwort der Schönheit von Gottes Gnaden; sie ist die vollkommenste religiöse Baukunst und enthält die christliche Ästhetik durch ihr Ideal der objektiven Vollkommenheit. Mehr noch als die Gotik verlangt sie grosse künstlerische Vortrefflichkeit aller Ausführenden, Begeisterung für das heilig Schöne und den höchsten christlichen Glauben aller Mitwirkenden. In ihr kommt zur Erscheinung die Freiheit des Individuums auf Grund der Harmonie mit den Gesetzen Gottes; ein höheres architektonisches Prinzip als dieses ist nicht denkbar. Sie hat alle Mittel für den vollkommensten Kirchenstil der Christenheit vereint und fertig hingestellt. — Die Geschichte scheint ihm Recht zu geben, trotzdem sie äusserlich auf das Gegenteil hinweist; die historischen Schicksale des Stils in Frankreich machten es unmöglich, seine Ideale klar zum Ausdruck zu bringen. Er muss zugestehen, dass die Übertragungen der italienischen Kunst schliesslich kalt und korrekt geworden sind, die Innengruppierung unbedeutend, und dass die französische Architektur die Mittel, um religiös zu wirken, lediglich durch Beibehaltung gotischer Elemente gewonnen hat. Aber aus Fragmenten, Altarwerken, kleineren Schöpfungen, die

ihm wie Modelle für grössere Motive, als Reflexe nicht ausgeführter Entwürfe erscheinen, stellt er eine fortlaufende Reihe von Typen auf, die ein Bild der virtuellen Entwicklung geben, die Möglichkeit ihrer Entfaltung, die Ziele ihres Strebens darstellen.

Im Gegensatz zu den Verhältnissen im Westen standen in Deutschland der kirchlichen Renaissance zu Anfang der Bewegung nur wenig künstlerische Kräfte zur Verfügung. Viel früher und auch viel tiefer als dort griffen hier die religiösen Kämpfe in das innere und äussere Leben jedes ernstern Menschen. Fand die Renaissance im Profanbau neue Aufgaben und ein überreiches Feld, so bedeutete sie für den Kirchenbau um so weniger, gewann in ihm keine Bethätigung. Dass er noch lange an der Gotik festhielt, ist für ihn nur von Vorteil gewesen; ja es mag als ein Beweis der Stärke gelten, dass er die neue Formenwelt nicht sogleich aufsuchte und übernahm, sondern ohne ihr grossen Einfluss zu gewähren auf Konstruktion und Struktur, sie zuerst nur als dekoratives Element verwendete, um damit den Schmuck zu veredeln und die freundliche Erscheinung des Werkes zu erhöhen. So war die deutsche Renaissance keineswegs ein Bruch mit der Vergangenheit, sondern eine Fortführung, eine Ablösung, eine langsame Veränderung. Aber gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschah, was doch einmal geschehen musste, dass ihre Gleichmässigkeit gestört ward, dass nicht mehr die mit der Kleinkunst zusammenhängenden, in ihrer Art schaffenden Meister bauten, sondern Bau-Meister, die wieder ernster und architektonischer dachten und arbeiteten. Die italienische Spätrenaissance wurde zum Vorbild genommen; zahlreiche Architekten aus ihrer Schule kamen über die Alpen, vor allem brachten die Jesuiten die Lehren ihrer Theoretiker und die Formen ihrer Künstler herüber. Unter diesen Einflüssen entstand eine Steigerung der Kräfte und Fähigkeiten, erhöhte sich die Bedeutung ihrer Leistungen, bis in die Zeit vor dem grossen Krieg. Das Erlernen der fremden Kunst, die sich als so mächtig erwies, die Beherrschung der italienischen Formen waren die nächsten Aufgaben und Ziele; aber dahinter regte sich die eigene Arbeit. Die innere Kraft und Phantasie, welche einst die Gotik ausgebildet, hatten ihre Richtung behalten und suchten, befruchtet und gestärkt durch die Kunst des Südens, sich zu bethätigen, um mit ihr aus sich heraus nach eigener Weise etwas rechtes zu schaffen¹⁾.

1) Vorzüglich schildert Gurlitt (Gesch. d. Barocks etc. in Deutschland, S. 33 fg.) diese aufsteigende Bewegung, das Bestreben, sich aus den Banden der Kleinkunst zu befreien, die Bildung fester Schulen, das Auftreten kräftiger Künstlererscheinungen.

Da zerriss der Krieg die künstlerische Überlieferung; das neue Geschlecht verlor den engen geistigen Zusammenhang, „ihm musste die Baukunst als vor ihm abgeschlossen erscheinen“. Auf dem Gebiet des Kirchenbaus macht sich dieser Riss dadurch fühlbar, dass künftighin überwiegend italienische Formen übernommen und angewendet werden, bis diese Richtung ihre Befriedigung findet im Barock, in dem Stil der westeuropäischen Welt. Die Kunst in Süddeutschland mit ihrer rein sinnlichen Schönheit, die Arbeit im (protestantischen) Mittel- und Norddeutschland mit ernsteren Bildungen haben beide noch hohe Leistungen aufzuweisen. Bei der ersteren regt sich unter ihrer Pracht und Festestimmung oft eine leidenschaftliche Erregung der Seele, welche im äusseren Leben sich zuweilen zu einer fast mittelalterlichen Bussfertigkeit steigerte. Indessen eine abgeklärte, tief religiöse Empfindung offenbart sich nur in vereinzeltten Erscheinungen. Nicht unbegründet ist die Annahme, dass die Kräfte und Formen, die dem religiösen Bewusstsein einen würdigen künstlerischen Ausdruck schaffen sollten, in der Entwicklung begriffen waren, allein durch gewaltsame Bewegungen, äussere Schicksale verhindert wurden, in gemässer Weise sich auszubilden. Aber gerade die Notwendigkeit einer blossen Annahme bedeutet die Schwierigkeit in dieser wichtigen Frage. Denn eine umfassende Würdigung der Leistungen der kirchlichen Renaissance in Deutschland liegt nicht vor; fehlen doch schon genauere Aufnahmen und Publikationen. Es sei gestattet zu erwähnen, wie Gurlitt auf die Bedeutung des gleichzeitigen Profanbaus hinweist und die beginnende Durchbildung eines wirklich eigenartigen Darstellungsvermögens unter anderem in den Schöpfungen des Elias Holl und am Nürnberger Rathaus deutlich vorauserkennen will. Indessen wird eine Analogie im Kirchenbau schwer zu finden sein.

VI.

Die italienische Renaissance hat in ihrer Blüte im Centralbau die ihrer geistigen Grundlage angemessenste architektonische Kunstform zu hoher Vollendung entwickelt und damit zugleich eine ihrem Leben entsprechende, ihres Geistes würdige Kirche geschaffen. Die folgende Zeit hatte dies Vermächtnis zu verwerten, allein unter ganz veränderten Bedingungen, was angesehen werden darf als notwendige Folge des neuen Lebens, welches ihr Volk vor anderen Völkern zuerst durchlebte. Für

nungen, die Anfänge einer ins Grosse strebenden monumentalen Kunst. Was er dort mehr von Profanbau sagt, lässt auch für die Entwicklung der Kirche vieles und wichtiges erkennen.

die Länder des Nordens und Westens aber, die die Renaissance übernahmen, ergibt sich, dass auf dem Gebiet des Kirchenbaus ihre Baumeister jene eigentümliche Formenwelt der Italiener nicht zu meistern verstanden, sie in charakteristischer Weise zu verwerten keine Anlage und Fähigkeit besaßen und, abgesehen von seltenen Ausnahmen und vereinzelt hohen Leistungen, aus dem Derivat eines Derivats Eigenwertvolles nichts hervorbringen konnten. Reden wir allein von der zweiten Periode der Renaissance, die die Resultate der Spätrenaissance Italiens und derjenigen des Auslandes zusammenfasst, so ist zu sagen, dass es ihr nicht vergönnt war, ein Gotteshaus zu schaffen.

Ihre Kultur bot auch nicht die Grundlage dafür; sie, von unserem ganzen Leben unzertrennlich, hat es mit sich gebracht, dass die Renaissance im Kirchenbau eine Unmöglichkeit zu lösen unternahm. An ein Unvermögen des künstlerischen Stils an sich ist alsdann erst in zweiter Linie zu denken. Es war der Kirchenbau für die Renaissance, und ganz besonders für die deutsche, das schwierigste Problem, die schwierigste Leistung. Nicht nach den Ergebnissen allein darf sich hier das Urteil richten, sondern auch nach der Aufgabe, nach dem Verhältnis ihres Inhalts zu ihrer Lösbarkeit und zu der aufgewendeten künstlerischen Arbeit. Nach heutigem Massstab darf die Kritik ihre Schöpfungen nicht messen, es sei denn, dass ihre praktische Verwendung für eine neue Anlage in Frage steht.

Bei dieser Auffassung ist die Berechtigung eines Vorwurfs, die Renaissance habe ein Kultgebäude, eine Kirche nicht schaffen können, ganz ausgeschlossen. Der arbeitende Künstler wird ihn immer wieder erheben, der es an sich spürt, dass die Formen sich seinen Ideen nicht fügen, die sich doch so lange fügen mussten und oft nichts Ernstes und Wahres bedeuteten; der gelehrte Forscher mag ihn aussprechen, dem ebenfalls die künftige Entwicklung am Herzen liegt. Geradezu wertlos aber und nichtig wird der Vorwurf, ausgedehnt auf die Baukunst Italiens. Sie ist wie das Leben, das sie begleitete, so natürlich, so konsequent und notwendig erwachsen aus dem Boden, worauf sie stand, und aus seinen Menschen. Endlich aber — das ist der Kern der Anschauung Reichenspergers — der Renaissance entgegenhalten, sie habe in der Sorge um die Wiederbelebung der Antike die Ideen der mittelalterlichen Kirche, die doch wahrlich nicht dieselbe Eine bleiben sollte, samt ihren Dogmen und Offenbarungen, Hoffnungen und Verheissungen nicht mehr wie die Gotik „zum Ausdruck gebracht“, dass heisst die Gotik schier um die Hälfte ihres Werts herabsetzen und die Kultur von vier Jahrhunderten

für nichtig erklären. Nicht die Kunst allein und nicht das Leben, nicht dies oder jenes allein trifft überhaupt ein Vorwurf. Ferner aber, eine Anklage der Art, die Renaissance habe keine „heiligen Formen“, keinen sakralen Stil ausgebildet, verliert überhaupt jeden Boden. Denn es heisst, einen so fertigen Begriff des Heiligen mitbringen, wie es doch weder in zwei Religionssystemen noch in zwei Empfindungen gleich vorhanden ist; und darnach ein Kunstwerk oder gar eine ganze Kunstgattung allein beurteilen, bedeutet: einen Massstab an sie anlegen, dem sie sich völlig entzieht.

Es ist mit Schärfe hervorgehoben worden, dass Reichensperger eine erfolgreiche Erneuerung der Gotik basieren will auf die Wiederherstellung ihrer mittelalterlichen religiösen Grundlage; „die Kirche“ von heute steht aber und bleibt auf einem anderen Boden als früher. Nicht ein Schluss aus diesem Satze ist die Behauptung, dass die Zukunft mit der Gotik ihre Kirchen nicht wird bauen können. Man hat es seither immer wieder mit ihr versucht. Die deutsche Renaissance hielt an ihr fest, und das lieferte vielfach gute Ergebnisse. In der Zeit, in der Reichensperger wirkte, hielt man den gotischen Stil für den einzig kirchlichen und verwandte ihn darum zu Kirchen vorzugsweise. Davor liegt noch eine merkwürdige Strömung der Romantik, der Wahn Schinkels, die Gotik, „der ergreifendste Stil deutscher Bauart“, sei im Mittelalter nicht zu „völliger Vollendung“ gelangt und diese sei durch eine Wiedergeburt aus dem griechischen Geist heraus zu bewirken. Die Frucht der ernsteren Bestrebungen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war wenigstens der Beginn der genaueren Erkenntnis, wie die alten Meister die Kirchen gebaut haben. Dass man die daraus gewonnene Kraft in Nachahmungen erprobte und vermehrte, war natürlich; dass es schöne Versuche blieben, ebenso. Von jener Erkenntnis aus aber werden neue Versuche im Kirchenbau ausgehen.

Es stehen hier auch ganz andere Schwierigkeiten im Wege als zuvor. Die gewaltige Formensymbolik, durch welche die mittelalterliche Kirche so enge verwachsen war mit der Darstellung der Religion, belebt das katholische Kultgebäude nicht mehr wie einst; von der protestantischen Kunst wurde sie aus dogmatischen Gründen bereits im Anfang vollständig aufgegeben (Schlosskapelle in Torgau). Die Kirche war ehemals das „Haus Gottes“, die irdische Stätte der Hostie, das Behältnis des höchsten Wunders. Luthers Religion verändert ihren Wert: sie ist ein Haus der Vereinigung religiös empfindender Menschen, die Stätte der Vertiefung in die Worte der Schrift, der Ort der Er-

hebung in dem Gefühl der Gemeinschaft und der Nähe ihres ^{höher} Stifters. Von allen diesen Elementen hätte wohl am ehesten das letzte befruchtend auf die Kunst wirken können (und hat es zum Teil auch, besonders in der Umgebung des Pietismus um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts); es birgt zunächst eine tiefe Empfindung der Seele, enthält aber einen Wert, dem auf der anderen Seite ein künstlerischer, gerade ein architektonischer, entsprechen könnte; es erweckt ein schwerendes Gefühl des Raumes und der Höhe, das sich in keine der früheren Formen kleiden möchte.

Eine der gotischen Hoheit und Geschlossenheit entsprechende kirchliche Baukunst wird erst wieder in die Erscheinung treten können, wenn ein neues, ebenso hohes Gottesbewusstsein sich entwickelt hat. So lange bleiben alle Bildungen ein Zurückversetzen, ein Stillstehen. Inzwischen werden auch die Vorwürfe weiter dauern. So lange aber auf dem Gebiet der Profanmonumentalkunst die Renaissance nicht überwunden ist und man mit äusserstem Hass oder äusserster Liebe zu ihr steht, haben wir auch noch kein objektives Verhältnis zu ihr gewonnen, zum Geist der Renaissance ebenso wenig wie zur Persönlichkeit Luthers.

Ein bestimmt entwickeltes religiöses Bedürfnis einer grösseren Allgemeinheit: das ist die Voraussetzung für die Blüte der kirchlichen Baukunst. Ohne diese findet sie sich immer in einem Zwiespalt und ist sich selbst ein Widerspruch. Damit sind aber grosse Einzelleistungen nicht ausgeschlossen. Mehr als anderwärts erhebt sie sich über der zusammenhängenden inneren Arbeit vieler. Die Baukunst haftet an der Erde und ihren Stoffen wie keine andere, nur langsam verändert sie eine Form; und gerade bei der kirchlichen Architektur wird erst hinter der subjektiven Vollendung die objektive Gestaltung möglich, sie erscheint nicht im Augenblick der inneren Vollendung. — In dieser Hinsicht mag der Kirchenbau als ein Problem gelten, dessen Lösung dem innersten Bedürfnis des Menschen am nächsten steht.

Oder er müsste aufhören, einen Sinn zu haben, aufhören zu sein.

Es bedarf zum Ende noch einer Fixierung, die erst jetzt ihre Berechtigung erhalten hat. Bei der vorliegenden Frage lässt sich nicht umgehen, für die Beziehungen des religiösen Lebens zum künstlerischen Schaffen bestimmte Bezeichnungen zu gebrauchen: es war die Rede von Formensymbolik, von der Verkörperung einer Empfindung, von dem entsprechenden Ausdruck einer religiösen Bewegung im Kunstwerk. Nichts liegt mir ferner, als zu meinen, diese Bezeichnungen sollten irgend etwas mehr als andeuten, abkürzen. Diese Ausdrücke benennen

nur zwei Enden, sie schlagen Brücken von einer Höhe zur anderen. Was in der Tiefe liegt, was sie verbindet, wir wissen es nicht; allein es widerstrebt uns zu glauben, dass es ein Nichts sei, man müsste sonst am Ende leugnen, dass ein Zusammenhang bestände zwischen Kunst und Leben. Jene Worte lassen aber diesen zu gewaltsam erscheinen, zu bestimmt, zu unmittelbar. Zwischen der Absicht, einer religiösen Empfindung Gestalt zu verleihen, und dem bestimmten Drang, diese Gestalt ans Licht, in die Wirklichkeit, in die Erscheinung zu führen, liegt jene Tiefe, wo sich durch die Menschenseele hindurch vereinigt, was der Glaube erschaut und ersehnt, und was die Kunst sieht und will.

Stift Neuburg.

Von

Ernst Traumann.

Das Auge des Wanderers, der auf der Landstrasse von Heidelberg aus gegen Osten schreitet, wird schon aus der Ferne von einem hellen, stattlichen Gebäude angezogen, das, zwischen dem Harlass und Ziegelhausen etwa dem Königstuhl gegenüberliegend, aus langer Fensterflucht von einem Hügel des rechten Neckarufers in das Thal hernieder schaut. An das rechtwinkelige Haus — mit der einen Front nach Süden, mit der anderen nach Westen gerichtet — schliesst sich, mit Dach und Turm es überragend und mässig vorspringend, ein ephuebewachsenes Kirchlein an, das dem Ganzen sein freundlich-ernstes Gepräge giebt. Ein Bild des Friedens, ebenso reizvoll am frühen Morgen, wenn die ersten Strahlen der Sonne über dem Flusse zittern, wie am Abend, wenn sich die Schatten der Berge in das Thal senken. Es ist das Stift Neuburg. Auf ihm hatte das Auge Goethe's geruht, als er auf der Reise in die Schweiz im Jahre 1797 von Sinsheim aus am 27. August schrieb: „Aus Heidelberg um sechs Uhr, an einem kühlen und heiteren Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckars hinaus zwischen Granitfelsen und Nussbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmutig.“ Der Dichter ahnte damals nicht, dass dieser Ort einmal durch nahe Freunde, die hier seinen Geist und sein Andenken pflegten, zu einer Wallfahrtsstätte für spätere Generationen werden sollte.

Eine Gründung des Klosters Lorsch aus dem 12. Jahrhundert, später ein Stift für adelige Fräulein, im 18. Jahrhundert zuerst im Besitze der Jesuiten, dann der Lazaristen — erwarb es im Jahre 1825 der „Rath“ Fritz Schlosser aus Frankfurt. Er war, 1780 geboren, der ältere Sohn jenes Hieronymus Peter, den Goethe ebenso wie dessen Bruder Johann Georg — der spätere Schwager des Dichters — im

12. Buch von „Wahrheit und Dichtung“ so freundschaftlich erwähnt. Wie der Vater und Oheim, so wandte sich auch Fritz der Rechtswissenschaft zu, wurde zuerst Advokat in seiner Vaterstadt, dann in der primatischen Zeit Stadt- und Landgerichtsrat daselbst, späterhin Oberschul- und Studienrat, zuletzt Direktor des neugebildeten Frankfurter Lyceums — eine Laufbahn, die er seiner hohen, umfassenden Bildung verdankte. Auch ihm „streckten die Musen willig die Rosenhände von den Aktenstöcken“, wie Goethe von seinem Vater sang. Die Liebe zur Litteratur und zu den schönen Künsten blieb in dieser Familie heimisch. Als er im Jahre 1816 seine öffentliche Thätigkeit beschlossen — er hatte noch am Wiener Kongress die Interessen seiner Vaterstadt einige Zeit vertreten — widmete er sich völlig seinen Neigungen. Ungewöhnlich sprachkundig — er lieferte z. B. eine Übersetzung von „Freudvoll und leidvoll“ in 12 Sprachen — bethätigte er sich besonders in Übertragungen neugriechischer, italienischer und lateinischer Dichtungen. Von seinen Arbeiten verdienen vornehmlich „die Lieder des heiligen Franciscus von Assisi“ (1842) und „die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte“ (1852) erwähnt zu werden. Seit 1809 mit Sophie Dufay in glücklichster, wengleich kinderloser Ehe vereinigt, war er mit seiner ersten, ihm durchaus gleichgesinnten Lebensgefährtin im Jahre 1814 zum Katholizismus übergetreten — ein Ereignis, das Julius Frese in der biographischen Einleitung zu seiner trefflichen Publikation der „Goethe-Briefe aus Fritz Schlosser's Nachlass“, abgesehen von dessen eigener Geistesrichtung, teils aus Einflüssen Christian Schlosser's, des schwärmerisch angelegten jüngeren Bruders, vielleicht auch Clemens Brentano's, teils aus dem romantischen, der Vergangenheit zugekehrten Zuge jener Zeit erklärt. In seiner Denkweise änderte dieser Schritt nichts. Sein Ausspruch: „der Gläubigste ist auch der Duldsamste“ charakterisiert ihn in seiner ganzen Milde und Weitherzigkeit. Nirgends aber tritt uns seine Güte, seine Gewissenhaftigkeit, seine Freundestreue und Hilfsbereitschaft so leuchtend entgegen als in seinem Verhältnis zu Goethe. Zu ihm blickte er zeitlebens auf: „Von unserer Kindheit an“, so schrieb er nach des Dichters Tode an Sulpiz Boisserée, „hatte Goethe's Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewelkt, manches schön aufstrebende Talent, manches reiche Gemüt hatte sich wenigstens in Perioden der Entwicklung an ihn gerant und seine Einwirkungen aufgenommen — und wie manche der uns Teuersten unter diesen deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem

alten Heros gewissermassen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister v. Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet.“ Die von den Eltern überkommene Freundschaft hatte durch Goethe's Weggang nach Weimar (1775) keine Änderung erfahren. Im Jahre 1797 ward sie, als Goethe mit Christiane und August in Frankfurt weilte, erneuert. Der Dichter hat es seinen dortigen Freunden niemals vergessen und stets mit rührender Dankbarkeit vermerkt, dass sie sowohl damals als späterhin seiner Frau (1807 und 1808) und seinem Sohne (1805) die gastlichste und ehrenvollste Aufnahme bereiteten. Drei Frankfurter Familien vornehmlich sind es, in deren Freundschaft wir das Band erkennen, das Goethe in seinen späteren Jahren mit seiner Vaterstadt verknüpfte: Schlosser, Willemer und Brentano. Sie bildeten den festen Stamm der kleinen Gemeinde, die Frankfurts grössten Sohn schon zu Lebzeiten voll zu würdigen wusste. Mit dem Tode der Frau Rat, 1808, wurden die Beziehungen des Dichters zu Fritz Schlosser noch enger und stetiger. Goethe trachtete sein Erbteil, das lediglich aus Immobilien bestand, wenig eintrug, dagegen in den Kriegsjahren mit schweren Abgaben belastet war, an sich zu ziehen und des Frankfurter Bürgerrechts, das ihm nur materielle Nachteile brachte, entbunden zu werden. In den Verhandlungen mit den Behörden, die sich bis zum Jahre 1817 hinzogen, war Schlosser der Sachwalter Goethe's. Seine ausführliche Denkschrift über diese Angelegenheit, die bekanntlich keinen Ruhmestitel für die Stadt Frankfurt bedeutet, ist uns erhalten. Ausser den geschäftlichen Beziehungen — Schlosser besorgte für Goethe nicht nur die Verwaltung des in Frankfurt liegenden Vermögens, sondern auch den Einkauf von Waren und Kunstgegenständen, so dass wir ihn in ständiger Verrechnung mit dem Dichter finden — verbanden die beiden Männer die regsten geistigen Interessen. Schlosser liefert dem Dichter das gewünschte Material zu „Dichtung und Wahrheit“: Die Frankfortensien seines Vaters, die ersten Jahrgänge der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“, eine Übersetzung des Jordanus Brunus, ja sogar Becher und Stäbchen, wie sie dem Schultheiss beim Pfeifengericht übergeben wurden; für die Farbenlehre verschafft er ihm den Telesius. Goethe übersendet die fertigen Bände seiner Selbstbiographie, später die „Rhein- und Mainhefte“ u. A. m. Die künstlerischen Bestrebungen der Zeit, insbesondere die der deutschen Kolonie in Rom, werden eifrigst besprochen. Den Höhepunkt bilden die Jahre 1814 und 1815: Goethe besucht nach 17jähriger Abwesenheit seine Heimat wieder. Vom 25. bis

29. Juli wohnt er in Schlosser's Hause, desgleichen — nach dem Aufenthalt in Wiesbaden und am Rhein — vom 10. bis 24. September. An diesem Tag begleitet ihn Christian Schlosser nach Heidelberg. Das nächste Jahr sieht den Dichter wieder in der Vaterstadt. Nach der Kur in Wiesbaden und der teilweise in Begleitung des Freiherrn v. Stein und E. M. Arndt's unternommenen Rheinreise trifft er mit S. Boisserée am 12. August in Frankfurt ein. Aber sein jetziger Aufenthalt steht im Zeichen Suleika-Mariannens. Nur vorübergehend besucht er das Schlosser'sche Haus. Er wohnt auf der Gerbermühle bis 8. September, dann eine Woche im „Roten Männchen“ in der alten Mainzergasse, dem Stadthause Willemer's, um nochmals für vier Tage auf die Gerbermühle zurückzukehren. Es war Goethe's letzter Aufenthalt in Frankfurt. Im Oktober 1820 besucht das Schlosser'sche Ehepaar den Dichter in Weimar, der in den Annalen bemerkt: „Die lieben Verwandten, Rat Schlosser und Gattin, hielten sich einige Tage bei uns auf und das vieljährig thätige freundschaftliche Verhältnis konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern.“ Der Briefwechsel mit Schlosser dauert nahezu bis zum Tode des Dichters. Er zeigt uns diesen in seinen lebenswürdigsten Eigenschaften, dankbar für jeden Dienst, voll Interesse für die Angelegenheiten und das Schicksal seiner Freunde. Lebhaft beschäftigt ihn auch die politische Weiterentwicklung seiner Vaterstadt. Wie innig spricht sich oft die Sehnsucht nach dem Frankfurter Kreise aus (z. B. am 29. Oktober 1817), wie tief empfunden sind die Worte des Dichters beim Tod der alten Frau Schlosser (1819)! Nicht minder edel tritt uns das Bild Schlosser's aus diesen Briefen entgegen. Den getreuen Mann und dessen Verhältnis zu Goethe kennzeichnen am besten die Eingangsworte des Briefes vom 10. April 1818: „Wäre Ihnen, mein Teuerster, nicht gleich bei der Geburt die entschiedenste Geschäftsthätigkeit und Festigkeit von guten Geistern beigelegt worden und hätten sich nicht durch Anstrengung und Fleiss daraus nach und nach alle Tugenden Ihres ewig verehrten Vaters entwickelt, so dass Sie mehr für Andere als für sich im Leben zu handeln geneigt, ja genötigt sind; ich wäre bei jeder neuen Sendung betroffen und beschämt, welche Mühe bis ins Einzelne, Kleinste meine, obgleich nicht höchst wichtigen Geschäfte Ihnen verursachen. Bleiben Sie überzeugt meiner treuesten Dankbarkeit und fahren fort, bis sich dann doch zuletzt dieser Faden nach und nach abspinnt.“

Der letzte Brief Goethe's an Schlosser (vom 28. Mai 1830) enthält den Dank des greisen Dichters für die Sendung einer Abbildung

von Stift Neuburg, „der ernst-heiteren Wohnung und der unschätzbaren Gegend“. Hier verfloßen dem Rührigen — Schlosser starb 1852, seine Gattin 1865 — die Jahre teils in stiller Gelehrten- und Sammlerarbeit, teils in angeregtester Geselligkeit. Ausser dem ausgedehnten Frankfurter Verwandtenkreise verkehrten auf dem Stift die Häupter der katholischen Partei ebenso freundschaftlich wie die grossen Protestanten Stein, W. von Humboldt u. A. m. Auch Goethe's Enkel wohnten oftmals auf dem Stift. Nach ihnen ist das „Goethezimmer“ des Hauses benannt. Das Äussere des ehemaligen Klosters liess Schlosser unverändert, dagegen schuf er aus den früheren Zellen wohnliche Zimmer; das einstige Refektorium wurde zu einem grossen Saal umgewandelt, die Kirche von dem Karlsruher Hübsch im gotischen Stile derart restauriert, dass sie, mit dem oberen Geschoss auf gleichen Boden gebracht, im Chor die Kapelle, im Schiff den grossen Raum enthielt, der Schlosser's Kunstschatze barg. Von dem damaligen Leben auf dem Stift hat uns eine Augenzeugin, Emilie Kellner, geb. Andreae (Goethe und das Urbild seiner Suleika, Leipzig 1876), eine anmutige Schilderung entworfen: Wie früh morgens 7 Uhr die Glocke in die Hauskapelle zur heiligen Messe rief, die der Geistliche vom nahen Ziegelhausen las; wie die würdige Frau Rat Schlosser in einfachem Morgenüberrock und dickgarniertem Tüllhäubchen den Kaffee bereitete und ihre Gäste bediente; wie man sich in den Nachmittagsstunden in der herrlichen Umgebung, sei es nach der Brunnenstube zu, sei es drüben nach dem Wolfsbrunnen und Schloss, erging und des abends zu geistvoller Unterhaltung um den Theetisch im grossen Wohnzimmer wieder versammelte.

In der Gestalt, worin Schlosser das Stift seinen Erben hinterliess, erblicken wir es auch heute noch. Wieder treten wir zuuächst in den weiten Hof mit seinen herrlichen alten Bäumen. Noch schliessen sich an das Herrenhaus die ehemaligen Ökonomiegebäude. Wir treten ein und die alten Korridore und Treppenwände umfassen uns. Wir steigen empor. Wohl sind die hängenden Schlingpflanzen und die Glaskästen mit den ausgestopften Tieren verschwunden, aber Gypsfiguren schauen neben neueren Stichen und Photographien — ebenso ernst von den Wänden wie zu Zeiten des Herrn Rat. Ein grosses Wohnzimmer nimmt uns auf, ein langgestreckter Raum. Durch das Balkonfenster blicken die ehrwürdigen Bäume des Parkes, der Springbrunnen murmelt. Wir sehen uns staunend in dem dicht bestellten, behaglich-reichen Gemache um. Wohin, in welche Zeit sind wir geraten? Hier grüsst uns die

grosse Zeichnung Krelings, Faust im Studierzimmer, dort ein Steinle, Overbeck's und Cornelius' Selbstporträts auf Einem Blatt; Alfred Rethel, Schraudolph, Jos. Anton Koch, Kaulbach mit der prächtigen Zeichnung: „Unter der Linden-Tandaradei“ schliessen sich an. Über der Thüre ein grosser Schwind. Uns umwittert der Geist jener Zeit, der die Brüder Christian und Fritz in seinen zauberischen Bann zog. Nazarener und Romantiker blicken uns aus tiefen Schwärmeraugen an. Daneben das schmale Bibliothekzimmer. An langen Wänden die Bücherreihen. Am Ende des Zimmers ein gotischer Erker; durch gemalte Scheiben schimmert der grüne Park. Vor dem Seitenfenster eine Staffelei: Goethe's Bildnis, von Gerhard von Kügelgen gemalt, das Kleinod des Hauses. Der Dichter hatte es im Jahre 1810 nebst dem geschnitzten Rahmen eigens für Fritz Schlosser anfertigen lassen, um ihm „für so viel Liebe und Treue auch endlich einmal etwas Erfreuliches zu zeigen“. Darüber das Konterfei Goethe's aus der ersten Weimarer Zeit von Melchior Krauss: der Dichter (im Profil) den Schattenriss der Frau von Stein betrachtend. Ist es die Scene in Pymont, als er ihr Porträt zum ersten Male erblickte und darunter die ahnungsvollen Worte schrieb? „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe.“ — Und siehe! hier in der Fensternische das kleine Bild einer freundlichen Greisin. Unter der Spitzenhaube quellen Löckchen hervor, helle Augen blicken uns sinnend an, anmutig lächelt der Mund und unter dem immer noch rundlichen Kinn schliesst sich die breite Bandschleife. Wahrlich, sie ist's: Suleika-Marianne! Wir denken ihrer Besuche in Heidelberg. Zuerst jener hochbewegten Septembertage des Jahres 1815, da durch die Liebe des Dichters ihr tiefstes Wesen aufgeschlossen war und die Neigung zu ihm sie selbst unsterbliche Töne finden liess. Das holde Geheimnis des Divans! Gemeinsam erblicken wir sie vor dem Baum der Ginkgo biloba, dem Sinnbild ihres Doppellebens; sie stehen „an des lust'gen Brunnens Rand“ und der Dichter zeichnet die Chiffre der Geliebten in den Boden; sie verabreden, in der nächsten Vollmondnacht, wenn auch räumlich getrennt, so doch im Geiste sich nahe zu sein. Dann das Jahr 1824, als sie im August Heidelberg wiedersah, der Tiefbewegten die heiligen Erinnerungen heraufstiegen und sie dem Dichter schrieb: „Gedenken Sie meiner, und in Liebe; dass ich Ihrer gedenke, möge Nachstehendes beweisen, so wie dass die schönste Gegend immer eine fremde bleibt, wenn nicht durch Liebe und Freundschaft sie heimisch geworden; wo fände sich für mich

eine schönere als Heidelberg!“ Beigelegt war ein Landschaftsbildchen mit einem Motiv aus der Umgebung des Schlosses und jener Hymnus mit dem Datum des Geburtstags Goethe's:

„Euch grüss' ich weite, lichtumfloss'ne Räume“ — worin sie, in die Betrachtung der teuren Erinnerungsstätten versunken und umklungen von den Tönen des Divans, Vergangenheit und Gegenwart in wehmutsvoll süßem Traume verschmilzt. Oft und gerne hat Marianne auf dem Stift Neuburg geweilt. Dreimal, so viel wir aus Creizenach's rühmlich bekanntem Werke ersehen, schrieb sie darüber an Goethe. Am 2. September 1828: „Auf dem Schlosse in Heidelberg habe ich wieder guter Zeiten gedacht, und ich muss es mit zu den Ereignissen meines Lebens zählen, dass ich so oft und immer wieder dahin komme, wo ich zu so verschiedener Zeit und Gemütsstimmung war. Bei Schlosser, wo wir uns einen Tag aufhielten, sah ich Tieck.“ 1829, wiederum in den Septembertagen — waren diese ihrer lieben Erinnerungen wegen absichtlich als Besuchszeit von ihr gewählt? — berichtet sie: „Den 30. (August) kamen wir nach Heidelberg und blieben bis zum 3. September; nur den ersten Tag war es möglich, einen Fuss vor die Thüre zu setzen, die übrigen verstrichen so gut es gehen wollte, doch ist es auch im Regen schön auf dem reizenden Stift; das Schloss habe ich diesmal nicht besucht, an dem Hause, wo Boisseree wohnte, gingen wir vorüber, ich konnte mir nicht versagen, die Thüre zu öffnen und hinein zu sehen.“ Unterm 17. Dezember 1831: „Nur so viel, dass ich mit Professor Creuzer bei Schlosser's auf dem Stift Neuburg, wo ich wohnte, viel von Ihnen sprach, und dass Ihrer herzlich und liebevoll gedacht wurde.“ Augenzeugen haben über diese Besuche berichtet. Am Eingehendsten Emilie Kellner. Vom 21. Juli 1857 zeichnet Johannes Janssen (Creizenach S. 339) auf: „Stift Neuburg. Grossmütterchen allerliebste. Ich lese ihr eine Übersetzung eines kleinen Gedichts aus dem Spanischen vor; — ihre schelmischen Neckereien. Wir sassen wohl zwei Stunden am Brunnenstübchen und ihr Herz ging voll auf im Andenken an Goethe. Auf dem Rückwege erzählte sie mir, dass das Gedicht „Ach, um Deine feuchten Schwingen“ von ihr sei und dass sie davon noch das Original besitze mit den Verbesserungen und Veränderungen Goethe's.“ Sinnig, wie ihr ganzes Wesen war, und rührend ist ihr letzter Abschied von Stift Neuburg und Heidelberg. Schon ist sie unterwegs, da fällt ihr ein, dass sie ein Häubchen vergessen habe. Sie lässt den Kutscher umkehren, doch sie besinnt sich anders: das Vermisste soll als Pfand zurückbleiben, dass ihr die Rück-

kehr gesichert sei. Es sollte nicht sein, am 6. Dezember desselben Jahres, 1860, ist sie, sechsundsiebzigjährig, entschlafen. Der Geist des „Grossmütterchens“ aber umschwebt, ein freundlicher Genius, heute noch die gastlichen Räume des ihr einst so teuren Hauses. . . . Wir überschreiten den Korridor und treten in die Kapelle ein. Sie ist auch jetzt noch geweiht und wie ehemals liest der Geistliche von Ziegelhausen von Zeit zu Zeit hier die Messe. Durch die hohen Bogenfenster nicken die alten Bäume des Parks. Auch ist das Schiff der Kirche wieder zum Museum bestimmt. Hier hat der Vater des jetzigen Besitzers die Schätze untergebracht, die er auf seinen Reisen erwarb, reichgeschnittene Renaissanceschränke, antike Töpfereien, Waffen u. dergl. Die Wände schmücken u. A. Gemälde alter Frankfurter und Heidelberger Meister, darunter ein Fries und Fohr. Hier steht auch der schwarze Kasten mit der silbernen Aufschrift: Goetheana. Der Besitzer öffnet ihn. Mit ehrfurchtsvoller Scheu erkennen wir die Handschrift des Dichters, der Frau Rat. Wir halten einen Brief in der Hand, den Fräulein von Klettenberg (1773) zur Vermählung der Cornelia Goethe mit Joh. Georg Schlosser schrieb. Julius Frese hat den ganzen Briefschatz veröffentlicht: Ausser den besprochenen Briefen Goethe's an Fritz Schlosser das herrliche Schreiben des Dichters an seine Mutter aus Italien, Briefe Goethe's an Schlosser's Eltern, der Eltern Goethe's an Hieron. Schlosser, Briefe August's von Goethe und des Kanzlers von Müller an Fritz Schlosser und schliesslich die stattliche Anzahl der Briefe des jungen Goethe an Sophie von Laroche (1772—75) — Alles in sauberen Umschlägen von der pietätvollen Hand des Herrn Rat wohl geordnet. Keine würdigere Stätte hätten diese Reliquien finden können als diesen hellen, weiten Kirchenraum. Ein hohes Fenster öffnet sich gegen Westen. Vor uns steigt über Felder und Obstbäume hinweg der waldige Heiligenberg auf, unten fliesst der grüne Neckar, die Stadt verbirgt sich hinter dem jenseitigen Hügel, völlig abgeschieden von der Welt erscheint hier das Stift.

„Wenn man so in sein Museum gebannt ist“ — mag man wohl gerne die Trennung von der lauten Welt ertragen und sich wunschlos dieser Einsamkeit erfreuen. Noch durchwandeln wir die Wohnräume des Besitzers mit ihren ehrwürdigen Familienbildern — darunter auch das Schlosser'sche Ehepaar — dann gehen wir durch Hof und Garten nach der hinteren Pforte. Freudig danken wir unserem lebenswürdigen Wirte, der uns bis hierher geleitet, für die herzerhebende Stunde und nun treten wir ins Freie. Vom Rebhügel, über den unser Weg nach

dem Walde zu führt, schauen wir nochmals auf das Stift zurück. Wie still es zwischen Fluss und Waldthal unter seinen Bäumen ruht! Wie durch Kunst und Natur dazu geschaffen, teure Erinnerungen an den zu bewahren, der Beide mit gleicher Liebe umfing. Eine geweihte Stätte. Denn, ob gleich sie der Dichter selbst nie betreten, klingt hier nicht überall

sein Wort und seine That dem Enkel wieder?

Nochmals die Reiseindrücke vom Grossen St. Bernhard.

Von

Alexander Cartellieri.

Mein Hinweis auf die Schilderung (vgl. Jahrgang XI S. 177 ff.), die ein englischer Mönch im Jahre 1188 von seinen Erlebnissen auf dem Grossen St. Bernhard entworfen hat, ist zu einer Zeit, da tagtäglich jemand in den Alpen abstürzte, freundlicher Beachtung gewürdigt worden und hat sogar seinen Weg in die Zeitungen gefunden. Den Lesern der „Jahrbücher“ möchte ich nicht vorenthalten, was mir darüber am 17. 9. 1902 Herr W. A. B. Coolidge, Mitglied der Sektion Wien des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, geschrieben hat. Er bemerkt, dass W. Stubbs, der Herausgeber der von mir angezogenen Quelle, in seinem am 11. Juni 1878 gehaltenen Vortrage: *Learning and Literature at the Court of Henry II*, abgedruckt in den *Seventeen Lectures on the study of medieval and modern history* (in der mir vorliegenden Ausgabe, Oxford 1887, S. 147), jenen Stosseufzer Johanns von Bremble englisch wiedergegeben hat. An dieser Stelle war die Notiz dem deutschen Forscher übrigens nur schwer zugänglich. Ausserdem nennt Stubbs dort seine lateinische Quelle nicht. Herr Coolidge hat jene Übersetzung im *Alpine-Journal*, Mai 1887, vol. XIII, p. 271, und den lateinischen Text teilweise in seinem Buche: *Swiss travel and Swiss Guide-books*, London 1889, p. 8, 160, abgedruckt und gedenkt den Urtext mit französischer Übersetzung in seinem in Grenoble unter der Presse befindlichen Werke: *Les origines de l'Alpinisme* zu veröffentlichen.

Ich darf hier vielleicht noch den Wunsch anschliessen, dass alle diejenigen, denen zerstreute Stellen zur Geschichte der Reisen bekannt sind, solche doch der Vergessenheit entreissen möchten. So ergäben sich für die älteren Zeiten wertvolle Ergänzungen zu Jacob Burckhards Viertem Abschnitt in der Kultur der Renaissance.

Über das Hagestolzenrecht in Kurpfalz. ✓

Von

Karl Brunner.

Der Sinn des Wortes „Hagestolz“ (ahd. hagustalt, hagastalt) ist nicht mit voller Sicherheit aufgeklärt. Die Ergebnisse der mannigfach unternommenen Deutungsversuche sind, wie das Grimmsche Wörterbuch (IV. 2, Sp. 154) zutreffend bemerkt, „nur die Schattierungen einer nach und nach verdunkelten Hauptbedeutung, die tief das altdeutsche Rechtsleben berührt“. Die vorwiegendste Bedeutung, die das Wort namentlich späterhin in der Rechtsgeschichte gewonnen hat, ist ohne Zweifel caelebs, ehelos. Das Hagestolzenrecht beschäftigt sich mit der Hinterlassenschaft des ehelos Verstorbenen, die wie erbenloses Gut dem Heimfallsrecht unterliegen soll.

Einen sehr dankenswerten Beitrag „Zur Geschichte des Hagestolzenrechts“ hat unlängst Professor W. v. Brünneck (Halle) in der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Band XXII, Germanistische Abteilung, S. 1—48, veröffentlicht. Hier ist näher auf die Entwicklung des Rechtes eingegangen, namentlich auch die Litteratur umfassend herangezogen. Der Hinweis auf die vortreffliche Untersuchung überhebt mich aller weiteren Angaben in dieser Richtung.

Der Verfasser hat auch eine interessante handschriftliche Quelle benutzt, auf die ich ihn noch während seiner Arbeit aufmerksam machen konnte. Die Urkunde, die speziell kurpfälzische Verhältnisse betrifft, findet sich im Karlsruher G.-L.-Archiv in einer wohl ziemlich gleichzeitigen Abschrift (Kopialbuch Nr. 857, fol. 295—299). Als authentische Interpretation eines im Gebrauch mit der Zeit schwankend und unsicher gewordenen Rechtes erscheint sie wertvoll genug im ganzen Wortlaut mitgeteilt zu werden, wie auch die angeführten praktischen Beispiele die Rechtsübung in gewissen schwierigeren Fällen, für deren Entschei-

ding die höchste Instanz angerufen wurde, anschaulich darthun. Die von W. v. Brünneck mitgeteilten Citate aus der Urkunde enthalten zudem einige störende Lesefehler, besonders von Ortsnamen, die ihm eben zu ferne lagen.

Der Hauptinstruktion von 1609 stelle ich eine andere ebenfalls bemerkenswerte Weisung in der gleichen Rechtsfrage vom Jahr 1584 voran (Karlsruhe, G.-L.-Archiv, Kopialbuch Nr. 855, fol. 31).¹⁾

1584.

Hagenstoltz.

Amptleuth zu Heidelberg berichten, was ein hagenstoltz in ehesachen sei.

Mit Bezug auf einen 1583 zu Heiligkreuzsteinach vorgekommenen Fall heisst es:

So uiel dann diesen vnnd dergleichen possessorios actus etc. belangt, jst es im Ottenwalt vnnd sunsten dieser fauthei Heidelberg also beschaffen vnnd vblichen herbracht, das, wo mann vnnd weib ehelich zusammen khommen vnnd kheine kinder mit einander gewinnen oder aber hetten vnnd die kinder bei lebzeiten jrer der eltern mit todt verführen vnnd der mann fur den weib ohne testament oder vbergab verstürb, so tregt er das recht eines hagenstoltzs, aber die hinderlassene wittib bleibt bei der narung vnnd hatt den beysitz jr lebenslang. Do sie aber auch todts verführe, thut man alsdann die verlassenschaft der herrschafft einziehen vnnd den fall oder casum einen Gottsfall nennen. Was aber doch in solcher erb- oder verlassenschaft vonn wiederfelligen güetern verfangen. läst man den nechsten agnaten vnnd erben vnuerhinderlich volgen, das vbrig alles fellet der herrschafft durchaus heim, es möge dann hierinnen vff vobitten vnnd supplicirn ein gnade widerfahren, wie dann verschienenen 82. jars zu Waldt Michelbach²⁾ sich begeben, das Lorentz Fauth fur etlichen jahren todts verfahren, seine haussfraw bei dem gute jr lebtag sitzen blieben, so baldt sie aber auch tödtlich abgangen, seindt nach ausrichtung der verfangenen wiederfelligen guetter, auch zahlung der schulden biss in die 400 fl. vberrestirendt plieben, daruon 300 fl. inn die landtschreiberei ingezogen, auch verrechnet, die vberigen 100 fl. der freundt-

1) Die Schreibweise der Vorlagen wurde durchweg beibehalten, nur habe ich. mit Ausnahme von Eigennamen und Satzanfängen, überall kleine Anfangsbuchstaben gesetzt.

2) Waldmichelbach in Hessen, Kr. Heppenheim.

schaft laut beuelchs aus besondern gnaden vf vielfeltiges anhalten geschenkht worden. Inngleichem hatt sich mit Wendell Degen im stift Speier zue Malsch¹⁾ ein ebenmessiger aber bastarts fall zugetragen, so fur etlichen jharen verstorben, sein hinderlassene wittib aber zeit ihres lebens bei der verlassenschaft sitzen blieben, nach ihrem absterben der fall ererst eingezogen, der wittiben freundschaft jr wiederfelliges oder zubrachtes vnnd ein drittigs theil der errungenschaft eingeräumt worden, das vbrig guett aber der herrschaft geblieben. Vnnd scheinen diese fäll gleich wol etwas frembdt, dieweil sie sich selten zutragen, vnnd nachdem dann dis ein gleicher casus, soll dem beuelch vnnd hiebeuor ausgangenem decret gehorsamblich nachgesetzt werden.

Signatum Heidelberg, den 26. Julij anno etc. 84.

Ambtleuth daselbsten etc.

1609.

Beuelch der hagenstoltz wegen ergangen.

Friderich etc.

Liebe getrewen! Alss jr hiebeuor etliche vnderschiedliche fell vnd strittige fragen, betreffend die hagenstoltzerei etc. zu vnserer cantzlei berichtet, vnd was eigentlich ein hagenstoltz sei, sampt was vor ein vnderscheidt vnder denselben freunden vnd geschwisterten, verheurateten vnd lediges standts etc. zu halten, vmb resolution vnd aussschlag vnderthenigst angehalten vnd gebetten, haben wir, was dieser sachen wegen vor alte bericht vnd handlungen bei vnserer cantzlei vorhanden, zusammen suchen, mit vleiss ersehen, vnd was eigentlich ein hagenstoltz sei, was wir vnd die churf. Pfaltz vf denselben hergebracht, wie fern sich solche gerechtigkeit erstrecke, was dan auch derentwegen vnnd vf etliche newere sonderbare berichte fragen zu decidiren sein wolle, reifflich bedencken vnd erwegen lassen vnd darauf vns nach einkommener relation eines gewissen entschlossen, wie wir es ins künfftige darmit sowol in eurem anbeuohlenen ampt Starckenburg als auch dem ampt Heidelberg, racione der kellerei Lindenfels, gehalten haben wollen, vnd warnach jr euch vf zutragende fäll jederzeit habet zugerichten.

Geben diesem nach euch gnediglichen zuerkennen, dass die hagenstoltzerei anders nichts ist als eine sonderbare gerechtigkeit, so wir vnd vnserer geliebte vorfordern, Pfaltzgraunen Churfursten etc. christmilter ge-

1) Malsch in Baden, B.-A. Wiesloch.

dechnus, als landtsfursten vor vnuerdencklichen jahren im ampt Starckenburg vnd nicht allein in denen dartzu gehörigen vnd jm Odenwaldt gelegenen sechs, sondern auch in denen vf der ebene gelegenen dreien dörrfern, die Rieddorffer genant, als Lorsch,¹⁾ Biblis²⁾ vnd Birstatt,³⁾ dessgleichen auch in deren zum ampt Heidelberg gehörigen vnd im Odenwaldt gelegenen kellerei Lindenfels vnd dartzu gehörigen dreien zeutten vf den leibsangehörigen vnderthanen also herbracht vnd ersessen haben, das wir befugt sindt jn gewissen fellen deroselben verlassenschaft gantz oder zum theil nach vnserm belieben als verfallen mit ausschliessung der negsten beiderseits linien freundschaft, welche sonsten ab intestato negste erben weren, einzuziehen vnd zuhanden zunehmen.

Jedoch jst diese successions gerechtigkeit nicht simpliciter vnd ohne vnderscheidt vf alle, sonder vf etliche gewisse fell zuuerstehn vnd hat in nachuolgenden sechs vnderschiedlichen fellen keine statt:

[1.] Alss zum ersten jst sie vngültig in den stetten, da keine leibeigene sindt oder herbracht worden, als zu Heppenheim, Benssheim etc., wie auch gegen die jenigen, so ausserhalb der stett dess Odenwaldts geborn, aber darein getzogen vnd durch erbschaft oder fursichtige hausshaltung etwas an narung fur sich gebracht haben, es were dan das sie ein zeitlang ausserhalb der stätt vf dem landt gewohnet vnd als wildtfenge⁴⁾ (darauf dan fleissige auffacht gegeben sein will) zu leibeigen gemacht vnd vfgenommen worden weren.

[2.] Zum andern hat sie auch keine statt bei den jenigen, die sich verheuratet vnd in die ehe begeben haben, ausserhalb eines fals, wan nemblich eheleutt ohne erzielung kinder von einander versterben, da das letztlebendt ehgemecht den beisitz bei der gantzen narung vnd verlassenschaft sein lebenslang gleichwol behelt, aber nach seinem todt. vnd da es auch ohne leibserben abstirbt, die verlassenschaft als dan der herrschaft als ein hagenstoltz fall allein heimfelt, welches gemeinlich ein gottsfall, wie auch ein hagenstoltzerei in chesachen genant wüdt.

[3.] Vor das dritte hat diese gerechtsame auch bei denen dieser orten gesessenen leibeigenen vnderthanen keine statt, welche eintweder eheliche kinder oder enckel etc. oder auch vatter, mutter, altuatter oder

1) Lorsch in Hessen, Kr. Bensheim.

2) Biblis, ebenda.

3) Birstadt, ebenda.

4) Über das kurpfälzische Wildfangrecht vgl. Schröders Rechtsgeschichte, S. 790 und besonders S. 825, Anm. 4, wo auf meine einschlägigen Arbeiten verwiesen ist.

altmutter etc. verlassen, dan solche eheliche kinder jre vätter, mutter vnd andere freundt in vfsteigender linien, wie auch die ältern jre Kinder vnd andere nachuolgende enckel in absteigender linien vermög gemeiner rechten vnd unserer landtsordnung erben vnd die herrschafft ausschliessen.

[4.] Zum vierten ist solche gerechtigkeit auch in diesem fall nicht zu exerciren, wan eintweder ein bestendig testament vfgerichtet worden oder sonst ein ordenliche vff- vnd vbergab der narung ist beschehen, welche einem letzten willen gleich gehalten wurd, jedoch auch darbei jhre sonderbare requisita hat, so diss orts erfordert werden, vnd ohne welche sie sonsten nicht bestehen kan, alss, dass die jenige person, so jre nahrung zuobergeben vorhabens vnd vber 15 oder 16 jar alt ist, selbst personlich, guter vernunft in beisein deren curatoren, mit vorwissen jedes orts seienden kellers oder zinssmeisters, vor einem gantzen gericht oder, da es keinen verzug leiden wolte, vor einem schultheissen vnd vier gerichtspersonen, ausswendig einigen gebewes, ledig vnd vnder freiem himmel (es were dan, das die person, so die vbergab thun will, leibsvnuermöglichkeit halben nicht webern köndte) sein gemüth erclere vnd die vfgab thue, da dan der schultheis das erb von dem vbergebenden theil nimbt vnd es dem erben reicht, gleich wie in kauffen vnd verkauffen beschieht.

[5.] Zum funfftten hat diese gerechtigkeit ferner nicht statt, wan der verstorbene schon weder vatter, mutter oder kinder, jedoch eines oder mehr ledige vnd noch vnuertheilte geschwisterten, erben den verstorbenen ledigen vnuertheilten bruder oder schwester vermög gemeiner vnd vnsers landts rechten vnd schliessen die herrschafft auss.

[6.] Zum sechsten begibt sichs oft, das etwan theils verheurate, theils vnuerheurate geschwisterten von beiden banden in leben vberbleiben, vf welchen fall es also herkommen, dass, woferr nur eines oder auch mehr solcher geschwisterten noch vnuerheuratet vorhanden ist, dasselbige alle andere geschwisterten, so albereit verheuratet vnd vertheilt sindt vnd sonsten nichts zuerben hetten, bei der verlassenschafft mit erhelt, also das sie samptlichen bei dess verlassenschafft gelassen vnd diss orts abermals die hagenstoltzerei gerechtigkeit nicht exercirt kan werden.

Auss welchem allem nunmehr erscheint vnd klar zu sehen ist, das in allen vbrigen ausserhalb negst vorgesetzter puncten sich zutragenden fallen, vnd sonderlich wa dess verstorbenen hinderlassene geschwisterten verheuratet vnd vertheilet sindt, sie seien gleich von einem oder beiden banden, mann oder weibspersonen, jung oder altt, zuuerheurateten taug-

lich oder nit, vber oder vnnder jren funff vnd zwanzig jaren, wie auch ins gemein bei allen fernern gradibus ohne vnderscheid keine successio oder erbschafft vnder verwandten statt hat, sonder aller solcher personen erbschafften als hagenstoltzer vnns vnd churf. Pfaltz frey vnd ledig heimfallen, auch von vnsern vorfordern von vnuerdencklichen jaren hero eingezogen, ohne was etwan vf der freundt vnd verwandten vnderthenigs beschehen ansuchen vnd nach gelegenheit der sachen umbstendt aus gnaden gegeben vnd geulgt worden.

Darumben jr nun ins kunfftig vf zutragende fell euch ohne zweiffel wol nach dieser vnserer erclerung werdet richten vnd die sachen decidiren vnd schlichten können, oder da je eins oder andern halben mehrer zweiffel vorfallen solte, es jedertzeit an vns zum aussschlag vmbstendlich gelangen lassen.

Vnnd ob wol auch jr der anfangs vermeldten vnderschiedlichen fragen wegen, so jr zu vnserer cantzlei gelangen lassen, den aussschlag auss obiger deduction leichtlich selbst finden möchtet, haben wir doch vmb mehrer gewissheit willen euch vnser resolution und meinung daruber auch zugleich gnedigst eröffnen wollen.

Vnnd souiel anfenglichs belangt den fall mit Wolff Dollen zu Bürstatt, ob wol er Doll sich zuuerheuraten in willens gewesen, dasselbig aber nicht ad effectum kommen. jst er, wofern er weder kinder, ältern noch ledige ohnuerteilte eines oder mehr geschwisterten hinterlassen, auch von dem seinigen nichts disponirt oder vbergeben hat, vor einen hagenstoltz zuhalten.

Ferners vnd zum andern betreffend Laux Dollen gewessenen forstknecht zu Bürstatt, jst dahin zusehen, ob ermelter Doll sein weib vnd kinder vor leibeigene zuhalten oder nicht etc. Dessenwegen nun ercleren wir vnns dahin, jm fall er, sein weib vnd kinder, ehø er zu diesem dienst kommen, vnns vnd churfürstl. Pfaltz mit der leibeigenschafft albereit vnderworffen, sie durch diesen dienst derselben nicht befreiet worden, da sie aber zuor vns mit keiner leibeigenschafft verfangen gewesen, sie auch, so lange dieser dienst geweret, darmit nicht zubeschweren gewesen seien, solten aber nach geendetem dienst, er forstknecht, sein weib oder kinder jar vnd tag an orten, da wir die gerechtigkeit hergebracht, gesessen sein oder noch daselbsten sich heusslichen vfhalten, werden sie billich als wildtfenge eingezogen vnd andern mit der leibsbeeth gleich gehalten.

Wie es zum dritten mit stieff- auch rechten geschwisterten, wan die verheurated oder ledigs standts sinndt, dan auch zum vierten, wan

die ältern mit den kindern abgetheilt haben, jtem zum funfften, wan einer ein altuatter, altmutter etc. verläst, desgleichen zum sechsten, was für ein vnderschiedt vnder freunden vnd brüedern zuhalten etc.: dass alles ist auss demjenigen, so oben aussgeführt worden, aller notturfft nach zuerlernen, das nemlich descendentes et ascendentes den verstorbenen erben ohne allen vnderscheidt, ob sie miteinander abgetheilt gewesen oder nicht, vnder den collateral freunden vnd geschwisterten aber ein vnderscheidt obangedeutermaßen zumerken sei.

So ist auch eurer siebenden frage halben albereit oben decidirt, das die jenigen, so ausserhalb deren orten vnd enden, da diese hagenstoltzerei gerechtigkeit gültig ist, geboren vnd daselbsten etwas für sich bringen, hierunder nicht begrieffen seien, es were dan, das einer hernacher sich an solche ortt begeben, da man, wie vorgemelt, dieser gerechtigkeit befugt, ein zeit lang alda sesshaftig gewesen were vnd also hierdurch mit der leibeigenschaft sich verfangen gemacht hette.

Ferner zum achten vnd letzten anlangent Hannsen Böllen zu Biblis verlassenschaft, deren sich schultheis vnd gericht daselbsten pro suo interesse anzumassen vnderstehen, weil wir souiel versthen, das er ausserhalb dem ampt vnder dem ertzstift Meintz geboren, auch im ambt sich nicht auffgehalten noch jemals vor einen leibeigenen auffvnd angenommen, zu deme auch albereit vor etlichen jaren seine verlassenschaft durch zusehender zeit gewesenenen beampten vertheilet worden, als lassen wir es nachmals auch darbei bewenden, das wegen dieser verlassenschaft mit fernerer anforderung gegen die erben jugestanden, hinfuro aber vf dergleichen fell vnd frembd ankommende personen desto bessere vfsicht gegeben werde. Alss jr auch vnder dato den 29. Augusti anno 1607 zwen andere strittige fell zu vnserer cantzlei berichtet, jst bei dem ersten, den schaffknecht zu Bibliss Hannss Heblich belangendt, kein zweifel, dass er nicht solte vor einen hagenstoltz gehalten werden, in ansehen er ledig vnd ohne letzten willen vnnnd vffgab verstorben, dahero vns seine verlassenschaft verfallen, dieweil wir aber dabeneben berichtet worden, das sein hinderlassener schwester sohn (der sonsten der negste erb were) ein armer presthafter mensch sei vnd sich bei seinen freunden in der Wetteraw vffhalten soll, also seindt wir gnedigst zufriden, thun euch auch hiemit beuelhen, jhme zu seiner vnderhaltung vf gebüerlich quitung vnd jederzeit glaubwürdige bescheinung, das er noch jm leben sei, jarlichs zehen oder zwantzig gulden zum höchsten volgen zulassen, das vberige aber vns einzuziehen vnd gebüerlich zuuerrechnen.

Den andern fall Georg Helfferichs zu Biblis sohn, so von 16 jahren gewesen vnd ledigs standts gestorben, betreffennt, jst es zwar an deme. das schultheiss vnd gericht der orts sich solcher fall anzumassen vndersthen vnd vermeinen wollen, wan einer vnder seinen 25 jahren versterbe, dass desselben negste erben die herrschafft aussschliessen, desswegen sie sich dan auch vf etliche actus referiren.

Wan nun gleichwol hierinnen von vorigen amptleutten etwas mehr vfsicht vnd vleiss gebraucht worden sein solte, wir aber diss orts weniger nicht als zu Lorsch vnd Bürstatt der succession vf den hagenstoltzen berechtigt, als wissen wir auch disfals vns vnserer gerechtigkeit nicht zu begeben, jedoch lassen wir vns gleichwol anjetzt nicht zuwider sein, weil es strittig vnd biss dahero etwas vngleich obseruirt vnd gehalten worden sein mag, das mit dem angemassen des verstorbenen negsten erben Hannssen Geuders hausfrawen gütlich gehandelt vnd nützliche vergleichung vf vnser ratification getroffen, jns künfftig aber vnserer obgesetzten erclerung allenthalben nachgegangen werden. jumassen wir ein solches auch euch hiemit beuelhen.

Welches alles wir euch zu vnserer resolution vnnnd ewerer gewissen nachrichtung zuerkennen geben wollen, mit nachmaligem anbeuelhen, demselben vf zutragende fell also nachzusetzen.

Datum Heidelberg, den 16. May anno etc. 1609.

Ans ampt Starckenburg.

Derselbe Befehl erging mit einem kurzen Begleiterlass am gleichen Tag auch an das Amt Heidelberg.

Das Priamel.

Beiträge zur Volkspoesie.

Von

Karl Euling.

I.

Jede bestimmt ausgebildete eigenartige Poesie ist um so mehr, je natürlicher und spontaner sie auftritt, Produkt und Eigentum nicht einer Race, einer Völker- oder Sprachenfamilie, sondern einer nationalen Individualität und einer Sprache.

Comparetti.

Trotz aller romantischen und spekulativen Schwärmerei hat das deutsche Volk immer zugleich die Richtung auf das Praktische bewahrt. Ein Lessing war aller Romantik und Mystik abhold, und Herder sah den poetischen Charakter der Deutschen wesentlich in Biedersinn und Hausverstand, in treuherziger Lehrhaftigkeit. Wenn nun auch das Zeitalter der Aufklärung, wie sich wieder in diesem Urteil zeigt, der Tiefe und Idealität deutschen Wesens nicht gerecht zu werden scheint, so beweist doch die Entwicklung der germanischen Litteratur von den Dichtern der Havamal bis Goethe eine so unverkennbar glänzende Begabung unsres Volkes für die Gnomik, wie sie, das indische vielleicht ausgenommen, kaum ein andres besessen hat.

Es ist mit Recht beklagt, dass in der litterarhistorischen Forschung die Gnomik, das wichtigste Kapitel einer nationalen Ethik, bisher verhältnismässig vernachlässigt wurde. Allerdings wandte schon Wilhelm Grimm seine liebevolle Sorgfalt der Spruchdichtung Freidanks zu, und Hermann Paul hat an Wilhelm Grimm wieder angeknüpft. Uhland gab in seiner bewunderungswürdigen Abhandlung über die deutschen Volkslieder manchen lehrreichen Einblick in die Stoffgeschichte der germanischen Gnomik, Müllenhoff behandelte mit charaktvoller Gründlichkeit

das Meisterwerk altnordischer Didaktik. Aber die Geschichte der Gesamtentwicklung dieses Litteraturzweiges ist bis heute noch ungeschrieben und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Über die Bedeutung der Gnomik für die Geschichte der Litteratur täuschte man sich nicht. Schon der gelehrte Benediktiner Sarmiento hat die Theorie aufgestellt, alle poetischen Formen seien aus gnomischer Poesie herzuleiten¹⁾; sicher eine Übertreibung, in der aber Spaniens erster Litterarhistoriker den gesunden Kern nicht hätte übersehen sollen. In Deutschland war es wieder Herder, der früh auf die Bedeutung gnomischer Dichtung für Poetik und Litteraturgeschichte hinwies. „Wollen wir je,“ sagt er im Anschluss an das Epigramm,²⁾ „eine philosophische Poetik oder eine Geschichte der Dichtkunst erhalten: so müssen wir über einzelne Gedichtarten vorarbeiten und jede derselben bis auf ihren Ursprung verfolgen.“ Unter philosophischer Poetik verstand er dabei nicht die begriffsfrohe und thatsachenscheue graue Scholastik unsrer grossen und kleinen Kompendien, sondern ein wirklich entwickelndes Verfahren.³⁾

Nun sind ja in unsren Tagen Versuche genug gemacht worden, die Poetik entwicklungsgeschichtlich (evolutionistisch, wie man zu sagen pflegt,) und psychologisch zu behandeln. Aber die Schwierigkeit scheint eben darin zu bestehen, die Entwicklung von innen heraus zu verfolgen, ohne allgemeine, vorher gefasste Ideen äusserlich an die Objekte heranzutragen. Man müsste die Thatsachen mehr zu Worte kommen lassen, die Dinge selbst Rede zu stehen zwingen und im Sinne Goethischer Ästhetik⁴⁾ das Allgemeine im Besonderen suchen, nicht umgekehrt. Meistens ist jene sogenannte evolutionistische Poetik, ohne es zu wollen, nur eine andre Auflage der ästhetisch-philosophischen Litteraturgeschichte; vor dieser zu warnen ist ja heute üblich⁵⁾; weniger leicht dürfte es sein, ihre Fehler zu meiden. Es bedarf zunächst wohl der abwartenden Ruhe des experimentierenden Physikers, der leidenschaftslosen Objektivität des historischen Forschers. Dabei gilt es, den prägnanten Punkt zu finden, aus dem sich möglichst Vieles ableiten lässt „oder vielmehr, der vieles freiwillig aus sich hervorbringt.“ In diesem

1) Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur 2, 46. 71.

2) Suphan 15, 385.

3) In der ersten Auflage und in der Handschrift lautete die Stelle: „Wollen wir je eine philosophische Poetik oder eine wahre Geschichte der Dichtkunst erhalten“ u. s. w.

4) Anzeiger für deutsches Altertum 16, 314.

5) Vgl. z. B. R. M. Meyer, Goethe. Berlin 1895, S. 608.

Sinne wiegt Karl Büchers epochemachendes Buch über Arbeit und Rhythmus eine ganze Bibliothek von Poetiken. Es charakterisiert die Unzulänglichkeit der landläufigen Litteraturbetrachtung, dass ihr gelehrter Fachwerkbau für ein Gebilde, wie den Vierzeiler, keinen Platz hat. Vielleicht weist gerade dieses elementare Verschen einen Weg, um über die Kluft zu gelangen, die ein geistvoller Beurteiler Büchers zwischen der Arbeits- und Spielpoesie einerseits, und der höheren Kunstpoesie auf der andren Seite treten lässt.¹⁾ Richard Gosche scheint dieser Weg in ahnenden Gedanken vorgeschwebt zu haben, wenn er einmal aussprach: „Die Betrachtung der einzelnen Litteraturformen in ihrer geschichtlichen Entwicklung ist durch die Herrschaft einer einseitig formulierten Ästhetik, welche allgemeine Begriffe, das heisst hier Bezeichnungen von gleichmässig ausgebildeten, grossen Gattungen an die Spitze ihrer Untersuchungen stellte, in falsche Bahnen gelenkt worden. Die geschichtliche Forschung hat hier wie bei allen praktischen Reihenfolgen das Elementare aufzusuchen, und die Litteraturgeschichte wird dies bei sorgfältiger und unbefangener Untersuchung in jener Form der rednerischen Darstellung²⁾ finden, welche wir einfach als Spruch im weiteren Sinne bezeichnen können. Dieser Spruch, welcher weder ganz Poesie noch ganz Prosa, weder episch noch lyrisch noch dramatisch ist, wird in der Litteraturgeschichte dieselbe Stelle einzunehmen berechtigt sein, welche die Wissenschaft von der organischen Natur der Zelle angewiesen hat.“³⁾ Wenn es gilt, in vergleichendem Verfahren, wie Dilthey⁴⁾ anregt, gleichsam zu Urzellen, zu primären und einfachen Lebensformen der Poesie aufzusteigen, kann vielleicht der einfache Volksspruch eine Rolle spielen; und wenn gar der epigrammatische Spruch das konzentrierteste Produkt der Poesie überhaupt sein soll, wie Borinski⁵⁾ will, so müsste doch vielerlei an ihm zu lernen sein; er müsste fast in die Mitte der allgemeinen Poetik rücken.

Besondere Beachtung hat bisher nur die kunstmässige Spruchdichtung gefunden. Meister der deutschen Philologie gaben dem Studium der Spruchdichtung Walthers Grundlage und Richtung, Roethe verfolgte die Spruchdichtung bis in den Meistergesang hinein mit ein-

1) Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Deutsche Litteraturzeitung 21, 92.

2) Das würde im Sinne späterer Darlegung über Poesie und Musik zu hechtigen sein.

3) Archiv für Litteraturgeschichte 2, 277.

4) Dilthey, Die Einbildungskraft des Dichters S. 340.

5) Borinski, Deutsche Poetik § 66.

dringendem Scharfsinn; Inhalt und Kunstform. Entstehung und Ausbildung der poetischen Formen in der Didaktik waren bis dahin nur stiefmütterlich behandelt, obwohl Versuche derartiger Betrachtung vorlagen; Hexameter, Sonett und Madrigal in Deutschland fanden ihre Historiker. Den Zusammenhang jener Kunstdichtung mit der Volkspoesie hat man heute noch nicht erledigt; es werden immer neue Filiationen sichtbar.

Zufall ist es nicht, dass Lessing und Goethe wieder auf die Gnomik des Mittelalters zurückgreifen, wie sie im 16. Jahrhundert für Deutschland, wie für die übrigen Kulturländer des Westens, in grossen Sammlungen kodifiziert war, den Nationalstolz aller sammelnden Völker mit leichtbegreiflichen Übertreibungen weckend. Verhält sich Lessing mehr aufnehmend der alten Gnomik gegenüber, deren veraltetes Gewand zu erneuern er sich begnügte, so läutert und durchdringt sie Goethe mit höchster Freiheit und Kultur und gibt ihr die durchgeistigste Form. So wird auch am Ende einer Geschichte der deutschen Gnomik Goethe stehen, als der grösste Lehrer deutscher Lebensweisheit.

Der besondern Begabung unsres Volkes für die Gnomik verdankt eine ihm eigene selbständige Kunstgattung ihre Ausbildung, das Priamel: ¹⁾ als klassisches Epigramm des 15. Jahrhunderts ein Erzeugnis Nürnberger Kleinkunst; keineswegs bloss *acumina*, *pointes*, *maximes*; nicht nur blitzendes *Aperçu*, schemenhafte Aufschrift, *pointiertes concetto*: sondern voll und reich aus- und durchgebildet zu einer, trotz seiner engen Grenzen, fast universalen Kunstform; in seinen Grundlagen von lebenskräftig unverwüstlichem Dasein, in seiner Vollendung so eigenartig in dem Nährboden bestimmter, national-gebundener Kunst-, Denk- und Vorstellungsart wurzelnd, dass jeder Vergleich mit verwandten Erscheinungen unzulänglich erscheint.

Seit dem bekannten Brief, ²⁾ den Lessing am 10. Januar 1779 über die geplante Herausgabe deutscher Volksgedichte an Herder schrieb, spricht man in Deutschland wieder von dem Priamel. Die altberühmte Wolfenbütteler Bibliothek beherbergt ausser kleineren, freilich wertvolleren Priamelhandschriften eine grosse Sammelhandschrift (2. 4. Aug. fol.) der späteren Nürnberger Schule und eine überaus reiche Folge alter Lautenbücher, deren Wert für die Musikwissenschaft täglich

1) Das seit Lessing übliche Femininum hält, wie sich später ergibt, den That-sachen historischer Bezeugung gegenüber für das 15. Jahrhundert nicht stand.

2) Redlich 20, 1, 775.

steigt. Eschenburg betont ausdrücklich, dass er das Wort Priamel sehr oft in den Überschriften alter poetischer und musikalischer Stücke finde.¹⁾ Dass Lessing die Hainhoferschen Sammlungen, die Lautenbücher der Gerle, Newsiedler, Ochsenkuhn und wie sie alle heissen,²⁾ entgangen wären, ist kaum möglich; er spricht aber nicht davon.³⁾ Das war Lessings Material, als er das Priamel wieder entdeckte. Es ist zu bedauern, dass Lessing wie Eschenburg sich fast durchweg mit der bequemen grössten Sammelhandschrift begnügten, die allerdings den Namen am häufigsten enthält, und dass sie das alte musikalische Priamel nur aus späteren Tabulaturen kannten. Die älteren fehlen in Wolfenbüttel. So kam es, dass Lessing und Eschenburg das echte Priamel in seiner ursprünglichen Gestalt nur streiften, und meist dem Wust sehr fragwürdiger Produkte der späten Nürnberger Schule die Ehre widerfuhr, eines Lessing Aufmerksamkeit zu erregen und die erste Veröffentlichung zu erleben. Es war Echtes und Unechtes, Altes und Neues, viel Schutt, weniger edles Gestein, alles bunt durcheinander gewürfelt, und hat bis heute das Urteil verwirrt. So kam es aber auch, dass sich in der Bezeichnung der Gattung das neuere Femininum „Die Priamel“ einstellte. Mit dem Modewort wusste Niemand recht, wohin. Noch Bächtold und Comparetti scheinen es nur auf dem Umweg durchs Französische oder etwa das Niederländische kennen gelernt zu haben. Handschriftlich bezeugt ist im 15. Jahrhundert nur das Neutrum,⁴⁾ das 16. Jahrhundert kennt auch das Masculinum,⁵⁾ das Französische, und zwar schon im Mittelalter, und deutsche Mundart entwickelten das Femininum. Veröffentlicht hat Lessing selbst vom Priamel nichts, Eschenburg fixierte den für die Blütezeit der Gattung unhistorischen Gebrauch des Femininums. Der grosse Kritiker, der immer erst während des Druckes die Arbeit abschloss, hätte wahrscheinlich doch den Fehler gesehen. Die Priamelform der volkstümlichen Dichtung wirkt noch in seiner epigrammatischen Poesie nach, ohne dass er davon weiss;⁶⁾ so fesselten jene entdeckten kleinen poetischen Gebilde ihn lebhaft.

1) Zur Geschichte und Litteratur 5, 188.

2) Der vorläufigen Orientierung dient Vogels Katalog.

3) Auch Muncker ist es nicht gelungen, eine Spur der „längst verschollenen“ handschriftlichen Papiere Lessings zu finden. Es ist also nicht festzustellen, wofür Lessing, wofür Eschenburg allein verantwortlich gemacht werden muss.

4) Schon Wendeler hat das festgestellt: De praecambulis S. 21 Anm. 2.

5) Siehe Kapitel III.

6) Auf einiges derart hat Köster zu Schönaichs Neologischem Wörterbuch S. 564 hingewiesen.

Herder empfahl und erläuterte den Fund; aber er war doch besser in der griechischen Anthologie als in der Kleinkunst des 15. Jahrhunderts zu Hause. Er rechnete die Priameldichtung zum Meistergesang; in den deutschen Zünften sollte diese Form ausgebildet sein, und zwar zum Handwerksleisten.¹⁾ Kein Wunder, dass Goethe fast vergass, für ein ihm übersandtes Priamelmanuskript zu danken, und in den angeblichen Meistersprüchen nur ein Spiel mit den platten Lebens- und Handwerksbegriffen sah. Aber das, worauf es ankam, hatte Herder doch erkannt, freilich nicht mit Priameldichtung in Verbindung gebracht. Er hatte gewünscht, dass wir von mehreren sinnlichen Völkern, statt Beschreibungen über den Geist derselben, Proben ihres kindlichen Witzes, ihres sich übenden Scharfsinns in Sprichwörtern, Scherzen und Rätseln hätten, wir hätten damit die eigensten Gänge ihres Geistes — gerade diese Dinge gehören zum Heiligtum einer Sprache. Seitdem dann Jakob Grimm im Jahre 1812 mit einem kräftig gesunden Protest²⁾ gegen den unechten Namen „der Priamel“, von der Gattung gerühmt hatte, die ältesten und erhabensten Priameln habe Odin selbst in dem göttlichen Havamal gesungen, hat das Priamel nicht aufgehört Forschung und Liebhaberei zu beschäftigen.

Den Vorsprung gewann, wie jedesmal, die edle Liebhaberei. Das umfassende Programm des Wunderhorns schloss auch die Spruchpoesie

1) Suphan 16, 228. 226 (Andenken an einige ältere Deutsche Dichter 6): „Warum ich von den Meistersängern noch nicht gesprochen? Weil sie mir oft herrliche Langeweile gemacht haben“. 227: „Da ist auch kein Seelenerhebender Ton, keine Gegenwart der Dinge, kein plötzlicher begeisternder Augenblick (denn wie konnte der in ihre Zünfte gelangen?) merklich“. — „Erlauben Sie also, dass ich vom grossen Uebel mir das kleinste wähle, mithin auf die geistlichen und weltlichen Schwänke der mehresten Meistersänger Verzicht thue und mich an ihre Grösse und Sprüche halte. Sie wissen, die Meister sagen einander vor der Lade den Gruss; der Geselle hat seinen Spruch. Solche Grösse und Sprüche hat auch die Meistersängersunft fleissig gehandhabt“. In der Anmerkung: „Eine Sammlung derselben war diesem Briefe beigelegt; sie mag indess auf einen andern Ort warten“. Am 21. August 1788 bittet er Karoline: „Das Manuskript, das ich an Goethe eingesiegelt habe, lass Dir von ihm geben und bewahre es auf. Es sind alte deutsche Sprüche und Priameln“. Goethe an Herder, September 88: „Fast hätte ich vergessen, Dir für die Meistersängersprüche zu danken. Es ist sehr artig zu sehen, wie sie mit den platten Lebens- und Handwerksbegriffen gespielt haben.“ Suphan S. 629. Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe, 9, 19. Aus Ernst Jennys Ausführungen. Goethes altdeutsche Lektüre, Basel 1900, S. 40 ist nicht zu entnehmen, dass es sich um Priamel handelt.

2) Auch gegen die französische Form Bergmanns *La priamèle* protestiert Gaston Paris in der *Revue critique* 1868. Nr. 39. S. 193: „*La forme française adoptée par M. B. ne me paraît pas excellente*“.

ein. „Was der Reichtum unsres ganzen Volkes, was seine eigene, innere lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeihungen und Melodien, wir wollen Allen Alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet, alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des grössten neueren Volkes, der Deutschen.“¹⁾ Vieles wurde allmählich durch den Druck zugänglicher gemacht, wenn auch meist ebenso unkritisch als ungeniessbar, manches auch schon übersetzt und weitesten Kreisen zu vermitteln gesucht. Mit heller Freude wurde in den reichen Schätzen unsrer Vorzeit gekramt, und die Liebhaber eines triftigen Sinnes in ungekünstelten Worten machten vielgekaufte Blütenlesen für diejenigen, „welche die Wege und Stege zu den im köstlichsten Feldblumenschmuck prangenden Gemeindefrüchten deutschen Witzes und deutschen Gemütes nicht verschmähten und an frisch und kräftig hervortretender Eigenart der Sprach- und Denkweise unsrer Altvordern Lust und Erquickung fanden“. Das Publikum bekam wieder Urväter Hausrat in die Hände, und nicht ohne Grund konnte man hoffen, dass dessen sinn- und gemütvollere Bedeutung verständnisvoll von allen gewürdigt werde, die „mit Liebe und Lust den Spuren unsrer in der Geschichte so energisch sich entwickelnden Nationalität nachzugehen wissen“. Es schien sich bereits zu verwirklichen, was Herder prophezeit hatte: „Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen, da wir zu unsrer Sprache, zu den Verdiensten, Grundsätzen und Endzwecken unsrer Väter ernster zurückkehren, mithin auch unser altes Gold schätzen lernen.“²⁾ Bald war aus Lessings Plane, „Altdeutschen Witz und Verstand“ herauszugeben, eine kleine Bibliothek herausgewachsen. An den Witz und Verstand reihten sich Weisheit und Witz, Altdeutsches Herz und Gemüt, Altdeutscher Schwank und Scherz, Kabinettstücke in Liebhaberausgaben, Sammlungen von feinem Geschmack und geradem Urteil. Wie treffend spricht Sandvoss von der Form! „Es sind Reimsprüche“, sagt er von seiner Sammlung, „deren meist kunstlose Form aber doch reine innere Form ist, gewachsene Rinde gleichsam, statt der bloss hart gewordenen Borke der in eine feste Matritze gekneteten Paprika-Käschen moderner Witzbolde“.³⁾ Riehl und v. Radowitz gaben dem Volksepigramm seinen

1) Des Knaben Wunderhorn 1, 463 der ersten Originalausgabe.

2) Suphan 16, 133.

3) Xanthippus, Gute alte deutsche Sprüche. Berlin 1897, S. VIII.

Platz an der Seite des Volksliedes, und der grosse Kulturhistoriker meint, der Hausschatz deutscher Spruchverse sei in seiner Art nicht minder reich an lauterem Gold wie das eigentliche Volkslied.¹⁾ Die naive grundsatzreiche Unbeholfenheit²⁾ durfte nicht abschrecken. Die simple Spruchweisheit, die in der Lieder- und Bücherflut unsrer Tage ganz von selber ersäuft, fand Freunde wie Otto Sutermeister, der dem Hausspruch die unübertroffene Charakteristik widmet.³⁾ „Auch er zählt mit als Ausfluss einer im Ganzen gesunden, gescheiten und frommen Denkweise; auch er ist in der Geschichte des deutschen Hauses ein Moment voll sittlichen Gehalts, ist über Thür und Bank, auf Hauswand und Dachbalken, an Ofen, Bett und Kasten, und wo er sich sonst noch niedergelassen, ein redender Zeuge sittigender Macht der Poesie in vielfach verlassensten Menschenkreisen.“

Dagegen war die wissenschaftliche Priamel-Forschung entschieden im Rückstand. Sie tastete zwischen den fingierten Polen der sogenannten Volksdichtung und Kunstpoesie hin und her, um schliesslich in Verwirrung auszulaufen.⁴⁾ Selten trat Jemand gegen die unhistorische Richtung misslungener Erneuerungen auf, wie ihrer Zeit die Grimms sich gegen die Verfasser des Wunderhorns gewandt hatten, die Altes nicht als Altes wollten stehen lassen, ein Verfahren, das als Notwendigkeit für die Zeit ein Irrtum, und für das Studium der Poesie ein Ärger.⁵⁾ Man bemühte sich mit Einfällen, Scharfsinn und Gelehrsamkeit aus dem Namen des Priamels sein Wesen zu erraten, wandte sich Aufschluss suchend an die indische, hebräische, lateinische Litteratur, an die Geschichte der Universitäten, an die Fechtkunst, an die Predigt, und versäumte nur eins: seine wirkliche Geschichte — eine einigermassen vollständige Sammlung

1) Über Hausinschriften. W. H. Riehl, Die Familie, 9. Aufl. Stuttgart 1892. S. 198 ff. „Zeigt uns das Volkslied zumeist die Poesie der Ruhe, des Geniessens und Genügens, so führt uns Sitte, Sage und Spruch auf hundert versteckten Pfaden zur Erkenntnis der Arbeitslust und Arbeitsehre, die unserm Volke nicht minder ins innerste Leben gewachsen ist.“ Riehl, Die deutsche Arbeit² S. 149.

2) R. Falck, Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Berlin 1865, S. V.

3) Otto Sutermeister, Schweizerische Haussprüche. Ein Beitrag zur epigrammatischen Volkspoesie aus der Landschaft Zürich. Z. 1860, S. VII, IX.

4) Freilich ist mir Niemand bekannt, der den Ergebnissen Uhls zugestimmt hätte.

5) Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit hg. von Herman Grimm und Gustav Hinrichs. Weimar 1881, S. 98. Philipp Strauch in der Deutschen Litteraturzeitung 1893, 366.

des Materials,¹⁾ eine treue Analyse und historisch zusammenhängende Behandlung. Nur so erklärt es sich, dass noch heute auf diesem Gebiete der Forschung die schroffsten Gegensätze unvermittelt gegen einander stehen. Hier spricht und handelt man ausführlich von ‚Priameln‘ in der Weltliteratur,²⁾ dort wird in den gründlichsten Darstellungen deutscher Litteraturgeschichte das Priamel entweder mit der grössten Zurückhaltung erwähnt oder als Rührmichnichtan behandelt.³⁾ Hier wird das Priamel zu eng⁴⁾ definiert, dort⁵⁾ zu weit; hier lässt man nur eine Hauptform des klassischen Priamels gelten,⁶⁾ dort soll jeder Witz schon ‚eine Priamel‘ sein.⁷⁾ Hier wird es mit vielen alten Gattungen zusammengeworfen,⁷⁾ dort, unfruchtbar isoliert,⁸⁾ ganz für sich betrachtet. Hier wird es für eine Gattung urgermanischer Spruchweisheit gehalten,⁹⁾ und man glaubt sogar ‚eine urgermanische Priamel‘ nachgewiesen zu haben,¹⁰⁾ dort leugnet man jede Spur ‚der Priamel‘ auch in der altdeutschen Dichtung bis gegen das 12. Jahrhundert.¹¹⁾ Bei solcher Verwirrung kann nur eine vorurteilslose, aber auf wirklicher Kenntnis des Materials beruhende geschichtliche Betrachtungsweise Forschung und Urteil auf die richtige Grundlage stellen. Erhebt man wirklich im Sinne Herders die Frage nach dem Ursprung dieser poetischen Form,

1) Eine mit Unterstützung unserer höchsten Unterrichtsbehörde unternommene Studienreise, auf systematische Durchforschung der wichtigsten süddeutschen und österreichischen Bibliotheken gerichtet, lieferte manche Ergänzung.

2) Zum Beispiel: Bergmann, *La priamèle dans les différentes littératures anciennes et modernes*. Strasbourg et Colmar 1868, S. 9 ff. Separatabdruck. Gosche, *Archiv für Litteraturgeschichte* 2, 280; aber er verklausuliert seine Zustimmung. Uhl, *Die deutsche Priamel*. Leipzig 1897, S. 120 ff. ohne Einschränkung.

3) Z. B. Gervinus II⁵ 126. Scherer, *Litteraturgeschichte* S. 254. *Deutsche Studien* I 345 ff. Etmüller, *Handbuch* S. 283.

4) Z. B. Wackernagel, *Litteraturgeschichte* 1², 368. Golther, *Geschichte der deutschen Litteratur* 1, 394.

5) Z. B. Kluge, *Etymologisches Wörterbuch*,⁶ 303. Marc Monnier, *Litteraturgeschichte d. Renaissance* (Deutsche autorisierte Ausgabe. Nördlingen 1888), S. 200. Werner, *Lyrik und Lyriker* S. 545 f.

6) Z. B. Herder, *Suphan* 15, 121 ff. Ehrismann, *Anzeiger für deutsches Altertum* 25, 165 ff.

7) Schild, *D'r Grossätte us'em Leberberg* 3², 46. Uhl, *Die deutsche Priamel* 117.

8) Vilmar, *Geschichte der deutschen Nationallitteratur*, 14. Auflage, S. 268. — Goedeke, *Grundriss* I², 304. Grassberger, *Die Naturgesch. des Schnaderhüpfels* 54.

9) J. Grimm, *Kleinere Schriften* 6, 103.

10) R. M. Meyer, *Die altgermanische Poesie* 484. Man spricht unbedenklich von ‚der Priamel‘ als poetischer Gattung in altgermanischer Litteratur: W. Grimm, *Freidank CXXII*; Uhland, *Schriften* 2, 526; Müllenhoff, *DAK.* 5, 277; Scherer und seine Schule; Kelle, *Geschichte der deutschen Litteratur* 1, 188.

11) Koegel, *Geschichte der deutschen Litteratur* I², 182.

so erweitert sich das Problem zu einem fast ins unbegrenzte verlaufenden und gewinnt ein beträchtliches entwicklungsgeschichtliches Interesse.

Dabei scheint zunächst auch hier der richtige Weg, über das, was das Leben seinen Bedürfnissen gemäss geschaffen hat, das Leben selbst zu befragen und auch das Eingehen auf poetische Formen der sogenannten Natur- und Halbkultur-Völker nicht zu scheuen.¹⁾ Was die Erzeugnisse primitiver Volksdichtung an poetischem Wert entbehren, ersetzen sie durch ihren wissenschaftlichen, welcher der älteren Geschichte unsrer Volksdichtung und der Entwicklungsgeschichte zu Gute kommt. Auch auf den Inhalt kommt es dabei oft nicht an. Gewiss, nach lauem Wasser kann kein Mund je wässern, und nach A. W. Schlegels Wort mit Gustav Meyer im Dreck der Menschheit zu patschen, ist kein Vergnügen; aber bisweilen sind solche Erzeugnisse uralter Tradition für die Geschichte der Form am lehrreichsten. Nichts liegt uns ferner als damit dem Leser, was sich Goethe energisch verbat, glorios zu Leibe zu rücken.

Das Phantom eines in mystischer Unfassbarkeit dichtenden Volksgeistes²⁾ wird unsern Weg nicht kreuzen, obwohl sich gerade beim Priamel so recht ein Hauptcharakterzug der Volksdichtung wirksam erweist: die Beteiligung und (der Überlieferung gegenüber) autoritative Bethätigung Aller. Die gelehrte Forschung bedarf ihres Korrektivs durch das Leben, schon deshalb ist die Volkskunde nicht zu entbehren. Aber sie kann vielleicht noch mehr leisten, wenn es gelingt, Volkskunde und Litteraturgeschichte in engere fruchtbarere Verbindung zu setzen, aus jener diese zu erläutern, dadurch die Grenzen der Litteraturgeschichte zu erweitern, ihr Gebiet zu bereichern. Erst aus dieser Vereinigung wird eine wirkliche Geschichte der deutschen Geisteskultur hervorgehen.³⁾

Freilich bleibt auf dem Gebiete einer zum Teil ungeschriebenen Litteratur vieles, besonders das Chronologische, problematisch, und wie wenig zwingend manche Schlüsse hier sind, weiss derjenige, der ihr Zustandekommen mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hat. Aber das bringt,

1) Zur Methode: M. Buch in den Sitzungsberichten der gelehrten estnischen Gesellschaft in Dorpat 1883 S. 133 und die glänzenden Ausführungen Scherers im Anzeiger 1, 199. Dagegen z. B. Eugen Wolff, Poetik S. 27 f. Borinski, Deutsche Poetik S. 19 f.: durch Büchers Erfolg widerlegt. Grosse, Die Anfänge der Kunst S. 222 ff. Bücher, Arbeit und Rhythmus² S. 333.

2) Die Realität der Volksseele rettet Wundt, Völkerpsychologie I 1, 9 ff. — Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker S. 36.

3) Beachtenswert sind die Bemerkungen Vogts im Vorwort zu den Schlesischen Weihnachtsspielen S. 1X. Unsere obigen Sätze sind schon vor vielen Jahren geschrieben.

wie bei aller Volksdichtung, die Natur des Gegenstandes mit sich; man wird deshalb nicht auf Berücksichtigung unlitterarischer Poesie verzichten können.

Ebenso bedenklich, aber auch ebenso lohnend ist die Heranziehung fremder Litteraturen. Alle Volksdichtung hat etwas zeitlich und räumlich Konstantes, ebenso sehr dem sich selbst treuen Geiste eines grossen Volkes als der geistigen Einheit verwandter Völkerfamilien entsprechend. Daraus ergibt sich ein Überwiegen des Zuständlichen über das Individuelle und für die Forschung eine wenigstens theoretische Möglichkeit internationaler Zusammenhänge. In der That ist es unumgänglich nötig, das Eigene durch Fremdes, soweit es verwandt, zu erläutern, und frühere Litterarhistoriker haben die fragmentarischen und leicht gezimmerten Gerüste ihrer Konstruktionen bis tief in die Litteraturen des Ostens hineingebaut. Im Gegensatz zu dieser Richtung wurde hier bei der Vergleichung zunächst das Erkennen des Besonderen angestrebt, und lieber das Beispiel eines Grimm, Mommsen, Comparetti befolgt als die heute beliebte etwas skrupellose Methode, ohne rechte Ergebnisse Alles mit Allem zu vergleichen.

Man wird vielleicht den Nutzen problematisch finden, den litteraturgeschichtliche Betrachtungsweise gelegentlich aus den Ergebnissen Goetheschen Denkens zu ziehen gesucht hat. Es ist wahr: historisch im Sinne der historischen Einzelforschung hat Goethe selten gedacht. Seine Kenntnisse von altd deutscher und altgermanischer Litteratur kann heut jeder Student korrigieren. Aber es gibt eine höhere Art historischer Auffassung, die aus dem Geiste unsers grössten Dichters spricht, wenn sie auf Grund einer in der Art nie wieder erreichten weltumfassenden und harmonischen Bildung intuitiv die Anfänge aller Poesie mit den höchsten Errungenschaften des poetischen Genius verknüpft. Dem Tiefsten und Verborgenen, was bloss gelehrter Forschung meist unerklärt entgehen muss, ist niemand so nahe gekommen, wie er. Wir sind ihm um so lieber nachgegangen, als er uns von der Last befreit, die Jahrhunderte gelehrt dogmatischer Aesthetik auf die Gegenwart gehäuft haben. ¹⁾

Eine Geschichte des Priamels kann, abgesehen von allen individuellen Momenten, auch im allgemeinen Goethes Forderungen noch nicht erfüllen, wenn er die Maxime aufstellt: „Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muss er genau prüfen, was wohl geschehen sein könnte, und um des

1) Vergl. Scherer, Poetik 289.

Lesers willen muss er festsetzen, was geschehen sei. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Kollegen ausmachen; das Publikum muss aber nicht ins Geheimnis hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als ausgemacht kann angesprochen werden.“ Vielmehr ist bei dem heutigen Stande der Forschung eine solche glatte Darstellung unmöglich; auch in diesem Falle kann nur die Verbindung von Untersuchung und Darstellung zum Ziele führen.

Hoffentlich gereicht es der Untersuchung nicht zum Nachteil, dass die Beispiele so reichlich gegeben sind. Zunächst sind sie zur Begründung der aus ihnen gezogenen Schlüsse nicht zu entbehren, besonders wenn es sich darum handelt, die Struktur dieser Gebilde der Volks poesie zu beurteilen;¹⁾ dann war aber auch bei der ungeheueren Ver zettelung des Materials für die eine oder andre Periode des engeren Gebietes annähernde Vollständigkeit der Belege erwünscht. Jakob Grimm meint einmal: „Es wäre eine schwere, aber würdige Arbeit, alle Kraft altd deutscher Sprüche in einem Band zusammenzufassen.“²⁾ Mehr als irgend eine andre ist die Priamellitteratur das Fragment der Fragmente; aber wer in romantischer Trauer um das Verlorene die Vergangenheit um ihren Reichtum beneidet, verschliesst Aug und Ohr für die Gegenwart. Es trifft nicht zu, dass während der Reformation auch dieser Nibelungenhort des volkstümlichen Spruchschatzes in den Rhein sank, zur Zeit, als die Bauern Psalmen sangen, selbst wenn sie betrunken waren.³⁾ Sondern auch heute noch strömt der Quell deutscher Volks poesie voll und reich, wie je; nach den jüngsten Erfolgen einer gründlichen Erforschung bedürfen die gewöhnlichen Vorstellungen über das viel beklagte Verschwinden volkstümlicher Überlieferungen einer vollständigen Umgestaltung.

Der deutsche Volksspruch im eminentesten Sinne, das Priamel, überdauert alle Formen der volkstümlichen Spruchdichtung und besteht bald die Probe eines Jahrtausends, während der Parzival, der Tristan, das Entzücken einer ausgesuchten hochstehenden kleinen Gesellschaft in der kurzen Blütezeit höfischer Kunst nach wenigen Generationen um ihre Wirkung gekommen waren.

1) Vergl. Bücher, Arbeit und Rhythmus S. VII².

2) Kleinere Schriften 6, 103.

3) Baslerische Kinder- und Volksreime aus der mündlichen Überlieferung gesammelt. Basel 1857. S. IV.

Bettine von Arnim

und ihr Briefwechsel mit Pauline Steinhäuser.

Von
Karl Obser.

Ludwig Geiger ¹⁾ hat unlängst die vielseitigen, trotz alles Gegensätzlichen im Grunde doch auf innerster Wesensverwandtschaft beruhenden Beziehungen Bettinens von Arnim zu König Friedrich Wilhelm IV in anziehender Weise gewürdigt und sich ein Anrecht auf den Dank aller gebildeten Kreise erworben, indem er ihre bedeutsamen und inhaltreichen Briefe an den König erstmals veröffentlicht hat, — Briefe, die uns einen tiefen Einblick in die Eigenart einer der geistvollsten deutschen Frauen gewähren und von einer hohen, idealen, menschenfreundlichen Gesinnung nicht minder, wie von einem seltenen Freimut in beredter Sprache zeugen. Es wird darin auch der gemeinsamen Bestrebungen, die Bettine mit dem Bildhauer Karl Steinhäuser verbanden, vorübergehend gedacht. Ein günstiger Zufall hat es gefügt, dass mir in eben den Tagen, da das Buch erschien, mit dem handschriftlichen Nachlasse des Künstlers ²⁾ eine Anzahl von Briefen in die Hände fiel, die Bettine an ihn und seine Gattin gerichtet. Wenn gleich auch hier, wie in der Geiger'schen Publikation manches verloren, manche Lücke zu beklagen ist, so genügt das Vorhandene doch, um das freundschaftliche Verhältnis, das zwischen beiden Teilen lange Jahre hindurch bestand, und ihr eifriges Zusammenwirken in einer wichtigen, weite Kreise des Volkes bewegenden künstlerischen Angelegenheit genauer er-

1) L. Geiger: Bettine von Arnim und Friedrich Wilhelm IV. Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt. 1902. 220 S. 8°.

2) Im Besitze des Herrn Prof. Dr. M. Rosenberg in Karlsruhe, dem ich für die freundliche Überlassung der Briefe auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen habe.

kennen und verfolgen zu lassen, manches Gehässige und Unwahre aber, was darüber verbreitet worden ist, zu widerlegen. Hermann Grimm hat einmal von Bettinens Schriften gerühmt, dass sie zum Schönsten gehören, was je in deutscher Sprache geschrieben worden sei. Das ist wohl etwas zu viel gesagt. Aber dass die seltene Frau, der ein Goethe einst bekannt, dass er ihr nichts zu geben vermöge, da sie sich selbst alles schaffe oder nehme, in ihren Briefen ihr Bestes geboten, das werden auch die vorliegenden Schriftstücke erweisen, in denen sich, wie in allem, was ihrer Feder entstammt, der volle Reichtum ihres Geistes und Gemüts offenbart, und ihre Mitteilung dürfte daher auch als ein bescheidener Beitrag für eine künftige Biographie Bettinens willkommen sein.

Die Beziehungen der Steinhäusers zu dem Hause Arnim reichen zurück in den Anfang der dreissiger Jahre. Als Karl Steinhäuser¹⁾ nach Berlin kam, stand er noch im jugendlichen Alter. Er war geboren zu Bremen am 3. Juli 1814.²⁾ Sein Vater, ein tüchtiger Bildschnitzer, hatte frühe die fränkische Heimat verlassen, war zur Ausbildung in seinem Berufe weit in der Welt herumgewandert und hatte dann in der Hansastadt sein Heim gegründet. In Kopenhagen, wo er die Eltern Bertel Thorwaldsens kennen gelernt, war er einst Zeuge gewesen der tiefen Rührung, mit der die schlichten Leute die Nachricht von dem ersten grossen Erfolge ihres Sohnes vernommen. Mit freudigem Stolz hatte auch er in dem eigenen Knaben, dem er in seiner Werkstatt die erste Anleitung erteilt, vielversprechende künstlerische Anlagen entdeckt und nach Kräften zu fördern gesucht. Die ersten Modellierungsversuche Karls fanden ermunternden Beifall; er erhielt vom Senate den Auftrag, die Büste des Astronomen Olbers nach dem Leben zu modellieren, und Christian Rauch war von dem Modelle so befriedigt, dass er darnach die Ausführung in Marmor übernahm und den talentvollen jungen Künstler einlud, als Schüler in sein Atelier einzutreten. So erfolgte 1831 Steinhäusers Übersiedelung nach Berlin, wo er sich unter Rauchs Leitung eifrig an den Arbeiten für die Kelheimer Walhalla zu beteiligen begann. Sein erstes selbständiges Werk, die Marmor-

1) Über Steinhäuser vergl. v. Weech, Bad. Biographien, 3, 181; Allg. Deutsche Biographie, 35, 716; Nagler, Künstlerlexikon, 17, 290; Singer. Künstlerlexikon, 4, 335. Die in diesen Werken enthaltenen Angaben sind übrigens vielfach dürftig und unrichtig; ich folge hier im wesentlichen der Lebensskizze, die der Architekt H. Müller bei der Trauerfeier für Steinhäuser im Bremer Künstlerverein gegeben hat (Bremer Courier vom 25. Dez. 1879).

2) Nicht 1813, wie meist irrig angegeben wird. Auszug aus dem Totenbuch der St. Stefanspfarre zu Karlsruhe.

statue des „Krebsfängers“, die in der Gefälligkeit der Komposition und der sichern Behandlung der Formen schon die Vorzüge seiner späteren Schöpfungen verriet, erregte Aufsehen und fand rasch einen Käufer. Sein Name wurde genannt, seine Erfolge verschafften ihm Zutritt zu allen kunstsinnigen Kreisen. So kam er auch in das Haus Bettinens, in deren Salons sich damals alles versammelte, was auf Geist und Bildung Anspruch machte, und der Umgang mit der in künstlerischen Dingen wohl bewanderten und feinfühlenden Frau, die seit ihren Mädchenjahren selbst gerne zeichnete, malte und modellierte, wirkte, wie berichtet wird, vielfach anregend und befruchtend auf die Seele des jungen Bildhauers. Für die künftige Gestaltung seines Lebens aber wurde der Verkehr in dem gastfreundlichen und kunstliebenden Hause vor allem dadurch von Bedeutung, dass er an der Seite Bettinens eine junge Malerin kennen lernte, Pauline Franke,¹⁾ und die tiefe Herzensneigung, durch die sich beide einander verbunden fühlten, schon 1834 zur Verlobung führte. Die Tochter eines meklenburgischen Superintendenten, aufgewachsen in den streng kirchlichen Anschauungen und Überlieferungen des Elternhauses, war sie nach Berlin gezogen, erfüllt von dem glühenden Wunsche, ein unverkennbares Talent zur Reife zu bringen und sich zur Künstlerin auszubilden. Die ihr später als der Gattin Steinhäusers begegnet, rühmen an ihr reiche Gaben des Geistes und Gemütes; „eine edle und hohe Seele, voll tiefer Frömmigkeit, voll Begeisterung für alles Erhabene, Echte und Schöne“, — urteilt Wilhelm Lübke.²⁾ Diese Grundzüge ihres Wesens treten schon in ihrem Briefwechsel aus der Brautstandszeit hervor, vor allem der frommgläubige Sinn, dem Religion und Liebe in eines verschmelzen, der in der Religion das hohe Ideal erblickt, dem alle Kunst dienen müsse. Nach ihrer Gesinnung und ihrem künstlerischen Glaubensbekenntnisse steht sie wohl ihrer hochverehrten Lehrerin Luise Seidler und Marie Ellenrieder am nächsten,³⁾ und ihrem Einflusse ist es zweifellos wesentlich zuzu-

1) Über Pauline Steinhäuser-Franke (geb. zu Güstrow 26. Dez. 1810, gest. zu Karlsruhe 21. Juni 1866. Auszug aus dem Totenbuch der St. Stefanspfarre) vergl. Nagler, Künstlerlexikon, 27, 290; Singer, Künstlerlexikon, 4, 336; J. von Kopf, Lebenserinnerungen eines Bildhauers, 54.

2) Wilh. Lübke an Paulinens Tochter, Frau M. Bellardi, 29. Juni 1866. Nachlass St.

3) Vergl. Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler, 446, und die dort mitgeteilte Stelle aus einem Briefe Paulinens. — In einem hübschen Aufsatze, dessen Konzept sich im Nachlass Steinhäusers befindet, hat sie ihre Anschauungen über die verschiedenen Kunstrichtungen ihrer Zeit niedergelegt. Die eigentliche Bestimmung der Kunst erblickt sie hier in der „Heiligung und Verklärung der sinn-

dringendem Scharfsinn; Inhalt und Kunstform. *Entstehung und Ausbildung* der poetischen Formen in der Didaktik waren bis dahin nur stiefmütterlich behandelt, obwohl Versuche derartiger *Betrachtung* vorlagen; Hexameter, Sonett und Madrigal in Deutschland fanden ihre Historiker. Den Zusammenhang jener *Kunstdichtung* mit der Volkspoesie hat man heute noch nicht erledigt; es werden immer neue Filiationen sichtbar.

Zufall ist es nicht, dass Lessing und Goethe wieder auf die Gnomik des Mittelalters zurückgreifen, wie sie im 16. Jahrhundert für Deutschland, wie für die übrigen Kulturländer des Westens, in grossen Sammlungen kodifiziert war, den Nationalstolz aller sammelnden Völker mit leichtbegreiflichen Übertreibungen weckend. Verhält sich Lessing mehr aufnehmend der alten Gnomik gegenüber, deren veraltetes Gewand zu erneuern er sich begnügte, so läutert und durchdringt sie Goethe mit höchster Freiheit und Kultur und gibt ihr die durchgeistigste Form. So wird auch am Ende einer Geschichte der deutschen Gnomik Goethe stehen, als der grösste Lehrer deutscher Lebensweisheit.

Der besondern Begabung unsres Volkes für die Gnomik verdankt eine ihm eigene selbständige Kunstgattung ihre Ausbildung, das Priamel:¹⁾ als klassisches Epigramm des 15. Jahrhunderts ein Erzeugnis Nürnberger Kleinkunst; keineswegs bloss *acumina, pointes, maximes*; nicht nur blitzendes *Aperçu*, schemenhafte Aufschrift, *pointiertes concetto*: sondern voll und reich aus- und durchgebildet zu einer, trotz seiner engen Grenzen, fast universalen Kunstform; in seinen Grundlagen von lebenskräftig unverwüstlichem Dasein, in seiner *Vollendung* so eigenartig in dem Nährboden bestimmter, national-gebundener Kunst-, Denk- und Vorstellungsart wurzelnd, dass jeder Vergleich mit verwandten Erscheinungen unzulänglich erscheint.

Seit dem bekannten Brief,²⁾ den Lessing am 10. Januar 1779 über die geplante Herausgabe deutscher Volksgedichte an Herder schrieb, spricht man in Deutschland wieder von dem Priamel. Die altberühmte Wolfenbütteler Bibliothek beherbergt ausser kleineren, freilich wertvolleren Priamelhandschriften eine grosse *Sammelhandschrift* (2. 4. Aug. fol.) der späteren Nürnberger Schule und eine überaus reiche Folge alter Lautenbücher, deren Wert für die Musikwissenschaft täglich

1) Das seit Lessing übliche Femininum hält, wie sich später ergibt, den Thatsachen historischer Bezeugung gegenüber für das 15. Jahrhundert nicht stand.

2) Redlich 20, 1, 775.

Psyche. Keiner weiss, was ich will, was ich denke, was ich bedarf. Die Leute leben ihr Leben, und weil das meine nicht zu dem ihren passt, so hält man mich gradezu für unsinnig und verkehrt. An meinen Schleiermacher¹⁾ denke ich oft, dem könnte ichs sagen und mir dadurch deutlich machen, was ich alles in mir gewahr werde und was alles auf den Ursprung und das psychische des Geistes geht, dem würde ichs aussprechen; mir zu lieb kann ichs nicht. Alles lässt sich vereinfachen und hierdurch der Wahrheit näher rücken und erst die allerjüngste Einfachheit ist Wahrheit und giebt der Seele den Begriff, der ihr unmittelbare Nahrung wird, wie ich glaube, dass die unmittelbare Wahrheit gleich sich in die Seele verwandelt, und wenn das wäre, dann wäre alles gut und die Erlösung hätte sich ins ganze menschliche Dasein aufgelöst und wär keine Geschichte mehr, die ausser mir läge und die wir nie begreifen, so viel Mühe wir uns auch geben. Ich meine: wenn der Geist für alles strebt, was die Seele bedarf, das wär das rechte Leben, und wenn die Seele nie ihrem innern Willen ungetreu würde, so dass sie noch im letzten Augenblick den Instinkt der frühesten Regungen habe, dann sey das beste, was wir hier nicht erwerben konnten, für die Zukunft erworben. Das sag ich, weil ich so dran denk, wie Sie gerne malen möchten und welche Schwierigkeiten sich Ihnen entgegenstellen und wie auch mir sich Schwierigkeiten entgegenstellen bei allem, was mir lieb ist; ich habe aber bemerkt, diese innere Treue ist der lernsamste Weg und kein andrer ist besser. So mancher hat grosse Fortschritte gemacht blos aus Sehnsucht und Liebe zur Sache, während er bei angestrengster Übung nichts lernte. Das behalten Sie mir ja im Herzen, dass nichts verloren ist, sobald wir nichts verloren geben. Es ist eine gar gewaltige Sache, wenn wir uns mit Leidenschaft an etwas hängen, was scheinbar nur eine Sache ist (wie die Kunst); dann können wir sicher sein, dass unsere Seele geneigt ist mit Geistern zu leben und dass sie es durch Treue auch durchsetzen wird, dass der Geist mit ihr in der Liebe lebt; ja alle Versuche in der Kunst sind Liebschaften mit den Geistern, denen wir das bessere abgewinnen, indem wir uns ihr aufs zärtlichste einschmeicheln und Beethoven hat das meiste Glück in dieser Liebe gehabt von allen, die ich kenne. Da können Sie aber auch gleich sehen, wie tölpisch sich mancher dabei nimmt. Am schlimmsten hat diesmal Hänsel²⁾ um die Gunst der Geister gefreit. Sein abscheu-

1) Über Bettinens Beziehungen zu Schleiermacher, der ihre Söhne konfirmierte, vergl. H. Grimm im Goethe-Jahrbuch, I, 5. Ihr Briefwechsel ist noch ungedruckt.

2) Wilhelm Hensel (1794—1861), Historien- und Bildnismaler, Professor an der Berliner Kunstakademie. Singer, Künstlerlexikon, 2, 160.

lich grosses Bild machte den Raum, wo es hing, zu einer unangenehmen Gegend, die man gerne vermied; er und seine Frau hatten unterdessen das Ausstellungs-Fieber im höchsten Grade und hofften jeden Augenblick, es würde verkauft werden, aber leider Gottes ist die gemalte Judengesellschaft zu der ungemalten zurückgekehrt, ohne sich zu versilbern; wer weiss nun, wenn Hänsel diesen Gegenstand der Verzweiflung los wird. Versäumt haben Sie nichts auf der Ausstellung auser ein paar herrlichen Landschaften und das beste Bild, eine Frau mit einem schlafenden Kind betend, von Maes,¹⁾ doppelte Beleuchtung einer Kirchenampel und Sonnenlicht, wunderbar schön, halbdunkel, — man wusste nicht wars Licht oder Schatten, was diese Figur hervorhob. Wären Sie hier gewesen, so müssten Sie es kopieren, Sie hätten mehr gelernt für eignen Bedarf wie von Tizian, ich will nicht sagen Coregio.

Adieu Bettine.

Soll ich, wenn ich eine Wohnung miethe, auf Sie rechnen, wenn es möglich ist. Es wäre mir ganz recht wieder mit Ihnen in einem Haus zu wohnen, man könnte sich gegenseitig erleichtern. Ich geb die Kunst noch nicht auf; mein Buch²⁾ kommt 14 Tag nach Neujahr. Grüssen Sie Ihre Mutter und liebe Schwester.

am 15ten.

Mit einem kurzen Billet aus dem Herbst des folgenden Jahres entschuldigt Bettine, dass sie ein Schreiben Paulinens nicht ausführlicher beantworte; „Goethes Briefwechsel“, der inzwischen erschienen war, ungeheures Aufsehen erregte und der Verfasserin mit einem male einen Ehrenplatz in der deutschen Litteratur eroberte, soll ihr in Bälde zugehen.

2.

3. Okt. 1835

Meine gute Frank, ich habe in dieser Zeit keine Ihnen zu antworten. Mein Buch schicke ich, wie ich von einer Reise zurückkehre, die ich mit Savignys³⁾ auf das Land mache; sie suchen Trost in der Einsamkeit, sie haben eine Tochter in Griechenland verlohren. Der Posten, ihr Tröster zu sein, fällt mir schwer, aber was schwer ist, ge-

1) Jan Baptist Maes (1794—1856), aus Gent gebürtig. Das hier besprochene Bild ist wohl die „betende römische Bäuerin“, die sich jetzt im Besitz der Münchner Pinakothek befindet. Singer, a. a. O., III, 75.

2) „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, dessen Vorrede vom August 1834 datiert, dessen Ausgabe sich aber bis zum Frühjahr 1835 verzögerte.

3) Karl Friedrich von Savigny, der berühmte Rechtsgelehrte, war vermählt mit Kunigunde Brentano und Schwager Bettinens.

lingt. Das wissen wir beide. Adieu. Wollen Sie wieder herkommen (was ich Ihnen rathe, weil Sie mir abgehen), so finden Sie die alten Verhältnisse in meinem Herzen

Bettine Arnim

am 3ten October
1835.

Damit bricht der Briefwechsel für einige Zeit ab; wenigstens haben sich unter dem Steinhäuser'schen Nachlasse aus den nächsten acht Jahren Briefe Bettinens nicht vorgefunden, wengleich manches, was sich in diesem Zeitraume ereignete, bei den herzlichen Beziehungen zwischen beiden Teilen einen brieflichen Verkehr wahrscheinlich macht.

Die Hoffnung Bettinens auf eine Rückkehr der Freundin nach Berlin sollte sich nicht erfüllen. Pauline Franke wurde zunächst in der mecklenburgischen Heimat festgehalten, nach dem Tode der Mutter war sie dort unentbehrlich. Karl Steinhäuser aber weilte seit dem Herbst 1835 in Rom, die Munifizienz einiger Bremer Kunstfreunde hatte ihm die Mittel zu einem längeren Aufenthalte in dem Lande seiner Sehnsucht gewährt. Die grossen Vorbilder der Antike, in deren Studium er sich versenkte, übten eine tiefe Wirkung auf ihn aus. Es begann für ihn eine Zeit sorgenfreien, glücklichen Schaffens, die ihn von Erfolg zu Erfolg trug. In rascher Folge entstand eine Anzahl seiner besten Werke: Genrefiguren, wie das bekannte Muschelmädchen, der Angelfischer, der Violinspieler und der Hirte mit dem Lamm, zwei prächtige Marmorreliefs, von denen das eine Psyche, das andere Amor darstellt, der von einer Löwin gesäugt wird, während Venus die herandrängenden Jungen abwehrt, — vor allem aber eine seiner herrlichsten Schöpfungen, der selbst Thorwaldsen seine offene Bewunderung nicht versagte, die Gruppe von Hero und Leander, in der er das Hohelied seiner Liebe in ergreifender Weise verkörperte. Die günstige Gestaltung seiner äussern Lebenslage gestattete dem jungen Meister, nach langer Wartezeit seinen sehnlichsten Wunsch zu befriedigen und einen eigenen Herd zu begründen. Im J. 1841 folgte Pauline, von ihrer Schwester Auguste begleitet, seinem Rufe und wurde in der ewigen Stadt, die ihnen die zweite Heimat wurde, die Seinige. Auch sie fand für ihre künstlerischen Bestrebungen auf dem klassischen Boden neue Nahrung. Mit Eifer widmete sie sich ihren Studien; als erstes grösseres Gemälde entstand eine „Esther“, die sich schmückt, um vor König Ahasverus zu erscheinen.

Dieses Bild ist es, an das ihr Briefwechsel mit Bettinen wieder anknüpft. Pauline Steinhäuser mochte wohl wünschen, dass der König es sehe, wenn es zur Ausstellung nach Berlin gesandt werde; auch Anliegen anderer Art, die ihren Mann betrafen, die wir aber nicht näher kennen, beschäftigten sie. Sie kannte die einflussreichen Beziehungen der Frau von Arnim zu Friedrich Wilhelm IV. und ersuchte sie daher, im Vertrauen auf die alte Freundschaft, um ihre Vermittlung. Mit Freuden ging diese darauf ein. Geiger, der das Schreiben, welches Bettine in dieser Angelegenheit an den König richtete, zum erstenmal veröffentlicht hat,¹⁾ ist geneigt, dasselbe in das Ende der vierziger Jahre zu verlegen, giebt aber zu, dass es wohl auch einer früheren Zeit angehören könne. Im Zusammenhang mit dem Folgenden kann kein Zweifel darüber bestehen, dass es in die ersten Monate des J. 1843 fällt. Bettine legte den Brief der Freundin dem Könige vor. „Er ist geschrieben, bemerkte sie, von einer jungen Künstlerin, die in ihren frühesten Anlagen schon weit über das gewöhnliche Talent hinausragte. In diesem Augenblick malt sie eine Ester, die sich schmückt, um vor dem König Ahasverus die Anliegen seines Volkes darzulegen.“ Ein kurzer Bescheid Friedrich Wilhelms IV. liess Gutes hoffen, und Bettine beeilte sich, den Freunden in Rom davon in einem Briefe Kunde zu geben, aus dem ihre warme Verehrung für den König spricht.

3.

[2. März 1843]

„Wegen Ihres Künstlerpaares werde ich nach Rom schreiben und hier den Rauch befragen. Ich hoffe Ihnen bald gute Kunde geben zu können.
Friedrich Wilhelm.“

Liebe Pauline. Am 26ten Februar schrieb mir die obigen Zeilen der König in Bezug auf Sie beide. Ich hoffe, dass sie Ihnen neues Lebensfeuer zuströmen werden und dass die Hoffnung auch auf dem Gesicht Ihrer Ester blühen werde. Von dieser Ester hab ich dem König geschrieben und habe das (was ich ja auch immer in Ihren Kunstversuchen herausföhlte) von Ihnen gesagt. Ich weiss, wie oft eine heilige Energie einem überkommt schon bei der Ahnung verstanden zu werden. Mögte dies Gefühl Ihnen die bitteren Stunden abkürzen. Alles was Sie haben mit Sorgen erleben müssen, wird auch nicht ohne Vortheile für Sie beide sein.

1) a. a. O. 192.

Was kann ich Ihnen noch sagen? — Ich will mich eilen, den Brief abzuschicken, besseres als die lieben ersten Zeilen kann ich Ihnen ja doch nicht geben! Liebe Pauline! Da es mir nun mit so leichter Mühe, ja mit Genuss gelungen ist, kann ich Ihnen nur dafür danken, dass Sie mich ausersehen haben und keinen Andern. Wenn Sie denn doch gern mit dem lieben Gott zu thun haben, so empfehlen Sie ihm den König recht heiss und innig. Seufzer und Wünsche für das Wohl geliebter und geheiligter Personen sind so naturgemäss der Dankbarkeit und Liebe, dass sie doch zu etwas nützen müssen und so denk ich mir, dass sie allenfalls magnetisch die Luft schwängern und so sich gegenseitig verstärken, so dass zuletzt eine ganze Atmosphäre solcher Herzens steigernden Gefühle sich bilde, in der eben Fürsten nur gedeihen können. Und besonders, liebe Pauline, unser König hats vor Andern nötig gehoben und getragen zu sein von echten Gefühlen der Begeisterung, nicht von unechten, die ihn immer umgleisen und nur sich selbst auf dem Gipfel erhalten wollen, indem sie aber doch gewiss sind, dass sie weder Geist noch Glück haben.

Dass Sie in Rom sind und doch seufzen nach dem Vaterland! Und ich mein, dass zu meinem Glük nichts anders dienlich sei, als blos die unendlich blaue Himmelswiese über der heissen Erde zu beschauen, während die Pflanzen im Mittagschlummer ihr Haupt senken, und da so mit ihnen zu ruhen, bis der Thau wieder ihr stilles Leben erfrischt und ihre feinen schwankenden Arme badet und die Nachtluft sie wieder kühlt. So, mein ich, möcht ich in Italien ganz befriedigt leben, und die Schleussen meiner Gedanken würden dann reichlichen Seegen zuströmen lassen.

Was man Glük der Erde nennt, wenn es einmal nicht mehr das Ziel unserer Wünsche ist, so wächst man gleich darüber hinaus; ich zum wenigsten könnte nicht wieder zu dem zurückkehren. Die Geistesflamme verzehrt die Lebens- und Glücksreitze. Begeisterung für Ruhm findet keine Nahrung in mir. Nun das wär auch kaum mehr thunlich für gesunden Geist auf einer Steppe, wo keine edle Pflanze ihrer Wurzel Nahrung findet. Wie soll¹⁾te da] der Lorbeer sich gefallen!

Ich grüsse Sie herzlich

Bettine Arnim.

am 2ten März
1843

Adr: Signor Steinhäuser
Caffé greco Roma

1) Riss und Lücke im Papier.

Der König hielt Wort. Als die „Esther“ 1844 zur Ausstellung nach Berlin wanderte und durch Bettine ihm vorgestellt wurde, fand sie seinen Beifall und ging in seinen Privatbesitz über.¹⁾ Auch weiterhin scheint Bettine die befreundete Künstlerin nach Kräften gefördert zu haben: in einem Schreiben an den königl. Geheimkämmerer Schöning gibt Steinhäuser wenigstens der Hoffnung Ausdruck, dass es seiner Frau vergönnt sein möge, „eine gelungenere Leistung, wozu Frau von Arnim ihr gefälligst die Zeichnung entworfen hat, nämlich eine Iphigenie, die bald fertig sein würde, Seiner Majestät später vorlegen zu dürfen“. Das Bild ist dann in der That, und zwar zweifellos durch Vermittlung Bettinens, vom Könige erworben worden, ebenso wie späterhin ein „Christus mit der Samariterin am Brunnen“, der sich in einem der königlichen Schlösser befinden soll. Von den Bemühungen Bettinens wegen eines vierten Gemäldes, das den „Genius der Rebe“ darstellte, wird in dem folgenden Briefe, den wir mitteilen, die Rede sein.

Aber auch der Interessen Steinhäusers nahm sie sich mit all dem Eifer an, den sie stets entfaltete, wenn es ein gutes Werk zu thun galt. Ihrer Fürsprache hatte der Meister es mit zu verdanken, dass jene Marmorstatue, die unter dem Namen des „Muschelmädchens“ bekannt geworden ist, — ein junges Mädchen voll Anmut hält eine Muschel ans Ohr und lauscht erstaunt ihrem Brausen — im königlichen Museum Aufnahme fand (1843).²⁾ Die Vermutung liegt nahe, dass die hochherzige Frau auch bei späteren Erwerbungen mitgewirkt hat, so vor allem, als es sich um den Ankauf der Gruppe von „Hero und Leander“ handelte, die heute im königl. Palais steht. Da Karl Steinhäuser im Frühjahr 1846 auf kurze Zeit nach Deutschland zurückkehrte und im Mai in Berlin verweilte, ist es möglich, dass damals eine Vereinbarung darüber getroffen wurde. Jedenfalls wissen wir, dass er mit seiner Frau Bettine besuchte und die alten herzlichen Beziehungen erneuerte. Bei diesem Anlass kam — wohl zum erstenmale — auch eine Angelegenheit zur Sprache, die beide Teile fortan lebhaft beschäftigte und auf die wir, da sie in allen folgenden Briefen eine bedeutsame Rolle spielt, etwas näher eingehen müssen.

1) Nagler, 17, 291.

2) Undatiertes Konzept, aus dem J. 1844.

3) Steinhäuser hatte die Skizze nach Italien mitgenommen; 1838 war das Gipsmodell aufgebaut, 1841 die Ausführung in Marmor vollendet. Das Original gelangte nach Bremen in den Besitz des Senators Lürmann, nach Berlin eine Wiederholung, für die er 1500 Thaler erhielt. Nach den nachgelassenen Papieren.

Es handelt sich um den Plan eines Goethedenkmals, mit dessen Schicksalen ein gut Stück Lebens- und Leidensgeschichte Bettinens verknüpft ist. Anfangs der 20er Jahre hatte sich auf Anregung von Sulpice Boisserée ein Ausschuss in Frankfurt gebildet, der dem Dichter ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu errichten beschloss.¹⁾ Bettine hatte den Gedanken begierig aufgegriffen; in Erinnerung an eine Begegnung mit Goethe in Böhmen war, wie sie erzählt, der Entwurf entstanden, der späterhin als Titelbild aus ihrem „Briefwechsel“ allgemein bekannt geworden ist: der Dichterstürmer auf seinem Throne, mit nacktem Oberkörper, den Mantel über die Schultern zurückgeschlagen, mit der Leier in der Linken, vor ihm die zierliche, mädchenhafte Psyche, die in die Leier greift. Wir kennen das Urteil Goethes über die Zeichnung, die ihm vorgelegt wurde. „Die Skizze der Frau von Arnim — schrieb er, im Gegensatz zu dem, was Bettine berichtet, an Staatsrat Schulz — ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, und wenn man das kleine, nette Schooskind des alten impassiblen Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre, trockne Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfes sich erfreuen liesse, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlass geben.“ Mit Hilfe eines jungen Künstlers, Wichmann, hatte Bettine dann das Thonmodell hergestellt, das sich heute im Frankfurter Museum befindet. Christian Rauch, der um seine Meinung befragt wurde, hatte die Skizze anfänglich nicht ungünstig beurteilt und versichert, es könne ein „interessantes, bedeutendes Bild“ daraus werden; als aber nach Jahresfrist die Frage an ihn herantrat, ob er die Ausführung übernehmen wolle, lehnte er ab. Das Ganze schien ihm zu malerisch gedacht; „die idyllische Darstellung Goethes auf dem bilderreich verzierten Sessel“, mit dem „toten Symbol der Leier“ möge wohl in einem Gemälde oder Relief gelingen, als „eigentliche ikonische Statue, welche die charakteristische Persönlichkeit des Darzustellenden verewigen“ solle, sei sie jedoch unausführbar. Der Bildhauer erntete überdies nur Mühe, die Erfinderin alles Lob.²⁾ Man hatte in Frankfurt, wie Bettine erzählt,

1) Vergl. zum Folgenden: H. Grimm, Bettina von Arnim. Goethejahrbuch 1, 5 ff.; Eggers, Rauch und Goethe, 6, 57, 65, 97; Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrat Schultz, ed. Düntzer, 312; Bettine von Arnim, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Dritte Aufl. (1881). 398 ff., 542 ff.

2) An Karl Ritter, 10. Febr. 1825. Eggers, Rauch und Goethe. S. 79.

trotzdem Neigung gezeigt, den Entwurf ausführen zu lassen, aber der Verzicht Goethes auf sein dortiges Bürgerrecht verstimmte, und die Sache blieb zunächst zu Bettinens Leidwesen liegen. Allein sie gab die Hoffnung nicht auf. Als sie 1835 den „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde“ veröffentlichte, trug das Titelblatt die schlichte Widmung: „Seinem Denkmal!“ Der Ertrag des Buches sollte zur Verwirklichung des Planes dienen, der ihr immer mehr zu einer hohen Lebensaufgabe wurde. Aus der Beschreibung, die sie im dritten Teile giebt, ersieht man, wie die monumentale Apotheose des geliebten Dichters damals ihrem Geiste vorschwebte. Die Komposition ist im Vergleich zu dem ursprünglichen Entwurfe reicher geworden, die Gestalten Mignons und der in Bettine personifizierten Mänade, die früher fehlten, treten — man darf wohl sagen, nicht zum Vorteil einer einheitlichen Wirkung des Ganzen — hinzu.¹⁾

Durch eine Übersetzung des Buches ins Englische, die Bettine 1838 veranstaltete, dachte sie das Unternehmen weiter zu fördern: die Übersetzung wurde in Amerika nachgedruckt und in England gelang es trotz aller Bemühungen nicht, sie unter das Publikum zu bringen.²⁾ Noch 1847 bereitete der Vertrieb der Auflage eine Fülle von Widerwärtigkeiten³⁾ und statt des zu Gunsten ihres Denkmals erwarteten Gewinns erwachsen der Verfasserin nur Unkosten. All dies hielt Bettine jedoch nicht ab, ihren Plan weiter zu verfolgen; „sie kann nicht darauf verzichten, — schreibt ihr litterarischer Berater Varnhagen — sie fühlt eine Verpflichtung, die sie erfüllen will.“⁴⁾

Erst 1846 kam die Angelegenheit indes in Fluss. Die Begegnung mit Karl und Pauline Steinhäuser wurde dafür entscheidend. Nichts lag näher, als dass Frau von Arnim mit dem befreundeten Künstlerpaare den Entwurf besprach und von ihren Hoffnungen und Enttäuschungen berichtete. Steinhäuser erwärmte sich für die Idee und hielt sie im Gegensatze zu Rauch auch für ausführbar; beim Abschiede bat Pauline, dass ihm gestattet werde, auf eigene Gefahr nach der Skizze das Denkmal herzustellen, und Bettine willigte ein. Ein schriftliches

1) Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, 542. »Auf der einen Seite der Thronlehne ist Mignon als Engel gekleidet mit der Überschrift: „So laßt mich scheinen, bis ich werde“, jenseits Bettina, wie sie, zierliche kindliche Mänade, auf dem Köpfchen steht, mit der Inschrift: „Wende die Füßchen zum Himmel ohne Sorge. Wir strecken Arme betend empor, aber nicht schuldlos wie Du.“«

2) Geiger a. a. O. 192.

3) Vergl. S. 100.

4) 9. Jan. 1842. Tagebücher, 2. S. 7.

Abkommen wurde nicht getroffen, aber Bettine liess — wie sie selbst wenigstens versichert — die römischen Freunde darüber nicht im Zweifel, dass sie finanziell das Unternehmen nur durch den Ertrag ihrer litterarischen Thätigkeit unterstützen könne. Steinhäuser mochte gleichwohl um so eher geneigt sein, die Arbeit zu übernehmen, als er nach den Äusserungen Bettinens mit Grund annehmen durfte, dass der König, der von ihrem Vorhaben unterrichtet war, sich dafür interessiere, und Aussicht vorhanden schien, dass er die Sache fördern werde.

Der Entwurf selbst, an dem Bettine in der Folge eifrig arbeitete, war inzwischen beträchtlich erweitert worden: die ursprüngliche Gruppe wurde in Verbindung gesetzt mit einem Monumentalbrunnen, der im Lustgarten vor dem Berliner Museum oder vor Krolls Etablissement seinen Platz finden sollte.¹⁾ In einem Briefe an Varnhagen vom 12. Dezember 1846 beschreibt sie das etwas phantastische Gebilde, wie es vor ihren Augen steht.²⁾ Die Nische, die sich hinter der Gruppe eröffnet, ist mit einem „grossartigen Basrelief“ umkleidet. „Die Gottheit der Sonne, ein Jünglingsweib, schwebt auf von der Erde; mit flammendem Haupt und gehobenen Flügeln trägt sie auf beiden starken hochhinaufragenden Händen den Tierkreis, dessen Zeichen alle in Gold ausgefüllt mit schraffierenden Linien die obere Einfassung der Nische bilden. Auf beiden Seiten dieses emporschwebenden Genius steigen zwei riesige Aloe empor, die mit der Wurzel unter den Stand der Nische greifen, das mächtige Blätterwerk aber schweift am Würfel hinab, der den Stuhl trägt, und bildet so zwei Knaufe, die in zierlichen Schlangenlinien sich verflechten; die Stachelsäume des Blattwerks sind alle von Gold. Das schneeweisse Sonnenweib hat einen weiten Mantel, der sich hinter ihr ausbreitet, in ganz einfachen Faltenlinien.“ Unten am Nischenrand taucht die Erdkugel auf, mit der Inschrift *Germania*; ein Lorbeerstamm verbreitet sich über sie „nach antikem Styl“; seine Verzweigungen tragen Nester mit Vögeln, „die alten Vögel schweben aufwärts und abwärts zwischen die Falten des Mantels.“ „Eine goldene Inschrift füllt zu beiden Seiten die Ecken aus, wo der Mantel schmal am Hals des Mannweibs zuläuft; ihr Inhalt: Ich schütze die Wölbung des Himmels und schütze die Sänger der Erde.“ Das Ganze, versichert Bettine, ist indes keineswegs überladen, vielmehr sehr einfach „und nur so belebt, um die Seele zwischen geistigem und sinnlichem Beschauen zu fesseln“. Der Würfel, der die Nische trägt, ruht auf zwei Stufen. Die unterste

1) Varnhagen, Tagebücher (9. Mai 1847) 3, 85. — Vergl. dazu S. 108.

„ist ganz einfach eingerichtet, dass Lorbeer und Orangerie darauf zu stehen kommen“, die zweite aber besteht wiederum aus einem Marmorbasrelief.

Es lag nicht in der Natur der unsteten Frau, das Gegebene festzuhalten. Wie der überquellende Reichtum der Phantasie und der Mangel an geistiger Selbstzucht ihre litterarische Produktion beeinträchtigten, so erschwerten sie auch ihr künstlerisches Schaffen. Immer neue Ideen tauchten, wie man aus den folgenden Briefen ersieht, in ihrem beweglichen Geiste auf; was sie heute entworfen, gab sie morgen einem verlockenderen Einfall preis, und man versteht es wohl, wenn die Geduld des Künstlers, der ihr ein williges Ohr leihen sollte, unter solchen Umständen oft auf eine harte Probe gestellt wurde.

Allein sie ging mit heller Begeisterung ans Werk. Der Maler Ratti half ihr bei den Zeichnungen; Professor Stier versprach ihr bei dem architektonischen Aufbau des Ganzen mit seinem Rate an die Hand zu gehen. „Wenn Sie doch ahnen könnten, — schreibt sie mit dem ihr eigenen naiven Selbstlobe an Pauline — wie schön ich das Monument erfunden habe! Ach, das wird das beste, was je gesehen wurde in alter und neuer Zeit!“

Alles schien auf dem besten Wege. Friedrich Wilhelm IV, dem sie und ihre Tochter Armgard die Sache vortrugen, stand ihrem Projekte sympathisch gegenüber und liess ihr sagen, sein liebster Wunsch werde dadurch erfüllt; „er will — beteuert Bettine — alles, was und wie ich will“. War auch von irgend welcher bestimmten materiellen Zusicherung allem Anscheine nach nicht die Rede, so zweifelte sie doch nicht, dass er, wenn erst das Ganze fertig sei, seinen guten Willen bethätigen und das Monument übernehmen werde. Aber das Schicksal fügte es anders. Vielfältiges persönliches Ungemach brach über Bettine herein. Ein Buch, dessen Erträgnis sie dem Denkmal zuwenden wollte, — ihr Briefwechsel mit Philipp Nathusius — wurde polizeilich beschlagnahmt, ein unerquicklicher Prozess mit dem Berliner Magistrat und Rechtshändel mit dem Buchdrucker und Papierhändler brachten mancherlei Aufregung und Sorge, die wirtschaftlichen Übelstände, die das Jahr 1848 im Gefolge hatte, zogen auch sie empfindlich in Mitleidenschaft. Dazu kam ihre wohlgemeinte, aber nicht immer glückliche Einmischung in die politischen Wirren, in denen sie, wie ihre Verwendung für Schlöffel, Mieroslawski, Kinkel und Corvin bezeugt, unbekümmert um die realen Verhältnisse, lediglich dem Zuge ihres Herzens folgend, sich eifrig der Verfolgten und Schutzbedürftigen annahm

und gegenüber der drohenden Reaktion unerschrocken und mit leidenschaftlicher Beredsamkeit bei dem Könige für freiheitliche Reformen eintrat. Ihre Beziehungen zu dem Monarchen lockerten sich, gehässige Angriffe der Gegner erweiterten geschäftig die Kluft, schliesslich kam es im Frühjahr 48 durch ihren Absagebrief vorübergehend zum förmlichen Bruch. Unter diesen Umständen war auf Unterstützung durch den König vorläufig nicht zu zählen, ganz abgesehen davon, dass zur Zeit auch die Mittel völlig fehlten. Die Lage wurde um so peinlicher, als Steinhäuser, der nach Vollendung des Gipsmodells¹⁾ im Herbst 1847 mit der Ausführung der etwa in der Grösse des „Moses“ von Michel Angelo geplanten Kolossalstatue des Dichters begonnen hatte, sich nach Garantien für die Zukunft oder doch wenigstens nach einem Ersatze für beträchtliche Auslagen sehnte. Bettine musste ihn aufs Ungewisse vertrösten, und gelegentliche Verstimmungen konnten nicht ausbleiben, zumal da auch der Gegensatz in den politischen Anschauungen — Steinhäuser war, dem Beispiele seiner Frau folgend, unter dem Eindrucke der revolutionären Ereignisse zur katholischen Kirche übergetreten — auf die beiderseitigen Beziehungen zurückwirkte.²⁾

Über all diese Dinge werden wir durch die nächsten hier mitzuteilenden Briefe, unter denen der aus dem Mai 1848 stammende wohl das meiste Interesse beanspruchen dürfte, eingehender unterrichtet.

4.

[Juli 1847]³⁾

Liebe Pauline! eben erhalte ich Ihren Mahnbrief vom 9ten Juli; ich entschuldige mich nicht, denn früher zu schreiben lag nicht in meinem Gebein. Dinge, die gar mit dieser Sphäre unsers Verkehrs keinen Connex haben, thürmten sich vor mir auf und versperrten mir alle Intressen dieser Art; nehmen Sie an, dass ich eine Weile Tod war und dass man meine irdischen Überbleibsel zu allerlei vernützte, wie man einen abgehauenen Baum verwendet, wozu er auch nichts sagen kann, obschon sein Geist in die Weite schweift und Thau aufsaugen möchte, aber nicht kann!

1) Varnhagen, Tagebücher (9. Mai 1847) 3, 85. Bettine erzählt bei dieser Gelegenheit, sie wolle es dem Könige anzeigen und ihn fragen, „ob er den dazu von ihr erdachten Brunnen und den Platz“ herzugeben geneigt sei.

2) Vergl. S. 119.

3) Das Jahr ergibt sich aus dem Vermerk über Freimunds Heirat; da ferner Bettine „eben“ erst den Brief Paulinens vom 9. Juli empfangen hat, muss ihr Schreiben noch in den gleichen Monat fallen.

Denken Sie also, dass dies Schreiben Ihnen ein Lebenszeichen sei von einer neuen Auferstehung, obschon ich noch nicht Bandenfrei bin, das heisst obschon noch ein guter Theil meiner Selbst verarbeitet wird zu allerlei Widersprüchen, zum Beispiel in einem Persönlichen Prozess mit dem Magistrat hiesiger Stadt.¹⁾ Also: meine Auferstehung ist nah.

Viel hab ich indessen gethan fürs Monument! einen Sachverständigen hab' ich nach London gesendet, um die dortige Auflage des Göthebuchs unter den trefflichsten Bedingungen oder vielmehr Auspizien verkaufen zu lassen. Dieser Mensch, versehen mit ein paar hundert Thlr., die ich mit grosser Aufopferung erübrigte, und mit einer Vollmacht nach eigenem Gutdünken über den englischen Verlag zu verfügen, hat seit seiner Abreise nun schon in der 6ten Woche nichts von sich hören lassen. Wir haben ihm Briefe und Aufträge nachgesendet, aber keine Antworten sind erfolgt! — sollte er ermordet sein, sollte er durchgegangen sein mit samt dem Erlöss des Verlags? Sollte er aus Leichtsinne und Übermuth nicht antworten? — Dieses sind die Fragen, die wir jeden Augenblick uns stellen. Seine Verwandten sind ausser sich, ich selbst, da er mein Geschäftsführer war, bin dadurch wieder in unzählige Verlegenheiten und Geschäfte hineingerissen. Zugleich habe ich in dem heissesten aller Sommer die schwierige Aufgabe eine Wohnung zu suchen. Dann hat mein Sohn Freimund geheirathet,²⁾ ich habe seine Wohnung eingerichtet, ein demolirtes Landschloss zu einem Zauberpallast umgewandelt, mit eigenen Händen; ich habe von Morgens 4 Uhr bis abends in die Nacht gezimmert, gemeiselt, gemahlt, geweißt, Tapezirt, geleimt und alle Handwerker instruirt und bin beinah alle Abend ohnmächtig vor Müdigkeit eingeschlafen und hatte vergessen zu essen zu trinken. — Dann kam ich nach der Stadt, hab Ihr Bild³⁾ angesehen, war entzückt über — — über die glückliche Fährte, auf der Ihr Pinsel ist, so glücklich zwar, dass ich augenblicklich sah, wie es durch ein wenigstes, aber Wesentlichstes ein unübertrefflichstes werden könnte. Ach, warum war ich nicht dabei! ein einzig Anregen und Sie hätten die höchste Grazie eines Corregio darin erreicht! Ich habs gesehen mit meinen eignen Augen das Mystische der innern Schauung. Denn — zürnen Sie nicht, sondern lachen Sie und weinen Sie, liebste

1) Wegen Heranziehung ihres Verlags zur Gewerbesteuer. Geiger. 108.

2) Freimund von Arnim hatte sich am 29. Mai 1847 mit Anna von Baumbach vermählt.

3) Vermuthlich, wie die folgende Beschreibung andeutet, das Bild: „Genius der Rebe“, das 1847 entstanden ist. Singer, Künstlerlexikon,

Pauline, zugleich wie an einem Tag, wo die Sonne durch Regengewölk schimmert, — wenn ich Ihnen sage, auf welche einfache Weise ich den höchsten Effekt in Ihr Bild brachte — ich nahm die Puderschachtel von Ratti¹⁾ (zum Glück besitzt diese Familie ein so rares Moebel) und bepuderte das Weinlaub mit Nebelflöckchen. O, wie unendlich gewann augenblicklich das Ganze! erstlich erschien das Bild noch einmal so gross; es war durch das etwas zu harte Grün des Weinlaubs nicht mehr in zwei Hälften zerschnitten, und indem ich diese Floken nach oben hin die Figur zart umspielen und auf den höchsten Blättern tanzen liess, drängte sich der neblige Hintergrund mehr hervor, ja er zog gleichsam um sie her, ganz beweglich. Die Burg rechts vom Beschauer ward auch mehr Traumartig und die Sonne, welche eine zu bescheidene Zurückgezogenheit observirt, ward hierdurch etwas markanter. Erinnern Sie sich, als ich Ihnen die zerstreuten Dampffloken der Eisenbahn zeigte und Ihnen bedeutete, so müsse der Herbstnebel die Figur umflattern, grade denselben Effekt erzeugte meine Puderquaste! Und wie edel! wie magisch! ja, das war der Mühe werth, eine solche Naturmagie durch den Pinsel festzuhalten! O Genius! verleihe Muth und Ausdauer meiner Pauline Steinhäuser!!! Feuriges Gebet, nach langer Zeit zum erstenmal

Folgen Nachrichten über die Familien Ratti und Schirmer.

. . . Jetzt komme ich aufs Monument: ich habs auf die Lezt verspart. Dem König ist durch Armgart das Nötige gesagt. Er will alles, sagt er, was und wie ich will. Ich aber will viel, das heisst mein ganz Monument, wie ichs erfunden habe, soll gemacht werden. Dazu will ich die allerökonomischste Veranschlagung, denn sonst kann nichts draus werden. Zweitens ist noch eins nothwendig, nemlich, dass alles geschwind oder vielmehr rasch ins Werk gerichtet werde. Denn Zeit zu verlieren ist nicht, da ich auch dabei sein will, ja ich muss dabei sein, sonst wird nichts draus. Also muss Steinhäuser sorgen, dass er viele Arbeiter bekomme, die alle zugleich daran arbeiten. Jeder übernimmt ein Basrelief: rechnet also auf ein Dutzend Basreliefarbeiter, denn ein Dutzend sind zu vollenden. Mehr sag ich diesmal nicht. Der König hat bestellt, wenn er von seiner Reise nach Bresslau zurückkehrt, will er die Rebengeländerentsprossne²⁾ ansehen. Dann wird

1) Eduard Ratti, geb. 1819 zu Berlin, Historienmaler, Schüler Hensels. Singer, Künstlerlexikon, IV, 18.

2) Als die „Rebengeländer-Entsprossne, Sonnengetaufte“ hatte König Friedrich Wilhelm IV. in einem Briefe aus dem J. 1843 Bettine bezeichnet (Varnhagen, Tage-

vom Andern auch das Nähere zur Sprache kommen. Aber, wie gesagt, Steinhäuser muss tüchtige Leute in den Basreliefs haben. Wenn ich kann, so komme ich; ich werde alles versuchen, um es möglich zu machen. Warum muss denn der grosse Marmorblock transportirt werden? Warum nicht lieber ihn am Ort, wo er gebrochen wird, bearbeiten? Ein halbes Jahr! Das ist ein gewaltiger Fetzen Zeit. Den erlaube ich nicht dazu. Den Marmor samt Basreliefs, samt noch anderem Nothwendigen wollen wir lieber am Ort des Bruchs machen. Wie sollten wir so lange zu warten von Gott erbitten können? bei der Ungeduld in unsern Eingeweiden! — Und wenn ich dort bin, so malen Wir beide einen Theatervorhang zu gleicher Zeit! — Pauline, denken Sie, wie jung Sie noch sind, und dass der Jugendrausch eine erlaubte Sache ist, oder vielmehr eine Bedingung unserer ganzen Existenz! Gott mag keinen Poepel, der vor Nüchternheit krepirt ist. Schreiben Sie mir, geben Sie mir die sichersten Nachrichten über die dortige Existenz, wie man am wolfeilsten da lebt und doch anständig, und wie man am billigsten reist, welche Wege die besten sind. Sowie ich meine Monumentzeichnung von allen Seiten fertig habe, werde ich meine Anschläge machen.

Lachen Sie nicht über allen sanguinischen Unternehmungsgeist! Alles ist so leicht, wie das Tägliche Verspeisen des Täglichen Brodes!

Sowie der König Ihr Bild haben wird, werde ich Ihnen darüber schreiben.

Wenn Sie doch ahnen könnten, wie schön ich das Monument erfunden habe! Ach, das wird das beste, was je gesehen wurde in alter und neuer Zeit!

Aber malen müssen Sie, aber nicht a la Overbeck!') Sondern Rein, Sonnig, Mark der Natur, Traumdurchwebt, denn alles Gemalte ist geträumtes Leben, und alle Heiligen müssen davor zurückstehen und müssen der göttlichen Phantasie den Vorrang lassen.

Aber der König verlangt, dass niemand davon wissen solle, drum seien Sie so vorsichtig als möglich, damit keine Pralereien über die deutsche Bergkette herübertönt (sic!). Denn sonst ist alles ein Spiel des Teufels.

Adieu! Bettine.

bücher, 2, 209); hier bezieht sich der Ausdruck zweifellos auf Paulinens obenerwähntes Gemälde: „Genius der Rebe“.

1) Vergl. oben S. 87. Paulinens Verehrung für Overbeck spricht sich schon in ihrem Briefwechsel aus der Brautstandszeit aus. „Lass die alten frommen Bilder zu Dir reden und Overbeck!“ rät sie dem Geliebten, 21. Juni 1836.

5.

[Mai 1848] ¹⁾

— — — die Herausgabe meiner Werke erwarb. Auf das, was meine Kinder von ihrem Vater ererbten, habe ich keine Ansprüche, es ist wenig; sie haben es immer selbst verbraucht.

Nach allem diesem müssen Sie einsehen, dass es mir nie einfallen konnte, anders als durch eigne Anstrengung so viel zu erwerben, um diese mir ausbedungene Vorhand bethätigen zu können. Dieser Anstrengungen war ich fähig, denn ich habe sie gemacht; dass sie nicht gefruchtet haben, ist weder die Schuld meiner Intelligenz, noch meiner Berechnungen, sondern der allgemeine Verrat an der Menschheit, der in der vor den Kopf geschlagenen Staatsweisheit Posto gefasst hatte und unter dem sie selbst zu Mist geworden. Selbst wenn es mich persönlich betroffen hätte, dass die Behörden: Magistrat, Kammergericht, Ministerien, Polizei und Potsdamer Regierungs-Präsident nebst der Obercensurbehörde ²⁾ einverstanden waren, mir einen Abgrund zu graben, in dem sowohl meine Ehre, als auch meine Erwerbsquelle zertrümmert werden mussten, so würde es dennoch durch die Auflösung aller bürgerlichen Verhältnisse und gegenseitigen Verpflichtungen, die vermöge jener über ganz Deutschland verbreiteten falschen Politik ausgebrochen sind, dennoch denselben Erfolg gehabt haben. Der Buchhandel ist untergraben. Die diesjährige Messe hat erklärt, nicht zahlen zu können, da von verschiedenen Staaten, namentlich von Oesterreich verboten ist, Geld auszuführen. Also die Werke, die mir ohne die geringste Befugniss mutwillig durch Polizei und Regierung — (die Bücher, von denen ich hoffte etwas für das Monument zu erübrigen) — sind confiscirt worden, ³⁾ würden auch dann nichts eingetragen haben, wenn dies nicht geschehen wäre, da die Buchhändler Bankerutt gemacht haben für dieses Jahr.

Als ich nun die Hoffnung für dieses Kunstwerk (für das ich schon so viele Opfer gebracht) zu wirken, aufgeben musste, habe ich so un-

1) Der folgende undatierte Brief, dessen Anfang leider fehlt, fällt in den Mai 1848. Die Schreiberin, die wiederholt bei der Arbeit unterbrochen worden ist, hat ihn am 20. Mai beendet und nach Rom abgesandt. Mit Ausnahme der Schlusszeilen liegt er fast durchweg in Abschrift bezw. Diktat vor.

2) Die Stelle bezieht sich auf ihre verschiedenen Prozesse. Vergl. Geiger, 108.

3) Das im Mai 1844 erschienene Buch: „Clemens Brentanos Frühlingskranz“ war von der Polizei anfänglich mit Beschlag belegt, später aber auf Befehl des Königs freigegeben worden. Im November 1847 war dann ihre Schrift „Ilius Pamphilus und die Ambrosia“, ihr Briefwechsel mit Philipp Nathusius, erschienen und gleichfalls konfisziert worden, ohne dass später eine Freigebung erfolgte. Vergl. Geiger, 55 ff., 113 ff.

gern und bloß aus herzlichem Interesse für Sie mich an den König gewendet; er nahm es mit Freuden auf und fügte hinzu, dass es ganz so werden solle, wie ich es ausgedacht, ich war eben damit beschäftigt, eine vollständige Zeichnung davon zu machen. Ratti war so herzlich theilnehmend dafür, dass er gleich sich erbot, meine Erfindung nachzuarbeiten, allein mein Mangel an architektonischem Verstand machte es nothwendig, mich mit einem Architekten zu berathen. Stier¹⁾ wollte sich dessen annehmen; nachdem er die Skizze in sein Haus genommen und ich ihm alle einzelnen Theile meiner Erfindung dazu und die genaue Eintheilung gegeben, habe ich ihn nicht mehr dazu bringen können, sein Versprechen zu erfüllen.

Als der König noch der war, der er heute nicht mehr ist, und als ich noch nicht bei ihm verläumdet war, konnte ich freilich jenen Schritt thun und Ihnen auf seine Zusage hin die besten Hoffnungen machen; jetzt aber, wo alles mich bei ihm verrathen hat, bloß um zu hindern, dass er durch mich die Wahrheit, die ihm noch Heil bringen konnte, erfahre; jetzt wo er auch glaubt, dass ich mit an seinem Sturz gearbeitet, jetzt wo man auf eine falsche, verrätherische Politik hin daran arbeitet, ihn wieder emporzubringen, jetzt wo man ihn durch die schauderhafte Katastrophe des grausamen Verraths am eignen Volk selbst in den Abgrund gestürzt hat, aus dem man vergebens ihn herauszuarbeiten sucht durch neuen Verrath und durch die unlogischsten, taktlosesten Gewaltmassregeln; jetzt wo ich ihn zum letztenmale angeredet, gewarnt und endlich mein Vertrauen zu ihm gezwungen zurücknahm,²⁾ — jetzt ist es mir weder möglich, an sein Versprechen zu mahnen, noch dürfte er es wagen, etwas in dieser ganz detruirten Zeit zu thun. Das Volk würde ihn steinigen. Als das neue Ministerium in Folge der 18ten Märznacht eingesetzt war, ergab es sich, dass der ganze Staatsschatz von 80 Millionen auf 8 geschwunden war; auch diese letzten Gelder sind jetzt für Kriegsrüstungen drauf gegangen. 60 000 Arbeiter sind hier in der Hauptstadt als ein Boden von Zunder; der geringste Funke erzeugt eine Feuersbrunst, die durch ganz Deutschland Stoff

1) Wilhelm Stier (1799—1856), Architekt und Lehrer an der Bauakademie zu Berlin. A. D. B., 36, 207.

2) In einem, wie es scheint, verloren gegangenen Briefe aus dem „Beginn“ des J. 1848, wohl demselben, auf den in Varnhagens Tagebüchern, 9, 96 angespielt wurde: „er (der König) rückte ihr auch ihren Absagebrief vor“. Vergl. Bettinens Schreiben vom (10. Sept. 1848) bei Geiger, 126. Geigers Meinung, dass Bettine damit das Schreiben vom 26. Dez. 1847 (ibidem 96 ff.) im Sinne habe, kann ich nicht teilen, da von einer Aufkündigung des Vertrauens dort nicht die Rede ist.

findet. Der König sitzt als eine Null in Potsdam, der Prinz von Preussen, vom Volk verjagt, in England. Die Reaction, um ihn wieder herzubringen, wirkt jetzt noch verderblicher, als wenn man sich still verhielte. Wenn nun auch der König Privatvermögen hat, so ist doch das ganze Land brot- und mittellos. 40 000 Seelen sind vom Hunger und von Krankheiten, die aus schlechter Nahrung zur Pest geworden, durch den Tod erlöst. Dies ist in Schlesien der Fall, und noch immer verbreitet sich die Pest weiter. Allein kein Mensch denkt daran, ihnen in dieser allgemeinen Verwirrung zu helfen. Wie könnte der König jetzt an ein Monument denken? jetzt wo die brotlosen Arbeiter umherstreifen und zu ganzen Horden einem ins Haus fallen und sich das Brot, was sie finden, fortschleppen!

Folgen Mitteilungen über die durch die allgemeine Krisis ungünstig beeinflusste Gestaltung der eigenen Vermögensverhältnisse.

. . . . Was ist dies Alles gegen den scheusslichen politischen Verath, der an den Polen verübt wird! Niemals sind in den barbarischen Kämpfen des Mittelalters solche Grausamkeiten geschehen, wie dort, von den Preussen an Polen; ein Blutbad über das andere! Ja, das hat die Regierung schrecklich ergrimmt, als sie durch das Volk gezwungen ward, die gefangenen Polen frei zu geben, ihnen die Wiederherstellung ihres Reiches zu gewähren. Nun lässt man diese Polen, die man früher gezwungen losgeben musste, durch heimliche Späher banditenmässig überfallen und morden. Ein armer junger Pole, für dessen Mutter ich selbst die Bittschrift für Begnadigung ihres Sohnes gemacht, wird im Angesicht dieser Mutter von einer wilden Bande preussischer Soldaten im Bett massakrirt.¹⁾ Ganze Lazarethe mit Verwundeten, sammt den Ärzten, die ihre Wunden verbanden, verbrannt. Der preussische General Willisen, der als Komissar hingeschickt war und diesen schrecklichen Unthaten Einhalt thun wollte, kam kaum mit dem Leben davon. Er wurde des Hochverraths angeklagt; während er sein Leben dran wagte, diesen Metzelleien zu steuern, hat man ihn mit Koth und Steinwürfen beinahe getödtet.²⁾ Hier aber sind die Blätter gedrängt voll der boshaften Lügen gegen ihn und, obschon er dem König den Verrath an

1) Von der Bittschrift ist weiter nichts bekannt. Über Bettinens Haltung in der Polenfrage, die hier in ihrer vollen Einseitigkeit hervortritt, vergl. Geiger, 93—107.

2) Über die Sendung des Generalleutnants Karl Wilhelm von Willisen nach Posen, die bekanntlich in Folge seines schwächlichen Auftretens kläglich scheiterte, vergl. v. Willisen, Akten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Grossherzogtum Posen im Frühjahr 1848.

der guten Sache und ebenso sein strenges Verhalten nach dem königlichen Befehl nachgewiesen, so hat doch der König weder die Macht, noch auch den Willen, ihn gegen so harte Verläumdungen zu schützen, denn leider lag es in der sehr falschen Politik der Reaction, dass die Polen, zur Verzweiflung getrieben, den Russen in die Arme laufen sollten um diese zu ihrem Schutz gegen uns aufzurufen, wo denn Russland sich als feindlich sammt den Polen gegen uns wenden sollte und dann als unüberwindliche Macht zum Beschluss die neue Staatsverfassung organisirte, — wo denn das Volk auf russische Art geknechtet würde. 110 000 Russen stehen an der Grenze, fraternisiren mit den preussischen Offizieren, um sammt diesen 20 000 Polen zu knechten und ihres verwüsteten Vaterlandes zu berauben und sie zu unsern und ihren Sklaven zu machen. Endlich hat Lamartine den Polen den Beistand der Franzosen zugesagt, schon werden sie in diesem Augenblick im Marsch gegen Oesterreich begriffen sein. Also Russen und Franzosen werden die deutschen Gauen zu ihrem Kriegsschauplatz machen. Das deutsche Volk ist getheilt in seinem Interesse: Aristokratie und Bürger wollen die Polen verderben mit Hülfe der Russen und mit diesen auch das gemeine Volk bändigen, das ihrem Gelderwerb mit seinem Communism und Socialism gewaltiges Verderben droht. Dieses aber ist geneigt, lieber mit den Franzosen für Polen gegen Russland zu kämpfen. Das Unheil aber, dem wir zu entgehen nicht hoffen können, sind die Ströme brodloser Arbeiter, entweder sie müssen in den Krieg oder alles Eigenthum der höheren Stände wird ihre Beute; schon sind Anschläge gemacht, wie die grossen Güter unter sie vertheilt werden sollen.

13. Mai. Liebe Pauline, ich bin vielfältig in diesem Schreiben unterbrochen worden; Mord und Brandereignisse sind vorgefallen auf dem Land, wo die Bauern den Adligen die Schlösser abbrennten. Die dicke republikanische Revolution, die in Süddeutschland immer geschlagen wird und sich immer wieder verstärkt auf den Feind wirft, fängt an jetzt mehr Gewicht zu haben; man fürchtet, dass sie sich an die französischen Truppen anschliesst, sobald diese uns feindlich angreifen werden, und dies kann keine 14 Tage mehr dauern. So steht es hier und rund umher und nah und fern!

Heute, da ich meinen Brief zu schliessen gedachte, erhielt ich den Ihrigen von 26. April; er beginnt damit, dass Sie mich fragen, was ich oder ob ich noch etwas für das Monument zu thun gedenke. Sie sagen mir ferner, dass man Ihnen vorgeworfen habe, keinen Contract mit mir gemacht zu haben.

Sie klagen, dass ich Steinhäuser und Sie keiner Begeisterung fähig halte, dass Ihr Aufenthalt in Rom sehr schwer noch lange auszuhalten sei, dass ich Ihnen Geld schicken solle. Auf all Dies antworte ich Ihnen aufrichtig. Erstens einen Contract mit Ihnen zu machen, würde von meiner Seite ein Verbrechen gewesen sein. Ich konnte auch nicht im entferntesten daran denken; ich habe bei der Hingabe meiner Skizze an Steinhäuser eine Wehmut gefühlt, diese Idee aufgeben zu sollen an einen anderen. Ich habe daher in einer Hoffnung, mir noch dies Werk einer lebenslangen Begeisterung zu bewahren, einen Vorbehalt ausgemacht, den ich durch Fleiss und Anstrengung aller Art zu realisieren hoffte, ich habe ein Buch herausgeben wollen, von dem ich zum wenigsten 2000 Thaler des Ertrags an das Monument zu wenden hoffte. Das Buch ist mir von der Regierung wider alles Recht confiscirt worden,¹⁾ es hat mich in eine Schuld an die Druckerei und Papierhandlung verwickelt, die mich hindert, an der Herausgabe dieser Werke fortzuarbeiten, bis diese Schuld bezahlt sein wird. Ich habe das Geld, das zu dieser Masse einkommen musste, meinen Gläubigern zugewiesen; es wird aber leider nichts einkommen, weil die Staatsverbote, Geld aus dem Lande zu bringen, die Buchhändler zwingen, nicht zu zahlen. Dass ich dies all gethan habe, muss sie überzeugen von dem Eifer für die Sache; dass ich aber nie im Sinn haben konnte, mehr zu thun als dies oder auf eine andere Weise daran theilzunehmen, kann ich Ihnen durch Ihre eigenen Briefe beweisen, die ich von Ihnen auf Ihrer Rückreise nach Rom erhielt, in denen sie theilnehmend mir mehrere Vorschläge und mehrere Demarchen mittheilten, die Sie selbst zu Gunsten dieser mir seit so langen Jahren theuern Angelegenheit haben unternommen. Die Vorschläge habe ich nicht unbenützt gelassen, aber es waren unnütze Opfer, die jetzt nicht wenig auf meiner beschränkten Lage lasten, denn 300 Thlr, die ich aus eigenen Mittel zu diesen erfolglosen Reisen hergab, nebst den Nachtheilen, die mir aus leichtsinnigen Verfahren entstanden, haben mit die Folgen gehabt, dass ich keinen Pfennig in diesem Augenblick zur Fortsetzung der Herausgabe meiner Schriften verwenden kann.

Nach Ihrer Ankunft in Rom kam mir ein zweites Schreiben von Ihnen, dessen Inhalt beweisvoller ist, dass meine Beziehungen zu diesem Unternehmen ganz dieselben sind, wie ich sie hier Ihnen darlege, und dass es, wo nicht eine Unmöglichkeit, doch eine Raserei gewesen sein

1) „Ilius Pamphilius“. Vergl. oben S. 103.

würde, auch nur einen Fingerbreit weiter zu gehen, als jene Anstrengungen, die ich machte, um nicht ganz eine mir so heilige Sache, für die ich schon so grosse Opfer gebracht, aufgeben zu müssen.

Noch einmal will ich Sie erinnern, wie Sie selbst wenig Tage vor Ihrer Abreise mit bescheidener Bitte sich an mich wendeten, dem Steinhäuser zu erlauben, auf eigenes Risiko nach meiner Skizze diese Aufgabe zu übernehmen; ich bewilligte es, um nicht der glorreichen Hoffnung für dieses Werk in den Weg zu treten, ich sagte Ihnen aber aufrichtig, dass ich nur durch eigne Austrengung den Versuch machen könne, mich daran zu betheiligen. Wie diese Versuche mir sind vereitelt worden, habe ich Ihnen hier mitgetheilt: ein schwerer Prozess, der mit Indignation selbst gegen nahe Verwandten mich erfüllen musste, hat alle meine Bemühungen vereitelt und meine Kräfte paralisirt. Aber während mein Geist sich aufrieb im Streit wider diese Intriguen, hab ich nichts versäumt was Ihrem Unternehmen zu gut kommen konnte. Damals forderte ich den König auf, der auf alles einging und alles bewilligte, mit dem Bemerkten, dass sein liebster Wunsch realisirt werde. Jetzt war ich gleich darauf bedacht, immer in Fürsorge für Ihr Interesse, diesem Unternehmen eine festere Basis zu geben; ich konnte dies nur werkstellig machen, wenn ich dem König von allen Seiten den Aufriss des Monumentes vorzeigte. Stier unternahm es, die architektonischen Verhältnisse zu ordnen, in dieser Zwischenzeit drängten sich ungeheure Kalamitäten auch in Bezug auf meine Familie, denen ich kaum gewachsen war, und die Versprechungen des Stier sind indess trotz meiner häufigen Bitten bis jetzt nicht erfüllt worden. Indess war mir schon die Wahl des Platzes erlaubt, wir bestimmten anfangs das Bassin im Lustgarten dazu, zwischen Schloss und Museum, aber weil der neue Dom beinah bis auf diesen Fleck vorgerückt werden sollte, so fanden wir einen noch beinah schöneren Platz im grossen, neu angelegten Garten vor Krolls Lokal auf dem Exerzierplatze. Während dem erreichten die sich kreuzenden Verfolgungen gegen mich in öffentlichen Blättern ihren Höhepunkt, die mich dem Gerede des Volks preisgaben, mir aber durch obligate polizeiliche Zensur den Weg zur Widerlegung abschnitten. Nun wurde der König immer mehr gegen mich eingenommen, und meine Verhandlungen mit dem König wurden dadurch unmöglich; davon wurde ich um so mehr überzeugt, da der Kammergerichtspräsident von Strampff mir sagte (als sei es im Auftrag), er könne mir versichern, der König habe als bestimmend geäussert, er wünsche mit nichts in Berührung gebracht zu sein, was meine An-

gelegenheiten berühre! Wie konnte ich glauben, dass dies eine Lüge sei? Dennoch hatte ich Vertrauen, ich könnte durch Vorzeigung dieser Aufrisse es noch zu Wege bringen, Ihnen eine festere Basis für dieses Unternehmen zu erwirken. Denn trotz aller erkünstelter Verläumdung, die einen so weiten Kreis durchströmte, als deutsche Zeitungen reichten, drängte mich ein letztes Zucken der Begeisterung für den König, an den ich, und ich allein unter so vielen, die heilige Mahnung an der Vernunft schon so oft gerichtet hatte.

Ich wollte diesen Zwiespalt aufzuheben versuchen durch die Fürsprache für eine gerechte Sache, für die grösste Angelegenheit der heutigen Schicksale, und dadurch eine reinere, versöhnende Vorbereitung einleiten, ich habe während drei Wochen Tag und Nacht alle Kräfte einer feurigen Inspiration daran gewendet, um den Vortheil seiner eignen Zukunft, der Zukunft von ganz Deutschland und seines eignen Bestehens ihm darzulegen. Einst werden diese Documente an den Tag kommen und zeugen für einen prophetischen Geist, der mich zuweilen anfliegt. — Es war ein grosses Wagniss einem diplomatischen Wahnsinn entgegen, einem gefassten Entschluss des Ministeriums, in den der König sich wie in einen Fuchsbau verrammelt hatte, durch eine herzhaft, aber auch lockende Sprache für sein Heil, für seinen Ruhm ihn wieder zu entreissen, und gewiss ich hatte ihn wankend gemacht; sein besserer Dämon pflichtete mir bei, — aber ich siegte dennoch nicht. Auf ein Schreiben, wie es noch nie an einen Monarchen war gerichtet worden, erhielt ich keine Antwort; indess ich verzagte nicht, ich schrieb ein zweites mal, entschiedener, anklagender diejenigen, die ein schwindelndes Verderben über ihn ausbreiteten. — Nun ja! ich erhielt jetzt eine Antwort vom König, worin er statt meinen Mahnungen Gehör zu schenken, mir mit harten Worten entgegnete, die mir bewiesen, dass ich bei ihm sei angeklagt worden, doch lag etwas versöhnendes darin, dass er selbst mir schrieb, eine lange Epistel, worin er mich schliesslich fragte, warum ich böse gegen ihn sei? ¹⁾ Ich fühlte darin, dass er tiefer von mir überzeugt sei, als von seiner eignen Meinung und nur in ein politisches Netz verstrickt, welches ihn hindere, die Wahrheit anders

1) Die beiden Schreiben Bettinens an den König, dessen Antwort und Bettinens drittes Schreiben fallen, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, in die Zeit vor dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution und sind allem Anschein nach noch unbekannt. Die von Geiger S. 94—106 mitgetheilten Briefe aus den J. 1846/47 können nicht wohl gemeint sein, da sie sich lediglich auf die Angelegenheit Mieroslawski beziehen und ihr Inhalt dem hier angedeuteten wenig entspricht.

als feindlich zu behandeln, und daher auch sie in mir zurückweisen müsse, die wie ein Geist weder sich von ihm beschwören, noch leugnen liess. So viel ich darunter gelitten habe, hoffte ich dennoch auf einen günstigeren Zeitpunkt und beantwortete in dieser Erwartung des Königs Handschreiben entsagend, aber mit gehobenem Muth, der sich von seinen Stachelreden nicht bändigen liess. Da gleitet plötzlich der mächtigste Thron Europas in den Staub! Eine Erschütterung für Deutschlands Throne! Noch konnte unser König durch ein entsprechendes Verfahren das Volksvertrauen erhalten; aber das eiserne Terroristen-System der Minister liess dies nicht zu. — Da kam das Blutbad vom 18. März! Politische Verwirrung, wahnsinniger Hochmuth ohne Mass, Volksrache beschworen das Verderben herauf. Das Volksvertrauen auf die feierlichen Versprechen des Königs ward hart erprobt, bald lernte es kennen, wie man es mit List in die Netze der Reaction verstrickte, wie die Polizei ihre Fangeisen aufstellte, um es en canaille wieder dem Absolutismus zu verpfänden. Von diesem Augenblick hab ich nicht mehr einer anderen Sache gedacht, als nur der Sache der verrathenen Menschheit, der Polen nämlich, die man sich nicht scheute durch die heiligsten Versprechungen zu entwaffnen, um sie dann der russischen Übergewalt ins Netz zu treiben. Ach, diesem Verbrechen wird kein Gott mehr das Mittel zur Sühnung gewähren. Wir müssen durch diesen blutigen Nebel, dessen erschütterndes Geschrei: „Es lebe die Republik!“ nächstens an den Ohren eines früher allgeliebten Königs anschlagen wird! Eben als ich dies schreibe, taumeln 60 000 Menschen an unserer Wohnung vorüber in die Stadt, um das neue Ministerium zu stürzen, weil es ohne Zustimmung des Volks den Prinz von Preussen zurückberufen hat.¹⁾ Was wird sein von heut bis in 8 Tagen? Wie rasch braust die Geschichte daher! Oh, seien Sie unbesorgt um Ihren Aufenthalt in Rom! Während wir mitten in den Flammen stehen zwischen racheglühenden Polen, preussischem Verrath, österreichischer Mordgier und russischer Tyrannenwuth und vielleicht als letzte Rettung vor der Revolution einer brodlosen Volksmasse die einrückenden Franzosen begrüßen werden!

16. März [sic! Mai!]. Der Strom politischer Ereignisse, der wie ein Pfeil unter meinen Augen dahinschiesst, lässt mich nicht mehr zu Wort kommen über das, was sie in Frage stellen. Aber doch werden Sie einsehen, dass, wo Trümmer auf Trümmer stürzen und alle heiligsten

1) Über die Volksversammlung bei den Zelten und die Demonstrationen vom 14. Mai vergl. Varnhagen, Tagebücher, 5, 20.

Interessen ihre Anforderungen geltend machten, nichts in seinen Fugen bleibt, Gelobungen und Verbindlichkeiten mit und ohne Contract sich auflösen! Bedauern Sie doch ja nicht, keinen Contract gemacht zu haben. Als die Titanen Jupiters Welt zerschlagen wollten, um eine neue zu bauen, kamen sie durch den eignen Sturz erst zur Erkenntniss, dass sie sich wahrscheinlich in den Mitteln vergriffen hatten. Sie suchten seitdem noch lange nach den echten Mitteln. Auch jetzt geht es so! Ich bedaure Sie während dieser fugenlosen Zeit nicht, keinen Contract gemacht zu haben; sie würde ihn dennoch auflösen.

Auf Ihre Frage, was ich noch für das Monument zu thun gedenke, kann ich nur dasselbe antworten, was ich bisher zu thun mich bestrebt, aber leider mit weit wenigeren Chancen des Gelingens. Bücher werden in dieser Zeit einer epileptisch gewordenen Tagesgeschichte nicht gekauft. Mein letztes Buch liegt schon längere Zeit zum Versenden bereit, allein es ist nicht der Mühe werth. Kein Mensch wird heute lesen Anderes, als was auf den heutigen Tag sich bezieht, nämlich die Zeitung. Alle Buchhändler sprechen von Bankrutt! Der König kann und darf nichts thun, als alles dem verhungerten Volke zuwenden. Wollte er aber auch, er kann nicht, denn alles Geld, aller Besitzthum ist geschwunden. Wohin? Ich weiss es nicht. Keiner weiss es. Gegen die Zwangsanleihe bewaffnet sich Bürger und Volk. Gegen freiwillige Beiträge sind Alle taub, so sehr man von oben schreit: „Das Vaterland ist in Gefahr, der Feind ist vor der Thür! Die Russen kommen! Die Franzosen von der anderen Seite!“ Die Masse antwortet: „Lasst sie kommen, es geht uns dann nicht schlimmer als jetzt! wenn sie erst bei uns sind, so können wir sie bequem bekämpfen, wir brauchen ihnen nicht entgegen zu laufen.“

Ich hoffe nun, Sie sehen es ein, liebe Pauline, dass nichts von mir abhängt, was ich nicht anwendete, um Ihr Unternehmen gelingen zu machen, und dass wahrscheinlich von jenen Freunden (von denen Sie mir schrieben), die Ihnen Vorwürfe gemacht haben, dass Sie sich nicht sicher gestellt haben durch einen Contract, keiner gewesen wäre, der sich so Vielem unterworfen haben würde ohne Contract, und dass, wenn Sie sagen, es gebe eine moralische Sicherheit, die stärker sei und vertrauenbegründender als Contracte, Sie doch eingestehen müssen, dass durch meine Schuld dies Vertrauen nie konnte gefährdet werden. Und dass es endlich Schicksale gibt, die alle Contracte vernichten, aber niemals den guten reinen Willen, der gern alles Elend abwenden möchte, alle Bedrängnisse, allen Kummer erleichtern, sich selbst aber nie hoch an-

schlägt und die eigenen Interessen in nichts geltender findet, als sie für andere geltend zu machen.¹⁾ — Im Vertrauen auf Ihre Freundschaft unterzeichne ich herzlich

Bettine Arnim.

Nachschrift.

Die Ausstellung, die andere Jahre so gedrängt voll war, ist dieses Jahr so leer, dass man die Leute mit der Lorgnette in dem grossen Salon auffinden muss.

Man hat keine Hoffnung zu verkaufen, so will man's mit dem Verlorenen versuchen. Auch das wird schwerlich gelingen. Der „Geiger“ ist dort aufgestellt, das einzige edle Werk, das mir gefällt, bis auf den Kopf, den ich entschieden individueller gewünscht hätte.²⁾ Allein diesen gerade nimmt die Gisel³⁾ in Schutz, und ich traue ihr mehr feinen Sinn für die Kunst zu, als mir, und bescheide mich daher. Friedrich II. ist nun in Bronze gegossen und ausgestellt in einem aparten Local,⁴⁾ ich habe nie ein infameres Ungeheuer gesehen, als das, womit Rauch wahrscheinlich seine Künstlerlaufbahn beschliessen wird! Sieht von Antlitz wie eine auf dem Maskenball im Faustkampf plattgedrückte Maske [aus]. Der Gaul ist mit einem Netz von Adern überzogen, dessen weitgeöffnete Maschen einem auf die Idee bringen, als sei dies Rennthier in einem Fischhamen gefangen worden!

Noch ein letztes Wort übers Monument. Bleibt der König und fügt sich in die Wickelbande der Constitution, so wird die Zeit kommen, wo wir sein gegebenes Wort in Anspruch nehmen dürfen; ich will's hoffen. Wird durch die Gewalt der convulsiven Bewegungen eine Umwälzung alles Bestehenden [erfolgen], was leider zu befürchten steht, weil ungeheure Krankheitssymptome uns beherrschen, so werden vielleicht die Werke der Kunst, auch sammt den so hoch, so festgebauten Vorrechten des Bestehenden zusammenstürzen! Wir liegen nicht ausserhalb des Laufes drohender Geschicke!

1) Unterschrift eigenhändig; das Folgende wieder Abschrift bezw. Diktat.

2) Wohl Steinhäusers „Violinspieler“, der 1848 vollendet wurde, eines seiner trefflichsten Bildwerke, „von wahrhaft klassischer Schönheit“; eine Wiederholung findet sich im Berliner Museum.

3) Gisela von Arnim (1827—1889), Bettinens jüngste Tochter, später vermählt mit Hermann Grimm.

4) Das schroffe Urtheil über Rauchs bekannte Reiterstatue erklärt sich wohl teilweise aus seinen abfälligen Äusserungen über Bettinens Denkmalentwurf. Vergl. unten.

Ich würde mehr noch wagen und Ihnen versprechen mit demselben Eifer, so wenig er mir auch Früchte brachte, mich dem Gelingen zu widmen, wie bisher. Allein wenn Sie nicht auch nach allen Beweisen, die ich unzweideutig Ihnen bisher gegeben (und die noch stärker ins Licht treten würden, wenn Sie genauer von allen auf mich gehäuften Bedrängnissen unterrichtet wären) schon von selbst den Glauben in mich haben, so kann meine Bethuerung Sie nur beschämen! Kommt der König in die Lage, dass es nicht unverschämt sein würde, an frühere Verheissungen (die er in diesem Augenblick gezwungen ist, unberücksichtigt zu lassen) zu mahnen, so werde ich Sie darüber unterrichten und Ihnen Vorschläge machen zu einem direkten Schreiben an ihn, auf das er gewiss Rücksicht nehmen soll, wenn es in der Möglichkeit steht, darauf einzugehen.

Ich habe nun schon Vorkehrungen getroffen, die Zeichnungen der Ansichten ausführen zu lassen; sowie ich damit im Stande bin, werde ich Ihnen eine Durchzeichnung zukommen lassen. Allein gedrängt darf ich nicht werden, weil ich nirgend wieder drängen kann, und weil ich durch andere Verpflichtungen, die viel absoluter auftreten, in jeder Willensmeinung gehemmt bin!

Ein allgemeines bouleversement steht bevor, und (sic!) in Folge dessen der Herr Generaldirektor der Königl. Museen leicht auch als überflüssige Staatsbelastung dürfte gestrichen werden, und viele werden bald ohne Gehalt und ohne Carrière sein, die schon ihr ganzes Leben darauf berechnet hatten. Dies Schicksal wird mich auch betreffen in meinem Sohn, der jetzt den Gesandtschaftsposten in dem aufrührerischen Baden bekleidet¹⁾, weil der ordentliche Gesandte der Lebensgefahr halber sich zurückzog. — Der Melicher, der mitzuwirken hat bei dem Monument des Hahnemann, ist auch von mir angegangen worden²⁾, den Steinhäuser zu berücksichtigen, ich habe ihm dieserhalb einen alten Schinken von Portrait in Aussicht gestellt. Sie werden sich der Magdeburger Bürgermeisterfrau noch erinnern, die Sie bei mir gesehen haben! Die soll er haben, wenn er Euch diese Aufgabe zukommen lässt. Aber Steinhäuser muss sich auch nicht wehren, den gebändigten Höllenhund zu Füßen des Doktorfürsten zu machen! Was hat er dagegen? Ich finde die Idee trefflich!

1) Sigmund von Arnim, preussischer Gesandtschaftssekretär in Karlsruhe. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Baillon.

2) Steinhäuser erhielt infolge dessen den Auftrag, ein Standbild des bekannten Arztes und Begründers der Homöopathie, Samuel Hahnemann, für Leipzig herzustellen, das im August 1851 enthüllt wurde. Ein Brief F. H. Melicher's, über dessen Persönlichkeit ich nichts ermitteln konnte, befindet sich im Nachlass Steinhäusers.

Ich ¹⁾ habe die paar Seiten abschreiben lassen, weil ich zu unleserlich geschrieben hatte. Heute am 20ten Mai schicke ich diese Zeilen an Sie; möchten Sie daraus ersehen, dass Ihre Vorwürfe in Ihrem letzten Schreiben vom 26ten April ungerecht sind. Ich bedaure, dass ich für ernste und warme Theilnahme an diesem Unternehmen, da ich weit mehr auf mich nahm, als ich mir zugetraut haben würde, nichts geerndtet habe als den Tadel Ihrer Freunde, dass Sie gewagt hatten, eine solche Aufgabe ohne Contract zu unternehmen. Bei einem allgemeinen Erdbeben hat keiner Zeit dem Nachbar Vorwürfe zu machen, warum die Mauer seines Hauses auf ihn fällt, denn in demselben Augenblick fällt auf jenen auch die Mauer des eigenen Hauses.

Unsre eben umlaufenden Nachrichten aus Paris sind den Anstrengungen des Königs vorläufig sehr entsprechend. Die Reaktion hofft bald kräftiger auftreten zu können und vielleicht ist es dann eher möglich, den König über das Monument zu sondiren. Ich werde nicht versäumen Ihnen das Nötige darüber zu berichten und genau die Schritte anzugeben, die Sie dann werden thun können, wenn Sie noch soviel Glauben in meine Verheisungen haben werden.

Vielleicht aber kommt es auch ganz anders, als wie man da oben hofft und unten zu verhüten trachtet! Dann wird der Saamen der Erbitterung mehr schiessen und seine Früchte werden dem scheusslichsten Egoismus zu gut kommen; dann wird man sich blutiger Erbschaften erfreuen und die rächenden Geister der geschändeten Menschheit werden lauernd der Vergeltung harren, und dies letzte ist mir mehr als wahrscheinlich, da man der Russen harrt, um der verlorenen Anmassungen gegen Freiheit und Recht sich wieder zu bemächtigen, und jetzt schon sich nicht scheut, im Gefolge von Lüge und Wuth die schauderndste Verlezungen der Menschlichkeit als Patriotismus und Justiz zu üben.

Indem ich hoffe, dass die Wahrheit alles dessen, was ich hier mittheilte, Ihnen einleuchten möge, und mit Wünschen für Ihr besseres Glück

Bettine.

6.

28. Oktober [1848]

Liebe Pauline! Ihr lieber kalter Brief, der hintenan mit etwas bitzelndem Rauch von glimmendem Zorn ausgeht, ist schon von ihrer lieben Schwester an mich bevorwortet worden und ich habe, wie natürlich, alles, was sie mir sagte, mit Freude vernommen. Es ist heute

1) Das Folgende wieder eigenhändig.

der fünfte Tag, dass ich erfahren habe. Wir machten miteinander aus, dass Ratti eine Durchzeichnung von der Rücklehne des Stuhles machen solle. Leider ist dabei das Nothwendige die ganzen (sic!) Stuhlumfassung, auf welche die Rückseite des Stuhls berechnet ist. Sie ist eine architektonische Nothwendigkeit. Ich werde sie in so kurzer Zeit nicht fertig bringen nebst der ganzen Brunnenumgebung, auf den (sic!) die Statüe zu stehen kommen sollte und hier auf den Exerzierplatz berechnet war. Sie bestehen aus sieben Basrelief, von denen drei schon fertig sind. O wie schade! — Dem König habe ich vor kurzem noch Briefe über seine politische Lage geschrieben, Dinge, die von mir allein gefasst waren. Ich bin aber bei ihm für einen politischen Phantasten gehalten! . . .

Folgen Mitteilungen aus dem Familienkreise: Erkrankung ihres Sohnes Friedmund an Typhus, Niederkunft ihrer Schwiegertochter¹⁾ u. a.

. . . Alles, was ich durch Bücher sonst erworben habe und worauf ich angewiesen war, um Papier und Druck zu zahlen, ist Kriegs- und Revolutions-halber nicht gezahlt worden. Der Buchdrucker hat mich verklagt, der Papierhändler hat mich verklagt und noch ein zweiter Papierhändler. Dafür hat das Kammergericht alle Betrüger und Diebe meines Eigenthums mit der grössten Unverschämtheit unterstützt, ja ich muss glauben, dass polizeilich Gauner aufgetrieben werden, um mich mit falschen Anforderungen zu behelligen. Das ist, was mir zu schaffen macht. . . .

Ausserdem hat man zu Gunsten der reichen Bauern alle ihre Verpflichtungen gegen die Gutsherrn ohne Entschädigung aufgehoben, wodurch alle armen Leute, welche von dem Gutsherrn ihr Brod hatten, jetzt ganz verdorben sind. Noch ist eine Grundsteuer im Werk, wo jeder Gutsherr den ganzen Werth seines Gutes versteuern muss; da aber kein Gut ist, wo nicht grosse Kapitale drauf stehen und zwar so, dass der Gutsherr oft nur 10 000, ja weniger dran hat bei einem Kapital von 100 000, von denen er die Zinsen ins Ausland zu zahlen hat, so ist der Bankrot unvermeidlich. Alles ist schon darauf gefasst von diesem wahnsinnigen und ganz von der Unwissenheit durchdrungenen Treiben, welches die Armuth aufs höchste steigern muss, zerschmettert zu werden! Das viele Zerschlagen und Demoliren der Eisenbahnen und andre Kriegsgräuelp haben die Actien heruntergedrückt, dass sie beinah auf Null stehen und ausserdem dies Jahr nicht gezahlt haben; die Feld-

1) Achim von Arnim, geb. 24. März 1848, gest. 8. Febr. 1891.

arbeiter haben die doppelte Lohnerhöhung gefordert: mein Sohn hat also den Kindern ihren kleinen Antheil nicht zahlen können. Wir sind eben dabei unsre Kräfte anzustrengen, um selbst unser Brodt zu verdienen. Das ist also, was andre Menschen Unglück nennen, was mich aber nicht affizirt und zum Glük auch nicht meine Kinder . . .

Adieu, liebe Pauline! rechnen Sie mir meine Fehler nicht zu hoch an, es ist keine Versäumniss Ihrer, sie haben mir immer am Herzen gelegen und werden es immer. Es ist Mangel, alles zu umfassen, was wie ein grosser Strom mich überschwemmt, unter dem ich dennoch, wie gebannt an gewisse heilige Menschheitsintresse angestrengt arbeite. O, nicht die Hälfte, was meine Seele und Geist noch zu bekämpfen haben, ist hier angedeutet. Adieu, Adieu! Ratti soll Ihnen bald alles, was ich jetzt zum ganzen beitragen kann, übersenden.

ihre herzliche Freundin

28ten October.

Bettine.

Man darf nach dem letzten Briefe wohl vermuten, dass die Verstimmung nicht von langer Dauer war. Bettine, die sich wieder eifrig mit den Zeichnungen für die Basreliefs beschäftigte, die Sockel und Stufen des Denkmals umkleiden sollten, bot all' ihre liebenswürdige Beredsamkeit auf, um den Künstler zu beruhigen und ihm neuen Mut einzuflössen. Wenn der König das Monument nicht nehme, müsse London oder Paris, wie sie meinte, dasselbe erwerben; durch eine Ausstellung der Entwürfe in den beiden Städten hoffte sie zum mindesten dem Denkmalfonds eine Summe zuwenden zu können. Auch Steinhäuser schien wieder Hoffnung gefasst zu haben und machte sich rüstig ans Werk. „Meine grosse Goethestatue — schrieb er am 6. April 1849 dem Vater — geht jetzt vorwärts, es wird fortwährend daran gearbeitet“, und nach Jahresfrist wieder: „Der Goethe geht immer vorwärts, es ist eine ganz ungeheure Arbeit daran.“ Er hatte dabei jedoch nur die ursprünglich geplante Gruppe im Auge; um den Monumentalbrunnen und die Reliefs, für die Bettine fortwährend neue Vorschläge unterbreitete, kümmerte er sich bei der Ausführung vorläufig nicht, in der richtigen Erwägung, dass die Statue wohl sicher einen Käufer finden werde, die Herstellung des Monumentalbrunnens ohne besonderen Auftrag aber ein Ding der Unmöglichkeit sei. Er hoffte hierbei immer noch auf Friedrich Wilhelm IV, der, wie Bettine versicherte, sich wiederholt darnach erkundigt hatte. Frau von Arnim gab ihm den Rat, er möge sich direkt an den König wenden, doch dürfe er sich nicht darauf berufen, dass

dieser ihrer Tochter Armgard versprochen habe, das Denkmal zu erwerben. „Steinhäuser möge sagen, — so liess sie ihm durch eine seiner Nichten schreiben — die Arnim habe ihm die Freude gemacht, ihm die Ausführung des Monuments zu übertragen, doch sehe er jetzt, dass die Sache zu grossartig werde, als dass er mit seinen eigenen Kräften es allein ausführen könne, deshalb wende er sich mit der Bitte an den König, ob derselbe ihn nicht dabei unterstützen wolle. Dann möge Steinhäuser dabei erwähnen, dass Frau von Arnim noch Reliefs dazu entwerfe — diese könne Steinhäuser dann loben, soviel er wolle, schaltete sie hierbei ein — besonders aber möge Steinhäuser erwähnen, dass die Reliefs einen Springbrunnen bildeten, da der König diese ganz besonders liebe und ihn das besonders interessieren werde.“¹⁾

Der Meister scheint den Rat befolgt zu haben, freilich ohne sein Ziel zu erreichen; Varnhagen, dessen Tagebücher für die folgenden Jahre zahlreiche Nachrichten über die Angelegenheit enthalten, will wenigstens wissen, der König habe Steinhäuser auf seine Anfrage im Dezember 1850 durch den Generaldirektor der Museen, Olfers, eröffnen lassen, dass er „in diesen Zeitumständen“ nichts thun könne.²⁾ Gleichwohl gab der Künstler seine Sache noch nicht verloren. Offenbar in der Absicht, sich an Ort und Stelle klaren Aufschluss über die Lage der Dinge zu verschaffen, erschien er im Juni 1851, in Begleitung seiner Frau, in Berlin. Unter den Augen Bettinens stellte er dort die Idee des Ganzen vorläufig fest und baute das Gipsmodell für den Monumentalbrunnen auf. Sein Wunsch, den König zu sprechen und mit ihm womöglich ein Abkommen zu treffen, sollte sich aber nicht erfüllen; als er im August die Hauptstadt wieder verliess, war er seinem Ziele nicht viel näher gerückt, das Schicksal des Denkmals immer noch ungewiss.³⁾ Äusserungen Humboldts, mit dem Bettine sich darüber unterhielt, lauteten keineswegs ermutigend; Rauch und Olfers, ohne deren Rat der König eine Entscheidung voraussichtlich nicht traf, waren allem Anschein nach dem Plane wenig gewogen; der erstgenannte, dessen Beziehungen zu dem früheren Schüler sich längst abgekühlt hatten, hielt mit seinem abfälligen Urteile über die Arnim'sche Komposition nicht zurück. Bettine klagte offen über Ränke, mit denen man sie und ihren Schützling verfolgte,

1) Marianne Dussler an Pauline Steinhäuser, 4. Jan. 1850.

2) Tagebücher, 8, 211.

3) Varnhagen, Tagebücher (1851 Juni 11, 13, Aug. 10, 11) 8, 208, 211, 294, 295.

und verzweifelte zeitweise selbst an der Hoffnung, dass der König seinem Versprechen gemäss das Gipsmodell besichtigen werde.¹⁾

Aus diesen wechselnden Verhältnissen und Stimmungen sind die drei nächstfolgenden Briefe entstanden.

7.

[16. Aug. 1849.]

Liebe Pauline! Die Figur mit den beiden Kindern soll Ihr lieber mit mir so nachsichtiger Steinhäuser ja nicht machen, ich werde ihm auf beide Seiten viel originellere Kindergruppen schicken; auch ist diese Figur nicht von mir! — Wenn Sie sich aus der kleinen Krupelscitze vernehmen können, welche hier beiliegt, so werden Sie sehen, das basrelief des Piedestal läuft von einer Seite um den vordern Theil herum bis zur andern Seite, es ist ein Bachanal, von dem sie schon Theile gesehen haben und welches mit prächtigem Weinlaub durchrankt ist, und wird den Würfel zu einem grossartigen Kunstgebilde schaffen, wie bisher noch keins gesehen worden: in der Mitte grade der Bachus, wie er die Psyche aus dem gährenden Weinduft rettet, Tieger, die ihn umheulen! — trunke Bachantinnen im Schlaf und Taumel versunken! — Das Basrelief verliert sich von beiden Seiten bis nahe an die Wasserspauzenden Medusen und lässt ganz nachlässig und unbekümmert den übrigen Platz leer. Dies denke ich mir besonders schön, dass es unbekümmert um den leeren Platz, wie ein echtes Kunstwerk nur für sich selbst redet. — Die weissen Marmorbasreliefs, welche den Wassertrog bilden, gehen (wie der Würfel von vorne nach hinten) von hinten nach vorne, wo sie von der breiten Marmortreppe von sieben Stufen abgekantet sind und zu dem Würfel hinaufführen, den weisse Marmorplatten umgeben, welche einen Umgang um das basrelief des Würfels bilden bis an das Ende desselben und weiter oder vielmehr ganz herum, wenn man das Nasswerden nicht scheut, denn die Medusen speien ihr Wasser so weit vor, dass man dahinter weggehen kann. — Die Bäume auf der Höhe der basreliefs vom Trog sollen lebendige Lorbeer, Myrten und Granaten seien in schönen Bronzekübeln, aber ganz einfach von der edelsten antiken Form. Diese basreliefs von weissem Marmor haben eine bronze Einfassung, die breit genug ist, um diese Vasen zu tragen; es ist auch unten mit Bronze eingefasst (vielleicht oder vielleicht auch nicht). Dann steht der Trog auch auf zwei Stufen. Das basrelief, das den Trog umgiebt, hat das eigenthümliche, dass es aus zwei Lagen be-

1) Varnhagen, Tagebücher (1851 Sept. 21), 8, 343.

steht. Alles noch im Mutterleib der Erfindung, aber kein Mohnkalb, sondern eine Kunstwirklichkeit.

Sie tadeln meine politische Richtung! ich habe nie etwas unternommen, was nicht ein Muss in mir gewesen wäre, und bin zum wenigsten nicht unfruchtbar für die Menschheit gewesen, denn viele haben ihre Köpfe noch auf dem Rumpf sitzen, denen sie gewiss verloren waren, wenn ich nicht mit beinahe übernatürlicher Anstrengung dagegen gekämpft hätte! — Auf die Zeichnungen müssen Sie wenigstens ein $\frac{1}{4}$ Jahr warten, aber wenn mich Gott leben lässt, nicht länger. Die Zeichnungen sollen in Paris und London ausgestellt werden; viele sehr bedeutende Personen intressiren sich dafür. Es soll etwas eintragen, und wenn es meine Reise nach Rom deckt, so komme ich zu Euch — sonst kann ich nicht, denn ich bin ganz arm. — Geht es dem König gut, dann wird er es gewiss nehmen; er hat schon mehrmals danach gefragt. Gehts ihm aber schlecht, so muss das brittische oder pariser Museum es kaufen. Noch viel hätte ich Ihnen zu sagen, aber ich kann nicht mehr. Es wird sich alles ausweisen. Das basrelief über dem Haupt der aufsteigenden Figur, die Steinhäuser ja nicht zu klein machen muss, soll auch gemacht werden. Das Rabenvieh, was Steinhäuser Frankfurter Adler nennt,¹⁾ kann und darf nicht vornehin, da mein Basrelief das ganze Werk emporhebt und davorne bleiben muss, weil sonst das Individuelle ganz darin verloren geht. Ich begreife auch nicht, wie diese so schaale Idee Gnade vor ihm findet. Was würde auch die Welt sagen, wenn sie einmal ausgestellt wären und man fände, dass der Künstler den Adler dem Bachanal vorgezogen hätte! Das wär ihm ein ewiger Vorwurf! — Adieu, und alle Kinder Adieu und die göttlich schöne Madona soll gelingen, und die kleine Paulline Adieu und Vivat die grosse Nation, die Ungern, die so vielen vom Erschiessen helfen, denn man hat hier schon Angst vor ihnen!

Die Eure von Herzen

Bettine

16ten August 1849.

8.

[8. Sept. 1851]

Liebe Pauline. Ich befinde mich immer noch hier auf dem Lande und werde auch vor 4 Wochen noch nicht fort kommen; als ich hier

1) Wohl der Adler, der auch nach dem ursprünglichen Entwurfe Bettinens auf der Stirnseite des Sockels angebracht ist. Vergl. das Titelbild zu „Goethes Briefwechsel“.

ankam, fand ich die Gesundheit von Freimund so sehr geschwächt und so bedenkliche Anzeichen, dass ich ihn schnell nach der Stadt schicken musste, um dort ärztliche Hülfe zu suchen, was er nicht anders thun wollte, bis ich ihm versprach, so lange hier zu bleiben; nun ist er seit 14 Tagen dort und ich sitze hier in einem grossen Haus ganz allein, sogar ohne Bedienung, denn diese wohnt in einem andern Gebäude. Jeden Abend um 8 Uhr wird das grosse Haus zugeschlossen. — Und nun kommt es darauf an, dass mich die Spitzbuben nicht ermorden, die in unserer Gegend häufig einbrechen; sonst ists ums Monument geschehen. Wir haben zwar hier 6 tüchtige Hunde, die bei dem geringsten Argwohn um die Wette ein höllisches Gebell verführen, aber kein Mensch hört nach ihnen, nur ich, und wie manche Nacht spring ich aus dem Bett, reiss das Fenster auf, ruf hinaus: „Johann! Kunz! Peter! Friederich! — seid ihr alle wach?“ — nur damit die Diebe davon laufen sollen aus Furcht vor dieser grossen Volletaille, die im tiefsten Schlaf jenseit des grossen weitläufigen Hofes liegt. — Wie seltsam wechseln doch meine Geschäfte! — hier bin ich Zimmermann, Tischler, Drechsler, Glaser und Schlosser, — in Berlin hatte ich die Ehre von Euch unter die Künstler gezählt zu werden. — Nach 3 Wochen werde ich wieder nach Berlin gehen. Dann wird Freimund wieder hier sein und hoffentlich mit besserer Gesundheit. Ich wollte erst mit Gisel in ein Bad gehen, um mich wieder ein bischen zu erholen, allein ich habs aufgegeben, um meine Zeit möglichst zusammen zu halten, bis ich mein Versprechen gegen Sie werde gelöst haben.

Der König ist immer noch nicht in Berlin. Hat Ihnen vielleicht Ratti geschrieben, dass ich noch am Tag vor meiner Abreise, — denselben, an dem ich von Ihnen Abschied nahm — den Humboldt gesprochen habe und dass er selbst mir von der Scitze sprach und mich fragte, ob Steinhäuser vielleicht denke, dass es vom König werde bestellt werden, so irre er sich sehr, den[n] das Ministerium habe keinen Heller dazu zu verausgaben. Ich gab ihm zur Antwort, dass ich nicht glaube, dass Steinhäuser im Sinn habe, diese Bitte zu äussern. „Nun,“ fragte er, „was will er dann damit?“ — ich sagte, es sei ihm eine angenehme Arbeit und er mache sie aus Liebhaberei. Er fragte, was die Arbeit denn allenfalls kosten werde, — ich sagte, dass ich vermuthe, die colossale Statue, welche bereits schon fertig sei, werde den Preis von 10 000 Thl. nicht übersteigen. „Auch 10 000 Thl. können nicht verausgabt werden, denn es ist keine Möglichkeit, dass auch nur ein Heller gezahlt werden (sic!).“ — „Ja, daran denken wir auch nicht, die Statue

wird, wenn Steinhäuser sie verkaufen will, augenblicklich verkauft sein.“ — „Wohin?“ fragte er. — „Überall, in Paris, Frankfurt, Weimar, aber am schnellsten noch in Amerika.“ — „O, man wird wohl auch noch in Europa einen Ort finden!“ — „Nein,“ sagte ich, „Amerika ist der einzige Ort, der passend sein wird, da der König von Preussen, der sie früher immer gewünscht hat, sie jetzt natürlich nicht mehr berücksichtigt, da so viele andre grosse Monumente in Arbeit sind. Auch denke ich gar nicht daran, auf ihre Anfertigung einen Werth zu legen, denn jetzt bin ich geborgen, dass sie zum wenigsten nicht in Lieblose Hände kömmt, denn Steinhäuser allein hat die Scitze gemacht und sie ganz nach meinem Sinn angefertigt.“ — Ob sie denn nicht ganz nach der Scitze sei, welche vor meinem Briefwechsel in Kupfer sei? — ich sagte: „ja, und noch ein bischen dazu,“ und hier fing Giesel an, ihren Enthusiasmus auch auszusprechen. Hier frug er, ob ich wisse, dass Herr von Olfers mit dem König nach Hohenzollern gereist sei? Ich erwiederte, dass mich dies wenig interessire, da ich Herrn von Olfers sehr wenig kenne. — Er sah mich verwundert an und ärgerte sich etwas. Wir nahmen den herzlichsten und ehrfurchtsvollsten Abschied von ihm und gingen fort. — Vorgestern kam nun ein höchst steifer und diplomatischer Brief von dem Oberbaurath Stüler an mich, worin er mir meldet, dass er bei seiner Rückkehr von seiner Reise mit dem König einen Brief des Herrn Steinhäuser vorgefunden habe, begleitet von einem Schreiben meiner Hand betreffend die unglückliche Kassendifferenz der an den König verkauften Statuen.¹⁾ Steinhäuser sei abgereist, ohne diese erledigt zu haben und ohne auch nur die ihm anvertraute Auseinandersetzungen der Hofmarschallamtskasse zurückzugeben etc. etc., dass er sich daher an mich wenden müsse, weil er nach meinem Schreiben schliessen müsse, dass ich im Besitz von Papieren sei, welche der Oberrechnungskammer gegenüber den Beweis führen, dass Steinhäuser nur die accordirte Summe erhalten habe, was die Kammer aus Mangel an hinreichendem Beweiss nicht anerkennen wolle; ich solle daher so gütig sein, irgend ein offizielles Schreiben vorzuweisen, aus

1) Es handelte sich um die Statuen des „Muschelmädchens“, — die erste war beim Abladen zerbrochen und durch eine zweite ersetzt worden. Steinhäuser hatte (vergl. oben S. 94) i. J. 1843 unter Vermittlung Bettinens 1500 Thl. dafür erhalten, wogegen die Oberrechnungskammer nach 8 Jahren mit der Behauptung auftrat, es seien nur 1000 Thl. bewilligt worden, und von dem Künstler Rückzahlung oder Nachweis für den rechtmässigen Bezug des Mehrbetrags verlangte. Der Briefwechsel Bettinens mit Karl Steinhäuser und dem Oberbaurat Stüler über diese Angelegenheit, der sich bei den Akten befindet, bietet kein weiteres Interesse.

welchem die von Sr. M. dem König bewilligten Preise für beide Statuen und die nachbewilligten Emballagekosten ersichtlich seien, wäre dies aber nicht möglich, so wird und muss instructionsmässig die Ober-Rechnungskammer auf eine Indemnitätsbill Sr. M. des Königs bestehen etc. etc. Nachträglich bittet er inständigst, dieser widerwärtigen Verhandlung durch gütige Übersendung der über die Preise sprechenden Papiere oder durch Auswirkung einer nachträglichen Allerhöchsten Genehmigung dieser gezahlten Summen ein Ende zu machen. Die wohlverdiente Gunst, welche ich Steinhäuser zuwende, werde mir vielleicht diese Zumuthung weniger unangenehm machen. Ich habe hierauf eine Antwort gegeben, welche mir das grösste Vergnügen macht — noch ist sie nicht ganz fertig — und sie wird wohl zwei grosse Bogen anfüllen. Bei Gelegenheit werde ich sie ihnen nach Rom senden, es wird dies mir eine gute Unterstützung sein bei dem König, wenn ich ihm die Scitze zeigen werde, denn er muss sie lesen, sie enthält zu viel Schmeichelhaftes für ihn und ironisiert mit der grössten Feinheit die Oberrechnungskammer. Sie werden aus diesen Mittheilungen erkennen, dass ich bis jetzt noch nicht müde geworden bin, alles, was und wie ich es für Ihr Interesse verwenden kann, sofort zu benützen. Werden Sie nicht ängstlich, wenn es ein wenig laenger dauert, aber sein Sie auch überzeugt, dass ich fort und fort mit Eifer dafür wirke. Reisen Sie glücklich und denken meiner im Guten.

Ihre herzlich ergebene

Bettine Arnim.

am 8ten September 1851

Wiepersdorf bei Jüterbog
über Nonnendorf.

Adr.: An Fr. Pauline Steinhäuser
Bremen.

9.

[9. Januar 1852]

Mittheilung eines Schreibens Stülers vom 17. Dez. und der Antwort Bettinens vom 26. Dez.

Über diese Geschichte kümmert Euch nicht! Gebt um Gotteswillen kein Geld! ich werde, sowie ich zum König komme, alles ihm vorlegen als Aktenstück, den Grund belegend, warum die Zahlung, wenn er das Monument machen lasst, durch andere Hände als diese an Euch

muss gelangen. Ich werde heute noch an den König schreiben, um ihn vorläufig zu benachrichtigen.

Liebe Pauline, auf der andern Seite Kopie von Stülers und meiner Correspondenz. Steinhäuser soll ihm schreiben, er habe sie bei mir getroffen zu haben geglaubt, ich könne sie aber nicht finden. Dies ist auch wahr, denn bei meiner Abreise nach Wiepersdorf und Transport vieler Papiere können sie leicht drunter gekommen sein. Wenn ich sie habe, so werde ich sie zu rechter Zeit schon finden, denn dann werd ich sie nötig haben. Wenn es wahr ist, was sie von Reumont gehört haben, so sagen [Sie] Steinhäuser, dass er ohne meinen Consenz nicht über die Statue disponiren könnt. Das wird mich um so schneller zum Ziel führen. Seit Ihr fort seid, hat Niemand das Modell gesehen. Wir haben auch nicht davon gesprochen. Es sind tolle Intriguen im Gang gegen dies Kunstwerk, beinah ärger wie in der Weltgeschichte jezt, ich aber habe alles vorbereitet, diesen Intriguen einen tüchtigen Nakenschlag zu versetzen. Ich habe ohne Rast vom Morgen bis zum Abend daran gearbeitet. In der Zeit, wo Sie dies Schreiben erhalten haben werden, würde ich auch bei dem König angefragt haben, wenn ich nicht jezt erst warten müsste, ob die Nachricht mit dem Ankauf sich bestätige. Ich bitte, versäumt nicht, zu thun, wie ich euch sage, dass Ihr nemlich mich erst fragen müsset. Dies giebt die beste Gelegenheit dem König das Monument vorzuzeigen und ihn zu fragen, ob er die Basreliefs nicht auch will machen lassen. Es wird hier Monument auf Monument gehäuft. Die Menschen werden nächstens zusammen rüken müssen, um ihnen Platz zu machen.

Liebe Pauline, glauben Sie, viel muss ich an Sie denken bei allem, was Ihnen weh thut. Sie werden sich aber selbst sagen, dass Schmerzen auch von Gott geschaffen sind und dass sie in Bitterkeit einem vor manchem bewahren, was man sonst mitgelebt haben würde. Aber Heiterkeit ist die wahre Sprache des Göttlichen. Ich hoffe gewiss, dass wir uns sehen werden, vielleicht in diesem Jahre.

Ihre treue Freundin Bettine

Berlin am 9ten Januar: 51

Hoffnungen und Enttäuschungen lösten einander auch in der Folge ab. Auf eine Anfrage der Frau von Arnim erklärte der König sich bereit, das Gipsmodell in Augenschein zu nehmen, und ordnete (Febr. 1852) an, dass es zu dem Zwecke nach Schloss Bellevue verbracht werde. Eine persönliche Begegnung mit Bettine wünschte er aber nicht; „früher,

als sie eine Macht gewesen, habe ihre Annäherung ihm geschmeichelt, aber seit 1848! — —“ 1) Ihr Versuch, ihn dennoch zu sprechen missglückte. Nach einiger Zeit kam der Bescheid, der König habe die Skizze besichtigt und bitte, sie wieder abholen zu lassen. Kein Wort weiter! Bettine legte dieses Schweigen zu ihren Ungunsten aus und war daher um so freudiger überrascht, als sie mittelbar durch den General von Willisen erfuhr, der König sei von dem Modell ganz entzückt und finde es „herrlich, prächtig, ohne jedes Aber.“ 2) Allzu vertrauensselig freilich blickte sie nicht in die Zukunft, denn sie wusste auch, dass der König verschiedene Künstler und Kunstverständige um ihre Meinung befragt habe, die den Entwurf nach Kräften herabsetzten. Sie nahm sich vor, einiges daran zu ändern, und dachte den Herrscher zu bestimmen, dass er das Modell noch einmal sehe; zugleich wollte sie ihm mitteilen, dass eine allgemeine Subskription zu Gunsten des Denkmals eröffnet werde, und ihn ersuchen, seinen Namen als erster auf die Liste zu setzen. Vielleicht, meinte sie, entschliesse er sich dann doch zum Kaufe; andernfalls setze sie ihre Hoffnung auf den Grossherzog von Weimar oder König Ludwig von Baiern. Wenn sie letzterem — fügte sie scherzend hinzu, — ihr Bachanalrelief als Oktoberfest demonstrierte. werde er sicherlich Feuer und Flamme sein.

Unterdessen harrete das römische Künstlerpaar sehnlichst auf die Entscheidung. Die Goethestatue mit der Psyche stand nahezu fertig in des Meisters Atelier: ein gewaltiges Bildwerk, das schon allein durch seine Grössenverhältnisse 3) wirkte, voll Harmonie und Formenschönheit. Der erste Entwurf Bettinens war, von geringfügigen Änderungen abgesehen, pietätvoll festgehalten worden. „Feierliche Stille“ schwebt nach der Schilderung einer berufenen Interpretin über dem Ganzen. „Goethe in der Majestät des Dichterkönigs. Über den tiefen wunderbaren Augen leuchtet herrlich die erhabene Stirne, ein Hauch der Begeisterung umspielt die riesig grossen Züge. Die Falten des Mantels, wie von der Morgenluft einer höheren Welt geschwebt, scheinen sich melodisch zu bewegen, während die kindliche Psyche das Geheimnis der Dichterseele durch die Leier ausspricht: ihre Unschuld und Schönheit sind das Gewand, das sie den Blicken der Gemeinheit verhüllt.“ 4)

1) Varnhagen, Tagebücher (1852 März 2), 9, 95.

2) Varnhagen, Tagebücher (1852 April 3) 9, 148; ebenda 9, 150, 155.

3) Höhe der Goethestatue: 8 Fuss $2\frac{2}{3}$ “, der Psyche: 4' $10\frac{1}{2}$ “.

4) Undatierter Aufsatz von Pauline Steinhäuser, wohl aus d. J. 1852. Konzept.

Aber es steckte die Arbeit von vier Jahren in dem Werke, die Auslagen, die dem Künstler erwachsen, waren beträchtlich und beliefen sich nach seiner Berechnung auf 4000 Scudi: die nervöse Ungeduld, die sich seiner allmählich bemächtigte, war daher begreiflich. Wenn Bettine in ihrem naiven Optimismus die Sache einst so leicht geschildert hatte „wie das Verspeisen des täglichen Brods“, so bewiesen die Erfahrungen der letzten Zeit nur zu sehr das Gegenteil. Als monatelang aus Berlin keine Nachricht eintraf, konnte Pauline Steinhäuser sich nicht enthalten, in vorwurfsvollem Tone der Gönnerin und Freundin zu schreiben.¹⁾ Die Antwort Bettinens enthält der Brief vom 26. Mai, dessen Inhalt ich oben kurz skizziert habe. Er vermochte den Meister nicht zu beruhigen, um so weniger, als dieser bald darauf durch Bettinens Tochter Maximiliane, die zu Besuch in Rom erschien, die niederschmetternde Kunde erhielt, dass in Berlin keine Aussicht mehr bestehe. Worauf sich diese Mitteilung stützte, entzieht sich unserer Kenntnis. „Sei es, dass die Gegenwirkung sehr einflussreicher Männer meine nicht unbegründeten Hoffnungen vereitelte, sei es, dass der König, durch die politischen Tendenzen der Frau von Arnim beleidigt, ihr und ihrer Unternehmung seine Neigung ganz entzogen hat, ich weiss es nicht,“ — klagte Steinhäuser.²⁾ Er war entschlossen, die Statue nunmehr gegen Ersetzung der Auslagen seiner Vaterstadt Bremen anzubieten und schrieb in diesem Sinne an seinen alten Gönner, den Senator Klugkist, während seine Frau Bettine davon benachrichtigte. So schlimm, wie er meinte, stand indes anscheinend die Sache in Berlin doch noch nicht; Maximilianens Mitteilungen erwiesen sich mindestens als verfrüht. Ende Juni erfuhr er, dass Friedrich Wilhelm IV. durch seinen Privatsekretär von Niebuhr bei Frau von Arnim nach dem Kostenanschlage des ganzen Monumentes habe erkundigen lassen,³⁾ — ein Schritt, der immerhin zeigte, dass der

1) Die Darstellung, die Varnhagen (Briefe von Stägeman u. s. w., 270) von den Beziehungen Bettinens zu Steinhäuser giebt, muss, wie zur Ehre beider Teile festzustellen ist, fast in jedem Satze als tendenziös und unzuverlässig bezeichnet werden. Es ist, wie wir sehen, nicht richtig, dass Bettine dem Bildhauer vorspiegelte, „der König habe das Ganze gebilligt und übernommen“, während er thatsächlich nichts davon gewusst habe, und es beruht ebenso auf böswilligem Klatsch, wenn behauptet wird, der Künstler habe, als er sich getäuscht gesehen, Bettinen mit einer Forderung von 20000 Thl. (!) gedroht und sie und ihre Familie in peinlichste Sorge versetzt. Der Brief Paulinens, in dem sie Frau von Arnim versichert, dass sie ihren Kummer ebenso schmerzlich empfinde, wie den eigenen, spricht für ihre vornehme Denkweise und bürgt dafür, dass die Auseinandersetzung eine ruhige und würdige war.

2) An Senator Klugkist. Undatiertes Konzept aus dem Juni 1852.

3) An Senator Klugkist, 13. Juli 1852. Konzept.

König sich mit dem Gegenstande noch beschäftigte, und den Künstler bestimmte, von Verhandlungen mit Bremen vorläufig abzusehen. Bettine ihrerseits suchte die günstige Stimmung zu nützen. — „Meine Begriffe von Eurer Majestät eingebornen Grossmuth, schrieb sie am 3. August dem Herrscher, waren wankend geworden als mir vor einiger Zeit die Meldung ward: Der Scitze von Goethes Denkmal könne der Platz in Bellevue nicht länger gestattet werden; ich glaubte, ein unverschuldeter Unwille habe diese kalten Worte an mich gelangen lassen; später kam mir die bessere Einsicht, dass etwa ein Missfallen an der Scitze selbst dies veranlasst habe, und jetzt nachdem ich viel Fehlerhaftes darin verbesserte, fühle ich um so mehr, wie sehr mein Enthusiasmus über sein Verdienst hinausgriff, aber doch hoffe ich, das Mangelhafte, was mit prüfender Geduld in der Scitze nicht überwunden ist, wird im Grossen sich von selbst fügen; ich kann trotz vieler hartneckiger Gegner die Schmach nicht auf mich nehmen, jetzt wo ich vielleicht der Vollendung am nächsten stehe, es fallen zu lassen; da besonders ein Kostenplan vom Bildhauer aufgestellt ist, der unschwer durch Suscription erreicht werden kann; dieser besteht in einem Vorschuss von etwa 6000 Thlrn. während fünf Jahren; im sechsten Jahr, wo seine Vollendung bedingt ist, erhält der Künstler noch so viel, dass mit dem Vorschuss der früheren Jahre 50 000 Thlr. voll werden. Ich hatte früher die Hoffnung, dass es in Sans Souci aufgestellt werde, jetzt da es ein allgemeines deutsches Denkmal werden soll, darf ich diesen Wunsch nicht mehr aussprechen.“¹⁾

Es war ein letzter Versuch: falls er mislingen sollte, war Bettine, wie wir aus dem Briefe an Pauline Steinhäuser vom 5. August ersehen, gewillt, auf dem Wege einer allgemeinen Subskription die Mittel zur Verwirklichung ihrer hochfliegenden Pläne flüssig zu machen. Und er misslang; der König, bei dem offenbar gegenteilige Einflüsse die Oberhand gewannen, beantwortete ihr Schreiben nicht und liess auch sonst nichts weiter von sich hören. Ende September machte sie sich daher, wie dem letzten der hier folgenden Briefe zu entnehmen ist, auf den Weg, um auf einer Reise durch Deutschland für ihr Denkmal zu werben. Die Stimmung in Frankfurt schien günstig. Ein Zentralausschuss wollte dort die Sache in die Hand nehmen, in allen grösseren Städten sollten Zweigkomités gebildet werden. In Weimar, das sie als Heimstätte für die Monumentalanlage ansersehen hatte, erklärte Liszt sich bereit, zu

1) Geiger, a. a. O. 190 ff.

Gunsten des Unternehmens Konzerte zu veranstalten. Die Prinzessin von Preussen, die spätere Kaiserin, stand dem Plane sympathisch gegenüber; ihren Bruder, den Erbgrossherzog, hoffte Bettine nach seiner Rückkehr aus Italien dafür zu gewinnen. Von Berlin aus wollte sie dann ungesäumt einen öffentlichen Aufruf erlassen.

10.

(26. Mai 1852.)

Liebe Pauline. Ihren Brief erhielt ich im Augenblick, da ich nothgedrungen nach Leipzig reisen musste und konnte dort durchaus keinen Augenblick finden, ihn zu erwiedern. Seit gestern zurück ist es mein erstes Geschäft.

Sie befinden es unrecht von mir, dass ich nicht schreibe? Wenn ich Ihnen etwas definitives oder interessantes mitzutheilen hätte, so würden beflügelte Briefe zu Ihnen gelangen. Wenn Sie fürchten, dass ich Ihre Interessen vernachlässigen könne, so ist Ihre Schuld, denn was während unsrer langen Bekanntschaft Ihnen beweisen konnte, dass ich nichts der Art versäume, müssen Sie hinlänglich erfahren haben, und auch jetzt würden Sie dies alles doppelt bewährt erkennen müssen und Sie würden sich schämen müssen, solche Äusserungen des Misswillens gegen mich gemacht zu haben, wenn Sie Augenzeugen wären von Allem, was ich gethan habe. An Allem, was Steinhäusers Ungeduld mit dem Monument beginnt oder vorhat, werde ich ihn nicht hindern; wenn er es verkauft, werde ich nicht dagegen sprechen, denn ich kann keine Gewissheit geben, dass es gemacht werde, — es wird mich auch nicht hindern das mögliche noch dafür zu thun, allein ich werde dann auch nicht mehr dafür wirken können, dass Er es mache. Denn nur dies ist, worauf ich mich stützen könnte, um es ihm machen zu lassen. — Dem König hatte ich geschrieben um die Erlaubniss, die Scitze ihm selbst zu zeigen, ich habe ihn zugleich gebeten, dass er es ein Geheimniss zwischen Ihm und mir bleibe (sic!); er hat es auf diese Bedingungen hin nach Bellevue kommen lassen; hat mir eine bestimmte Zeit brieflich angegeben, wann er glaube dort sein zu können; ich war dort, habe ohne Essen und Trinken den ganzen Tag dort gewartet: er kam nicht. Es vergingen 14 Tage, dann erhielt ich durch den Kastellan Nachricht, der König habe die Scitze schon lange gesehen und, da er jetzt in diesem seinem Schlafzimmer in Bellevue, wohin es auf seinen Befehl gestellt ward, damit es nach meinen Wünschen niemand anders sehen möge, Ministerrath halten werde, so wäre es nothwendig, dass

ichs wieder abholen lasse. Dies hab ich sofort gethan. Kein einziges Wort verlautete weiter, kein Mensch sagte ein Wort, auch der König nicht. Nach 6 Wochen kamen indirekte Anfragen, was damit geschehen sei. General Willisen sagte, der König habe ihn aufgefordert, das Monument in Bellevue zu betrachten, und als er hingekommen sei, habe er es nicht mehr gefunden. Dies habe er dem König gesagt, worüber dieser schrecklich böse geworden sei. Dies erzählte Willisen dem Varnhagen und sagte ihm, — dass der König das Monument schöner gefunden habe, als ihm je was anders vorgekommen. Darauf kann man aber nicht bauen, denn ebenso soll er viele Menschen, unter andern die sieben weisen Meister hinzitirt haben, die es ihm schlecht gemacht haben: man könne es gar nicht machen, es sei schlecht als Scitze behandelt, Es werde eine Summe, die unerschwinglich sei, kosten etc. Noch mancher andere Tadel ist ihm geworden. Namentlich die Pinienäpfel missfielen. Ich habe nun alles, was man schlecht fand, noch mehr hervorgehoben und werde möglichst veranlassen, dass der König es noch einmal sehe. Ich werde ihm den Preiss schreiben, für welchen es gemacht kann werden, ich werde hinzufügen, dass jährliche Zahlungen von vielleicht 6000 Thl., während es gemacht wird, dem Künstler vorgeschossen werden müssen, daher die Summe gar nicht zu berücksichtigen sei, weil sie in mässigen langsam aufeinander folgenden Zeiträumen ausgezahlt werden würde. Ich werde ihm zugleich sagen, dass eine öffentliche Suscription dafür solle in Umlauf gesetzt werden, und ihn auffordern, der erste zu sein. Vielleicht entschliesst er sich dann, es dennoch machen zu lassen. Wo dies nicht gelingt, werde ich den Grossherzog von Weimar und das ganze Land von Sachsen dazu auffordern. Wenn ich den König von Baiern persönlich darüber spreche, so ist noch nicht gesagt, dass er es nicht machen werde lassen, ja ich möchte beinah dafür stehen, dass er dazu erbötig sein werde, sobald ich ihm das untere Basrelief als Octoberheft demonstrire. Ferner kann ebenso gut in Frankfurt eine Suscription eröffnet werden, und es ist die Frage, ob dies nicht am ersten gelingen werde. Mitten in der Stadt sowohl als auch an der nahen Grenze sind herrliche Plätze dazu. Dies ist was ich Ihnen sagen kann, und Sie hätten es sich selbst sagen können nach dem, was Sie schon von mir erfahren haben.

Der Trog rund ums Monument ist nun auch ausgeführt, dank sei es dem Fleise Ratti's und seiner lebenswürdigen Schwägerin Elise, die beide mir Treu bis auf den heutigen Tag beistehen und alles mir so ausführten, wie es meiner Einsicht und Wünschen entsprechend ist.

Durch den Wassertrog hat das Monument unendlich gewonnen und hierdurch erst einen edlen Abschluss erhalten. Den Goethe haben wir nach meinem Gefühl etwas höher gesetzt, der Stuhl musste nach oben breiter werden. Dies haben wir dadurch bewerkstelligt, dass der Stuhl in der Mitte um ein gutes Stück weiter gemacht ist. Dadurch ist die hintere Figur flöten gegangen, aber sie ist sehr gut ersetzt. Dieselbe ist nun grösser und weit bedeutender geworden, so dass sie ein Monument für sich darstellt. Die Schwäne sind vorgerückt, dies wirkt trefflich. Auch noch die Wasserstrahlen werden gemacht werden in Glas und um den Trog selbst werden an jedem Pfeiler Wasserspeiende Thierköpfe angebracht, die zwar ganz unbedeutend scheinen, dennoch zum vollständigen Abschluss des Ganzen der wesentlichste Beitrag seiner Vollendung sind. Rund um den Trog gehen Marmorplatten bis nach vorne hin. Ausserdem hängen Kränze aller Art an den Pinien. Dies thut mit dem Basrelief hinreissende Wirkung. — Es kann auch noch ausgestellt werden, wo eine Sammlung veranstaltet wird. Dies alles ist zu überlegen und kann nicht so geschwind geschehen, aber es ist bisher noch immer das höchste Intresse meines Lebens.

Adieu! möge Ihnen die Zeit nicht zu lang werden, bis es zur Wirklichkeit gedeihe. Dann werde ich auch Sie ins Auge behalten können, denn ich bin nicht Treulos, wenn ich nicht dazu gezwungen werde durch die, welche sich von selbst von dieser Treue losmachen.

Bettine.

am 26ten Mai 1852

11.

Pauline Steinhäuser an Bettine von Arnim.

[Juni 1852]

Steinhäuser trägt mir auf, einige Zeilen an Sie zu schreiben, um Ihnen seine Ansichten und Wünsche über das Goethedenkmal mitzutheilen. Sie können sich denken, dass die Nachricht, dass unsre Hoffnung in Berlin gescheitert sei, ihn sehr schmerzlich berührt hat; es ist nun vorüber, er hat Charakter genug, um auch Schwereres zu tragen, und hat es soweit überwunden, dass er heiter und ungestört an seinen übrigen Arbeiten fortfährt. Ich kann Sie versichern, dass der Kummer, den Sie nothwendig dabei gehabt haben, uns ebenso schmerzlich fällt, wie unser eigener. Beugen wir uns dem Schicksal und bleiben treu und liebend verbunden.

Um nun diese Sache zum Abschluss zu bringen, die Steinhäusern mehr Opfer gekostet hat, als der gewöhnliche Massstab der Pflicht für erlaubt halten könnte, um wenigstens so bald und ungestört wie möglich zu seinen übrigen Arbeiten zurückzukehren, hat er sich entschlossen, den Goethe den Bremern für die Auslagen anzubieten. Wir wollten Ihnen indessen dies mittheilen, wenn Sie noch einen anderen Ausweg wüssten, etwa, wie Fräulein Max meinte, durch den Erbprinzen von Weimar ihn denen in Weimar anzubieten, die ja ein Goethemonument haben wollen, auch unter den möglichst mässigen Bedingungen, d. h. eine Sammlung durch ganz Deutschland zu machen, um das Ganze für Weimar auszuführen. Das ist ja ein Gedanke, der sehr nahe liegt und dessen Gelingen Fräulein Max für sehr wahrscheinlich hielt. Ich weiss nicht, wie Sie darüber denken, muss aber das bemerken, dass Steinhäuser in jeder Hinsicht ungeeignet ist, diese Sammlung zu betreiben.

Der König von Baiern, der alte Ludwig, ist gewiss der letzte, dies Monument zu begünstigen, da er, eifersüchtig auf Schwanthalers Machwerk, gegen Steinhäuser keine Silbe über seinen Goethe erwähnte, den er doch hier gesehen hat und da von Goethemonumenten zwischen dem König, dem jungen Goethe und Steinhäuser an des Königs Tafel die Rede war. Meinen Sie aber vielleicht den jetzt regierenden König, so haben wir darüber gar kein Urtheil. — — —

Konzept.

12.

[5. August 1852]

Liebe Pauline, hier haben Sie die Abschrift des Briefes an den König, den [ich] vorgestern an ihn gesendet habe; er ist jetzt in Danzig, von da nach Putbus. Wenn keine entscheidende Antwort darauf erfolgt, so sind schon alle Vorbereitungen zu einer allgemeinen Suscription getroffen; sie wird in allen bedeutenden Städten Deutschlands sein und bei den Listen zugleich Photographien der Hauptansichten des Monumentes.

Liebe Pauline, ich bitte dass Sie durchaus vorsichtig sind und niemand etwas davon mittheilen, auch ja nicht von dem Brief an den König, denn wenn er auch die grösste Lust dazu hätte, so wird er es nimmermehr machen lassen können, wenn es erst bekannt wird, dass er daran dächte. — Ich bin während 4 Wochen lahm gewesen an der rechten Hand in Folge vielen Schreibens und erst seit einigen Tagen gehts besser. Ich muss deswegen in ein Bad gehen, um mich ganz herzustellen

(*Nachrichten über Rattis Familie, in der Krankheit herrscht.*)

Max ist hier sehr unwohl angekommen und ist nun nach Nordernei ins Seebad; wenn sie gestärkt zurückkommt, so wird sie mir beistehen, die Suscriptionen in Deutschland zu eröffnen. Wir haben schon bedeutende Leute dafür angeworben. Adieu, liebe Pauline! Vertrauen Sie! mehr als je bin ich überzeugt, dass es gelingen werde. — Rauch hat gesagt, das sei eine Composition einer phantastischen Frau, aber unmöglich sei es, sie ins Leben zu rufen, ausserdem sei die Figur der Psyche ganz obscön und es würde ein Scandal sein, sie öffentlich zu sehen.¹⁾ Ich habe unterdessen mit Hülfe der Elise Hüfner²⁾ die Psyche nach meiner Zeichnung hervorgebracht. Ausserdem an jeden Pinienapfel, die ich vergrössert habe, einen Kranz gehängt. Der Sarkophag ist um ein 6tel verlängert, die Treppe verbreitert. Das äussere Basrelief um ein ganzes Feld vergrössert, so dass die Treppe sich weit vorstreckt, unter jedem Pilaster ein Elephantenkopf — wunderschön — der mit seinem Rüssel im ablaufenden Wasser spielt, das in der Marmorrinne weiterfliesst rund ums Monument. Ich habe den Sarcophag verlängert, bei Gelegenheit schicke ich Ihnen ein Daguerotyp davon. Meine schwache Hand will nicht fort, ich kann noch nicht wieder mit voller Kraft schreiben. Adieu.

Bettine Arnim.

Noch einmal reden Sie zu Niemanden von dem Monument und nicht von dem Brief an den König, nur um Discretion bitte ich.

13.

[Weimar, 28. November 1852]³⁾

Liebe Pauline! Nun bin ich bereits 2 Monate auf Reisen, um für das Monument zu werben und habe bereits die besten Aussichten. In Frankfurt am Main hat sich ein grosses Komitee gebildet aus den ersten Häusern, man will grosse Konzerte und Theater geben, um die Summe von 60 000 Thlrn. zusammen zu bringen. Der Vorschlag ist, dass es nach Weimar kommen soll. Damit ist jeder, der mit bei dem Komitee ist, zufrieden. Von diesem Komitee, welches das Centrum bildet, gehen noch in allen Hauptstädten Deutschlands welche aus, zum Beispiel in

1) Auch aus späterer Zeit werden abfällige Bemerkungen Rauchs über Statue und Denkmal verzeichnet; er nannte die Psyche einen „greulichen Backfisch“ und fand Steinhäusers Arbeit „schlecht, mürrisch und kalt“. Varnhagen, Tagebücher, 13, 117.

2) Rattis Schwägerin.

3) Das Tagesdatum ergibt sich aus dem Poststempel, das Jahr aus dem Inhalt des Briefes.

Hamburg, Bremen etc. Auch in England hofft man dafür werben zu können. Ich selbst habe einige Werke zum Besten des Monuments zum Kauf gestellt. In Frankfurt selbst haben sich meine Verwandte sowohl wie auch Freunde erboten beizutragen. Ein Programm, an dem ich eben schreibe und an welches sich ein anderes anhängt, welches den praktischen Theil ausmacht, wird mit meiner Ankunft in Berlin gedruckt werden. Dies letztere hat der Herr Bornus aus Frankfurt übernommen, welcher nebst seinen Freunden Mum[m], Guaita, Brentano das ganze in Gang bringen werden. (sic!) Ich habe also die beste Hoffnung, das wir noch die Basreliefs machen werden können. Eine allgemeine Stimme ist, dass es nach Weimar müsse; also verzagen Sie nicht und hoffen Sie mit mir, dass wir noch alle in Rom uns dieses Werkes freuen werden. Der Erbgrossherzog wird hier in Weimar erwartet. Deswegen bin ich nur noch hier, um mit ihm darüber zu sprechen. Einen Platz habe ich schon ausgesucht, grade Goethes Gartenhaus gegenüber.¹⁾ Sonst wäre ich schon wieder in Berlin, wo ich gleich am Programm werde drucken lassen. Denken Sie, vor meiner Abreise von Berlin habe ich noch einmal an den König geschrieben²⁾ und ihm dargelegt, wie sein Schweigen mir geschienen, als ob das Monument Fehler habe und durch weiteres Überlegen seien diese nun beseitigt.³⁾ Das ist jetzt grade ein 4tel Jahr her, allein ich habe bis jetzt noch kein Wörtchen von ihm darüber vernommen. — Liszt hat sich auch schon anheischig gemacht Concerte dafür zu geben. Kurz, lassen Sie uns die beste Hoffnung hegen und freuen Sie sich mit mir daran. Die Prinzess von Preussen hat auch mit mir davon gesprochen als von einer Sache, die gewiss gelingen werde.

Leben Sie wohl, liebe Pauline, und grüssen Sie den Steinhäuser recht herzlich von mir. Sowie mein Program fertig ist, werde ich Ihnen schicken.

Adresse: Al illustrissima Signora
la Signora Paolina Steinhäuser
pittrice

Piazza Barbarina No. 12

Roma.

Poststempel: Weimar. $\frac{28}{11}$ 10—11 N.

1) Auch Hermann Grimm hat den Wiesenplan, dem Gartenhause Goethes gegenüber, mit den aufragenden Baumparthien an der Ilm als fernem Hintergrunde, noch 1889 zur Aufstellung von Steinhäusers Goethedenkmal warm empfohlen, freilich ohne Erfolg. Vergl. „Bettinas Goethestatue in Weimar“. Deutsche Rundschau, 1889, Bd. 60, S. 469 ff.

2) Geiger, 3. Aug. 52, S. 190.

3) In dem oben erwähnten Briefe vom 3. August 1852.

Inzwischen war aber eine entscheidende Wendung eingetreten. Schon im Juli hatte Steinhäuser dem Senator Klugkist in Bremen mitgeteilt, eine wohlwollende Gönnerin in Weimar habe den Erbgrossherzog mit der Lage der Dinge bekannt gemacht; dieser habe sich sehr dafür interessiert und geäussert, er gebe, wenngleich viele ungünstige Umstände vorhanden seien, die Sache für Weimar nicht auf und gedenke die Goethestatue bei seinem Aufenthalt in Rom zu besichtigen.¹⁾ Der junge Fürst hielt Wort. Am 12. August benachrichtigte August von Goethe den Künstler, der Erbgrossherzog wolle im Laufe des Tages das Denkmal seines Grossvaters in Augenschein nehmen.²⁾ Zwei Monate später aber konnte Pauline Steinhäuser an ihre einstige Lehrerin Luise Seidler, in der wir jene „wohlwollende Gönnerin“ vermuten dürfen, dankerfüllt schreiben: „Mit innigstem Glücke theile ich Dir die Nachricht mit, dass Dein lieber Erbgrossherzog Karl Alexander die Goethestatue wirklich gekauft hat. Er ist fest geblieben. Seine edle Gemahlin hat ihn unterstützt und die Sache zur Entscheidung gebracht. Ich kann Dir nicht sagen, wie edel und lebenswürdig sie sich benommen haben, und wie mein guter Steinhäuser dadurch erfreut ist. Auch der Frau von Goethe und ihrem Sohn sind wir vielen Dank schuldig; ihre Gegenwart war ein grosses Glück. Die Hauptsache ist, dass die Statue nun doch nach Deutschland und nach Weimar kommt. Wie gern verdanke ich Dir, liebe Luise, dieses für uns so überaus freudige Ereigniss; ja, es ist kein leeres Wort, wenn ich sage, dass es meine Freude erhöht, zu denken, ich danke sie Dir.“³⁾

Der Kaufpreis war ein mässiger, er betrug 4000 Scudi, rund 6000 Thaler, die ratenweise zur Anweisung gelangten. Die Marmorgruppe selbst, deren Beförderung auf dem Seewege erfolgte, wurde nach Jahresfrist, am 16. Dez. 1853, im sog. Tempelherrenhause im Weimarer Parke aufgestellt⁴⁾ und verblieb dort, bis sie im Oktober 1865 ihren Platz in dem neuerbauten Museum fand, — leider, was wiederholt lebhaft beklagt wurde, unter höchst ungünstigen Licht- und Raumverhältnissen,

1) An Senator Klugkist, 13. Juli 1852. Konzept.

2) Billet im Nachlass Steinhäusers.

3) Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler, 449. — Wenn freilich Varnhagen (Tagebücher, 10, 20; 14, 339) erzählt, die Erbgrossherzogin habe Anstoss an der Gestalt der Psyche genommen und hätte diese am liebsten wegweisseln lassen, so stimmt dies wenig zu obiger Darstellung, die dem Einflusse der fürstlichen Frau wesentlich den Erfolg zuschreibt.

4) Nach gefl. Mitteilung des Herrn Geh. Hofrat Dr. Ruland in Weimar.

die dem Beschauer den Genuss des herrlichen Bildwerks verkümmern und eine volle Würdigung nicht verstaten.¹⁾

So hatte Steinhäuser wenigstens das nächste Ziel seiner Wünsche erreicht. Von der Ausführung des grossen Denkmalentwurfes, wie er Bettinen und ihm vorgeschwebt, war freilich bei den Verhandlungen mit Weimar nicht die Rede. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre war er offenbar nicht gesonnen, ohne besonderen Auftrag eine Arbeit zu übernehmen, deren finanzielle Lasten die eigenen Schultern nicht tragen konnten, und in dieser Hinsicht mochten ihm auch die jüngsten Eröffnungen Bettinens eine beruhigende Bürgschaft nicht bieten, so lange das Ergebnis der Subskription nicht feststand. Wie schwer ihm aber der Verzicht fiel und welch' hohe Vorstellung er von dem künstlerischen Wert des von seiner Gönnerin ersonnenen Entwurfes hatte, das zeigen die Worte, die er damals einem Bremer Freunde schrieb: „Unsre Zeit hat kein Werk hervorgebracht, das an Grossartigkeit der Conzeption, an tiefpoetischer Bedeutung, an Originalität und Harmonie aller Theile diesem gleichkommen würde. Alles, was ich durch langes Studium mir erworben, alles was mir die Natur gegeben hat, würde ich mit Freuden an die Vollendung des Ganzen wenden, wie ich es an die jetzt fertige Kolossalstatue gewendet habe.“

Mit dem Schreiben vom 28. Novembor bricht der vorliegende Briefwechsel Bettinens mit der Gattin des Meisters ab; es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass zwischen beiden Teilen eine Entfremdung eintrat. Mochte Frau von Arnim sich durch den Verkauf der als krönende Spitze ihres Denkmals ausersehenen Statue verletzt fühlen, da er ihre eigenen Zirkel störte, — mochte sie die vorsichtige, kühle Zurückhaltung des Künstlers gegenüber ihren weiteren Plänen als Kränkung empfinden: wir sind darüber nicht näher unterrichtet. Jedenfalls steht fest, dass sie gründlich verbittert war und ihrem Ärger in abfälligen Urteilen über Steinhäuser offen Luft machte. „Er hat — klagte sie bei Varnhagen — den Goethe verdorben; die Gestalt ist zu kurz und gedrückt, darf nicht von unten gesehen werden; sie muss mit dem Betrachter auf gleichem Boden stehen.“²⁾

Die Stimmung schlug freilich, wie es bei der launischen Frau nicht selten begegnete, nach einiger Zeit wieder ins Gegenteil um. Als der

1) Vergl. Herm. Grimms Bemerkungen in der Deutschen Rundschau 1889. Bd. 60, S. 471.

2) Tagebücher (1853 Jan. 10) 10, 20. Die Äusserung befremdet um so mehr, als Bettine damals die Originalstatue noch gar nicht kannte.

Künstler im Oktober 1854 zu Besuch nach Berlin kam, schien alles vergessen. Dass er ihren Entwurf rühmte und seine Ausführung dem König, falls Olfers es nicht vereitelte, dringend zu empfehlen versprach, erfüllte sie mit freudiger Genugthuung und belebte ihre Hoffnungen aufs neue. „Steinhäuser, der noch vor wenig Tagen nur ein Techniker, ein Behauer des Marmors sein sollte, ist plötzlich wieder ein begeisterter Künstler, seine Madonna ein Meisterwerk.“¹⁾ Ob er Gelegenheit gefunden, die Sache dem König vorzutragen, ist nicht bekannt; man wird es kaum annehmen dürfen, sonst wäre Varnhagen wohl davon unterrichtet. Jedenfalls ist es das letztmal, dass wir von Bettinens Beziehungen zu dem Meister etwas hören. Ihre Wege gingen auseinander, es fehlte fortan an der Gemeinsamkeit der Interessen, die früher beide Teile trotz räumlicher Entfernung in enger Verbindung erhalten hatte. Steinhäuser ist nie mehr auf die Denkmalsangelegenheit zurückgekommen. Andre Aufgaben lockten ihn, andre Werke entstanden, über denen er der alten Pläne vergass. Es ist hier nicht der Ort, der weiteren Lebensläufe des Künstlers zu gedenken, der als einer der begabtesten und tüchtigsten Vertreter der Plastik seiner Zeit sich in der Künstlergeschichte dauernd einen ehrenvollen Platz gesichert hat. In Karlsruhe, wohin er 1863 durch die Gnade des Grossherzogs als Lehrer an die Kunstakademie berufen wurde, hat der Zufall ihn nach Jahren wieder mit einer Tochter seiner einstigen Gönnerin, der Gemahlin des preussischen Gesandten Grafen Flemming, zusammengeführt; dort ist er bekanntlich am 9. Dezember 1879 verstorben, nachdem die Gattin ihm schon am 21. Juni 1866 im Tode vorausgegangen war.

Es sei gestattet, mit ein paar Worten noch die weiteren Wandlungen und Schicksale der Denkmalsfrage zu berühren. Auch nach der Trennung von Steinhäuser mochte Bettine ihrem Lieblingsplane nicht entsagen; die Sorge um ihn begleitete sie bis an ihr Grab. Immer wieder sann sie auf neue Wege, um die Mittel zu seiner Verwirklichung zu beschaffen. Bald wollte sie zum Besten des Fonds die Schriften ihres Mannes herausgeben, bald sollte der Ertrag ihres Goethebuches in Amerika oder der französischen Übersetzung eines andern Buches dafür verwendet werden. Wie früher auf Liszt, so setzte sie später ihre Hoffnung auf Joachim und die Ristori, die ihr Talent in den Dienst der guten Sache stellen und im Konzert und auf der Bühne dafür wirken

1) Varnhagen, Tagebücher, 11, 277, 282.

2) Vergl. zum Folgenden Varnhagen, Tagebücher, 10, 29; 11, 87; 13, 4, 10, 113, 138, 201, 247.

sollten. Auch der Gedanke an eine allgemeine Subskription beschäftigte sie unausgesetzt; wiederholt verhandelte sie mit dem Berliner Bankier Magnus und anderen darüber. Alles freilich am Ende ohne Erfolg. Es fehlte ihr der praktische Blick und die Fähigkeit, das einmal Begonnene konsequent durchzuführen. Wenn Varnhagen ihr mit Recht vorhielt, dass, ehe die Subskription eröffnet werden könne, die endgiltige Gestalt des Denkmals, die Wahl des Künstlers und der Aufstellungsort feststehen müssten, so meinte sie in ihrem unverwüstlichen Optimismus bezeichnenderweise, das alles werde sich finden, wenn das Geld eingegangen sei.

An dem Entwurfe selbst arbeitete und änderte sie fortwährend. Vor allem erhielt die Rückwand des Modells ein neues Aussehen. Wie früher Steinhäuser, zog sie in den letzten Lebensjahren die Bildhauer Albert Wolff und Ferd. Aug. Fischer zur Mitwirkung heran.¹⁾ Wolff modellierte u. A. die Gruppe des jungen Hirten mit der Königstochter in den Armen, eine Verherrlichung der alle Standesunterschiede aufhebenden Dichtung. Auch von der Komposition eines Genius der Pressfreiheit, von dessen künstlerischer Wirkung sie sich viel versprach, war gelegentlich die Rede.²⁾ Noch 1858 trug sie sich mit dem Gedanken einer tiefeingreifenden Umgestaltung: an die Stelle des im reifen Mannesalter dargestellten Dichturfürsten sollte, nach dem Vorbilde der bekannten Büste von Trippel, der jugendliche Goethe treten.³⁾ Kein Wunder, wenn unter den Umständen der König, der längst die Lust an der Sache verloren, es ablehnte, das Modell nochmals zu sehen, da es doch stets wieder abgeändert werde. „Käme es zur Ausführung, bemerkt Varnhagen, die Verwirrung würde grenzenlos sein.“⁴⁾

In einem blieb Bettine sich immer gleich: in der begeisterten, rückhaltlosen Aufopferung für ihre Idee, in der sie keinerlei Enttäuschung und bittere Erfahrung wankend zu machen vermochte. Es liegt ein Zug ergreifender Tragik in dieser Hingabe, in der ihr Leben ausklingt. „Nichts hörte Bettine lieber in den allerletzten Zeiten — so erzählt einer, der ihrem Herzen nahe stand — als wenn ich ihr ausmalte, wie wir alle nach Rom reisen und die Ausführung des Monuments überwachen wollten. Schwach und nicht mehr recht im Stande zu gehen, liess sie sich manch-

1) Varnhagen, Tagebücher, 13, 231, 252: II. Grimm im „Katalog der Berliner Goetheausstellung vom Mai 1861“. S. 4 ff.

2) Varnhagen, Tagebücher, 13, 201.

3) Ebenda, 14, 220.

4) Varnhagen, Tagebücher, 13, 110, 235.

mal zu der Arbeit führen, hielt sich mit den Händen an dem Gerüste, auf dem das Modell aufgebaut war, und betrachtete es, langsam herumgehend, von allen Seiten.“¹⁾ Und als die ruhelose Frau zur letzten Ruhe einging, stand neben dem Monumente noch ihr Sarg, bevor er in die Familiengruft nach Wiepersdorf übergeführt wurde, und des Dichters Statue hielt bei ihr Totenwacht.

Modell und Entwürfe, die auf der Berliner Goetheausstellung von 1861 zu sehen waren, sind heute fast verschollen; von der Familie von Arnim mit dem übrigen Nachlasse sorgsam gehütet, sind sie nur Wenigen zugänglich geworden. Eine selbständige Würdigung ist heute darum nicht leicht möglich: wir sind auf das Urteil von Bettinens Zeitgenossen angewiesen, und dieses lautete verschieden. Der abfälligen Kritik Rauchs ist oben gedacht worden; sie verdient, wengleich unverkennbar persönliche Momente dabei eine Rolle spielen, unstreitig Beachtung. Allein auch das Zeugnis eines Künstlers wie Steinhäuser fällt schwer ins Gewicht; wir wissen, wie hoch dieser die künstlerische Bedeutung der Kompositionen eingeschätzt und wie glänzend er durch die That Rauchs Ansicht von der Unausführbarkeit der Arnim'schen Goetheskizze widerlegt hat. Und ihm zur Seite steht ein Mann von so ausgeprägt feinem Verständnis in künstlerischen Dingen, wie Hermann Grimm. Wie diesem „unter so vielem, was zu Goethes monumentaler Verherrlichung versucht worden ist“, Bettinens Entwurf der Statue allein die Verkörperung dessen zu enthalten schien, „was Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens seiner Zeit war“, so war er auch entzückt von der Gesamtwirkung des grossen Monumentalentwurfes und den Detailzeichnungen für die Basreliefs, die er aus eigener Anschauung kannte. „Die Ausführung des Werkes in die rechten Hände gelegt, — meinte er, — würde ein Denkmal entstehen lassen, wie es für Goethe nicht würdiger, schöner und grossartiger erdacht werden könnte.“²⁾

Man wird es mit ihm darum wohl beklagen dürfen, dass es Bettinen versagt geblieben ist, ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen. Sie nahm ihre Hoffnungen mit ins Grab. „Um Goethes Monument hab ich ein Märtyrthum erlitten, und hätte wohl verdient, dass eine Hand aus den Wolken mir die Palme dafür reiche“: — in diesen Worten, die sie einst an den König richtete, spiegelt sich all ihr Verlangen und Entsagen, die ganze Leidensgeschichte ihres inhaltreichen Lebens, soweit sie mit jener Frage zusammenhängt, in beweglicher Weise wieder.

1) H. Grimm, Goethejahrbuch 1, 15.

2) Katalog der Berliner Goetheausstellung, S. 5.

Der Schauplatz der Ruprecht'schen Fragen.

Von

Richard Schröder.

Eine der wichtigsten Femrechtsquellen sind die sogenannten Ruprecht'schen Fragen vom 29. Mai 1408 (abgedruckt u. a. bei Lindner, Die Veme, 1888, S. 212 ff.). Die Einleitung besagt: „Anno domini 1408, feria quarta post Urbani. Nota. Unser herre der künig hat besant dise nachgeschriben freigreven, mit namen Gobeln von Werdinchusen, freingreven zu Volmestede (d. i. Volmarstein), Clausen von Wilkenbracht, freingreven von Walberth (d. i. Valbert), Stencken, freingreven zum Hamme (d. i. Hamm) und Bernharten Mosthart, freingreven der stüle zu Wilshorst, und hat die dise nachgeschriben frage und stuck tun fragen.“

Der Schluss lautet: „Nota. Item dicz obgeschriben allez haben die obgenanten etc. geschriben geben mir Johannes Chirchain, hofschreiber des romischen kunigs. dapei ist gewessen Johannes von Laudemburg, zolschreiber zu Bacherach, unde geschah zu Heidelberg in Rebenstockhaus, anno et die ut supra.“

Man darf annehmen, dass die Verhandlungen an demselben Orte stattgefunden haben, an welchem die auf König Ruprechts Geheiss nach Heidelberg berufenen Freigrafen dem Hofschreiber (Hofgerichtsschreiber?) Johann Kirchheim das darüber aufgenommene Protokoll übergaben.

Einer der besten Kenner der Heidelberger Ortsgeschichte, Herr Landgerichtsrat Huffschmid in Konstanz, teilte in dankenswerter Weise über die in Frage kommende Örtlichkeit Folgendes mit: „Bei Zusammenstellung meiner Notizen finde ich, dass 1428 das Haus „zum Ochsen“ das Orthaus an der Knebelgasse war und am Markt nahe dem Heil. Geiste lag. Zweifellos war es das westliche Eckhaus der Fischergasse. Unten daran lag das der Ennel Rebstöckin gehörende Haus, das dem heutigen Hause Fischergasse Nr. 16 entspricht. Schon 1376 wird in der Knebelgasse

ein Haus angeführt „unten an Rebstock stossend.“ Da die Familien „zum Ochsen“ und „Rebstock“ zu den wohlhabendsten Heidelberger Familien des 15. Jahrhunderts zählten, so ist es nicht zu verwundern, dass 1436 Bischof Friedrich von Worms bei Johannis zum Ochsen und 1408 die Femrichter bei Rebstock abstiegen. Über die Identität der Knebel- und Fischergasse kann kein Zweifel sein. „Knebel“ wird mit der Familie der Knebel von Katzenelnbogen zusammenhängen.“

Am 29. Mai 1908 wird seit der Aufzeichnung der Ruprecht'schen Fragen im Rebenstockhaus ein halbes Jahrtausend vergangen sein. Hoffentlich wird die Heidelberger Stadtverwaltung die Erinnerung an dies denkwürdige Ereignis durch Anbringung einer Gedächtnistafel an dem Hause Fischergasse 16 ehren.



141

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Ein neuer juristischer Papyrus der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Mit Faksimile.

Von

G. A. Gerhard und O. Gradenwitz.

I. Edition (mit Exkursen) von Gerhard.

Von den lateinischen Stücken unserer Sammlung wurde eines, das Fragment aus einem Digestenkodex (P. 1272) kürzlich publiziert.¹⁾ Gleichfalls litterarisch-juristischen Inhalt — merkwürdigerweise wieder aus dem Erbrecht — bietet der P. 1000, den ich in Begleitung einer Lichtdrucktafel im Folgenden mitteile. Bei der Lesung und Verarbeitung des Textes berieten mich in liebenswürdiger Weise die Herren Professoren Otto Gradenwitz und Franz Rühl in Königsberg. Ferner muss ich Herrn Professor Deissmann hier und Herrn Dr. Crönert in Bonn für gütige Durchsicht der Bogen und nützliche Winke Dank sagen. Herr Prof. Gradenwitz hat auch diesmal die Freundlichkeit, der Edition eine sachliche Erläuterung beizufügen (S. 179 ff.). In letzterer Beziehung macht sich nun freilich der geringe Umfang und die schlechte Erhaltung des Blättchens leider besonders schmerzlich fühlbar. Handgreiflich ist dagegen sein Wert für das antike Buchwesen und für die Paläographie.

Bis jetzt hatte man auch in den ältesten neuerdings ans Licht getretenen juristischen Handschriften mit einer eigens zu erklärenden Ausnahme²⁾ Kodizes³⁾ erkannt. Unser 3 cm hoher und 7,4 cm breiter Papyrus, links ganz aussen Spuren einer Klebung zeigend und nur auf dem Rekto der feinen Charta in der Richtung der Horizontalfasern beschrieben, erweist sich als ein mit dem Rand erhaltenes unteres Kolumnenende aus einer Rolle.

Der derzeitige Stand der Frage 'Rolle und Kodex' lässt eine gedrängte Orientierung über den Ursprung der zweiten Buchform als wünschenswert erscheinen.

Nicht neu ist die These, entsprechend seinem römischen Namen sei der Buchkodex eine römische Erfindung und tauche bald nach Beginn unserer Zeitrechnung auf.⁴⁾ Man kann aber seinen Werdegang noch schärfer verfolgen als seither geschah. Einen sicheren Ausgangspunkt fürs erste Jahrhundert liefern ein paar Epigramme Martials.⁵⁾ Als äquivalente Abart des den mannigfachen Zwecken des täglichen Lebens dienenden Wachstafelkomplexes, der (*codicilli*) *pugillares* erscheint unter den *Apophoreta* (XIV 7) dessen darnach betitelte Nachahmung aus Pergament, das (selbstverständlich ein Ganzes bildende) Pergamentheft, die *pugillares membranei*. Damit identisch, bloss durch die Dicke davon verschieden ist nun auch der litterarische Pergamentkodex, aus dessen bekannten Exempeln, dem Homer, Virgil, Cicero, Livius und Ovid im vierzehnten Buch (184. 186. 188. 190. 192) im Verein mit einer vom Dichter selbst (I 2) angepriesenen analogen Edition eigener Epigramme sicher hervorgeht, dass solche handlichen und dabei sehr viel fassenden Bände damals nur erst als rare und begehrte, darum aber auch recht teure⁶⁾ Extraausgaben vorkamen. Das erste Beispiel (184) trägt die Überschrift: *Homerus in pugillaribus membraneis*.⁷⁾ Genau wie der spätere (s. u.) dokumentiert also schon dieser frühe gleich dem Notizheft als *pugillares membranei* bezeichnete Pergamentkodex deutlich seine Abhängigkeit von den römischen Holztafeln. Statt jener umständlichen Benennung genügte meist die einfache nach dem Material. Der Virgil (186) heisst *Vergilius in membranis* und ebenso die folgenden klar als Pergamentkodizes gekennzeichneten Klassiker. Die Kodexform war also hinreichend charakterisiert durch das Wort *membranae*. Neben dem Plural begegnet uns im Text der Epigramme (I 2. 3; XIV 186. 188) gleichwertig der Singular *membrana*. Das Verhältnis beider Formen ist etwa vergleichbar dem von *codex* und *codicilli*. Die zum Diptychon, Triptychon etc. verbundenen *tabulae* nennt man *codex*, wenn man den durch sie gebildeten Holzblock betrachtet, aus dem sie durch Zerschneiden entstanden, *codicilli* dagegen mit Rücksicht auf ihren Charakter als Teile. Ähnlich ist's mit dem Pergamentkodex. *Membrana* nimmt ihn als Ganzes, *membranae* deutet an, dass er aus Blättern besteht. Das scheint selbstverständlich, doch ich musste es konstatieren, weil sich K. Dziatzko in seinen lehrreichen 'Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buch-

wesens' unter *membranae* meist lose und unverbundene Einzelblätter denkt, die nach seiner das moderne Zettelsystem aufs Altertum anwendenden Ansicht ebenso wie ihr vermeintliches Korrelat aus Papyrus, die *χάρται (chartae)* sogar fortlaufende litterarische Texte getragen haben sollen.⁸⁾ Unsere Erklärung können wir gleich an einer Quintilianstelle⁹⁾ erproben. Die *membranae* dienen da neben den *cerae* dem litterarischen Entwurf, dem Mittelglied zwischen Schreibtafel und Buch. Wenn nun dem Studenten empfohlen wird, in den *membranae* wie in den *cerae* jeweils die Seite gegenüber für nachträgliche Zusätze frei zu lassen, so passt das klärlich nur auf ein festes Pergamentheft. Dieses werden wir somit auch bereits da voraussetzen berechtigt sein, wo wie bei Horaz¹⁰⁾ noch im ersten Jahrhundert v. Chr. von *membranae* als Schriftstellerkonzepten die Rede ist. Doch zurück zum Pergamentkodex mit dem fertigen Werk! Dass auch er vereinzelt mindestens zum Anfang unserer Ära heraufreicht, lehrt uns eine Äusserung des der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts angehörigen Juristen C. Cassius Longinus, die zitiert wird von Ulpian. Als der Normen für Büchervermächtnisse aufstellt, sieht er sich vor der Frage, ob unter den strenggenommen nur Rollen bezeichnenden Titel *libri* auch die Kodizes fallen. Wie Paulus¹¹⁾ bejaht er sie, mit Berufung auf den Bescheid eines älteren Juristen über *membranae*. Unter ihnen richtige litterarische Pergamentkodizes zu verstehen wäre man schon hier dem allgemeinen Gebrauche wie der Logik des Zusammenhangs schuldig. Jeden Zweifel daran entkräften Ulpians eigene Worte in § 5, wo er sich anders als in der einleitenden Definition der *codices* für sie selber jenes damals noch keineswegs abgekommenen¹²⁾ zwangloseren Namens bedient und den *libri* im engeren Sinn, den zwar zu Ende geschriebenen, aber noch nicht zusammengesetzten und ausgestatteten Papyrusrollen die noch nicht gehefteten Pergamentkodizes zur Seite setzt.¹³⁾ Die gewonnene Einsicht in das Verhältnis der Begriffe *libri* und *membranae* als Termini des litterarischen Buchwesens befähigt uns nun auch zu einem Urteil über jenen vielbesprochenen Vers des zweiten Timotheusbriefes, in welchem die Theologie ein Stück aus einem echten Schreiben des Apostels zu erblicken geneigt ist.¹⁴⁾ Wenn man dort (4. 13) liest: *Τὸν φερόντην, ὃν ἀπέλιπον ἐν Τρωάδι παρὰ Κάρπῳ, ἐρχόμενος φέρε καὶ τὰ βιβλία, μάλιστα [δὲ] τὰς μεμβράνας*, so zerfallen die *βιβλία* (= *libri*) genannten Schriftwerke augenscheinlich wieder in Papyrusrollen und Pergamentkodizes.¹⁵⁾ Dieses früheste Zeugnis über den schon hier höher taxierten christlichen Kodex aus dem ersten Jahrhundert ist um so wertvoller,

als es ihn durch den römischen Namen unverkennbar als Folgeerscheinung des römischen Vorgangs erweist.

Auch im zweiten Jahrhundert fehlt es dem Pergamentkodex nicht an Belegen. Nichtlitterarisch fungieren beispielsweise in den Satteltaschen untergebrachte *membranulae* als geschäftliche Journale beim Juristen Q. Cervidius Scaevola,¹⁶⁾ und bei Gaius¹⁷⁾ hat fürs Hauptbuch des Bankiers der *codex* als ebenbürtige Stellvertretung neben sich die *membranae*. Bloss die den Einzelfall berührende Partie, so heisst es, braucht der *argentarius* vorzulegen, nicht *totum codicem rationum totasque membranas*. In diesem letzteren Ausdruck treten uns die *membranae* wieder deutlich als geschlossene Einheit entgegen. Mehr interessiert uns das wirkliche Buch. Gaius¹⁸⁾ bestimmt, dass das Eigentumsrecht an einer Skriptur bedingt ist durch das am beschriebenen Stoff. Für den kennt er die zwei gleichgeltenden Möglichkeiten der *chartae* (*chartulae*) oder *libri* und der *membranae*, d. h. der Papyrusrollen und der Pergamentkodizes. Zugleich giebt er einen schätzbaren Vermerk über deren etwaigen Inhalt, indem er die eventuell sogar in Goldschrift gedachten Texte als 'Dichter oder Historiker oder Redner' exemplifiziert. Gerade solch einen Rednerpergamentkodex aus dem zweiten Jahrhundert hat uns nun Ägyptens Boden schon thatsächlich wiedergeschenkt. F. G. Kenyon setzt ein Doppelblatt des Britischen Museums mit einem Stück von Demosthenes *περὶ παραπρεσβείας* in jene Zeit.¹⁹⁾ Wenn also selbst griechische Klassiker so zeitig als Pergamentkodizes auftreten, so darf man ein Gleiches füglich um so eher erwarten von den Handschriften römischer Jurisprudenz, für welche nach der landläufigen Ansicht jene bequeme Buchform mit am frühesten zur Verwendung gelangte. Die erst seit ca. 294 mit dem *Codex Gregorianus* und seinen Nachfolgern ins helle Licht rückenden Publikationen dieser Art (s. u.) haben zweifelsohne auch mehr als einen Vorläufer gehabt. Für des Papirius Justus Konstitutionensammlung vom Ende des zweiten Jahrhunderts bleibt die Zugehörigkeit dazu trotz mangelnder Beweise mindestens wahrscheinlich,²⁰⁾ evident aber ist sie für die sieben Bücher Entscheidungen von Trajans Zeitgenossen Neratius Priscus mit dem charakteristischen Titel *membranae*.²¹⁾ Ein Jahrhundert später hätte sich das Werk *codex* genannt so gut wie die bekannten Rechtsbücher der byzantinischen Epoche.

Im dritten Jahrhundert, in das wir damit vorschauen, ist der Pergamentkodex naturgemäss immer weiter gedungen. Dem ursprünglichen Holzkodex macht er jetzt so starke Konkurrenz, dass schon bei Ulpian

und Paulus (A. 11) das alte Wort für den Klotz die spezielle Materialbedeutung völlig abgestreift und den allgemeinen Sinn der Kodexbuchform angenommen hat. Reichlicher strömen nun die Quellen Ägyptens. Von den nachher besonders zu besprechenden — profanen wie christlichen — Papyruskodizes des dritten Jahrhunderts sehen wir vorläufig ab. Der gleichzeitige Pergamentkodex ist wenigstens bereits vertreten durch Proben der Dreizahl *carmen historia oratio*. Es sind ein Stück Odyssee (s. III/IV Amh. II 23), ein Fragment von einem lateinischen Historiker (s. III Oxy. I 30) und ein Blättchen aus des Demosthenes zweiter Philippika (s. III²³) Amh. II 24). Die litterarischen Zeugnisse ergeben ein Überhandnehmen der Kodexform vorerst nur für die christlichen²³) (seit 249) und für die juristischen²⁴) Werke (seit 294 s. o.). Über diese zwei Gebiete haben wir sorgfältige Untersuchungen von Fachmännern, und auch die übrige Geschichte des Kodex vom vierten Jahrhundert an kann als genügend erforscht gelten.²⁵)

Wir müssen aber noch einmal zurückkehren zum Problem seiner Entstehung. Die Terminologie hatte uns, wie ich meine, untrüglich gelehrt, dass der Pergamentkodex etwa mit dem Beginn der Kaiserzeit auf römischem Boden aus dem Prinzip der Wachstafeln hervorzuschwamm. Dieses Resultat ist noch weit entfernt von allgemeiner Anerkennung. Die Mehrzahl der einschlägigen Litteratur hält jene Buchform für nicht-römisch und für bedeutend älter. Eine vereinzelt ganz unbeweisbare Hypothese, welche sie gar in den alten Orient hinaufschiebt und von da allmählich zu den Hellenen dringen, durchs Christentum nachher einen erneuten Vorstoss machen lässt, können wir ohne Schaden übergehen.²⁶) Beachtung heischt dagegen die weitverbreitete Meinung, der Kodex stamme von den Griechen. Zugrunde liegt ihr die Rücksicht auf eine von Plinius aus Varro²⁷) zitierte, durch spätere Zeugnisse²⁸) ergänzte antike Tradition, die Rivalität zwischen den zwei grossen hellenistischen Bibliotheken habe in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zur 'Erfindung der Membrane' in Pergamon geführt. Mit Recht denkt man dabei an das Aufkommen einer feineren Technik, die den längst bekannten Schreibstoff des Leders, die *διφθέρα* zum wirklichen 'Pergament' machte. Das Wesen der Verbesserung findet man neben der Glätte vor allem in der Möglichkeit der Opisthographie. Sie musste auf jeden Fall ausgenutzt werden. Für die Rolle ging das nicht an. Ihr Beschreiben auf beiden Seiten war wegen der praktischen Unbequemlichkeit stets nur eine seltene Ausnahme.²⁹) So bot sich als einziger Ausweg die Vermutung, das neue Material sei schon damals ge-

faltet worden zum Kodex. Der erste, dessen Gedankenfolge diese Richtung einschlug, war der alte Isaak Vossius in seinen *Bemerkungen zum Catull*.⁵⁰⁾ Noch Géraud (S. 126) bezeichnete das Ergebnis mit Recht als *une conjecture ingénieuse qui ne s'appuie sur aucune preuve solide*. Anders die Neueren, bei denen es als zweifelsfreie Thatsache auftritt, so in J. Marquardt's *Privataltertümern*,⁵¹⁾ im Blassschen *Abriss des Buchwesens bei Iwan Müller*,⁵²⁾ in Wattenbachs *Schriftwesen des Mittelalters* (3 S. 113f.). Kein Wunder also, dass auch andere Gelehrte bei gelegentlicher Berührung der Frage den litterarischen Kodex ohne weiteres der vorchristlich-alexandrinischen Zeit zuschreiben, so ausser Landwehr⁵³⁾ auch Rohde in seiner berühmten *Rezension von Birt's Buchwesen*⁵⁴⁾ und C. Haeblerin.⁵⁵⁾ Der gleichen Meinung huldigt C. Wachsmuth, dessen Satz, Pentaden seien nur als Pergamentkodizes denkbar, noch des Beweises bedarf,⁵⁶⁾ und in einer Andeutung U. von Wilamowitz-Möllendorff.⁵⁷⁾ Selbst Dziatzko (s. A. 8) bekennt sich im Widerspruch mit dem eigenen Standpunkt zur frühen Ansetzung der Kodexform. Die wäre ja durch seine 'von Pergamon aus eingedruckenen' gleichmässig beschnittenen und opisthograph-kontinuierlichen einzelnen Pergamentblätter notwendig bereits involviert. Doch vergessen wir nicht die Argumente, welche E. Rohde für seine Ansicht geltend machte. Kodizes sollen erstlich schon für die Zeit 300 Jahre vor ihm bezeugt werden von Galen.⁵⁸⁾ In Wahrheit spricht jedoch die auch nach der Cobetschen Emendation noch verderbte und missverstandene Stelle, wie ich hier nicht weiter ausführen kann, lediglich von Rollen. Als Rollen erweisen sich ferner bei genauer Prüfung die zum Beweis herangezogenen *τεύχη* des Aristaeasbriefs,⁵⁹⁾ und ebenso wenig ist dann natürlich mit dem Vorkommen jenes bisher nicht plausibel erklärten Wortes⁴⁰⁾ bei dem unter Augustus lebenden Anthologiedichter Krinagoras von Mytilene⁴¹⁾ anzufangen. Also der Annahme mangelt jegliche Stütze. Gegen sie erheben sich gewichtige Gründe. Schon Birt (S. 53) wies treffend darauf hin, dass eine so epochemachende Neuerung, wie sie der Pergamentkodex bedeutete, unbedingt wenigstens in einem neugeprägten Terminus ihre Spur hinterlassen haben müsste. Auch hätte es der praktische Sinn der Römer, denen der Überlieferung zufolge thatsächlich Proben des pergamenischen Fabrikats präsentiert wurden,⁴²⁾ gewiss schon damals nicht versäumt, sich die später bei Martial ob ihrer Vorzüge bewunderte Erfindung anzueignen. Wir sehen, der aus der Pergamonanekdote abgeleitete Schluss führt *ad absurdum*. Falsch war also wohl die Prämisse von der Opistho-

graphie. Was uns über die neuartige Präparierung des Stoffes berichtet wird,⁴⁵⁾ widerstreitet keineswegs der Deutung, dass die Bücher des Attalos als Rollen dem fundamentalen Prinzip des alexandrinischen Buchwesens treu blieben, und dass man sie entsprechend dem Rektio der Papyrusvolumina nur auf der feiner behandelten helleren Fleischseite beschrieb. Dass solche teuern Exemplare die Römer wenig zur Nachahmung reizten, begreift sich leicht. Die übliche und weit wohlfeilere *charta* stand ihnen reichlich zur Verfügung. So geriet die Membranrolle aus Pergamon, von vereinzeltm Weiterleben abgesehen, schnell wieder in Vergessenheit. Das Schicksal der Sache spiegelt sich auch diesmal im Namen. In den Handbüchern⁴⁴⁾ liest man, das Wort *pergamena* für *membrana* komme zuerst in einem Diokletianedikt von 301 vor, das nächste Mal bei Hieronymus. Dieser sowohl als Job. Laurentius Lydus und das aus ihm schöpfende Boissonadesche Anekdoton versichern aber nun, dass die Bezeichnung seit jener denkwürdigen Zeit, der sie entsprungen, ununterbrochen⁴⁵⁾ fortbestand. Bis ins zweite Jahrhundert vermögen wir ihrer Spur auch noch wirklich zu folgen. Denn nach R. Wünsch's Vermutung⁴⁶⁾ war des Lydus Gewährsmann für diese Buchfragen Sueton. Archaisierende Neigung ist es wohl gewesen, die den selten gewordenen Ausdruck wieder zu Ehren brachte und — ohne den ihm von Hause aus anhaftenden Rollenbegriff — auf die Nachwelt verpflanzte.

Bisher verstanden wir unter Kodex immer ausschliesslich den Pergamentkodex. Mit Fug und Recht. Zeigte sich doch die Kodexform in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung so unzertrennlich gerade mit jenem Materiale verknüpft, dass *membranae* zunächst für jedermann den Kodex aus Pergament bedeutete so gut wie *charta* die Rolle aus Papyrus. Dem Papyruskodex, auf den wir nun unser Augenmerk richten, ist damit bereits sein Platz bestimmt. Er muss notwendig jünger sein als der Pergamentkodex und ganz von ihm abhängig. Alle neuerdings dagegen geäusserten Zweifel⁴⁷⁾ könnten wir schon jetzt mit gutem Grunde zurückweisen, auch ohne die triftigen Erwägungen, welche unsre Position des weiteren verstärken. Zum Unterschied von der die Opisthographie bequem ermöglichenden und darum zum Gebrauche im Kodex auffordernden Membrane wurde von der *charta* bekanntermassen nur die sogenannte Rektoseite fürs Schreiben hergerichtet, während man das Verso höchstens im Notfall benutzte.⁴⁸⁾ In einem der ältesten Beispiele des Papyruskodex aus dem dritten Jahrhundert steht der Iliastext in der That bloss auf einer Seite jedes Blattes. Erst nachträglich

hat ein Teil der frei gebliebenen Seiten noch zur Aufnahme eines grammatischen Tryphontraktates gedient.⁴⁹⁾ Die Faltung des Doppelblattes ferner, auf der der Kodex beruht und zu der sich das Pergament eben hervorragend qualifizierte, vertrug der Papyrus schlecht. Fast überall in den aus Ägypten kommenden Kodizes dieses Stoffes sind die Bruchfalten gerissen, so dass beispielsweise unter den 27 Blättern der Heidelberger Septuaginta⁵⁰⁾ und den 40 Blättern der koptischen Paulusakten⁵¹⁾ nur je zweimal ein Bogen mehr oder minder zusammenhielt. Hier liegt die einfache Erklärung für die vielen Werke auf 'Einzelblättern', welche Dziatzkos bedauerlichem Irrtum Nahrung gegeben hatten.⁵²⁾ Noch ärger als die Faltung that dem zarten Gewebe die nähende Heftung weh. Sie zu bewerkstelligen, nahm man — bezeichnend genug — als Unterlage wieder Fälze von Pergament.⁵³⁾ Noch in späterer Zeit wurden ja auch bisweilen geradezu unter die Papyrusdoppelblätter etwa zu äusserst und zu innerst in der Lage im Interesse festerer Dauer solche aus Pergament gemischt.⁵⁴⁾ Der surrogative Charakter des Papyruskodex könnte sich nicht deutlicher manifestieren. Die gleiche Sprache reden Fälle wie der, dass die Kopten des fünften Jahrhunderts Papyrusurkunden aus fern zurückliegender Zeit mit den vollgeschriebenen Rektoseiten aufeinanderklebten, um Blätter zu gewinnen für einen Bibelkodex.⁵⁵⁾ Um sich die Vorteile des kostspieligen Pergamentkodex zunutze zu machen, hat man ihn also offenbar, wie sich das noch durch manche technische Einzelheit, z. B. das jeweilige Gegenüberstellen von Rekto und Rekto, Verso und Verso entsprechend dem bekannten Verhältnis der Fleisch- und der Haarseiten illustrieren lässt,⁵⁶⁾ so gut es ging, in dem billigeren, wenn auch minder haltbaren Chartamateriale nachgeahmt. Eigentlich selbstverständlich ist dies seit dem fünften Jahrhundert, wo die Buchrolle ausser Gebrauch kam und man sich doch auch für litterarische Werke noch immer zum guten Teil auf Papyrus angewiesen sah. Aber auch für viel frühere Zeit wäre es keinesfalls wunderbar, am wenigsten im Papyruslande Ägypten. Allein die Rücksicht auf Ulpian (A. 11), der uns ja sicher für den Anfang des dritten und vielleicht sogar schon fürs Ende des zweiten Jahrhunderts als ausnahmsweise Substitute der regelrechten Papyrusrollen (*chartae*) und Pergamentkodizes (*membranae*) neben den Pergamentrollen auch die Papyruskodizes bezeugt, hätte verhüten sollen, dass man die Bedeutung der neuerdings zahlreich einlaufenden besonders christlichen *codices chartacei* des dritten Jahrhunderts so stark überschätzte und sich einbildete, 'die Frage über Rollen- und Kodexformat' werde dadurch 'auf eine neue Basis gestellt'.⁵⁷⁾ Wohl-

begreiflich erscheint es wie gesagt, dass gerade Ägypten den Papyruskodex frühe ausgiebiger als andre Provinzen des Imperiums verwandte. Von christlichen Exempeln des dritten Jahrhunderts wie den *Λόγια Ἰησοῦ* (Oxy. I 1), einem Matthäus (Oxy. I 2), einem Johannes (Oxy. II 208) und einem unbestimmbaren theologischen Werke (Oxy. II 210) abgesehen ist in dieser Zeit auch schon die klassische Litteratur vertreten. Ausser dem bereits erwähnten Londoner Homer (A. 49) gehören dahin eine Pariser Homerparaphrase,⁵⁸⁾ ein anderer Epiker (Oxy. II 214) und ein Platonischer Gorgias aus Wien.⁵⁹⁾ Ein beachtenswertes Kontingent stellt der Papyruskodex auch zu den unten (S. 154 f.) aufgeführten, aus späteren Jahrhunderten stammenden juristischen Stücken. Verhältnismässig der grösste Prozentsatz an Papyrus entfällt im Ganzen auf die Bücher der Christen. Ich will aus den relativen Zahlen einer beschränkten Auslese beileibe keine sicheren Schlüsse ziehen. Aber wenn die 'litterarischen' Kodizes, über die W. Crönert seit den letzten Jahren im Archiv zu berichten hatte, neben 11 Pergamenten 9 Papyri zeigten, unter C. Schmidt's gleichzeitigen 'christlichen Texten' hingegen diese etwa um das Fünffache überwogen (26 : 5), so ist das vielleicht doch mehr als ein blosser Zufall. Das christliche Publikum war zumal in der Spätzeit zahlreicher, aber weniger wohlhabend als der mehr und mehr zusammenschmelzende Leserkreis der 'profanen' Autoren. Der Pergamentkodex blieb natürlich auch für die Christen des Wunsches Ziel, das sich am ehesten in der Bibliothek der Gemeinde erreichen liess. Das vielzitierte Dorfkircheninventar aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert⁶⁰⁾ weist 21 *βιβλία δερμάτινα*, aber nur drei *χαρτία* auf. Bei der wichtigen Rolle, die der Papyruskodex vor unsern Augen in Ägypten spielt, erhebt sich die Frage, ob denn solche Exemplare wirklich immer bloss geringe und unsorgfältige Privatabschriften waren und nicht unter Umständen auch neben dem überlegenen Vorbild aus Membrane in den Handel gelangten. Ich möchte die letztere Möglichkeit, die für junge Fälle wie den glossierten Heidelberger Digestenkodex (A. 1) zur Wahrscheinlichkeit wird, in Erwartung weiterer Funde und Untersuchungen selbst für die frühere Zeit mindestens nicht vorschnell verneinen.⁶¹⁾

Über die Entstehung des Kodex wären wir uns im allgemeinen leidlich klar. Eine lohnende Aufgabe bleibt es nun noch, seine Entwicklung im Anschluss an die Wachstafeln des näheren zu studieren. Die Mittel dazu bieten neben den gar nicht so spärlichen Schriftstellerzeugnissen auf der einen Seite die erhaltenen litterarischen wie nicht-litterarischen *tabulae ceratae*⁶²⁾ und auf der andern — je älter, je wert-

voller — die gewiss noch mancher Bereicherung entgegensehenden Pergament- und Papyruskodizes, deren unglückselige Scheidung nach dem Material von den Verfassern der referierenden Kataloge erst neuerdings glücklich überwunden ist.⁶³⁾ Unerlässlich ist eine treue und zuverlässig eingehende Beschreibung der meistens ja leider fragmentarischen Stücke durch die Herausgeber, dringend erwünscht die jeweilige Beigabe einer Photographie. Auf ein paar Hauptpunkte darf ich vielleicht schon jetzt in Kürze hindeuten. Von Interesse ist zunächst das Format und sein allmählicher Wandel von der Pugillargrösse bei Martial zum stattlichen Folianten des Mittelalters. Damit hängt zusammen die Richtung und Anordnung der Schrift. In den römischen Diptycha und Triptycha läuft sie der Falzlinie parallel über die ganze aufgeschlagene Fläche. Beim litterarischen Kodex trägt nach dem Prinzip der Buchrolle jede Seite ihre senkrechte Kolumne oder deren mehrere. Daten und Aufschlüsse über diese scheinbar nebensächlichen Dinge versprechen Hilfe bei der chronologischen Fixierung. Sodann die Lagen oder Hefte. Unsre sichere Kenntnis einer bestimmten Kodexeinteilung gewöhnlich in Quaternionen beginnt erst mit dem vierten Jahrhundert.⁶⁴⁾ Der vorliegende Zustand harret noch der Erforschung, wenn auch schon ein Beispiel Martials wie sein dicker Sammelband mit beiden Epen Homers⁶⁵⁾ Zusammensetzung aus einer Mehrzahl von Faszikeln vermuten lässt. Vereinzelt steht jedenfalls ein merkwürdiger Papyruskodex des Hesiod (s. IV) in Unionen da, d. h. Doppelblatt neben Doppelblatt gelegt.⁶⁶⁾ Sonst scheint es gerade umgekehrt vielmehr eine beliebte Sitte vielleicht aus der Frühzeit gewesen zu sein, möglichst viele Bogen in eine einzige Lage zu stopfen und in ihr wenn thunlich das ganze Werk oder Werkchen unterzubringen. Noch aus dem fünften Jahrhundert hat man ein monströses Exempel dieser Art in den über vierzig ineinandergelegt zu denkenden Doppelblättern unserer hiesigen Acta Pauli (s. A. 51), wo ein wirkliches Zusammenklappen des unmässig starken Heftes kaum noch angehen konnte. Ins dritte Jahrhundert gehört das mit ungefähr 25 Bogen gleichfalls bloss einen Faszikel bildende Johannesevangelium aus Oxyrhynchos (II 208). Solch ein Evangelium in einem *τεῦχος*, das übrigens litterarischer⁶⁷⁾ und bildlicher⁶⁸⁾ Analogien nicht entbehrt, mag einem die für die Geschichte des Kanons nützliche Lehre geben, dass das Bestehen der Kodexform in einer bestimmten Zeit noch nicht gleich notwendig die Vereinigung mehrerer Schriften zu einem Kollektivbande zu bedingen braucht.⁶⁹⁾ Weiter käme in Frage der Einband, über den wir auch noch herzlich wenig wissen.⁷⁰⁾ Der Klärung bedürfen ausser-

dem die bis heute recht verworrenen Vorstellungen vom Titel- und Schmutzblatt und von der Paginierung.⁷¹⁾

Wir wenden die vorausgeschickten Erörterungen auf unsere juristische Papyrusrolle an. Nach dieser ihrer Form muss sie spätestens ins dritte Jahrhundert fallen. Ein gleiches Ergebnis liefert nun ferner die Schrift.

Gerade von den Rechtsbüchern zeigten sonst schon die frühesten Manuskripte durchweg die Unziale,⁷²⁾ jene durch ihre allgemeine Tendenz zur Rundung und die direkte Aufnahme einzelner kursiver Elemente gekennzeichnete Majuskelart, deren merkwürdig plötzliches und fertiges Auftreten⁷³⁾ seit dem vierten Jahrhundert man mit dem gleichzeitigen Umsichgreifen des sie begünstigenden Pergaments als Schreibstoff zusammenbringen zu dürfen scheint.⁷⁴⁾ Voraus liegt dieser Epoche der P. 1000 mit der in seinem Gebiete einzigen rustiken Kapitale. In voller Blüte treffen wir die so genannte zwanglosere Gestaltung des quadratischen Typus bereits in den Rollen aus Herkulaneum. Für die Folgezeit geben uns die ägyptischen Funde neben einem äusserst interessanten Buchbeispiel begonnener Unzialisierung⁷⁵⁾ bisher nur spärliche Proben von nichtlitterarischem Charakter.⁷⁶⁾ Ihr echter Gebrauch war um 300 zu Ende und durch die aus ihr entwickelte Unziale verdrängt. Nur für wertvolle Klassikerhandschriften, vor allem Virgile verwandte sie die Schreibertradition noch ein paar Jahrhunderte lang weiter. Die Datierung solcher Zeugen des künstlichen Nachlebens ist darum begreiflicherweise unsicher und vielumstritten.⁷⁷⁾ Schon etwas plump und bequem, aber noch völlig rein erscheint die Schrift unseres Fragmentes mit seinen mangels einer Liniierung entsprechend den Fasern des Papyrus ziemlich ungleichmässig und ungerade verlaufenden, durchschnittlich ca. $3\frac{1}{4}$ mm von einander abstehenden neun Zeilen und den in der Höhe von ungefähr $4\frac{1}{2}$ mm wie auch in der Form am ehesten an die *Schedae Vaticanae* des Virgil⁷⁸⁾ erinnernden Buchstaben. Worttrennung haben wir nicht, von Satzzeichen ausser dem Punkt in der Mitte nach den Abkürzungen (die unten besprochen werden) viermal (Z. 2. 6. 8. 9) den Punkt nach oben, an einer Stelle (Z. 6) unverständlich. Die der rustiken Kapitale eigene Scheidung von Haar- und Grundstrichen ist insofern nur unvollkommen befolgt, als feiner bloss die schräg aufwärts gehenden Linien von *a m n r x* aussehen, die Senkrechten dagegen durch ungehörige Stärke auffallen. Als weiteres Charakteristikum kennt man die Kürze der Horizontalen. Sehr klein ist das über der Mitte angebrachte Mittelstrichlein des *e* und *f* (Z. 5). Den

zirkumflektierten, mitunter absetzenden Deckstrich oben haben bloss *e* und *t*. Bei *i* und dem von ihm kaum verschiedenen *l*, wie es scheint, auch bei *f* ist lediglich der Kopf verdickt. Den unteren Abschluss bildet für *a m* etc. der auf eine Ecke gestellte quadratische Punkt an der inneren Seite des Anfangsstrichs, *e i l p t* biegen einfach ihre *hasta* unten nach rechts ein wenig um. Winzig und offen wie üblich ist der obere Bogen von *b p r*. Auch der untere steht ganz frei beim *b*. Einmal (Z. 9 Abbreviatur) möchte man die Schleife von *p* für geschlossen halten. Das *r* gleicht beinahe dem *a*. Der Bogen wird zur schwachen Verdickung in dem gerade herunterführenden schrägen Abstrich. Wenn wir noch bemerken, dass beim *a* (ähnlich *m n r*) der zweite Balken den ersten nur unbedeutend überragt, *f* nach dem einen Exempel (Z. 5) zu schliessen etwas unter die Zeile geht, von *m* der zweite und vierte Strich parallel sind und der letztere vom dritten unter der Mitte getroffen wird, die Mittellinie von *n* gekrümmt läuft und sein Endstrich wie der des *u* sich gern zu einer abwärts reichenden Spitze verzüngt, das regelmässige *q* (über dessen abweichende Form in der Abkürzung s. u.) einen fast wagrechten Querstrich als Schluss hat, der Endpunkt des seitlich schmal zusammengedrückten *s* zum isolierenden Absetzen neigt, und das *u* nicht mehr die spitze *v*-Gestalt bietet, so ist die Schrift des Bruchstücks, in welchem die Buchstaben *g h k y z* nicht vorkommen, wohl genügend geschildert.

Ein Rätsel bleibt uns aber noch zu lösen. Was bedeutet das am Ende von Z. 4 zweimal hintereinander jeweils mit einem (mittleren) Punkte darnach, im zweiten Falle überdies mit einem schrägen Striche aufwärts durch den Rumpf gebrauchte Zeichen, das ans unziale *a* erinnert? Es ist augenscheinlich ein *q*, nicht das sonst im Texte angewandte kapitale, sondern das der altrömischen Kursive, kenntlich an dem von der Spitze des ovalen Körpers kräftig und tief nach rechts meist bis unter die Zeile geführten schiefen Schlussbalken, der später seit dem zweiten Jahrhundert dank dem allgemeinen Wandel des kursiven Duktus allmählich vielmehr eine nach links rückwärts gekehrte oder mindestens vertikale Richtung annahm.⁷⁹⁾ In letzterer Gestalt ist ja dann der Buchstabe nachmals in die Unziale übergegangen und aus ihr in die noch heute übliche Minuskel. Was soll nun jene vereinzelte Kursivform mitten in einem sonst konsequenten kapitalen Alphabet? Sie giebt sich, was man nicht übersehen darf, als Abkürzung, deren Deutung uns weiter unten beschäftigen wird. Schon jetzt aber vermuten wir in ihr den Repräsentanten eines alten und stereotypen juristi-

schen Notensystems, welches auch noch der Schreiber unserer Rolle im Widerspruch mit seinem eigentlichen Typus befolgt zu haben scheint. Über die diesem System zugrunde liegende Hand lässt sich vorsichtigerweise soviel sagen: sie war nicht streng kapital und hatte wenigstens in gewissen Charakteren wie dem *q* Anleihen von der Kursive. Wenn wir hinzunehmen, dass die wie schon erwähnt (A. 3) aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts erhaltene juristische Rolle mit einem Trajanmandat thatsächlich in vollkommen durchgeführter korrekter Kursive geschrieben ist, so ergibt sich für das vordiokletianische Rechtsbuch ein seltsames Nebeneinander von Kapitale, Kursive und vielleicht einer aus beiden gebildeten Mischung. Ergänzt und illustriert wird dies Resultat durch die lateinischen Rollenfunde aus Herkulaneum. Ihre Zahl ist ja nur gering und eine Bestimmung des Inhalts der Fragmente fast immer unmöglich. Aber in den davon hergestellten Reproduktionsproben, besonders bei Sir Humphrey Davy,⁸⁰⁾ so mangelhaft sie sind, finden wir was wir suchen. Sie bieten wirklich in mannigfacher Abstufung die oben postulierten Übergangsformen von der Kapitale zur Kursive. Man kann die Davyschen und die von Zangemeister-Wattenbach mitgeteilten Beispiele zu einer förmlichen Skala ordnen, die von der mehr oder minder scharf ausgeprägten rustiken Kapitale durch eine kursive Elemente wie *b d e q r s* aufnehmende 'Semikursive' zur fertigen Kursive herabführt.⁸¹⁾ Wir sehen, die juristische Schrift der drei ersten Jahrhunderte ist nur ein Sonderexempel für die gemeinlitterarische Gewohnheit. Doch darf es im Hinblick auf die Frage der Abkürzungen (s. o.) immerhin als eine Eigentümlichkeit gerade jener Gattung bezeichnet werden, dass sie in der Regel dem unteren Ende der Reihe näherstand und entsprechend ihrem praktischen Zweck von Natur zur kursiven Beeinflussung neigte, so dass Rechtsbücher in echter Kapitale wie unser Papyrus zu den Ausnahmen gehören mochten. Das über die frühe juristische Schrift gefällte Urteil gewinnt an Wahrscheinlichkeit, da wir den gleichen Zug in ihrer späteren Entwicklung wiederkehren sehen. Der allzufreien, mitunter zügellosen Kursivierung der römischen Buchhände gegenüber trat eine Reaktion ein mit dem Beginn der byzantinischen Epoche. Je weniger produktiv sie selbst noch war, um so lebhafter empfand sie für die sichtende und zusammenfassende Weiterüberlieferung der alten Werke das Bedürfnis nach einer streng kalligraphischen Regelung der Schrift. Gewahrt wird der Charakter der bloss etwas rundlicher geschliffenen Majuskel. Die kursiven Einflüsse werden abgedämmt und endgiltig beschränkt auf wenige bestimmte

Zeichen, vor allem *d m q*. So entsteht der Typus, den wir Unziale nennen. Wie verhalten sich zu dieser Norm die juristischen Manuskripte? Die herkömmliche Behauptung, sie seien von Anfang an eine ausschliessliche Domäne der Unziale, hat zumal für die frühesten Beispiele aus Ägypten eine sorgfältige Prüfung vonnöten. Da findet man denn eine wirklich reine Unziale in vorjustinianischer Zeit bisher nur zweimal:

I. s. IV/V Pergamentkodex. Papinians Responsa in Berlin und Paris. Text mit Litteratur jetzt in der Krüger-Mommsen-Studemundschen *Collectio librorum iuris anteiustiniani* III (1890) S. 285—296. Faksimile bei R. Dareste in der *Nouvelle revue historique de droit français et étranger* VII (1883) pl. I. II (am Schluss) zu S. 361 ff.

II. s. V Papyruskodex. *Scholia Sinaitica* ad Ulpiani libros ad Sabinum. Text mit Litteratur in der *Collectio* S. 267—282. Schriftprobe (Latein ins Griechische gemischt) nach einer Gardthausenschen Zeichnung bei O. Lenel, *Savigny-Zeitschr.* II (1881) R. A. (am Schluss) zu S. 233 ff.

Sonst macht sich besonders in dem einschleifigen *b* mit senkrecht aufragender Hasta,⁸²⁾ dem ähnlich emporgerichteten *d*,⁸³⁾ dem *m* mit geraderen und parallelen Schenkeln, oft auch dem bekannten stumpfwinklig gebrochenen *s* gleich im vierten Jahrhundert eine erneute Wirkung der Kursive geltend und erzeugt zusammen mit dem schon etwas minuskelhaften Duktus eine frühe Art der gewöhnlich erst vom fünften Jahrhundert an gerechneten⁸⁴⁾ Halbunziale. Zwei Typen lassen sich dann wieder scheiden. Den ersten aufrechten, meist kräftigen, der uns beispielsweise auch in einem neuerdings gefundenen Papyruskodex von Virgils *Äneis*⁸⁵⁾ sowie in der zwölften Hand der Florentiner Pandekten⁸⁶⁾ entgegentritt, repräsentieren:

III. s. V/VI Papyrusrolle (s. A. 2). 'Juristisch-litterarische Sammlung von Reskripten und vielleicht Juristenexzerpten' (Gradenwitz). *Amb.* II 27. [Vgl. Seymour de Ricci, *Revue des ét. gr.* XV 1902 S. 441. 445 f., dazu O. Gradenwitz, *Rescripte auf Papyrus I*, *Sav.-Z.* XXIII 1902 R. A. S. 356—379.] Faksimile plate VI.

IV. s. V/VI Papyruskodex. Scholien beim Text eines unbekanntes Juristen. Wessely Taf. X Nr. 24.

V. s. VI Pergamentkodex. *Incerti auctoris de iudiciis fragmenta Berolinensia*. Text *Collectio* III S. 298 f. Faksimile in der *ed. princ.* bei Mommsen, *Monatsber. d. Berl. Ak.* 1879 zu S. 503 I. II. Darnach Probe bei Wess. Taf. XIX Nr. 43.

Leichter und liegend ist der Charakter der zweiten Gruppe, mit der die englischen Papyrologen treffend die Schrift des Oxforder Bodlejanischen Hieronymus⁸⁷⁾ vergleichen. Hierhin gehören:

VI. s. IV Pergamentkodex. Wiener Fragment *de formula Fabiana*. Text *Coll.* III S. 299—301. Faksimile in der *ed. princ.* von L. Pfaff und F. Hofmann Taf. I. II am Schluss von Band IV der Mitteilungen P. Rainer (1888) zu S. 1 ff. Darnach Wessely Taf. XIX Nr. 43.

VII. s. IV/V Papyruskodex. Unbekannter Jurist. Amh. II 28 mit Faksimile pl. VI. Den Text nebst dem von Nr. III (Amh. II 27) wiederholte Mommsen, *Sav.-Z.* XXII 1901 R. A. S. 195 ff.

VIII. s. V Pergamentkodex. Paulus *ad edictum* Buch 32 (Dig. XVII 2. 65 § 16 und 67 § 1). Grenf. II 107 S. 156 f. Nachträglich bestimmt von V. Scialoja und P. Krüger. Vgl. die Litteraturangaben bei Seymour de Ricci, *Revue des ét. gr.* XV (1902) S. 432. Faksimile bei P. Krüger, *Sav.-Zeitschr.* XVIII (1897) R. A. zu S. 224.

Wenn man nach dem zur Zeit vorliegenden Materiale schliessen darf, überlässt sich also auch unter der Herrschaft der Unziale die Schrift der Rechtsbücher mit am ersten ihrer Hinneigung zur geläufigen Kursive. Dass daneben die strenge Norm nicht unbefolgt blieb, davon zeugen ausser den schon angeführten Beispielen fast alle erhaltenen Exemplare vorjustinianischer Jurisprudenz, obenan Gaius, *Fragmenta Vaticana* und *Codex Theodosianus*.⁸⁸⁾ Mit verstärktem Eifer drang man auf Einhaltung der korrekten Buchunziale seit der definitiven Kodifikation des Justinian. Als Beweis dienen nicht allein die *Digesten* aus Florenz, sondern auch ihre beiden Zeitgenossen:

IX. s. VI/VII Papyruskodex. *Digesten* in Pommersfelden. Revidierter Text in Mommsens grosser *Digestenausgabe* I *Additam.* 2 S. 11*—16* mit Nachträgen praef. S. LXXXXII f. Faksimile Taf. 5—10 hinten in Band II und

X. s. VI/VII Papyruskodex. *Digesten* in Heidelberg s. oben A. 1.

Aber selbst diese Musterkodizes sind von Lizenzen nicht ganz frei. Was das Florentiner Manuskript betrifft, so wurde die laxer Hand seines zwölften Schreibers bereits erwähnt. *r* und namentlich *s* zeigen zumal am Zeilenschluss wie z. T. im Veroneser Gaius⁸⁹⁾ so auch hier beispielsweise in der ersten⁹⁰⁾ und fünften⁹¹⁾ Hand öfter die kursiven Formen. Das Gleiche gilt vom Heidelberger Papyrus,⁹²⁾ und sogar in der grossen schönen Unziale der Pommersfeldener Fragmente fand sich einmal (3'. 19) jene abweichende Gestalt des *s*.⁹³⁾

Es wird endlich Zeit, das Bruchstück selbst zu geben. Auf eine Seite setze ich die getreue Kopie des Vorhandenen in Kapitale, rechts gegenüber den Versuch einer geniessbareren modernen Umschrift (S. 158 f.). Genauere Nachweise über Lesung und Ergänzung bieten die angefügten Noten. Vorausbemerken muss ich, dass der Anfang der Kolumne unten noch nahezu komplett vorliegt und für das Fehlende an ihrem Schluss die mit Wahrscheinlichkeit supplierten Zeilen 5 f. *nepot[i vel |pr]onepoti* und 6 f. *av[i vel |p]roavi* genügenden Anhalt schaffen. Die Zeile belief sich darnach durchschnittlich auf ca. 22 Buchstaben.⁹⁴)

Z. 1—4. Der erste Abschnitt des Textes gilt der Garantierung der Pflichtteilsquart für den Sohn. So klar dieser Gesamtsinn, so verwickelt ist die Interpretation des Einzelnen. Einen Einschnitt bildet das Kolon, das man in Z. 2 vor *si minus* wahrzunehmen meint. Von der vorausgegangenen positiven Hauptentscheidung bleiben uns in der Mitte der Z. 1 und dem konjunktivisch ausschauenden Anfang von Z. 2 (*niadeu — set*) anscheinend nur Reste eines schliessenden Nebensatzes. Wie der etwa lauten mochte, kann man ungefähr schon aus der von Gradenwitz (S. 182) zitierten Digestenstelle V 2. 8 § 6 (Ulpian) schliessen: *Si quis mortis causa filio donaverit quartam partem eius quod ad eum esset perventurum, si intestatus pater familias decessisset, puto secure eum testari.* Indem ich *ni* vor *ad eu[m]* mit Berufung auf Dig. XII 6. 61 (Scaevola) *Tutores pupilli quibusdam creditoribus patris ex patrimonio paterno solperunt* als [*patrimo- |nii pater]ni* deute, wobei dann allerdings der erwünschte Gedanke der Intestatportion⁹⁵) nicht mehr gut unterzubringen ist, und mich fürs Übrige an Parallelen wie Dig. XXXVI 1. 33 (Celsus) *Rebellianus si caverit coloniae Philippensium, si sine liberis morietur, quanta cumque pecunia ex hereditate de bonis meis ad eum pervenit, eam pecuniam omnem ad coloniam Philippensium perventuram* erinnere, schreibe ich unsere Partie ohne Anspruch auf Sicherheit probeweise so: [*filius accipiet quartam, | quantacumque pars patrimo-|nii pater]ni ad eu[m] perventu-|ra fuis]set. — Z. 2—4. 'Hat er weniger als die gesetzliche Quart bekommen', so wird vervollständigend beigelegt, 'dann ist sie ihm aufzufüllen'. Die Herstellung der Prodisis wäre leidlich zuverlässig. Den Anfang *si minus qua[rta]* belegen die Worte des Paulus, welche Gradenwitz (S. 181) beibringt: Sent. IV 5. 7 *Filius iudicio patris si minus quarta portione consecutus sit, ut quarta sibi a coheredibus citra inofficiosi querellam impleatur,**

iure desiderat. Die Gruppe *ssit*⁹⁶⁾ (Z. 3) vermag ich nur als [*ce*]ssit 'zuteil wurde' zu verstehen. Schwierigkeit macht der Nachsatz von *supplend* . . . (Z. 3) bis *quartam* (Z. 4). Wie es eben bei Paulus hiess *quarta impletur*, so entsprechend gewöhnlich *quarta suppletur* vgl. z. B. Dig. XXXVIII 2. 44 § 1 *legato ei servo, per quem suppleretur debita ei portio*, Dig. XXXVII 14. 21 § 1 *id quod deest ad supplendam debitam portionem . . . quaeri potest*, Dig. XXXV 2. 94 *respondit . . . (filiam) ea quae ei data sunt accepturam, si modo ea quartam suppleant* etc. Die analoge Auffassung unserer Papyrusverse erweist sich, da wir keinesfalls eine oblique Rede haben, durch den sichern Akkusativ *quartam* in Z. 4 als ausgeschlossen. Er nötigt vielmehr zu der, soweit ich sehe, sonst nicht nachweisbaren Verbindung: *supplere in quartam*. So dachte Prof. Gradenwitz früher an *supplend[a] sun[t | in] quartam*. Aber weder dies noch sein zweiter Vorschlag *supplend[o] succ[edit | in] quartam* will zu den überlieferten Spuren passen. Die letzten Buchstaben in Z. 3 scheinen *vid* zu sein, wodurch man auf die merkwürdige Wendung geführt würde: *supplend[us] vid[etur | in] quartam*. Von dem *u* zwischen *d* und *s* im ersten Wort sollte man trotz des hier klaffenden Loches Reste zu finden erwarten.

Z. 4—9. Die äusserlich ohne Interpunktion folgende zweite Hälfte des Bruchstücks enthält die Bestimmung, ins Recht auf die Quart rücke statt des nicht mehr lebenden Sohnes Enkel oder Urenkel ein. Zu diesem, wie die Ausführungen von Prof. Gradenwitz lehren, keineswegs selbstverständlichen und bedeutungslosen Satz sähe man demgemäss auch gern einen logisch scharf absetzenden Übergang, vielleicht ein *si vero*⁹⁷⁾ oder ein *quod si*.⁹⁸⁾ Die Anknüpfung geschieht aber einfach mit *sive*: 'oder wenn der Sohn tot ist etc.'⁹⁹⁾ Zum Überblick über den ganzen Passus müssen wir vor allem das Gerüst seines Baues festlegen. Ich finde bloss eine Möglichkeit. Nach der voraufgeschickten konditionalen Angabe (*sive* Z. 4 f.) kommt der Hauptsatz mit *cedet* (Z. 5), 'wird zuteil, fällt zu' (vgl. Z. 3) als *verbum finitum* und *quarta* (Z. 7) als nachgestelltem Subjekt. Appositionell schliesst sich daran *danda* (Z. 7), um mit seinem Adverbialausdruck *pro portione* (Z. 8) und dessen relativem Anhängsel *quam — tenet* (Z. 8 f.) die Übertragung der Quart auf die Nachkommen genauer zu regulieren. Nun zum Einzelnen. Genug zu denken gibt uns gleich der einleitende Bedingungssatz von *sive* (Z. 4) bis *filios* (Z. 5), dessen Inhalt sein muss: 'wenn der Sohn nicht mehr lebt'. Wie hatte das der Jurist ausgedrückt? Das nach dem Früheren durch seine Mehrzahl befremdende Akkusativobjekt *filios* (Z. 5) gestattet

P. Heid. 1000.

1 NI A DEU
 2 SE T · SI M I N U S Q A
 3 SS I T S U P P L E N D [·] S U I D
 4 Q A R T A M S I V E Q · Q · A
 5 T F I L I O S C E D E T N [·] P O T
 6 O N E P O T I · E X B O N I S A U
 7 R O A U I Q A R T A D A N D A
 8 I P R O P O R T [·] O N E · Q U A M A
 9 S U C C E S S I O P · T [·] N E T · I S L I B

P. Heid. 1000.

- 1 [.]ni ad eu[m perventu-]
- 2 [ra fuis]set. Si minus qua[rta]
- 3 [ei ce]ssit, supplend[u]s vid[etur?]
- 4 [in?]quartam. Sive q(uis?) a[mise-]
- 5 [ri]t filios, cedet n[e]pot[i vel]
- 6 [pr]onepoti ex bonis av[i vel]
- 7 [p]roavi quarta, danda [
- 8]i pro port[i]one, quam a[vita?]
- 9 successio p(atris?) t[e]net. Is lib[

einen Rückschluss aufs Zeitwort, von dem wir heute bloss noch spärliche Überbleibsel des *t* der Endung erblicken (vor *filios*). Es verbietet sich dadurch naheliegende Konjekturen wie *si . . . [decessi]t filius* (Gr.). Man braucht ein Transitivum. Unter Berücksichtigung der Buchstaben-spur zu hinterst in Z. 4, die zu *n* oder *r*, aber auch zu *a* stimmt, vermute ich *sive a[mise-/ri]t filios*. Vergleichen lässt sich z. B. Dig. V 1. 36 pr. *humanum est propter fortuitos casus dilationem accipi, veluti quod pater litigator filium vel filiam vel uxor virum vel filius parentem amiserit* eqs. Nun fehlt noch das Subjekt. Es steckt in jenen beiden vom Abkürzungspunkt gefolgt kursiven *q* (Z. 4), deren letztes schief nach oben durchstrichen ist. Diese Proben einer altverschollenen Siglen-art erregen unser Interesse und fordern auf zur Konfrontierung mit den späteren, bisher einzig bekannten Systemen der Unziale. W. Studemund¹⁰⁰) machte einst die feine Bemerkung, manche Abbrüviaturen der vorjustinianischen Rechtsbücher schienen bloss auf die Unziale berechnet und ihr geradezu auf den Leib geschnitten. Zum Beweis nannte er die Durchkreuzung der vertikal unter die Linie reichenden Endschäfte, wie sie bei *p* und *q* den unzialen Formen und nur diesen eignen. Wir können jetzt thatsächlich Zeichen einer früheren z. T. kursiven Schriftstufe auf solche Kriterien hin prüfen. Die uns da gebotenen Buchstaben sind zufällig auch wieder gerade *p* (Z. 9) und *q*. Dass die altertümlichere Kürzungsweise selbst beim Gebrauch der gleichen Mittel wie des Punkts hinten oder des Strichs oben öfters doch nach andern methodischen Grundsätzen als die nachmalige Übung verfahren sein muss, ist unten zu zeigen. In einem Falle aber glaubt man überdies entsprechend dem verschiedenen Charakter auch eine verschiedene graphische Notierung verwendet zu sehen. Während beim unzialen *q* der abbrüvierende Strich die abwärts ragende hasta trifft (s. o.), durchschneidet er von der zweiten kapital-kursiven Vertretung unseres Papyrus den Rumpf, eine Erscheinung, die für ähnlich gebaute Buchstaben (vgl. z. B. *b d i l n r s t* in Studemunds Gaius S. 258 ff.) auch in der Unziale die Regel bildet. Freilich tritt einer derartigen Auffassung des zweiten *q* in Z. 4 ein schweres Bedenken entgegen. Bei der Deutung der zwei das Subjekt des Satzes repräsentierenden und notwendig als Pronominalformen aufzulösenden *q* kommt, da ein *quisquam* gegen die Syntax verstiesse, wirklich bloss *quis* in Frage: *sive quis amiserit filios*. Wir hätten demnach das doppelte *q* als Dittographie des Schreibers und die Auszeichnung des zweiten als Durchstreichung d. h. Tilgung zu betrachten. Das erste *q* wäre also = *quis*. Das stimmt nun allerdings

schlecht zu den bekannten *notae*. Sie geben *quis*, wo sie es überhaupt abkürzen (der Veroneser Gaius z. B. vermeidet's), gar nicht durch den einfachen Anfangsbuchstaben, sondern entweder als $q \cdot s$ ¹⁰¹⁾ oder als $\acute{q}s$ ¹⁰²⁾. Nur einmal ¹⁰³⁾ finde ich in diesem Sinn blosses q mit senkrechtem Strichlein über sich: \acute{q} , das gewöhnliche Zeichen für *qui*. ¹⁰⁴⁾ Das in unserem Papyrus für *quis* zu nehmende q mit folgendem Punkt ist sonst regelmässig = *que* ¹⁰⁵⁾ (vgl. bes. Gaius S. 290). Kommt noch ein Strich darüber hinzu \bar{q} ., so entsteht *quae* ¹⁰⁶⁾ (Gaius S. 290). Unterstrichenes q endlich, um die Liste voll zu machen, fungiert von Ausnahmen abgesehen als *quam* ¹⁰⁷⁾ (Gaius S. 291) und, wenn der Strich gebakt ist, als *quod* (Gaius S. 294). — Z. 5. Für die Gruppe nach *filios*, wo an erster Stelle nur noch ein Punkt vom Kopfe übrig ist, ziehe ich der an sich möglichen, aber zum Beginn des Nachsatzes unbrauchbaren konjunkionalen Erklärung [*s*]ed et das erforderte Verb *cedet* vor. Die von ihm regierten, der Fortsetzung (Z. 6f.) *ex bonis av[i vel | p]roavi quarta* gegenüber scheinbar durch eine unbegreifliche Interpunktion abgegrenzten Dative *n[e]pot[i vel | pr]onepoti* (Z. 5f.) zeigen anders als vorhin *filios* (Z. 5) wieder den Singular. In *nepoti* (Z. 5) ist das *e* kaum mehr sichtbar, vom *r* in [*p*]roavi (Z. 7) nur noch das alleräusserste Ende. Eine ungewöhnliche Gestalt (verdickte Wendung nach rechts) hat der vorhandene Gipfel des *i*. *Quarta danda* (Z. 7) verstehe ich, wie bereits bemerkt, nicht als *quarta danda est*, sondern nehme die beiden Wörter getrennt. — Ungewiss ist dann wieder wie das ganze Verständnis so die Einzelrestitution der Bestimmungen zu *danda*. Dessen verlorenes Objekt zunächst wird am Schluss von Z. 7 und am Anfang von Z. 8 zu suchen sein, wo eine erhaltene Spur vielleicht auf *i* weist. Statt *ei* entspräche *eis* besser der freilich auch ihrerseits rätselhaften Verbindung *pro portione* (Z. 8). Am liebsten dächte man ja bei diesem 'Verhältnis' an eine Mehrheit der Enkel oder Urenkel, auf deren Köpfe sich jene dem Vater oder Grossvater aus dem Nachlass des Grossvaters oder Urgrossvaters gebührende Quart verteilt — nach Art von Stellen wie Dig. XXXVI 1. 80 § 1 *fidei . . heredum meorum committo, uti omnis substantia mea sit pro deposito sine usuris apud Gaium Seium et Lucium Titium, quos etiam, si licuisset, curatores substantiae meae dedissem remotis aliis, ut hi restituant nepotibus meis, prout quis eorum ad annos viginti quinque pervenerit, pro portione, vel si unus, ei omnem*. Doch damit verträgt sich weder die vorherige Einzahl des *nepos* und *pronepos* noch auch der angeschlossene Relativsatz zu *pro portione*. Die paar einigermassen sicheren Stücke in seinen Trümmern

legen es vielmehr nahe, unter der *portio quam . . / successio . . tenet* (Z. 8 f.), dem Anteil, den das (für die Übertragung auf die Deszendenten in Betracht kommende) Erbe (sc. von der gesamten Hinterlassenschaft des Testators?) ausmacht, die Quart selber zu verstehen, so einfältig hier auch eine derartige Selbstverständlichkeit klingt. Das durch den kleinen Horizontalstrich überm Kopf und den folgenden Punkt trotz seiner minder guten Erhaltung genügend als Abkürzung gekennzeichnete \bar{p} . (Z. 9) nach *successio* mit *t[.]net* zu *p(er)t[i]net* zusammenzunehmen und an die zudem nicht ganz klare Stelle Dig. V 4. 6 pr. (Ulpian) *Sorori quam coheredem fratribus quattuor in bonis patris esse placuit, quinta portio pro portionibus (portione? Mommsen) quae ad eos pertinuit cedit, ita ut singuli in quarta, quam antehac habere credebantur, non amplius ei quintam conferant* zu erinnern, müsste uns schon das dabei unerklärliche *quam* abhalten. Wie lösen wir aber die Abbrüviatur auf? Keinesfalls wohl als Präposition, wofür auch der Punkt ungewöhnlich wäre. In dem uns geläufigen System bedeutet *p* mit Oberstrich *prae* (Gaius S. 285), *per* wird durch den Unterstrich bezeichnet (S. 284). Die Umschau nach einer anderweitigen Auskunft führt leicht auf *successio p(atris)*. Nicht unbedenklich wäre freilich auch daran der *casus obliquus* und das Einzelstehen. Sonst kennt man höchstens Gruppen wie $\bar{p}f = p(ater) f(amilias)$ (vgl. z. B. Gaius S. 283). Diesem *p(atris)* entsprechend fiel mir dann auch für den Rest eines *a* am Ende der Zeile 8 die Ergänzung *a[vita]* ein. Den Ausdruck *avita successio* liest man z. B. C. XI 59. 7 pr. *Quicumque defectum fundum patrimoniale exercuerit fertilem . . . defendat vel domesticum et avita successione quaesitum* eqs. Strenggenommen hätte man allerdings *avita vel proavita successio* zu erwarten, wie Prof. Gradenwitz mit Recht bemerkt. Ich verweise dafür auf C. VI 52. 1 *Per hanc iubemus sanctionem . . filios etc. . . in liberos suos . . hereditariam portionem posse transmittere . . . : si quidem perindignum est fortuitas ob causas vel casus humanos nepotes aut neptes, pronepotes aut proneptes avita vel proavita successione fraudari* etc. Analog sollte es ja dann auch *avita vel proavita successio patris vel avi* heißen. — Über den weiteren Verlauf des Textes nach dem Kolon in Z. 9 lässt sich natürlich gar nichts ausmachen, nicht einmal über die Vervollständigung der nach meiner Lesung vorhandenen Buchstaben *is lib[. .]. Is lib[erorum?] G., is leg[atorum?] Gr.*

Anmerkungen.

1) O. Gradenwitz, Glossirte Paulusreste im Zuge der Digesten, Savigny-Zeitschrift XXIII (1902) R. A. S. 458 f. Die gleichnamige Hauptpublikation mit Faksimile von G. A. Gerhard u. O. Gradenwitz, Philol. LXII (N. F. XVI) 1903 S. 95—124.

2) P. Amh. II 27 (s. V/VI) mit pl. VI vgl. oben S. 154. Weil da der Text vertikal zu den Rektofasern einkolumnig *transversa charta* verlief, so haben wir nicht ein Beispiel der litterarischen, sondern vielmehr der noch im Mittelalter befolgten urkundlichen Rollenpraxis. Vgl. K. Dziatzko, Unters. über ausgew. Kap. des antiken Buchw. (1900) S. 124 f., W. Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter³ 1896 S. 162 f., F. G. Kenyon, Palaeogr. etc. 1899 S. 20 f.

3) Einer Rolle (am linken Rand meint man auch noch Spuren einer vorausgegangenen Schriftkolumne zu gewahren) entstammt augenscheinlich das singuläre Stück in Buchkursive P. Fay. X S. 99 f. mit Faksimile auf pl. V s. oben S. 153, welches O. Plasberg, Wochenschr. f. kl. Ph. 18 (1901) Sp. 141 f. und C. Ferrini, Rendic. d. R. I. Lombardo 34 (1901) S. 1087 f. nach dem Ulpianischen (l. 45 *ad edictum*) Zitat in den Digesten (XXIX 1. 1 pr.) als ein Mandatum des Kaisers Trajan bestimmt haben. Zur Rollenform passt hier das Alter. Das Verso zeigt griechische Kursive etwa aus der Mitte des dritten Jahrhunderts. Höchstens bis in dessen erste Hälfte, die Zeit Ulpian's, darf man also mit der Vorderseite gehen.

4) Ausdrücklich vertritt diese Ansicht Dziatzko, R(eal)-E(nzyklopädie) u. d. W. Buch III (1897) Sp. 948 u. Unters. S. 130 f. Minder bestimmt Mommsen, Sav.-Zeitschrift X (1889) S. 349, Kenyon, Palaeogr. of greek Papyri (1899) S. 24. 112 f. und Facs. of bibl. mss. in the Brit. Mus. (Lond. 1900), Text zu Taf. I. Der englische Gelehrte setzt das erste Aufkommen des Buchkodex ins zweite Jahrhundert, also mindestens ein Säkulum zu spät.

5) Ihre erste richtige Erklärung und Verwertung für die Geschichte des Kodex verdankt man H. Géraud's noch immer nicht veraltetem *Essai sur les livres dans l'antiquité, particulièrement chez les Romains* (Paris 1840) S. 132 f. 134. Vgl. auch Dziatzko, R. E. III Sp. 948, Unters. S. 133 ff.

6) Th. Birt's (Das antike Buchwesen etc. 1882 S. 70 ff.) paradoxe Behauptung, Pergament sei billiger gewesen als Papyrus, halte ich für überwunden. Vgl. bes. E. Rohde, Gött. gel. Anz. 1882 S. 1550, H. Landwehr, Phil. Anzeiger XIV (1884) S. 367 f., P. Krüger, Sav.-Zeitschr. VIII (1887) R. A. S. 76 A. 2 (mit Berufung auf Friedländer), Th. Zahn, Gesch. d. neutestam. Kanons I (1888) S. 71 f. m. A. 2 (Verweis auf Beckers Gallus), W. Wattenbach, Schriftw.³ S. 100 m. A. 1 (nach L. Fr., Lit. Centralbl. 1882 Sp. 1113 f.), K. Dziatzko, R. E. III Sp. 944 und Unters. S. 70 f. 130 f., R. Wünsch, R. E. III (1899) s. v. *charta* Sp. 2191 f. — Auf der Seite von Birt [vgl. C(entralbl. f.) B(ibliotheksw.) 17 (1900) S. 561 f.] stehen F. Blass, Iw. Müllers Handbuch I³ (1892) S. 337, C. Haebler, C. B. 14 (1897) S. 6, F. G. Kenyon, Palaeogr. (1899) S. 113.

7) Mit Recht verlangt Birt S. 85 auch hier diesen Ausdruck (vgl. Dziatzko, Unters. S. 135) statt der unbrauchbaren Vulgatesart *in pugillaribus membranis*.

8) Über die 'einzelnen' *membranae*, litterarisch wie nichtlitterarisch, s. S. 129 ff. 135 ff. Ob sie irgendwie äusserlich zusammenhängend zu denken sind, wird fast immer unklar gelassen. Noch viel verhängnisvoller wirkt Dziatzkos falsche Definition von *charta* (*χάρτης*), die man bisher merkwürdigerweise allgemein ruhig hinnahm. Als scheinbar positivstes Resultat des dritten Abschnitts *Βύβλος. Πάπυρος. Χάρτης*

tritt in Kapitel V 'Buchrolle und Chartablatt. Das Aufkommen des Pergamentkodex' die aus ein paar missverstandenen Zeugnissen, besonders einem solchen des Galen (s. A. 38) abgeleitete und ihrerseits einer Reihe von Stellen (deren Behandlung ich mir vorbehalte) das Verständnis verschliessende Lehre auf, *χάρτης* (*charta*) sei zum Unterschied von *βύβλος*, der fertigen, beschriebenen oder unbeschriebenen Papyrusrolle nur das einzelne Papyrusblatt oder -doppelblatt und habe neben jener bereits erwähnten litterarischen Funktion für die fliegende Blättersammlung schon früh vorwiegend Zweck und Bedeutung der Urkunde. Um mit der letzten Annahme zu beginnen, so bietet sich, soweit ich sehe, ein wirklicher Anhalt für sie erst seit der Zeit Justinians (vgl. z. B. Nov. 44. 2). Noch weniger hält die fürs Verhältnis von *χάρτης* und *βύβλος* im Buchwesen statuierte Regel Stich. Um das Einzelblatt nach seiner technischen Seite statt nach dem Inhalt zu bezeichnen, brauchte man Namen wie *plagula* (vgl. Plin. n. h. XIII 77, Birt S. 232, Dziatzko selbst S. 87 f.) oder *scheda* (vgl. Birt S. 229 A. 2). Das Wort *χάρτης* oder *charta* zeigt, wo es nicht ganz allgemein dem Papyrus als Schreibmaterial gilt, seit alters durchweg den von Dziatzko erst den 'späten Römern' (S. 44 f.) zugeschriebenen Sinn der Papyrusrolle, für den einem Belege auf Schritt und Tritt begegnen. Es ist ein höchst dankenswertes, leider noch wenig gewürdigtes Ergebnis von Dziatzko (Unters. Kap. III), dass nach der bloss etwas zu scharf gefassten, in ihrer prinzipiellen Richtigkeit aber durch die Geschichte des Terminus *χάρτης* vollkommen bestätigten Angabe Varros (Plin. n. h. XIII 69) das berühmte Fabrikat aus dem Mark des ägyptischen Papyrus, von vereinzelt früheren Ausnahmen abgesehen, thatsächlich erst seit dem vierten Jahrhundert bei den Griechen eindrang. So behielt denn der junge Ausdruck noch lange ungeschwächt seine frische konkrete Beziehung auf jenen importierten Stoff. *Χάρτης* (*charta*) war und blieb die Rolle aus Papyrus und im Zweifelsfalle bei pedantischer Scheidung eventuell die leere (vgl. Ulpian, Dig. XXXII 52 § 4). Wie steht's aber nun mit der *βύβλος*, deren Sphäre Dziatzko natürlich ebenfalls unrichtig umgrenzt hat? Der Gedanke an ihr wahrscheinlich wie beim *liber* ursprünglich aus Baumbast gebildetes Material verschwand völlig, seit dieses selber durch die neue *charta* verdrängt war. Was an *βύβλος* noch weiterhin bis ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Äusserlichem haftete, beschränkte sich auf den Rollenbegriff. *Βύβλος* hiess generaliter die Buchrolle, mit *charta*, der Papyrusrolle (ähnlich wie *liber*) nur insofern identisch, als diese eben immer das Hauptkontingent zu ihr stellte, keineswegs aber notwendig daran gebunden, sondern mit gleichem Recht auf andere Stoffe, pflanzliche oder tierische wie Leder und Pergament (*διφθέρα*) anwendbar. Je mehr so das Wort vom stofflichen Moment abstrahierte, desto nachdrücklicher betonte es andererseits den Inhalt. Das fertige Beschriebensein ist beim *liber* im Gegensatz zur *charta* unerlässliche Bedingung (vgl. Ulpian a. a. O. § 4 f.). *Βύβλος* (*liber*), *βιβλίον* nennt sich das litterarische 'Buch'. Unwillkürlich stellte man sich darunter eine Rolle vor, solange die allein herrschte. Aber die ausschlaggebende Idee des Schriftwerks war in dem Namen stark genug, um schliesslich auch noch die Rücksicht auf die spezielle Buchform fallen zu lassen. Er gewährt dem neben der Rolle später aufkommenden Kodex (s. d. Text) von Anfang an willig Aufnahme in seinen Bereich und geht der thatsächlichen Entwicklung entsprechend am Ende ganz auf ihn über (s. u. A. 15). *Χάρτης* hingegen hat nicht allein seine Materialbedeutung bis tief in die byzantinische Epoche bewahrt, sondern auch die Verknüpfung mit der Rollenform. Vgl. Gloss. Labb. (1606) S. 116 *Ἰστέον ὅτι τὸ μὲν ἐν σχήματι τετραύδου ἐξ οἰασθήποτε συντιθέμενον*

καὶ δεχόμενον τὴν διαθήκην ταβούλλα λέγεται, τὰ δὲ ἐξειλήματα χάρτου αὐτὸ τοῦτο χάρτη καλεῖται κτλ. — S. 108 Σκεπύδουμ κούρτας ἢ ἐκ χαρτῶν, ἤγουν τῆς ἐν εἰληταρίῳ διαθήκης διακατοχῆ.

9) Quint. I. O. X 3. 31 f. *Illa quoque minora (sed nihil in studiis parvum est) non sunt transeunda: scribi optime ceris, in quibus facillima est ratio delendi, nisi forte visus infirmior membranarum potius usum exigit, quae ut iuvant aciem, ita crebra relatione, quoad intinguntur calami, morantur manum et cogitationis impetum frangunt. relinquendae autem in utrolibet genere contra erunt vacuae tabellae, in quibus libera adiciendo sit excursio.*

10) Die Stellen findet man bei Dziatzko, Unters. S. 131 f. Auch Ciceros (ad Att. XIII 24) bekannte *διφθέροι* gehören vermutlich hierher.

11) Ulpian Dig. XXXII § 1 *Librorum appellatione continentur omnia volumina sive in charta sive in membrana sint sive in quavis alia materia: sed et si in philyra aut in tilia (ut nonnulli conficiunt) aut in quo alio corio, idem erit dicendum. quod si in codicibus sint membraneis vel chartaceis vel etiam eboreis vel alterius materiae vel in ceratis codicillis, an debeantur, videamus. et Gaius Cassius scribit deberi et membranas libris legatis: consequenter igitur cetera quoque debebuntur, si non adversetur voluntas testatoris.*

Paul. sent. III 6 § 87 *Libris legatis tam chartae volumina vel membranae et philyrae continentur:*

codices quoque debentur: librorum enim appellatione non volumina chartarum, sed scripturae modus qui certo fine concluditur aestimatur.

Übereinstimmend lauten also die Konsequenzen, welche die zwei grossen zeitgenössischen Juristen aus dem fürs Buchwesen schon lange üblichen Sprachgebrauche ziehen. Dass ein Legat von 'Büchern' (*libri*) auf jeden Fall sämtliche Rollen, gleichgiltig aus welchem Stoffe, umfassen muss, ist ihnen von vornherein klar. Aber auch auf die Kodizes dehnen sie den Titel aus, jeder in seiner Weise. Ulpian verfährt praktisch und beruhigt sich bei der Autorität eines frühen Gewährsmanns. Paulus möchte seinen Ausspruch theoretisch formulieren und durch eine logisch überzeugende Definition erhärten. So erklärt er denn *liber* als äusserlich ein geschlossenes Ganzes bildenden Schriftkomplex, der nicht abhängt von den seiner gewöhnlichsten Gestalt, der Rolle aus Papyrus eigenen Besonderheiten des Materials und der Form. Wir könnten uns keine schönere Bestimmung des Begriffes 'Buch' denken (s. A. 8). Wie gross ein solches in einem Band enthaltenes 'Buch' sei, ob und wieviele bekanntlich ja ebenfalls *libri* oder 'Bücher' genannte Unterabteilungen es zähle, das bildet eine Frage für sich, die in unserm Zusammenhang nicht nur ganz unwesentlich, sondern geradezu unpassend erscheint. Jenes Urteil gilt so gut von einer Rolle oder einem Kodex mit einem einzigen Gesang aus Homer (vgl. Ulpian a. a. O. § 2) als von einer Rolle oder einem Kodex mit allen 48 Büchern beider Epen, wie ihn Ulpian (§ 1) ausdrücklich als einen *liber* rechnet. Man wundert sich, wie Birt (Buchw. S. 100) und mit ihm Krüger (Sav.-Zeitschr. VIII (1887) S. 81 m. A. 4 f.) gegen die letztere Aufstellung Ulpians aus des Paulus eben erläuterten einfachen Worten eine Polemik herausinterpretieren können. Anfechtbar scheint mir ihre Meinung, Paulus habe bei den 'Büchern' eines Testaments bloss an *liber* als Teilungsprinzip gedacht und demgemäss etwa jenes *volumen Homeri* als 48 *libri* notiert. — Ebenfalls unzutreffend, wie ich meine, wird neuerdings Ulpians Zitat aus C. Cassius behandelt: *et Gaius Cassius scribit deberi et membranas libris legatis*. Obschon in der ganzen *lex* überhaupt nur von eigentlichen Schriftwerken die Rede ist, und nach der gerade darauf als Pointe abhebenden Argumentation Ulpians in diesen *membranae* notwendig der Begriff der Kodexform steckt, sucht man ihrer einzig möglichen, nach

Salmasius bereits von Géraud (S. 132), späterhin wieder von Rohde (S. 1548) vertretenen Deutung als litterarische Pergamentkodizes um jeden Preis zu entgehen. H. Landwehr (Anz. S. 372; Arch. S. 423 f.) will bei Cassius den die Buchform betreffenden Gegensatz zwischen *libri* und *membranae* ohne die geringste Berechtigung auf einen solchen des Stoffes (Papyrus und Pergament) hinausspielen. Birt (S. 98) spricht unsern *membranae* den Charakter von 'Büchern' ab und billigt jetzt (C. B. 17, 1900 S. 562) die im Wortlaut nicht begründete Dziatzkosche (Unters. S. 133 f.) Auffassung als 'litterarische Entwürfe'.

12) Noch im vierten Jahrhundert heisst es z. B. von der vielbesprochenen Umschrift der Pamphileischen Bibliothek in Pergamentkodizes Hier. ep. 34 (22 Sp. 448 Migne) *Beatus Pamphilus Martyr . . . vel maxime Origenis libros impensius prosecutus Caesariensi Ecclesiae dedicavit: quam ex parte corruptam Acacius dehinc et Euzoius eiusdem Ecclesiae sacerdotes in membranis instaurare conati sunt.* Ein griechischer Vermerk in einer Wiener Handschrift des Philon (vgl. C. Haebler, C. B. VII 1890 S. 286) sagt vom gleichen Vorgang: *Ἐνζώως ἐπίσκοπος ἐν σωματίοις (= in codicibus) ἀνενώσατο.*

13) Dig. XXXII 52 § 5 *Unde non male quaeritur, si libri legati sint, an contineantur nondum perscripti. et non puto contineri, non magis quam vestis appellatione nondum detexta continetur. sed perscripti libri nondum malleati vel ornati continebuntur: proinde et nondum conglutinati vel emendati continebuntur: sed et membranae nondum consutae continebuntur.*

Bas. XLIV 3, 50 § 5 (IV S. 382 Heimbach) *Καὶ τὰ οὐ περιέχονται τῷ ληγᾶ τῶ τῶν βιβλίων, ὡς τὰ μὴ τελείως γραφέντα. εἰ δὲ ἐγγράφη μὲν, ἄρραφα δὲ τέως εἰσὶν ἢ ἀναμφίστα, περιέχονται. καὶ ἐσθῆτος γὰρ ληγατευομένης τὰ μὴ πῶ ἢ φανθέντα οὐ περιέχονται.*

Instruktiv ist wieder die Redeweise des Römers. Zunächst scheinen für ihn bei der Frage nach der Technik der *libri legati* einzig Rollen in Betracht zu kommen und zwar nur solche aus Papyrus. Er sprach da eben *a potiori*. Sogleich aber wird er seine Ungenauigkeit gewahr. Es giebt ja noch eine andre Art von *libri*, der er selber volle Gleichberechtigung einräumen musste. So nimmt er denn nachträglich auch auf die Kodizes, die *membranae* die gebührende Rücksicht. Aus diesem Ergänzungsverhältnis zwischen *libri* und *membranae* einen Kontrast von 'Buch' und 'Nicht-Buch' zu machen (Birt S. 98) ist darum schwerlich angängig. Für den Basilikenschreiber, den ich dem Ulpian gegenüberstelle, war jene Zweiteilung nicht mehr nötig. In seiner Zeit hatte man bloss noch Kodizes. Somit liessen sich unter äusserlich in ihrer Herstellung nicht vollendeten Büchern oder Bänden nur *βιβλία* ohne Heftung (*ἄρραφα*) oder ohne Einbanddecke (*ἀναμφίστα*) verstehen. Dass entsprechend auch Ulpian's *membranae nondum consutae* als noch ungeheftete Pergamentkodizes zu erklären sind, hat sonst kein Gelehrter, der sich auf die Worte einliess, verkannt. Wattenbach (Schriftw. ³ S. 175 f.) allein dachte ans 'Zusammennähen von Membranen zu einer Rolle'.

14) Vgl. Encyclopaedia Biblica III (1902) Sp. 3586 u. d. W. *Parchment*.

15) Man findet hier eine gänzlich ähnliche Erscheinung wie vorhin (A. 13) bei Ulpian. Der Apostel verlangt seine Bücher zurück. Er braucht den in seiner höheren inhaltlichen Bedeutung von Stoff und Form absehenden allgemeinen Ausdruck (*τὰ βιβλία*). Plötzlich tritt ihm aber nun die dem Worte doch anhaftende Zweideutigkeit ins Bewusstsein. Gemeinhin dachte man, wo von 'Büchern' die Rede

war, ausschliesslich an Rollen, in der Regel aus Papyrus. Für ihn selber hätte eine derartige Auffassung seines Auftrags darum die unangenehmsten Folgen gehabt, weil es ihm ja gerade auf den ungewöhnlich gestalteten Teil der Bücher, auf die Kodizes in erster Linie ankam. So fügt er denn, um jedes Missverständnis zu verhüten, weislich hinzu: *μάλιστα [δὲ] τὰς μεμβράνας*. Die von den meisten Handschriften gebotene Partikel *δέ*, an die sich die Gegner unserer Interpretation (Zahn, Dziatzko s. u.) als vermeintliche Stütze anklammern, kann uns nur willkommen sein. Wie in der Ulpianstelle (*libri — sed et membranae*) verstärkt sie den vom Sinn erforderten Nachdruck der korrigierenden Anknüpfung. Wir sehen, die richtige Erklärung des Paulinischen Passus ist nur möglich auf Grund der Buchterminologie der römischen Zeit. Eben darum gingen die späteren Kommentatoren wie Theodor von Mopsuestia und Theodoret (vgl. Zahn II S. 940 f.) so sehr in die Irre. Das Verhältnis von Rolle und Kodex war für sie umgedreht. Mit dem Titel 'Buch' verband man wie noch heutzutage notwendig den Begriff der Klappform. *Βιβλίον* bedeutete 'Pergamentkodex'. Wenn also der Pastoralbrief von *βιβλία*, offenbar als besondere Buchform, noch *μεμβρᾶναι* unterschied, so blieb für sie bloss die natürlich verkehrte Deutung als Rollen. Kaum zuzugender finde ich die Ergebnisse der Neuzeit. Während schon der alte Christian Gottlieb Schwarz (*De ornamentis librorum et varia rei librariae veterum suppellectile dissertationum antiquariorum hexas*, ed. J. Chr. Leuschner, Leipzig 1756) mit vorurteilsfreier Logik das Rechte gefunden (IV 3 S. 129 ff.), plädieren die modernen Autoritäten des Buchwesens (Birt S. 88 f., C. B. 17, 1900 S. 562; Dziatzko, Unters. S. 136 ff.) eifrig für die m. E. entbehrliche Hypothese, des Apostels *membranae* seien keine 'Bücher', sondern nicht-literarischen Charakters, etwa 'geschäftliche Aufzeichnungen'. Man verbaut sich damit das Verständnis des neben den *βιβλία* eindringlich genug redenden (s. den Text) lateinischen Lehnworts. Vgl. Dziatzkos Verlegenheit S. 138 A. 1; Thompson, *Palaeogr.* 3 S. 36. Eine Trennung des Paulus von seinen 'Notizheften' lässt sich schwer glaubhaft machen. Dass er unter anderen Texten, deren Inhalt zu ermitteln uns versagt ist, ein paar teure Kodizes zeitweise zur Lektüre und Abschrift an Mitchristen verlieh, erscheint in hohem Grade plausibel. Zum gleichen Resultat wie Birt und Dziatzko gelangte auch Theodor Zahn's gelehrte und umsichtige Untersuchung in einem Exkurs seiner 'Geschichte des neutestamentlichen Kanons' II (1890) S. 938—942. Für ihn hat darum nichts anderes herauskommen dürfen, weil ihn die vorgefasste Meinung beherrscht, vor 220 habe der (neutestamentliche) Buchkodex nicht existiert (I S. 60 ff. bes. S. 76). Früher kann er ihn deshalb nicht brauchen, weil jener Anfangszeit noch der Kanon fehlte, dieser aber aus dem Sammelprinzip der Kodexform, wie er wähnt, sofort mit zwingender Naturnotwendigkeit hervorgehen musste. Die Wahrheit dieser Folgerung hatte ihm andeutungsweise bereits A. Harnack (Das neue Testament um das Jahr 200, Freib. 1889, S. 33 A.) bestritten. Die vermeintliche Abhängigkeit des Kanons vom Kodex besteht nicht. Erst als das Gefühl der Zusammengehörigkeit einer Schriftengruppe reif war, kam für sie die äussere Vereinigung im Kodex in Frage. Bestehen konnte der lange vorher und er hat lange vorher bestanden. Das glauben wir durch unsre Darlegung zu erweisen. Die hochentwickelte Technik der Kollektivbände bei Martial spottet jeder Anzweiflung. Beachtung verdient dabei u. a. der Titelpuffer mit dem Porträt des Virgil (XIV 186). Und jene Beispiele ragen nicht etwa vereinzelt. Hindurch durch die zwei ersten Jahrhunderte verfolgen wir ohne Unterbrechung das Leben des Kodex. Geradezu zu postulieren wäre schon für diese Epoche neben dem klassischen sein christlicher wie juristischer (s. S. 144) Gebrauch. Um so weniger also sollte man dem die erwünschte Bestätigung bringenden klaren Zeugnis der Paulusstelle gegenüber die

Augen verschliessen. — Eine eigenartige Parallele zu ihr finde ich nachträglich in den apokryphen Barnabasakten, welche nach der Untersuchung von R. A. Lipsius, Die apokr. Apostelgeschichten etc. II 2, Braunschw. 1884 S. 294 ff. (vgl. auch A. Harnack, Gesch. der altchr. Litt. I 1, 1893 S. 139) ein Cyprier bald nach 485 verfasst hat. Bei der Erzählung von dem bekannten *παροξυσμός* zwischen Paulus und Barnabas in Antiochia (Act. XV 39) berichtet der verkappte Autor ('Johannes Markos'), wie unversöhnlich dort der Apostel aus Tarsos ihm selber grollte, weil er die Mehrzahl der *membranae* in Pamphylien behalten. Act. apost. apocr. ed. Lipsius et Bonnet II 2 (Bonnet) 1903 S. 294, 14 f.: *ἡ δὲ πολλή λύπη αὐτοῦ ἦν πρὸς με διὰ τὸ ἔχειν με τὰς πλείους μεμβράνας ἐν Παμφυλίᾳ* (Bonnets Zusatz *καταλιπόντα* oder *κατεσχηκότα* ist unnötig). Unser spätes Machwerk zeigt also in diesem von der Hauptgruppe der Handschriften (Σ bei Bonnet, vgl. praef. S. XXVII) unterdrückten (s. Lipsius a. a. O. S. 276 f. m. A. 1) und auch vom Parisinus 1470 (vgl. Act. apost. apocr. ed. Tischendorf 1851 S. 66 f.) durch eine Randglosse entschuldigtem Abschnitt (§ 6 f.) wiederum Pergamentkodizes (Lipsius S. 281: Pergamentrollen) in intimer Verknüpfung mit Paulus. Der Zug erinnert an die Worte des Timotheusbriefs, erscheint aber in seinem Zusammenhang doch so selbständig und bezeichnend, dass man an Benutzung einer eigenen Tradition glauben könnte. Eine andre Frage ist es, was sich der Pseudonymus unter den hier allein stehenden *membranae* dachte. Vermutlich Kodizes. Das wundermächtige Matthäusevangelium von Barnabae Hand (Act. Barn. § 15. 22. 24), dessen angeblichen Fund die cypriische Kirche gerade damals gegen Antiochlen ausspielte, und das nachher der Kaiser bekam (Lipsius S. 291 ff.), hat mit seinen Holztafelchen (*ἔχον ἐξ θύλων ξύλων τὰ πτυχία*, vgl. Lipsius S. 293 f. u. A. A.) sicher diese Buchform gehabt.

16) Dig. XXXII 102 pr. *Idem libro septimo decimo digestorum. His verbis legavit: 'uxori meae lateralia mea viatoria et quidquid in his conditum erit, quae membranulis mea manu scriptis continebuntur nec ea sint exacta cum moriar, licet in rationes meas translata sint et cautiones ad actorem meum transtulerim'* etc. Vgl. Dziatzko, Unters. S. 131.

17) Dig. II 13. 10 pr. *Gaius libro primo ad edictum provinciale. Argentarius rationes edere iubetur . . . § 1 Edi autem ratio ita intellegitur, si a capite edatur, nam ratio nisi a capite inspiciatur, intellegi non potest: scilicet ut non totum cuique codicem rationum totasque membranas inspiciendi describendique potestas fiat, sed ut ea sola pars rationum, quae ad instruendum aliquem pertineat, inspiciatur et describatur.*

18) Dig. XLI 1. 9 *Gaius libro secundo rerum cottidianarum sive aureorum. — § 1 Litterae quoque licet aureae sint, perinde chartis membranisque cedunt, ac solo cedere solent ea quae aedificantur aut seruntur. ideoque si in chartis membranisque tuis carmen vel historiam vel orationem scripsero, huius corporis non ego, sed tu dominus esse intellegeris. sed si a me petas tuos libros tuasve membranas nec impensas scripturae solvere velis, potero me defendere per exceptionem doli mali, utique si bona fide eorum possessionem nactus sim. § 2 Sed non uti litterae chartis membranisque cedunt, ita solent picturae tabulis cedere etc.*

Gal. inst. II § 77.

Eadem ratione probatum est, quod in chartulis sive membranisque meis aliquis scripserit, licet aureis litteris, meum esse, quia litterae chartulis sive membranisque cedunt.

Itaque si ego eos libros casu membranisque petam nec impensas scripturae solvam, per exceptionem doli mali summovei potero. § 78 Sed si in tabula mea aliquis pinxerit veluti imaginem, contra probatur egs.

19) Add. MS. 34473. In der *editio princeps*, The Journal of philology XXII (1894) S. 248 urteilte er über das Buch weit günstiger: *The writing and spelling are careful and the text good, so that it was probably a copy intended for commercial circulation.* Neuerdings (Palaeogr. 1899 S. 113 f.) stempelt er es zur minderwertigen Privatabschrift: *It is plainly not an elaborately written copy. There is nothing of the appearance of an 'édition de luxe' . . . It may well have been regarded as an inferior class of book to the best papyrus MSS. of the period.* Zu diesem Urteil Kenyons vgl. auch A. 6.

20) Dass bisher die Entscheidung über diese Frage durchweg negativ ausfiel, darf nicht wundernehmen, vgl. Birt, Buchw. S. 104 f., Mommsen, Sav.-Zeitschr. X 1889 R. A. S. 345.

21) Zweifelnd anerkannt wird die Thatsache von P. Krüger, Sav.-Ztschr. VIII 1887 R. A. S. 76 u. A. 2. Die unantik modernisierende inhaltliche Auslegung des Titels *membranae* als intime, anspruchslose 'Notizen' (Birt S. 93 f.) oder 'lose Entwürfe' (Dziatzko, Unters. S. 133 A. 5 a. E.) findet, wie ich glaube, auch an den *codicilli* (nach den Erklärern = Testament) genannten Schmähschriften des Fabricius Veiento (Tac. Ann. XIV 50 zitiert von Birt, C. B. 17, 1900 S. 562 *Haud dispari crimine Fabricius Veiento conflictatus est, quod multa et probrosa in patres et sacerdotes composuisset iis libris quibus nomen codicillorum dederat*) keine Stütze. Das Wort *membranae* hat im litterarischen Buchwesen seine festbestimmte Bedeutung.

22) Dem dritten Jahrhundert weist W. Crönert, Archiv II (1903) S. 361 das Bruchstück zu, die Herausgeber selber (S. 24) dem vierten.

23) Vgl. bes. Birt, Buchw. S. 105 ff., Zahn, Gesch. d. neut. K. I (1888) S. 69 ff., Dziatzko, Unters. S. 140 f. V. Schultze, Rolle und Kodex. Ein archäologischer Beitrag zur Geschichte des Neuen Testaments. Greifswalder Studien — Herm. Cremer dargebracht. 1895 (vgl. Beer und Weinberger in Bursians Jahresh. 98 (1898) S. 194) ist mir nicht zugänglich, s. auch Birt S. 122 m. A. 1.

24) S. Birt S. 104, Dziatzko, R. E. III Sp. 948, Unters. S. 200 f. Dazu kommen zwei schon öfter angeführte juristische Arbeiten. P. Krüger, Über die Verwendung von Papyrus und Pergament für die juristische Litteratur der Römer, Sav.-Zeitschr. VIII (1887) S. 76—85, bes. S. 81 f., der den Wechsel der Buchform unter allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet, und Th. Mommsen, Die Benennungen der Constitutionensammlungen, Sav.-Zeitschr. X (1889) R. A. S. 345—351, der in Anknüpfung an einen früheren Aufsatz über die Holztafel im Archivwesen der Römer (Sardinisches Decret: Herm. II (1867) S. 102—127, bes. S. 115 ff.) den Kodex auf die *tabulae publicae* zurückführt. Die Eingliederung in die von uns skizzierte Gesamtentstehungsgeschichte der Kodexform muss diese isolierten Spezialergebnisse im Einzelnen selbstverständlich ergänzend modifizieren.

25) Vgl. bes. Birt S. 113 ff., Dziatzko, R. E. III Sp. 949, Unters. S. 141.

26) Landwehr, Pap. Berol. Nr. 163 etc. (Gotha 1883) S. 8, Phil. Anz. XIV 1884 S. 373, Arch. f. Lexikogr. VI 1889 S. 422 f. 432. Dagegen schon Dziatzko, R. E. III Sp. 946 f.

27) Plin. n. h. XIII 70 *nox aemulatione circa bybliotheas regum Ptolemaei et Eumenis, supprimente chartas Ptolemaeo, idem Varro membranas Pergami tradit repertas. postea promiscue repatuit usus rei qua constat immortalitas hominum.* — Für 'viel älter als Eumenes' erklärt das 'Pergament' C. R. Gregory, Textkr. des N. T. I 1900 S. 8.

28) Lyd. de mens. ed. R. Wuensch (1898) S. 14, 11—20 *χρόνῳ δὲ ὕστερον ὁ Πτολεμαῖος συμβουλευόντος αὐτῷ Ἀριστάρχου τοῦ γραμματικοῦ τὴν Ῥωμαίων ἀσπάσασθαι προστάσιαν πρῶτος χάρτην ἀποστείλας τὴν Ῥώμην ἐξένισεν. ἀντευδοκιμεῖται δὲ ἡμῶς παρὰ τοῦ Περγαμηνοῦ Ἀττάλου, Κράττης τοῦ γραμματικοῦ ἡγησαμένου τῆς σπουδῆς πρὸς ἔριν Ἀριστάρχου τοῦ ἀντιτέχνου αὐτοῦ. δέρματα γὰρ τὰ ἐκ προβάτων ἀποξέσας εἰς λεπτὸν ἔστειλε τοῖς Ῥωμαίοις τὰ λεγόμενα παρ' αὐτοῖς μέμβρανα εἰς μνήμην δε τοῦ ἀποστείλαντος ἔτι καὶ νῦν Ῥωμαῖοι τὰ μέμβρανα Περγαμηνὰ καλοῦσιν.*

Boisson. Anecd. Gr. I S. 420

ὁ δὲ Πτολεμαῖος ἔχων Ἀρίσταρχον γραμματικὸν συμβουλευσάμενον αὐτῷ

ἀπέστειλε πρῶτος χάρτην εἰς Ῥώμην καὶ ἐξένισεν αὐτούς. φθονήσας δὲ τῷ Ἀριστάρχῳ Κράττης ὁ γραμματικὸς ὑπάρχων μετὰ Ἀττάλου τοῦ Περγαμηνοῦ

ἐκ δερμάτων ἔκαμε μεμβράνας καὶ ἐποίησε τὸν Ἀττάλον ἀποστεῖλαι αὐτὰς εἰς Ῥώμην

ἴθην εἰς μνήμην τοῦ ἀποστείλαντος μέχρι τοῦ νῦν περγαμηνὰς τὰς μεμβράνας καλοῦσιν.

29) Vgl. Wattenbach, Schriftw. ⁸ S. 161f. Zufrieden giebt sich mit der Annahme opisthographen Pergamentrollen Dziatzko, R. E. III Sp. 947.

30) *Catullus et in eum Isaaci Vossii observationes.* Lond. 1684 S. 51 *Primus qui libros quadratos sive codices membraneos facere instituit, is ut puto fuit Attalus rex, cuius demum aetate innotuit facilius ratio emundandi pelles ab utraque parte, cum antea non nisi ab una parte conscriberentur, quemadmodum fit in voluminibus.* Dass er selber die schwache Fundamentierung seiner These doch noch empfand, zeigen seine späteren Worte: *Cacterum quamvis codicum membraneorum, id est librorum quadratorum usus ab Attalo demum incoeperit, non tamen cessavit prior ratio, quin potius non tantum Catulli et Ciceronis seculo, sed et aliquamdiu postea totae, ut diximus, bibliothecae e solis componebantur voluminibus, nulla facta membraneorum codicum mentione.*

31) In der ersten Bearbeitung des Werkes (Becker-Marquardt V 2 [1867] S. 398f.) waren die Konsequenzen der Theorie für den Kodex als Sammelband noch schärfer gezogen als jetzt in der neuen (Marquardt-Mommsen VII 2 ² [Mau] 1886 S. 819f.).

32) Den bezeichnenden Zusatz hat erst die zweite Auflage I ² (1892) S. 336f, vgl. I ¹ (1886) S. 310f.

33) Seine zwei teilweise genau übereinstimmenden, teilweise aber auch unvermerkt kontrastierenden Aufsätze, die Rezension von Birts Buchwesen, Philol. Anzeiger XIV 1884 S. 357—377 (hierhergehörig S. 374f.) und die 'Studien über die antike Buchterminologie', Abschnitt VI 'Der Übergang von der Rolle zum Codex', Arch. f. lat. Lexikogr. etc. VI 1889 S. 419—433 (bes. S. 429) scheinen mir nicht durchweg einwandfrei.

34) Gött. gel. Anz. 1882 S. 1537—1563, jetzt in den 'Kleinen Schriften' II (1901) S. 428—448, vgl. bes. S. 1546 (bezw. 435). Rohde spricht da von 'Pergamentrollen oder Pergamentcodices' der 'grossen Bibliotheken (vornehmlich der pergamenischen)' allerwenigstens zu Varros Zeit.

35) C. Haebelin, Beiträge zur Kenntnis des antiken Bibliotheks- und Buchwesens III Zur griechischen Buchterminologie, C. B. VII 1890 S. 271—302. — Anhänger der Rohdeschen Anschauung vom 'ziemlich frühen Vorkommen von Membranhandschriften der Litteraturwerke' (S. 283), obgleich uns aus der 'vorchristlichen Zeit und den ersten beiden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung so wenig Material zu Gebote steht' (S. 288), bescheidet er sich zu den wenig sagenden Vermutungen, die unterste Schrift (Sallusts Historien?) des Kärnthener doppelten Pliniuspalimpsestes reiche bis etwa ins dritte Jahrhundert (S. 281—283) und die 'Kodifizierung' der griechischen Anthologie sei im zweiten oder dritten Jahrhundert erfolgt (S. 287f.).

36) C. Wachsmuth, Pentadenbände der Handschriften klassischer Schriftsteller, Rh. M. 46 (1891) S. 329—331. Vgl. dazu Beer und Weinberger in Bursians Jahresh. 98 (1898 III) S. 194f.

37) Gött. gel. Anz. 1900 S. 30: Rezension des zweiten Bands der Oxyrhynchospapyri. — Herrschend scheint die Ansicht von der koinzidenten Einführung des Pergaments und der Kodexform auch bei den Theologen. Vgl. z. B. C. R. Gregory, Textkr. des N. T. I 1900 S. 10 (vorsichtig) und Encycl. Bibl. 1902 Sp. 3586 (s. v. Parchment); anders Deissmann ebenda Sp. 3557 (s. v. Papyri).

38) Galen, Comm. I zu *Ἱπποκράτους κατ' ἡτρεῖον βιβλίον* XVIII 2 S. 630 Kühn. *τινὲς μὲν γὰρ καὶ πάνυ παλαιῶν βιβλίων [παλαιὰ βιβλία Cobet] ἀνευρεῖν ἐσπούδασαν πρὸ τριακοσίων ἐτῶν γεγραμμένα, τὰ μὲν ἔχοντες [ἐνόητα Rohde] ἐν τοῖς βιβλίοις, τὰ δὲ ἐν τοῖς χάρτοις, τὰ δὲ ἐν διαφόροις φιλύραις, ὥσπερ τὰ παρ' ἡμῶν ἐν Περιγύμφῳ.* Einen Schaden fand man meist bloss in der schwierigen Gruppe ἐν διαφόροις φιλύραις und brauchte zu seiner Heilung unbedenklich die Cobetsche (Mnemosyne VIII 1859 S. 436) Radikalkur: τὰ δὲ ἐν διφθέραις, welche jenen ungewöhnlichen Ausdruck in die ganz gewöhnliche Verbindung von χάρται und διφθέραι, d. h. Papyrus- und Pergamentrollen verwandelt. Die handschriftliche Verwechslung von διφθέραι und διαφόροι hat der Holländer später (Mnemosyne N. S. III 1875 S. 233f.) in der That durch ein weiteres Galensches Beispiel (XVII 1 S. 922) belegt, und einen dritten aus Dittographie zu erklärenden Fall kann ich aus dem Aristeebrief anführen. § 176 heisst es hier: *παρελθόντων δὲ σὺν τοῖς ἀπεσταλμένοις δώροις καὶ ταῖς διαφόροις διφθέραις . . . ἐπηρώτα (ὁ βασιλεὺς) περὶ τῶν βιβλίων,* und jenes seltsame Adjektiv klammert Mendelssohn ein. Allein das Übel ist doch nur weitergeschoben. Die raren *φιλύραι* dürfen wir nicht als von einem *sciolus* eingeschmuggelt über Bord werfen. Wir müssen suchen sie zu verstehen. Ich kann jetzt nur kurz andeuten, dass man in diesen *φιλύραι* die Nachfolger der alten *βύβλοι*, d. h. Bastrollen vor sich hat. Die starben eben auch nach dem Eindringen der *charta* nicht völlig aus. Fürs dritte Jahrhundert bezeugt uns ihren vereinzelt Gebrauch Ulpian (A. 11) und Martianus Capella (II 136) gar noch fürs fünfte. Die herrschende Ansicht freilich, welche *βύβλος* und Papyrus von Anfang an identifiziert (vgl. A. 8), weiss mit der *philyra* nichts Rechtes anzufangen. Sie wegzuschaffen, scheint man nicht einmal das Experiment, der Stelle des Juristen Ulpian 'die Beweiskraft zu nehmen' (vgl. Landwehr, Arch. f. Lex. VI 1889 S. 224f.). Die so deutlich redenden 'Baststreifen' (*philyrae*) beim Plinius (XIII 74) werden hinauskonjiziert (Birt, Buchw. S. 230. 243). Auch Dziatzko (Unters. S. 77) bringt eine Änderung in Vorschlag. Von *βιβλία ἐν φιλύραις ὥσπερ τὰ παρ' ἡμῶν ἐν Περιγύμφῳ* spricht nun Galen. Also in Pergamon kannte man

ebenfalls noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Rollen aus Bast. Die Nachricht von der Verwendung dieses weiteren Surrogats wird uns nach den attalidischen Antezedenzen (Pergament) gerade dort am wenigsten befremden. Sie macht uns auch misstrauisch gegen das Bestreben der Gelehrten, die lehrreiche Überlieferung zu dem selbstverständlichen Hinweis auf die pergamenische Provenienz der Membranrollen umzubiegen. Abzuweisen wäre also, um von Marquardt (II² S. 820 A. 2) unwahrscheinlichem Einfall *ἐν διφθερίναις φιλόραις* zu schweigen, ausser der Cobetschen Änderung auch Dziatzkos (Unters. S. 44 A. 4) umstellender Kompromiss *τὰ δὲ ἐν φιλόραις καὶ διφθέραις*. Jener gleichen Versuchung war vielleicht schon irgend ein antiker Leser erlegen, der bei dem Wortlaut *τὰ δὲ ἐν χάρταις* (zu dieser ungewöhnlichen Form vgl. Dziatzko, Unters. S. 44 A. 3) *τὰ δὲ ἐν φιλόραις*, *ὡσπερ τὰ παρ' ἡμῶν ἐν Περγάμῳ* stutzend neben den *χάρται* statt der ihm unklaren *φιλόραι* wie sonst die *διφθέραι* erwartete und das Substitut auch hinschrieb. Nachher in den Text gedrungen, hätte sich *διφθέραις* vor *φιλόραις* ähnlich wie bei Aristeas (s. o.) vor *διφθέραις* zu dem wenigstens äusserlich befriedigenderen *διαφόροις* umgeformt. Vorhanden ist natürlich auch die Möglichkeit, dass unsre nachträglich verstümmelte Partie ursprünglich etwa lautete: *τὰ δὲ ἐν τοῖς χάρταις, τὰ δὲ ἐν διφθέραις, (τὰ δὲ ἐν) φιλόραις*. Die Folge wäre dann die gleiche wie oben (A. 11) beim Juristen Paulus (und ähnlich bei Ulpian): *tam chartae volumina vel membranae et philyrae*. — Es bleibt uns noch immer der wahre Hauptfehler der Stelle in den Worten: *τὰ μὲν ἔχοντες ἐν τοῖς βιβλίοις, τὰ δὲ ἐν τοῖς χάρταις, τὰ δὲ ἐν φιλόραις* etc. Also drei Sorten der *παλαιὰ βιβλία* zählt uns der Autor auf: 1. *βιβλία*, 2. *χάρται* (Papyrusrollen) und 3. *φιλόραι* (Bastrollen). Der unerträgliche Widersinn im vordersten Gliede der Reihe springt sofort in die Augen. Für *βιβλίον* (noch mehr als *βιβλος*) ist uns der alle besonderen Möglichkeiten wie Papyrusrollen (*χάρται*), Bastrollen (*φιλόραι*), Pergamentrollen (*διφθέραι*) umfassende allgemeine Oberbegriff der Buchrolle mit litterarischem Inhalt nicht nur sonst zumal in der Kaiserzeit vorzüglich vertraut (vgl. A. 8), er erscheint folgerichtig auch in den *παλαιὰ βιβλία* des Arztes selbst. *Τὰ μὲν* (sc. *βιβλία* s. o. Cobets Lesung) *ἔχοντες ἐν τοῖς βιβλίοις*: in einem Atem soll er neben *χάρται* und *φιλόραι* als erste Unterart der *βιβλία* wiederum *βιβλία* nennen! Das ist undenkbar. Kein Wunder, dass die Hinnahme, ja Ausbeutung eines derart verwirrten Passus durch fast alle Interpreten verhängnisvoll gewirkt hat. Kopfzerbrechen machte der Kontrast zwischen *βιβλία* und *χάρται*. Fasste man die letzteren richtig als Papyrusrollen auf, so geriet man ins Gedränge mit den ersten. Die mussten sich denn wohl gar zu *codices cerati* stempeln lassen (Marquardt). Wer umgekehrt die Papyrusrollen in den *βιβλία* suchte, für den wurden die *χάρται* Papyruskodizes (Rohde S. 1517) oder einzelne Papyrusblätter (Birt, Buchw. S. 503 f., Dziatzko, Unters. S. 44. 92. 133 A. 4. 136 A. 1). An Dziatzkos unplausibler Vorstellung von den 'Einzelblättern' aus Papyrus (*χάρται*) oder Pergament (*διφθέραι*) trägt dieser illusorische Beleg mit die Hauptschuld (vgl. A. 8). Wie kam aber jene fatale Korruptel zustande und wie ist sie zu heben? Die von Landwehr (Anz. S. 374 f. A. 7), dem einzigen, der den wunden Punkt erkannte, vorgeschlagene Einrenkung des Satzes durch Vorausnahme der *βιβλία* und Reduktion der Antithese auf *χάρται* und *φιλόραι* (*ἔχοντες ἐν τοῖς βιβλίοις τὰ μὲν ἐν*

τοῖς χάρταις, τὰ δὲ ἐν διφθερίναις φιλόρταις sic) wäre kühn und pleonastisch ungeschickt zugleich. Ratsamer dünkt es mir, nach dem eigentlichen Ausdruck für die erste Form der 'Bücher' zu fahnden, der heute durch die einst dem Verfasser oder einem massgebenden Schreiber von vorher im Sinne gebliebenen und versehentlich nochmals in die Feder geflossenen βιβλία verdrängt ist. Zwei Parallelstellen, die Cobet (Mnemos. 1875 s. o.) aus Galen zitiert, bieten in verwandtem Zusammenhang als Eventualitäten von Textniederschriften jeweils χάρται, διφθέραι und δέλτοι. Analog könnten in unserem Falle die παλαιὰ βιβλία enthalten sein τὰ μὲν — ἐν ταῖς δέλτοις, τὰ δὲ ἐν τοῖς χάρτοις, τὰ δὲ ἐν [διαφύροις] φιλόρταις oder τὰ δὲ ἐν διφθέρταις, <τὰ δὲ ἐν> φιλόρταις κτλ.

39) Rohde S. 1549 f., schon vorher Birt S. 107 m. A. 4, nachher Landwehr, Anz. S. 373, Arch. S. 428. Man benutzte aus der Epistel für τεῦχος = codex nur den einen bei Josephus (XII § 108—110) nicht genau wiedergegebenen Satz von der fertigen griechischen Übertragung der νομοθεσία § 310 καθὼς δὲ ἀνεγνώσθη τὰ τεύχη, στάντες οἱ ἱερεῖς . . . εἶπον. An Rollenform zu denken hätte schon hier der damalige Usus des griechischen wie des jüdischen Schriftwesens verlangt. Rein unmöglich aber war jeder Zweifel, wenn man die frühere (§ 176 f.) Beschreibung der von den Delegierten mitgebrachten hebräischen Originalmanuskripte verglich. Nachdem diese des Aufrollens (ἀνελίσσειν) bedürftigen διφθέραι (vgl. A. 38) mit ihren Futteralen (ἀνεκλήματα), ihrem feinen, unsichtbar zusammengefügteten Pergament (ὀμῆν) und ihren Goldbuchstaben (χρυσογραφία) aufs unzweideutigste charakterisiert sind, steht zum Schluss auch von ihnen jener fragliche Terminus τεῦχος. Der sonst fast wörtlich mit der Vorlage übereinstimmende Josephus (XII § 90 f.) nimmt statt dessen die weniger rare Bezeichnung βιβλίον:

<p>Aristeasbr. § 179 κελεύσας δὲ εἰς τάξιν ἀποδοῦναι τὰ τεύχη, τὸ τρηκικῶτα ἀσπασόμενος τοὺς ἀνδρας εἶπε.</p>	<p>Jos. XII § 91 κελεύσας δὲ τὰ βιβλία δοῦναι τοῖς ἐπὶ τῆς τάξεως, τότε τοὺς ἀνδρας ἡσπάσατο.</p>
---	---

Zu den beiden Aristeasstellen vgl. übrigens auch die zutreffende Bemerkung von Zahn, Gesch. d. n. K. I S. 66 f.

40) Birt (S. 90 ff.) hat für τεῦχος = codex eine ähnliche Grundbedeutung angenommen, wie sie bei den mittelalterlichen Sammelkodexnamen pandectes und bibliotheca (vgl. Wattenbach ³ S. 152 ff. 156 f.) thatsächlich feststeht: capsula oder Rollenbehälter. Blass (Handb. I ² S. 338 u. A. 3) und Thompson (Palaeogr. ² S. 55) pflichten ihm bei trotz Rohdes (S. 1549 m. A.) Einwurf, dass 'für τεῦχος als capsula jedes Zeugnis fehle'. Von der Birt'schen Deutung sind auch die Vorschläge Landwehrs (Arch. S. 429 'grössere Raumeinheit' — trotz S. 428) und Dziatzkos (Unters. S. 134 A. 2 'Hülle, Band') nur scheinbar verschieden. Hüten muss man sich vor allem, dem Worte einen Kollektivbegriff zu vindizieren. Dass es im Gegenteil ursprünglich eher einem kleinen Faszikel mit einer Einzelschrift gilt (vgl. u. a. Πεντάτευχος und dazu Zahn S. 66), tritt gerade in den ersten christlichen Jahrhunderten deutlich hervor (s. auch A. 69). Nehme ich hinzu, dass τεῦχος von Hause aus 'ein allgemeiner Ausdruck für Buch' (vgl. Wattenbach S. 152) ohne Ansehen der Form war, so wird mir ein verengernder Übergang von dem allgemeinen Sinn 'Schreibzeug, Schreibmaterialien' zu dem spezielleren 'Schreibstoff, Schreibmaterial'

wahrscheinlich, zumal ich Spuren einer analogen Entwicklung bei *γραμματεῖον* zu finden meine. Zahns (S. 67 A. 1) Auffassung von *τεῦχος* (vgl. *σεῦθος*) als 'Gerät, Werkzeug' (vgl. *paratura, instrumentum* = 'Litterator') krankt m. E. an allzu ungreifbarer 'Weitschichtigkeit'.

41) Anthol. Pal. IX 239, Nr. XXIX S. 85 Rubensohn, v. 1 f. *Βιβλῶν ἢ γλῶ-
κερῆ λυρικῶν ἐνὶ τεύχεϊ τῷδε | πεντὰς ἀμμήτων ἔργα φέρει χαρίτων.*
Auch die Interpretation dieser Verse stand im Bann des Irrtums, *τεῦχος* bezeichne notwendig den Kodex. Für einen Pergamentkodex entschied sich in unserem Fall Rohde (S. 1548 f.), Landwehr sagt der Papyruskodex besser zu (Anz. S. 372 f., Arch. S. 428). Eben um jenem vermeintlichen Zwang zu entgehen, hatte Birt (S. 89 ff.) seine Zuflucht zur Rollenschachtel genommen. Freier blickt erst Zahn (S. 67 A. 1) mit der Erkenntnis, die fünf Anakreonbücher 'in einem Bande' könnten 'eine zierlich geschriebene Papyrusrolle' gewesen sein.

42) Vgl. A. 28. *δέρματα γὰρ τὰ ἐκ προβάτων ἀποξέσας εἰς λεπτὸν ἔστειλε τοῖς Ῥωμαίοις τὰ λεγόμενα παρ' αὐτοῖς μέμβρανα (Lydus) — ἐκ δερμάτων ἔκαμε μεμβράνας καὶ ἐποίησε τὸν Ἄτταλον ἀποστεῖλαι αὐτὰς εἰς Ῥώμην (An. Boiss.).*

43) *δέρματα τὰ ἐκ προβάτων ἀποξέσας εἰς λεπτόν* vgl. A. 28. 42.

44) Birt, Buchw. S. 52, Marquardt ² S. 819 A. 2, Blass I ² S. 336, Thompson ² S. 36, Wattenbach ² S. 113 f. m. A. 2. Seit dem Ende der Republik brauchte man den damals doch bereits mit dem Begriff der Kodexform verknüpften Namen *membranae* daneben meist auch noch von jenen alten Pergamentrollen. *Membranae Pergami repertas* hörten wir ja z. B. Plinius aus Varro zitieren (A. 27). Die Kundigen wussten Bescheid. Einer ganz korrekten Bezeichnung wie *volumina in membrana* bedurfte höchstens die Definition des Juristen (A. 11). Umgekehrt wurde das ursprünglich nur den Lederrollen gebührende Wort *διφθέρει* unbedenklich nicht allein auf die Pergamentrollen (vgl. z. B. Galen A. 38; Thompson S. 35 f.), sondern selbst auf die Pergamentkodizes übertragen. Ein vermutliches Beispiel aus Cicero wurde oben (A. 10) angeführt. Ein andres aus Libanios giebt Birt, Buchw. S. 503.

45) Vgl. ausser den griechischen Stellen (A. 28) Hier. ep. VII (22 Sp. 339 Migne) *Chartam defuisse non puto, Aegypto ministrante commercia. Et si alicubi Ptolemaeus maria clausisset, tamen rex Attalus membranas a Pergamo miserat, ut penuria chartae pellibus pensaretur. Unde et Pergamenarum nomen ad hunc usque diem, tradente sibi invicem posteritate, servatum est.*

46) Berl. phil. Wochenschr. XXI (1901) Sp. 686 (Rezension von Dziatzkos Unters.).

47) Besonders eifrig focht für die Gleichberechtigung des Papyruskodex Landwehr, Anz. S. 368, Arch. S. 420, derselbe, der sich anderwärts im direkten Gegensatz dazu veranlasst sieht, 'die Membrane' als 'die Brücke' zu betrachten, 'über welche das Kodexformat sich Eingang verschaffte'. Neuerdings geben U. v. Wilamowitz-Müllendorff (Gött. gel. Anz. 1900 S. 30) und R. Wünsch (Sp. 690 s. A. 46) dem Gedanken an des *codex chartaceus* Selbständigkeit Raum.

48) Vgl. Schwarz a. a. O. S. 140 (IV 7). N. Alianelli, *Dei libri presso i Romani. Cenni storici*. Vortrag. Napoli 1866 S. 7. W. Crönert, Denkschr. betr. eine deutsche Papyrusgrabung, Bonn 1902 S. 4. S. auch Kenyon, Paläogr. S. 19 f., Wilcken, Archiv I S. 366.

49) P. Brit. Mus. 126 in Kenyons Classical Texts 1891 S. 81 ff. mit pl. VI, vgl. dess. Verf. Palaeogr. S. 25, 105 f. 116. S. auch Birt, Buchw. S. 120 A. 8.

50) Vgl. meine Bemerkungen zu der im Druck befindlichen Ausgabe von Deissmann (Heidelberg C. Winter) S. 3.

51) S. die eben erscheinende Publikation von C. Schmidt.

52) Kodizes anzunehmen traute er sich nur bei 'sicherer Faltung' (Unters. S. 143 f.). Alle übrigen opisthographen Papyrusfragmente litterarischen Inhalts (einseitig beschrieben ist bloss die Achmimer Homerparaphrase S. 218 Nr. 32 Haebelr.), für welche die Herausgeber mit gutem Grund die gleiche Diagnose gestellt, zählte er lieber seinen Blätterhaufen zu (S. 128 f.). Durch ein Versehen erscheint darunter sogar die nachher (S. 145 ff.) von ihm ausdrücklich als Chartakodex anerkannte Berliner *Ἀθηναίων Πολιτεία* (S. 346 Nr. 102 Haebelr.). Bezüglich des Genfer Menander (S. 127 f.) hat Dziatzko seinen Zweifel an der Kodexform im Nachtrag (S. 206) noch selber eingeschränkt.

53) Proben bieten die *Ascensio Iesaiæ* der Sammlung Amherst (I 1 S. 2 mit pl. III—IX) s. V/VI und die Heidelberger Septuaginta (A. 50) vgl. S. 3f. u. Taf. 55 f.

54) Vgl. Schwarz S. 152 f. (IV 11); Wattenbach S. 105. 149 (Papier).

55) Vgl. U. Wilcken, Die Achmim-Papyri in der Bibliothèque Nationale zu Paris, Sitzungsab. d. Berl. Ak. 1887 II S. 807.

56) Vgl. die *Ascensio Iesaiæ* (A. 53) S. 2. Einen Stoss erfährt also das vermeintliche Sondergesetz des Papyruskodex (Abwechsalung von Rekto und Verso). Vergl. ausser meinen Notizen zur Heidelberger LXX—Ausg. S. 3 m. A. 5 W. Weinberger, Bursians Jahrb. 106 (1900 III) S. 184. S. auch Dziatzko, Unters. S. 144 A. 1.

57) W. Weinberger, Zeitschr. f. öst. G. 52 (1901) S. 41. Gründlich widerlegt haben die Funde jedenfalls die schon in Dziatzkos Unters. (S. 143) vermiedene Ansicht (Kenyon, Palaeogr. S. 24f., W. Crönert, Denkschr. S. 4) von des Papyruskodex später Entstehung und geringer Verbreitung. Vgl. Grenfell und Hunt, P. Oxy. II S. 2 f.

58) s. III/IV Hsg. von U. Wilcken a. a. O. (A. 55. 52) S. 816 ff. vgl. 809.

59) Hsg. von K. Wessely, Mitt. P. R. II/III (1887) S. 76 ff., bei Haeblerin S. 274 Nr. 71.

60) Grenf. II (1897) 111 S. 161 Z. 27 f. *βιβλία δερμάτινα καὶ ἰμοίως χαρτία γ*. Vgl. Haeblerin, C. B. 14 (1897) S. 475 f. Nr. 175, Dziatzko, Unters. S. 137 A. 1, Deissmann, Heidelb. LXX S. 7 A. 3.

61) Es neigt dazu Dziatzko, Unters. S. 128. 143. 153, der sich (S. 128) auch über die technische Zusammensetzung der Papyrusdoppelblätter und die dadurch ermöglichten Buchformate nicht klar ist. Vgl. meine Bemerkungen (A. 50) S. 4f. Über Foliohandschriften auf Papyrus s. W. Crönert, Beil. z. Allg. Ztg. 1903 Nr. 44 (24. Febr.) S. 351 f. — Für die allgemeine Frage nach den Schreibmaterialien dürften unsere Notizen zum Chartakodex genugsam erwiesen haben, dass Kenyons (Palaeogr. Kap. VI *the transition to vellum*, vgl. dazu U. Wilcken, Archiv I S. 370) Vorstellung, seit dem vierten Jahrhundert sei für litterarische Zwecke der Papyrus fast ausnahmslos und mit einem Schlag dem Pergamente gewichen, etwas zu weit ging. Diesem Urteil mangelt m. E. eine rechte Schätzung des Wertverhältnisses beider Stoffe (vgl. A. 6. 19). Was Kenyon (S. 25. 119) bloss den Kopten einräumen wollte, gilt in Wahrheit nicht allein von allen christlichen Werken, sondern in entsprechendem Massstab auch von der klassischen Litteratur — in andern Gegenden (vgl. Birt, Buchw. S. 121 ff.) sowohl als besonders in Ägypten.

62) Vgl. K. Zangemeister's Bearbeitung der Wachstafeln aus Siebenbürgen (CIL III 2) und Pompeji (IV Suppl. 1). Für griechische Holztafeln aller Art s. die Angaben von W. Weinberger, Burs. Jahrb. 98 (1898 III) S. 191 und 106 (1900 III) S. 182.

63) Vgl. W. Crönert's und C. Schmidt's regelmässige Berichte im Archiv für Papyrusf. C. Haebelin's 'Griechische Papyri', C. B. 14 (1897) S. 6 und M. Ihm's 'Lateinische Papyri', C. B. 16 (1899) S. 341—357 (vgl. z. B. S. 348 A. 3) hatten die Pergamente leider noch beiseite gelassen.

64) Vgl. Schwarz S. 155 ff. (IV 13), Wattenbach ³ S. 176 ff.

65) Ungegründet ist hier (XIV 184) Haebelin's Annahme von der Verteilung des Homer auf zwei Bände: C. B. VI (1889) S. 482 m. A. 3.

66) Hsg. von C. Wessely, *Hesiodi carminum fragmenta antiquissima*, Stud. z. Palaeogr. u. Papyrusf. I (1901) S. III ff. W. Crönert, Archiv f. Papyrusf. II (1903) S. 347 spricht irrtümlich von einem Pergamentbuch.

67) Vgl. Birt, Buchw. S. 117 m. A. 6, Zahn, Gesch. d. n. K. I S. 62 f. m. A. 1.

68) S. Birt S. 122 f. A. 1, Zahn I S. 75 A. 2.

69) Zahn a. a. O. wird dem Kodex als biblischem Einzelbuch nicht gerecht, vgl. oben A. 40. Die zu seiner Anerkennung nötigen Zeugnisse schwächt er ab. So meint er z. B. bezüglich des vor 250 von den heiligen Handschriften üblichen Terminus *ἀντίγραφα* S. 69 A. 2: 'Es hat nichts zu bedeuten, wenn der Ausdruck oft so lautet, als ob die 'Abschriften' nur je ein biblisches Buch umfassten' etc. — Wer vom Äusseren der frühen altchristlichen Bücher ein Bild gewinnen will, muss in Zukunft auch mit der Kodexform rechnen als wichtigem Faktor neben den Fragen des Stoffes und der Schrift. Der letzteren Bedeutung für die Textgeschichte hat bereits Kenyon gelegentlich (Palaeogr. S. 92 f.) gewürdigt. Seine neueste interessante Arbeit über den Gegenstand (Handbook to the textual criticism of the New Testament 1901, vgl. S. de Ricci, Revue des ét. gr. XV 1902 S. 422) ist mir leider nicht erreichbar. — Erwähnung verdiente noch ein naheliegendes Problem. Welche Stellung nahm das altchristliche Buchwesen zum jüdischen ein? Eine überraschende Antwort darauf gibt Ludwig Blau in seinen anregenden 'Studien z. althebr. Buchwesen und zur bibl. Literaturgeschichte' (25. Jahrb. der Landesrabbinerschule in Budapest, 1902). Wie er selbst auf klassischem Gebiet die Scheidung der Gruppen 'Rolle—Papyrus' und 'Kodex—Pergament' beanstandet (S. 38 f. 43) und den griechisch-römischen Gebrauch des letzteren Stoffes auf orientalisches Muster zurückführen möchte (S. 82 f.), so behauptet er solchen Einfluss besonders nachdrücklich für die Volumina der Christen (S. 43 ff.). Aus Pergament und jüdisch, nicht, wie man glaubt, aus Papyrus und griechisch sollen die Rollen sein, die sich auf christlichen Darstellungen finden. Schon unsere Nachweise über den unjüdischen christlichen Kodex hätten die Hypothese widerlegt. Man kann sich aber auch durch allgemeine Erwägungen von ihrer Unhaltbarkeit überzeugen. Der Charakter des hebräischen und der des urchristlichen Schrifttums sind grundverschieden. Dort haben wir einen in konservativer Heiligung erstarrten Kanon mit übertriebener Betonung des formellen Moments und peinlich minutiöser Regelung von Buchtechnik und Schrift, hier aus der Fülle intensiven innerlich religiösen Lebens quellende und zunächst nur fürs praktische Bedürfnis der Gegenwart berechnete, zwang- und anspruchlose Aufzeichnungen, die aufs Äussere keinen Wert legen und sich mit dem bescheidensten Gewande begnügen. Für sie erschienen einzig passend die billigen und bequemen Bücher der hellenistisch-römischen Welt, in deren Mitte der neue Glaube emporwuchs. Zu einer Nachahmung des schwerfälligen mosaischen Lederrollensystems bestand in den Anfängen des Christentums so wenig ein Anlass wie später, wo das 'neue Testament' selber der Kanonisierung verfiel. Griechisch sind also die *chartae* der christlichen Bilder und übernommen von griechischer Kunst. Die Rolle ward darin sicher auch dann noch geraume Zeit beibehalten, als daneben die Faltform thatsächlich bereits festen Boden gewonnen hatte.

70) Vgl. Schwarz S. 166 ff. (IV 17), Géraud S. 138 f., Wattenbach S. 386 ff. 62, s. auch Dziatzko, Unters. S. 109 A. 2.

71) Vgl. Schwarz S. 155 (IV 12), Géraud S. 141 f. S. auch z. B. Dziatzko, Unters. S. 127 f. 129 A. 1, Birt, C. B. 17 (1900) S. 561 A. 1.

72) Bemerkt und durch Sammlung der Beispiele aufgezeigt von W. Studemund, Ausg. von Seneca, *Quomodo amicitia continenda sit* und *De vita patris* vor O. Rossbach, *De Senecae philos. libr. rec. et em.*, Bresl. phil. Abh. II 3 (1888) S. VI ff. A. Vgl. Blass, Handb. I² S. 325 und Dziatzko, Unters. S. 200 f.

73) Vergl. W. Wattenbach, Über die Hamiltonsche Evangelienhandschrift, Sitzungsab. d. Berl. Ak. 1889 I S. 143—156 bes. S. 146.

74) Dziatzko, Unters. S. 200; ähnlich schon Wattenbach (A. 73) S. 146.

75) s. III Oxy. I 80 (Historischer Pergamentkodex, s. oben S. 145) mit pl. VIII, darnach Wess. Taf. XX Nr. 48. Vgl. Dziatzko, Unters. S. 200.

76) s. I Die Genfer *Archives militaires* (1900), ca. 143 Wess. Taf. V Nr. 9 (Wiener Soldatenmatrikel), a. 156 Wess. Taf. III Nr. 6 (Berliner Soldatenmatrikel), s. III Wess. Taf. XVI Nr. 23 (vgl. A. 77).

77) Als *terminus ante quem* galt meist das Jahr 494 nach der *scriptio* des *Codex Mediceus* (Laur. 39, 1), Faksimile: Z(angemeister u.) W(attenbach), Exempla T. 10, Palaeographical Society I 86, darnach Wess. Taf. XVII Nr. 38, vgl. Thompson, Palaeogr. S. 188 f. Besonders lehrreich für die Schwierigkeit der chronologischen Fixierung ist ein anderer der alten Kapitalvirgile, der sogenannte *Codex Romanus* (Vatic. 3867). Faksimile: Z.-W. 11, Pal. Soc. I 113, darnach Wess. Taf. XV Nr. 34, jetzt: *Codices e Vaticanis selecti phototypice expr. iussu Leonis PP. XIII*, Vol. II *Picturae ornamenta complura scripturae specimina codicis Vat. 3867 etc. phototypice expr. consilio et opera curatorum biblioth. Vatic.* Rom 1902. Nach den schwankenden Urteilen der Früheren (vgl. Dziatzko, Unters. S. 181 f. 189 A. 5) hatte ihn C. Wessely noch 1901 ('Über das Alter der lateinischen Kapitalschr. i. d. Fragm. Nr. 23 der Schrifttaf.' etc.: Stud. z. Palaeogr. und Papyrusk. I S. 1 f.) auf Grund jener mit griechischer Kursive vom Ende des dritten Jahrhunderts zusammenstehenden Papyruskapitale (Tafel XVI Nr. 23 vgl. A. 76) unter 'Lösung der Streitfrage um das Alter der eckigen Majuskelschrift' früh (s. III—IV) ansetzen zu dürfen geglaubt. Inzwischen aber wurde er von L. Traube, Das Alter des *Codex Romanus* des Virgil (*Strena Helbigiana* 1900 S. 307—314) wegen gewisser Abkürzungen (Kontraktionen) fürs sechste Jahrhundert in Anspruch genommen. Die römischen Herausgeber der phototypischen Reproduktion (s. o., praef. S. III f.) gingen wieder gerne um ein Jahrhundert weiter zurück.

78) Cod. Vatic. 3225 s. IV/V. Faksimile: Z.-W. 13, Pal. Soc. I 116 f., darnach Wess. Taf. XVI Nr. 36. Neue vollständige Faksimilierung: vol. I (Rom 1899) der eben (A. 77) erwähnten päpstlichen Serie.

79) Vollzogen ist der Wandel schon in dem Brieffragment vom J. 167 bei Grenfell II 108 S. 157 f. m. pl. V (darnach Wess. Taf. V Nr. 10). Vereinzelt erscheint die neue Form auch in dem Soldatenbrief des zweiten Jahrhunderts Oxy. I 32 S. 61 f. mit pl. VIII (darnach Wess. Taf. XX Nr. 50), durchweg a. 293 Grenf. II 110 S. 159 f. (Quittung) mit pl. V. Über ihr Vorkommen auf den Wachstafeln vgl. Zangemeister, CIL III S. 965. Im Kampfe liegen beide Charaktere noch in dem inschriftlichen Diokletianedikt vom J. 301 (Pal. Soc. II 127, darnach Wess. Taf. VI Nr. 13). Den älteren bieten im dritten Jahrhundert auch die bereits zitierten Stücke Oxy. I 30 [Historiker, Capitale mit unzialen (kursiven) Elementen, s. A. 75] und Fay. X [*mandatum Traiani*, Kursive, s. A. 3].

80) *Some observations and experiments on the papyri found in the ruins of Herculaneum.* Philosophical Transactions 1821 S. 191—208 mit pl. XIII. XVI. XVII.

XVIIIa = pl. III. VI. VII. VIIIa bei Edward Edwards, *Memoirs of libraries I* (Lond. 1859) zu S. 72. Vgl. Zangemeister, *enarratio* zu Taf. III der *Exempla S. 1*, Wattenbach a. a. O. (A. 73) S. 146.

81) Rustike Kapitale: Davy XVI, Z.-W. 1. 2a. 3 (*Bellum Actiacum*, vgl. jetzt die nach Hayters Stichen gefertigten besseren Tafeln A—H bei W. Scott, *Fragm. Herculanensia*, Oxf. 1885) — Semikursive: Davy XIII. XVIIa, Z.-W. 2b, Davy XVIIc — Kursive: Davy XVIIIa. XVIIb, Fay. X.

82) Dieses zeigt beispielsweise auch der Turiner *Codex Theodosianus* Nr. X bei Studemund (A. 72).

83) Begegnend auch in den oben (Nr. II) erwähnten *Fragmenta Sinaitica*.

84) Vgl. Thompson, *Palaeogr.* S. 199 f.

85) s. V Oxy. I 31. Faksimile: pl. VIII, darnach Wessely Taf. XX Nr. 49.

86) Z.-W. Suppl. 54. Vgl. Thompson, *Palaeogr.* S. 199, Mommsen, *grosse Digestenausgabe I* praef. S. XXVII.

87) Faks.: *Pal. Soc.* II 130, darnach Probe bei Wess. Taf. XX Nr. 46 (durch ein Versehen mit 45 bezeichnet).

88) Erschöpfende Aufzählung bei Studemund (A. 72).

89) Z.-W. 24, bei Wessely Taf. XIX Nr. 40.

90) Taf. 1 in Band II der Mommsenschen *Dig.* — Bis Buch XIII (1. 7) reicht bereits die neue italienische Lichtdruckausgabe der Handschrift: *Iustiniani Augusti Digestorum seu Pandectarum cod. Flor. olim Pisanus phototypice expr.* Vol. I fasc. I. II. *A cura della commissione ministeriale per la riproduzione delle Pandette.* Roma 1902.

91) *Pal. Soc.* II 108, darnach Wessely Taf. XVIII Nr. 39.

92) Als kursive *s* fasse ich jetzt lieber die Buchstabenreste am Ende von Z. 27 und 28 der Vorderseite.

93) Vgl. Mommsen, *Dig. I* praef. S. LXXXII.

94) Über die Zeilenlänge in juristischen Handschriften vergl. P. Krüger's Zusammenstellungen, *Sav.-Z.* VIII 1887 R. A. S. 83 f.

95) Vgl. die Ulpianstelle oben. [*ex bonis patris intestati mortui?* Gradenwitz

96) Auch vom zweiten *s* ist der untere Schlusspunkt erkennbar.

97) Vgl. z. B. *Dig.* XIX 1. 13 pr. (Ulpian) *ait enim (Iulianus), qui pecus morbosum aut tignum vitiosum vendidit, si quidem ignorans fecit, id tantum . . . praestaturum etc., si vero sciens reticuit et emptorem decipit, omnia detrimenta . . . praestaturum ei.*

98) Vgl. z. B. *Dig.* XXXVI 1. 59 § 1 (Papinianus) *fidei filiorum meorum committo, ut, si quis eorum sine liberis prior diem suum obierit, partem suam superstiti fratri restituat, quod si uterque sine liberis diem suum obierit, omnem hereditatem ad neptem meam Claudiam pervenire volo.*

99) Vgl. etwa *Dig.* XXXI 77 § 32 (Papinianus) *A te peto, marite, si quid liberorum habueris, illis praedia relinquas, vel, si non habueris, tuis sive meis propinquis aut etiam libertis nostris.*

100) A. a. O. (A. 72) S. VIII A. g. E.

101) Notae Papianae et Einsidlenses in Th. Mommsen's *Notarum laterculi*, Keils *Grammatici Lat.* IV (1864) S. 327 q 48 — q̄s: Notae Magnonianaes S. 298 q 11.

102) Notae Vaticanaes S. 312 q 5.

103) Notae Lindenbrogianaes S. 298 q 10.

104) Notae Lugdunenses S. 280 q 1, Notae Vaticanaes S. 312 q 33, Studemunds *Gaius* (1874) S. 292, Mommsens *Fragmenta Vaticana* (Abh. Berl. Ak. 1859) S. 387.

105) Gleich *qui* nur Notae Einsidlenses S. 327 q 47.

106) \bar{q} = *qui* allein Notae Magnonianaes S. 298 q 14.

107) Als *qui* nur im Berl. Papinian (s. o. S. 154), *Monatsb. Berl. Ak.* 1879 S. 515.

II. Juristische Bemerkungen von Gradenwitz.

Das vorstehend entzifferte und behandelte Fragment spricht von einer *quarta*. Das Viertel spielt im römischen Erbrecht eine Rolle in mehrfacher Hinsicht, es ist ein Bruchteil, welcher der freien Verfügung des Testators entzogen und einem Berechtigten reserviert ist:

1. Als *quarta Falcidia*: Der Erblasser, dem mehrere Personen teuer sind, kann nicht nur mehrere Erben auf Bruchteile einsetzen; er kann auch einen auswählen, der Vollerbe sein und den Anderen, dem Testator nahestehenden, als Vermächtnisnehmern, Wertobjekte aus der Erbschaft ausfolgen soll. Dann ist mit den Vermächtnissen der Erbe beschwert, der Vermächtnisnehmer bedacht. Wird die Erbschaft durch die Vermächtnisse ganz ausgeschöpft, so dass für den Erben nichts bleibt, so ist das ein Missbrauch, der zur Folge haben wird, dass der eingesetzte Erbe die Erbschaft ausschlägt, und es tritt dann der nächstberufene, eventuell der Intestaterbe an dessen Stelle. Dabei kann das Recht verschieden reagieren: unser B.G.B. fasst die Vermächtnisse als eine dem Erben als solchem obliegende Last und verpflichtet jeden (auch den Intestat- oder, wie es ihn nennt, gesetzlichen Erben) die Vermächtnisse zu tragen. Das römische Recht fasst die Vermächtnisse als nur zu Lasten des Eingesetzten bestehend auf (*a scripto herede* = von ihm weg, *legatur*), und lässt in Folge dessen die Vermächtnisse ausfallen, wenn der eingesetzte Erbe ausschlägt und das Testament zum *testamentum destitutum* wird. Es entsteht daher für das römische Recht eine Schwierigkeit, die dem heutigen fremd ist: wenn der Erbe schier die ganze Erbschaft an Vermächtnisnehmer weitergeben soll und also auf die Rolle eines Testamentsvollstreckers herabgedrückt wird, so wird er in den meisten Fällen die Erbschaft ablehnen: dann aber fallen nach römischem Recht auch die Legate fort, und die übergrosse Sorge für die Vermächtnisnehmer schafft das Gegenteil des Erstrebten. Gegen diese Gefahr hat das römische Recht nach zwei, uns von Gaius II 224 ff. überlieferten Anläufen eine Sicherung darin gefunden, dass die *Lex Falcidia* (tit. D. 35, 2, vgl. Z. 4 d. Textes) dem Erben das Recht gab, unter allen Umständen ein Viertel seines Erbteils für sich zu behalten, und also die Legate nötigenfalls verhältnismässig zu kürzen. Wenn der Testator 1000 im Vermögen hatte und 950 (etwa 570 + 380) an Vermächtnisnehmer vergab, so behielt der Erbe 250 für sich und zahlte nur 750 (450 + 300) aus.

Diese Bestimmung der *Lex Falcidia*¹⁾ vom Jahre 40 vor Christus, in der Durchführung eine der schwierigsten des Privatrechtes, war noch im gemeinen Recht in Geltung. Das B. G. B. hat einen solchen Satz nicht, denn es braucht ihn nicht, weil es, wie oben angeführt, die Vermächtnisse als im Zweifel jedem Erben, auch dem gesetzlichen, auferlegt ansieht.²⁾

2. Die Quart blieb den Römern als geeignete Belastungsgrenze im Sinne: Kaiser Antoninus Pius gestattete es, auch Unmündige zu adrogieren, was bis dahin wegen der Gefahr für des *adrogandus* Person und Vermögen nicht zugelassen wurde. Da umgab er diese *adrogatio* mit Sicherungen, und zu diesen gehörte, dass der *adrogandus* einen unentziehbaren Anspruch auf den vierten Teil des Vermögens des *adrogator* haben solle, wenn dieser stürbe, bevor der *adrogatus* das Alter der Mündigkeit erreicht habe: *quarta divi Pii*: die *quarta* ist die Grenze, bis zu der die freie Verfügung des *adrogator* reicht.

3. Als die Centumviren ein Testament für lieblos und anfechtbar erklärten, das den Nächsten nicht einen Teil des Vermögens liess, wählten sie als Teil die *quarta*, und erst Justinian hat diese *quarta* erhöht auf $\frac{1}{2}$ bzw. $\frac{1}{3}$.

Für unsern Papyrus scheint auf den ersten Blick die *quarta Falcidia* in Betracht zu kommen, deren Ergänzung Aufgabe des Richters ist: allein schon das könnte nur durch die Einzelheiten eines Rechtsfalles erklärt werden, dass gerade der Sohn es ist, der, wenn er *minus quarta* erhalten, zur Quart aufzubessern sein soll, und es zeigt auch die Übertragung auf die Enkel und Urenkel, dass hier ein besonderes Familienerbrecht, nicht aber das allgemeine Recht eines *heres* in Frage kommt. Die *quarta divi Pii* ist aber nicht nur dadurch hier unwahrscheinlich, dass von Enkeln die Rede, da doch der *adrogatus*, um die *quarta* zu beanspruchen, vor der Geschlechtsreife den *pater adrogator* verloren haben muss, sondern es würde auch wohl vom *adrogatus*, nicht lediglich vom *filius*, *nepos* u. s. f. die Rede sein, wenn dieser Fall in Frage käme.

Somit bleibt für unsern Papyrus nur die Annahme, dass er ein Bruchstück aus einer Erörterung über die *quarta* des inoffiziösen Te-

1) Abwandlungen der *quarta Falcidia* bei Universalfideikommissen bietet Paul. IV 2. 3.

2) § 2161: Ein Vermächtnis bleibt, sofern nicht ein anderer Wille des Erblassers anzunehmen ist, wirksam, wenn der Beschwerde nicht Erbe oder Vermächtnisnehmer wird. Beschwerd ist in diesem Falle derjenige, welchem der Wegfall des zunächst Beschwerden unmittelbar zu statten kommt.

staments bietet, und es mag hervorgehoben werden, dass die beiden Heidelberger Stücke, die Paulusreste (P. Heid. 1272) und unser Fragment, von demselben Rechtsinstitut handeln.

Der kleine Ausschnitt zerfällt sachlich in zwei Teile, deren erster sich mit der Frage beschäftigt, wie es zu halten sei, wenn der Sohn zu wenig bekommen hat, der zweite überträgt die Rechte des weggefallenen Sohnes auf den Enkel oder Urenkel nach dem Rechte der sog. *successio in stirpes*. Wie wenig auch leider die Lesung vollständig und lückenlos sein kann, so genügen doch die drei Worte *minus, suppl. . . ., filius*, um uns erkennen zu lassen, dass hier einem Sohne etwas, aber nicht genügend hinterlassen ist, und dass er einen Anspruch zu haben scheint auf Ergänzung bis zur Höhe der Quart.

Nun ist uns folgendes durch Justinian überliefert: 1. In Nov. 18 c. 1. hat er den Pflichtteil von $\frac{1}{4}$ der Intestatportion auf $\frac{1}{3}$, bzw. $\frac{1}{2}$ erhöht.¹⁾ Da unser Stück von einer *quarta* spricht, so muss es zeitlich früher sein, als Justinians Novelle. 2. In C. 3, 28, 30 sagt er, die Vorzeit habe auch dann auf Vernichtung des Testaments erkannt, wenn einem Pflichtteilsberechtigten wohl etwas, aber nicht der ganze Pflichtteil hinterlassen sei. Nur wer ausdrücklich in seinem Testament Ergänzungen bis zur Höhe des Pflichtteils vorschrieb, habe sich salviert. Er, Justinian, erklärt diese ausdrückliche Klausel für überflüssig, vielmehr solle allemal angenommen werden, wer etwas hinterlasse, wünsche, dass es event. bis zum Betrage des Pflichtteils ergänzt werde. Mit diesem Bericht Justinians wurde schwer vereinbart die Stelle Paul. sent. IV 5, 7,²⁾ welche bei unbefangener Betrachtung kaum eine andere Deutung zulässt, als dass, mindestens schon zur Zeit der *Lex Romana Visigothorum*, die gleiche Regel galt; ja, die Fassung dieser Stelle und die Bezugnahme auf die Erbteilungsklage machen es wahrscheinlich, dass sie, unverfälschter Paulus, das Recht der Severischen Zeit widerspiegelt. Nun ist unser Fragment in seinem ersten Teil geradezu eine Parallelstelle zu der zitierten Paulusstelle, und man wird nicht mehr zweifeln dürfen, dass der Rechtssatz, dessen Erfindung Justinian sich zuschreibt, schon von länger her datiert. Dies muss im allgemeinen den Kredit von Justinians derartigen Äusserungen mindern. Es ist für die Kontinuität und stetige Entwicklung des Rechts eine erfreuliche

1) Auch im B. G. B. beträgt der Pflichtteil $\frac{1}{2}$.

2) *Filius iudicio patris si minus quarta portione consecutus sit, ut quarta sibi a coheredibus citra inofficiosi querellam impleatur, iure desiderat.*

Erscheinung, wenn die Zahl der Neuerungen, die wir noch Justinian zuschreiben, sich in etwas verringert. Zu Gute kommen muss dies im Allgemeinen der nachklassischen Praxis, Justinian wird, was sich bei den Klassikern noch nicht fand, einfach als seine That auszugeben sich für berechtigt gehalten haben. Jedenfalls ist der Sinn des ersten Teils unserer Stelle der: Wenn der Sohn weniger als den vierten Teil seiner Intestatportion bekommen hat, so ist dies zu ergänzen bis zum Betrage der *quarta*. Man kann für das Formelle vergleichen: D. 5, 2, 8, 6: *quartam partem eius quod ad eum esset percenturum, si intestatus pater familias decessisset*; den Versuch wörtlicher Restitution wage ich nicht.

Die Erörterung geht sodann über auf den Fall, wo nicht Söhne, sondern Enkel oder Urenkel vorhanden sind, und das Pflichtteilsrecht nicht dem Vater, sondern dem Grossvater bzw. Urgrossvater gegenüber in Frage kommt. Es ist klar, dass in diesem Falle mehrere Enkel zusammen nur soviel beanspruchen können, wie ihr weggefallener Vater, der Sohn des Testators, für sich allein gehabt hätte, und die Worte *pro portione* der vorletzten Zeile scheinen auf dieses Verhältnis hinzuweisen, obwohl der Singular *nepoti vel pronepoti* Bedenken erregt. Man kann zum Vergleiche heranziehen D. 5, 4, 6, pr.: *Sorori, quam coheredem fratribus quattuor in bonis matris esse placuit, quinta portio pro portionibus quae ad eos pertinuit cedit, ita ut singuli in quarta, quam antehac habere credebantur, non amplius ei quintam conferant* und allgemeiner: Paul. IV 5, 6: *Quartae portionis portio liberis . . praestanda est*. Hiernach würde in der zweiten Hälfte unseres Fragments die Thatsache erläutert sein, dass Enkel und Urenkel nach dem sogen. Repräsentationsrecht in die Quart des einzigen Sohnes succedieren. So aufgefasst, ist die Äusserung klar, aber nüchtern; will man einen feineren Fall destillieren, so könnte man an den von Justinian in C. 3, 28, 34 behandelten denken: ein Vater enterbt den Sohn, übergeht dessen Sohn und setzt einen Fremden ein. Wenn nun der enterbte Sohn nach dem Vater stirbt, aber bevor der eingesetzte Fremderbe sich entschieden und dem enterbten Sohn die Möglichkeit gegeben hat, seinerseits die Quart anzustellen oder wenigstens vorzubereiten, so ist, streng genommen, der Enkel übel dran; denn das Recht auf die Quart vererbt sich nicht. Wäre der Sohn vor dem Vater gestorben, so hätte der Enkel die Quart aus eigenem Recht. Wie die Dinge in diesem Fall liegen, hat der Enkel die Klage nicht aus der Person des Vaters, denn sie vererbt sich nicht, und nicht aus eigenem Recht, denn da hatte sie der Vater. Diesem Zustand hat Justinian ein Ende gemacht, indem er die *querella*

dem Enkel auch für diesen Fall gewährt, so wie sie dem Vater zustand. Es wird aber schwer sein, die vorhandenen Reste mit diesem komplizierten Thatbestande zu füllen, und es scheint, dass nichts andres enthalten war, als die Ergänzung einer allzu schmalen Portion für den Sohn zur Quart und die Feststellung der Thatsache, dass Enkel und Urenkel auch ihrerseits im Verhältnis ihrer Intestatportion an dem *beneficium* der Quart teilnehmen.

Unser Fragment ist anderweitig nicht erhalten, soweit ich habe nachforschen können. Was die Zeit der Entstehung betrifft, so würde es wohl gleichzeitig mit der Paulinischen Stelle angesetzt werden können, vorausgesetzt, dass sich *quarta danda* unterbringen lässt, und dies lässt sich bewerkstelligen, sowohl wenn man mit Herrn Dr. Gerhard *c]edet quarta danda eis* ergänzt, als auch wenn man *s]ed et quarta danda est* vorzieht.

Ulrich von Huttens Streit mit den Strassburger Karthäusern.

Von

Haus Bott.

Im Sommer 1521 rückte Franz von Sickingen auf die Aufforderung Karl V. gegen den Herzog von Bouillon, Robert von der Mark und gegen das sie unterstützende Frankreich in den Krieg. Derweilen hatte Hutten auf der Ebernburg, wo er sich bis Ende Mai aufgehalten, lange Weile bekommen, und sein unruhiger Geist suchte sich nach den ungestümen Angriffen mit der Feder jetzt gelegentlich auch mit dem Degen und in handhafter That Luft zu verschaffen. Sowohl gegen Bucer, der Hofkaplan bei dem flauen Friedrich II. von der Pfalz geworden, als auch gegen Kapito war er entrüstet, über diesen auf Grund des falschen Gerüchts, er hätte unter anderm Namen gegen die evangelische Sache gepredigt. In solcher Zeit der Thatenlosigkeit und persönlichen Unmuts kam ihm eine Beleidigung der Strassburger Karthäuser eben recht.

Euch den Prior und Convent klage ich an, so etwa lautet sein Brandbrief an die Strassburger Karthäuser, dass ihr mich einen Ketzer gescholten und infamer Weise verleumdet habt, auch in schwerem Verdacht befindet „an etlich meyner biltnus contrafedt, die ausserhalb meins bevelchs uff papier gedruckt, mir zu veracht, schmach und hon zu seuberung unreyniger ewers leibs orten gebrucht zu haben, sonder alle scham, helung und schwew“.1) Geld konnte der arme Ritter der deutschen Nation und des jungen Evangeliums immer brauchen, und in den Klöstern war noch viel totes Kapital zu holen bei nachdrücklicher Begründung des Anspruchs. Persönlicher Stolz und angestammte Rauf- und Raublust, die Freude am kühnen Wagen und die Begierde, den Lieblingen seiner ersten

1) Böcking, Ulrich von Huttens Schriften II. 84.

Jugendtagen, den Mönchen, denen er recht sein fahrendes Leben verdankte, wieder reichlich zu vergelten, all dieses trieb ihn gern hinter den Bettelkuttan her. Der Handel ist bekannt durch Straussens Buch, das sich auf die Akten aus dem Strassburger Stadtarchiv stützt, die allerdings von dem sonst so verdienstvollen Ludwig Schneegans in nachlässiger Weise abgeschrieben und in Niedners Zeitschrift für die historische Theologie und später bei Boecking zum Abdruck gelangt sind. Hierzu hat sich ergänzendes Material im Münchener Reichsarchiv unter Neuburger Akten gefunden. Wahrscheinlich ist es noch der letzte Rest aus der Sickingischen Beute, an der Ott Heinrich als Teilnehmer partizipierte,¹⁾ und unter welcher nachgewiesener Massen sich ebenfalls Huttenschriften befanden. Die beiliegenden Dokumente enthalten namentlich Korrespondenz Billikans aus den 30er und 40er Jahren. Don auf den Karthäuserhandel bezüglichen Schriften liegt ein gleichzeitiges Volkslied bei, welches diesen kühnen Streit Ulrichs von Hutten verherrlicht, das deshalb schon wichtig ist, weil es Huttens: Ich habs gewagt, bereits im Reim verwendet. Der Sänger, wahrscheinlich ein Knappe aus Huttens Begleitschaft, wenigstens einer von den Gesellen, die zu einem lustigen Handstreich stets willfährig waren und wohl ein paar Mönche um ihre Ohren bringen konnten, nennt sich am Schlusse selbst, Hans Breuning. Abgesehen von einem Bruder Breuning ist in den historischen Volksliedersammlungen nur ein Georg Breuning zu entdecken, der sich selbst einen Weber aus Augsburg bezeichnet. Der Hans Breuning dieses frischen Reiterliedchens hat kaum etwas mit diesem zu thun.

Am 24. Oktober 1521 hatte Hutten drei Schreiben zugleich abgesandt, an Gregorius, den Prior der Freiburger Karthäuser, der damals zugleich Visitor der rheinischen Provinz war, an die Strassburger Karthäuser und an den Rat zu Strassburg.

Die Antwort des Freiburger Priors liegt jetzt vor in einem Schreiben vom 1. November 1521. Er spricht darin sein Bedauern aus wegen des Vorfalles und verheisst eine genaue Untersuchung der darauf bezüglichen Anklage Huttens.²⁾

Die Strassburger melden am 4. November, dass sie die Karthäuser bereits vernommen hätten und stellen baldige Antwort in Aussicht, da der jetzige Bote schon verritten ist.³⁾ Diese erfolgte in den nächsten

1) Salzer, Beitr. zu einer Biogr. Ott Heinrichs S. 18.

2) S. das Schreiben im Anhang.

3) S. das Schreiben im Anhang.

Tagen, da Ulrich von Hutten in seinem Schreiben an den Strassburger Rat vom 13. November schon darauf Bezug nimmt. Nur ungern und aus Freundschaft zu Strassburgs Bürgerschaft will er sich auf einen Tag und eine zu vereinbarende Malstatt einlassen, weil er sich zu sehr von der Wahrheit des ihm zugefügten Unrechts überzeugt hält. Vom 20. November an will er acht Tage lang auf der Burg Wartenberg verweilen, um mit den Strassburger Gesandten über die Angelegenheit mit den Karthäusern zu verhandeln.¹⁾

Strauss berichtet in seiner Biographie Huttens von dem weiteren Verlauf des Streites nur auf Grund des Entwurfes einer Übereinkunft und zweier Briefstellen bei Gerbel²⁾ und Erasmus. Letzterer spricht in einem Brief an Luther vom 8. Mai 1524 nur de extorta a Carthusiensibus pecunia.³⁾

Sowohl der Vertrag zwischen Ulrich von Hutten und den Karthäusern als auch die einseitige Ehrenerklärung, von der bei Böcking nur ein teilweiser Entwurf vorliegt, ist im Münchener Reichsarchiv vorhanden. Zwischen den Strassburger Abgesandten, Claus Kniebis und Hans Bock, und den Vertrauensmännern Huttens, Wolf von Waldeck, Konrad Kolb von Wartenberg, Reinhart von Rotenburg, Siegfried Horneck von Heppenheim und Hans vom Oberstein, war auf der Burg Wartenberg verhandelt worden. Darauf bestimmte der Rat Strassburgs, dass seine Karthäuser verpflichtet würden, eine Abbitte zu leisten und Ehrenerklärung zu thun, Hutten es ausserdem in keiner Weise entgelten zu lassen, dass er gegen sie vorgegangen war. Als Schadenersatz für die bei dem Handel aufgelaufenen Kosten wird den Karthäusern die Summe von 2000 Gulden an gutem, gewichtigem Golde auferlegt, die sie dem Steckelberger Ritter auf eigne Gefahr nach Wartenberg entrichten müssen. Darauf folgte dann die förmliche Anerkennung und Abbitte der Schuld von der Strassburger Karthause, die feierliche Anerkennung von Huttens Ehrenhaftigkeit und die Beschwörung einer Urfehde für ewige Zeiten.

1) Datum des Briefs ist der 21. November, nicht wie bei Böcking II. 88 der 20.

2) *Huttenus Carthusianos, quia imagine suo pro anitergiis usi sunt, in duobus millibus aureorum nummum multavit* Böcking II. 91.

3) Böcking II. 409.

Die Beilagen.

München Reichs-Archiv. Neuburg.

Religions- und Kirchensachen

Nr. 25 fol. 2.

1. Nov. 1521.

Dem Edlen vesten und Strengen Herrn Ulrichen von Hutten meinem günstigen lieben Hern.

Edler vester Strenger gunstiger lieber Her mein willig dinst und gepett euch zuvor. Ewer schreiben hab ich mit beschwertem traurigem hertzen verlesen und ist mir solch untzymliche misshandlung und schmehung sonder so von mines ordenspersonen solte beschehen hertzlichen und trulichen leidt. Darumb wil ich durch selbs auch durch das gemein capittel unsers ordens darin handeln, damit die schuldigen gestrafft werden dermassen als sich gepurt und solchs und dergleichen hinfur zu vermeiden not erfordert. Darumb strenger lieber her ist mein demütig und ernstlich bitt, wollent in der sach nit gahen, Ewers standes und gutten leymut und gerücht schonen und die unschuldigen der schuldigen nit lassen entgelten. Will ich mit sampt dem gantzen charthuser orden gegen E. Strengheit in müglicher weyss zuverdienen allzeit gutwillig sein. Datum in der carthuss zu Friburg uff aller heiligen tag im jar nach Christi unser lieben Hern gepurt tusent funffhundert und in XXI.

Bruder gregorius

prior der karthus zu Fryburg.

M. Reichs-Archiv. Neuburg.

Religions- und Kirchensachen

Nr. 25 fol. 2.

4. Nov. 1521.

Wir philips von Ramstein der meister und der Rat zu Strasburg Embitten dem Ernvesten und hochgelerten Ulrichen von Hutten, zum Steckelberg dem Jungern, was wir freuntschaftt und guts vermogen. Ewer schreiben Ir uns die geistlichen hern prior schaffnern und convent der carthuser bey unser stat gelegen beruven haben (sic!), wir alles inhalts verlesen auch ernante heren horen lassen und als ewer bot wegevertig und der antwort nit erwarten mogen, wollen haruff fur uns des gleichen die hern fur sich selbs unser beyder antwort bey eyner botschaftt in kurtz euch nit verhalten, sonder zuschicken, das wir euch nit bergen wolten, dan euch lieb und freuntschaftt zubewisen sein wir wol geneigt. Datum montag post animarum anno XXI.

M. Reichs-Archiv. Neuburg.
Religions- und Kirchensachen

Nr. 25 fol. 24.

1. Dez. 1521.

Vortrag zwischen Ulrichen von Hutten unnd den Carthusern zu Strasburg uffgericht.

Zu wissen sey menigklich, nach dem als sich etzwas spänn und unwillen erhaben zwischen dem hochgelärten und Edlen hern Ulrichen vom Hutten zum Steckelberg dem Jüngern an eynem, und den wirdigen andächtigen Prior Schaffener und Convent der Carthus bey Strasburg gelegen zum andern, umb etzliche schmähwort, so die gedachten Prior Schaffener und etzliche des Convents, dem vorgenanten hern Ulrichen vom Hutten hinterwerticklich zugelegt, nämlich das sie In eynen Ketzler. und abgesonderten von der heyiligen Christlichen Kirchen gescholten, In auch gezigten, das er Inen zwen münich Ires ordens, uss Irem Kloster mit gewalt entfürdt sölt haben, weytter, das auch die selbigen Carthuser seyn her Ulrichs vom Hutten etzliche Contrafact und biltnüs, Im zu wider, unzimlicher weys, und mit mercklicher unzucht geschmäht, deshalb der itzgenennt her Ulrich, den Strengen Ervesten fursichtigen und weysen, meyster und rat zu Strasburg geschrieben, sich Inhalt der selbigen schrift beklagt, unnd dar uff seyn rachbegirig gemüt eroffnet. Darumb die von Strasburg genante Carthuser erfordern lassen, und nach dem sie die Carthuser uff die schrift vorhört, haben sie beyden Partheien zu gut, als die jhenen, so unwillen und widerwertikeyt gern, so vil an Inen vorkommen wölten, an genauten vom Hutten das er Inen in gemelter sach eyner gütlichen unterhandlung vorvolgen wölle, bitlich gesinnen, das der offtgemelt her Ulrich vom Hutten Inen den von Strasburg zu eren und wolgefallen fruntlich bewilligt, und Inen alhier gen Wartenburg malstat zu sollicher unterhandlung ernannt, daruff itz gemelt meyster und rat zu Strasburg, den Strengen und Edlen hern Hansen Bock ritter, und hern Clasen Kniebis altstät und ammeyster Ire ratsfründ, uff zinstag nach sanct Katherin tag abzureyten bevolhen, die auch sollichs gethan, und uff freytag sanct Andres abent gen Wartenburg kommen, da sie dan die selbigen zeyt, uns die nachbenanten, Wolfen marschalek von Waldeck, Chunrad Kolben von Wartenburg Reynhart von Rotenburg, Sifrid Hornecken von Heppenheym und Hansen vom Obernsteyn, an alles geferd funden, welche wir als uns angezeygte sach, durch bericht beyder der geschickten von Strasburg, und auch herr Ulrichs vorstanden. Haben uns, als die fridens und eynikeyt begirig

weytterer unterhandlung, zwischen den gemelten geschickt und dem genannten vom Hutten, Im beyden zu gut, und fordernus der sach, angenommen, in der wir nach vil reden und gegenreden, auch vilflüssiger gehaltener handlung, in guter meynung, zwischen Inen nachvolgender massen abgeredt und bethedingt, das die obgenenten Carthuser, sollen gemelten vom Hutten, zu ewiger seyner unschult erkäntnus, mit Iren brifen sigeln und genugsamen wistumb, seyner angetasten Eren, gerüchts, und guten leumuts öffentlich und gegen iderman entschultigen, und alles bezigs frey und ledig sagen und schreyben, sich auch vorter sollicher schmähung, injurien und aller ungebür gegen Im, gantzlich und gar zu enthalten, gereden und vorsicherung thun. Und dem nach benantern vom Hutten, diser sach halben etzwas mercklicher Kost uffgelauffen, ist weytter durch uns bethedingt, das die gedachten Prior Schaffener und Convent, Im hern Ulrichen für den selbigen Kosten und was er des schaden oder unrat empfangen hette, zwey tausent gulden, an gutem wichtigem reynischem golt, uff Iren Kosten und abentewer, uff das schloss Hohenburg im Wasgawe, bey Wegelburg gelegen, vorschaffen, und zu nehst hin zwischen sanct Thomas des heylichen zwelfbotens tag, mit sampt obenangezeygter schriftlichen entschultigung und besigeltem wistumb, an weyttere vorhinderung, überreychen und behändigen. Doch ist das alles und jedes, wie obgeschrieben, den gesandten von Strasburg, hinter sich an die Carthuser zu bringen, gütlich zugelassen, der mass, das die selbigen Carthuser, gedachten vortrag in genanter zeyt, zu oder ab schreyben mögen. Und hat genanter her Ulrich vom Hutten uff heut dato für sich, sollichs frey begeben und zugesagt (so anders sollichs zu geschrieben) darbey zu bleyben. Und so sollichs also angenommen würde, so sollen sie der und aller Spänn, irrung und unwillens gantz vortragen und gericht seyn, deshalb keyn teyl an das ander anspruch oder forderung nymmer mer zu haben, noch zu gedencken. Es sol auch als dan zu erkäntnus unnd bevestigung solchs vortrags zwischen beyden teylen, brief und sigel uffgericht und ubergeben werden. Das haben wir obgemelten fünff vom adel, in guter meynung also abgeredt, und des zu urkund, zwen gleychlautende brief, eynen den geschickten von Strasburg, den andern Im hern Ulrichen vom Hutten gegeben, und die mit unser zweyer, meyn Chunrads Kolbens von Wartenburg, und meyn Sifrid Hornecks von Heppenheyem, angebornen insigeln versigelt, das dan wir genanten zwen also beschehen, hiemit bekannt haben wollen. Datum uff den ersten tag des monats December, im jar nach Christi unsers hern gepurt tausent funfhundert und im eyn und zwanzigsten.

M. Reichs-Archiv. Neuburg.
Religions- und Kirchensachen

Nr. 25 fol. 24.

12. Dez. 1521.

Vorschreybung der Carthuser, so sie her Ulrichen über sich haben gegeben.

Wir Martinus Prior, Burchardus Schaffener unnd das gantz Convent der Carthusen bey Strasburg gelegen, bekennen öffentlich und für idermann. Nachdem der Ervest und hochgelärt her Ulrich vom Hutten zum Steckelberg der Jünger, uns bey eym Ersamen rat zu Strasburg beklagt, das wir der Prior Schaffener und etzliche andere, In an seyner Eren, ritterlichem herkommen, und gutem gerücht, angetast, gescholten, und zu schmähen unterstanden, nämlich eynn Ketzler und der gleychen nennendt, Im auch zu schmach und behönung seyner biltnus und contract, ungebürlicher weys, und mit unzüchten schmälchen gehandelt, noch mer In gezigten, als solte er uns zwey münich us unserm Kloster mit frevellichem gewalt und gewoppeter handt entfürt haben, so haben wir in bedenckung seyner her Ulrichs unschult, In für solche Im durch uns angelegte schmach, iniurien, und was wir der gleychen wider In je geredt oder gehandelt hetten, unterthäniglichen umb gots willen, uns das alles nach zu lassen und zu vorzeyhen gebeten. Das der genant vom Hutten uf das selbig unser ansuchen und bit, us miltem und barmhertzigem gemut, gethan und uns gutlichen und milticklich gewert, darumb wir obgemelten Carthuser zu ewiger erkantnus seyner her Ulrichs unschult offentlich sagen und bekennen, das wir von Im anders nit dan eym frommen redlichen und cristlichen ritterman wissen, auch nie erkannt haben, das er anders den eym christlichen vom adel wolgepürt und gezimpt, gehandelt oder gewandelt solt haben. Wir haben auch eygentliche Kuntschaft, und gewisse erfarnus, das er in dem die zwen münich von uns kommen, gantz keyn wissens gehopt, und ist die warhey, das die selbigen zwen münich, an eynich seyn des vom Huttens zuthun, hilf, ret, oder anregen, sich us unserm Kloster gethan, der halben wir In auch solcher that, frey ledig sagen, und wöllen In also mit disem unserm offen brief, bey iderman entschultigt haben. Begeben und vorzeyhen uns auch hirmit, in Kraft dis briefs, aller zuspruch und anforderung, so wir sampt oder sonder, solcher und aller anderer handlung halb, wie die durch In her Ulrichen, bis uf datum des briefs, zwischen Im und uns sich begeben, und geübt sindt, die selbig gegen Im her Ulrichen, und allen andern, so in disem handel vorwannt seyn,

möchten nymmer zu ewigen tagen, in oder ausserhalb rechtes, zu eyfern und anzutasten, weder durch uns selbs, oder durch andere von unser wegen schaffen gethan zu werden, es sey heymlich oder öffentlich, sonder wöllen uns der selbigen gantz renuntiirt haben, und ruwig steen, alles getreulich und ungeverlich, und des auch zu weytterm gezeugnus und urkund, haben wir den Erwürdigen und geystlichen hern Gregorium Prior der Carthuser bey Friburg, und visitator der provintz Carthuser ordens am Reynstrom, gebeten, seyn und seyns convents insigel, neben unser insigel unten an dise schrift zu trücken, das ich itzgenanter Gregorius prior, von bit wegen also gethan und ist dise schrift gegeben in der Carthusen bey Strasburg gelegen, uf Donderstag nach conceptionem Marie, in dem jar nach der gepurt Christi unsers herrn tausent funfhundert eyns und zwantzig.

M. Reichs-Archiv. Neuburg.
Religions- und Kirchensachen
Nr. 25 fol. 1.

Frisch uff mit reychem schalle
Ir werden reutter gut,
darzu ir krigaleut alle,
und hapt eyenn freyen mut.
Ich hoff es hab nit not,
der Hutten ist lebend worden,
das schafft an zweyfel got.

Man meynnt es wär entschlossen,
Ich sprach er ist nit weyt,
hat noch die augen offen,
und wartet seyner zeyt,
die wir erlebet han,
das weyss Carthuser orden,
den hat er gegriffen an.

Sie wolten in verachten,
die kugelbuben frech,
eyenn arswisch aussm machen,
seht nun was Inn gebrech.
Ich meynnt sie wären gut,
so scheynt in diser sachen,
dass treyben übermut.

Vil trincken und vil essen,
darueber müssig gan,
macht eyenn offt vergessen,
das im stund besser an.
Der fürbitz sollichs schafft.
Ich muss der schalkheyt lachen,
Er hat sie wol gestrafft.

Hand widerrufen müssen,
 all Ire böse wort,
 man hat sie sehen büssen,
 Ir sünd an eynem ort.
 Zwey tausent gulden gut,
 hat er Inn abgenommen,
 Ich lob das Edel blut.

Nun wöln wir vorter lassen,
 Carthuser orden stan,
 und lügen uff der strassen,
 wo komm eyn Curtisan,
 darzu das betel gesind,
 das sonder allen frommen
 beraubt die welt geschwind.

Got frist den werden Hutten,
 geb Im die hilfe seyn,
 das er die bettelkutten,
 mit Irem falschen scheyn,
 treyb von der Cristenheytt,
 die sie bis her betrogen,
 verführet weyt und breyt.

So wöln wir zu Im setzen,
 all unser leyb und gut,
 eyn schindlin mit Im netzen,
 er hat eynn frischen mut,
 und weys der sachen grundt,
 würt er drumb angezogen,
 zu reden mit dem mund.

Ich weys der orden eynen,
 us diser gleyanerey,
 sol noch dorüber weynen,
 deucht er sich noch so frey,
 hab ich Inn oft gesagt,
 fart schon Ir falsche zungen,
 Der Hutten hats gewagt.

Wem dan nit ist zu raten,
 dem ist zu helfen nit,
 man solt die Ketzer braten,
 umb Irn vorkerten sit,
 Es muss zu boten gan.
 Hans Breuning hats gesungen,
 wil selbs mit händen dran.

f i n i s.

✓

Die spanische Litteratur

von ihren Anfängen bis zu den katholischen Königen.

Von

Ph. Aug. Becker.

Vorgeschichte.

In viereckiger Breite, die Südkante gegen Afrika vorgereckt, erhebt sich die iberische Halbinsel im äussersten Südwesten Europas zwischen dem mittelländischen Meer und dem atlantischen Ozean. Ihren Grundstock bildet eine ehrwürdige Scholle der paläozoischen Urfeste, deren nordöstliche Abdachung in mächtigen Staffeln die Kreideanlagerungen des früheren Mittelmeers trägt, während sie nach dem Ozean und dem andalusischen Tiefland zu durch scharfe Bruchränder abgegrenzt wird. Stark abgehobelte Faltenzüge aus der Karbonzeit, gleichaltrig mit Sudeten und Vogesen, bedecken in flachem Bogen den Westen der Tafel, und ein nordostwärts abschwenkender Ast derselben durchquert die breite Fläche und zerlegt sie in zwei Plateaux; die einstmals zu mächtigen Binnenseen aufgestauten Gewässer aus dem Innern mussten sich ihren Weg zum Ozean in schmalen Rinnen durch das Randgebirge bahnen. Zwei jüngere Gebirgsketten, Pyrenäen und granadinische Terrasse, Zeitgenossen unserer Alpen, haben sich dem alten Horste angegliedert und den Bau der Halbinsel vollendet.

So liegt Spanien, abgeschieden für sich, an der Pforte des Ozeans, wie eine Brücke zwischen Europa und Afrika, von jenem durch steile Bergwände, von diesem durch eine felsige Meerenge getrennt, nur von der Meerseite dem Verkehr geöffnet und deshalb auf die Beherrschung des Meeres hingewiesen, aber ohne bequemen Zugang nach dem inneren Hochland, und somit durch die Bodengestalt noch mehr als durch die geographische Lage gegen die Aussenwelt abgeschlossen.

Die Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel, die Iberer, sind der indogermanischen Völkerfamilie fremd; das zeigt uns die Sprache der Basken, wenn diese wirklich, wie man vermutet, die Abkömmlinge jenes Stammes sind, - die letzten, die sich bis jetzt der Romanisierung entzogen haben. Früh gesellten sich andere Völkergruppen zu ihnen. Wahrscheinlich vom Meere her drangen Kelten in das Land, setzten sich an der Mündung des Tajo fest und verbreiteten sich über das zentrale Hochland bis zum Quellgebiet der grossen Flüsse. Beide Stämme, Iberer und Keltiberer, wie die Alten sie nannten, lebten in viele Völkerschaften vereinzelt ohne einheitlichen nationalen Zusammenschluss und setzten fremden Eindringlingen und Eroberern keinen gemeinsamen Widerstand entgegen. Im 12. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entdeckten phönizische Seefahrer das metallreiche 'Tarschisch' und legten längs der Südküste Handelsplätze an. Griechische Ansiedler folgten. Zuletzt erschien Karthago auf dem Plan und versuchte nach dem unglücklichen Ausgang des ersten punischen Krieges auch im Binnenland festen Fuss zu fassen, um sich für den Verlust von Sardinien und Sicilien schadlos zu halten. Hispanien wurde der Anlass und der Schauplatz des gewaltigen Entscheidungskampfes zwischen Karthago und Rom und fiel als Preis dem Sieger zu.

Zwei Jahrhunderte fortgesetzter blutiger Kriege bedurften die Römer zur vollständigen Unterwerfung der Halbinsel; erst unter Augustus beugten sich die letzten Völkerschaften in den cantabrischen Bergen ihrer Herrschaft. Dank der Empfänglichkeit der Ureinwohner und der Mehrung der Kolonien ging aber die Romanisierung rasch vor sich. Auch Spanien verspürte den kulturellen Aufschwung unter den ersten Kaisern, und seine begabten Söhne warben in der Hauptstadt um Ruhm und Erfolg. Einen Namen machten sich hier der Rhetor Porcius Latro und der Grammatiker Hyginus; und noch heute feiern die Spanier die beiden Seneca, Lucanus, Martialis, Quintilianus und Pomponius Mela, den Geographen, als nationale Grössen. Mit Hadrian hörte jedoch der Zuzug nach Lorbeer begieriger Spanier auf. Der despotische Druck der Verwaltung ertötete auch in dieser Provinz Wohlstand und geistiges Leben. Neue Regung brachte das Christentum, nach dessen Sieg auch Spanien wieder Anteil nimmt an der Litteratur und selbst bahnbrechend voranschreitet. Ihm entstammen Juvenus, der Vater der christlichen Epik, Prudentius, der originellste und schöpferisch begabteste unter allen christlichen Dichtern, und Orosius, der erste christliche Universalhistoriker.

Vor den Heimsuchungen der Völkerwanderung schützte der Grenzwall der Pyrenäen die iberische Halbinsel nicht. 409 brachen die ersten Schwärme ein. Nur vorübergehend hausten die Vandalen im Land; länger trieben die unstäten Sueven ihr Verheerungswerk, bis sie stark zusammengeschmolzen in der Bevölkerung Galiciens aufgingen. Bei der vollkommenen Auflösung des weströmischen Reiches fiel Spanien schliesslich den Westgoten zu. Von allen Germanen waren diese, für die einst Ulfilas die Bibel übersetzte, bereits am längsten und nachhaltigsten mit der griechisch-römischen Kultur in Berührung, und ihre dauernde Niederlassung in Gallien hatte sie dem römischen Wesen noch näher gebracht, wie ihr Volksrecht zeigt. Unter ihrer Botmässigkeit sank demgemäss die Bildung nie so tief wie beispielsweise im Reiche der Franken, zumal sie nach ihrem Übertritt vom arrianischen zum katholischen Glauben der Geistlichkeit einen übermässigen Einfluss auf die Staatsleitung einräumten. Jedes Jahrhundert hat wenigstens seinen Chronisten, und zum Schluss begegnen wir noch Isidor von Sevilla, dem fleissigen Sammler und belesenen Encyklopädisten. Dafür fehlen die kräftigen Ansätze zu frischer Entwicklung; denn durch die Barbarei führte damals der Weg zur Gesundung.

Die Schäden der römischen Wirtschaft abzustellen, verstanden die Goten nicht, noch vermochten sie einen in sich gefestigten Nationalstaat zu gründen. So genügten die zu einer Razzia ausgezogenen zwölf-tausend Mann Târiks, um das wurmstichige Reich jählings zum Einsturz zu bringen. Binnen dreier Jahre war Spanien bis zu den Pyrenäen erobert, und nach den Wirren des Anfangs bildete sich unter den Omaiaden ein unabhängiges Khalifat, das an Machtentfaltung, materieller Blüte, Pflege der Kunst und Wissenschaft dem Reiche der Abassiden nicht nachstand; als Sitz der Reichtümer und der Gelehrsamkeit, des Gewerbefleisses und des Handels konnte sich Córdoba stolz mit Bagdad vergleichen. Auf Jahrhunderte blieb solchermassen der grösste Teil der Halbinsel losgerissen von der romanisch christlichen Welt; arabische Sprache und arabische Bildung herrschten von den Ufern des Tajo bis an die Meeresenge. Auch die alteingesessene Bevölkerung dieser Gebiete bequeme sich den Eroberern an. Das kurze Auflodern der religiösen Begeisterung, dessen Zeugen Eulogius und Álvarus wurden, und das Wiedererwachen spanischen Nationalgefühls bei Renegaten wie Christen führte im 9. Jahrhundert nach zeitweiligen Erfolgen nur zur Beschleunigung ihres Untergangs und zur Überschwemmung des Landes

durch die Berberstämme Afrikas, die Almoraviden zuerst und später die Almohaden.

Die Wiederbefreiung der spanischen Erde ging vom Norden aus. Das baskische Navarra hatte sich nie völlig gebeugt. In den unwegsamen Felsenschluchten Asturiens hielt sich auch eine kleine Schar unter der Anführerschaft des Goten Pelayo. Diese feuerten ihre Landsleute an, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, und mit der Gunst der Umstände drangen die Christen bis an den Duero vor und wussten sich unter wechselnden Geschicken dort zu halten. Von der anderen Seite überschritten die Franken, nachdem sie dem Vordringen der Ungläubigen bei Tours Einhalt geboten, die Pyrenäen und gründeten die spanische Mark, die Wiege Cataloniens, mit Barcelona als Hauptstadt.

So entstanden und befestigten sich im Norden der Halbinsel christliche Staaten, die bald vereinigt, bald geteilt, bald unter sich in Zwist und zeitweilig von den Mauren in ihrer Selbständigkeit bedroht, doch mit der Zeit siegreich hervorgingen und den Grund zu bleibenden Staatengebilden legten. In dieser Zeit unaufhörlichen Ringens, täglicher Anspannung und fortwährender Unsicherheit bildete sich der spanische Nationalcharakter aus, so wie er sich im wesentlichen bis heute erhalten hat; da wurden ihm jene Züge kriegerischer Ritterlichkeit, leicht verletzbares Ehrgefühl und leidenschaftlichen Unabhängigkeitssinnes, jener empfindliche Nationalstolz und exklusive Glaubenseifer, aber auch der auf Selbstachtung beruhende Freimut im Verkehr der verschiedenen Gesellschaftsklassen unter einander zu eigen.

Das 11. Jahrhundert ist die ruhmvolle Heldenzeit der spanischen Befreiungskriege. Die Begeisterung der Kreuzzüge belebte und steigerte den Kampfesmut der Christen und führte ihnen, besonders aus Frankreich, Scharen von Bundesgenossen zu. Damals eroberte Fernando I. Coimbra, und sein Sohn Alfonso VI, der Galicien, Asturien, Leon und Navarra mit seinem Erbteil zum 'Kaisertum' Kastilien vereinigte, setzte sich in Besitz von Toledo; das kleine Aragon stieg in die Ebene des Ebro herunter und bereitete sich zum Sturm auf Zaragoza; die Grafen von Barcelona bedrohten die Küstenstädte, und der glorreiche Cid nistete sich in Valencia ein. Auf der ganzen Linie drangen die christlichen Waffen siegreich vor. Nach langer Abgeschiedenheit trat jetzt Spanien auch wieder mit der grossen mitteleuropäischen Gemeinschaft in Berührung. Das gesunkene Klosterwesen zu heben, wendete sich Sancho der Alte an Cluni und führte dessen Reformen in den ihm gehorchenden Reichen ein. Von Rom unterstützt, griff der französische Einfluss so

rasch um sich, dass Sanchos Enkel, Alfonso VI, die ererbte Liturgie zu Gunsten der gregorianischen abschaffen, und das Konzil von Leon den Gebrauch der fränkischen Minuskel an Stelle der Nationalschrift vorschreiben durfte.

Die Erhöhung der Bildung, welche die kirchlichen Reformen mit sich brachten, zeigte ihre Früchte zunächst in der Neubelebung des lateinischen Schrifttums. Die Chroniken mehren sich und fliessen wieder reichhaltiger. Man verfasst Legenden, dichtet Aufschriften und Grabinschriften. Auch der Verherrlichung ruhmvoller Zeitergebnisse, wie der Thaten des Cid oder der Einnahme von Almería, macht sich die lateinische Verskunst dienstbar. Besondere Erwähnung verlangt eine Prosaschrift, die *Disciplina clericalis*, Gespräche eines Vaters mit seinem Sohne, den er mit Sprüchen, Erzählungen und Gleichnissen über Freundschaft, Liebe, Frauentrug, Leben und Tod, Armut und Reichtum und ewige Seligkeit belehrt. Es ist das Werk eines 1106 getauften Juden von Huesca, Petrus Alfonsus, und deshalb von Bedeutung, weil es das erste im Abendlande ist, das aus den Schätzen orientalischer Weisheit schöpft und sich der später so bliebenen Form der Rahmenerzählung bedient. Um dieselbe Zeit, gegen 1140, entstand in Santiago de Compostella die Fälschung des *liber Jacobi*, dessen viertes Buch die berühmte 'Chronik Turpins' bildet, das älteste Zeugnis für das Hinüberdringen französischer Heldensage nach Spanien.

Wie die Erfahrung lehrt, musste die Neubelebung der Studien schliesslich auch dem Volksidiom frommen. Denn, war man bislangst für die Predigt und für Rechtsgeschäfte mit dem barbarischen Verkehrslatein ausgekommen, so blieb die jetzt angestrebte korrektere Latinität dem Volke wie dem ungeschulten Adel unverständlich; das Bedürfnis an seiner Statt die lebende Volkssprache zu gebrauchen, machte sich unabweislich fühlbar. Das geschah in Spanien dreihundert Jahre später als in Frankreich. Das älteste Dokument, in dem die Vulgärsprache entschlossen zur Verwendung kommt, ist das 1155 von Alfonso VII bestätigte Stadtrecht von Avilés in Westasturien, dem langsam ähnliche Urkunden folgen.

Die spanische Sprache, die uns hier zum ersten Male entgegentritt, ist die von den Römern nach Iberien gebrachte lateinische Sprache, wie sie sich im Volksmund lebend erhielt und im Wechsel der Zeiten fortbildete. Seinen ererbten Wortschatz hat das Spanische dem Gang der Geschichte gemäss um germanische und arabische Elemente vermehrt. In seiner lautlichen Entwicklung gleicht es dem Italienischen durch die

Reinheit der Vokalklänge und die Sonorität der Endungen, ist aber weitergeschritten in der Verschleifung unbetonter Silben und Schwächung von Konsonanten, und fällt unter den romanischen Schwestern durch seine gutturalen Reibelaute und interdentalen Sibilanten auf. Was die Aussprache betrifft, hat es die scharfe, genaue und leichtfließende Lautung der meridionalen Idiome, es fehlt ihm aber der melodische Schmelz des Toskanischen.

Zur Zeit nun, da Spanien sich zu litterarischer Bethätigung in seiner mündig gewordenen Landessprache anschickte, besass Frankreich, dem die geistige Führung in Europa gehörte, eine in voller Blüte stehende Poesie. Entzückte die Provence durch die zierlichen Liebesweisen seiner Troubadours, so fesselte und entflammete Nordfrankreich die Gemüter mit seinen von Kriegslust und Vaterlandsliebe durchglühten Heldengesängen und versuchte durch Werke belehrenden Inhalts auch ernsteren Ansprüchen entgegenzukommen. Die alspanische Dichtkunst bildete sich nun vollkommen unter französischem Einfluss, wenn auch in ausgesprochen nationaler Richtung aus. Von Anbeginn aber vollzog sich eine eigentümliche Scheidung. Während sich in Kastilien gewissermassen aus dem Volke heraus eine nationale Epik nach französischem Muster entwickelte, erblühte in Galicien die Lyrik im Geschmack der Provenzalen und gewann solches Ansehen, dass selbst geborene Kastilier lyrische Verse lange nur galicisch oder portugiesisch schrieben, was für jene Zeit das gleiche bedeutet, da die portugiesische Sprache die Tochter der galicischen Mundart ist. So bereitete sich litterarisch die Trennung der beiden Völker vor, wie sie ethnologisch im Gegensatz von Sueven und Goten begründet war und bald durch die politische Sonderexistenz Portugals unausgleichbar werden sollte.

Die altkastilische Heldendichtung.

1150—1250.

Die erste Lebenserscheinung der spanischen Litteratur ist also die kurze, aber kräftige Blüte der volkstümlichen Heldendichtung, der zwar die üppige Entfaltung der französischen nicht beschieden war, die aber dafür ihren heroisch-patriotischen Gehalt nicht so völlig von romanhafter Erfindung überwuchert sah wie diese. Auch trennt keine so weite Spanne die Ependichtung von der verherrlichten Heldenzeit, so dass zwar nicht die historischen Einzelheiten, wohl aber das Gesamtbild getreuer bewahrt erscheint. Die spanische Heldendichtung ist im engsten

Sinne kastilisch. Ihre Schöpfungen verkörpern jene Ideale der Ritterlichkeit, der Vaterlandsliebe und des trotzigen Freiheitssinnes, die die ganze Nation im Zeitalter der Maurenkriege belebten und begeisterten. Das musste ihnen eine ebenso tiefe als nachhaltige Einwirkung auf das Volksgemüt sichern. Mochte darum auch der Gesang der *juglares* früh verstummen und die ersten, rohen und unfertigen Denkmale ihrer Muse bald wieder in Vergessenheit geraten: die Gestalten, die sie geschaffen, waren unvergänglich und lassen noch heute wie ehemals das Herz eines jeden Spaniers höher schlagen.

Im Mittelpunkt der spanischen Heldensage steht der Cid, Ruy Diaz de Bivar, in Wahrheit wie in der Dichtung ein unerschrockener Kämpfer. Sprosse eines edlen kastilischen Geschlechts, war Rodrigo unter Sancho II durch seine Feldherrngaben zu hohem Ansehen emporgestiegen und behielt es auch, als Sancho vor Zamora ermordet wurde und sein Bruder Alfonso VI aus der Verbannung zurückkehrte und das Reich übernahm. Der neue König gab ihm seine Base Ximena zur Frau; als er aber festen Boden gefasst hatte, verbannte er den übermächtigen Vassallen. Von da an führte Rodrigo das Leben eines Condottiere, zuerst im Dienste des maurischen Herrschers von Zaragoza, dann auf eigene Faust, bis ihm die Eroberung von Valencia gelang, in deren Besitz er sich bis zu seinem Tode (1099) behauptete. Als seine Witwe sich genötigt sah, diesen vorgeschobenen Posten aufzugeben, nahm sie seine Gebeine mit und setzte sie in San Pedro de Cardeña vor Burgos bei, wo sie neben ihm ruht.

Man kann sich den Eindruck denken, den das Glück dieses verwegenen und verschlagenen Söldnerfürsten auf die Volkspoesie machen musste, und wie sich seine in Wirklichkeit oft grausame und hinterlistige Persönlichkeit im Andenken der Enkel verklärte. So treu als der idealisierende Zug der Poesie es verträgt, spiegelt sich sein Bild im ehrwürdigsten und ältesten Denkmal der spanischen Heldendichtung wieder, im *Poema del Cid*, das um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein mag und ein einzigartiges Beispiel dafür bietet, wie kaum verblichene geschichtliche Erinnerungen unvermittelt in Heldensage umgesetzt werden.

Als Verbannten sehen wir den Helden sein Stammschloss verlassen; seufzend betrachtet er die verwüstete Stätte. Kein gastlicher Gruss empfängt ihn in Burgos, wo schon der Achtbrief des Königs eingetroffen ist. Mio Cid muss vor dem Thore im Zelte übernachten. Von allem entblösst verschafft er sich das nötige Geld durch List, indem er den

Juden Rachel und Vida zwei trüglich mit Sand gefüllte Koffer verpfändet. Beim Hahnenruf klopft er an der Pforte von San Pedro an; denn er möchte dem Abt einen Vorschuss zum Unterhalt der Seinen hinterlassen, dass dem Kloster kein Schaden erwachse. Tief bewegt begrüsst er doña Ximena, und indem er seine beiden Töchterchen in seine Arme schliesst, entringt sich seiner beklommenen Brust das Gebet: „Gott gebe, dass ich euch beide noch mit eigener Hand vermählen und eurer Mutter ihre Treue lohnen könne!“ Es sollte in Erfüllung gehen.

Schon sammelt sich, Haus und Hof verlassend, eine Schar von Getreuen, entschlossen Gefahren und Gewinn mit dem Verbannten zu teilen. An der Spitze von 300 Lanzen überschreitet Mio Cid den Duero, und der Erzengel Gabriel erscheint ihm im Traum und verheisst ihm Glück zu seiner Fahrt. Gleich der erste Streifzug durch das Thal des Henares gelingt glänzend; doch mag Ruy Diaz sich hier, in so grosser Nähe seines ergrimmtten Königs nicht festsetzen. Auch Alcocer am Xalon, seine zweite Beute, bewährt sich nicht: durch die Mauren belagert und vom Wasser abgeschnitten, rettet er sich nur dank einem verzweifelten Ausfall, bei dem er die feindliche Übermacht auseinander sprengt. Monatelang streift dann der Heimatlose im Berggelände umher, nachts im Sattel, tags hinter Feldschanzen, und eine Stadt nach der anderen bis hinunter zum Ebro muss sich zu einem Tribut verstehen.

Diese Erfolge rufen den alten Groll des Grafen Raymund Berengar von Barcelona wieder wach; trotz aller Beschwörungen treibt er zum Kampfe, wird geschlagen und gefangen, und es fällt dem Kämpen von Bivar nicht leicht, den Störrischen, der im Missmut jede Speise ausschlägt, wieder versöhnlicher zu stimmen. Nun richtet der nimmermüde Campeador sein Unternehmen gegen die Küstenstädte. Burriana und Murviedro fallen in seine Gewalt, die Valencianer können das Feld vor ihm nicht halten. Drei Jahre kriegt und haust er in jener Gegend und zieht seine Kreise immer enger um die ratlose Stadt, die vergeblich nach Hilfe späht. Der König von Marocco ist fern in Krieg verwickelt. Valencia muss sich ergeben, und Ruy Diaz kann nun daran denken, seine Frau und seine Töchter zu sich zu rufen und sie in seinen Herrschersitz einzuführen.

Mit stattlichem Geleit werden die Frauen abgeholt, und kaum hat don Rodrigo, der Cid, sie die herrliche Lage Valencias bewundern lassen können, so bietet sich ihm die Gelegenheit, seine Tapferkeit vor ihren Augen zu entfalten. Yusef von Marocco ist über das Meer gekommen und bringt den Christen neue Reichtümer, wie der Held scherzend be-

merkt. So glänzend wie der Sieg, so unermesslich ist die Beute. Bisher hatte Ruy Diaz es nicht versäumt, nach jedem errungenen Erfolg seinem Könige ein würdiges Geschenk zu übersenden. Zum Dank für diese Anerkennung seiner Lehensoberherrlichkeit hatte Alfonso zuerst das Zuströmen von Freiwilligen zu den Fahnen des Cid gestattet, dann seiner Gemahlin das Geleite bis zur Grenze geben lassen und die Acht zurückgenommen. Sein jüngster Sieg und Zuwachs an Macht veranlassen jetzt die Söhne des Grafen von Carrion um die Hand seiner Töchter anzuhalten. Auf Wunsch des Königs begegnen sich die wieder- versöhnten Sieger von Toledo und Valencia, Alfonso und sein Vassall, an den Ufern des Tajo und verabreden die Verlobung, die im Palast zu Valencia nicht vom Vater, sondern vom Abgeordneten des Königs vollzogen und mit Prunk gefeiert wird.

Es war eine ungleiche Verschwägerung: denn der Mut war gerade die hervorstechendste Eigenschaft der Jungherrn von Carrion nicht. Das zeigte sich bald. Eines Tages bricht im Palast ein gefangener Löwe aus; da verkriecht sich der eine unter dem Bette, der andere hinter einer Weinkelter, während der Cid geraden Schritts auf das Tier zugeht, es beim Genick packt und ins Netz zurückwirft. Zum Überdruß erfolgt ein neuer Einfall der Maroccaner; die Infanten müssen trotz ihres inneren Widerstrebens zum Gefecht ausreiten und sich nachher die unverdienten Lobsprüche ihres Schwiegervaters gefallen lassen, die sie wie Hohn treffen. Sie beschliessen nach Carrion zurückzukehren und erhalten beim Abschied abermals reiche Geschenke von Rodrigo, der nichts ahnt von ihrer niederträchtigen Heimtücke. Denn Gewinnsucht war ihre einzige Triebfeder. Ein Anschlag auf den Mauren Abengalvon von Molina, den treuen Klienten des Cid, der ihnen das Geleite über die Wasserscheide giebt, misslingt. Aber jenseits des Duero, im Eichwaldgrunde von Corpes bleiben sie mit ihren Frauen hinter dem Tross zurück, und nachdem sie ihnen die Kleider vom Leibe gerissen und sie mit Sporen und Sattelgurt blutig geschlagen, geben sie sie den Tieren und Vögeln des Waldes preis. Zum Glück hatte ihr Vater einen seiner Neffen mitgeschickt, um rascher Nachricht von ihrer Ankunft zu erhalten. Dieser schöpft Verdacht, kehrt unbemerkt um und findet die Unglücklichen in der Einöde verlassen und halb entseelt. Rasch ruft er sie zu sich und labt sie mit einem Trunk Wasser und bringt sie zurück nach San Esteban, wo er sie pflegt, bis ihr Vater benachrichtigt ist und sie abholen lässt.

Nicht minder als der Vater ist der König durch diese freche Verletzung der von ihm betriebenen Ehen beleidigt. Auf die Klage des Cid ladet er die Missethäter vor seinen Hof nach Toledo. In würdigem Aufzug erscheint der gekränkte Held, und nachdem die Richter ernannt sind, fordert er zuerst die beiden Schwerter zurück, die er seinen Schwiegersöhnen beim Abschied gab, dann die Dreitausend Mark Silber der Mitgift, und zum Schluss verlangt er Rechenschaft für den an seinen Töchtern begangenen Schimpf. Stolze, herausfordernde Worte fallen von beiden Seiten, bis ein dreifacher Zweikampf zwischen den Söhnen Gonzalos von Carrion und drei Getreuen des Cid vereinbart ist. Und damit die Genugthuung vollkommen sei, treten die Infanten von Navarra und Aragon hervor und bitten für sich um die Hand der beiden verlassenen Frauen. An den Ufern des Carrion findet der gerichtliche Zweikampf statt und endet mit der gerechten Sühne.

So steigert sich die Dichtung, die etwas breit und fast im Ton einer Biographie anhebt, zum Schlusse zu einem leidenschaftlich packenden Drama. Für die Zeitgenossen brauchte die unverhältnissige Länge der Einleitung eine Rechtfertigung nicht; in jenem Siegeszug des Helden bis zur Einnahme von Valencia bejubelten sie ein Stück vaterländischer Geschichte, einen der glorreichsten Momente ihrer nationalen Expansion. Allein, die höhere Einheit der Handlung, wie sie die Poesie erfordert, bringt erst die verhängnisvolle Vermählung mit ihren tragischen Folgen. Wie uns diese Verwicklung den Helden menschlich näher rückt, so führt sie auch die befriedigende Lösung herbei; denn von richtigem Gefühl geleitet, hat der unbekannte Dichter die Rache des gekränkten Vaters in würdiger Weise mit der Versöhnung zwischen König und Vassall zu verbinden und diese geschickt vorzubereiten gewusst.

Der dichterischen Bedeutung des *Poema del Cid* thut es nun keinen Abbruch, dass die Einzelheiten der Geschehnisse und vor allem die Hauptbegebenheit selbst, die erste Vermählung der Töchter des Cids, nicht geschichtlich sind. Denn der Wert eines Heldenliedes liegt ja nicht darin, dass es uns eine Chronik ersetzen kann, sondern in der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit, mit denen es uns Leben und Sitten, Denken und Fühlen vergangener Zeiten vor Augen führt; und wahrlich wenige Dichtungen sind in gleichem Masse vom Zauber einer eigenartigen Zivilisation durchwoben und geben uns so voll die Vision der Wirklichkeit wie das alte Cidpoem. Fügen wir noch die schlichte Kraft der Sprache, die die Unfertigkeit der Verskunst etwas ungenlenk überwindet, die plastische, oft dramatisch belebte Darstellung und die sympathische

Wärme der Erzählung hinzu, so muss man bekennen, dass Spanien an dieser ersten Eingebung seiner Muse eine Perle ächter und unvergänglicher Poesie und einen wahren nationalen Schatz besitzt.

Schade ist es um den Verlust einer zweiten Ciddichtung, des *Cerco de Zamora* (Belagerung Zamoras). Sie berichtete von der Reichsteilung Fernandos I, vom Bruderkrieg unter seinen Söhnen, von der Flucht Alfonsos nach Toledo und der Belagerung der Infantin Doña Urraca in Zamora, von der meuchlerischen Ermordung Sanchos durch Vellido Dolfos, der Rückkehr Alfonsos und dem Eidschwur, mit dem ihn der Cid und die Kastilier zwingen, seine Unschuld an der Ermordung seines Bruders zu erhärten, — eine stolze Scene, die den nachhaltigen Groll Alfonsos begreiflich macht.

Ein Denkmal des raschen Verfalls der Juglarpoesie ist der *Rodrigo*, auch *Crónica rimada* oder *Leyenda del Cid* genannt, der uns mit der Jugendgeschichte des Helden von Bivar auf Grund willkürlicher Erfindung bekannt macht. Eine Privatfehde ist zwischen dem Grafen Gomez de Gormaz und Diego Lainez ausgebrochen. Jener überfällt die Hirten, dieser zur Rache die Wäscherinnen seines Gegners. In dem zum Austrag des Zwistes verabredeten Waffengang erschlägt Diegos kaum dreizehnjähriger Sohn Rodrigo den Grafen und macht seine zwei Söhne zu Gefangenen. Diese giebt der Jüngling ihren Schwestern, die in Trauerkleidern nach Bivar kommen, zurück; und bevor jetzt die Fehde von neuem losbricht, begiebt sich Ximena, die jüngste, an den Hof, um Sühne zu verlangen. Der König, Don Fernando, scheut sich den Zorn der Kastilier zu reizen; da schlägt das Mädchen resolut den rechten Ausgleich vor: man gebe ihr Rodrigo zum Manne! Dem Gebote des Königs fügt sich Rodrigo, doch gelobt er seine Gemahlin erst nach fünf siegreichen Schlachten zu sehen. Gelegenheit bieten ihm bald Einfälle der Sarazenen, eine Herausforderung des Königs von Aragon an Fernando, ein Aufruhr der kastilischen Grossen und zum Schluss die Tributforderung des Königs von Frankreichs, des Kaisers und des Papstes, die Rodrigo mit einem Einfall nach Frankreich erwiedert, wobei er den Herzog von Savoyen an der Rhône schlägt und bis vor die Thore von Paris dringt. Wie man sieht, ist der Stoff nicht ohne Interesse, allein die dichterische Ausführung ist unbeholfen, von roher Komik durchsetzt; und die Unbotmässigkeit des Helden gegen den König steht in auffallendem Widerspruch mit seiner früheren idealen Auffassung.

Dem Sagenkreis vom Cid hat die altkastilische Heldendichtung keinen zweiten von gleicher Bedeutung an die Seite zu stellen; doch

haben wir noch Kunde von zwei einzelnen Liedern, in denen die ferne Erinnerung an uralten Familienzweist ihre poetische Verewigung gefunden hat. Das eine, *el Romanz del infant Garcia*, dem ein Vorfall aus dem Jahre 1029 zu Grunde liegt, erzählte die verhängnisvolle Brautfahrt des Erben von Kastilien, der die Schwester des Königs von Leon heimführen soll und vor dem Ziele dem Mörderstahl des feindlichen Geschlechts der Vela erliegt. Das zweite, *la Estoria de los siete infantes de Lara*, spielte am Ende des 10. Jahrhunderts und atmete die wildeste Leidenschaftlichkeit. Ruy Velasquez Gemahlin, Doña Lambra, hegt einen tödtlichen Hass gegen den Schwager ihres Gatten, Gonzalo Gustioz, und dessen sieben Söhne. Den Anlass gab ein Lanzenstechen bei ihrem Hochzeitsfest, bei dem es von höhnischen Worten zu Thätlichkeiten kam und der jüngste der Infanten, Gonzalo Gonzalez, ihren Bruder erschlug. Man versöhnte sich zwar und vertraute zur Befestigung der Freundschaft die Infanten der Pflege ihres Oheims an. Aber bald ruft Doña Lambras Rachsucht eine neue Blutthat hervor, für die Ruy Velasquez trotz scheinbarer Versöhnung unerbittliche Rache schwört. Unter falschem Vorwand sendet er seinen Schwager an den Hof Almanzors mit einem Brief in arabischer Sprache, auf den hin Gonzalo Gustioz in den Kerker geworfen, seine Söhne in einen verabredeten Hinterhalt gelockt und nach tapferer Gegenwehr samt ihrem Erzieher getötet werden. Die acht Köpfe lässt Almanzor waschen und ihrem Vater vorlegen, der sie erkennt und in namenlosem Schmerz zu ihnen redet, als wären sie noch am Leben. Den Opfern ersteht nach Jahren ein Rächer an Mudarra, dem unehelichen Sohn Gonzalos und einer Maurin. Seiner Sühneforderung sucht Ruy Velasquez vergeblich auszuweichen; Mudarra fängt ihn beim Morgenrauen auf der Landstrasse ab und erdolcht ihn, und später, nach dem Tode des verwandten Grafen von Kastilien, lässt er auch Doña Lambra verbrennen. — Noch heute sieht man in der Kirche von Salas de Barbadillo die acht verdorrten Köpfe, an denen Sage und Dichtung haftet.

Wie nahe es auch lag, so haben die Spanier von französischen Epenstoffen doch nur wenig entlehnt, und nur solches, das der nationalen Tendenz ihrer Litteratur entsprach. So gefiel ihnen Karls des Grossen sagenhafte Jugendgeschichte, weil sie in Spanien spielt; aber die Roland-sage musste sich eine merkwürdige Umgestaltung gefallen lassen. Karls Zug über die Pyrenäen verletzte den spanischen Nationalstolz, und so wurde Roncesvalles als eine nationale Heldenthat aufgefasst und als Gegner Rolands und Rächer der bedrohten Unabhängigkeit ein Bernaldo del Carpio erfunden, von dessen romantischen Lebensschicksalen zuerst

gelehrte Geschichtsfälscher und nach ihnen auch die Volkssänger manches zu berichten wussten.

Das sind die Erzeugnisse der volkstümlichen Heldendichtung Spaniens, von denen wir verbürgte Kunde haben. Erhalten sind uns nur zwei Denkmale in jüngerer Niederschrift, *Poema del Cid* und *Rodrigo*. Die übrigen kennen wir hauptsächlich durch die Chronik Alfonsos X, die mit Vorliebe den Inhalt der *cantares de gesta* wiedergibt und so zu einer unschätzbaren Fundgrube für die späteren Romanzendichter wurde.

Die altkastilische Kunstpoesie.

1200—1250.

Anfänglich hatte die Kirche die weltlichen Sänger einen Vorsprung nehmen lassen. Auf die Dauer war es aber undenkbar, dass die Vertreterin der Schulbildung, die Geistlichkeit, sich von der werdenden Litteratur fernhalten sollte. Natürlich ergriff sie deren Pflege im Interesse der Kirche, zur Erbauung und Belehrung des Volkes, und entnahm ihre Stoffe auf gut Glück dem fertigen französischen und lateinischen Vorrat.

Die ersten Versuche verraten noch grosse Unselbständigkeit und unsicheres Tasten. Recht linkisch ahmt ein Aragonier im Leben der h. Maria Aegyptiaca, der reinigen Büsserin, die geparteten Kurzzeilen seiner französischen Vorlage nach; im gleichen Ton erzählt ein kürzeres Gedicht die ansprechende Legende vom guten Schächer, der schon in der Wiege die Gnade des Heilands erfährt. Kastilien stand auch nicht abseits, wie eine Bearbeitung des Streits zwischen Leib und Seele zeigt, jener wirkungsvollen Vision, in der sich die gepeinigete Seele und der verwesende Leib gegenseitig für ihre Verdammnis verantwortlich machen. Das einzige einigermassen selbständige Erzeugnis dieser Vorbereitungszeit ist ein Gedicht vom Streit zwischen Wasser und Wein, in das der Dichter, ein weitgereister Scholar aus Aragon, eine seltsame Schilderung seiner ersten Begegnung mit der noch unbekanntem Geliebten eingewoben hat.

Auch das kirchliche Schauspiel entlehnte Spanien seinen nordöstlichen Nachbarn; doch hat es nur geringe Spuren hinterlassen. Eine ungeübte Hand hat die Hälfte eines Weihnachtsspiels, *Misterio de los reyes magos*, auf die Rückblätter einer Handschrift der Kapitelbibliothek von Toledo aufgeschrieben. Von verschiedenen Weltgegenden kommen die Weisen aus Morgenland zusammen, unschlüssig ob sie dem Wahr-

zeichen des Sterns glauben und folgen sollen, und begeben sich dann vereint zu Herodes; dieser fordert sie auf nach der Anbetung des Kindes zurückzukehren, und ruft in grosser Bestürzung die Schriftgelehrten zusammen, die sich um das Bekenntnis herumzudrücken suchen: das alles im freieren Rythmus der lateinischen Mysterien vorgetragen. Ein Stück aus einem Osterspiel, das Lied der Wächter am Grabe und ihr Gespräch mit den Juden in derb volkstümlichem Ton, hat Berceo in eine seiner Dichtungen eingelegt. Weitere Spuren fehlen. Wahrscheinlich hörten auch in Spanien die Aufführungen in der Kirche bald auf, sie fanden aber nicht wie anderwärts eine Fortsetzung auf dem Marktplatze.

Einen frischen Zug brachte Gonzalo de Berceo und seine Schule in die geistliche Kunstdichtung. Gonzalo wurde unweit Najera im Dorfe Berceo geboren und im Kloster San Millan erzogen und lebte hier zwischen 1220 und 1240 als Diakon und Priester. Zum lateinischen Stilisten nicht geschult genug, unternahm er es in einfacher, gemeinverständlicher Sprache für das Volk zu schreiben. In treuherziger Einfalt und redseliger Weitläufigkeit, anschaulich, realistisch und lebendig, doch mit wenig Phantasie erzählt er das Leben des hl. Dominicus von Silos, des hl. Aemilianus, der hl. Aurea, den Martertod des hl. Laurentius, die Zeichen des jüngsten Gerichtes, Marienwunder und die Klage der Jungfrau am Kreuz nach lateinischen Quellen; selber zusammengetragen hat er nur die kürzeren Dichtungen zum Lob der Jungfrau und vom Messopfer. Religiös wie die Stoffe sind Gesinnung und Stimmung des Dichters: seine kindliche Frömmigkeit kommt mitunter zu innigem Ausdruck, und bei der Beschreibung der übersinnlichen Welt teilt sich etwas von seinem Entzücken seiner Darstellung mit. Nur einmal, vielleicht in seiner Jugend hat Gonzalo einen weltlichen Vorwurf, die *Alexandersage*, gewählt und nach dem lateinischen Epos Gautiers von Châtillon in der naiven Auffassung des Mittelalters behandelt. Für alle diese Werke, zusammen mehr als 20 000 Verse, bediente sich Berceo weder der schwankenden Langzeile der volkstümlichen Heldendichtung noch der schlechtgemessenen Acht- und Sechssilber seiner geistlichen Vorgänger, sondern er machte sich eine bekannte Form der französischen Didaktik, die einreimige Alexandriner-Vierzeile mit fester Silbenzahl und reinem Reim, die *cuaderna via*, wie er sie nennt, zu eigen. Diese Reimweise gab auf zwei Jahrhunderte das Gewand ab, in das sich die spanische Poesie kleidete.

Den Ruhm dieser Neuerung könnte möglicherweise der anonyme *Libro de Apolonio*, eine schlichte Bearbeitung des weltberühmten Romans

vom Könige von Tyrus, für sich beanspruchen. Jedenfalls machte das Kunststüch in der neuen Gestalt sein Glück. Dem *Alexandre* folgte die bald verschollene Übersetzung der französischen Fortsetzung der Sage; 'das Pfauengelübde'. Besondere Beachtung verdient aber der Versuch, einen nationalen Gegenstand im Geschmack Berceos zu behandeln.

Diesen Versuch machte ein Mönch von San Pedro de Arlanza. In diesem Kloster ruhten die Gebeine des Grafen Fernan Gonzalez (932—970), dem Kastilien seine Selbständigkeit verdankte, und den die späteren Könige zu ihren Ahnen zählten. Diesem weihte der Mönch sein Gedicht, einen wahren historischen Roman, indem er seine aus Chroniken geschöpften, vagen Geschichtskennntnisse in Anlehnung an gewisse Klostertraditionen und mit Hilfe hier und dort entlehnter Erzählungsmotive frei erfindend ergänzte. Gleich dem Alexander der Sage wächst Fernan Gonzalez unbekannt auf, kämpft dann siegreich und unter sichtbarem Beistand des Himmels gegen die Ungläubigen. Mitten in seinen Erfolgen von Sancho von Navarra überfallen, besiegt er ihn, lässt sich aber von dessen Schwester, der Königin von Leon, durch die Vorspiegelung einer Ehe mit ihrer Nichte überlisten. Doch Sancha, die Nichte, erbarmt sich des Gefangenen und flieht mit ihm unter abenteuerlichen Gefahren durch unwirtliche Gebirgspfade, bis sie den Kastiliern begegnen, die sich ein Steinbild von ihrem Grafen angefertigt haben und unter Voranführung desselben zu seiner Befreiung ausgezogen sind. Nun gerät der König von Leon in Gefangenschaft, wird aber unklugerweise von Sancha freigegeben. Dann fällt wieder Fernan Gonzalez in die Hände seiner Feinde: Sancha besucht ihn in Spielmannstracht und tauscht die Kleider mit ihm. Jetzt muss der König von Leon nachgeben; Fernan Gonzalez hatte ihm früher Pferd und Sperber unter der Bedingung verkauft, dass der Kaufpreis bei jeder Zahlungsverzögerung verdoppelt würde. Da die Summe unerschwinglich geworden ist, muss der König die Unabhängigkeit Kastiliens anerkennen. — Auch diese abenteuerlich romantischen Erfindungen des Mönchs von Arlanza sind durch Vermittlung von Alfonsos Chronik in den Schatz der poetischen Nationalerinnerungen Spaniens übergegangen.

Die altkastilische Prosa.

1250—1350.

Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts vermochte die Prosa nicht gleichen Schritt mit der Dichtkunst zu halten. Ihre Leistungen beschränken sich auf die ziemlich dürftigen toledaner Annalen, einige

magere Geschlechtstafeln und, zum Schluss, Übersetzungen der Geschichtswerke des Erzbischofs Rodrigo von Toledo und die 1241 von Fernando III angeordnete Übertragung der *lex Visigotorum*, das sog. *fuero juzgo* (*forum judicum*), als Landesgesetz für die neugewonnenen Gebiete. Mittlerweile bildete sich indessen in der königlichen Kanzlei, die mehr und mehr die Volkssprache an Stelle der lateinischen einföhrte, eine feste Tradition aus, die dem Kastilischen die Würde der offiziellen Verwaltungssprache verlieh und es für die grossartige Schriftstellerthätigkeit Alfonsos X geschmeidig machte.

Alfonso X, den die Nachwelt den Weisen oder den Gelehrten (*el Sabio*) genannt hat, ward 1230 geboren; als Infant erwarb er Waffeneruhm bei der Einnahme von Murcia, und 1252 übernahm er das Reich von seinem Vater, Fernando III, dem Heiligen, in einer bis dahin nicht erreichten Ausdehnung und Festigkeit; Leon endgiltig mit Kastilien vereint; Friede mit Portugal und Aragon; Córdoba, Sevilla, Xeres im Besitz der Christen; Murcia, Granada und Niebla im Vassallenverhältnis. Seiner engeren Sphäre entsteigend, durfte Kastilien sein Wort in der Weltpolitik mitreden. Allein, die blendende Verlockung der deutschen Kaiserkrone, die den Sohn der Stauferin Beatrix bestrickte, ward für ihn wie für das Land verhängnisvoll. Sie lähmte sein Wollen und seine Thatkraft nach beiden Seiten, verwickelte sein Leben in eine Kette von Empörungen, hinderte ihn die der Erfüllung so nahe gerückten hohen Aufgaben seiner Nation zu verwirklichen, und liess ihn, nachdem der Traum des Weltimperiums zerronnen war, 1284 im Zerwürfnis mit dem eigenen Thronfolger sterben.

Früh erwachte in dem Prinzen die Liebe zur Wissenschaft, und er blieb ihr sein Leben lang treu. Es ist sein Verdienst, durch Anregung und eigenen Fleiss die Schätze arabischen Wissens und Dichtens seinem Volke und durch dessen Vermittelung dem Abendlande in höherem Masse erschlossen zu haben. Bereits 1241 erwarb er Arbolays astrologisches Steinbuch und liess es übertragen. Noch als Infant ordnete er die Übersetzung von *Calila und Dimna*, der arabischen Bearbeitung des Pantshatantra, an. Am beharrlichsten förderte er die Sternkunde. Durch jüdische Gelehrte liess er die astronomischen Tafeln des Ptolemäus revidieren und berichtigen, und lange dienten diese *tablas alfonsis* beim höheren Unterricht als Grundlage. Auf seine Anordnung wurden die Beobachtungs- und Messinstrumente der Alten wieder hergestellt und verbessert und eine Reihe von Schriften über ihren Bau und Gebrauch aus dem Arabischen übersetzt oder, wo nichts vorhanden war, angefertigt.

Dabei bestimmte der gelehrte Fürst nicht nur die Wahl des Themas, sondern verfügte über Kapiteleinteilung, verfasste Prologe, besserte sprachlich nach und liess nötigenfalls eine minder gelungene Arbeit abermals in Angriff nehmen. Den Intentionen seines Vaters folgend, bemühte sich der König um die Vereinheitlichung der Gesetzgebung, konnte aber gegen den Widerstand der kastilischen Ricoshombres nicht durchdringen. Das zuerst kodifizierte *Fuero real* (Königsrecht) wurde seit 1255 mehreren Städten verliehen; dann veranstaltete Alfonso eine Auslese des Besten unter den bestehenden Rechtsgebräuchen, den *Espejo de todos los derechos* (Spiegel aller Rechte); seine bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete sind aber die mehr philosophierenden und stark von römischen Grundanschauungen beeinflussten *Siete Partidas*, die erst 1348 und nur teilweise zur Geltung kamen, aber nicht ohne Einfluss auf Moral und Staatslehre blieben. Durch die grossen lateinischen Geschichtswerke eines Lucas von Tuy und Rodrigo von Toledo angeregt, unternahm der Monarch eine Geschichte Spaniens (*Historia de España*), in der er die Heimsuchungen des Landes, d. i. die römischen Verheerungen, den Adel der Goten, die arabische Eroberung und den Befreiungskampf schildern wollte, und die er in vier Büchern bis zu seinem Regierungsantritt führte: eine wichtige Quelle für den jüngsten Zeitabschnitt, unpersönlich in der Darstellung, in lebendig ausdrucksvoller Sprache, sonst wenig kritisch und daher für epische Berichte so empfänglich. Hieran schloss sich das umfänglichere, wahrscheinlich unvollendete Unternehmen einer Weltgeschichte (*Grande y general Historia*). Von dem auf Wunsch des Vaters begonnenen *Septenario*, der Absicht nach eine Encyclopädie der freien und technischen Künste, hat sich nur der Anfang erhalten; andere Übersetzungen, die Alfonso veranlasst haben soll, sind verschollen; das unter seiner Mitwirkung verfasste Buch vom Schach-, Würfel- und Brettspiel harrt noch der Veröffentlichung. Endlich besitzen wir auch ein Liederbuch Alfonsos in galicischer Sprache, 428 Wundererzählungen und Hymnen zum Lob der Jungfrau Maria. Wahrlich Achtung gebietende Leistungen, weniger durch Originalität der Gedanken ausgezeichnet als durch Vielseitigkeit des Wissens und Bemühens, und noch heute anziehend durch die Jugendfrische der urwüchsigen, malerischen Sprache, die das beste Eigentum des Königs ist und sein sicherster Titel auf Nachruhm.

Die litterarischen Neigungen wurden auch von anderen Mitgliedern der königlichen Familie geteilt und gingen auf Söhne und Enkel als Erbteil über. Alfonsos Bruder, don Fadrique, der sein unruhiges Leben

grösstenteils im Ausland verbrachte und es schliesslich als Empörer verwirkte, liess in jungen Jahren die Apologensammlung des Sindibad als 'Buch von der Frauen Trug und List' (*Libro de los engaños e assayamientos de las mugeres*) aus dem Arabischen übertragen. Alfonsos Sohn und Nachfolger, Sancho IV (1284—95), der durch seine Thatkraft manchen Schaden der letzten Regierung wieder heilte, liess Seneca *contra la ira e la saña* und Brunetto Latinis *Libro del Tesoro* übersetzen und gab die Anregung zu einer umfassenden Erzählung der Kreuzfahrten, *la Gran conquista de Ultramar*, in welcher die bekannte Kreuzzugsgeschichte Wilhelms von Tyrus mit den provenzalischen und französischen Dichtungen von Antiochia und Jerusalem nebst dem ganzen Epenyklus vom Schwanenritter verarbeitet, und so statt einer Geschichte ein stattlicher Roman geschaffen wurde. Er selber verfasste ein *Lucidiario* in Form von Gesprächen zwischen Lehrer und Schüler über lauter heikle Fragen, bei denen Theologie und natürliche Erkenntnis in Widerstreit liegen; und 1292 vollendete er im Lager vor Tarifa Lehren und Unterweisungen an seinen Sohn (*Castigos y documentos que daba a su hijo*), Frucht grosser Belesenheit, behaglich breit, in feierlich gehobener Rede, mit Sentenzen und Beispielen gewürzt, doch weniger persönlich als man erwarten sollte. Dieser Sohn, Fernando IV, erreichte nur ein Alter von 22 Jahren und hinterliess die Krone einem einjährigen Kinde, Alfonso XI, der nach einer wirrenreichen Minorität die Zügel der Regierung kraftvoll ergriff, das königliche Ansehen wieder herstellte, Algeciraz bezwang und 1350 vor Gibraltar an der Pest starb. Ihm verdanken wir ein Buch von der Hochjagd; seinen Schreiber Nicolás Gonzalez betraute er mit der Bearbeitung der Trojanersage nach Benoît de Sainte-More; am meisten machte er sich aber dadurch verdient, dass er die seit Alfonso X schlummernde Historiographie wieder weckte, indem er seinen Kanzler Fernan Sanchez de Tovar beauftragte, die Geschichte seiner Vorgänger und seiner eigenen Regierung niederzuschreiben. Den begabtesten Schriftsteller aus königlichem Geblüt werden wir aber im Infanten don Juan Manuel, einem Neffen Alfonsos X, kennen lernen.

Ihrem Wesen nach ist die Prosa dieses Zeitraums lehrhaft; besonderer Gunst erfreut sich dabei die Spruchlitteratur, jene sentenziöse Verarbeitung griechischer Philosophenweisheit, welche die Araber dem Abendlande vermittelten. Schon Alfonso X schöpft aus ihr, und unter seiner Regierung wurden sowohl die 'Sittensprüche der Philosophen' (*L. de los buenos proverbios*) des nestorianischen Arztes Honein ben Ischak, des Vaters der Gattung, als Mobasschirs 'Aussprüche weiser

Männer', die vielbenutzten *Bocados de oro*, mit den 'Antworten des Philosophen Secundus auf die Fragen Kaiser Hadrians' ins Spanische übersetzt, auch vom 'Geheimnis der Geheimnisse', brieflichen Ratschlägen des Aristoteles an Alexander, ein Auszug (*Poridad de las poridades*), sowie das metaphernsprudelnde Fragespiel der Sklavin Teweddud (*Teodor la doncella*). Das Beispiel selbständiger Verwertung dieser Spruchweisheit gab Sancho IV mit den Lehren an seinen Sohn. Zu Lebzeiten dieses Königs entstand vermutlich die Blütenlese der nach Begriffsfächern geordneten und mit Sprichwörtern untermischten *Flores de filosofia* und das 'Buch von den Fürstenräten' (*L. de los consejos y consejeros*), dessen Verfasser maestre Pero Gomez Barroso 1345 als Kardinal in Avignon starb. Jünger und ziemlich frei ersonnen ist der angeblich am Hofe Fernandos III zusammengestellte Fürstenspiegel der 'Zwölf Weisen' (*Doce sabios*); und noch später fällt das 'Buch der 34 Weisen', das meist ältere Weisheit auffrischt. Auch von einer abendländischen Fabelsammlung, den 'Narrationes' des Cisterciensers Odo von Sherington — eigentlich nur Linienrisse von Fabeln mit scharf satirischer Anwendung — haben wir eine Übersetzung, das sg. 'Katzenbuch' (*L. de los gatos*). Den steigenden Einfluss des römischen Altertums vertritt die Fürstenlehre 'de regimine principum', die Aegidius Colonna, ein Römer, für seinen Zögling, Philipp den Schönen von Frankreich, verfasste und der Beichtvater der Königin, fray Juan Garcia de Castrojerix, für don Pedro, den Sohn Alfonsos XI, ins Kastilische übertrug und um zahlreiche Lehren und Beispiele vermehrte. Die Eingenommenheit des Mittelalters für moralische Betrachtungen und nicht minder für symbolische Einkleidung und bildlichen Ausdruck liess diesen Litteraturzweig kräftig gedeihen. Die für Spanien charakteristische unmittelbare Übernahme orientalischer Schätze überdauerte übrigens die Zeit Alfonsos X nicht, und um die Mitte des 14. Jahrhunderts hörte die wirksame Pflege der Sentenzen- und Apologelitteratur überhaupt auf. Aber die Leser blieben ihr noch lange treu, wie zahlreiche Handschriften und Wiegendrucke bekunden; ja das eine oder andere läuft noch heute als Volksbuch um.

Auffallend geringfügig ist im Vergleich, was die geistliche Litteratur in der Volkssprache leistete. Den Psalter verdolmetschte Herman el Aleman, und noch vor Ablauf des 13. Jahrhunderts folgten die übrigen Bücher der Bibel. Die Wunder des hl. Dominicus, bunte Anekdoten, sammelte 1293 Pero Marin, Mönch von Silos und Priester. Von den schlichten Traktaten, die der Bischof von Jaën, Pedro Pascual, ein geborener Valencianer, während seiner Gefangenschaft in

Granada und vor seinem Martertode (1300) zur Stärkung seiner Leidensgenossen, verfasste, fanden mehrere in spanischer Übersetzung Verbreitung und sind teilweise nur in dieser erhalten. Endlich richtete Rabbi Abner, nach seiner Bekehrung Alfonso von Valladolid, 1349 hochbetagt gestorben, mehrere Streitschriften gegen seine früheren Glaubensbrüder.

Freiere Schöpfungen der Phantasie wagen sich im Anfang dieses Zeitraums noch nicht unverhüllt hervor, sondern verbergen sich hinter ernsteren Absichten. Sowohl die Umschreibung spanischer Heldenlieder in Alfonsos Chronik wie die Auflösung französischer Epen in der *Gran conquista de Ultramar* sind als Geschichte gemeint. In inniger Verschmelzung des Erbaulichen mit dem Sentimental-romantischen vereinigt eine Handschrift des 14. Jahrhunderts das Leben der hl. Maria Magdalena und Martha, der hl. Maria Aegyptiaca, der hl. Katharina von Alexandrien und die Eustachiuslegende — selbst nur fromme Romane — mit beliebten Varianten der spannenden Geschichte der getrennten und wieder vereinigten Familie und des rührenden Themas der unschuldig verfolgten Gattin: nämlich 'König Wilhelm von England' nach dem Roman Christiens von Troyes, 'Princess Florencia von Rom' und 'Königin Sevilla' nach zwei französischen Epen der Verfallszeit und die 'keusche Kaiserin' nach einer Versnovelle Gautiers von Coincy. Ihren feierlichen Einzug hielt aber die höfische Ritterdichtung unter allgemeinem Beifall mit der Übersetzung des Prosaromans von Tristan, dem 1350 die bereits erwähnte Bearbeitung der Trojasage folgte.

In diese Zeit fällt auch der erste Versuch selbständiger Erfindung, der *Caballero Cifar*, ein seltsames Stück Unterhaltungslektüre. Der Roman spielt in Indien (Abessinien) und erzählt uns nach den Abenteuern des Titelhelden, der sich Frau und Kindern entführen sieht und eben die Erbin von Menton geheiratet hat, als er jene wiederfindet, auch die seines Sohnes Roboan, der Kaiser von Tigrida wird. Wir sehen alleinstehende Frauen von mächtigen Nachbarn bedrängt; züchtige Erbtöchter neigen dem fahrenden Ritter ihre Huld zu und bringen ihm Kronen heim; dazwischen wird die Lebensweisheit der 'Flores de filosofia' mit vollen Händen eingestreut. Ein versprechender Ansatz zu populärer Komik, die Figur des Rüpels, der Cifar in den schlimmen Tagen seines fahrenden Rittertums begleitet, wird zu früh fallen gelassen. Am anziehendsten sind zwei Abstecher ins Zauberland der Feen: Die Episode vom Ritter, den die Seefrau in ihr feuchtes Reich lockt und zurückhält, bis er infolge einer Untreue den schönen Spuk zerrinnen sieht, und die Fahrt Roboans nach den Inseln des Überflusses, deren

Herrschaft er mitsamt dem dort gefundenen Liebesglück durch nimmer-satte Begehrlichkeit verscherzt.

Die Reihe der Prosaschriftsteller beschliesst don Juan Manuel (1282—1348) mit ebenso viel Glanz, als sein Oheim Alfonso der Weise sie eröffnete. Mitten in einem Leben voll Unruhe und ehrgeiziger Händel, die ihm wiederholt die Waffen in die Hand drückten, und gerade in den bewegtesten Jahren zwischen 1320 und 1335 fand der feinsinnige Infant Muse zu ausgiebiger und vielfältigster schriftstellerischer Thätigkeit. Umfängliche Geschichtswerke wie die Alfonsos mutete er sich freilich nicht zu; er fertigte aber einen Auszug aus dessen Geschichte Spaniens zum eigenen Handgebrauch, machte sich Aufzeichnungen für die Folgezeit und entwarf eine Denkschrift über sein Familienwappen und andere die Geschichte seines Hauses betreffende Fragen. Seiner Liebe zu Kriegskunst und Waidwerk entsprangen das verlorene 'Buch über Kriegsmaschinen' und das 'Buch von der Jagd', worin er die Falken, ihre Arten, ihre Zucht und Pflege und Spaniens beste Reviere für Vogelbeize schildert. Verschollen ist sein Liederbuch sowie eine Anleitung zur Dichtkunst, die er schrieb. Seine übrigen Schriften huldigen der lehrhaften Richtung der Zeit. Zwei seiner ersten Versuche, ein 'Buch der Weisen' und ein 'Buch vom Rittertum' sind in Verlust geraten. In anmutige Gesprächsform kleidet sich das 'Buch vom Ritter und Knapen' (*L. del caballero y del escudero*): Auf dem Wege zum Hofe, wo er den Ritterschlag empfangen soll, trifft der Knappe einen alten, weltfremd gewordenen Ritter, der ihm schöne Lehren über Ritterpflichten mitgibt, und auf der Rückfahrt kehrt der junge Ritter abermals in der Einsiedelei des Alten ein und fragt ihn aus über Gott und Engel, Paradies und Hölle, Firmament und Gestirne, Elemente und Geschöpfe, Erde und Meer. Seltsamer ist die Einkleidung des 'Buchs der Stände' (*L. de los estados*), das zuerst als 'Buch des Infanten' zur Rechtfertigung seines Kampfes gegen den König entworfen war: Fern von der Welt erzogen, erblickt ein junger Prinz plötzlich das Leiden der Menschheit und will nun das Rätsel des Daseins und des Sterbens entschleiern und lässt sich zu dem Behuf von einem christlichen Philosophen Auskunft über die Wahrheit der Religionen und die Verfassung der christlichen Staaten, ihre weltlichen und geistlichen Stände erteilen. Auch Lehren für seinen Sohn und zwar selbst erprobte trug don Juan zusammen, und da er auch die späteren Erfahrungen seines Lebens nachzutragen gedachte, nannte er das Buch das 'unvollendete' (*L. en finido*). Die letzte Schrift des Infanten verteidigt den Glaubenssatz vom leiblichen Verbleib

Marias im Himmel. Das vollendetste aber, was er der Nachwelt hinterlassen hat, ist das bis auf unsere Tage frisch und beliebt gebliebene Buch vom Grafen Lucanor und seinem Rate Patronio, 51 Erzählungen mannigfaltigen Inhalts für alle Lebenslagen, Geschichte, Fabeln, Anekdoten in losen Rahmen gefügt, mit etwas holprigen Reimsprüchen als Moral, recht ergötzlich, lebendig und frei vorgetragen, wie das Wort im Gespräch vom Munde des Weltmannes fließt, und so schlicht und natürlich erzählt, dass don Jaime von Aragon es gar nicht als gelehrte Leistung anerkennen wollte und durch seinen Tadel den Verfasser veranlasste, 150 absichtlich verdunkelte Sprüche anzufügen, um auch hierin seine Meisterschaft zu zeigen. Dieses bedeutsame Werk, das die Prosalitteratur dieses Zeitraums abschliesst und krönt, behält zwar äusserlich die lehrhafte Tendenz der Gattung bei und wahrt durchaus den Ernst im Vortrag; unbewusst bricht aber in Denkweise und Stil die Persönlichkeit des Verfassers durch, und das verleiht eben jenen Blättern ihre unverwelkliche Frische.

Zweite Phase der lehrhaften Kunstdichtung.

1300—1350.

Trotz der gesteigerten Regsamkeit auf dem Felde der Litteratur blieb ihre Pflege auf enge Kreise beschränkt; daher kommt es, dass die Entfaltung der Prosa zunächst einen Stillstand der Poesie nach sich zog. Viel liegt aus der Zwischenzeit nicht vor: ein Leben des hl. Idefonso in der Weise Berceos aus den Jahren Fernandos IV von einem Geistlichen, der als Pfründner von Ubeda auch eine Magdalenenlegende reimte, und eine Strafpredigt gegen die Unbussfertigkeit der Welt, die sich *las palabras que dixo Salomon* betitelt: beides unbedeutend.

Ein ganzer Dichter erstand an der Grenzscheide unseres Zeitraums in Juan Ruiz, dem Erzpriester von Hita, der sein *Libro de buen amor* 1330 vollendete, dasselbe jedoch 1343 im Gefängnis des Erzbischofs von Toledo und noch später durch Einlagen erweiterte: ein eigenartig geniales Dichtwerk. — Um seine Mitmenschen vor den Fallstricken der thörichten Liebe zu warnen, doch auch zu ihrer Ergötzung erzählt Juan Ruiz seinen Lebensroman. Denn, da er ein Mensch ist wie andere Sünder auch, hat er vielfach geliebt und Liebe erfahren: nur bittet er, die Offenherzigkeit seiner Beichte nicht misszuverstehen; es kommt ja Alles auf die richtige Deutung an. Zuerst verliebte sich also der Erzpriester in eine tugendhafte Frau, die ihm freundschaftlich wohlgesinnt war; als er ihr aber

ein Liebesgedicht zustellen lässt, bedeutet sie ihm mit einer treffenden Fabel, dass sie ihm ebenso wenig traue wie anderen Männern; sie gestattet ihm jedoch sein Liebesleid zu besingen. So abgewiesen versucht er sein Glück bei einer minder heiligen; der Freund, den er als Liebesboten verwendet, happt ihm den Bissen weg. Trotz dieser Misserfolge kann Juan Ruiz vom Lieben nicht lassen; er muss, erklärt er, unter dem Stern der Venus geboren sein, und da hilft kein Widerstreben; denn die Liebe ist gar mächtig, wenn auch voll Falsch. Also verliebt er sich abermals in eine sittsame Schöne, sendet ihr auch viele Lieder, doch sie will seinetwegen das Paradies nicht verscherzen. Da erscheint dem Verschmähten Gott Amor selber im Traum, und kaum giebt er sich zu erkennen, so überhäuft ihn der Dichter mit den bittersten Vorwürfen, ihn, den Falschen, der die Männer entkräftet, der seine verblendeten Diener misshandelt und alle sieben Todsünden im Gefolge führt. Gelassen lässt Amor den Schwall der Schmähungen über sich ergehen und antwortet, auf Ovid verweisend, mit guten Ratschlägen über die Wahl der Geliebten und das Verhalten des Liebhabers mit gebührender Betonung der Macht des Geldes, das gar in Rom allvermögend ist. Beim Erwachen will es dem Dichter scheinen, als habe er diese Lehren von jeher befolgt, und zwar ohne Nutzen, wie er auch nie in seinem Leben eine Frau sah, wie Amor sie ihm schilderte. Diesmal fällt nun seine Wahl auf eine reiche Witwe, und hier webt der Erzpriester, Wahrheit und Dichtung vermählend, eine ergötzliche Adaptation der mittelalterlichen Komödie von Pamphilus in seine Erzählung ein. Er begiebt sich zu Frau Venus, seinen Kummer vor ihr auszuschütten, und empfängt von ihr neue Belehrung voll treffender Kenntnis des weiblichen Herzens. Er fasst also Mut, redet seine Witwe auf der Strasse an, und zum besseren Gelingen sichert er sich die Mitwirkung der gewiegten Trotaconventos, die ihre Zwischenträgerdienste meisterhaft verrichtet und schliesslich die Liebenden in ihrer Wohnung zusammenführt. Das Anstössige dieser Geschichte sucht der Dichter durch wohlgemeinte Mahnworte an das leicht verführbare Geschlecht gut zu machen, worauf das Sündenregister von frischem anhebt. Schon winkt ihm mit Hülfe der Alten ein neuer Sieg, als er die Unentbehrliche durch ein unvorsichtiges Wort beleidigt und sich veranlasst sieht, zur Warnung für andere, 41 Spottnamen aufzuzählen, die man solchen Mittelspersonen nicht einmal im Spass beilegen darf. Die schmollende Alte lässt sich zwar versöhnen und renkt die gestörte Intrige wieder ein; aber der Tod kürzt die Tage der Freude. Zur Zerstreung unternimmt der Erzpriester in

den ersten Märztagen einen Ausflug ins Gebirge. Schnee und schlechte Wege und unzarte Begegnungen mit derben Senninnen verderben ihm die Laune nicht. Nachdem er sein Geld in Segovia verthan und auf dem Heimwege seine Andacht in Santa Maria del Vado verrichtet, wird ihm bei seiner Ankunft doña Quaresmas Fehdebrief zugestellt, worin sie ihre Getreuen zum Kampf gegen don Carnal aufbietet, der seit einem Jahre fast ihre Lande verwüstet. Beiderseits rüstet man zur Schlacht; hier Hühner, Kapaune, Enten, Pfauen, Schinken und Schweinskeulen, Lummelbraten, Wildpret, u. s. w., dort Lauch, Sardinen, Aal, Hummer, u. s. w. In der kritischen Nacht lässt sich don Carnal, durch unmässigen Genuss von Speise und Trank betäubt, überraschen und wird gefangen gesetzt. Willig fügt er sich den auferlegten Bussübungen und folgt am Palmsonntag seinem Beichtvater zur Messe, entweicht aber aus der Kirche, verbirgt sich einige Tage im Judenviertel, und nachdem seine erschrockene Feindin das Feld geräumt, sammelt er neuerdings seinen Anhang und hält seinen siegreichen Einzug im Verein mit don Amor, dem alles in feierlicher Prozession entgegenzieht und um dessen Bewirtung alle Stände sich streiten. Beim Dichter nimmt er sein Absteigequartier und schlägt vor dessen Haus sein mit den Bildern der zwölf Monate gezieres Zelt auf. Wieder beginnt Juan Ruiz sein Liebeswerben, Trotaconventos ihre Gänge; wieder waltet der alte Unstern. Die erste Dame ist ganz unnahbar; die zweite ist williger, reicht aber rasch einem Andern die Hand. Da rät ihm die Alte zu einer Nonne und verschafft ihm auch Eingang bei ihr. Hier erwartet aber den losen Verführer statt der Sinnenlust, nach der er bisher gejagt, die reine, die veredelnde seelische Liebe; leider löst der Tod auch dies schöne Verhältnis. Noch ein vergeblicher Versuch bei einer Maurin, dann schlägt Trotaconventos' letzte Stunde und giebt dem Dichter Anlass zu einer schönen Leichenrede, die er im besten Zuge abbricht, um vom Lob der kurzen Predigten zum launigen Lob der kleinen Frauen überzuspringen. Als Liebesbote verwendet Juan Ruiz fortan seinen Burschen Huron, dem abgesehen von vierzehn Hauptfehlern nur Gutes nachzureden ist: der Erfolg lässt sich denken. — Mit einem Loblied zu Ehren der heiligen Jungfrauen, wie sie begannen, die Geständnisse des Erzpriesters von Hita, die originellste Schöpfung der altkastilischen Poesie, ja eine der genialsten des ganzen Mittelalters, ein Sittengemälde so anschaulich und lebensvoll wie es je ein Dichter gezeichnet, von dessen Grund sich das Bild einer ausgeprägten Individualität voll Lebenslust, voll drastischen Witzes und schalkhaften Mutwillens abhebt, ein seltsames Gemisch frommer Gläubigkeit

und krassen Leichtsinns. Mit diesem Werke erreicht die nationale Form der lehrhaften Rahmenerzählung ihre Vollendung durch die innige Verschmelzung der Einkleidung mit den eingestreuten Schwänken und Fabeln zu einem einheitlichen Ganzen; noch einmal macht sich der Einfluss der sinkenden französischen Litteratur in den meisterhaft ausgeführten Tierfabeln und jener grossartig entworfenen Allegorie des Kampfes zwischen Fasten- und Fleischzeit geltend; und zum ersten Male tritt uns eine freiere, beweglichere Lyrik in den sanglichen Hirten-, Studenten- und Marienliedern entgegen, die der Erzpriester in seine lose Beichte eingewoben hat und die uns eine hohe Meinung von der vielseitigen Begabung dieses Mannes einflössen.

Die Übergangszeit.

1350–1400.

Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gestaltete sich minder günstig für die Pflege der Litteratur. Die gewalthätige Regierung Pedros des Grausamen stürzte Kastilien in Aufruhr und Bürgerkrieg, und zog es hinein in die englisch-französischen Wirren und hinterliess der unechten Linie der Trastamara, die die Krone an sich riss, Verwicklungen mit den Nachbarstaaten und Schwäche im Innern. Und dreimal verheerte der schwarze Tod das schwergeprüfte Land. Unter diesen misslichen Umständen geriet das geistige Leben ins Stocken, und die Litteratur trägt, soweit sie gepflegt wird, die Merkmale des Übergangs an sich. Sie bleibt in der Hauptsache lehrhaft, strebt aber nach neuen Formen.

Dem Könige don Pedro widmete Rabbi Santo (Sem Tob) von Carrion seine aus jüdischer Tradition und eigener Lebenserfahrung geschöpften und in leicht fliessende kurzzeilige Reimsprüche gefassten *Proverbios morales*, und setzte so an Stelle der dem Schweigen verfallenen Sentenzenlitteratur eine neue Gattung, die im folgenden Jahrhundert auch Nachahmer fand. Dann erfuhr 1382 das alte Thema vom Streit zwischen Leib und Seele erneute Behandlung, und um die Wende des Jahrhunderts entstand die Bearbeitung eines hebräischen Schachgedichts im Jargon der Sephardim, jener über die Küstenstädte des Mittelmeers zerstreut lebenden spanischen Juden, und das *Poema de José*, das die Schicksale des Erzvaters Joseph nach dem Koran erzählt und das älteste Denkmal jener von den hispanisierten Mauren (*mudejares*) besonders in Aragon gepflegten und meist in arabischer Schrift aufgezeichneten Litteratur ist.

Die hervorragendste und bezeichnendste Gestalt dieses Zeitraumes bleibt aber Pero Lopez de Ayala (1330—1407). Er entstammte der baskischen Provinz Alava, trat schon unter Pedro dem Grausamen hervor und wurde der vertrauteste Ratgeber der drei ersten Trastamara, unter denen er die höchsten Reichswürden, seit 1398 die des Grosskanzlers von Kastilien bekleidete. Von schlanker Erscheinung, liebenswürdig im Umgang, gewissenhaft und gottesfürchtig, in Staatsgeschäften erfahren und ein tapferer Ritter, dabei dem Studium der Philosophie und Geschichte aus Neigung ergeben, mit einem stärkeren Hang zum schönen Geschlecht als einem so weisen Ritter geziemt: so wird er uns von seinem Schwestersonn geschildert. Als Dichter versuchte sich Ayala zuerst an Papst Gregors Betrachtungen über Hiob, und zwar in der bereits altertümlich ercheinenden *cuaderna via Berceos*. Seine reife Lebenserfahrung legte er dann im *Rimado del palacio* nieder, der in Abständen zwischen 1378 und 1385 entstand und bis 1403 Zusätze erfuhr. Nach einer feierlichen Generalbeichte schildert er darin mit rücksichtslos energischen Pinselstrichen den Zustand der Zersetzung und Fäulnis, der in Staat und Kirche herrscht. In einer Reihe lose gefügter Skizzen, die von treffender Beobachtungsgabe, reicher Welterfahrung und freimütiger Geradheit zeugen, führt er uns die verschiedenen Stände mit ihren Gebrechen vor: allen voran das verweltlichte Papsttum, jetzt ein Raub ehrgeizigen Haders, dann die herrsch- und habgierigen Prälaten, den unwissenden, sittenlosen Klerus, die Umtriebe der jüdischen Finanzpächter, die Windbeutelereien der Kaufleute, die gewissenlosen Anwälte, die harten und bestechlichen Richter, die treulosen Magistrate, die die Einkünfte der Städte verschachern, u. s. w. Mit dramatischer Lebhaftigkeit beschreibt er besonders die bitteren Erfahrungen des gealterten Kriegsmannes bei Hofe und die Beschwerden der königlichen Stellung, die fortwährende Belästigung, die täglichen Sorgen und die Zerfahrenheit der Ratgeber. Mit dem Preis der Friedfertigkeit, der geordneten Rechtspflege und der echten Herrschertugenden tönt die Dichtung aus; den lyrischen Anhang bilden Klagen und Gebete aus Ayalas portugiesischer Gefangenschaft (1385) und wehmütige Betrachtungen über das fortdauernde Schisma. So schreiten wir an Ayalas Hand durch eine Galerie lebensvoller Originale, nicht minder reich als die des Erzpriesters von Hita, vielleicht nicht so genial gezeichnet, aber durch höheren sittlichen Ernst eingegeben und durch die markige Sprache gehoben. Auch als Prosaschriftsteller machte sich der Grosskanzler verdient. Ihm verdankt Spanien unter anderem die erste Livius-Übersetzung. Die seit

Alfonso XI ruhenden Reichschroniken nahm er wieder auf, und Niemand war zu dieser Arbeit berufener als er, der an allen Zeitereignissen seit 1350 thätig beteiligt war. Seine Chronik, die er bis 1396 führte, zeichnet sich durch die Fülle der Einzelheiten, den durchdringenden Scharfblick, mit der er den Charakter don Pedros und die Entwicklung seiner krankhaften Anlage analysiert, und eine eigenartige ungetrübte Sachlichkeit aus, die von der rauhen Leidenschaftlichkeit der handelnden Personen und der oft erschütternden Wildheit der Sitten grell absticht. Nach Livius' Muster webt Ayala Reden und Briefe in seiner Erzählung ein, ein Darstellungsmittel von zweifelhaftem Werte, mit dem jedoch die Renaissance — und Ayala ist ihr Vorbote in Spanien — die Reflexion in die Geschichtsschreibung einführte. Sonst schrieb der Grosskanzler noch eine fabelhafte Genealogie seines Hauses und ein Buch von der Falkenzucht.

Neben Ayala zeichnet sich Juan Fernandez de Heredia (1310 bis 96), aus altem aragonischen Geschlecht, seit 1377 Grossmeister des Johanniterordens, als Freund der antiken Litteratur und der Geschichte aus. Die Prachthandschriften seiner Bibliothek, die kostbarsten Denkmäler der älteren aragonischen Mundart, enthielten neben Eutropius, Orosius und den Lebensbeschreibungen Plutarchs eine Geschichte Spaniens in drei Bänden, Haytons Beschreibung des Orients, Marco Polos Reisebericht, eine Auswahl von Sittensprüchen, eine Geschichte des byzantinischen Reiches, eine Chronik Moreas und 13 Lebensbilder berühmter Eroberer, alles auf seine Veranlassung gesammelt und übersetzt. Heredias besonderes Interesse für den Orient brachte sein Beruf mit sich; hatte er doch von Rhodos aus die Erwerbung Moreas für den Orden mit allem Eifer betrieben.

Als Vertreter der Zeitgeschichte ist noch Juan de Alfaro zu nennen, der die Regierung Juans I bis zur Niederlage von Aljubarrota (1385) schildert. Grosse Vorliebe hatte die Zeit für handliche Geschichtsaufzeichnungen, wir besitzen einen von Juan de Cuenca, dem Hofmarschall der Königin Eleonora; ein anderer verdankt sein Entstehen dem Bischof von Bayona, García de Euguí. Beachtenswert an dieser regeren Thätigkeit ist besonders der Umstand, dass sich in diesen Jahrzehnten Aragonier, ja Navarresen um die spanische Litteratur verdient machen. Es ist ein Zeichen der Zeit: bald wird der Siegeszug der kastilischen Sprache beginnen.

Das 15. Jahrhundert.

Die Poesie.

Noch vor Ablauf des 14. Jahrhunderts kam in der spanischen Litteratur die längst vorbereitete Wandlung zum Durchbruch. An die Stelle der bisher geübten gediegenen Lehrhaftigkeit trat eine zierliche, mit Form und Inhalt spielende Unterhaltungspoesie. Wie ein Fieber griff die Lust zu dichten und zu singen um sich und bemächtigte sich des Hofes und aller Schichten des Adels. Dieser war nicht mehr das würdige Rittertum der Maurenkriege, sondern hatte sich zu einer ehrgeizigen, unruhigen Fendalaristokratie umgebildet, die ihre Freude an Glanzentfaltung, Frauendienst und Turnieren hatte und sich in prunkenden Festlichkeiten überbot. Das Treiben und Sinnen dieser Gesellschaftskreise spiegelt sich in der Litteratur des 15. Jahrhunderts, insbesondere in seiner Kunstdichtung wieder.

So lange die feinere Geselligkeit eines ritterlich-galanten Hoflebens unbekannt war, fehlte Kastilien die wesentliche Vorbedingung zur Entfaltung einer eigenen Lyrik. Die Wenigen, die den Drang verspürten, ihren Gefühlen in Versen Ausdruck zu geben, begnügten sich mit der stammverwandten Mundart Galiciens, die unter der Ägide der burgundischen Dynastie zur Trägerin einer blühenden Poesie geworden war. Bekanntlich schrieb Alfonso X seine Marienlieder galicisch; auch von Alfonso XI besitzen wir ein solches Liedchen. Und so dichteten bis 1375 nicht nur Galicier wie der als Liebesmartyrer durch Sage und Dichtung verklärte Macías im westlichen Idiom, sondern gebürtige Kastilier auch, wie der Stammvater der Mendoza, jener Pero Gonzalez, der bei Aljubarrota dem Könige sein Pferd überliess und ihn mit Preisgabe seines eigenen Lebens rettete; oder der Archidiaconus von Toro, der in einem humoristischen Testament die Teile seines Körpers seinen Bekannten vermacht, die Haare einem Kahlen, die Füße einem Gichtbrüchigen und den Geist einem Stümper; oder Garci Fernandez de Gerena, das verkommene Genie, der aus übel beraterer Habgier eine Maurin heiratete, dann Einsiedler wurde, nach Granada floh, abschwor und die Schwester seiner Frau verführte, mit einer Schaar Kinder zurückkam und im Elend verging. Auch der fruchtbarste unter den älteren Liederdichtern, der ob der spielenden Leichtigkeit, mit der er reimte, vielbewunderte Alfonso Alvarez de Villasandino schrieb zuerst portugiesische Verse auf die Maitressen Euriques III, der ihn zum Ritter der Vanda machte; aber den Tod dieses

Königs (1379) beklagt er kastilisch, und fortan behauptet seine Muttersprache den Vorrang. Formgewandt und ohne Adel der Gesinnung, wie er war, fuhr er, so lange er lebte, fort neben eigenen Anliegen auf Wunsch auch fremde Freuden und fremden Ärger zu besingen. Seine Verse waren geschätzt; Sevilla bezahlte ihm vier Preislieder zu 100 Dublonen das Stück; was er aber verdiente oder erbettelte, das verthat er wieder im Würfelspiel. Gleichzeitig treten der gelehrt prunkende Pero Ferrúz, ein Freund Ayalas, Ferran Manuel de Lando mit seiner scharfen Zunge, Gomez Perez de Patiño mit seinem fröhlichen Gleichmut, und Andere hervor, von denen wir nur kastilische Verse kennen, und sie finden an der Königin-Witwe, Catalina von Lancaster, eine wohlwollende Gönnerin, und an Juan Alonso de Baena, dem getauften königlichen Schreiber, ihren ersten Sammler.

Von ihrer Vorgängerin, der portugiesischen Hofpoesie, übernahm die spanische Hoflyrik nicht nur die gangbaren Dichtungsgattungen mit den geläufigen Vers- und Strophenformen, um sie in nationalem Sinne auszugestalten, sondern den ganzen Schatz der von den Provenzalen ererbten konventionellen Empfindungen und Redensarten. Denn man erwarte von diesem höfischen Minnegesang keine spontane Äusserung des Gefühls, keinen Aufschrei des Herzens oder Ausbrüche der Leidenschaft: ihr Zweck ist gesellschaftliche Kurzweil, ihr Inhalt modische Galanterie. Was der Trovador empfindet oder zu empfinden vorgiebt, das wird ihm zum Thema für geistreiche Spitzfindigkeiten und kunstvolles Reimgepränge, und die zur Schau getragene Liebesmystik verdeckt nur oberflächlich die Verwahrlosung der Sitten. Auch das Zeitgedicht trägt durchaus höfisches Gepräge; wir hören Loblieder auf Fürsten, Freude an ihrer Wiege, Klage über ihrem Sarge; vereinzelt richtet sich die Rüge gegen die Zeitverhältnisse; aber die erschütternden Tragödien der Geschichte finden keinen Widerhall im Liede. Den Schleier des Privatlebens lüftet mitunter das Schimpflied, ein Erbstück der Portugiesen, in dem sich Bosheit, Spottsucht oder persönlicher Groll entladen. Das geistliche Lied, von jeher ein Sondergut der Kastilier, wird weiter gepflegt. Die Lieblingsunterhaltung bildet aber das poetische Frag- und Antwortspiel, bei dem es galt, das im Ernst oder Scherz aufgeworfene Thema mit den gegebenen Reimen zu behandeln; viel Witz, viel subtile Feinheit und schwerfällige Pedanterie sind daran vergeudet worden. Das Überwiegen dieser Gattung vor der zum Gesang bestimmten Lyrik und das hierin begründete Vorherrschen der Langzeile, des nationalen *verso de arte mayor* (v) _ u u u | (v) _ u u u, verleiht der kasti-

lischen Hofdichtung den ihr eigenen Charakter als Konversationspoesie und bedingt anfänglich ihren geringeren rythmischen Formenreichtum.

Ein neues Element brachte Italiens wachsender Einfluss. Dieses Land hatte sich im 14. Jahrhundert zur geistigen Vormacht aufgeschwungen. Besonders machte Dantes grosse Figur Eindruck, wenn er gleich in der Tiefe seines Wesens unverstanden blieb. Seine Bekanntschaft vermittelte Miçer Francisco Imperial, Sohn eines Juweliers, in Genua geboren und erzogen, in Sevilla ansässig. Er bürgerte Allegorie und Vision in Spanien ein. Die Geburt Juans II (1405) feiert er z. B., indem er sich in den Himmel verzückt stellt, wo er die Segenswünsche der Planeten für das neugeborene Kind vernimmt. Ein andermal lässt er sich vom Dichter der göttlichen Komödie durch die Rosenhaine des Paradieses führen, wo er die sieben Tugenden mit ihrem Hofstaat erblickt und Aufschluss über ihr Wesen erhält. Und Solches wirkte! Neben dem herrschenden Tand musste in der That der Versuch einer durchgeführten Fiktion und das Streben nach einer feierlichen, bildergeschmückten Sprache den Begriff der Poesie heben.

Sollten wir nun die hohen und niederen Herrn alle nennen, die zu dieser Frist der Muse huldigend nahten, und deren Versuche in den zeitgenössischen Sammlungen zerstreut sind: so wäre neben nichtssagenden, auch mancher klangvolle Name anzuführen. Doch wozu Namen aufhäufen, wo selbst die Begabteren nur zu oft blasse Nebelgestalten bleiben? Etwas mehr Relief zeigt, um die Wende des Jahrhunderts. Ferran Sánchez de Talavera, Ordensritter von Calatrava und Comthur von Villarubia, ein Grübler, der in das frivole Reimspiel die Frage wirft, ob es denkbar ist, dass Gott Menschen zur ewigen Verdammnis geboren werden lasse, der das Nichts unseres Erdendaseins und das Bangen vor der letzten Verantwortung wahrhaft empfindet und in einem sinnigen Gespräch zwischen Ritter und Dame der irdischen Liebe den Wert des höchsten Gutes abspricht. Jovialeres Temperament hat der reimgewandte Franziskaner und Magister der Theologie, fray Diego von Valencia de Leon, der eine seltsame Vertrautheit mit den Courtisanen an den Tag legt, und fray Nicolás, der seinen gelehrten Ordensbruder in Liebessachen um Rat fragt und nicht glauben will, dass Ehebruch Sünde sei. Auf Imperials Bahnen wandelt Ruy Paez de Ribera, der von den vier Erzübeln der Menschheit, Alter, Krankheit, Verbannung und Armut, das letztere und schlimmste aus eigener bitterer Erfahrung zu kennen scheint. Eindruck machen auch des Sevillaners Gonzalo Martinez de Medina herbe Klagen über die

Not der Zeit, während uns Pero Gonzalez de Uceda durch neckischen Humor ergötzt, wenn er uns in seine bunte Traumwelt einführt — glaubt er ja, er werde ob seines frommen Wandels auf den Stuhl Petri berufen — oder der schwarzen Farbe den Preis vindiziert.

Am Hofe Juans II (1407—54) erlebte die Trovadorpoesie ihre goldenen Tage. Der schwache, aber kunstsinnige König reimte selber behend, und um ihn drängte sich eine so rührige Schar, dass von 200 oder mehr namhaft bekannten Dichtern Verse erhalten sind. Ein neuer Bereich eröffnete sich dem kastilischen Einfluss, als Fernando IV, ein Oheim Juans II, auf Aragons Thron berufen wurde; sein Hof ward alsbald der Sammelplatz aller Unzufriedenen. Zahlreiche kastilische Edelleute begleiteten auch seinen Sohn, Alfonso V, bei der Eroberung Neapels (1441) und setzten im Gefolge dieses hochherzigen Gönners der Humanisten ihre poetischen Übungen fort. Dort war Lope de Stúñiga, navarrischer Herkunft, einer der ausgezeichnetsten Ritter der Zeit; Juan de Dueñas, ein einfacher Hidalgo, der die Gunst Juans II durch seinen Freimut verscherzte und mit Schwert und Feder in den Dienst Aragons übertrat; Diego del Castillo, der den Tod Alfonsos in einer Vision mit schönen Versen betrauert; Juan de Tapia, der Galanterie und Politik verquickt; Carvajales, der sich auch italienisch versucht, seine Hirtenlieder um Siena und Rom spielen lässt, sonst der fruchtbarste und farbloseste von allen. Sie und andere begegnen sich hier mit Aragoniern und Catalanen, die sich auch gelegentlich der kastilischen Rede befeissen. In diesem Kreise finden wir die zierliche und zu dauernder Beliebtheit vorbestimmte *Cancion* mit ihrer anmutigen Refrainform und die Romanze zuerst in Übung. Beide Gattungen pflegt auch ein Dichter, um dessen Namen sich eine Legende gebildet hat wie um den seines Landsmannes Macías, den er so gern im Munde führt: Juan Rodríguez del Padrón, von dessen Begabung uns drei Romanzen, die in den Volksmund übergingen, einen höheren Begriff geben als etwa seine Strophen über die sieben Freuden der Liebe und die zehn Gebote Amors, die er mit der Antithese seiner eigenen Enttäuschungen würzt, und selbst als seine geschmeidigen Refrainweisen, wie sein Abschiedslied: 'Lebe fröhlich, wenn Du kannst', oder jenes, wo er zu sterben wünscht, nur um Macías zu sehen, aber um nach drei Tagen wiederzukommen und zu schauen, ob seine Geliebte sich grämt oder sich freut.

Am vollkommensten verkörpert die Bestrebungen der Zeit Iñigo Lopez de Mendoza, Markgraf von Santillana (1398—1458), einer der glänzendsten Vertreter des Hochadels und seit dem Sturze des

allmächtigen Condestable Alvaro de Luna der angesehenste Magnat Kastiliens. Die Liebe zur Poesie war in seiner Familie heimisch; wir nannten seinen Grossvater; auch von seinem Vater, dem früh verstorbenen Grossadmiral Diego Furtado haben wir graziöse Tanzweisen und Pastorellen. Seine Mutter war eine Schwester Ayalas. Feingebildet, geistreich und hochherzig veranlagt, übertraf Iñigo Lopez seine Zeitgenossen an Vielseitigkeit der Kenntnisse und Kunstinteressen. Keiner war so vertraut mit den Alten, den Italienern, auch Franzosen und Catalanen, sowie den früheren Erzeugnissen der heimischen Litteratur wie er; das zeigt sein Sendschreiben an dom Pedro von Portugal, die erste Skizze einer spanischen Litteraturgeschichte. Seine poetischen Werke sind zumeist Gelegenheitsprodukte im Gewande der Fiktion nach dem herrschenden Zeitgeschmack. Den Tod des Catalanen Mossen Jordi, des sinnreichen Petrarkisten, feiert er mit dem Traumgesicht seiner Dichterkrönung; die Niederlage der aragonischen Flotte bei Ponza diktiert ihm die *Comedieta de Ponza*, eine danteske Vision, in der die Mutter und die Gemahlinnen der gefangenen königlichen Brüder im Gespräch mit Boccaccio die Katastrophe beklagen und zum Schluss Fortuna auftritt, um die Freilassung der Vermissten zu verkünden; nach der Verhaftung seines Vetzters, des Grafen von Alba, tröstet er ihn mit dem *Diálogo de Bias contra Fortuna*, worin er in treffend behender Wechselrede und stellenweise mit wahren dichterischem Schwung der stoischen Verachtung des Schicksals und seiner Unbilden das Wort redet; beim Sturz des Condestable macht sich sein lang verhaltener Ingrimim im *Doctrinal de privados* Luft, in Gestalt einer Selbstanklage des gefallenen Günstlings. Das populärste Werk Santillanas wurde sein *Centiloquio*, 100 dem Thronerben gewidmete Reimsprüche in gefällig fliessenden Achtzeilen; unter seinen kleineren Gedichten finden sich die ersten spanischen Sonette; alles andere übertreffen aber seine duftig schelmischen Hirtenliedchen, darunter sein Meisterstück, *la vaquera de Finojosa*. Leichte, harmonische Eleganz kennzeichnet seine Verse und das ganze Wesen dieser fein organisierten Aristokratennatur.

Das bürgerliche Gegenstück zu Santillana ist Juan de Mena aus Córdoba, lateinischer Sekretär des Königs (1411—56). Er hatte in Salamanca und Rom studiert und vertritt jene Richtung der Frührenaissance, die zielbewusst auf einen poetischen Kunststil hinarbeitete. Die Rhetorik ist seine Muse, und zum Vorbild dient ihm sein schwulstiger Landsmann Lucanus. In seinen höfischen Liedern schwelgt er in Übertreibungen und Metaphern, doch mit Anmut und echten Gefühl

für rythmischen Wohlklang. Seine umfangreicheren Dichtungen umhüllt er selbstredend mit dem Schleier der allegorischen Vision. In diesem Stil schildert er Santillanas Dichterkrönung auf dem Parnass und entwirft er einen Dialog von den sieben Todsünden. Sein bleibender Dichterruhm gründet sich aber auf die '300 Strophen' seines *Labirinto*, in denen er den kühnen Versuch wagte, die ganze Anlage der göttlichen Komödie nachzubilden mit frei erfundenem Rahmen und selbst ersonnenem Detail. Zum Vorwurf wählte er die Wandlungen des Glücks. Von der Vorsehung geführt, besucht er den Palast Fortunas und sieht dort die drei Räder des Glücks, die der Vergangenheit und Zukunft ruhend, das der Gegenwart von den Parzen getrieben, und in einem jeden sieben Kreise nach dem Einfluss der Planeten; hier erscheinen ihm, Edle und Verworfenen vermengt, die Berühmtheiten der Vor- und Mitzeit; die Zukunft bleibt verhüllt. Freude an gelehrter Schaustellung, aber auch ein patriotischer Gedanke leiten ihn beim Ausmahlen dieser historischen Galerie; die gediegensten Seiten sind den Heldensöhnen Spaniens und seinen keuschen Frauen gewidmet. Allzuviel Raum gönnt der devote Hofpoet den Machthabern des Tages. Die notwendig ungleiche Inspiration macht sich denn auch im Werte der Bilder fühlbar. Die Aufgabe ist für Menas Genius zu hoch. Schon infolge der verfehlten Anlage bleibt seine allegorische Welt abstrakt, ohne plastische Realität; auch der Stil leidet an Ungleichmässigkeiten und übertriebenem Latinismus. Gleichwohl hat er sein Ziel nicht ganz verfehlt. Manch anschaulicher Vergleich nach Dantes Art ist ihm gelungen; stellenweise entwickelt er wahre pathetische Kraft, und er kann sich rühmen, wie Wenige zur Ausbildung einer gehobenen, von der Prosarede verschiedenen Dichtersprache beigetragen zu haben.

Etwas abseits steht Fernan Perez de Guzman, auch ein Schwestersonn Ayalas, älter als Santillana, den er jedoch überlebte. Früh mischte er sich in den poetischen Wettstreit und sang Minnelieder. Mit den Jahren gewann aber die ernste Grundstimmung, die sich bereits in den schönen Versen auf den Tod des Grossadmirals Mendoza (1404) kundgiebt, die Oberhand; sie herrscht in den Reimsprüchen (*Proverbios*) und der langen Reihe aphoristisch gehaltenen, moralisch-religiöser Dichtungen, die der Weltmüde in der Einsamkeit seiner Herrschaft Batres zur Verherrlichung der Tugend verfasste. Ein würdiges Denkmal setzte er sich im warm gefühlten Lobgedicht auf Spaniens grosse Vergangenheit, *los claros varones de España*, ein Geschichtsbild in schwungvollen Memorialversen.

Der Mitte des Jahrhunderts gehört wohl noch ein Denkmal an, das ganz ausserhalb der Reihe fällt, eine freie Adaptation des älteren, ursprünglich zur Aufführung bestimmten französischen Totentanzes (*danza general de la muerte*), nicht ohne dichterischen Wert, mit einigen spezifisch spanischen Figuren, deren Zahl durch spätere Einschaltungen noch vermehrt wurde: jedenfalls ein rein litterarisches Denkmal; denn bildliche Darstellungen des Todesreigens hat die pyrenäische Halbinsel nicht hervorgebracht.

Die unglücklichen Zeiten, welche die traurige Regierung Enriques IV († 1474) heraufbeschwor, die wilde Anarchie, die hereinbrach, und der Mangel eines Zusammenhalts, wie der Hof des verstorbenen Königs ihn geboten hatte, hinderten nicht, dass Santillana und Juan de Mena Schule machten, und dass eine Schar tüchtiger Geister ihren Fussstapfen folgte, mit dem gleichen Luxus an allegorischen Fiktionen und gelehrten Anspielungen, mit dem nämlichen Gefühl für sanglichen Wohlklang, mit derselben Freude an gewichtigen Moralsätzen und hin und wieder auch mit einer wahren, ungekünstelten Empfindung. Noch fehlt aber jenes beharrliche Streben nach einem selbstgesteckten höheren Ziele, ohne welches Schöpfungen von dauerndem Werte dem Zufall einer glücklichen Stunde anheimgegeben sind. Eine solche Stunde schlug den beiden Manrique. An Adel der Geburt, vielseitiger Begabung und persönlichem Verdienst stand ihr Geschlecht dem eng verschwägerten Hause der Mendoza kaum nach. Nambaftes leistete Gomez Manrique (1412—90), in sententiösen Gedichten wie den Ratschlägen an Diego Arias und der edelgedachten Anrede an das junge Königspaar, Fernando und Isabel, vor allem aber in seinen Klagen über das schlechte Regiment, in denen er mit bitterem Sarkasmus die verkehrte Welt geisselt, wo man den Blöden zum Schulzen macht, das Stroh aufspeichert und das Brot verderben lässt, die jungen Olivenbäume verbrennt und die Dornsträucher schonet. Ihn übertraf sein Neffe, Jorge Manrique, der 1479 in voller Manneskraft fiel, mit seinen feierlich ernstesten *Coplas* auf den Tod seines Vaters, in denen er dem Gefühl der Hinfälligkeit unseres Lebens und aller menschlichen Grösse einen durch die eigene Trauer geweinten und durch die tröstliche Zuversicht des Glaubens gemilderten Ausdruck giebt und sich bis zu einem für die Zeit überraschenden, fast reinen lyrischen Erguss beschwingt. Weiche und innige Wehmut spricht aus den Liedern Guevaras, eines Freundes der Beiden, wenn ihm der Frühling in Erinnerung bringt, mit welcher schmerzlicher Gewalt die Liebe ihn erfasste, als er die Geliebte im Grünen sich ergehen sah, so

dass es ihn hinuntertreibt zum Flussufer, das volle Herz auszuweinen, oder wenn ein Besuch in den Thälern der Sierra de Guadalupe die Jugenderinnerungen belebt, jetzt, wo alles, alles so verändert ist. Auch sonst fehlt es nicht an schätzbaren Talenten. Den Hintritt Santillanas feiert nach Gebühr mit vollem Apparat sein Sekretär, Diego de Burgos, im *Triunfo del Marqués*. Von Pero Guillen de Segovia, der fast erblindet im erzbischöflichen Palast zu Toledo alterte, liest man eine schöne Paraphrase der Busspsalmen. Durch Beherrschung der Form zeichnet sich der Hofbeamte Juan Alvarez Gato aus, ein Sohn Madrids, der die poetischen Verirrungen seiner Jugend im Alter durch geistliche Kompositionen wett zu machen suchte und sich auch einige wohlgezielte Seitenhiebe auf die öffentlichen Missbräuche und die Fehlgriffe des Königs nicht versagte. Der Boden war für die politische Satire günstig; wohlweislich verschweigen aber die meisten Verfasser ihre Namen. Man weiss nicht, wer das kühne und oft nachgeahmte Hirtengespräch zwischen Mingo Revulgo (*Dominicus Vulgus*) und Gil Arribato dichtete, das vom Elend der Gegenwart einen noch trostloseren Ausblick in die Zukunft eröffnet, — nicht zu reden von derberen Produkten voll Anzüglichkeiten, wie sie sich kaum ein Anton de Montoro, der getaufte Flickschneider und keckste Spötter der Zeit, erlaubte.

Auch die Regierungszeit der katholischen Könige gehört der alten Schule an; noch singen Trovadores jeden Rangs ihre flüchtigen Lieb-schaften oder auch dauernde Neigungen, nimmer müde ihre Treue und die Unerträglichkeit ihrer Pein zu beteuern. Oft entwickeln sie unterschiedenes Formtalent, so Diego Lopez de Haro, ein Muster ritterlich höfischer Art, und der Vizgraf von Altamira, und Luis de Vivero, und der nie verlegene Improvisator Alfonso de Cartagena, ein jüngerer Verwandter des Bischofs von Burgos; auch dem Namen einer Dichterin, Florencia Pinar, begegnen wir im Gedränge. Das übliche Liebesgetändel mit seinen Übertreibungen und Zierereien veranschaulicht Puertocarrero in einem aus dem Leben gegriffenen und überaus schlagfertig dialogierten Plauderstündchen. Frisch klingt auch Rodrigo Cotas Gespräch zwischen einem Greis und Amor, der den widerwilligen Alten mit süssen Reden bethört, um ihn dann machtlos sich selbst zu überlassen. Nur von Liebeskummer weiss Garci Sánchez de Badajoz zu singen; sein steter Gedanke ist der Tod aus Liebe; er wird sterben und ordnet seinen Nachlass und schreibt die Liebesmesse vor, zu der er sich aus Hiobs Klagen inspiriert; oder er

träumt, dass er in einer Einöde verschieden ist, und wie Amor ihn sucht, erzählt ihm die Nachtigall den Tod des Dichters und seine Bestattung durch die Vögel, die ihm folgten; oder er besucht die Liebeshölle, wo er die berühmten Dichter der Zeit ihre Qualen mit ihren pathetischsten Versen besingen und beklagen hört. Befruchtend wirkte auf die Dichtung dieser Epoche der Aufschwung des mehrstimmigen Gesangs mit seinem Zurückgreifen auf populäre Weisen; von hier kam die Anregung zu mannigfach neuen und oft recht glücklichen und leicht beschwingten Verskombinationen. Daneben war die gelehrte Allegorie nicht vergessen: Im Jahre 1500 sandte Diego Guillen, der Sohn Peros, der Königin Isabel aus Rom seinen *Panegtrico*, worin er die Grossthaten ihrer Regierung mit möglichster Treue und poetischem Glanz als Vision darzustellen versuchte. Bis über die Schwelle des neuen Jahrhunderts führt uns das 1513 gedruckte Liederbuch eines aragonischen Magnaten, Pedro Manuel de Urrea, mit Versen von zarter Anmut mitunter, die aber im Grunde weder in das Leben des Dichters noch in das Treiben der Zeit einen Einblick gewähren. Was die kastilische Hofdichtung leisten konnte, das hatte sie geleistet. Sie verklang aber nicht lautlos mit dem scheidenden Mittelalter, sondern sie blieb in der von Hernando del Castillo getroffenen Auswahl als Allgemeines Liederbuch (*Cancionero general*, 1511) dauernd im Besitz des spanischen Volkes, trotz aller Mängel ein lyrischer Liederschatz, wie ihn zur Zeit keine andere Nation besass.

Die Wende des Jahrhunderts mit den Kämpfen um Granada und der letzten Anstrengung zur Vertreibung der Mauren brachte Spanien eine Neubelebung des religiösen Empfindens, deren Spuren auch in der Poesie sichtbar werden. Mit andächtiger Innigkeit und beredter Wärme und meist auf Bitten von Damen des höchsten Adels widmet der Minorit fray Ambrosio Montesino seine leichtfliessenden Coplas dem Geheimnis der Hostie, dem Leben des Täufers, den Martern des Heilands oder dem Stifter seines Ordens, abwechselnd erzählend, betrachtend, ermahnend, lobend und anbetend. Die Kindheit Jesu und Stücke der Leidensgeschichte, auch anderes, einen Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, Tadel der schlechten Weiber und Lob der guten Frauen, reimte ein anderer Franziskaner, fray Iñigo de Mendoza, weckte aber mit seiner vertrauten Kenntnis weiblicher Schwäche lebhaften Widerspruch in den Hofkreisen. Zu höherem Flug erhebt sich Juan de Padilla, der Karthäuser, mit seinem Leben Christi in vier Gemälden, gleichsam als Altarbild für die Kirche der Christenheit entworfen, ohne

jenen heidnischen Schmuck, dem der Verfasser in seiner Jugend nachgegangen war; und noch mit 50 Jahren unternahm der ergraute Klostermann in den *doce triunfos de los doce Apóstolos* (1518) eine Jenseitsreise nach Dantes Art durch die zwölf Zeichen des Tierkreises, wo er, von Paulus geleitet, die zwölf Apostel mit ihrem Gefolge von Heiligen sieht und jeweils einen Blick aus der Höhe auf den vom Apostel bekehrten Weltteil und in die Abgründe der Hölle und des Fegefeuers wirft: ein Gegenstück zu Menas Labyrinth, nicht unwürdig ihres florentinischen Vorbilds, minder gedrängt und gehaltreich, doch von freiem Fluss der Verse und kräftiger Sprache und mit etwas wie Virgilschen Schwung in der Rede.

Das 15. Jahrhundert gehört der höfischen Kunstdichtung an. Mit ihrer Betrachtung ist aber das poetische Schaffen dieser Epoche nicht erschöpft; denn neben der Kunstpoesie lebte der Volksgesang. Wie in andern Ländern weckte die Nationallitteratur des Mittelalters die schlummernde Seele des Volks und gab ihr die Rede zurück. Während die gebildeten Stände ein Gebiet des Wissens um das andere für sich und die Nationalsprache errangen, liess auch das Volk seine Stimme wieder erklingen, und leicht fand es die berufenen Wortführer. Auf der Strasse sangen Blinde, jüdische und maurische Tänzerinnen und nächtlich streifende Studenten. Für solches Volk rühmt sich der Erzpriester von Hita mehr Lieder geschrieben zu haben, als zehn Bogen fassen könnten. Zwar fühlte sich ein Kunstdichter wie Santillana weit erhaben über die Verfasser jener regellosen Gesänge, an denen sich das niedere Volk und die dienende Klasse ergötzten; doch waren die verschiedenen Kultur-schichten der Nation sich nicht dermassen fremd, dass die Verallgemeinerung der Bildung im geistig regsamen, aber ungenialen 15. Jahrhundert sich nicht auch in den breiten Massen fühlbar gemacht hätte. Die eifrige Pflege der Kunstpoesie und des Kunstgesangs wirkte auf die Volkslyrik; diese hob sich, und so kommt es, dass gerade im Zeitalter des Humanismus und der Rückkehr zur Antiken die Volkspoesie sich allenthalben der Beachtung der Gebildeten aufdrängt.

Lyrische Volksweisen tauchen um diese Zeit unter der Bezeichnung von *Villancicos* auf, kurze Liedchen, die mit der refrainartigen Wiederkehr ihres einleitenden Satzes deutlich auf ländliche Reigen als ihren Ursprung hinweisen. Gern wahren diese ungezwungenen Gebilde den Zug ländlicher Einfachheit; viele sind Frauenlieder: Stosseufzer des verliebten Mädchens, trotzige Geständnisse seiner erwachenden Neigung,

oder wohlgemeinte Ratschläge der Mutter; zart hingehaucht atmet aus ihnen die innige Glut des leidenschaftlich bewegten Gemüts, bald auch kichert neckisch die Laune dahinter. Noch manches andere Thema schlagen sie an; im allgemeinen hat sich aber in Spanien das lyrische Volkslied nicht wie anderwärts zu bestimmten Gattungen und Gruppen ausgestaltet, noch wird es durch eine scharfe Grenze von seinen kunstmässigen Nachbildungen getrennt, gleich als ob es erst jetzt, unter der Anregung der Kunstpoesie, von den Berghalden heruntergestiegen und zu reicherer Entfaltung gelangt wäre, um dann selbst wieder das alternde Kunstlied mit seinem duftenden Reiz zu erfrischen.¹⁾

Eigenartiger ausgeprägt zeigt sich das erzählende Volkslied in der Romanze. Diese, das schönste litterarische Sondergut der spanischen Nation, reicht vermutlich in ihrem Ursprung auf das altkastilische Heldenlied, wie der Juglar es vortrug, zurück. In Hinsicht der Form ist die Verwandtschaft unverkennbar. Mit ihren trochäischen Achtsilbern und ihrer durch das ganze Gedicht laufenden und nur die geraden Zeilen bindenden Vokalassonanz stellt die Romanze gewissermassen eine aus dem rezitativen Zusammenhang des Epos losgelöste Tirade dar, die, von einer lyrischen Weise getragen, für sich weiterlebt. Auch will es scheinen, als fänden sich unter den epischen Romanzen einzelne altertümliche Stücke, die unvermittelt aus der Spielmannstradition herkommen. Doch sind es nur geringe Überbleibsel; denn die spanische Nationalsage hat eben um diese Zeit ein Stadium der Verdunkelung durchlaufen; in Juan de Menas Heldengalerie hat der Cid keinen Platz gefunden. Zu den nationalen Erinnerungen traten wahrscheinlich früh Motive aus den immer beliebter werdenden Ritterromanen, so Lancelots Anfrage beim Einsiedel nach dem weissfüssigen Hirschen:

1) Einige Beispiele aufs Geradewohl:

1.
Steig hinab zum Thale, Mädchen!
Noch wars nicht Tag.
Mädchen mit den roten Flechten,
Steig hinab zu deinen Lämmern,
Wo sie gehn am Roggenfelde!
Noch wars nicht Tag.

2.
Wünsch dir nicht, Tochter,
Wünsch keinen Mann
Zu bleibendem Gram.

Fort ging mein Gatte
Zum Krieg an der Grenze,
Liess mich hier einsam
Zurück in der Fremde.
Wünsch dir nicht, Tochter,
Wünsch keinen Mann
Zu bleibendem Gram.

3.
In dem Schatten meiner Haare
Schliefe mir der Geliebte ein.
Wecke ich ihn, oder nein? . . .

Sage mir, Einsiedelmann,
Der hier führt ein frommes Leben,
Von dem Hirsch mit weissem Fusse
Kannst du mir nicht Auskunft geben? —

Auch Zeitereignisse werden im Liede festgehalten, meist als Stimmungsausdruck der hauptbetheiligten Persönlichkeit, wie z. B. in jener Klage Juans II über sein Missgeschick vor Albuquerque (1430): .

Albuquerque, Albuquerque,
Wahrlich hoch soll man dich halten,
Denn du birgst in dir die Söhne
Don Fernandos, die Infanten,
Die ich aus dem Reich verwiesen
Und auf Jahr und Tag verbannte.
Stark und fest war Albuquerque,
Wählten es zum Widerstande.
Oh! don Alvaro de Luna,
Wie hast du mich schlecht beraten!
Sagtest mir, dass Albuquerque
Offen liege in dem Flachland.
Kam und sah die tiefen Gräben
Und die Türme längs dem Walle,
Drinne Reichtum an Geschützen
Und an Fussvolk und an Reitern.
Und auf jenem stumpfen Turme
Sieht man die drei Banner wallen,
Eines für den Prinzen Heinrich,
Für Johann dort jenes andre,
Und das dritte für don Pedro,
Ihren Bruder, den verbannten.
Brach das Lager ab; denn Aussicht
Auf Erfolg war nicht vorhanden.

Dazwischen tauchen Gestalten auf, die weder Geschichte noch Sage kennt, in deren Wonne und Pein sich das ganze leidenschaftliche Sinnen und Sehnen des Volkes poetisch verdichtet; und schliesslich wachsen allerlei Märchenelemente und allgemeine Liebesmotive hinzu, so dass die Romanze die Bedeutung des Volkslieds im weitesten Umfang gewinnt. Und wie beim echten Volkslied, das von Mund zu Munde wandert, sind auch an alten Romanzen nur wenige, besonders gedächtnisfreundliche, und diese oft fragmentarisch und ihrem Zusammenhang entfremdet erhalten; was neben dem über allen Anfängen geistigen Erzeugens schwebendem Dunkel deren geheimnisvoll romantischen Reiz noch wesentlich erhöht.

Den Reiz des Ahnungsvollen, der ihnen so eigen ist, gewinnen die Romanzen vor allem durch jenes unmittelbare Eintreten in die volle

Handlung und jenes ungekünstelte Zusammendrängen der Situation in ein einziges breitgemaltes Bild:

Schon verzagen die Franzosen,
Schon beginnen sie zu fliehn.

Doch ein Wort Rolands! und sie sammeln sich wieder, und bald sprengt Marsilius in wilder Hast von dannen, Muhamed verleugnend, der ihn verlassen hat. Wie ein Wetterleuchten zuckt hier das Gefecht von Roncesvalles an unseren Augen vorüber. Aber das mystische Gefühl des Halbdunkels wird noch verstärkt, wenn es sich nicht um eine Scene aus einem grösseren Zusammenhang handelt, sondern um eine Begebenheit für sich, die nicht als historisches Ereignis, sondern durch ihren ergreifenden menschlichen Gehalt unser Mitgefühl erregt, die aber gleichwohl an einen bestimmten Namen geknüpft erscheint und dem sonst unbekanntem Träger desselben eine intensivere Realität verleiht, als ihm Leben und Geschichte geben könnten. Aus dem dunkelwogenden Hintergrund der Gefühle taucht leuchtend die repräsentative menschliche Gestalt hervor, in der das ahnende Wünschen und Empfinden unseres Herzens Form und Klarheit gewinnt: hierin liegt der bestrickende Reiz der novellistischen Romanze. — Ist Graf Claros eine Figur aus der französischen Sage? Ist er nur der Held einer Situation, die zu späterem Anspinnen reizte? Für den Eindruck der schönen alten Romanze:

„Graf, ihr seht mich tiefbekümmert,
Dass ihr also sterben müsst,
Denn die Schuld, die ihr begangen,
Ist so schwer nicht, wie mich dünkt,“

bleibt dies gleichgültig; denn auch wir beurteilen den Fehltritt, zu dem ihn die Liebe getrieben, gleich nachsichtig und können es ihm lebhaft nachempfinden: Lieber um der Frauen willen sterben, als sie immerdar meiden! Welch spontane Sympathie zieht uns auch zu jenen drei lieblichen Schöpfungen des genialen Galiciers, Juan Rodriguez: zu Rosa Florida, die sich von Hörensagen in Montesinos verliebt hat und ihm nun alles hingeben möchte, ihre dreissig Schlösser am Meerestgestade, ihre Schätze, ja ihren eigenen Leib, — oder zum Infanten Arnaldos, der am Meeresufer jagt, da fährt eine Galeere vorbei und der Schiffer singt und die Prinzessin am Fenster hört den Sang und ruft ihre Mutter, sie möge dem Liede der Sirenen lauschen, nicht der Sirenen, nein, des Infanten Arnaldos, der aus Liebe zu ihr vergeht, — oder zu jenem Mädchen, das im einsamen Bergpass ihren zudringlichen Begleiter von sich zu scheuchen weiss, aber am Ziel der Reise seiner Blötheit spottet!

Und wie rührt — auch ohne Namen — die Klage des Gefangenen: Mai ist's und Alles liebt, und er in seinem dunkeln Kerker hatte nur einen Boten, der ihm Tag und Nacht ankündete, einen Vogel, und ein Armbrustschütze hat ihm den erschossen! Selbst das symbolische Thema der verwittweten Turteltaube, die auf keinen grünen Zweig mehr ruhen, kein klares Wasser mehr trinken will und die falschen Lockungen der Nachtigall empört von sich abweist, erhält im leichten Gewand der Romanze einen eigenen, herzugewinnenden Zauber:

Kühle Quelle, kühle Quelle,
Kühle Quelle, liebesklar,
Da wohin nach lindem Troste
Ziehn die Vöglein allzumal . . .

Auch das erzählende Volkslied lenkte um die Neige des Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Kunstdichter auf sich; vielfach wurden die im Volksmund umlaufenden Romanzen überarbeitet, ergänzt und erweitert, auch geistlich umgedichtet, oder sie dienten lyrischen Kunstromanzen zum Muster. Frei entfalteten sich — neben einigen glücklich getroffenen novellistischen Romanzen — vorerst nur die religiöse und ganz besonders die zeitgeschichtliche, die während der erneuten Maurenkämpfe manche frohe Zeitung von den Erfolgen des christlichen Heeres ins Land trug und für den heiligen Krieg begeisterte Streiter warb.

Die Prosa.

An der Pflege der Prosa sind im 15. Jahrhundert dieselben Gesellschaftskreise beteiligt, die wir als Heger der Kunstdichtung kennen lernten, der Hof, der Hochadel in seinen namhaftesten Vertretern, Mitglieder des Ritterstandes und einzelne Würdenträger der Kirche. Durch den immer regeren Verkehr mit Italien und die nähere Berührung mit dem europäischen Geistesleben auf den Konzilien zu Konstanz und Basel geweckt und genährt, macht sich in diesen Ständen ein wachsendes Bildungsbedürfnis fühlbar und äussert sich zunächst in Übersetzungen der klassischen Autoren. Die Tradition der Ayala und Heredia pflanzt sich fort in Enrique de Villena (1384—1434), dem schwächtigen Sprossen des aragonischen und kastilischen Königshauses, dem aller Ehrgeiz zu keinem dauernden Erfolg verhalf und dessen vielfältigem, aber abstrusem Wissen der feste Grund der Persönlichkeit fehlte; im gelehrten und beredten Bischof von Burgos, Alfonso de Cartagena (1384 bis 1456) aus einer selten hervorragenden Konvertitenfamilie, Vertreter Spaniens beim Baseler Konzil und Verteidiger der päpstlichen Präro-

gativen; in Fernan Perez de Guzman; vor allen aber im Markgrafen von Santillana, der, selber der alten Sprache nicht besonders mächtig, den Anstoss zu einer überaus geschäftigen Übersetzungsthätigkeit gab, um von den Alten, in Ermangelung der Form, wenigstens den Stoff und Inhalt zu besitzen. Seine Bibliothek enthielt die wichtigsten lateinischen Schriftsteller in kastilischer Übertragung, die Dichter allerdings in Prosa und mehr paraphrasiert als übersetzt, dazu verschiedene Kirchenväter, auch manches Griechische unter Vermittlung der italienischen Humanisten, selbst von Dante einen Gesang, einige von Petrarca lateinischen Schriften, viel von Boccaccio, der an Geltung wächst, seine gelehrten Sammelwerke vollständig, und dies und jenes von berühmten Zeitgenossen; stark treten die Franzosen zurück, und wenn Gowers 'Confessio amantis' von England nach Spanien kam, so ist es Zufall und geschah auf dem Weg über Portugal.

So wie es um die Zeit mit der Anfertigung derartiger Übersetzungen und ihrer handschriftlichen Verbreitung noch stand, trug diese Vulgarisationsarbeit von vornherein den Stempel einer vornehmen Liebhaberei. Berufsmässige Lateiner, die den Gebrauch des Latein ihrer Muttersprache vorziehen, bleiben eine Minderheit. Erst unter den katholischen Königen wird mit der Aneignung des klassischen Altertums und der Umgestaltung des Studienplans voller Ernst gemacht. Das altehrwürdige Salamanca, die neugegründete Hochschule von Alcalá de Henares und der Hof selber werden zu Pflanzstätten des Humanismus, um dessen siegreiche Verbreitung sich unter den Einheimischen besonders Antonio de Nebrija (1444—1522), der Vater der spanischen Renaissance und zugleich der Verfasser der ersten spanischen Sprachlehre, verdient macht, an Ausländern ein Lucius Marineus Siculus und Petrus Martyr Anglerius mit seiner rastlos stöbernden Neugier. Gleichzeitig verbreiten sich, von Deutschen errichtet und gehandhabt, die Druckerpressen über die pyrenäische Halbinsel und ziehen die Schätze, welche bisher die Bibliotheken hochsinniger Magnaten geziert haben, aus deren Dunkel hervor und bringen sie auf den offenen Markt. Hiemit ist der Sieg der neuen Richtung besiegelt, wenn auch Spanien seiner Anlage nach niemals ein Land der Gelehrten werden konnte wie Italien.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung vor allem hatte sich die spanische Sprache eine Position gesichert, die nicht mehr zu erschüttern war. Einzelne Versuche, die Welt- und die Nationalgeschichte lateinisch zu stilisieren, fanden selber rasch Übersetzer und sind durch die stattliche Reihe spanischer Darstellungen reichlich aufgewogen.

Dem begreiflichen Ehrgeiz, die Ereignisse der Gegenwart für die Welt der Gebildeten in der allgemeinen Verkehrssprache aufzuzeichnen, entsprach zunächst der traurige Zustand des Reichs und das geringe Interesse des Auslandes wenig; auch hier schaffte die glorreiche Wende des Jahrhunderts erfreulichen Wandel.

Glänzend ist wiederum die Zeitgeschichte vertreten. Mit der Fortsetzung der Reichschronik wurde Álvaro García de Santa María († 1460) betraut, der sich redlich bemühte, den Fussstapfen Ayalas zu folgen, aber nur bis 1420 das Amt versah. Er war ein Bruder jenes Pablo de Santa María, der mit seinen drei Söhnen vom Judentum übertrat, Bischof von Cartagena, Burgos und Grosskanzler wurde, der selber zwei Abrisse der Weltgeschichte verfasste, einen in Versen und einen in Prosa, und dem sein Zweitgeborener Alfonso auf dem Bischofsitz von Burgos folgte. Wahrscheinlich sah sich Alvar García durch die Spannung zwischen seiner Familie und dem Condestable zum Rücktritt vom Amte gezwungen. Seine Arbeit wurde bis zum Jahre 1435 von einem nicht unwürdigen Nachfolger, dessen Name unbekannt geblieben ist, fortgesetzt, selbstredend im Geiste des thatsächlichen Leiters der Politik, des Condestable. Für die Folgezeit kam es nur zu kargen Aufzeichnungen vom Grossfalkenmeister Pero Carillo de Albornoz, denen der Erzieher des Kronprinzen, fray Lope de Barrientos, Bischof von Cuenca und Beichtvater des Königs, einiges beifügte. In diesem Zustand kam die Chronik Fernan Perez de Guzman in die Hände; er ordnete, kürzte und überarbeitete sie seinem eigenen politischen Standpunkt gemäss und gab ihr im wesentlichen die Gestalt, in der sie uns heute vorliegt, noch gern gelesen wegen ihrer klaren, ruhigen, frischen und wahrheitsbefissenen Darstellung, das bunte Spiegelbild einer zerfahrenen, vielbewegten Zeit voller Ränken und Fehden, aufrührerischer Umtriebe, politischer Ziellosigkeit und Zerrissenheit neben kühner Ritterlichkeit und glänzendem Festprunk. — Die wertvollste Ergänzung dieser offiziellen Annalen lieferte Fernan Perez de Guzman selber in seinen 'Geschlechtsfolgen und Bildnissen' (*Generaciones y semblanzas*), einer Reihe von 34 Charakterbildern, zu denen ihm Guido Colonnas trojanische Geschichte die Idee gab, nicht regelrechte Lebensläufe, sondern Porträts mit dem individuellen Relief der Persönlichkeit, wie sie im Leben vor dem durchdringenden Beobachterblick des Verfassers erschien, äussere Erscheinung, Temperament, geistige und moralische Anlagen bald in knapper Skizze zusammengedrängt, bald behaglich ausgeführt und von Betrachtungen begleitet, in denen ein lauterer, welterfahrener und durch

Enttäuschungen geadelter Geist in stiller Resignation das Facit dieses sturmdurchwühlten Zeitraums zieht: allesamt Kleinodien der spanischen Prosa.

Nicht der König, nicht der jeder Energie entwöhnte Juan II war es, der die königliche Gewalt ausübte und die Geschichte des Staates lenkte, sondern sein schrankenlos allmächtiger Günstling Álvaro de Luna, der Condestable, ein Bastard ohne Anhang, der als Page an den Hof kam und die Gunst des Herrschers nur seiner überlegenen Persönlichkeit und staatsmännischen Begabung verdankte, der allein — Jahrzehnte hindurch — dem entfesselten Ehrgeiz der Feudalstände die Stirn zu bieten vermochte, bis der König, schwach wie immer, ihn dem Groll seiner Gegner preisgab (1453). Dem tragisch Gefallenen erstand in einem unbekanntem Anhänger ein Verteidiger, der uns vom Wesen und Wirken und vom standhaften Ende dieses merkwürdigen Mannes ein meisterhaft anschauliches Gemälde entwirft, mit einer sympathischen Wärme, die seine wort- und sentenzenreiche Erzählung belebt und ihre ergreifende Wirkung nicht verfehlt. — Schon einmal, im Jahr 1439, war es den Grossen gelungen, die zeitweise Entfernung des Condestable durchzusetzen; damals kam es zwischen dem König und den Missvergnügten zu einem förmlichen schiedsrichterlichen Vergleich, bei dem die Entscheidung in die Hände des Grafen von Haro, Pedro Fernandez de Velasco, gelegt wurde; dieser hat dann selber in Seguro de Tordesillas jene denkwürdigen und für die Zustände im Reich so bezeichnenden Verhandlungen schmucklos und wahrheitsgetreu wiedererzählt. — Eigenartig anziehend und ein wertvolles Stück Sittengeschichte ist das Lebensbild, das Gutierre Diaz Gamez im *Victorial* von seinem Herrn, dem nie bezwungenen Petro Niño, späteren Grafen von Buelna (1375—1454), entworfen hat; jung und für Ritterthaten begeistert trat Gutierre in Niños Dienst, begleitete ihn als Fahnenträger und beschreibt als Augenzeuge seine thatenfrohe Laufbahn, die lustige Jagd auf Corsaren bis in den Hafen von Tunis, die kühnen Freibeuterzüge nach England und Jersey, das Liebesabenteuer mit der jungen Frau des Admirals von Frankreich im Winterquartier von Sérifontaine, und dann in der Heimat die verwegene und schliesslich glückliche Werbung um die Infantin Beatrix von Portugal, mit deren Tod (1446) die Erzählung endet, abenteuerlich wie ein Roman und vom Verfasser als ein Lehrbuch echten Rittersinns mit allerhand Legenden und gelehrtem Beiwerk verbrämt. — Nicht minder lehrreich für die Kenntnis der Zeit und ihrer Sitten ist der *Paso honroso*, der von einem eigens hinzuge-

zogenen Notarius aufgesetzte Bericht über den Waffengang, den Suero de Quiñones im Jahre 1434 mit acht Gefährten unternahm, indem er sich anheischig machte, seiner Dame zu Ehren 30 Tage hindurch die Brücke von Orbigo bei Leon gegen Jeden zu verteidigen, bis 300 Lanzen gebrochen wären.

Die Regierungsgeschichte Enriques IV schrieb von Amts wegen Diego Enriquez del Castillo, Hofkaplan und Mitglied des königlichen Rats; und beinahe hätte er es mit dem Leben gebüsst, als die Grossen, welche den Infanten Alfonso, des Königs Bruder, auf den Thron erhoben hatten, sich Segovias bemächtigten (1464) und er mit seiner Chronik in ihre Hände fiel. Alle seine Aufzeichnungen wurden ihm abgenommen, so dass er sie aus dem Gedächtnis ersetzen musste. Zum Zeugen elender Zeiten berufen, rettet er sich durch eine gewisse zurückhaltende und emphatische Würde, durch das Bewusstsein seiner Verantwortung vor der Nachwelt und durch das Streben die inneren Zusammenhänge der Geschehnisse zu erfassen. — Zu ihrem Historiographen bestellte die Partei des kurzlebigen Infanten den lateinischen Sekretär des Königs, Alfonso Fernandez de Palencia (1423—1492), der im bischöflichen Palast zu Burgos aufgewachsen war und seine Bildung in Italien, im Kreis der byzantinischen Flüchtlinge erworben hatte; dieser hinterliess die Geschichte der Zeit in drei lateinisch geschriebenen Dekaden, denen man ungewöhnlichen Freimut, ätzende Schärfe und lebensvolle Porträts nachrühmt. Sein Alter verbrachte Palencia im Hause des Herzogs von Medinasidonia in Sevilla mit der Fortsetzung seiner Jahrbücher und mit gelehrten Arbeiten, einer Synonymensammlung, einem spanisch-lateinischen Wörterbuch, einer Gesamtdarstellung der spanischen Geschichte, und dergl. — Ohne offiziellen Auftrag schrieb Diego de Valera (1412—1486). In jüngeren Jahren hatte dieser seine Ritterkraft an fremden Höfen zur Schau getragen und darauf gestützt auch zu Hause Einfluss erlangt; mehrmals liess er in offenen Briefen an die Herrscher ein kräftiges Wort vernehmen, verfasste auch Moraltraktate, Abhandlungen über Wappenkunde, Hofämter, u. s. w.; der Geschichte wendete er sich erst spät zu und schrieb zuerst die Spaniens im Abriss (1481), die erste ihrer Art, die gedruckt wurde, und vermutlich als Fortsetzung dazu das *Memorial de diversas hazañas* über Enriques Regierung mit etwas weiterem Horizont, im wesentlichen nach Palencia. — Derselben Regierung gedenkt Pedro de Escávias, Statthalter von Andújar, in einer ähnlichen Gesamtgeschichte. Als Quellen von Wert setzen um diese Zeit noch einige Lokalchroniken ein.

Auch der neue Condestable Miguel Lucas de Iranzo, ein Mann von niederster Geburt, der aber die Gunst Enriques nicht für sich ausbeutete, sondern seine Thatkraft dem Grenzkrieg wider die Mauren zuwendete, fand in Juan de Olid einen Biographen, dem kein Detail zu kleinlich ist. — Endlich gab Fernando del Pulgar in seinen *Claros varones de Castilla* nach Guzmans Muster, ohne dessen spontane Intuitionsgabe, doch mit gutem psychologischem Verständnis und sorgsam gefeiltem Ausdruck 24 mehr biographische Charakterbilder älterer Zeitgenossen.

Fernando del Pulgar hatte schon ein reich erfülltes Leben hinter sich, als ihn die Königin Isabel zu ihrem Historiographen berief (1482); er ist der letzte Chronist alten Stils und schon nicht mehr ganz; mehr als auf Fülle der Einzelheiten zeigt er sich nach dem Vorbild der Alten auf kunstgerechte Gruppierung des Stoffs und Würde des Stils bedacht; ein ausgesprochener Zug zum Rhetorischen bekundet sich im Übermass der eingestreuten Reden und kennzeichnet auch seine Briefsammlung. Pulgar führte sein Werk bis 1490; nach der Einnahme Granadas schrieb er aber noch eine kurze Geschichte der maurischen Herrscher, sein letztes Lebenszeichen. — Verschollen scheint das Werk seiner drei Nachfolger im Amte. Hingegen besitzen wir von Andrés Bernaldez, Pfarrer von los Palacios und Kaplan des Erzbischofs von Sevilla, eine reichhaltige, gut informierte, schlicht erzählende Chronik, die von 1488 bis 1513 reicht und an malerischer Fülle der Ereignisse und an umständlichen Eingehen auf die Einzelheiten nichts zu wünschen übrig läßt. — Ihre Herrscherlaufbahn begannen die katholischen Majestäten mit einem Sieg über die Portugiesen bei Toro (1476), der als Vergeltung für die Niederlage von Aljubarrota empfunden wurde; als solche wird er vom Baccalaureus Palma in seiner *Divina retribucion* verherrlicht. Noch manche Chronik liegt ungedruckt oder in seltenen Ausgaben in Bibliotheken verborgen, andere sind verloren gegangen. Dass uns die Mehrzahl der Königschroniken zugänglich ist, verdanken wir der Sammlung, die der Kämmerer Lorenzo Galindez de Carvajal 1517 veranstaltete und für die sein Name die Erwähnung verdient.

Das rege Nationalgefühl der Spanier labte sich an den geschichtlichen Erinnerungen und liess eine Reihe von Gesamtdarstellungen der spanischen Geschichte entstehen. Zu wahren Volksbüchern, als welche sie noch fortleben, wurden die 'Chronik von Fernan Gonzalez und den Infanten von Lara', die 'Thaten des Cid', und andere Auszüge aus Alfonsos des Weisen Geschichte Spaniens, zu denen auch die 'Chronik

König Roderichs' (eigentlich *Crónica sarracina*) gehört, jenes Lügenbuch eines sonst unbekanntes Pedro de Corral, das die Geschichte ganz zur Ritterdichtung travestiert, aber damit die Nationalsage um ein neues Kapitel bereicherte, den Untergang des Gotenreiches. — Auch die Nebenländer besinnen sich auf ihre Vergangenheit; eine Chronik der Könige von Aragon gab der Cistercienser fray Gualberto Fabricio de Vagad; die Geschichte Navarras schrieb der unglückliche Prinz Carlos de Viana (1421—1461), dem dieses Reich als mütterliches Erbe zukam, der aber im Konflikt mit seinem Vater, Juan II von Aragon, unterlag und starb. — Grosse Anziehungskraft übt endlich das Beispiel- und Anekdotenmaterial der Geschichte als Substrat für moralische Betrachtung; mit wechselndem Programm wird es verarbeitet als 'Warte der Chroniken' vom Erzpriester von Talavera, als 'Meer der Geschichten' von Guzman, als 'Spiegel der Geschichten' von Alfonso de Toledo, als 'Allgemeines Handbuch der römischen Geschichten' von Alfonso de Ávila. Grossen Erfolg erntete Diego Rodríguez de Almela mit seinem nach Sittenbegriffen geordneten *Valerio de las historias*, der mehrere Auflagen kurz nach einander erlebte und lange als Muster der Sprache galt.

Fast ein Zufall scheint es, wenn Ausgangs des 15. Jahrhunderts aus den Spaniern ein Volk von überseeischen Entdeckern und Welteroberern wurde; denn bislängst waren sie aus ihrer natürlichen Abgeschlossenheit kaum herausgetreten. Nicht etwa, dass ihnen der nötige Wagemut fehlte: kastilische Ritter traf man überall im Ausland, auf Turnierplätzen wie in Feldlagern. Kastilische Weltreisende sind eine Seltenheit; und wenn sich einer findet und er seine Erlebnisse erzählt, so geschieht es ganz im schlichten Ton der Chronik, meist mit nüchternem Sinn und mit einer starken Beigabe kastilischen Selbstbewusstseins. — Eine sonderbare Regung fürstlicher Eitelkeit bestimmte Enrique III eine Gesandtschaft an den Eroberer Asiens, Timur-leng, zu schicken, als er eben die Türkenmacht bei Angora zu Boden warf; da dieser die Höflichkeit erwiderte, ging eine zweite Gesandtschaft ab, die den Gewaltigen in seiner Hauptstadt Samarkand aufsuchte und ihn dort in seiner ganzen tatarischen Pracht bewundern durfte. Über diese Gesandtschaft, die von 1403—1406 unterwegs war, hat uns ihr Führer Ruy Gonzalez de Clavijo oder dessen Begleiter fray Alonso Paez de Santa María einen Bericht hinterlassen, der nicht blos kulturgeschichtlich von Wert ist, sondern an sich, trotz der eintönigen Tagebuchform fesselt mit der arglosen Beschreibung des der Zersetzung entgegengehenden

den byzantinischen Reichs, des beschwerdevollen Ritts durch die endlosen Hochflächen Innerasiens mit ihren buntbevölkerten Städten, der ununterbrochenen Festlichkeiten in Samarkand und der durch das nahende Ende Timurs beschleunigten Rückkehr. — Im Jahre 1437 war es abermals das Morgenland, das den Aragonier Pero Tafur anzog; allerdings wehrte ihm die Ungunst der Zeiten den Eintritt ins Binnenland, er sah aber Genua, Venedig, Konstantinopel, die heiligen Stätten des Gelobten Landes und, mit einem Auftrag des Königs von Cypern, Cairo und den Berg Sinai mit offenem Blick, als ein Mann von Welt; und der ungesucht natürliche Ton, in dem er seine Erlebnisse erzählt, verleiht seiner an interessanten Beobachtungen reichen Schilderung von Land und Sitten einen sympathisch persönlichen Anstrich. — Auf die richtige Fährte, auf das westliche Weltmeer wurde die spanische Nation erst durch ihren unsterblichen Adoptivsohn, Cristóval Colon, den Entdecker des neuen Weltteils, (1446—1506) hingelenkt. Aus den Berichten und Briefen dieses heldenmütigen Bahnbrechers spricht in schlichter Einfachheit der klare, überlegene Geist und der ungebeugte Wille, die ihn führten, sein offener Blick für Welt und Natur und nicht minder der tiefe, fast mystische Glauben an die göttliche Sendung, aus dem sein Geist den Schwung und die Ausdauer in Mühsal und Widerwärtigkeit schöpfte. Leider hat Columbus keine zusammenhängende Darstellung seines Lebens und seiner Entdeckungsfahrten gegeben, und seine wichtigsten Eingaben sind nicht einmal im vollständigen Wortlaut erhalten: so sorglos hat Spanien seine Schätze bewahrt!

Auch auf dem Felde der didaktischen Prosa regt sich vielgestaltiges, wenn auch oft nur erst dämmerndes Leben. Noch einmal finden wir den alten Stoff lehrhafter Unterhaltung, den Apolog, in neuer Fassung im Exempelbuch des Archidiakonus von Valderas, Clemente Sánchez de Bercial, (*Exemplos por a b c*) das die Fabeln zum Gebrauch für den Prediger nach lateinischen Schlagworten ordnet und mit kurzen Reimsprüchen einführt; und neue Übersetzungen von 'Calila und Dimna', vom 'Laienspiegel' des Engländers Johannes von Hoveden bezeugen die andauernde Beliebtheit der Gattung. Neu und eigen in seiner Art, ein Ausbund schwerfälliger Gelehrsamkeit ist Enrique de Villenas allegorisch-mythologischer Roman, 'die Zwölf Arbeiten des Herkules', katalanisch abgefasst, aber von ihm selber spanisch umgeschrieben: ein Sittenspiegel für alle Ritter, worin die alte Sage nicht nur umständlich erzählt, sondern Stück für Stück allegorisch gedeutet, dann historisch rationalisiert und schliesslich auf einen der zwölf

Stände der Welt, vom König bis hinab zu den Frauen, angewendet wird. Nicht minder typisch vertritt die geistige Richtung des Jahrhunderts die *Vision deleitable* des Baccalaureus Alfonso de la Torre vom Collegium San Bartolomé in Salamanca. Es ist ein gedrängter Lehrgang der freien Künste und Moralphilosophie im Rahmen einer allegorischen Vision: wir folgen dem Verstand in seinem Entwicklungsgang durch die Behausungen der sieben Künste, bis ihn die Vernunft zur Wohnung der Wahrheit führt, wo ihm durch den Hinweis auf die göttliche Weltordnung der Sinn des Welträtsels offenbart und die sieben Tugenden vorgeführt werden. Das Buch wurde für den Prinzen von Viana auf Wunsch seines Erziehers geschrieben und zeichnet sich stellenweise durch poetisch beflügelten Schwung der Gedanken und Sprache aus; es verschaffte dem Verfasser einen hervorragenden Platz in der Schätzung seiner Zeitgenossen und erlebte mehrere Auflagen, ward in fremde Sprachen übersetzt, ja 1623 brachte es ein Unberufener fertig, dasselbe aus dem Italienischen ins Spanische zurückzuübertragen. Eine allegorische Hülle gab auch Alonso de Palencia seinem Schriftchen von der 'Vollkommenheit des militärischen Triumphes': im Grunde eine Stilübung wie die episch angehauchte 'Feldschlacht der Wölfe und Hunde', mit der sich der zukünftige Historiograph nach seiner Rückkehr aus Italien zu empfehlen trachtete. Er lässt Exercicio, einen Spanier, Discrecion in Italien, ihrer Heimat, aufsuchen, um von ihr bei Triumfo eingeführt zu werden. Es vermählt sich darin das Selbstgefühl des Spaniers mit der Bewunderung für die italienische Bildung und für die noch im Verfallenen so gewaltigen Überreste des Altertums, und nicht übel lesen sich — unter dem gelehrten rhetorischen Apparat — einige Skizzen vergleichender Völkerpsychologie. Das grösste Lob verdiente vielleicht unter allen Werken der schönen Prosa Juan de Lucenas Dialog *Vita beata*, wenn er nicht eine einfache Übersetzung aus dem Italienischen wäre; denn originell ist nur, dass der Verfasser das Gespräch drei berühmten Landsleuten, Santillana, Cartagena und Juan de Mena, in den Mund legt.

Eine fruchtbare Anregung kam von Boccaccio. Nicht mehr ganz jung hatte dieser für eine verschmähte Liebeswerbung im 'Corbaccio' brutale Rache genommen. Diese Schrift brachte die nachfolgenden Geschlechter lange in Aufruhr; zahllose Schriftsteller, Meister und Stümper, hielten es für ihre Ehrenpflicht, eine Lanze für das beleidigte schöne Geschlecht einzulegen, während andere noch Tadel auf Tadel häuften. In Kastilien war es die Königin Maria selbst († 1445), welche die Ver-

teidiger der Frauenehre aufrief und anfeuerte. In ihrem Auftrag schrieb Alfonso de Cartagena ein Buch über berühmte Frauen, das in Verlust geraten ist. Als Sühne für irgend einen Verstoss, der ihn vom Hofe gebannt hatte, verfasste Rodríguez del Padrón seinen 'Triumph der Frauen', worin er deren Überlegenheit mit 50 fein sophistischen Gründen darthut, im Gewand einer anmutigen Verwandlungsfabel: durch den Mund der Nymphe Cordiama, die als Quell zu den Füßen ihres zur Erle gewandelten Aliso murmelt. Etwas später kam Álvaro de Luna mit seinen 'berühmten und tugendhaften Frauen', biblische, heidnische und christliche Beispiele auf drei Bücher verteilt und mit einer gefälligen Leichtigkeit erzählt, die der Feder des Condestable Ehre macht. Für die Erziehung der Infantin Isabel schrieb der Augustinermönch Martin Alonso de Córdoba einen 'Garten edler Jungfrauen', und lange noch zieht sich der Streit in den Büchern dahin.

Alle Scheingründe und schönen Exempel verfangen aber nicht bei Alfonso Martínez de Toledo, Erzpriester von Talavera, dem satirischen Menschenkenner, dem kein ritterlich mystisches Gefühl den klaren Scharfblick trübt. Er war Kaplan Juans II und hat verschiedenes geschrieben; allein das 'Buch gegen die thörichte Liebe', das er 1438 im 40. Lebensjahr vollendete, der *Corbacho* ist unstreitig das originellste Erzeugnis der Epoche. Wie der Erzpriester von Hita, gleich aufrichtig, gleich drastisch, doch nicht so locker, predigt er die Verwerflichkeit der irdischen Liebe. Als Schreckbild malt er die Laster der schlechten Frauen mit einer kaustischen Verve, die ihresgleichen sucht; die alten Beispiele von Frauenlist und Frauentrug kehren wieder in verjüngter Frische und untermengt mit Beobachtungen und Schilderungen aus dem Leben, sprudelnd von Natürlichkeit, dramatisch insceniert und von einer Schalkhaftigkeit und Echtheit, die höchst ergötzlich sind; da erfahren wir alle Geheimnisse der weiblichen Toilette, da sehen wir der Frauen Eigennutz und Eigensinn, da hören wir ihr endloses Jammern um jede Kleinigkeit, u. s. w. Auch der Männer wird gedacht und ihres Verhaltens zur Liebe je nach ihrem Temperament, und da die Irregehenden sich immer auf ihr Verhängnis berufen, so wird noch der blinde Zauber- und Schicksalsglaube herb mitgenommen. So bunt der Inhalt, so leicht und lebhaft ist die Darstellung. Mit seiner geisselnden Derbheit und würzigen Unmittelbarkeit, seinem Realismus und seiner bodenwüchsigen Sprache vertritt der Erzpriester von Talavera inmitten der gleissenden, gestreich tändelnden Hofgesellschaft jene echt spanische, humoristisch ironische Ader, die noch in diesem selben und vollends im folgenden

Zeitraum ihre reifen Früchte zeitigen sollte. — Nicht geringere Menschenkenntnis vereinigt mit mehr sittlichem Pathos Fernando de Talavera (1428—1507), der erste Erzbischof und Apostel von Granada, in den Traktaten 'über die tägliche Beschäftigung der Frauen' und 'über Kleidung, Schuhwerk und Nahrung', die er noch als Prior von Santa Maria schrieb und von denen das letztere ein lebhaftes und kulturgeschichtlich recht lehrreiches Bild der weltlichen Frivolität entwirft.

Bei aller schriftstellerischen Regsamkeit war für eine wissenschaftliche Litteratur im eigentlichen Sinn Spaniens geistiger Horizont noch zu eng. Nur wenige Fragen erwecken wirklich Interesse. Der hehren Vorschneidekunst widmet Villena seine succulente *Arte cisoria*, eine Mine des Genusses und der Belehrung für Tafelfreunde. Für Rechte und Vorrechte des Rittertums erwärmen sich Alfonso de Cartagena und Juan Rodríguez del Padrón. Schicksalsglauben, Traumdeutungen und die anderen Formen der Wahrsagerkunst behandelt Lope de Barrientos in drei Traktaten als Direktive für den König bei richterlichen Entscheidungen. Eine andere Zierde der salmantiner Hochschule, Alfonso de Madrigal, *El Tostado*, von der Artistenfakultät, ein Universal talent, der über alles schrieb, liess auch spanisch ein Buch Paradoxe, ein mythologisches Handbüchlein und einige Abhandlungen ('dass alle Menschen lieben müssen', 'von Liebe und Freundschaft') u. dergl. zurück. Ein fruchtbarer Schriftsteller war gleichfalls Ruy Sánchez de Arévalo (1404—1470), Dekan von Sevilla und Bischof von Zamora, der für Enrique IV einen 'Lustgarten der Prinzen' und eine 'Summe der Politik, wie Städte errichtet und erbaut werden sollen', schrieb. Zahlreiche Handschriften zeugen endlich von der Beliebtheit des *Invencionario de todas las cosas del mundo* des Baccalaureus Alfonso de Toledo (1474), ein dickleibiges, encyclopädisches Repertorium aller Dinge, die das irdische sowohl als das ewige Leben betreffen.

Besonderer Originalität erfreut sich die religiöse Litteratur noch immer nicht; doch verspürt man nach langer Ebbe wieder steigende Flut. Voran ging Pedro Gomez Barroso, von 1380—1390 Verweser des Erzbistums Sevilla, mit Betrachtungen über die zehn Gebote, den Glauben, die Sakramente, u. s. w., aus denen tiefer sittlicher Ernst spricht. Unter Juan II mehren sich die Versuche: da begegnet uns wieder unter anderen bekannten und unbekanntem Namen Alfonso de Cartagena, der für Perez Guzman eine Anleitung zum andächtigen Gebet schreibt. Enrique dem IV. widmet der Dominikaner fray Alonso

de San Critóval seinen *Vegecio spiritual*, eine Übersetzung des 'de re militari' mit Ausdeutung auf den geistlichen Kampf. Auch eine Frau ist zu nennen, Teresa de Cartagena, die zum eigenen Trost in ihrer Taubheit die allegorische *Arboleda de los enfermos* schrieb, indem sie sich vom Sturm der Leidenschaft auf die Insel der Erniedrigung verschlagen stellt, wo sie in einem schattigen Obstbaumgehölz Schutz und Erholung findet; dieselbe verfasste auch für Gomez Manriques Gemahlin, doña Juana de Mendoza, eine Betrachtung über die Wunder der Werke Gottes. Unter den katholischen Königen erschienen dann auch einige Erbauungsschriften im Druck; die Frucht der wiedererwachenden Studien war aber auf diesem Gebiet eine auffallende Abkehr vom Gebrauch der Volkssprache; die Theologie und die religiöse Litteratur griffen zuerst wieder energisch zur lateinischen Sprache zurück.

Die Unterhaltungslitteratur, der wir uns zuletzt zuwenden, vollendet in diesem Zeitraum ihren Klärungsprozess; sie erwächst allmählig dem lehrhaften Scheinwesen und ringt sich langsam zu freier, bewusster Gestaltungskraft durch. Zwei Richtungen gehen dabei nebeneinander, verwandt im Geiste, aber ohne sich gegenseitig zu durchdringen: die eine ritterlich-phantastisch, begnügt sich vorerst noch mit französischem Import; die andere, modern-sentimental, lehnt sich an Italien an und macht schwache Versuche, Eigenes zu schaffen.

Einen unscheinbaren, aber zukunftsbergenden Anfang machte Juan Rodriguez del Padrón mit seiner Novelle *El siervo libre de amor*, die trotz aller Formlosigkeit, Rhetorik und Allegorie etwas poetisch anziehendes hat. Frei geworden von einer anfangs glücklichen, bald aber nicht mehr erwiderten Liebe, verliert sich der Dichter in seinen trüben Gedanken und wünscht den Tod herbei; da kommt ihm die schlicht ergreifende Geschichte in den Sinn, wie der Königssohn Arlandier sich in Liessa verliebt, ihr zu Ehren an vielen Höfen in Turnieren glänzt, wie er für sie ein Schloss in einen Felsen hauen lässt und hier mit ihr lebt, bis sein Vater sie entdeckt und die junge Frau töten lässt, und er ihr in den Tod folgt. Es ist eine einfache Herzensgeschichte wie Boccaccios 'Fiammetta', sentimental und etwas deklamatorisch wie diese; verschleiert deutet sie eigene Erlebnisse des Dichters an und will auch mit der eingelegten Erzählung nur seiner Gemütsverfassung zum Ausdruck verhelfen; sie knüpft dabei an heimatliche Erinnerungen und webt ihren Glanz um das Stück galicischer Erde, wo des Verfassers Wiege stand. — Dieses Werkchen war es, das einige Jahrzehnte später Diego de San Pedro für sein berühmtes *Cárcel de Amor* zum

Muster diene. Gefesselt und gemartert muss Lariano als Gefangener des Liebesgottes seufzen, bis die Königstochter Laureola sich erweichen lässt und ihn durch ihre Gegenliebe erlöst; die beiden Liebenden werden beim König verleumdet, Lariano wird verbannt, Laureola zum Tode verurteilt, doch von ihrem Geliebten befreit und heldenmütig verteidigt, bis ihre Unschuld kund wird; jetzt aber weigert sie sich schamhaft, ihm weiter Gehör zu schenken, und er lässt sich vor Verzweiflung Hungers sterben. Dieses seltsame Amalgam von Allegorie und phantastischer Realität führt uns der Verfasser vor, als wäre er selber Zeuge aller Vorfälle und teilnehmender Vermittler zwischen den Liebenden gewesen; und wenn er selber auch später die Schrift als eine Jugendverirrung bereute: mit ihrer glühenden Liebesrhetorik fand sie Anklang bis weit über die Grenzen des Landes hinaus und fuhr lange fort fühlende Herzen zu bestriicken. Sie machte auch Schule und rief mit einer zweiten Novelle von ihm, dem *Tratado de amores de Arnalte y Lucenda*, eine Reihe von Nachahmungen hervor: von Luis de Lucena die *Repetición de amores*, Liebesbriefe mit einer Parodie der Schuldisputationen in einem Kommentar über Verse des katalanischen Dichters Torrellas; von Juan de Flores den *Tratado de Grisel y Mirabella*, der die Frage: wer dem anderen mehr Anlass zum Fehlen gibt, der Mann der Frau oder die Frau dem Manne, zu Ungunsten der Frau entscheidet und in schadenfrohem Übermut demselben Torrellas, der schlimm von den Frauen gesprochen hatte, einen entsetzlichen Tod durch schöne Hände andichtet; von Juan de Segura den *Proceso de cartas de amores* und die *Queja de Lucindaro contra Amor y su dama*, zwei späte Nachzügler der Gattung. Mehr kulturgeschichtliches als sentimentales Interesse erweckt die *Cuestión de Amor*, ein Schriftchen von etwas verschiedener Art, das uns nach Neapel führt und um die Frage, wer am meisten leide: der die Geliebte verliert oder der hoffnungslos liebt, eine eingehende Schilderung der Feste und kriegerischen Rüstungen gruppiert, die der Schlacht bei Ravenna (1512) vorausgingen; die Gesellschaft, in die uns der Erzähler einführt, ist jener eigenartige spanisch-italienische Hofhalt, mit dem sich die verwitweten, entthronten oder verstossenen Königinnen und Herzoginnen, Witwe, Töchter und Enkelinnen Fernandos I von Sicilien umgaben, und den zahlreiche Bande der Verwandtschaft und Denkungsweise an das Haus der Borja knüpfte.

Als der wahre Ausdruck der Sinnesart der spanischen Nation können unter den Schöpfungen der Phantasie im 15. Jahrhundert die Ritterbücher gelten. Allerdings haben diese ihren heimischen Boden nicht

in Spanien, doch schlugen sie hier sehr bald tiefe Wurzeln. Ihr Ursprungsland ist Frankreich: von dessen höfischer Dichtung sind sie die Ausläufer. Als erster kam, um 1350, der *Tristan* herüber, jene glühende Verherrlichung der unwiderstehlichen, alle Schranken der Pflicht und Treue durchbrechenden Liebe. Fast gleichzeitig erschien der Roman von Troja mit seiner feinen Analyse weiblicher Wandelbarkeit. Nicht lange, so las man auch *Lancelot vom See*, die *Graalsuche*, *Merlin* und *Joseph von Arimathia*, diese wechselreichen, spannenden und von Wunderbarem gesättigten Musterproben fahrenden Rittertums. Wie in keinem anderen Lande verkörperten sie das Ideal der Zeit und ersetzten daher ohne Mühe die nationalen Erinnerungen in der Gunst der höfischen Leser. Das beginnende 15. Jahrhundert fügte noch einiges hinzu, die Geschichte von *Tablante* und *Jofré*, den einzigen provenzalischen Arturroman, den es gibt, die jüngere katalanische Erfindung von *Paris* und *Viana* und den nur spanisch erhaltenen *Enrique fi de Oliva*, der erzählt, wie *Pipins* Schwester *Oliva* infolge der Ränke des Grafen *Tomillas*, des Vaters des Erzverrätters *Ganelon*, verstossen wird und wie später ihr Sohn *Enrique* *Jerusalem* erobert, die Erbin von *Konstantinopel* heiratet und seine Mutter rächt, — und anderes der Art. Mit der Verbreitung des Buchdrucks und der Aussicht auf grössere Leserkreise gewann dann dieser Zweig der Übersetzungslitteratur einen mächtigen Aufschwung; in buntem Gewirr übernahm man, was das Nachbarland an neuen Drucken lieferte, Stücke der *Karlsage* wie die Geschichte von *Fierabras* dem Riesen, alte Abenteuerromane und Novellenbücher wie die *sieben Weisen von Rom*, *Partonopeus von Blois*, *Pontus* und *Sidonia*, *Melusina*, *Robert der Teufel*, jüngere Volkserzählungen wie die schöne *Maguelona*; den Katalanen wird der vielgelesene *Tirant lo blanch* entlehnt, und um die Wende des Jahrhunderts beginnt auch Italien seine reichhaltige Volkslitteratur nach Spanien abzusetzen. Bereits hatte aber der spanische Erfindungsgeist seine eigenen Wege gefunden.

Seit geraumer Zeit besass nämlich Spanien im *Amadis de Ggula* seinen eigenen, selbsterdachten Erzählungsstoff. Schon *Ayala* kennt ihn und wirft sich vor, seine Zeit damit vergeudet zu haben; öfter spielen die älteren Hofdichter auf ihn an. Erst später geschieht einer portugiesischen Fassung Erwähnung als Werk *Vasco Lobeiras*, von dem wir wissen, dass er 1385 am Vorabend von *Aljubarrota* zum Ritter geschlagen wurde. Beide Fassungen sind verloren, die ältere kastilische wie die portugiesische; zum Druck kam der Roman in der Bearbeitung

des Ritters Garci-Ordoñez de Montalvo, Gemeinderat von Medina del Campo, der um 1492 die drei schon vorhandenen Bücher stilistisch überbesserte, den Schluss zu einem vierten erweiterte und als fünftes die Thaten Esplandians hinzufügte. In dieser Gestalt gelangte der *Amadís* zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, aber nicht durch Montalvos Verdienst, sondern dank dem Talent jenes Unbekannten, der die Erzählung ersann.

Dieser Roman, der zum Urvater aller modernen Romane werden sollte, schliesst unmittelbar an die mittelalterliche Ritterdichtung an. Der Schauplatz ist noch der klassische Boden des fahrenden Rittertums: Bretagne, Wales, Schottland und England. Sein Verfasser hat sich aber von dem für neue Erfindung zu eng gewordenen Rahmen des Arturhofes und der Tafelrunde frei gemacht, indem er die Handlung um Jahrhunderte zurückverlegte; sie spielt kurz nach Christi Geburt auf der alten sagenfreundlichen Erde, aber in neuer Umgebung, unter ganz verschiedenen Voraussetzungen. — Frucht geheimer Liebe und bei der Geburt dem Meere anvertraut, wird Amadís in Schottland als Doncel del mar erzogen. Am Hofe erregt seine Anmut und sein Anstand allgemein Gefallen, und er wird der kleinen englischen Königstochter Oriana zum Pagen gegeben. Ihre freundliche Aufnahme und ausserordentliche Schönheit entzünden im Herzen des zwölfjährigen Knaben eine Liebe, die nichts mehr im Leben verdrängen wird. Auch Oriana ist ihm hold und erwirkt ihm den Ritterschlag von König Perion von Gaula, der um Hilfe gekommen ist. Amadís eilt nach Gaula; sein Schwert entscheidet den Sieg, und im geretteten Königspaaire findet der Jüngling seine Eltern. Die jugendliche Thatenlust lässt ihn aber nicht ruhen; sie führt ihn in die Nähe Orianas, an den Hof Lisuartes von England. Doch auch hier bleibt er nicht müßig: kaum hat er mit seinem wiedergefundenen Bruder Galaor den König und Oriana aus tödtlicher Gefahr befreit, so sucht er mit ihrem Urlaub neue Abenteuer, gewinnt der enterbten Briolanja ihr Reich zurück, besteht die Proben der *Insola firme* im Garten der treuen Liebhaber; aber der eifersüchtige Verdacht Orianas, die ihm ihre Nähe verbietet, stürzt ihn in Verzweiflung. Schwert und Rüstung wegwerfend, lebt er büßend in der Felsenklause der *Peña pobre*; doch bald hört er, dass Oriana ihr Unrecht einsieht, dass neue Gefahren drohen; unter dem Namen *Beltenebrós*, den ihm der alte Klausner beigelegt hat, übertrifft er seine früheren Thaten, verlebt mit Oriana auf ihrem Landschlösschen *Miraflores* Tage der Wonne und ungetrübten Glückes, wendet abermals die Gefahr von

Lisuartes Haupt, wird aber jetzt durch böse Neider im Unfrieden vom Könige geschieden. Während Oriana in aller Heimlichkeit einem Knaben, Esplandian, das Leben gibt, den ein Löwe raubt und ein frommer Einsiedel aufnimmt und erzieht: besucht Amadís als Caballero de la verde espada Deutschland, Böhmen, Rumänien und Konstantinopel, vollendet das höchste, das ein Einzelner leisten kann, und kehrt nach Jahren zurück, um zu erfahren, dass Lisuarte seine Tochter Oriana, die Erbin des Reichs, gegen alles Recht mit dem Kaiser von Rom vermählen will. Er überfällt die Boten, entreisst ihnen die Geliebte und steht nun in offener Fehde mit Lisuarte und seinen römischen Verbündeten; aber er hat sich so viel Freunde in Nah und Fern erworben, dass er die zweitägige Feldschlacht siegreich besteht. Schon hat der Einsiedel Nasciano, Esplandians Erzieher, begonnen die Gegner zu versöhnen, als über Lisuarte ein alter Todfeind bricht, der ihn zu vernichten hofft. In der äussersten Bedrängnis erscheint ihm Amadís noch einmal als der Retter, und bald schwindet auch der letzte Groll. Auf der *Insola firme* ist allgemeine Hochzeitsfreude, und hier besteht jetzt auch Oriana die Schönheitsprobe der 'Verbotenen Kammer', womit aller Zauberspuk sein Ende findet.

So ungefähr verläuft der Herzensroman, der den Kern des *Amadís* bildet, die Geschichte einer Liebe so heimlich und verborgen, dass bis zuletzt kein Mensch etwas von ihr ahnt, und so standhaft und treu, dass kein anderer Gedanke den Sinn des Helden erfüllen, keine fremde Versuchung ihn bethören kann. Neu ist eben die Schilderung dieser keusch sehnenenden Liebe; in einigen Szenen erhebt sie sich zu weicher, packender Poesie und gewinnt noch an Relief durch den Gegensatz des stürmischen Jugenddrangs, mit dem Galaor die Gunst jeder Gelegenheit im Fluge erhascht. Doch fast noch mächtiger als die Stimme der Liebe und der Sinne spricht im Herzen der jungen Ritter die Sucht nach Ehre, der Trieb nach hohen Thaten, der sie von einer Gefahr zur anderen treibt, wo nur ein Bedrängter Hilfe verlangt, wo ein Unrecht der Sühne harret, oder wo Trotz und Kampfgier den Fehdehandschuh bieten. Und oft mag es scheinen, als verfolge die Erzählung keinen anderen Zweck, als den Leser von Fährlichkeit zu Fährlichkeit, von Erstaunen zu Erstaunen zu hetzen: so unermüdlich ist der Verfasser im Ersinnen stets neuer Kombinationen. Mit seiner kurzweiligen Darstellungsweise führt er uns in angenehmer Spannung durch den rastlosen Wechsel der Geschehnisse, reiht Figur an Figur, und lässt uns keine Zeit, uns Gedanken zu machen über diese seltsame Welt, wo Landstrassen und Waldpfade von

hilfesuchenden, botschaftbringenden, verfolgten, leidtragenden und Ränke ausbeckenden Frauen und Fräulein wimmeln, wo jeder Thalgrund, jeder Schlosshof lauernde Ritter birgt, wo Menschenleben nichts gelten, wo Niemand sich um die Leichen kümmert, die der Zweikampf auf Wege und Anger hinstreckt; wo das Recht, die öffentliche Sicherheit, ja das königliche Ansehen nur auf dem Schwert des fahrenden Ritters ruhn, der jeder Gefahr die Stirn bietet, aber auch stets durch das Mass der Rede dem stolzen Prahler gegenüber sich den Vorteil der guten Sache sichert. Vielfach spielen Zauber, bedeutungsvolle Voraussetzungen, geheimnisvolle Hilfe und Rettung in die Handlung hinein, doch geben sie den schliesslichen Ausschlag nicht, sondern allein das gute Schwert und das gute Recht des einen auserlesenen Ritters.

Von den glänzenden Erzählergaben seines ungenannten Vorgängers hat Montalvo wenig geerbt; gleich fremd ist ihm der impulsive Reckengeist wie die warme Sinnlichkeit des ersten *Amadis*, dessen Schluss er verwässert hat. In den *Sergas de Esplandian* verlegt er den Schauplatz nach dem Orient und sucht das Vollkommenheitsideal seines Vorbilds zu übertrumpfen. Die Feder führt er nicht schlecht; aber zum Romandichter fehlt ihm die anschauliche Eingebung und der Glaube an die eigenen Schöpfungen. Ziel- und zusammenhangslos schleppt sich die Handlung dem längst durchblickten Abschluss zu; selbst Carmela, die in still verzichtender Liebe dienend dem Helden folgt, ist ein guter Einfall, mehr nicht. Unverdient genießt Montalvo den Ruhm eines anderen.

Das Drama.

Die Wende des 15. Jahrhunderts sollte endlich auch die spanische Bühne neu erstehen sehen. Von dem aus der Liturgie hervorgegangenen religiösen Schauspiel des Mittelalters war Spanien seiner Zeit nicht unberührt geblieben; es war aber eine ephemere Erscheinung. Seitdem war es wieder still geworden; von dramatischen Aufführungen verlautet auf dem spanischen Sprachgebiet die ganze Zeit nichts mehr. Wohl fuhren die Kirchen fort, erbauliche Darstellungen aus der Erlösungsgeschichte als blosse Geberdenspiele oder lebende Bilder zu pflegen, und nicht minder liebte man es, Krönungstage, Einzüge von Fürstlichkeiten und andere festliche Anlässe weltlicher Art durch öffentliche Schaustellungen und vermummte Umzüge zu feiern. Hier konnte und sollte die Entwicklung einsetzen: ein Drama gab es nicht, es lag aber jederzeit nahe, diese stummen Bilder durch einen Spruch, einen Dialog, einen Schein von Handlung zu beseelen. In der That schrieb Gomez

Manrique für die Nonnen des Klosters Calabazanos, dem seine Schwester vorstand, Verse für eine Weihnachtsvorstellung ganz primitiver Art, mit kaum einem Ansatz von Handlung: Ein Engel zerstreut Josephs Zweifel über die Herkunft des von Maria erwarteten Kindes, dann verkündet die Engelschaar die Geburt des Heilands, Hirten und Engel eilen das Kindlein anzubeten, mit ihnen huldigen ihm auch die Martern, die seiner harren, und mit einem Schlummerlied tröstet der Chor den weinenden Säugling. Und noch einfacher sind die Sprüche für einen vermumnten Neujahrsglückwunsch, die sich gleichfalls unter Manriques Werken finden.

Eine lebens- und entwicklungsfähige Gestaltung verlieh diesen rudimentären Festvorstellungen Juan del Encina (1469—1534), eine der bezeichnendsten litterarischen Gestalten dieser Zeit, gleich gewandt und produktiv als Musiker wie als Dichter, ein geweckter Geist, dem die anmutige Gefälligkeit der Verse, die sangliche Schmiegsamkeit der Lieder, die Treffsicherheit des Dialogs, ein harmloser Humor und ein echt volksmässiger Ton Naturgabe waren. Er war bei Salamanca zu Hause, studierte hier, fand dann sein Fortkommen beim Herzog von Alba, wirkte später in der päpstlichen Kapelle und kehrte nach einer Reise nach Jerusalem in seine Heimat zurück, um seine Pfründen in Ruhe zu geniessen. Seine ersten dramatischen Eklogen, die in der Hauskapelle von Alba de Tormes aufgeführt wurden, haben vom Drama nur die lebhafteste, einer Situation angepasste Wechselrede, noch nicht die geschlossene Handlung: Gespräche sind von Hirten vor der Anbetung der Krippe, eine Unterhaltung zweier Einsiedler mit Veronica über den Tod des Herrn, oder die Begegnung Josephs, Magdalenas und der Jünger von Emaus am offenen Grabe; desgleichen für Faschings Ende fröhliche Gelage schmausender Hirten, eine Prügelszene zwischen Studenten und Bauern, oder die Werbung eines Knappen um eine Dorfschöne und umgekehrt die Hirten, die einmal das Herrenleben kosten möchten. Encina spielte selber mit und führt sich gern selber ein, liebt auch sonst zeitgemässe Anspielungen, die nicht immer zur heiligen Geschichte reimen, und versteht es überhaupt, die geschichtliche Bedeutung und die moderne Beziehung des Spiels in sinnige Verbindung zu bringen. In Rom, fern vom heimischen Boden, lösten sich seine dramatischen Versuche noch mehr von ihrer ursprünglichen festlichen Bestimmung; die vornehm korrupte Gesellschaft, die sich in den Gemächern eines Kardinals zusammenfinden mochte, suchte er durch pathetische Situationen im Geschmack der sentimentalischen Novelle oder durch derberen

Realismus zu unterhalten, und sein geschmeidiges Talent erfasste, wie früher den idyllischen, so jetzt den leidenschaftlicheren Ausdruck mit sicherer Meisterschaft; einen Fortschritt der scenischen Fügung bedeuten aber auch diese Stücke kaum.

Obwohl Encinas Versuche nicht aus dem engen Rahmen der Paläste vor die grosse Öffentlichkeit gelangten, verbreiteten sie sich rasch durch den Druck und regten zur Nachahmung an. Zu jedem grösseren Hofhalt gehörten ständige Musikkapellen, und diese wurden die Heimstätte der neuen Kunst. Überall entpuppten sich dramatische Talente, ein Francisco de Madrid, ein Martin de Herrera, ein Lucas Fernández aus Salamanca, der besonders die derb naive Komik des Hirtenlebens hervorkehrt, und Andere, und die meisten wendeten sich auch an den Verleger. Nach Portugal verpflanzte der geniale Gil Vicente die junge dramatische Kunst: 1502, bei der Geburt des Thronerben, trat er als Hirte verkleidet vor das Wochenbett der Königin, einer spanischen Infantin, und trug ihr seine Huldigung in einem Monolog vor; der Versuch gefiel, man forderte mehr, und so fuhr Gil Vicente 34 Jahre lang fort, den Hof mit Festspielen zu unterhalten, teils in portugiesischer, teils wie beim ersten Anlass in kastilischer Sprache. Lyrischer Schwung und launige Phantasie waren ihm eigen und verleihen seinen sorglos naturwüchsigen Schöpfungen eine besondere Anmut. Vervollkommnet hat er den unfertigen Bau der Bühnenspiele eigentlich nicht, aber er hat ihren Bereich nicht unbedeutend erweitert: bald lässt er das Hirtenspiel ganz in Symbolik aufgehen, bald führt er moralische Allegorien ein, wie sie Frankreich liebte und pflegte, bald greift er nach neuen Stoffen aus der biblischen und Heiligengeschichte, der Mythologie und der Rittererzählung; vor allem aber bewährt er seine komische Kraft an einer bunten Reihe lebensvoller Figuren, dem Modepfflein, dem Hausgeistlichen des bettelarmen Edelmanns, dem epikuräischen Einsiedel, dem grotesken Richter, dem schmachttenden Galan, dem verführten und betrogenen Mädchen, der verliebten Alten, dem jüdischen Heiratsvermittler, allerlei Zauberer-, Kuppler-, Zigeuner- und Negervolk, deren Ton und Redeweise er in allen Färbungen und Abstufungen ausdrucksvoll und malerisch wiedergibt.

In Rom selbst fand Encina einen Schüler und in mancher Hinsicht überlegenen Rivalen an Bartolomé de Torres Naharro, einem Priester aus Estremadura, der durch Loskauf aus maurischer Gefangenschaft nach Rom kam und hier zwischen 1513 und 1517 im Gefolge des Kardinals Carvajal lebte und dichtete. Für das Schauspiel besass

Torres Naharro mehr als nur ein instinktives Gefühl; das rege gewordene Interesse am antiken Lustspiel und die verschiedenen Versuche der Italiener eröffneten ihm das Verständnis für die Führung der Handlung und der Bühnenwirkung, wie sie ihm auch die Einführung des Prologs (meist eines Bauerntölpels), die Einteilung der Stücke in fünf Akte oder *jornadas* und die Verwendung der Diener und Zofen als scherzhaftes Gegenspiel ihrer Herrschaften nahe legten. Gross ist Naharros Repertorium nicht, aber es ist selbständig, sei es, dass er sich an realistischen Sittenschilderungen in losen Szenen (aus dem Soldaten- und Werberleben der Zeit oder aus dem Treiben des Gesindes und Küchenpersonals eines römischen Kardinals) verweilt, sei es, dass er eine richtige Intrige zu flechten versucht, wie die vom leichtsinnigen Jüngling, der eine doppelte Ehe eingeht und nun eine der beiden Frauen beseitigen müsste, wenn ihm nicht ein jüngerer Bruder die überzählige abnähme, oder die phantasievolle Liebeswerbung der *Comedia Himenea* mit dem nächtlichen Stelldichein und dem über die Reinheit der Familienehre so eifersüchtig wachenden Bruder, welche uns zum erstenmal ein Lieblingmotiv der späteren Comedia, hier noch mit versöhnlichem Ausgang vorführt. Diese Stücke, die die spätere Entfaltung der spanischen Bühne vorahnen lassen, sicherten Torres Naharro neben Encina einen massgebenden Einfluss auf die Schauspieldichtung der Folgezeit; er lenkte sie zuerst in die Fährten des Intrigenspiels.

Schon bei diesen ersten zagen Schritten des spanischen Dramas macht sich aber bereits die Wirkung jenes einzigartigen Werks fühlbar, das an Originalität und Bedeutung alles vorangehende und nächstfolgende gewaltig überragt, jener *Comedia de Calisto y Melibea* oder der *Celestina*, wie man sie prägnanter benennt, die eigentlich kein Drama ist und auch nie zur Aufführung bestimmt war, die aber, was dramatischen Geist, Ergründen und Entwickeln der Charaktere, naturwahre Sittenschilderung und Trefflichkeit der Sprache anbelangt, eine Epoche in der spanischen Litteratur bezeichnet. Wem wir diese geniale Schöpfung verdanken, wissen wir nicht: denn der Anteil des Baccalaureus Fernando de Rojas, der das unvollendete und von keinem Verfasser unterfertigte Werk in Salamanca gefunden und während der Gerichtsferien in vierzehn Tagen zu Ende geführt haben will, ist unklarer und problematischer denn je. Den Inhalt bildet ein leichtfertiger Liebeshandel mit tragischem Ausgang. Seinem verfliegenen Falken in einen fremden Garten folgend, steht Calisto plötzlich vor Melibea und gesteht ihr unumwunden den überwältigenden Eindruck, den ihre Schönheit auf ihn macht; sie weist den Vermessenen entrüstet zurück. Der junge Mann lässt sich

nun von seinem Diener bereden, die Angelegenheit einer dienstfertigen Alten, der stadtbekanntem Gelegenheitsmacherin Celestina anzubefehlen; diese findet in der That Mittel und Wege in das Haus Melibeas zu kommen, ihr auf Umwegen die Botschaft zuzustellen und ihr das Geheimnis ihrer Gegenliebe abzulocken. Auf ein Stelldichein an der Hausthüre folgt eine nächtliche Begegnung im Garten; beim Fortgehen strauchelt Calisto, stürzt von der Leiter und bleibt mit zerschmettertem Schädel liegen; Melibea wirft sich in ihrer Verzweiflung vom Turm ihres Hauses hinunter. Selben Tags war Celestina mit Calistos Dienern über die Teilung des Zubringerlohns in Streit geraten und von ihnen erstochen worden, und das Gericht hatte die Sühne ungesäumt vollzogen. Dies die Handlung, deren Mittelpunkt und Seele unstreitig die Figur der alten Kupplerin ist. In diesem verschlagenen und verworfenen Geschöpf, das die menschliche Schwäche bis in ihre verborgensten Winkel durchspäht und skrupellos ausbeutet, lebt der Geist der Erzpriester von Hita und Talavera mit dämonischer Kraft wieder auf. Wie ehrbar weiss doch die Alte überall aus- und einzugehen, wie kann sie so erfahren und lebensklug reden, wie überlegen betreibt sie ihr vielgestaltiges Geschäft, und wie unheimlich versteht sie jeden Vorteil zu ergreifen, jeder Gefahr zu steuern und einen jeden in den Bannkreis ihrer Schlechtigkeit zu ziehen; wie satanisch umgarnt sie das junge Mädchen, indem sie selbst ihre besten Regungen zu Hebeln ihres Falles macht, und wie muss ihr auch alles zu statten kommen, die gutmütige Arglosigkeit der Mutter so gut wie ihre strengeren Mahnungen zur Vorsicht. Mit so grellem Realismus und solcher psychologischer Tiefe war noch kein Charakter entwickelt, noch kein Sittenbild entworfen worden. Ein Drama ist die *Celestina* nicht. Oft stockt nach dem glänzenden Anfang der Gang der Handlung und geht episch und redselig in die Breite. Auch der Ausgang, jener jähe Umschlag vom höchsten Jubel der Liebe zum tiefsten Jammer, kann nur insofern als tragische Schuldsühne gelten, als die beiden jungen Leute, in denen sich ja Jugend, Schönheit, Geburt und Reichtum ebemässig vereinigten, um ein dauerndes Glück zu sichern, an sich erfahren mussten, wie nichtig die Seligkeit ist, die nur auf der berausenden Wonne des irdischen Besitzes ruht. — Eine unbekannt Hand hat schon in den ältesten Ausgaben unsere dialogisierte Prosanovelle um einige Scenen erweitert, welche die Nebenfiguren schärfer hervorheben und einige glückliche Einfälle enthalten, aber zugleich das Unverhüllte nackter hervortreten lassen. Den Erfolg des Buches hemmte dies nicht; soviel Ausgaben hat keines aus dieser Zeit erlebt, und auch das Ausland zollte ihm seinen Beifall.

Kaiser Heinrich VII.¹⁾

Von

Alexander Cartellieri.

Betrachtet man die politische Lage, in die Heinrich von Lützelburg als deutscher König und römischer Kaiser eintrat, so ist das Übergewicht Frankreichs in den allgemeinen Verhältnissen der Christenheit entscheidend. Woher stammt dieses Übergewicht? Naturgemäss nur daher, dass Frankreich die Stelle eingenommen hat, die das sinkende deutsche Reich frei zu lassen genötigt wurde. Die Kapetinger haben die Erbschaft der Staufer übernommen. Denken wir an Philipp II. August, dem in seinen jungen Jahren die gewaltige Persönlichkeit Karls des Grossen vor der Seele stand, an die folgenreiche Niederlage des deutschen Reichsheeres bei Bouvines, an die umfassende Wirksamkeit Karls von Anjou. Der Untergang der letzten Staufer in Apulien schuf Raum für eine andere vorherrschende Dynastie und die innere Zerrissenheit Deutschlands schuf Raum für ein anderes vorherrschendes Land. Deutschland, der Zwietracht der Stände ausgeliefert, kam als Gesamtpersönlichkeit in der auswärtigen Politik nicht mehr in Frage. Noch wagte man nicht, es unmittelbar anzugreifen, aber es besass selbst keine Angriffskraft mehr nach aussen. Es gab fortan keine deutsche Reichspolitik, sondern nur Politik der einzelnen Erzbischöfe, Bischöfe und Fürsten.

Die leitende Persönlichkeit am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts ist zweifellos König Philipp IV. von Frankreich, genannt der Schöne. Kann es gelingen, uns diesen Mann, der Jahre lang im Vorder-

1) Für den folgenden Versuch habe ich die neueren Schriften über Heinrich VII. und seine Zeit (Assmann-Viereck, Felsberg, Funck-Brentano, Gregorovius, Holtzmann, Hüffer, Israel, Kraussold, Lindner, Loserth, Masslow, Pöhlmann, Sommerfeldt) nach Möglichkeit benutzt und geprüft. Einer tieferen politischen Auffassung haben vor allem Fournier, Langlois und Wenck vorgearbeitet.

grunde der Weltbühne stand, lebendig zu vergegenwärtigen? Es scheint nicht so. Der beste französische Kenner der Zeit meint, man vermöge nicht zu sagen, ob er ein grosser Mann war oder ob er alles nur geschehen liess. Die Zeitgenossen hoben seine auffallende Schönheit hervor, bieten uns aber keine Gelegenheit, in sein Inneres zu blicken. Die Ansicht des Volkes ging dahin, dass er von Natur schwach und lenksam war und daher seinen Vertrauten allen Spielraum gewährte.

Wie dem auch sei, gab Philipp nur den königlichen Namen für das her, was damals von Paris aus geschah, er bleibt doch im Mittelpunkt. Nie wird man im einzelnen feststellen können, wie weit im einzelnen der Anteil seiner vertrauten Räte reicht. Es waren Männer geringer Herkunft, dem Königtum noch mehr ergeben wie der Person des Königs, Männer, deren Bibel das römische Recht, deren Ideal der Absolutismus war, die in ihren Massnahmen kein Mittel scheuten und an die Allgewalt dreister Lüge und geschickten Betrug glaubten.

Die Macht des französischen Staates hatte sich besonders deutlich darin gezeigt, dass der französische König es hatte wagen dürfen, das Papsttum in der Person Bonifaz' VIII. so tief zu demütigen, wie nie zuvor geschehen war. Neben dem Ereignis von Anagni verblasst die Gefangennahme Paschalis II. in St. Peter durch Heinrich V. Vergeblich hatte Bonifaz einmal die weitgehenden theoretischen Ansprüche der Franzosen derb abgewiesen: sie fühlten sich doch als das herrschende Volk der Welt. Der gehorsame Papst, das uneinige, durch jahrhundertelange Kämpfe erschöpfte deutsche Reich konnten ihnen nichts anhaben. Wohin liefen die feinen, meist vergoldeten Fäden der französischen Politik nicht? Ein Enkel Karls von Anjou regierte in Neapel, ein anderer gewann Ungarn. Die Königin von Frankreich vereinigte Navarra mit der Krone. Frankreich und England waren seit Anfang des Jahres 1308 durch Heirat verbunden und gönnten sich in ihrem endlosen Streite eine Pause. Deutsche Reichsfürsten am Rhein, desgleichen andere in Savoyen und der Dauphiné bezogen regelmässige Jahrgelder vom Könige. Der gefährliche Kampf der Krone gegen die reichen flandrischen Städte war durch den Frieden von Athis vorläufig beigelegt. Kurz, Philipp nahm damals durchaus die Stellung eines Oberherrn des Abendlandes ein und ihm fehlte nur der kaiserliche Name, um das allgemein kund zu thun.

Papst war Klemens V., der als Kardinal nie hervorgetreten war, ein Gaskogner, der seine Erhebung allein dem Willen Frankreichs verdankte. Ihm gegenüber besass Philipp zwei starke Druckmittel, von denen er ganz nach Belieben Gebrauch machte: den Prozess gegen das Andenken des

Bonifaz und den gegen die Templer. Man kann kaum sagen, welcher für das Papsttum gefährlicher war. In dem einen Falle handelte es sich darum, vor der Öffentlichkeit die Wahrheit der fürchterlichen Beschuldigungen darzuthun, die gegen die Sitten und die Orthodoxie des verstorbenen Bonifaz vorgebracht worden waren. Die andere Sache war die der Templer, die als Grosskapitalisten sich glühenden Hass zugezogen hatten, die durch ihre Reichtümer die Begehrlichkeit der Leute des Königs erweckten, die endlich durch ihre Geheimnisthuerie und ihr hochfahrendes Wesen zu vielem bösen Gerede Anlass boten. Aber nach der ganzen Anschauung der Zeit, nach den Verdiensten, die sich die Templer um das heilige Land erworben hatten, durfte kein Statthalter Christi sich das Gericht über den Orden aus den Händen winden lassen, wollte er nicht seine klägliche Schwäche aller Welt offenbar werden lassen.

Betrachten wir die Persönlichkeit Klemens', so sehen wir freilich bald, dass er nicht der Mann war, mit den Ministern Philipps des Schönen fertig zu werden. Immer kränklich, ängstlich darauf bedacht, dass das Klima einer Residenz ihm bekomme, litt er dauernd an Entschlusslosigkeit, aus der er sich nur gelegentlich aufraffte, um gleich wieder zu erschlaffen. Seine, wie man zugeben wird, schwere und beim Einfluss Nogarets im Rate Philipps nicht ungefährliche Aufgabe ging dahin, sich der Übermacht Frankreichs zu erwehren und durch eine Politik der kleinen Mittel, besonders Familienbündnisse, ein Gleichgewicht der grossen Staaten herzustellen. Fortwährend regt er zu Verhandlungen an, lässt sie fallen, wenn die Schwierigkeiten zu gross werden, greift abermals darauf zurück, wenn sich eine Möglichkeit eröffnet. Bonifaz stürmte leidenschaftlich auf sein Ziel los: Klemens schleicht sich zaghaft heran.

England hat unter Eduard II., dem herzlich unbedeutenden Sohne eines hochbedeutenden Vaters, nachweislich nicht in die Geschicke Heinrichs VII. eingegriffen. Wir richten deshalb gleich den Blick auf Unteritalien, auf die Landschaften, die seit den Tagen der normannischen Eroberung den allernachhaltigsten Einfluss auf die Gestaltung der allgemeinen Politik gehabt haben. Am Anfang des 14. Jahrhunderts dauerte noch die durch die sizilianische Vesper geschaffene Lage an. Sizilien und Neapel blieben getrennt und einander feindlich, jedes Land stets bereit, das andere zu bekämpfen. In Sizilien regierte Friedrich, durch seine Mutter ein Enkel Manfreds; in Neapel seit Mai 1309 Robert, ein Enkel Karls von Anjou, ein Fürst, dessen Geist und Gaben von den Mitlebenden gepriesen wurden.

Das waren die leitenden Persönlichkeiten, in dem Augenblicke, da Heinrich Graf von Lützelburg deutscher König wurde und als solcher seinen Blick auf das höchste weltliche Amt in der katholischen Christenheit richtete.

Am 1. Mai 1308 war König Albrecht von ruchloser Mörderhand gefallen. Philipp der Schöne ergriff sofort die günstige Gelegenheit, auch das Kaisertum seinem Willen zu unterwerfen. Seinem Bruder Karl von Valois, den man Karl ohne Land nannte, weil es ihm bei all seinen weitschweifenden Plänen und Kriegsthaten in der Ferne nicht gelungen war, ein Reich zu gewinnen, gedachte er die deutsche Krone zuzuwenden. Das konnte aber nicht auch die Absicht Klemens' sein. Frankreich besass, wie man zu sagen pflegte, von altersher das Studium, beherrschte neuerdings das Sacerdotium. Durfte man ihm noch das Imperium überlassen? Dann hätte sich niemand mehr der französischen Übermacht erwehren können. Klemens unterstützte daher die Bewerbung Karls nur lau und das französische Gold allein, das Philipp spendete, genügte auch nicht, die deutschen Kurfürsten zu gewinnen. Balduin von Lützelburg, seit kurzem Erzbischof von Trier, stellte seinen Bruder Heinrich auf und es gelang ihm, den Mainzer Peter von Aspelt durch grosse Versprechungen zu sich herüberzuziehen. Heinrich erschien vor allem ganz ungefährlich, nicht, wie König Albrecht, imstande, durch bedeutende Hausmacht die Fürsten unter seinen Willen zu zwingen. Seine engen Beziehungen zu Philipp konnten ihn nach Lage der Dinge nur empfehlen. So wurde er am 27. November 1308 gewählt und am 6. Januar 1309 gekrönt. Seine Erhebung erscheint als Gegenwirkung gegen eine straffe Herrschergewalt, die etwa bei einem Habsburger zu fürchten gewesen wäre.

Die Grafschaft Lützelburg gehörte nicht nur in Deutschland, sondern auch in den lothringischen Gebieten zu den minder bedeutenden. Niemals hatten sich die Grafen in allgemeinen Angelegenheiten hervorgethan. Der neue König wurde wirklich aus dem Winkel geholt.

Er war damals 32 Jahre alt, 8 Jahre jünger als Philipp IV., blond, schlank, mittelgross, bedächtigt in der Rede und wortkarg, von Herzen fromm und gottergeben, ein treuer Gatte, wohlgeübt im Waffenhandwerk, aber friedliebend, von ritterlichen Idealen erfüllt, in welscher Sitte herangewachsen, neben der französischen Sprache, die in seiner Kanzlei benützt wurde, der lateinischen mächtig, ein Mann, der sich in seiner Heimat durch strenge Rechtspflege einen Namen gemacht hatte. Im Gericht zeigte sich der Graf unerbittlich gegen Räuber und Land-

streicher. Unangefochten zog der Kaufmann mit seinen Warenballen durch Lützelburgisches Gebiet; ohne einer Wache zu bedürfen, konnte er sein Nachtlager auch im Walde oder auf der Haide aufschlagen. Von Philipp IV. hatte der lützelburgische Graf den Ritterschlag erhalten, ihn mehrfach begleitet, ihm den Lehenseid geschworen. Konnte Philipps eigener Bruder die Kaiserkrone nicht erlangen, so musste Philipp sie dem Vasallen am ehesten gönnen.

Darum hat dieser auch gleich nach seiner Erhebung, früher noch als dem Papste, dem mächtigen Nachbar vornehme Gesandte geschickt mit ungemein freundschaftlichen Beteuerungen. Philipp erwiderte sehr höflich, aber nicht ohne einen leisen Zug von Ironie. Der Papst wurde in seinem Verhältnis zu dem neuen deutschen Könige bestimmt durch die Furcht vor Philipp, den zu reizen er vermeiden musste. Er erkannte Heinrich, wie Philipp ihm später vorwarf, allzu eilig an. Damals reifte in der Umgebung des Papstes der Plan, die Kurie von der so überaus drückenden Abhängigkeit von Frankreich dadurch zu befreien, dass durch eine Heirat ein gutes Verhältniss zwischen Deutschland und Neapel hergestellt würde. Ein Kardinal Gaetani, der treu das Andenken Bonifaz' hoch hielt, knüpfte damit an die Richtung an, die die päpstliche Politik in den letzten Jahren des Bonifaz zu Albrecht hin genommen hatte. Robert sollte das Opfer bringen, seinen Absichten auf Ober- und Mittelitalien zu entsagen. War er doch bestrebt, daselbst festen Fuss zu fassen und gewissermassen eine Landverbindung zwischen seiner Grafschaft Provence und Neapel herzustellen. Heinrich sollte ihn durch das Königreich Arelat entschädigen, das schon oft, weil doch dem unmittelbaren Bereiche der deutschen Macht entrückt, als Tauschgegenstand ins Auge gefasst worden war. Robert als Graf der Provence besass ja schon einen Teil des Landes als Reichslehen.

Es gehörte kein grosser Scharfblick dazu, um in dem Vorschlage die Spitze gegen Frankreich zu erkennen. Robert musste sich darauf gefasst machen, dass er durch die Verbindung mit Heinrich seinen Vetter an der Seine vor den Kopf stiess. Die französische Politik hatte seit der Erstarkung des Königtums nie versäumt, auf jede Weise ihren Einfluss in den ihr kulturell nahe stehenden burgundischen Landen auszubreiten. Ein Königreich Arelat unter dem Szepter eines Kapetingers liess Gefahren befürchten, wie sie sich später in burgundischer Zeit verwirklicht haben.

Für das beste Mittel, das Zustandekommen eines ihm unerwünschten deutsch-neapolitanischen Bundes zu hindern, hielt Philipp, auch von

seiner Seite freundschaftliche Verhandlungen mit dem Lützelburger anzuknüpfen. Beiderseitige Bevollmächtigte setzten einen Vertragsentwurf auf (1310 Juni 26, Paris), dem nur noch die Bestätigung der Herrscher fehlte. Es handelte sich darin neben der Herstellung eines dauernden Friedens zwischen beiden Reichen und der Verhinderung aller Übergriffe für die Zukunft hauptsächlich um die Grafschaft Burgund, die der letzte Pfalzgraf Otto V. (Ottolein) 1295 im Verträge zu Vincennes unter schnöder Missachtung der Rechte des Reiches an Philipp verkauft hatte. Ottos Tochter Johanna heiratete Philipps gleichnamigen Sohn, den späteren König Philipp V. den Langen, und Philipp IV. übernahm sofort die Verwaltung als Vertreter seines Sohnes. Wenn Heinrichs Gesandte jetzt die Belehnung des jungen Philipp zugestanden, so lag darin um so mehr ein wesentliches Entgegenkommen, als dem Grafen Otto inzwischen ein Sohn geboren worden war, dem naturgemäss die Grafschaft von rechtswegen gehörte.

Beide Herrscher rechneten damals mit Veränderungen in den Grenzlanden. Denn sie verpflichteten sich, wenn einer von ihnen irgend einen Statthalter — Heinrich nennt auch einen König — an den Grenzen des anderen Reiches einsetze, so werde er ihn schwören lassen, sich zu dem anderen freundlich zu stellen oder sich mit ihm zu verbinden. Hierin mag man noch einen Niederschlag des Arelatischen Planes erkennen.

Zur selben Zeit aber, da Philipp freundschaftlich mit Heinrich verhandelte, ging er sehr unfreundlich gegen ihn vor. Wie er schon früher die Wirren in Toul zur Ausbreitung seines Einflusses in den lothringischen Landen benutzt hatte, so marschierten Ende Juni 1310 seine Truppen unter dem Befehle seines Sohnes Ludwig gegen den Erzbischof Peter von Lyon, der es gewagt hatte, die französische Garnison zu vertreiben, und brachten in einem kurzen Feldzuge die Stadt in ihre Gewalt. Damit wurde die Vereinigung der Stadt und der Westhälfte des Erzbistums Lyon mit der Krone Frankreich zur Thatsache.

Heinrich nahm aber auf diese Störungen des Bündnisplanes zunächst keine Rücksicht. Ihn drängte es, nach Süden zu ziehen und die Kaiserkrone zu erwerben. Später mochte sich Gelegenheit genug finden, an dem Franzosen Vergeltung zu üben. Ende Oktober 1310 überschritt er den Mont-Cenis.

Unendlich oft ist über die Verhältnisse geschrieben worden, die er in der Lombardei vorfand, besonders im Anschluss an die berühmten

Briefe Dantes.¹⁾ Heinrich selbst hat einmal, im Mai 1313, die Zustände Oberitaliens geschildert. Während der kaiserlosen Zeit hätten alle Gemeinden und Städte die kaiserlichen Rechte an sich gerissen und seien dann infolge andauernder innerer Kriege einer Gewaltherrschaft anheim gefallen, die zahlreiche Bürger in die Verbannung getrieben und sie ihrer Güter beraubt hätte, so dass diese in der Fremde betteln und sterben mussten. Thatsächlich zerfleischte das blühende Land sich selbst im nie enden wollenden Bürgerkriege der Ghibellinen und der Guelfen. Italien war unfähig, sich allein staatliche Ordnung zu geben. Es bedurfte, genau so wie mehrfach vorher und später, einer eisernen Faust, die zum allgemeinen Besten den Frieden gewaltsam herstellte. Heinrich kam in der redlichsten Absicht, wie er selbst sagte: „Non pro parte, sed pro toto“. Er wollte immer gerecht und unbefangen über den Parteien stehen, überall den Frieden herstellen und die Verbannten zurückführen. Aber es versteht sich, dass die gründliche Durchführung dieses hohen Grundsatzes nur dann möglich gewesen wäre, wenn Heinrich über eine gewaltige Streitmacht verfügt hätte, hinreichend, um jeden Widerstand zu brechen. Es begleitete ihn aber nur eine verhältnismässig geringe Truppenzahl, und die Italiener, die sich ihm anschlossen, verfolgten naturgemäss ihre selbstsüchtigen Ziele. Dass der König vielfach so jubelnden Empfang fand, bedeutet nicht viel. Das Volk hatte seit zwei Menschenaltern keinen Kaiser mehr in seiner Mitte gehabt. Nur hohe Siebziger konnten den grossen staufischen Kaiser noch von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Die Erinnerung an die furchtbaren Kämpfe zwischen Staat und Kirche, die die letzten Jahre Friedrichs II. erfüllt hatten, war erloschen. Gerade weil die Menge nicht mehr viel von dem Kaisertum wusste, verband sie überschwängliche Vorstellungen mit dem glänzenden Namen, und als diese keine Erfüllung finden konnte, fühlte sie sich später um so bitterer enttäuscht. So erklären sich die anfängliche Begeisterung und der bald darauf erfolgende Umschlag der Stimmung ungezwungen. Schon im Februar 1311 kam es in Mailand zu einem Aufstande, der blutig niedergeschlagen werden musste, und erst nach viermonatiger Belagerung konnte Brescia bezwungen werden, während die günstige Gelegenheit, rasch nach Rom vorzudringen, verpasst war.

Inzwischen hatte die Stellung des Papstes zu Heinrich sich verändert. Die französisch gesinnten Kardinäle, die mit der Hinneigung

1) Die Gründe, die F. X. Kraus gegen die Echtheit anführt, sind wenig überzeugend. Vorläufig schien es aber doch empfehlenswert, von einer Verwertung der Briefe in diesem Zusammenhange abzusehen. Auch hier dürfte die Zeit der Vernechtungen bald durch die Zeit der Rettungen abgelöst werden.

Klemens' zu dem Lützelburger gar nicht einverstanden waren, zeigten Philipps Vertreter Nogaret den Weg, der zum französisch-kurialen Einvernehmen führte. Philipp brauchte nur in Sachen des Bonifazprozesses nachzugeben. So geschah es. Philipp verzichtete darauf, seine äussersten Forderungen durchzusetzen, die darin gipfelten, dass des verstorbenen Papstes Gebeine ausgegraben und verbrannt würden. Dafür gab Klemens Befehl, dass alle Verdammungsurteile, die Bonifaz gegen den König von Frankreich geschleudert hatte, aus den Registern der Kurie ausgetilgt werden sollten. Nogaret wurde mit einer ganz nichtssagenden Busse belegt. Die Bullen vom 27. April 1311 besiegeln den Triumph des nationalen französischen Königtums über das weltbeherrschende Papsttum. Ein zynischer Verächter des geistlichen Standes, wie es vorher kaum einen gegeben hat, der Mann von Anagni, ging straflos aus. Aber damit nicht genug. Wenige Tage später erfolgte die politische Gegenleistung des Papstes, der sich verpflichtete, Heinrich nie zu erlauben, das Arelat an jemand anders abzutreten als an die römische Kirche selbst. Er sah also vorläufig davon ab, das angiovinisch-lützelburgische Bündnis, dessen Preis ja das Arelat war, weiter zu fördern, entsagte anscheinend den Bestrebungen der Kardinäle, Frankreich ebenbürtige Gegner zu erwecken und es dadurch im Schach zu halten. Um so grössere Mühe gab er sich jetzt, die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich zum glücklichen Ende zu führen. Der Grund liegt zu Tage. Brach offene Feindschaft zwischen ihnen aus, so musste er, schon aus Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit, die Partei Frankreichs ergreifen und sich als Werkzeug Philipps gebrauchen lassen. Dann aber hatte Heinrich, wenn er die kaiserliche Gewalt in Italien aufrichtete, allen Anlass, die päpstliche Macht zu brechen oder womöglich dem französischen Papst ebenso einen frei gewählten allgemeinen Papst gegenüberzustellen, wie früher zur Zeit Friedrichs des Rotbarts Frankreich sich gegen den deutschen Papst aufgelehnt hatte. Auf Klemens' Wunsch besiegelte Philipp den Pariser Entwurf vom Jahre vorher. Auch Heinrich that es, aus Ehrfurcht gegen den Papst, aber unter Wahrung der Rechte des Reiches. Auch strich er in seiner Vollziehungsurkunde die Bestimmung, wonach er den Prinzen Philipp mit Burgund belehnen sollte. Darob geriet König Philipp in grosse Entrüstung und machte dem Papste bittere Vorwürfe, der wieder Heinrich sein Missfallen nicht verhehlte (1311 Dezember 18).

In solch schwieriger Lage bemühte sich Klemens, jenen älteren Plan der deutsch-neapolitanischen Verbindung doch wieder auf die Tagesord-

nung zu bringen. Schon wurden Roberts Freunde in Florenz von lebhafter Besorgnis erfüllt. Robert hatte allen Grund, Heinrichs Misstrauen nicht rege werden zu lassen. Denn unmöglich konnte es ihm verborgen bleiben, dass König Friedrich von Sizilien mit jenem Anknüpfung suchte. Welche Gefahr dem Königtum des Anjou drohte, wenn Friedrich zu den Waffen griff, war klar. Die Tage der sizilianischen Vesper standen überall noch in frischer Erinnerung. Für Heinrich aber bedeutete, so lange er nicht Kaiser war und in Rom erst Einlass heischte, Roberts Freundschaft mehr als die Friedrichs. Darum war er bereit, seine Kaiserkrönung durch die Ehe seiner Tochter mit Roberts Sohn zu erkaufen.

Wieder aber hatte sich die Gruppierung der Mächte verschoben, Robert seinen Anschluss an seinen sozusagen natürlichen Bundesgenossen und Verwandten, den französischen König, vollzogen. Er verlangte, Heinrich solle mit Frankreich gute Freundschaft halten und stellte auch sonst Bedingungen, die Heinrich keinesfalls annehmen konnte.

Das gute Schwert des Lützelburgers musste entscheiden. Wild tobte der Kampf in den Gassen der ewigen Stadt zwischen den Deutschen und den Truppen Roberts, die unter dem Befehle von Roberts Bruder Johann standen. Die Kaiserkrönung (29. Juni 1312) erreichte Heinrich, freilich nicht in Sankt-Peter, sondern im Lateran, freilich nicht durch den Papst, sondern durch dessen Kardinäle. So bescheiden Heinrichs Grafentum, so bescheiden sein Königtum gewesen, so bescheiden liess sich auch sein Kaisertum an. Doch genügte ihm die keineswegs glänzende Errungenschaft, um seinen späteren Massregeln den Rechtstitel zu geben, den er bis dahin schmerzlich vermisst hatte, weil dieser in den Anschauungen vieler Zeitgenossen an den kaiserlichen Namen gebunden war. Die theoretische, geschichtlich begründete Abwendung vom Kaisergedanken wurde damals erst versucht.

Für den Kaiser Heinrich war die Zeit des Zuwartens, des vorsichtigen Hinziehens vorbei. Er ging scharf gegen Robert vor, zunächst allerdings nur mit Prozessakten, die dem Feinde im eigenen Lande Schwierigkeiten bereiten sollen. Das Verlöbnis der Kaisertochter mit dem sizilischen Thronfolger wurde festlich begangen, die Einmischung des Papstes in den Streit mit Robert unter Hinweis auf juristische Gutachten abgewiesen, Robert selbst wegen Hochverrat vorgefordert, aller Reichslehen entkleidet und schliesslich zum Tode verurteilt. Im Verein mit Friedrich von Sizilien gedachte Heinrich das Königreich Neapel zu Lande und zu Wasser anzugreifen. Ein wohlunterrichteter

Chronist wie Villani zweifelte nicht an dem Erfolge. Robert würde, so berichtet er, gar nicht versucht haben, Widerstand zu leisten, sondern nach der Provence zu Schiff entflohen sein.

Mit Klemens zu brechen, lag für Heinrich kein Grund vor. Auch der Papst, der mit dem Siege des Kaisers rechnen musste, zögerte, die äussersten Schritte zu thun und wählte die mildeste Form in seinen Kundgebungen. Denn nicht er und Heinrich sind diesmal die geschworenen Gegner, sondern Heinrich und das Haus Kapet in seinen beiden Vertretern, nicht Kaisertum und Papsttum, sondern Kaisertum und französisches Königtum. Es war klar, dass Philipp gegen den immer gefährlicher werdenden früheren Schützling eiferte. Wie hätte Klemens solchem Drängen widerstehen können? Er verbietet jedermann, ohne Unterschied des Ranges, bei Strafe des Bannes, einen Angriff auf Neapel, vermeidet aber Heinrich mit Namen zu nennen. Der Kaiser lässt sich nicht beirren: der erhoffte Sieg über Apulien soll ihm der verheissungsvolle Anfang der heiss ersehnten Wiederherstellung der alten Kaiser-macht überhaupt sein. Von Pisa holt er zum vernichtenden Schlage gegen Robert aus. Friedrich erfüllte treulich seine Bundespflicht, spendet namentlich das notwendige Geld. Da wird Heinrich, so plötzlich wie mancher seiner Vorgänger im römisch-deutschen Kaisertum, am 24. August 1313 vom Tode hinweggerafft. Das grosse Unternehmen stockt, das Heer zerstreut sich.

Deutlicher vielleicht als die Trauer der Ghibellinen um den Verstorbenen zeigt uns die masslose Freude der Guelfen, was man alles von Heinrich erwartete oder fürchtete. Weil man an einen natürlichen Tod des Mannes, der das Abendland in Atem hielt, nicht glauben wollte, neigte man dazu, in ihm das Opfer einer Vergiftung zu sehen.

Merkwürdig berührt es, wenn nur wenige Monate nach Heinrichs Tode der Papst, dem jetzt keine Wahl mehr blieb, die Verurteilung Roberts durch den Kaiser für ungiltig erklärte und sie unter einem Hinweis auf seine zweifellose Überordnung über das Kaisertum aufhob. Dürfte man darauf hin von einem Siege des Papstes über das Kaisertum in der Person Heinrichs sprechen? Sicher nicht. Das wäre eine an der Oberfläche haftende Betrachtung. Der Papst blieb, was er vor Heinrich gewesen, der Gefangene des Königs von Frankreich, und dieser wurde durch Heinrichs Tod von einer grossen Gefahr befreit.

Die Laufbahn, die Heinrich zurückgelegt hat, ist vornehmlich im Verhältnis zu dem hohen Ziele, das er sich gesteckt hatte, so kurz, dass es besonders schwer fällt, sein Wollen und Können gerecht einzuschätzen.

Aber der Versuch muss gemacht werden, schon einmal deswegen, weil es den Anschein hat, als passe der Massstab, mit dem bisher gemessen worden ist, nicht recht zu der zu messenden Persönlichkeit.

In Heinrichs Adern rollte karolingisches Blut.¹⁾ Auch in seiner Auffassung des Kaisertums möchte eine Erinnerung an die Karolinger zu finden sein, die bis auf ihre entarteten Sprossen hinunter den Blick nicht von dem magischen Glanze des Imperiums wenden konnten. In der langen Reihe der römischen Kaiser deutscher Nation nimmt Heinrich von Lützelburg dadurch eine besondere Stellung ein, dass er den Kaisergedanken in voller Reinheit, ohne Nebenabsichten verkörperte, dass er ihn ohne Hausmacht durchzusetzen suchte, nur gestützt auf die überzeugende, werbende Kraft dieses Gedankens, eines friedbringenden, ordnungschaffenden, den Menschen wohlgefälligen Kaisertums im Sinne Dantes.

Er war kein Phantast, er jagte nicht Hirngespinnsten nach. Der Kaisergedanke war damals noch eine sehr reale Macht. Frankreich schien auf dem besten Wege, die Schwäche Deutschlands für sich auszunutzen, und ein römisches Reich französischer Nation lag vielleicht nicht ausserhalb des Bereiches der Möglichkeit. Frankreich war dem Ziele, das schon den Vorfahren Philipps vorgeschwebt hatte, der Weltherrschaft, nahe. Es ist die weltgeschichtliche That Heinrichs, dass er Frankreich auf dem Wege zum Ziele hemmte, nicht sehr lange, aber doch lange genug. Denn da Philipp der Schöne als der für die ganze Generation massgebende Mann bald nach ihm starb, Philipps Nachfolger weniger bedeutend waren oder auch nur minder gut beraten wurden, war für Frankreich die günstige Gelegenheit vorbei und kehrte so bald nicht wieder. Wenige Jahre hernach begann der Zwiespalt der beiden Westmächte, der zu dem sogenannten hundertjährigen Kriege führte. Frankreich kam an den Rand des Verderbens, schien einmal aus der Reihe

1) Kaiser Heinrich VII. war durch seine Mutter Beatrix ein Enkel jenes Balduin von Avesnes und Beaumont, der die grosse Hennegauische Chronik zusammenstellen liess und vielleicht auch an dem genealogischen Teil mitarbeitete. Am Anfang des abgekürzten Textes, den Kervyn de Lettenhove in den *Istorie et Chroniques de Flandre* 2 (1880), 555 abgedruckt hat, findet sich die Heirat der Tochter Karls des Kahlen, Judith, mit Balduin I. Eisenarm, Grafen von Flandern. Balduin von Avesnes war ein Urenkel der Margarete, Gemahlin des Grafen Balduin V. von Hennegau, und diese wieder eine Urenkelin Roberts des Friesen († 1093), der in geradem Mannesstamm auf Balduin Eisenarm und in weiblicher Linie auf Gisele, Tochter Kaiser Ludwigs des Frommen, zurückgeht. Ausserdem stammte Balduin V. von Hennegau Urgrossvater durch Richilde von Hennegau von Kaiser Lothar I., Balduins V. Urgrossmutter, Ida von Löwen, von Karl dem Einfältigen ab.

der grossen Mächte ausgelöscht zu werden. Es vergingen Jahrhunderte, ehe ein König von Frankreich wieder eine Weltstellung einnahm gleich der Philipps des Schönen.

Es wäre nicht richtig, im Hinblick auf Heinrichs Unternehmen davon zu sprechen, die Zeit der Weltmonarchie sei schon durch die Zeit der nationalen Monarchien abgelöst gewesen, Heinrich habe scheitern müssen, weil er Unzeitgemässes ins Auge fasste. Der nationale Gesichtspunkt verdient bei der Würdigung des Kaisertums immer die sorgfältigste Erwägung, aber hier liegt die Sache anders. Zwar war der eigentliche Gegner Heinrichs, des Kaisers, Philipp, der König von Frankreich. Aber nicht Frankreich erwehrte sich der aus der Theorie Kraft schöpfenden Übermacht des Kaisertums, sondern Heinrich stützte sich auf den Kaisergedanken, um die thatsächliche Übermacht Frankreichs abzulehnen. Auch in Italien fand Heinrich, der Romane, nicht etwa nationalen Widerstand, sondern die Stimmung für und gegen ihn entsprang Parteirücksichten. Nicht als Fremder oder Nordländer, sondern als Herr und Gebieter wurde er bekämpft, und seine heftigsten Feinde in Florenz riefen Robert von Anjou herbei, uneingedenk des übelen Rufes, in dem die Franzosen seit der Vesper standen.

Man kann kaum sagen, dass Heinrich VII. sich ein unerreichbares Ziel gesteckt hatte, als er nach Italien aufbrach, um das Kaisertum zu erneuern. Er wurde, wie einst Heinrich VI., in der Blüte der Jahre, inmitten verheissungsvoller Wirksamkeit, voll grosser Entwürfe und festen Siegesbewusstseins, durch den Tod hinweggerafft. Hier wie so oft bei dem Werturteil über die deutschen Kaiser muss man vermeiden, nur in den Menschen liegende Gründe für das Misslingen des Gewollten zu suchen. Daneben hat eine andere Auffassung einzugreifen, die dem Spiel des Zufalls, dem Walten des Schicksals den gebührenden Platz einräumt, eine Art Katastrophentheorie. Unvorhergesehene, unerforschliche, nicht auf Thun und Lassen der Menschen zurückzuführende Ereignisse haben die deutschen Kaiser, auch einen Heinrich VII., gehindert, das römische Kaisertum, dessen Recht und Anspruch sie unbefangen für sich verlangten, so zu erneuern, wie sie es beabsichtigten. In erster Linie sind unter diesem Gesichtspunkte zu nennen der vorzeitige Tod der Herrscher, das rasche Aussterben ganzer Geschlechter, wodurch zu den überaus verderblichen Minderjährigkeitsregierungen und Thronstreitigkeiten Anlass gegeben und wilder Parteihader entfesselt wurde. Man vergleiche damit die regelmässige Erbfolge im Hause der Kapetinger. Durch elf Generationen, wenn man vom Sohne Hugo Kapets an rechnet, ging die Krone vom

Vater auf den Sohn über, während in Deutschland das sächsische, fränkische, schwäbische Haus — überdies hatte Lothar keinen Sohn — ausstarb. In der Genealogie liegt ein Schlüssel zur deutschen Geschichte. Heinrich konnte gar nicht anders, denn nach Süden ziehen. Nur der Süden vermochte ihm die reichen Geldmittel zu bieten, deren er bedurfte, um Truppen zu werben und den Partikularismus seiner unbotmässigen Fürsten zu brechen. Heinrich musste die Kaiserkrone gewinnen, weil sonst Philipp keinen Augenblick gezögert hätte, sich selbst oder einen der Seinen damit zu schmücken. Was war aber für die deutsche Königsmacht gefährlicher als ein französisches Kaisertum? Das Heinrich vor allem deutsche Politik trieb, war schon durch die Selbstsucht seiner kurfürstlichen Wähler gänzlich ausgeschlossen. Dass aber jede Stärkung des Kaisertums der Zentralisation Deutschlands zugute kam, ist sicher. Der Weg zur deutschen Einheit führte über Rom. Das änderte sich erst dann, als die politische Macht der Kurie durch die Reformation wesentliche Einbusse erlitten hatte, als eine Macht sich innerhalb Deutschlands bilden konnte, die auf den Papst keine Rücksicht zu nehmen brauchte.

Heinrichs Politik weist keine eigenartigen Züge auf. Er folgt den Fussstapfen der grossen Staufer. Seine Persönlichkeit ist es vor allem, die seine kurze Regierung anziehend macht. Man darf sagen, dass er während der kurzen Spanne Zeit, die ihm gegönnt war, das Notwendige nach bestem Wissen gethan und die Rechte des Kaisertums trotz aller Ungunst der Zeiten gewahrt hat, so gut er konnte. Nicht an ihm lag es, dass er keine dauernden positiven Erfolge für das Kaisertum und damit für Deutschland erzielte. Ein jäher Schicksalsschlag, sein vorzeitiger Tod, vereitelte alles. Aber er lebt doch nicht nur als ein Mann reinen Sinnes und grosser Zwecke in der Geschichte fort. Dadurch dass er sich dem Übergewichte Frankreichs zur rechten Stunde entgegenstemmt hat, ist ihm in der Verflechtung der europäischen Angelegenheiten seine Stelle angewiesen.¹⁾

1) Für diejenigen, die Rankes Weltgeschichte (9, 1, 28) nachschlagen, erlaube ich mir die Bemerkung, dass ich die Stelle („Oder dürfte man sagen“ — „vereitelt worden“) nach Abschluss meines Versuches selbst mit einiger Überraschung nachlas. Bei der Arbeit hatte ich mich bewusst nicht daran erinnert. Übrigens weiss jeder Verehrer Rankes, wie schwer es ist, zu einer allgemeinen Ansicht zu kommen, die er nicht schon irgend wo wenigstens angedeutet hat.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS.

NEUE
HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN VEREINE

ZU

HEIDELBERG

JAHRGANG XIII



HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER

1905

POST OFFICE
317
CANCELLED
LENOX AND
TOWN OF LENOX
MASS.

I N H A L T.

	Seite
Ernst Göbel , Beiträge zur Geschichte der Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der Mutter des Grossen Kurfürsten	1
Anna Wendland , Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen. Ein Lebensbild	23
Otto Oppermann , Burschenschafterbriefe aus der Zeit der Juli-Revolution	56
Alexander Cartellieri , Die staufischen Kaiser und die Auffassung ihrer allgemeinen Politik	121
Moritz Cantor , Hieronymus Cardanus. Ein wissenschaftliches Lebensbild aus dem XVI. Jahrhundert	131
B. Kahle , Ludwig Holberg	144
Rolf Kern , Die Reformation des Klosters Bronnbach durch Wertheim und die Gegenreformation durch Würzburg	173

Beiträge zur Geschichte der Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der Mutter des Grossen Kurfürsten.¹⁾

Von
Ernst Göbel.

Dem Pfälzer, dem Deutschen geht das Herz auf, wenn der Name Elisabeth Charlotte ihm die vertrauten Bilder der Vergangenheit in die Erinnerung ruft: das Bild des aufgeklärten Vaters, der mit seinen „schaffigen“ Pfälzern das Land aus der Zerstörung des dreissigjährigen Krieges zu blühendem Wohlstand bringt und der in Sorge vor dem übermächtigen, nach dem Rheine lüsternen Sonnenkönig die geliebte Tochter auf dem Altar des Vaterlands opfert, sie opfert seinem Lande

1) Die Abfassung des folgenden Schriftchens wäre mir ohne die Erlaubnis der Benützung des K. Bayerischen Geheimen Hof-, Haus- und Staatsarchivs nicht möglich gewesen. Für ihre huldvolle Gewährung spreche ich hiemit meinen ehrerbietigsten Dank aus; ebenso dem Herrn Geh. Hofrat Dr. Jochner und dem Herrn Geh. Staatsarchivar Dr. Weiss für die besondere, liebenswürdige Unterstützung, die sie mir bei meiner Arbeit leisteten. Da ich immer nur ganz kurze Zeit in München weilen konnte, so hatte Herr A. Lory, Oberregistrator a. D. daselbst, die überaus grosse Freundlichkeit, eine genaue Abschrift aller in dem bayerischen Geheimarchiv befindlichen Schriftstücke für mich anzufertigen. Ausser ihm fühle ich mich noch dem Herrn Universitätsprofessor und Oberbibliothekar Dr. Wille zu Heidelberg zu lebhaftem Dank verpflichtet, der mich in den heiteren Räumen der Universitätsbibliothek stets mit landsmannschaftlicher Herzlichkeit aufnahm. Die Berufspflichten, die den Verfasser auch während der Ferien meist an seinen Wohnort binden, erlauben ihm nicht, sich der reizvollen Aufgabe zu widmen, welche die Aufspürung aller Quellen zur Geschichte der Elisabeth Charlotte, besonders derer zu Berlin, bieten müsste. So stellt der Aufsatz nur einen bescheidenen Beitrag zu ihrer Geschichte dar. Sollte ein Genosse der Gelehrtenzunft, der das Glück geniesst, unbehinderter wissenschaftlichen Neigungen leben zu können, uns Pfälzer mit einem vollständigen Lebens- und Charakterbild der Wittelsbachschen Fürstentochter beglücken wollen, so würde ich ihm gerne die gesamten Abschriften zur Verfügung stellen. Er brauchte diese dann nur mit der Urschrift zu vergleichen. Trotz der Lückenhaftigkeit dieses mir zu Gebote stehenden Stoffes war es mir doch ein Bedürfnis, das was ich über die pfälzische Prinzessin fand, in den Zusammenhang der Geschichte einzureihen, so wie ich ihn zu verstehen suche.

zum Verderben, wenn vor unser Auge tritt ihr Bild, das Bild der stolzen, urwüchsigen Pfälzerin, die am sittenlosen, heuchlerischen Hof zu Versailles an der Seite eines unwürdigen Mannes ihre gerade deutsche Art, trotz Glaubenswechsels ihre weitherzige evangelische Lebensanschauung behauptet, die auch nach herbsten Schicksalsschlägen im fremden Lande den besten Schatz der Heimat, ihren goldenen Humor bewahrt und, da sie niemand in ihrer Umgebung versteht, Trost sucht und findet in ihrer Bibel, in der Natur und im brieflichen Plauderverkehr mit ihren Lieben in deutschen Landen.¹⁾ Die Elisabeth Charlotte, deren Andenken die folgenden Zeilen gelten, ist nicht die geistsprühende Liselotte, deren Briefe die lebhafteste Teilnahme französischer und deutscher Geschichtsforscher erregten. Sie ist bei uns in Süddeutschland fast vergessen, ihr Bild in keiner unsrer Fürstengalerien zu finden.²⁾ Auch der Verfasser dieser kleinen Beiträge würde ihren Lebensschicksalen nicht nachgegangen sein, wenn ihn nicht seit langem die Frage beschäftigt hätte, welche Persönlichkeiten und welche Anschauungen einen entscheidenden Einfluss auf das Werden des Fürsten ausgeübt haben, welcher, der willensstarke Sohn eines willenschwachen Vaters, an der Wende zweier Zeitalter den lange verkannten Grundstein zum neuen Deutschland gelegt hat. Cherchez la mère, sagt der Erzieher, wenn er auf wunderbare Erscheinungen in der Entwicklung einer Familie stösst. Und was wäre wunderbarer als das Aufsteigen des Grossen Kurfürsten in trüber Zeit! Zu seiner Freude fand er, dass die Mutter des grossen Hohenzollern unserm Pfälzer Land entstammt, dass sie, wie ihre berühmte Namensverwandte, war ein Kind des Wittelsbachschen Fürstensitzes zu Heidelberg.

Elisabeth Charlotte ist am 7./17. November 1597 als 4. Kind und 3. Tochter des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz und seiner Gemahlin Luise Juliane aus dem Hause Oranien geboren zu einer Zeit, da die Eltern sich auf einer Fahrt durch den alten bayrischen Nordgau befanden, von deren Ergötzlichkeiten bei Jagd und

1) In das von L. Häusser im Jahre 1865 gezeichnete Charakterbild der Liselotte hat J. Wille einige neue, naturgetreue Linien eingezeichnet durch seinen im Jahre 1895 bei G. Koester in Heidelberg erschienenen Vortrag: Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans. Ein bisher wenig bekanntes Porträtmalerei von ihr glaubt L. Grünwald in einem lange für das der angeblichen Retterin Neustadts gehaltenen Bild gefunden zu haben (Mitteilungen des histor. Vereins der Pfalz 1903). In der Kollektion Spemann hat L. Geiger eine kleine, handliche Auswahl ihrer Briefe im Jahre 1883 erscheinen lassen.

2) Nicht in der Graimbergischen Sammlung im Heidelberger Schloss, nicht in der Wittelsbachschen Ahnengalerie zu Schleissheim, auch nicht im Kupferstichkabinet zu München, wie mein ehemaliger Amtsgenosse Ehrensberger freundlichst feststellte.

Turnier, bei Schmaus und Trunk uns das bekannte Tagebuch¹⁾ des Fürsten mehr als von schweren Regierungssorgen und harter Arbeit erzählt. „Am 11. Septembris 1597“, berichtet er, „bin ich mit meiner gemahl im garden spaziren gangen zu Neumark, am 12. ist mein gemahl mit auf dem Hetzen gewesen. Am 7. Novembriss ist mein hertzlieber gemahl mit einer tochter nieder kummen umb 8 ure, am 13. ist mein tochter getaf worden.“ Im ersten Lebensjahr hat das Kind die Rückfahrt aus der kräftigen Luft zwischen Böhmerwald und Frankenjura nach dem sonnigen Heidelberg mitgemacht. Dass hier in der lustigen Musenstadt auch für die Kurzweil der fürstlichen Töchter gesorgt wurde, ersehen wir aus dem Ausgabenbuch oder „Verzeichniss was wegen seines gnädigsten churfürsten und Herrn Johann Christoff von Morsheim ingenommen und aussgeben hat: Am 28. Decembris 1599 einem krämer vor boppen (Puppen), welche der heylige Crist den freilein sämptlich beschert, entrichtet 3 fl.“ Wir kennen alle aus unseres Häussers Geschichte der rheinischen Pfalz den gutmütigen Fürsten mit seiner herzlichen Liebe zu seinen Pfälzern und mit seinen argen Schwächen. Ehrlich bekennt er es in seinem Tagebuch, wenn er dem hässlichen deutschen Laster trotz Gelübdes aufs neue erlegen ist. Wir kennen auch die kühne, verwegene Politik der Pfälzer Wittelsbacher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die an der Spitze aller Evangelischen und im Bunde mit dem Ausland, vor allem mit dem benachbarten Frankreich den Einfluss und die Macht ihres katholischen Kaiserhauses zu brechen alle Mittel der Staatskunst versuchten. War Friedrich IV. der unbedeutende Fürst, als welcher er in den uns zugänglichen Quellen erscheint, so waren seine Räte zielbewusste, arbeitsame Staatsmänner, die mit Erfolg das Werk seiner Vorfahren fortsetzen, die nicht ruhten, bis die so lange ersehnte Union der evangelischen Stände in Deutschland Wirklichkeit und ihr Kurfürst das Haupt dieses neuen gegen das Kaisertum gerichteten Fürsten- und Städtebundes wurde. Eine kluge Förderin, mindestens eine warme Freundin ihrer auf die Stärkung und Einigung der evangelischen Parteien gerichteten Bestrebungen werden sie in der Kurfürstin Luise Juliane²⁾ gefunden haben, der hochgebildeten Tochter des Begründers der holländischen Freistaaten aus dessen dritter

1) Herausgegeben samt dem Ausgabenbuch von J. Wille in der Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins B. 33.

2) Vielleicht wird eine alle Quellen erschöpfende Geschichte jener Zeit das bestätigen. L. Keller (s. u.) erwähnt ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Johann Sigismund von Brandenburg.

Ehe mit Charlotte von Bourbon, Herzogin von Montpensier.¹⁾ Sie wird es vor allem gewesen sein, die ihre Töchter in den Mahnungen und Tröstungen des in so schweren Kämpfen mit so schweren Opfern behaupteten reformierten Glaubens unterwies.²⁾ Lebte doch der eigene Vater in der Erinnerung der Seinen³⁾ als ein Blutzuge und Märtyrer des Evangeliums, als ein würdiger Genosse des Vaters seiner 4. Gemahlin, des bei der Bluthochzeit gefallenen Admirals de Coligny.

Die Prinzessin war noch nicht 7 Jahre alt, als schon folgenschwere Entschlüsse über ihre Zukunft gefasst wurden, Entschlüsse, die sie dereinst in weite Ferne führen sollten. Denn wichtige Dinge bereiteten sich damals auf dem Heidelberger Schlosse vor. Vom 7. Februar (alten Stils) 1605 findet sich im Kgl. Bayr. Haus-Archiv zu München das „collationirte Concept einer Heurats Nottul“, in welchem Friedrich IV. von der Pfalz einerseits, Joachim Friedrich und sein Sohn Johann Sigismund von Brandenburg andererseits bekennen, dass sie sich zur Beförderung und Verbindung beider Häuser einer Heirat halber zwischen ihrem Enkel und Sohn Georg Wilhelm und des Pfalzgrafen geliebter Töchter einer dem Allmächtigen zu Ehren und gemeiner Wohlfahrt zum Besten freundlich vergleichen wollen. „Welches aber eigentlich die gesponst (Braut) sein soll, darunder wollen wir die Fürstliche ältern bey der (auf den kommenden Sommer festgesetzten) Zusammenkunft beederseits Kinder affection erlernen“ und wollen allen Fleiss anwenden, dass, wenn der Markgraf 17 Jahre, das Fräulein aber 15 (?) Jahre erfüllt, diese ihren freien, ungezwungenen Willen ebemässig dazu geben, es wäre denn dass wunderbarer Mangel an Leib oder Verstand, dafür doch Gott gnädiglich sein wolle, sich vorfindet.

Mit Fleiss haben jedenfalls bei der hier in Aussicht genommenen Zusammenkunft die Eltern die Affection ihrer Kinder geprüft und darnach zur Braut des jungen brandenburgischen Prinzen unsere Elisabeth Charlotte, damals 8 Jahre alt, erwählt. Sie und ihr gleichaltriger Bräutigam sollen einst unter dem Einfluss ihrer Angehörigen ihren freien, ungezwungenen Willen zu der Verbindung geben, durch welche zwischen

1) Sie hatte einst um ihres Glaubens willen Frankreich verlassen müssen und am Hofe Friedrichs III. eine Zuflucht gefunden.

2) Fr. Spanheim, Mémoires sur la vie et la mort de . . Loyse Juliane. Leyden 1645 p. 65.

3) Eines der ergreifendsten Gemälde, das der Verfasser in dem bilderreichen Holland fand, stellt die Witwe Louise Coligny dar, wie sie ihrem Sohne Friedrich Heinrich das Bildnis seines ihm so früh entrissenen Vaters zeigt. Es befindet sich im Museum Fodor zu Amsterdam.

den Häusern Kurpfalz und Kurbrandenburg eine ewige Freundschaft gestiftet wird, also dass jedes des andern Hoheit, Nutzen und Wohlfahrt zu befördern und alles, was demselben zu Nachteil und Schaden gereichen mag, abzuwenden schuldig sein soll. Bis in die fernste Zukunft reichen die Gedanken und Wünsche des Pfalzgrafen bei Rhein und der Markgrafen von Brandenburg. Eine ewige Freundschaft zwischen Wittelsbach und Hohenzollern — trotz der Verschiedenheit des Bekenntnisses! Denn noch waren die Hohenzollern lutherisch und sie wussten wohl, mit welcher Zähigkeit ihre Märker in gern betätigter Gegnerschaft gegen ihren bereits damals der reformierten Lehre nicht abholden Fürsten¹⁾ an dem Glauben Luthers festhielten, mit welchem Hasse allenthalben Lutheraner und Reformierte sich beföhden. Es war eine Schärfe des Kampfes, wie man sie heute wenigstens hier am Oberrhein nicht mehr versteht, ein Gegensatz feindseliger, erbitterter als in der Gegenwart etwa der Streit der positiven und der liberalen Richtung und wie dieser von den meisten Zeitgenossen für unversöhnlich gehalten. Und nun wirbt der Sohn des Hohenzollernfürsten, der seinem sterbenden Vater eidlich hat versprechen müssen, der lutherischen Kirche treu zu bleiben, um die Hand einer Tochter des Hauptes der Reformierten, der kirchlichen Richtung, welche die Anerkennung von seiten des Kaisers und des Reiches nicht gefunden, deren Anhänger in Deutschland als Ketzer galten. Was werden die Heissporne in Berlin und in Heidelberg dazu sagen? Immer wieder war hier der Versuch gescheitert, die Vertreter der beiden evangelischen Parteien zu gemeinsamer oder wenigstens zu freundnachbarlicher Arbeit zu bringen, immer wieder hatte er mit einer rücksichtslosen lutherischen oder reformierten Reaktion geendet; die in der Minderzahl befindlichen Prediger des Friedens und ihre weltlichen Gesinnungsgenossen hatten in keinem der feindlichen Lager durchdringen können. Aber die fürstlichen Eltern sind entschlossen, sich über den etwaigen Einspruch eines übergreifenden theologischen Spezialistentums hinwegzusetzen und von dem Recht, das die Natur ihnen als Fürsten und Eltern gegeben, Gebrauch zu machen. Der Pfälzer wünscht, dass seiner Tochter die Konfession und deren Exerцитium freigelassen wird und nimmt die bereitwillige Er-

1) Joachim Friedrich hatte schon seinem Vater Johann Georg gegenüber die Notwendigkeit eines Zusammengehens mit den Reformierten geltend gemacht. Vgl. L. Keller, der Grosse Kurfürst und die Begründung des modernen Toleranzstaates in Lfg. 10 von Werckshagens: Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. Berlin. Verlag Wartburg.

klärung der beiden Markgrafen vertrauensvoll an im Hinblick auf „des Hausses Brandenburg berühmte moderation in religions-sachen“. Am 6./16. Januar 1606 wird zu Heidelberg zwischen Johann Sigismund und Friedrich IV. festgesetzt die

Sonderbare vergleichung in puncto religionis.

Sie ist wohl eine der ältesten Urkunden der gegenseitigen Duldung evangelischer Parteien: Wenn es künftig zur ehelichen Vermählung kommt, so soll „keines den andern wegen der ungleichheit, so sich heutigtags bei etlichen Evangelischen Theologen undt Ständen (?) befindet, übel wollen, sondern vielmehr einander lieben, ehrenwerth halten, undt ie eines vor dass andere Gott den Allmechtigen . . . fleissig bitten . . .“ In Ehe und Witwenstand soll dem Fräulein mit ihren Dienern und all den Ihrigen oder auch andern, welche es wollen, 1) ein freies, offenes Exercitium und Übung ihrer Religion, in der sie auferzogen, gestattet sein und dazu ihrer Liebden ein besonderer Pfarrer ihrer Konfession zugehan werden. Bei den Nachkommen aber, die ihnen Gott schenken wolle, soll es „mit deren Auferziehung und Unterweisung dergestalt gehalten werden, „dass beide ältern undt andere an deren statt sich dahin vielmehr Zubearbeiten, wie die Kinder in den nöttigsten haubtpuncten Christlicher religion Item übung Christlich lieb und besserung dess lebens underrichtet, als durch jetzige (?) strittigkeiten darin sich doch auch in gemein die grosse Theologi nicht vergleichen können uffgehalten und bestürzt gemacht werden“.

Je nach seiner Stellung zu diesen Fragen wird man in den Worten der alten Urkunde vor allem die vorsichtigen Wendungen der Staatsmänner oder den warmen, herzlichen Ton der Liebe zu echtem Christentum hören, in welchem erzogen werden sollte, der berufen war, in Deutschland ein Hort des Evangeliums und der Glaubensfreiheit für alle seine Untertanen, evangelische wie katholische, zu werden.

Während aber hier in Heidelberg der vielgeschmähte Synkretismus siegte, feierte anderwärts die Unduldsamkeit noch ihre Triumphe. Im Jahre 1601 war im lutherischen Sachsen der Kanzler Crell nach schmerzhafter Folterung und langer, qualvoller Haft auf öffentlichem Platz zu Leipzig als Verführer seines Fürsten zum Calvinismus hingerichtet worden und nicht lange darauf beginnen in Holland die Reformierten

1) Nicht so weit gingen die Zugeständnisse, die der Tochter Elisabeth Charlottens bei ihrer Heirat mit dem lutherischen Herzog von Kurland im Jahre 1645 gemacht wurden; s. A. Seraphin, Eine Schwester des Grossen Kurfürsten . . . Luise Charlotte. Berlin 1901.

den Kampf gegen ihre remonstrantischen Gegner, der mit deren Vertreibung endet. Ein Jahr nachdem Hohenzollern und Pfalz-Wittelsbach einen ewigen Freundschaftsbund zu Heidelberg aufgerichtet, beraubt der bayerische Wittelsbacher, der getreue Zögling der Ingolstädter Jesuiten, die Reichsstadt Donauwörth ihrer politischen und religiösen Freiheit. Wider Willen öffnet er damit allen Evangelischen die Augen vor dem ihnen gemeinsamen Feind. Im Jahre 1608 gründet sein pfälzischer Vetter die Union der protestantischen Stände zur Verteidigung ihrer religiösen und politischen Rechte gegen den Kaiser und die katholische Mehrheit des Reichstags. Bald ist Deutschland in zwei Parteien gespalten, die sich gegenseitig jede Daseinsberechtigung absprechen, von denen jede die andere, um mit den Worten jener Zeit zu reden, für „ein Instrument des Teufels“ hält. Aber nur der eine dieser Bünde zeigt ein festes Gefüge. Kursachsen, die Heimat der Reformation, lehnte nach anfänglichem Schwanken den Beitritt ab. Johann Sigismund, seit kurzem das Haupt des hohenzollerschen Kurhauses, erklärte 1610 seinen Anschluss.

In dem nämlichen Jahre verliert Elisabeth Charlotte ihren Vater. Er hat seinem Hause, seinem Lande während des letzten Jahrzehnts seiner Regierung noch ein wunderbares Denkmal wittelsbachschen Kunstsinns und Herrscherstolzes in dem schönsten Bau gegeben, in dem vor dem grossen Kriege ein deutsches Fürstengeschlecht seine Ahnenreihe verherrlicht hat. Wo gab es überhaupt einen Fürstensitz in deutschen Landen, über den Natur und Kunst so reiche Gaben ausgeschüttet hätten, wie am Königstuhl über dem Neckar. Die aufstrebenden Hohenzollern der armen Mark konnten im evangelischen Deutschland keine vornehmere Verbindung suchen als die mit dem Geschlecht, das seit dem Gründer der ersten rein deutschen Universität allen anderen Dynastien in der Pflege der Bildung und Gesittung vorangegangen.

Im Jahre 1612 erscheint zu Heidelberg der junge Kurprinz von Brandenburg. Er hat seine Landesuniversität zu Frankfurt an der Oder verlassen und feiert nun dem elterlichen Vertrag gemäss die Verlobung mit der 15jährigen Braut, mit welcher „er schon lange einen eifrigen Briefwechsel in den steifen Formen und Redewendungen jener Zeit geführt.“¹⁾ Es waren lustige Tage in unserem Heidelberg, als es im

1) Nach F. Bornhak, Die Fürstinnen auf dem Thron der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen. Berlin 1889 bei M. Schorss. Das Buch enthält auch ein Bildnis Elisabeth Charlottens und darunter als ihren Wahlspruch: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?“ Röm. 8. 35. Der Verleger konnte mir leider nicht angeben, nach welchem Urbild der Holzschnitt angefertigt ist.

Reich schon gährte und brodelte, als das alte Reichsgefüge in Trümmer ging und in Böhmen, der Brutstätte des Unheils für Deutschland, ein unheimliches Gewitter aufzog. Im nächsten Jahre holte der Bruder der Hohenzollernbraut und Sohn der Oranierin die Tochter des Königs von Grossbritannien als Gemahlin heim in die Neckarstadt.¹⁾ Zu der zukunftsreichen Verbindung der Wittelsbacher am Rhein mit Kurbrandenburg und England kam im Jahre 1615 die des ebenfalls evangelischen Zweibrücker Zweiges mit dem Wasa-Sprössling Gustav Adolf von Schweden durch die Vermählung des Johann Kasimir von Zweibrücken-Kleeburg mit Katharina, der Halbschwester des Schwedenkönigs, der seinerseits sich mit Eleonore, der Schwester Georg Wilhelms von Brandenburg, vermählte. Eine Anzahl protestantischer Fürsten des Westens und Nordens verbinden sich durch die engsten Familienbände, um gemeinsam dem nahenden Sturm gewachsen zu sein.

Freilich der Führer der Union und seine schöne englische Gemahlin lebten ohne Sorgen ihrem jungen Glück, inmitten eines fröhlichen Volkes, das das Leben leicht nimmt, solange es irgend geht. Aber die alten Räte mögen damals nicht so sorglos die Zeitereignisse betrachtet haben, und nicht ohne Sorge war das Herz der kurfürstlichen Witwe Luise Juliane. Die verschwenderische Hofhaltung ihres Sohnes und der Königstochter soll ihr nicht gefallen haben. Sie nahm ihren Witwensitz in Kaiserslautern, in dem alten Barbarossaschloss, das von dem Oheim ihres verstorbenen Gemahls wieder hergestellt und erweitert worden war. Wie uns die jüngst auszugsweise veröffentlichten Ratsprotokolle²⁾ der einst reichsfreien, dann an die Wittelsbacher verpfändeten Stadt belehren, war das Verhältnis zwischen dem auf die Wahrung seiner alten Freiheiten bedachten Rat und der kurfürstlichen Regierung nicht immer das beste. Aus der freundschaftlichen Bereitwilligkeit, mit welcher jener auf die Wünsche der gnädigen kurfürstlichen Wittib einging, dürfen wir wohl schliessen, dass die Tochter des Oraniers es verstanden, sich die Herzen der Lautrer zu gewinnen. Auch ihre Tochter ist wahr-

1) K. Th. v. Heigel, Die Hochzeit Friedrichs V. von der Pfalz (nach der im Reichsarchiv zu München aufbewahrten Schilderung des Landgerichtsschreibers J. Keyholtz) in den Neuen historischen Vorträgen und Aufsätzen. München 1883 bei M. Rieger.

2) Der um die Erforschung der Geschichte Kaiserslauterns so verdiente J. Küchler hat diese seine mühsam hergestellten Auszüge in dem Pfälzer Anzeiger im Jahre 1901 erscheinen lassen. Ob es auch sonst noch vorkommt, dass ein Mann seines Berufs in den Pausen, die ihm das Geschäft gönnt, sich mit historischen Forschungen abgibt?

scheinlich nicht bloss vorübergehend nach Kaiserslautern zur Mutter gezogen. Von hier beteuerte die junge Braut in zärtlichen Ausdrücken den Verwandten zu Berlin ihre Liebe.¹⁾ Von hier aus schrieb die Mutter Briefe voll ernster Sorge um das Geschick ihrer Kinder an den König von England und suchte seine wirksame Unterstützung gegen das Haus Habsburg zu gewinnen.²⁾ Der Kaiser der Deutschen war schon lange nicht mehr die Sonne, von der die deutschen Fürsten Licht und Wärme erhielten. Indem die Habsburger allzu folgsam den Worten ihrer Priesterlehrer sich der Pflicht gegen alle Stände ihres Reiches, auch gegen die Ketzler, versagten, sahen sich diese gezwungen, anderwärts Hilfe zu suchen.

Am Sonntag, den 14./24. Juli des Jahres 1616 wurde die Hochzeit der Pfälzerin und des Brandenburgers zu Heidelberg gefeiert. Eine Erneuerung der früheren Bestimmungen über das gesonderte Religions-exercitium der Braut war unnötig geworden. An Weihnachten 1613 war der Bräutigam mit seinem Vater zur reformierten Kirche übergetreten. Eine „Relation“ über ihren Verlauf im K. Hausarchiv zu München lässt uns Zeugen der frohen Tage auf dem Heidelberger Schlosse sein. Nachgehends gegen Abends um 5 Uhr ist man in nachfolgender Prozession, doch nicht über den Platz im Hof wegen eingefallenen starken Regens . . . gegangen erstlich der Hochzeiter mit seinen Assistenten zuvorderst Markgraf Joachim Ernst zu Brandenburg, als churbrandenburgischem Gesandten, sodann churbrandenburgischem Rat Herrn Abraham von Dona und Christian von Bellin, denen vorgegangen die Drometen mit Aufblasen aus des Hochzeiters Losament, die Schneck herunter . . . die Galerie hindurch zu Kurfürst Ott-Heinrichs Bau, dieselbe Schneck hinauf bis in den „Glasinsaal“ aufgezogen. Bald darauf ist gefolgt die Braut . . . , welche begleitet deren beide Herrn Gebrüder. Als man sich nun in die Ordnung gestellt, sind beide Eheleute zusammen an den inmitten des Saals gestellten Tisch getreten, sind die Agenda der Eheeinleitung durch Magister Abrahamum Scultetum, churfürstlich Pfälzischen Kirchenrat und Hofprediger, verlesen und eingesegnet worden. Nach einem weiteren, der Zeit eigentümlichen Hochzeitsbrauch haben

1) So nach F. Bornhak.

2) Diese Briefe sind mitgeteilt, zum Teil in getreuer Wiedergabe der schönen Handschrift, in F. E. Bunnett, Louise Juliane, London 1862, nach den Urschriften in der Handschriftensammlung der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München und des Britischen Museums zu London. Die Oranierin schrieb französisch. Einer Mitteilung meines früheren Amtsgenossen M. Göbel zufolge predigte Peter Kirten aus Elberfeld, später Pfarrer in Bermersheim (bei Alzey?), vor L. Juliane in französischer Sprache.

die beiden Marschälle durch die Junker 3 Becher mit Getränk und 3 Schalen mit Konfekt mit Taffet bedeckt herbeigetragen und den Eheleuten und männiglich präsentiert. Unterdessen haben die Trompeter aufgeblasen, bis sich die Cäremonie und Gepräng geendigt. Ist man drauf in voriger Ordnung und Prozess wider hinunter, der Herr Markgraf und Braut, jegliche in ihr Losament gezogen und begleitet worden. — Es folgte darauf in der Hochzeiterin Zimmer in Anwesenheit ihrer Mutter die feierliche Verzichtleistung¹⁾ der Braut, indem sie die rechte Hand auf die linke Brust hielt und also den von dem churpfälzischen Kanzler Johann Christof von der Grün zu Weyersberg (?) vorgesprochenen leiblichen Eid erstattete. Darauf ist man von einander zur Tafel gegangen ungefähr um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr und hat dann bis in die Nacht hinein im Grossen Saal des Ottheinrich-Baus dem Tanz beigewohnt. Folgenden Montags um 12 Uhr ist man in die Hofkapelle zur Hochzeitspredigt gegangen, welche wiederum der Pfälzische Kirchenrat Scultetus hielt. Nach dem Gottesdienst betrachtete man sich die Hochzeitsgeschenke.²⁾

Wenn nun auch noch allerlei Belustigungen gefolgt sein mögen, so war doch nach diesem Bericht die Feier eine viel einfachere als die des Jahres 1613. Bald hiess es Abschied nehmen von den Stätten der fröhlichen Kindheit in der sonnigen Pfalz; es war ein Abschied für immer. In eigens dazu gebauten Schiffen mit prächtig eingerichteten Zimmern, einige Tagereisen noch von den Verwandten begleitet, ging es den Neckar und den Rhein hinab, eine Hochzeitsreise auf dem nämlichen Weg, auf dem 3 Jahre vorher der junge Kurfürst von der Pfalz die einzige Tochter König Jakobs I. bis nach Worms geführt hatte. Eine Reihe anderer Schiffe führte die Aussteuer mit; die Kostbarkeiten wie das reiche Silbergeschirr waren im Brautschiff ausgestellt. Von Köln aus eilte der junge Kurprinz voraus, um seine Gemahlin in Cleve als Statthalter der neu erworbenen Länder am Rhein zu begrüßen.³⁾

Dann ging es nach Berlin. Das damals noch so einfache, aber malerisch an der Spree gelegene Schloss wird wohl auch die Wohnstätte

1) Von diesem „Erbschafts-Verzicht“ befindet sich eine Abschrift in dem K. Bayer. Reichsarchiv zu München und in dem Generallandesarchiv zu Karlsruhe: sonstige auf Elisabeth Charlotte bezüglichen Schriftstücke sind in diesen Archiven nicht vorhanden, ebensowenig in dem Grossh. Badischen Haus- und Staatsarchiv.

2) Zu rechtem Heiratsgut und Ehesteuer erhielt die Prinzessin 32000 Gulden rheinisch, jeden zu 15 Batzen oder 60 Kreuzer gerechnet an guter gangbarer Münz nach jetzt allhier laufender valor, innerhalb einer Jahresfrist gegen Einreichung gebührender Quittung unfehlbar zu erlegen.

3) So nach F. Bornhak.

des jungen kronprinzlichen Paares geworden sein, in der die Wittelsbacherin am 3./13. September des Jahres 1617 ihrem Gemahl das erste Kind gebar. Es erhielt den Namen der Mutter Elisabeth Charlotte. Die süddeutsche Prinzessin war nicht auf Rosen gebettet. Manche Lutheraner werden in der Pfälzerin diejenige gesehen haben, welche den Hohenzoller dem Glauben der Väter abspenstig gemacht und in der fürstlichen Familie selbst fanden sie einen Rückfall bei der Kurfürstin Anna, welche dem Bekenntniswechsel ihres Gemahls nicht gefolgt war. Im Unmut über die heftigen Anklagen, die dieser hören musste, über die Schwierigkeiten, welche die Stände in den alten und neuen Landesteilen ihm bereiteten, legte er von Sorgen und Krankheit tief gebeugt die Regierung nieder und schied bald darauf ans dem Leben, wohl ohne zu ahnen, wie folgenschwer, wie segensvoll die Weisung für seinen Staat, für Deutschland werden sollte, die er, der Herr der Mark, seinem Nachfolger mit seinem Übertritt zur reformierten Lehre und seinem Toleranzedikt, mit der Besitzergreifung der Länder am Rhein und an der Weichsel gegeben hatte. Elisabeth Charlotte wurde im Jahre 1619 Kurfürstin von Brandenburg, in dem nämlichen Jahre, in welchem ihr Bruder sich die böhmische Königskrone in Prag aufs Haupt setzen liess. Am 16./26. Februar des nächsten Jahres schenkte sie ihrem Gatten und hrem Volk den ersten Sohn: Friedrich Wilhelm, der als erster der Hohenzollern von der dankbaren Mit- und Nachwelt den Ehrennamen des Grossen erhalten sollte. Ein Eilbote überbrachte dem in Königsberg weilenden Vater die glückliche Kunde, während die Geburtsstätte des Kindes von Waffenlärm umtobt war. Er war für Berlin der Vorbote des Krieges, in welchem all der seit Jahrzehnten angesammelte leidenschaftliche, zügellose Hass der religiösen und politischen Parteien sich entlud. „Nun geht die Pfalz nach Böhmen“, soll die Mutter Elisabeth Charlottens wehmütig, voll banger Ahnungen von ihrem Witwengemach im Heidelberger Schloss aus ihren scheidenden Kindern nachgerufen haben; sie, die Frau, klüger als all die Männer, die zur Annahme der gleissenden, morschen Königskrone geraten und gedrängt hatten. Welche stolze Hoffnungen haben nicht die Hohenzollerschen Brautwerber einst auf die Verbindung mit dem reichen Pfalzgräflichen Hof am Rhein gesetzt! Die falsche Entscheidung einer verantwortungsvollen, schweren Stunde¹⁾ hat sie zu nichte gemacht. Der neue Schmalkaldener Bund, in den Zeiten der Vorbereitung ohne Voraussicht und Vorsorge, in der

1) Vgl. die neueste Darstellung der Ereignisse in Moritz Ritters Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreissigjährigen Krieges, III. Bd.

Stunde der Gefahr ohne Kraft und Nachdruck, war wie der erste der gesammelten Kraft der entschlossenen Gegner unterlegen. Als Verbannte, ihres Landes und ihrer Würde beraubte, mit der Reichsacht bedrohte Flüchtlinge sah die junge kurfürstliche Mutter ihren Bruder und die stolze Königstochter von England am Berliner Hofe Schutz und Unterhalt suchen. So überwältigend aber war der Schlag der überlegenen Gegner, dass der Kurfürst nicht wagte, sie bei sich zu behalten. Elisabeth Charlotte muss das unglückliche Paar mit dem zu Küstrin auf der Flucht geborenen Prinzen und mit den aus Heidelberg nachgekommenen Kindern in die Fremde ziehen sehen, indessen Tilly mit seinem siegreichen Heer in die Residenz am Neckar einzieht.

„Ich hoff die ehr zu haben Meine genädig hertzliebste frau mutter bald zu sehen, dan seider dass Heidelberg in der feindt hand ist, haben I. L. keine Lust da zu bleiben“, schreibt sie¹⁾ an ihren Vetter Johann Casimir nach Schweden. „Wir müssen Mit Gottes willen zu friedten seine der Nichts thue alls Wass den seinigen zum besten gereichen Mage allein ist zu beklagen dass Man so gar Jammerlich Mitt den arme leuth ist umgangen!“ Nicht von dem Raub der ersten Bibliothek jener Zeit schreibt sie. Der Jammer der armen Leute bedrückt vor allem die Mutter des Fürsten, der später bei seinem Eintritt in die Deutsche Sozietät in das Gedenkbuch der Gesellschaft den Mahnspruch einscrieb:

Grosse Herren tuen wohl, sich zu befeissen,
Den Armen wie den Reichen Recht zu leisten.

Bald kam die unglückliche Witwe an den Hof ihrer Tochter, wo sie nun eine dauernde Zufluchtsstätte fand und wo sie zweifelsohne nicht ohne Einfluss auf ihre Umgebung geblieben ist, wo ihre treue Fürsorge auch ihre Enkelkinder vor allem erfahren haben werden. Deren Zahl vermehrte sich im Jahre 1623 noch um eine zweite Tochter Hedwig Sophie und um einen zweiten Sohn Johann Sigismund, der indessen bald wieder starb.

Als der zweite Abschnitt des grossen Krieges auch Niederdeutschland in seine unheilvollen Kreise zog, wurde das Leben in Berlin zu unruhig und zu unsicher. Die Hoffnung des Hauses und des Staates.

1) Die Anzahl der im Geh. Hof- und Hausarchiv zu München befindlichen Briefe Elisabeth Charlottens an ihre wittelsbachschen Verwandte ist sehr gross. Ihre genaue Datierung ist ohne Kenntnis des gesamten Briefwechsels unmöglich. Die Briefe nach Schweden waren zum Teil sehr lange (von einem schreibt sie ein Jahr) unterwegs. Nur obige Stelle aus ihren Briefen ist in getreuer Wiedergabe ihrer Schreibweise hier abgedruckt.

der Kurprinz, ist in Gefahr von Plünderern ausgehoben zu werden. Treue Diener bringen ihn, der Brandenburger „Hort und Reich“, auf einsamen Pfaden durch tiefe Wälder nach Letzlingen und als sie ihn selbst da nicht mehr sicher glauben dürfen, nach Küstrin. Auch hier waltet das Auge der klugen, gottesfürchtigen Mutter über ihm. Ihr Einfluss und der Luise Julianens wird jedenfalls bei der Wahl seiner vortrefflichen Erzieher mitbestimmend gewesen sein, die Erinnerung an eine Gepflogenheit des pfälzischen Hauses¹⁾ mag den für die Zukunft des Sohnes und des Staates so bedeutungsvollen, für die Mutter entsagungsreichen Entschluss mit herbeigeführt haben, ihn nach Holland in die Heimat der Grossmutter zu schicken, in das Land, das sich unter der Führung des Statthalters Friedrich Heinrich wieder auf die Grundsätze der politischen und religiösen Freiheit besann. Hier hat er zum ersten Mal wohl die pfälzischen Verwandten gesehen. „Mein Sohn ist bei der Königin im Haag gewesen“, berichtet die Mutter voll begreiflichen Stolzes aus Königsberg im Jahre 1636 ihrer Base Katharina von Zweibrücken-Kleeburg: „I. K. H. können mir nicht genug sagen, wie gross er geworden und hat er seines Herrn Vatters Sachen sehr wohl und nach Wunsch da verrichtet.“ Das Bild der guten Mutter umschwebte den Prinzen auch auf dem schlüpfrigen Boden der holländischen jeunesse dorée. Wie anders hätte er sonst die Worte sprechen können, die er ihrer Erinnerung geweiht (s. S. 22). Das Gedeihen des Sohnes mag der Mutter Lichtblick gewesen sein, oft der einzige irdische Trost in den Zeiten, deren ganze Schwere sie an der Seite eines kränklichen, den Stürmen der Zeit nicht gewachsenen Mannes mit ihrer Mutter um so mehr empfand, als ihr gesundes Urteil wohl das Unheilvolle der damaligen brandenburgischen Politik erkannte.

Der Kaiser und die Liga hatten gesiegt, auch in Norddeutschland. Das Haus Habsburg glaubte durch die bedingungslose Durchführung des geistlichen Vorbehalts im Restitutionsedikt auch Niederdeutschland dem Katholizismus wieder gewinnen, glaubte noch einmal nach den verwegenen Plänen Wallensteins eine wirkliche kaiserliche Macht in Deutschland herstellen zu können, nicht bloss zu Land, „auch auf dem baltischen und ozeanischen Meer“. Da erschien Gustav Adolf. Wir wissen, wie der König vor seiner Landung Fühlung in Deutschland genommen. Sollte auf seinen Entschluss nicht auch Johann Kasimir aus der Pfalz²⁾ eingewirkt

1) Fr. Schmidts Geschichte der Erziehung der Pfälzer Wittelsbacher p. XLIV (Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. XIX).

2) Der Herr von Zweibrücken-Kleeburg zu Nyköping stand bei Gustav Adolf in höchstem Ansehen.

haben und durch diesen die mit ihm in vertrautem regen Briefwechsel stehenden wittelsbachschen Frauen am Hohenzollern-Hof? Soviel ist sicher, der endliche Anschluss Georg Wilhelms an den Retter des deutschen Protestantismus ist unter dem mitbestimmenden Einfluss von Gattin und Schwiegermutter geschehen. Beide erschienen mit ihren Kindern in dem Lager des schwedischen Königs, beide sahen in ihm den einzigen, welcher ihre unglücklichen pfälzer Verwandten aus ihrer Bedrängnis befreien, ihre teure reformierte Kirche vor der Vernichtung in Deutschland durch den Kaiser und die Liga bewahren konnte. „Gottlob,“ schreibt Elisabeth Charlotte an ihren Vetter Johann Casimir, „mein Bruder der König siehet sich gerächt an denen, so ihn haben gar unterdrücken wollen. Nun ich hoffe, Gott werde Gnade haben, dass solches durch die mächtige Hand des Königs möge geschehen, welchen,“ fügt sie hinzu, „Gott der Allmächtige gnädiglich vor allem Unfall wolle bewahren.“ Je näher dem Ziel, um so erschütternder der Umschwung, als der Heldenkönig bei Lützen fällt: „Der löbliche König ist der Kirche Gottes gar zu bald entrissen. Der Allmächtige hat ihn geliebt und nicht länger in dieser bösen Welt wollen lassen und uns also denjenigen genommen, so wir so hoch ehrten und liebten, um dessen willen wir desto mehr Ursach haben, den Höchsten anzurufen, dass er dasjenige, so S. K. H. angefangen, durch seine Gnad wollt ausführen.“ „Je länger je mehr haben wir Ursach den Hintritt des löblichen Königs zu beweinen und zu beklagen, wenn man in Sonderheit betrachtet, wie sehr wohl S. K. H. seliger es mit der Christenheit gemeint, dero wegen dessen gute renomme, so lange die Welt steht, nicht verlassen wird.“ Sie hatte sicher gehofft, der Schwedenkönig werde dem entthronten Kurfürst von der Pfalz ebenso wieder zu seinem Besitz verhelfen, wie er es bei ihrem jüngeren Bruder Ludwig Philipp getan. Allezeit habe er gesagt und ihr unterschiedliche Male durch Schreiben bezeuget, er begehre keinen Fuss breit im Reich, sondern suche ein jedes bei seiner Freyheit zu maintainieren. Der unglückliche Winterkönig überlebte nicht lange den Tod seines mächtigen Schutzherrn, auf dessen Glück er seine ganze Hoffnung gesetzt hatte. Zu Mainz ist er fern den Seinen verschieden: „gar zu eilens und unverhofft. Ich hatte mich kaum ein bischen zufrieden gegeben über den Tod des löblichen Königs in Schweden; so kommt mir solches darauf; also dass, wenn Gott mir nicht durch seinen heiligen Geist wäre beigestanden, so wäre nicht wunder gewesen, wenn ich in Traurigkeit vergangen wäre. Aber so habe ich mit Geduld die Schläge des Allmächtigen angenommen und mich auch erinnert.

wie viel besser sein K. H. seliger sind, indem sie aus dieser Mühseligkeit in die ewige Ruhe sind und die ewige Herrlichkeit besitzen.“ Das Schicksal ihrer nun doppelt schwer heimgesuchten pfälzischen Verwandten beschäftigt sie immer wieder. „Man will die (vorläufig Maximilian nur persönlich übertragene) Kur auch nach des Herzogs von Bayern Tod nicht an die Meinigen geben. Ich hoffe aber, ihr Hochmut und Unterdrückung der Bedrängten wird nicht länger währen, als es dem Allmächtigen gefällt,“ hatte sie vor dem Tag in Lübeck geschrieben. Erst ihres Sohnes Bemühungen ist es bekanntlich gelungen, ihrem Neffen wieder zum väterlichen Erbe zu verhelfen.

Sie ist unzufrieden mit der ganzen Politik der Kurfürsten: „Der Schlaf ist noch in ihren Augen, dass sie nicht leicht aufwachen werden.“ Sie ist erzürnt auf das lutherische Kursachsen, das am Anfang des Krieges sich die Lausitz gesichert hat und sich dem Kaiser angeschlossen. „Die Lausitz hat die Augen verblindet, dass man des Kaisers Seiten zu sehr gehalten.“ Tief empört ist sie, dass Kursachsen nach Gustav Adolfs Tod sich wieder dem Kaiser anschliesst. Sie ist entrüstet, dass nun wieder ein Evangelischer den andern verfolgt: „Darin,“ muss sie bekennen, „kann ich mich nicht finden. Gott öffne den Evangelischen die Augen, dass sie ihre grosse Blindheit erkennen und aufhören die zu verfolgen, die ihnen soviel Treue und Gutes erwiesen. Die Früchte von dem sächsischen Frieden sind, dass sie meines Herrn Land nicht wie fremd sondern als Feind traktieren, dass auch viele sagen, dass keine Unchristen es ärger machen können.“ Die Sehnsucht nach dem Frieden, nach einem guten Ende des Krieges, bei welchem „jeder das Seine in Frieden und Ruhe besitzen kann“, klingt immer lauter aus ihren Briefen heraus. Aber sie ist misstrauisch nach so oft gescheiterten Hoffnungen. „Der Kaiser soll sehr zum Frieden geneigt sein, aber ich kann mir nicht einbilden, dass ich einen erleben werde; aber gewiss wird das ganze teusch Reich zu grund gehen, ehe Frieden wird.“ Ein gerechter Friede soll es werden. „Ich finde es übel, dass mein Herre die Last allein tragen sollt und andere den Profit haben.“ „Pommern gehört nach Recht und Billigkeit dem Hause Brandenburg und nicht den Schweden. „Es wäre eine grosse Undankbarkeit, wollte man nicht die Wohlthaten erkennen, so der König am ganzen Reich gethan hat, aber alle müssen zu der recompense an Schweden kontribuieren.“ Das Übermass der Leiden hat auch sie niedergebeugt. Es bekümmert sie das harte Geschick der armen Untertanen, sie ist in steter Bangigkeit um ihren Herrn, „in summa, es ist keine Freude mehr in der Welt, wo man

hinhöret, hört man nichts Gutes Man möchte wohl sagen, es ist in den letzten Zeiten und muss die glücklich achten, die es selig vollbracht.“ Wie verdüstert, wie verzweifelt mag es damals erst in dem Gemüte des armen Mannes ausgesehen haben! „Die Deutschen sind selbst schuld an ihrem Unglück,“ sagen die Franzosen.“ — „Ja,“ schreibt sie, „Gott straft uns für unsere Sünden.“ Auch die politischen Sünden einer Nation werden gestraft an Kind und Kindeskind. Doch aus aller Schwermut erhebt sich immer wieder siegreich der Glaubensmut der reformierten Pfälzerin: „Doch habe ich als Hoffnung, Gott lässt sinken, aber nicht ertrinken.“

Im Jahre 1640 starb ihr Gemahl, den sie „vor alls in der Welt geliebt“. Die Hoffnungen, welche einst auf die Verbindung der beiden ersten reformierten Fürstenthümer Deutschlands gesetzt worden, waren nicht in Erfüllung gegangen. Die Kurpfalz war in Feindeshand, Kurbrandenburg in elendester Lage. Das Restitutionsedikt vom Jahre 1629 hatte dem reformierten Bekenntnis die Anerkennung versagt. Auf die sonnigen Jahre in Heidelberg und Kaiserslautern waren rauhe Stürme in Berlin und Königsberg gefolgt. Das Schmerzlichste für die Fürstin war wohl, dass sie die Politik ihres Gemahls und seines leitenden Ministers missbilligen musste, ohne dass sie in den Gang der Regierungsgeschäfte dauernd und planmässig hätte eingreifen können oder wollen. Aber ein Stern leuchtete der Witwe an der Bahre ihres unglücklichen Gemahls: Ihr Sohn. „Auf Veranlassung der Kurfürstin-Witwe“, berichtet Ernst Berner in seiner Geschichte des preussischen Staates,¹⁾ „überreichte der General Georg Ernst von Wedell dem 20jährigen Kurfürsten in den ersten Tagen seiner Regierung eine Denkschrift, welche Regierungsgrundsätze aufstellte, die ihm zur Richtschnur dienen sollten. Wir hören zwar nicht, wie der junge Kurfürst dieselbe aufgenommen hat. Ohne Zweifel aber wirkte der fromme Ton, den sie anschlägt, auf sein Gemüt, die hohe klassische Bildung, die sie verrät, schlug in ihm verwandte Saiten an, und endlich die reale Politik, die sie empfiehlt, stimmt in überaus merkwürdiger Weise mit der vom Kurfürsten wirklich befolgten Politik überein.“ Die kirchlichen und politischen Ideale der wittelsbach-oranischen Prinzessin sollten ihre Verwirklichung finden in dem Staat des Grossen Kurfürsten.

Vier Jahre später stand die Witwe abermals an einem teuern Sterbebett, es war das ihrer Mutter. Ein im nächsten Jahre geschrie-

1) München und Berlin 1891.

benes Buch¹⁾ gestattet uns einen Blick in die Gedankenwelt, in die Arbeitsstätte und in das Sterbezimmer Luise Julianens. An ihrem Totenlager finden wir neben ihrer Tochter, pfälzischen Verwandten aus dem Hause Simmern und Zweibrücken, die Witwe Gustav Adolfs; ihr letzter Brief war an die verwitwete Kurfürstin von der Pfalz gerichtet, ihre letzten Grüsse galten dem grossen Enkel, dessen Hof zum rubigen Hafensplatz den fürstlichen Frauen geworden war, denen der grausame Kampf um die Freiheit des Evangeliums so herbe Wunden geschlagen. Da sie aber sah, dass Gott sie aus dieser Welt nehmen wollte, bat sie, ihrem Enkel herzlich Lebewohl zu sagen . . . Dankbar habe sie stets der Wohltaten gedacht, die sie in seinem Hause empfangen . . . „Elle prioit Dieu de prolonger ses jours et de luy faire sentir toutes sortes de contentement en ses Etats pour le bien de son Eglise et pour la consolation de tous ceux qui l'aymoient et l'honoroyent“. „Der Höchste, schreibt die nun verwaiste Witwe, hat J. L. nach aller Betrübniß und Elend viel glücklicher wollen haben und also nun gekrönt mit der Krone der Herrlichkeit, so kein Mensch von deren Haupt wird nehmen können. J. L. hat (wohl ein sehr christlich End gehabt und) uns Kindern allen ein Exempel hinterlassen, dass der wohl lebet, auch wohl stirbet und hoffe ich dero gar gnädiger Segen wird über mir und den Meinigen bleiben. J. L. haben so einen sanften Tod gehabt, dass (er) nicht als ein Tod sondern vielmehr vor einẽ Wechsel oder Hinfahret zu achten ist.“

Im Jahre 1647 durfte sie die Vermählung ihres Sohnes erleben. Aufs neue sah sie die Bande ihres Hauses mit den Oranieren befestigt. Von ihren beiden Töchtern verheiratete sich die ältere im Jahre 1645 mit dem Herzog Jakob von Kurland, die jüngere im Jahre 1649 mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel.

Als etwaiger Witwensitz war für Elisabeth Charlotte einst Tangermünde ausersehen, dann aber noch von ihrem Schwiegervater Johann Sigismund „wegen der zu Tangermünde in Neulichkeit entstandenen erschrecklichen Feuersbrunst, dann mit Rücksicht darauf, dass das Schloss daselbst zum fürstlichen Widdumsitz nicht allerdings genügsamlich erbauet und aus andern mehr erheblichen Ursachen“ für sie das Fürstentum Crossen gewählt worden „mit dem Schloss und der Stadt, auch dem Amt und Städtlein Züllich (Züllichau) und dem Ländlein Bobersberg zusamt allen ihren und jeglichen Nutzungen, obersten und unter-

1) Das bereits erwähnte, ohne den Verfasseramen erschienene Werk Fr. Spanheims. Es enthält eine Rechtfertigung der Pfälzer Politik, die offenbar für die Staatsmänner beim Westfälischen Friedenswerk bestimmt ist.

sten Gerichten, Dörfern, Äckern, Holzungen, Wassern, Mühlen, Teichen, Fischereien, Zinsen, Renten, Jagden und allen andern Zugehörungen“, wie es in der am 22. Oktober 1617 auf dem Hause zu Cöln an der Spree ausgestellten Widdumbsverschreibung heisst. Nachdem der Kurpfälzische Geheime Rath und Fauth Heinrich Dieterich von Schönberg in Vertretung der pfälzischen Fürstin zusammen mit dem Kanzler zu Küstrin Johann von Benkendorf und mit dem brandenburgischen Rat und Verweser des Fürstentums Crossen Joachim von Winterfeld am 10. November des nämlichen Jahres die Huldigung daselbst entgegengenommen, hatte er 16 Tage später zu Heidelberg seinem Herrn ausführlichen Bericht über das, was er dort gefunden, erstattet. Zu Crossen wohnten 400 Bürger, um die Stadt sei längs der Oder ziemlich Weinwachs. Über die Güte dieses Grünbergers gibt der Pfälzer Geheime Rat das vorsichtig gehaltene Urteil ab, dass er nach Gelegenheit der Zeit und des Orts ein guter Wein sei. Der Boden sei zwar Sand, aber besser als in der Mark. Das Schloss biete für eine fürstliche Hofhaltung ziemlich Losierung und Unterkommens. An Möbeln seien ungefähr 16 Betten u. s. w. vorhanden. Der Hof, in welchem ein springender Brunnen, sei ziemlich enge, dass über 2 Kutschen zumal darinnen nicht wenden können, aber am Hause sei ein feiner Lust- und Küchengarten längs dem Oderstrom mit einem ziemlich hohen Damm. Die Untertanen seien nicht gegen eine fürstliche Hofhaltung, wenn ihnen nur in ihren Nöten die Hand geboten werde. Wenn man mit Ritterschaft und Untertanen in politischen und Religionssachen gebühlich und glimpflich traktiere, dann würden sie sich bequem erweisen.

Wie wir aus den Briefen Elisabeth Charlottens an ihren Vetter in Schweden ersehen, hatte sie grosse Mühe, in den Besitz dieses ihres Witwensitzes zu kommen und als sie endlich im Jahre 1650 einziehen konnte, da fand sie überall die Spuren, die der 30jährige Krieg auch hier zurückgelassen hatte. „Ganz bloss habe ich mein Wittum bekommen,“ schrieb sie an die Baronin von Schwerin,¹⁾ nur einige kienene Möbel, nicht ein Federbett habe sie vorgefunden. Aber die fleissige, kluge, menschenfreundliche, resolute Pfälzerin fühlte sich auf ihrem Posten, nun eine fast selbständige Regentin an der Oder, wie

1) Die hier auszugsweise mitgetheilten Briefe an den bekannten Staatsmann Otto von Schwerin und seine Gemahlin sind in v. Orlichs Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst, Berlin 1836, abgedruckt. Für den Charakter und die religiöse Denkweise jenes ersten und erfolgreichsten Beamten seines Herrn ist das von ihm am Ende seiner Laufbahn gedichtete Lied bezeichnend, das sich noch in manchen Gesangbüchern findet: „Mein Alter tritt mit Macht herein.“

einst ihre Mutter an der Lauter. Während ihr Neffe Karl Ludwig der Wiederhersteller seiner endlich wiedergewonnenen Pfalz, ihr grosser Sohn der Neubegründer des preussischen Staates wurde, heilte sie in ihrem Ländchen die Wunden des Krieges. Aus dem Nachlass ihrer Mutter schaffte sie das Nötige an und richtete einen sparsamen Haushalt ein. Jeder durfte sich persönlich um Hilfe an sie wenden und in ihr Zimmer kommen, selbst wenn sie krank war. Eine treue Anhängerin ihrer reformierten Kirche schätzte sie alle ihre Untertanen, ob sie reformiert oder lutherisch waren, „wo sie nur alle ihren Gott gleich meinen.“ Dabei ist sie in regem brieflichem Verkehr mit ihren Angehörigen geblieben, mit den Oberdeutschen, wie mit denen in den Niederlanden. Oft sah sie auch Besuch bei sich; so die gelehrte Tochter des Winterkönigs, eine tief angelegte Frauennatur, die verständnisvolle Freundin des Cartesius, die nach den vielen Jahren des Forschens, Grübelns, Zweifels dank ihrem brandenburgischen Vetter als Äbtissin von Herford die Wirkungsstätte fand, in der sie wie Faust ihre reiche Erkenntnis in menschenfreundliche Taten umsetzen konnte.¹⁾

Aber während ihr der Grosse Kurfürst gegen alle ihre Widersacher seinen mächtigen Schutz lieh, musste die Tatenlust, mit der er, der Vasall des Königs von Polen, im kühnen Zickzackzug seiner Politik unwürdige und lästige Fesseln abschüttelte, seiner geliebten Mutter Sorge,²⁾ Leid und Ärgernis bereiten. Mit bitteren Worten beschwert sie sich bei Schwerin und dessen Gemahlin über Einquartierungen, zu deren Aufnahme sie nicht verpflichtet sei. Ihre Stadt Zülch ist in grösster Gefahr, sie schreibt nach Berlin um Soldaten (Volk), „da konnte man nicht mit einem Mann helfen. So schrieb ich ihnen (in Zülch), sie sollten ihre Zuflucht zu Gott nehmen. Ich bin jetzt 60 Jahre alt. Man betrübe mich doch nicht und mache, dass ich sie mit Seufzen zubringen muss, wenn ich erkennen sollte, dass man mich so wenig acht.“ Statt Hilfe zu bekommen, sollten ihre Zülchower Bauern 380 Reichsthaler aufbringen; das sei aber eine Unmöglichkeit, „also dass sie sich verlaufen werden. Ob das meinem Sohn dem Churfürsten wird lieber sein, seine hohen Kriegsoffiziere reich zu haben und der

1) J. Wille, Pfalzgräfin Elisabeth, Äbtissin von Herford in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang XI 1901. Ihr Bild fällt sofort durch das geistvolle Auge auf unter den vielen Damenbildnissen in der Graimbergischen, jetzt städtischen Kunst- und Altertumssammlung unter einem Notdach des Otto-Heinrichbaus.

2) Pufendorf, de rebus gestis Friderici Wilhelmi VI 69: „Sed et circa pacem inter Electorem et Polonos conciliandam haut parum nitebatur Regina Poloniae Maria Ludovica. Ad hanc litteras suggerente Electore dederat huius Mater Elisabetha Charlotta, de filii salute sollicita rogans ut ad veterem amicitiam ren deducere velit.“

Mutter ein wüstes Wittumb zu machen. Das sollt Ihr ihm doch vorstellen.“ Wir ahnen die Schwierigkeit der Lage. Die harten Kämpfe ihres Sohnes um die Selbständigkeit Preussens ziehen Land und Volk seiner Mutter in empfindlicher Weise in Mitleidenschaft. Der Sohn, umringt von Schwierigkeiten, kann ihr nicht helfen, wie er wohl möchte. Voll pfälzischer Offenheit und Geradheit gibt sie in rheinländischem Deutsch ihrem Unmut demjenigen gegenüber Ausdruck, der mit der Verwaltung ihrer Angelegenheit betraut ist, „Ich will nicht wie junge Leut von einem zum andern in den April geschickt werden.“ Wie Liselotte nimmt sie es mit dem Ausdruck nicht so genau und kann anderen in der Erregung des Augenblicks auch Unrecht tun. War das Temperament ihres seinem Vater so unähnlichen Sohnes, die heftige Sprache, die er unter Umständen führte, die durch sein tiefes Verantwortlichkeitsgefühl gehemmte Reizsamkeit seines Wesens nicht auch das Erbstück dieser Mutter, die so pfälzisch schreiben¹⁾ konnte.

Dauernd ist die Verstimmung auf keinen Fall gewesen. Dazu werden es vor allem die häufigen Besuche nicht haben kommen lassen, die sie von ihrem vielbeschäftigten Sohn empfing und die sie überzeugten, „dass ein leiblich Kind seine Mutter nicht absichtlich übel traktieren kann“, wie er immer wieder erkannte, dass „sie viel mehr gesehen auf ihren Sohn als auf sich selbst“.

Langes Herzeleid dagegen bereitete ihr das Schicksal ihrer ältesten Tochter, die mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Kurland, nachts in ihrer Residenz zu Mitau von den Schweden überfallen und nach entbehrungsreicher Fahrt mit ihren Kindern nach Iwangorod in Gewahrsam gebracht worden war. Auch der Versuch ihres Sohnes, dem Gegner die Beute abzujagen, schlug fehl. Die Mutter wandte sich zweimal an den König selbst; war er doch ihr wittelsbachscher Verwandter Karl X. Gustav. Aber dieser antwortete erst gar nicht, dann ablehnend. Sie fürchtet, ihr Kind werde in der Haft noch sterben müssen, „denn ein solcher harter Luft ist meine Tochter nicht gewöhnt“ (mitgeteilt bei A. Seraphin a. a. O.). Aber auch in dieser schweren Schickung hält sie der Trost aufrecht: Es geschieht nichts von ungefähr; alles wird uns zum besten gereichen. Und die Tochter zeigt sich einer solchen Mutter würdig. In ihrem Gefängnis ist sie mit ihren Kindern fröhlicher und getroster denn ihre besorgten Wächter.

1) Die Sprache ihrer Briefe klingt uns oft pfälzisch. Auch das aus dem Mittelhochdeutschen bei uns erhaltene Adverb „als“ im Sinne von immer finden wir in ihren Briefen. Echt pfälzisch ist wohl auch der Ausdruck, dass ihr Bruder so „kritlich“ mit der Teilung ist.

„Ich denk, es geht mit mir nach den Jahren, so die Gräber fallen“, schrieb die Kurfürstin an Herrn v. Schwerin. Die Ahnung trog sie nicht. Eine schwere Brustwassersucht befiel die Greisin; sie fühlte, dass es ihre letzte Krankheit sein werde. Der Kurfürst entzog sich seinen Arbeiten in Berlin und eilte an das Krankenlager der Mutter, bis ihn dringende Geschäfte wieder nach der Hauptstadt zurückriefen. Sie sollte ihren einzigen Sohn nicht mehr sehen. Ehe er aber von ihr schied, schenkte sie ihm, wie er selbst später eigenhändig niedergeschrieben, ein Arm-band mit Diamanten und Rubinen besetzt, in welchem folgende Worte standen¹⁾: „Dies gebe ich Euch zur Versicherung meiner herzlichen Liebe gegen Euch und Erinnerung, meiner getreuen Vermahnung nicht zu vergessen, Gott und Eure Untertanen über alles zu lieben, aller Tugenden Euch zu befeissigen, die Laster aber ernstlich zu hassen. So wird Gottes Beistand Euern Stuhl befestigen und aller zeitlicher und ewiger Segen Euch folgen.“ Am 14./24. April 1660 schrieb sie noch an die Königin von Böhmen und an ihre Kinder, sie fühlte sich sehr schwach, verbot aber, ihren Sohn zu benachrichtigen. Am folgenden Tag, einem Sonntag, hörte sie die letzte Predigt in ihrem Zimmer. Am Morgen des 16./26. nahm sie das Abendmahl. Ein Freudenschimmer fiel in das Sterbezimmer, als ein Eilbote die Nachricht brachte, dass ihre geliebte Tochter wieder in Freiheit gesetzt sei. Gott hatte es gut mit ihr gemeint, auch im Irdischen. Die soviel Jammer und Elend in ihrem Hause gesehen, wusste nun alle die Ihrigen in glücklichen Umständen. Im Glauben stark auch in der Todesnot tröstete sie, die trauernd und klagend ihr Bett umstanden. Nach einem inbrünstigen Gebet galten die letzten Worte, die sie an ihren himmlischen Vater richtete, ihrem Sohn: „Ich befehle Dir von ganzem Herzen meinen lieben Sohn. Segne, regiere, schütze und beschirme ihn. Führe alle seine Anschläge zu Deines Namens Ehre aus, zum besten der Kirche und des Vaterlands.“ Dann drückte sie sich selbst Mund und Augen zu,²⁾ legte die Hände über die Brust und hauchte still ohne Seufzer ihren Geist aus. Im Dom zu Berlin liess der dankbare Sohn der treuen Mutter die letzte Ruhestätte bereiten.³⁾

1) S. v. Orlich, Geschichte des preussischen Staates im 17. Jahrh. Berlin 1838.

2) Ebenso berichtet Pufendorf (XIX, 100) vom Heimgang ihres grossen Sohnes: „... cum ipse inclinato capite oculos sibi clausisset, expiravit“.

3) Nach Bornhak verfasste auf seinen Wunsch nach ihrem Tod ihre ältere Schwester Katharina Sophie eine Beschreibung ihres Lebens. Ich konnte diese Schrift ebensowenig wie eine nach 1835 ohne Nennung des Verfassers bei Mittler & Sohn erschienene, kleine Monographie erhalten, wie mir auch das Werk von Kirchner:

Das Aufsteigen der Hohenzollern ist nicht verständlich ohne die stille, kluge Hingabe der Hohenzollernmütter an ihren Beruf. Denn auch in Fürstenthäusern verbürgen Herkommen, gute Sitte, Familiensinn, die Mittel, welche dem Reichtum und der Macht zu Gebote stehen, noch nicht den Erfolg der Erziehung. Auch hier folgt Gottes dauernder Segen nur der treuen Achtsamkeit auf die Gesetze, die in seiner Schöpfung walten. Auch hier stellt jedes neue Glied seine Erzieher vor neue und besondere Aufgaben. Nach seinem eigenen Bekenntnis ist dem Grossen Kurfürsten die eindrucksvolle Mahnung seiner Mutter, die Tugend zu lieben, das Laster zu hassen, während seiner ganzen Regierung vor Augen gewesen. Und wenn er, der in allen weltlichen Dingen so rücksichtslos Gehorsam, unter Umständen auch Verzicht auf die eigene „Überzeugung“ verlangte, in den Fragen des Glaubens Duldung übte — Politik und Religion jedes nach eigenem Recht behandelnd — so mag ihn auch hier vor anderem die von der Mutter eingeschärfte Pflicht der Liebe zu allen seinen Untertanen geleitet haben. Mit einer solchen Gesinnung war unvereinbar der Grundsatz fürstlicher Jesuitenzöglinge, lieber über eine Wüste herrschen zu wollen als über eine Land, in dem ein Ketzer lebt.

„Non fuit mortale quod optabat defuncta“ hiess die Aufschrift, welche der Sohn auf die dem Gedächtnis seiner Mutter geweihte Denkmünze¹⁾ und auf ihren Grabstein setzen liess. Welches die geheimsten Wünsche der Wittelsbach-Oranischen Fürstentochter waren, enthüllen uns ihre Briefe und ihre Gebete. Auch für ihr Deutschland sind sie über Hoffen und Erwarten in Erfüllung gegangen.

Hohenzollernsche Kurfürstinnen und Königinnen unbekannt geblieben ist. In der K. Bibliothek zu Berlin sind nach Mitteilungen der Direktion nur einige Leichenreden über sie erhalten, die keine historische Ausbeute ergeben sollen.

1) Sie befindet sich in der Münzsammlung der Stadt Heidelberg sowie in dem K. Münzkabinett zu München und ist beschrieben in dem „Versuch einer Sammlung von Pfälzischen Münzen und Medaillen“, Zweibrücken, gedruckt bey P. Hallanz 1775. Der um unsere Heimatgeschichte so verdiente E. Heuser hatte die Güte, mich auf diesen Sterbethaler aufmerksam zu machen. Der Geburtsort ist, wie man aus ihres Vaters Tagebuch ersehen kann, auf ihm falsch angegeben.

Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen. ✓

Ein Lebensbild.

Von

Anna Wendland.

Unter den fürstlichen Frauen, deren Geschick mit den Wirren einer dreissigjährigen Kriegszeit unheilvoll verknüpft war, steht Elisabeth Stuart, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz an erster Stelle. Wie gross oder gering ihre Schuld an dem Falle des edlen Pfälzerhauses auch mag gewesen sein, und schwerwiegend, ohne Frage, fiel ihr Wort bei dem jungen, unentschiedenen Gemahl ins Gewicht, so hat sie dafür in langen Jahren bitterer Not und jammernswerten Elendes als entthronte, länderlose, weltflüchtige „Winterkönigin“ gebüsst. Ein augenscheinlicher Beweis für die Wahrheit des Sprichwortes: „Hochmut kommt vor dem Fall“ galt ihr wechselvolles Leben und rücksichtslos gab die Volksmeinung dem bald schon nach der Flucht des böhmischen Königspaares in Wort und Bild Ausdruck. „Endlos, erbarmungslos sind die Satiren auf den flüchtigen Winterkönig, er selbst mit seinem Stolz, seiner Kopflösigkeit, seine Gemahlin und seine Kinder werden in jeder kläglichen Situation abgemalt, Brot suchend, auf schlechten Wegen abziehend, sich eine Grube grabend.“¹⁾ Die Königstochter von England musste es sich gefallen lassen, auf schnöden Bildern dargestellt, in Gassenliedern²⁾ verspottet zu werden! Die Tragik, die in ihrem Schicksal lag, verhinderte nicht so einseitige Beurteilung. Sie war es vielmehr, die fort und fort im Lebensbilde dieser königlichen Frau dem schroffen Gegensatz die Herrschaft liess. „Die Perle von

1) S. G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. III. S. 149.

2) S. Elisabeth Stuart von J. O. Opel in H. von Sybels historischer Zeitschrift. Bd. XXIII S. 302.

England“, die vom Gemahl glühend Geliebte, „eine Königin der Herzen“, schwärmerisch verehrt durch den braunschweigischen Vetter, der Freundschaft kluger Männer gewürdigt, verwandtschaftlicher Neigung wert, der Treue langjähriger Diener gewiss, sie hat sich doch Verkleinerung am eigenen Selbst gefallen lassen müssen. Nicht nur die nach dem Augenschein urteilende Menge, nicht die Feinde ihres Hauses allein wagten eine scharfe Kritik. Aus dem Kreise ihr Nabestehender erhob sich ungünstige Beurteilung und mehrte den Widerspruch. „Nicht leicht hört man sie von Gott reden, sie liebt die Grösse und den Vorzug des Ranges“¹⁾ bemerkte Christoph von Dohna und die Memoiren ihrer jüngsten Tochter Sophie, der späteren Kurfürstin von Hannover, schlugen einen noch schärferen Ton an. Das Bild der liebenden Mutter tritt ganz hinter dem der Königin und der müssigen, grossen Dame zurück: „Sa Majesté fit élever tous ses enfans éloignées d'elle, car la veue de ses guenons et de ses chiens luy estoit plus agréable que la nostre.“²⁾ Und in der Korrespondenz mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz äussert sich die Herzogin Sophie ähnlich ungünstig.³⁾ Bei einer Vergleichung des Bruders mit dem königlichen Vater, in betreff des zärtlichen Verhältnisses beider zu ihren Kindern, wagt Sophie sogar die Mutter der Gefühllosigkeit (l'insensibilité) zu zeihen, einer Eigenschaft, die, wie sie hinzufügt, einem wohl viel Ruhe eintrüge, die sich aber nicht mit dem am Vater gerühmten warmherzigen Wesen vereine.

Blickt man auf die Porträts, die die äussere Erscheinung der Königin Elisabeth festhalten, so ergeht es ähnlich wie bei der Beurteilung ihres inneren Menschen. Verschiedenartigkeit auch hier. Doch minder gross ist der Gegensatz: die Übereinstimmung überwiegt bei Weitem den Widerspruch. Fehlt den Jugendbildnissen nicht der idealisierende Zug, so auf Willem van Honthorsts liebreizendem Porträt der jungen Kurfürstin,⁴⁾ selbst da, wo in voller königlicher Pracht, von imponieren-

1) S. Moriz Ritter: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreissigjährigen Krieges. Bd. II. S. 445.

2) S. Adolf Köcher: Memoiren der Herzogin Sophie nachmals Kurfürstin von Hannover. Publikationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven. Bd. IV. S. 34.

3) S. E. Bodemann: Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Publikationen aus den Kgl. Preussischen Staatsarchiven. Bd. XXVI. S. 394.

4) Es ist das seit kurzem in trefflicher Vervielfältigung in den Handel gebrachte Bild der Königin von Böhmen, das sich im Provinzialmuseum zu Hannover befindet. Siehe: Bruckmanns Pigmentdrucke der Gemälde des Provinzialmuseums und des Kestnermuseums in Hannover. München 1903. S. 6. Nr. 207 a.

der Majestät, Elisabeth dargestellt ward,¹⁾ verleugnen sich nie die ihrem Gesichte charakteristischen Züge auf Kosten der Wahrheit. Dieser Stuart-Typus, vorzüglich an der schmalen, langgezogenen Nase erkennbar, kommt auf verschiedenen, sie in älteren Jahren wiedergebenden Bildern der Königin zum Ausdruck. Die welterfahrene Frau, Klugheit und Ernst in den grossen Augen, schaut da herab. So auf einem anderen Honthorst'schen Porträt, das im Provinzial-Museum zu Hannover sich befindet, so auf dem der Gemäldegalerie des Fürstenhauses in Herrenhausen angehörenden Bildnis Elisabeths. Neben einer ganzen beträchtlichen Anzahl übereinstimmender Porträts, tut es nicht allzu viel, wenn ein der Honthorst'schen Schule zugeschriebenes Bild der Winterkönigin, ihre Züge geradezu hässlich überliefert. Gilt doch das Gleiche von dem Pendant zu diesem Porträt, dem ihres Gemahls, der nicht minder unsympatisch und unschön ausfiel. Ein anderes, nicht zum Besten gemaltes Bildnis der königlichen Witwe, gibt trotz der unvollkommenen Ausführung, so wohl erkenntlich das länglich schmale Gesicht wieder. Frischer und runder in den Formen, weist ein zweites Witwenbild freilich wieder auf einen Gegensatz auch in der äusseren Auffassung der Königin Elisabeth hin. Alle Bilder aber zeigen übereinstimmend eine blondhaarige Frau und doch schrieb ihre Enkelin, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die sich der Grossmutter erinnerte, „als wenn Ich sie heute gesehen hette“, dass „die Königin in Böhmen schwarze Haar, Ein lang gesicht, starcke Nass“²⁾ gehabt hätte.

Widerspruch überall. Aber so wenig wie die ungünstigen Beurteiler konnten zum Schweigen gebracht werden, noch die begeisterten Verehrer, so wenig raubte der Zeiten Lauf dem tragischen Charakterbild der „Winterkönigin“ jenen poetischen Zauber, der sich doch nun einmal mit ihrem Namen verknüpft, der zu verspüren ist in den Ruinen des Prachtbaues auf dem „Jettenbühl“ über Heidelberg, wo die Trümmer des „Elisabethbaues“ ihren Namen wach erhalten, wo die vom Grün ehrwürdiger Bäume beschattete „Elisabethpforte“ von der Liebe zeugt, die ihr dies sinnige Denkmal errichtete. Eine vor allem nach Gerechtigkeit strebende Beurteilung darf sich freilich durch derartiges schmückendes Beiwerk nicht blenden lassen. Es gilt auch hier, klar und rück-

1) So auf dem prächtigen Bildnis der Königin Elisabeth von Böhmen im Klub „Museum“ in Hannover, auf das Herr Geheimer Archivrath Dr. Doebner die Güte hatte mich hinzuweisen.

2) S. Menzel: Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise. Stuttgart 1843. S. 43. 44.

sichtslos bis zu den Quellen vordringen. Die fliessen, was briefliches Material über Elisabeth Stuart angeht, nicht allzu reichlich, doch kam ihnen durch die Veröffentlichung der Korrespondenz der Winterkönigin mit ihrem ältesten Sohne, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz¹⁾ ein Zufluss, aus dem sich manche interessante Kunde über Elisabeths Persönlichkeit schöpfen lässt. Eine Beschäftigung mit dem wechselvollen Gang dieses Frauenlebens wird es darum am ehesten erkennen lassen: „Die Geschichte eines Menschen ist sein Charakter“.

Elisabeth Stuart, Tochter Jakobs, König von Schottland und seiner Gemahlin Anna von Dänemark, ward am 19. August 1596 im Falkland Palast, in der Nähe von Edinburg, geboren. Von einem frühen Einfluss der königlichen Eltern auf die geistige Entwicklung der Tochter wird nichts vernehmbar. Der Vater, nicht ohne einen Zug von Romantik, im Charakter²⁾, voll wissenschaftlicher Interessen, war doch zu sehr durch die stetigen Unruhen im eignen Lande und durch die Verfolgung politischer Zukunftspläne beschäftigt, als dass er seine erzieherischen Rechte an der jungen Tochter hätte geltend machen können. Seine Gemahlin, eine auf ihre königliche Geburt und ihren Rang sehr stolze Frau, kam wohl nie zur Tochter in ein besonders inniges Verhältnis. So waren es die nachhaltigsten Eindrücke, die Elisabeth empfing, da sie der „ausschliesslichen Fürsorge“ des Sir John Harrington und seiner Familie anvertraut ward. In Combe Abbey in Warwickshire, im Umgang mit den beiden Kindern Lord Harringtons, von denen der Sohn der Busenfreund ihres ältesten Bruders, des Prinzen Heinrich war, während Lucia Harrington und deren Kousine, Anna Dudley, Elisabeths Gespielinnen wurden, wuchs das Königskind heran. In dieser Umgebung festigte sich das Glaubensleben Elisabeths, das sie späterhin als eine so bewusste Anhängerin des Protestantismus kennzeichnete. Ein Gedicht³⁾, das die Dreizehnjährige an Lord Harrington richtete, zeugt von dem beweglichen Geist des klugen Kindes. Eine gegenseitige zärtliche Neigung verband die Prinzessin mit ihrem Bruder Heinrich, dem Prinzen von Wales. „Er war ernst und zurückhaltend, von wenig Worten, gesundem Urtheil, hohen Gedanken; er hatte den Ehrgeiz, mit

1) S. Bromley: A Collection of original royal letters. London 1707. — Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CCXXVIII. Briefe der Elisabeth Stuart, Königin von Böhmen, an ihren Sohn den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Herausgegeben von Anna Wendland. Tübingen 1902.

2) S. Ranke: Englische Geschichte. Bd. I. S. 482.

3) S. Miss Benger: Memoirs of Elizabeth Stuart, queen of Bohemia. Bd. I. S. 296.

den berühmtesten seiner Vorfahren auf dem Thron zu wetteifern¹⁾ Seine Gesinnung fand Widerhall und Verständnis im Herzen der Schwester, sie hat ihr Leben beherrscht und war so stark, dass über die Grenzen desselben hinaus noch sie bei Elisabeth bestimmend mitwirkte, wenn sie sich die letzte Ruhestatt an der Seite dieses geliebten Bruders wünschte.²⁾

Es ist nur zu erklärlich, dass bei der politischen Stellung, die Jakob von Schottland seit seiner Besteigung des englischen Thrones in der Welt einnahm, sich mehr als eines der Herrscherhäuser Europas, im Hinblick auf die heranwachsenden Kinder des Königs von England, um die Anknüpfung verwandtschaftlicher Beziehungen zu Jenen bemühte.

Es hätte nicht der Schrecken der Pulververschwörung noch ihrer, die nationalen wie kirchlichen Feindseligkeiten aufs neue anregenden Folgen bedurft, um das Hauptgewicht bei der Hingabe der Prinzessin Elisabeth von England an einen Freier, auf das Glaubensbekenntnis desselben fallen zu lassen. Der religiöse Standpunkt der englischen Fürstentochter bedingte das schon von vornherein, und hier war sie der Zustimmung des Vaters gewiss, der äusserte: „er werde seine Tochter in der Ausübung der Religion nicht beschränken lassen, wenn sie auch Königin der Welt werden sollte.“³⁾ So musste der Plan des Herzogs von Savoyen von einer Doppelvermählung seiner Kinder mit denen des englischen Königs scheitern. Der Wettstreit unter den katholischen und den protestantischen Bewerbern der Prinzessin beschäftigte lebhaft die Volksstimmung in England. Von den Kanzeln herab ward zum Gebet für eine protestantische Vermählung ermahnt, und als sie zustande kam, herrschte Befriedigung in den Kreisen des Protestantismus. Der Erwählte aber war der Erztruchsess und Kurfürst des h. Reiches, Pfalzgraf Friedrich, der Fünfte seines Namens.

Nur drei Tage älter als Elisabeth, war Friedrich V. am 16. August 1596 geboren. Eine gewisse Ähnlichkeit im Lebensgang beider ist bemerkbar. Auch Friedrich ward fern vom zerstreuten Leben des Hofes erzogen, und die eifrigste Betonung des reformierten Bekenntnisses zeichnete diese Erziehung aus. Aber im Gegensatz zu Elisabeth, bei der fremder Einfluss den mütterlichen überwog, hatte auf die erste Ent-

1) S. Ranke: a. a. O. S. 559.

2) S. die Kopie des Testamentes der Königin Elisabeth von Böhmen. Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. Bd. CCXXVIII. S. 214 u. f.

3) S. Ranke a. a. O. S. 558.

wickelung des Knaben seine kurfürstliche Mutter nachhaltig eingewirkt. Eine Tochter des grossen Oraniers Wilhelm I. war die Kurfürstin Louise Juliane „durch Geist und Sitte solcher Abstammung wert“. Sie pflegte in dem Sohne jene edlen Regungen, die in den Wechselfällen eines stürmischen Lebens ihn seine sittliche Haltung und seinen reinen Sinn bewahren liessen.¹⁾ Ihrer Anregung war es mit zu danken, dass ihr Gemahl, Kurfürst Friedrich IV., sich entschloss, seinen dereinstigen Erben der Obhut des verwandten Herzogs von Bouillon zu Sedan anzuvertrauen, wo er in der Stille seinen Studien obliegen und sich späterhin auf der dortigen Akademie weiterbilden konnte. So blieb er denn auch nach des Vaters frühzeitigem Tode im Ausland, sich vorbereitend auf die schweren Pflichten, die seiner warteten.

Und es harrte seiner keine kleine Last. Der Sohn und Erbe des Führers der Unionspartei sah sich bald Aufgaben gegenübergestellt, für die er weit weniger noch als der Vater die geeignete Persönlichkeit erschien, ihre Lösung herbeizuführen. Was von diesem im Sarkasmus war gesagt worden, dass er nämlich „äusserlicher Gaben halber nicht sonderlich geschickt gewesen“²⁾ sei zu der hohen Stellung eines Hauptes der Union, in trauriger Wahrheit hätte es auch auf seinen jugendlichen Nachfolger angewendet werden können. „Das Höchste, was wir erreichen werden, ist, dass er gutem Rat folge,“³⁾ hatte der Herzog von Bouillon sich über seinen Zögling vernehmen lassen.

Ein guter Rat aber war es, der den jungen Kurfürsten werbend hinüber nach England sich wenden hiess. Was anfänglich nichts als eine kluge Verflechtung religiös-politischer Angelegenheiten gewesen war, wandelte sich zu einer echten Herzenssache je näher sich die Beteiligten traten.

Die erste Anregung zu dieser Brautwerbung des jungen Pfälzers kam von seinem Oheim, dem Herzog von Bouillon. Er war es, der die Aufmerksamkeit des Königs Jakob auf Friedrich lenkte, ihm dessen gute Eigenschaften, sowie seine grossen Aussichten für die Zukunft schilderte. Im gleichen Sinne brachte der Bruder des Herzogs von Württemberg, Ludwig Friedrich, in Sachen der Union in England damals tätig, den Antrag Bouillons zur Sprache. So fest rechnete man bereits in dem für den Kurfürsten tätigen Kreise, mit dem dereinstigen Hinfall der böhmischen Königskrone an ihn, dass man sich mit diesen Hoffnungen

1) S. Häusser: Geschichte der Rheinischen Pfalz. Bd. II. S. 246.

2) S. Moriz Ritter: Deutsche Geschichte etc. Bd. II. S. 368.

3) Ebenda S. 445.

in London bei Gelegenheit der Werbung um die Hand der englischen Königstochter förmlich brüstete, um damit den Bräutigam der Braut mehr gleichzustellen.¹⁾

Den vereinten Bemühungen Bouillons und der pfälzischen Abgesandten, des Grafen von Hanau und Vollrad von Plessens, denen Friedrich ein höfliches Schreiben²⁾ an die Prinzessin Elisabeth mitgegeben hatte, gelang es die Angelegenheit so weit zu fördern, dass am 16. Mai 1612 die Mitglieder des geheimen Rates den Vertrag unterschrieben, der die erforderlichen Bestimmungen über die Vermählung Friedrichs mit Elisabeth enthielt. Eine gewisse Eile im Verfolgen ihres Planes war nötig gewesen, wusste man doch, dass Karl IX. von Schweden für seinen Sohn Gustav Adolf sich gleichfalls mit einer Werbung am englischen Hofe bemühte. Dem war man nun zuvorgekommen.³⁾ Noch in dem gleichen Jahre ward eine zweite pfälzische Gesandtschaft nach England entlassen, um den Ehevertrag festzusetzen, was unter dem 17. November 1612 geschah. Nach der Ratifizierung desselben von beiden Seiten waren die Wege soweit festgelegt, dass der Freier selbst nach London eilen durfte.

Er trat, kein ganz Fremder mehr, vor die Braut. Dem offiziellen Schreiben, das seine Getreuen überreicht hatten, waren andere gefolgt, in denen, ermutigt durch die Antwort der Prinzessin, sich Friedrich zu einem immer wärmeren Ton erhebt. So erwartet er denn „mit Ungeduld“ den günstigen Wind, der ihn vom Haag nach England hinüber-treiben soll, „pour me rendre à vous et jeter à vos pieds pour implorer votre miséricorde, esperant, que de votre grace me sauverés la vie et me donnerés pour prison perpetuelle votre belle très digne presence, laquelle je cheriray et en honoreray toute ma vie son ombre et ses commandements lesquels en tous tenebres et facheries me serviront de fanal de contentement et de courage.“⁴⁾

Aber wenn dem jungen Pfalzgrafen auch das Herz seiner Erwählten freudig entgegenschlug, es galt doch noch manches Hindernis zu überwinden, manches Vorurteil zu zerstreuen. Die Königin, die ihm anfangs nicht geneigt war, gelang es ihm erst allmählich zu gewinnen und fehlte es seitens der protestantischen Partei nicht an freundlich zustimmenden Kundgebungen, so verlautet doch von anderer Stelle wie ungünstig man

1) S. Anton Gindely: Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Bd. I. S. 186.

2) S. Freiherr von Aretin: Beyträge zur Geschichte und Literatur. Bd. VII. S. 140 u. f.

3) Vergl. hierzu: Friedrich Krüner: Johann von Rusdorf, kurpfälzischer Gesandter und Staatsmann während des dreissigjährigen Krieges. S. 47.

4) S. Freiherr von Aretin: Beyträge etc. a. a. O. S. 144.

über diese Verbindung dachte und daran Kombinationen in die ferne Zukunft knüpfte. „Man hat gesagt, diese Vermählung sei darauf berechnet, dem Hause Österreich die kaiserliche Krone zu entreissen, aber, so fügte man in trotzigem Vertrauen auf die Kräfte des katholischen Europa hinzu, damit solle es nicht gelingen.“¹⁾

Die Herzen der für einander Bestimmten bekümmerten derartige Drohungen kaum, vielmehr schlossen sie sich immer inniger zusammen und der Trauerfall, der um jene Zeit das englische Königshaus so schwer traf, war wohl geeignet die Neigung des jungen Paares zu befestigen. Durch den Tod ihres geliebten ältesten Bruders, des Prinzen Heinrich von Wales, sah sich Elisabeth des besten Jugendfreundes beraubt, aber in dem Geliebten bot sich ihr Ersatz für den Verlorenen.

Festlichkeiten der verschiedensten Art zeichneten die Wochen aus, die der Vermählung der englischen Königstochter vorangingen. Sie erreichten ihren Höhepunkt in der am 14. Februar 1613 stattfindenden Hochzeitsfeier. Der Bräutigam erschien hierzu, begleitet von Heinrich von Nassau, von englischen und pfälzischen Edelleuten. Sein Kleid war von weissem Atlas mit Silber durchwirkt und mit Hermelin gefüttert; der grosse Orden mit der Diamantenkette hing ihm um den Hals und sein Hut war mit Federn geschmückt, die durch eine reiche Agraffe von strahlenden Diamanten zusammengehalten war. Nicht minder prächtig war die Kleidung der Braut. Auch sie trug weissen, mit Silber durchwirkten Atlas. Auf ihrem „fliegenden blonden Haar“ funkelte eine Krone von Diamanten. Ihr Bruder Karl, der nunmehrige Thronerbe und der Graf von Northampton führten sie. Die feierliche Handlung vollzog der Bischof von Wales. Ein glänzendes Mahl folgte dem kirchlichen Teil des Festes, dem nur die Gesandten Spaniens und des Erzherzogs Ferdinand fern blieben, da sie im Interesse ihrer Herren für passend hielten, an diesem Tage krank und verhindert zu sein. Maskenaufführungen und bis tief in die Nacht hinein währender Tanz beschloss diesen Hochzeitstag.

Rauschende Festlichkeiten aller Art, die noch in den folgenden Wochen veranstaltet wurden, vermochten doch nicht manchen störenden und peinlichen Eindruck zu verhindern, der dem jungen pfälzischen Fürsten den Wunsch nach der Abreise immer lebhafter werden liess. Diese erfolgte denn auch am 20. April. Das prachtvolle Admiralsschiff „Prince Royal“, ein Triumph damaliger Schiffbaukunst, brachte die Neuvermählten nach Vlissingen hinüber. Neue Feste warteten ihrer hier. Über-

1) S. Ranke: Englische Geschichte. Bd. I. S. 563.

all, wo Friedrich mit seiner Gemahlin erschien, wurden sie auf das Glänzendste gefeiert. Aber bei dem frohen Geniessen fand man auch Zeit zu ernsten, politischen Besprechungen, denn fortwährend warfen die Tagesereignisse düstere Schatten auf den noch scheinbar so heiteren Lebensweg der jüngst Verbundenen.

Während Friedrich der Gemahlin in die neue Heimat vorauseilte, blieb sie am Hofe der verwandten Oranier zurück. In Begleitung des Prinzen Moriz besuchte sie die bedeutendsten Städte Hollands, Harlem, Amsterdam, Utrecht. Am 24. Mai kam sie, ihre Reise fortsetzend, nach Köln. Zwischen Köln und Bonn harrten ihrer die pfälzischen Schiffe, deren eines für ihre Aufnahme besonders einladend hergerichtet war. Ein Triumphzug gestaltete sich ihre Rheinfahrt. In St. Goar und Bacharach begrüßten sie die ersten pfälzischen Beamten. Der Einladung des Kurfürsten von Mainz folgte sie dorthin, vom Gemahl begleitet, der sie in Bingen erwartete.

Am 2. Juni zogen beide feierlich in Oppenheim ein, wenige Tage darauf in Frankenthal. Hier wie dort zeugten Ehrenpforten, sinnvolle Sprüche, Anreden, Aufführungen von der freudigen Anteilnahme der Bevölkerung. Von Ladenburg her nahte sich dann am 7. Juni die Gefeierte der Hauptstadt, Heidelberg. Wiederum war der Gemahl ihr voraus geeilt, um sie nun in der Residenz zu empfangen. Die festlichen Veranstaltungen, die hier der jungen Fürstin warteten, übertrafen alles bisher Geleistete an Kühnheit phantastischer Darstellungen sowohl als an zeitlicher Ausdehnung der Feierlichkeiten. Als dann nach und nach die Gäste wieder abreisten, war es doch gar bald zu verspüren, wie mit der neuen Herrin ein neuer, fremdartiger Ton sich in die althergebrachte Weise mischte. „Noch für keine Kurfürstin von der Pfalz war in dem Ehekontrakt ein solcher Hofstaat festgesetzt worden, wie für Elisabeth. Da war ein Haushofmeister, ein Sekretär, ein Stallmeister, vier Kammerherren, eine Oberhofmeisterin, sechs Hoffräulein, mehrere Pagen, ein Kaplan, ein Leibarzt, zwei Läufer, zwei Kammerdiener, zwei Kammerfrauen, ein Garderobemeister, ein Koch, ein Keller- und noch 22 andere Hofbediente, im ganzen ein Hofstaat von mehr als 50 Personen, wofür im ganzen über 700 Pfund jährlichen Gehalts bezahlt werden mußten“¹⁾.

Königlicher Glanz ward heimisch auf dem Heidelberger Schlosse. Die Häufung von Bedürfnissen aller Art war herrschend geworden am kurfürstlichen Hof. Nicht mehr genügten die Säle und Zimmer, darin die vorige Generation würdig, ja prächtig gehaust hatte. Der „Elisa-

1) S. Häusser a. a. O. S. 270 u. f.

bethbau“ stieg vielfenstrig auf, der „Stückgarten“ ihm zu Füssen verwandelte sich in einen anmutigen Hain, darin die „Königin der Herzen“ lustwandeln konnte. Die erfindungsreiche Kunst eines Salomon de Caus plante die grossartigsten Gartenanlagen für die fernere Umgebung des herrlichen Schlosses.¹⁾ Diesem äusseren Glanz entsprach nicht das Vermögen des immerhin kleinen Landes. So schnell die junge Kurfürstin durch ihren Liebreiz auch die Menge anzog und gewann, dem biederen deutschredenden Untertan blieb sie doch immer die Ausländerin, der nur, wer französisch verstand, näher zu treten vermochte. Es waren Schranken da, und sie vergrösserten sich im Hinblick auf den gewaltigen Abstand, der zwischen den Einkünften des Landes und den Ausgaben des kurfürstlichen Hofes sich geltend zu machen begann.

Nur im Zusammenleben der gleichaltrigen Gatten waltete reinste Übereinstimmung.* Die Geburt des ältesten Knaben, nach seinen Oheimen, dem Prinzen Heinrich von Wales und dem von Oranien, Friedrich Heinrich genannt, führte das Glück des Kurfürstenpaares zur Höhe, das durch reichen Kindersegen auch fernerhin ausgezeichnet war.

Ohne Rücksicht auf das im Heidelberger Schlosse so glücklich sich gestaltende Familienleben gingen die Zeitereignisse indessen ihren Gang, in den das Geschick Heinrichs V. und der Seinen so unheilvoll sollte verflochten werden. „Wie von einer Warte erkennen wir den furchtbar unserm Vaterlande nahenden Sturm, den weise Männer unabwendbar ahnen“²⁾, hatte schon im Mai 1610 ein pfälzischer Staatsmann geschrieben, der in dem Jülich'schen Erbstreite ahnungsvoll den Anfang unermesslicher europäischer Wirren, das Signal zu einem allgemeinen Kriege, erstehen sah. Und schneller, als er es selbst vermutet, fand sich der unerfahrene, junge Kurfürst von der Pfalz in diese völkerbewegenden Kämpfe hineingezogen. Es erfolgte jener berüchtigte Fenstersturz zu Prag. Die böhmische Angelegenheit ward zur brennenden Tagesfrage, zum Ausgangspunkt des blutigsten Glaubensstreites.

In wie weit die Kurfürstin Elisabeth bei der nun an ihn herantretenden Entscheidung, den schwankenden Gemahl mag beeinflusst haben, lässt sich schwer nachweisen. Die Bemerkung ihrer Enkelin, Elisabeth Charlotte von Orleans, dass die nachherige Königin „Kein Wordt“ von den Verhandlungen gewusst „und nur damahl an comedien, Balletten

1) S. W. Oncken: Stadt, Schloss und Hochschule Heidelberg. Verlag von L. Meder. Heidelberg und das Heidelb. Schloss und seine Gärten in alter und neuer Zeit und der Schlossgarten zu Schwetzingen von H. R. Jung und W. Schröder. Berlin 1898. Verlag von Gustav Schmidt.

2) S. Friedrich Krüner: Johann von Rusdorf, kurpfälzischer Gesandter und Staatsmann etc. S. 23.

undt Roman lessen gedacht“¹⁾ habe, wird durch die Briefe Friedrichs an seine Gemahlin widerlegt. So schreibt er ihr unter dem 13. August 1619 aus Amberg: „Je n'ai rien eu de Bohême cette semaine; mais il y a apparence, qu'en la place que Ferdinand acquerra une couronne à Francfort, il en pourroit bien perdre deux: Dieu lui en fasse la grace.“²⁾ und am 19. August kann er mitteilen, dass die böhmischen Staaten wie die anderen Länder ihn einstimmig zu ihrem König erwählt hätten. „Glaube mir, ich bin sehr in Sorge, wie mich entschliessen, ohne Zweifel werde ich bald einige ihrer Gesandten hier haben,“³⁾ gesteht er weiter.

Nicht ohne schwere Seelenkämpfe kam der pfälzische Kurfürst zum folgenreichen Entschluss. Sein Grosshofmeister Albrecht von Solms berichtete von „furchtbaren Zweifeln“, von denen der junge Herrscher gequält wurde und aus welchen, wie der Graf hoffte, ihm Gott durch die Weisung des rechten Weges helfen werde.⁴⁾ Nur mit Zagen griff Friedrich nach dem Danaergeschenk der böhmischen Krone. Als er es aber getan, hiess es auch unentwegt vorwärts gehen auf dem schwierigen Wege.

Von den ahnungsvollen Klagen seiner klugen Mutter begleitet, brach der Kurfürst auf nach Prag. Mit ihm die Gemahlin. Zu Waldsassen grüsste sie eine feierliche Deputation böhmischer Gesandten. Sowohl König wie Königin beantworteten die Huldigungsreden gewandt und freundlich.

Am 4. November gelobte sich Friedrich in feierlicher Krönung dem neuen Volke in der Wenzeslauskapelle zu Prag. Drei Tage später tat das gleiche seine Gemahlin. Sie suchte auch nicht ohne Erfolg, durch leutseliges, liebenswürdiges Wesen, die oft peinlichen Eindrücke abzuschwächen, die das leichtere und lebenslustigere Wesen ihrer Umgebung auf die ernsten Böhmen machte. Nach brittischer Weise gab sie den Leuten die Hand und gewann sich so Zuneigung, wo Unkenntnis der Sprache ihr Hindernisse bereiteten.

Durch die Geburt des Königssohnes Rupert, den Elisabeth am 27. Dezember 1619 gebar, stieg ihre Popularität. Die Bürgerfrauen Prags hatten es sich nicht nehmen lassen, dem Prinzen die erste irdische Lagerstatt zu spenden, und sie begleiteten die Gabe mit einem silbernen, goldgefüllten Becken. Mit den weitgehendsten Versprechungen beehrten die hohen Verwandten und die Landstände den Neugeborenen. War der

1) S. Menzel a. a. O. S. 287.

2) S. Bromley a. a. O. S. 2.

3) Vergl. den Brief bei Aretin a. a. O. S. 148.

4) S. Gindely a. a. O. S. 447.

Titel eines „Grossfürsten von Litthauen“ auch nur ein leerer Schall, man dachte doch allen Ernstes daran, den schon in der Wiege also Benannten, mit Übergangung seiner beiden älteren Brüder, zum dereinstigen Nachfolger des Vaters auf dem böhmischen Thron zu ernennen. Nur am Widerstreben Friedrichs scheiterte dieser Plan.

Zu dem diesem Fürstenkinde entgegengebrachten Glanz gesellte sich die kriegerische Pracht und kündete waffenklirrend den Weg, auf dem dieser nach dem königlichen Ahn getaufte Knabe dereinst zum Ruhme schreiten sollte. „Bethlen Gabor nebst dem Herzoge Johann Friedrich von Württemberg waren die Paten, an deren Stelle Graf Thurso und Markgraf Wenzel von Jägerndorf das Kind aus den Händen der Oberstburggräfin von Sternberg auf ihren stahlbedeckten Armen empfangen und es wieder zurücklegten in die gleichfalls gewappneten Arme der Abgeordneten von Schlesien, Mähren und der Lausitz.“¹⁾ Der königlichen Mutter, die lebenslang eine besonders innige Liebe zu ihrem Sohne Rupert bezeugte, verband sich wehmüthvoll seine ihr so sympathische Art mit der Erinnerung an die glanzvollste kurze Periode ihres Königtums. Bei dem an ihr gerühmten religiösen Empfinden mochte es wohl für sie eine Freude sein, dass des Knaben erste in böhmischer Sprache gelallten Worte den Anfang des Psalmes „Preiset den Herrn“ bildeten.²⁾

Nur allzu jäh zerstob vor dem Schlachtendonner am weissen Berge der Glanz des „Winterkönigtumes“. Den Geschlagenen blieb nichts als die eilige Flucht. Und hastig musste die vollzogen werden. Denn „hätten sich Ihre Mayestät noch eine Stunde länger aufgehalten“, so wäre es gekommen, „dass Sie von der Bürgerschaft nicht hinaus gelassen worden wäre. Vnd den Fall gesetzt, dass sich Ihre Mayestät noch etwas darinn hätten aufhalten können, so wäre doch nichts gewisser gewesen, denn dass die Bürgerschaft vnd Reuterey einander attackiret vnd dem Feind Gelegenheit gegeben, als drittmann, des Orts sich zu bemächtigen oder doch zum wenigsten den Pass abzuschneiden, dass Ihre Mayestät neben Dero Königlichen Gemahlin sich zu retiriren unmöglich gefallen.

Vnd weil solches in einhelligem Rath, dabey auch die Englische Gesandte gewesen, so innständig gedungen, für gut vnd nothwendig ermessien vnd gehalten worden: Als ist diese Resolution mit genugsambem Grund gefasst und ins Werk gerichtet worden.“³⁾

1) S. v. Spruner: Pfalzgraf Rupert, der Kavalier. S. 11.

2) So erzählt von Spruner. Vermuthlich ist Psalm 103 gemeint. In Luthers Übersetzung der Psalmen hat keiner derselben den obenerwähnten Anfang.

3) S. v. Moser: Patriotisches Archiv für Deutschland. Bd. VII. S. 153 u. f.

Bezeichnend für die Eile, in der die Flucht von Prag sich vollzog, ist es, dass der Königssohn, Prinz Rupert, beinahe wäre dort zurückgelassen worden. Die treulose Amme war hinweggeeilt, den festschlummernden Knaben aber fand der Kämmerer, Graf Dohna, und trug ihn eigenhändig in den letzten Wagen, der den Strahof soeben verlassen sollte. Als vom heftigen Rütteln auf den holperigen Wegen der Kleine erwachend, sich unter den Kasten des Kutschersitzes gerollt fand, machte sein energisches Schreien auf ihn aufmerksam und man legte den weinenden Flüchtling in die Arme seiner unglücklichen Mutter. — Er war das einzige ihrer Kinder, das die traurige Reise mitmachte. Den ältesten Prinzen, Friedrich Heinrich, hatte man schon vor Ausbruch der böhmischen Kriegsunruhen nach Emmerich unter die Obhut der mütterlichen Verwandten, Gräfin Ernst von Nassau, gebracht. Der zweite Prinz, Karl Ludwig, und seine Schwester Elisabeth waren in Heidelberg bei der Grossmutter zurückgeblieben.

Welch ein Abstand in Jahresfrist für die unglückliche „Winterkönigin“. — Damals im Glanz der neuerworbenen Krone, die gefeierte, gesegnete Landesmutter und jetzt — eine unstät in der Welt Umhergetriebene, flüchtig dahineilend durch die schneebedeckten Pässe des schlesischen Gebirges, um endlich in Küstrin, bei dem brandenburgischen Schwager vorübergehend Unterkunft zu finden! Wie tat die Rast der hartbedrängten Frau so not. Am Weihnachtstage¹⁾ 1620 gebar sie hier ihren Sohn Moriz, den durch sein bewegtes Leben der Unstern verfolgen sollte, der über seiner Geburt so drohend stand.

Die im Januar des neuen Jahres erfolgende Ankunft Friedrichs in Küstrin verbesserte nicht den Zustand der Flüchtlinge. Sie merkten es nur zu deutlich, dass sie lästige Gäste seien und der König machte sich abermals auf, Hilfe zu suchen. Aber er musste aus eigener schmerzlicher Erfahrung lernen: „On trouve bien peu d'amitié, quand on est en malheureux.“²⁾ In Wolfenbüttel fand er den Herzog seit zwei Tagen verreist, niemand wusste recht wohin. „C'est une courtoisie extraordinaire“, fügt er, von diesem verfehlten Besuch an die Gemahlin berichtend, hinzu. Doch bei so viel Enttäuschung und vergeblichem Hoffen blieb den Unglücklichen ein starker Stab, daran sie sich beide aufrichteten: ihre innige, in Gott gegründete Liebe. „Je loue Dieu de ce que vous vous portés si bien et vos chers enfants“, schreibt Friedrich,

1) So Häusser im Gegensatz zu Gindely, der den 16. Januar 1621 als Geburtstag des Prinzen Moriz angibt.

2) S. v. Aretin a. a. O. S. 174.

„et le prie de vous conserver très longuement et me donner bientôt le bonheur de vous revoir, car certes c'est la plus chere compagnie que je puisse avoir en ce monde que la votre.“ Liebevoller Fürsorge lässt ihn dann noch die Ermahnung aussprechen, die Gemahlin möchte in Rücksicht auf ihren Zustand, nicht zu früh ausgehen, besonders bei der starken Kälte nicht.

So hält aufrichtige Zuneigung auch die Entfernten nahe zusammen. Freud und Leid trifft alle, die zu dem königlichen Familienkreise gehören, gemeinsam. In grosser schnörkeliger Kinderhandschrift drückt der älteste Prinz, Friedrich Heinrich, in dieser Zeit dem Vater seine Teilnahme aus. Aus „Lewarden le 17 de Feb. 1621“ schreibt der Knabe: „Sire. Nous n'entendons rien de certain de V. M. et ne scavons pas ou Vous estes, dont Je suis bien marri, et Je prie toujours Dieu, qu'il vueille preserver Vre. Majté et la Reyne des dangers. Nous avons esté proumener à Harlingen, et sur la mer, bien loin, sans Basteau. Les soldats y ont aussi fait leur exercices sur la glace. J'appren tous les jours à dancier et bien souvent aussi à escrimer et je me porte grace à Dieu fort bien. Je suis si ayse que j'ay un autre petit frere. Je voudray bien le pouvoir baisser et voir Vre. Majté et la Reyne en bonne santé, laquelle priant Dieu Vous vouloir longtemps continuer et en-chasser Vos enemis, Je demeure Sire de V. M. le tres obeissant fils Frideric Henry.“¹⁾

Die guten Wünsche des Kindes sind auch die Hoffnungen des Vaters. Inmitten des Unglücks verliess den schwergeprüften Mann nicht die Zuversicht, dass Gott alles zum Guten wenden könne. Im Vertrauen auf ihn blickt er über die düstere Gegenwart hinaus, hoffnungsvoll auf die Zukunft. Kein glänzendes Glück, ein still-bescheidenes malt er sich aus: „plut à Dieu qu'eussions un petit coin au monde, pour y vivre contents ensemble, c'est tout le bonheur que je me souhaite.“²⁾ Aber auch dieses sollte ihm zu ungetrübtem Genuss nicht beschieden sein. Mit der Annahme der böhmischen Krone war er hinausgetreten auf den Schauplatz politischer Tätigkeit. Ein Rückzug des Geächteten, Länderlosen konnte sich nur auf eben diesem gefährlichen Terrain vollziehen. Der Weg in die Stille führte durch die vom blutigen Krieg durchtobte Welt. Neue Verluste kommen zu den alten. Lässig unterstützt von England, schlecht beraten von seinen Freunden vermag er nichts Erfolgreiches zu unternehmen. Mit der Auflösung seines Heeres gab er auch

1) S. Königliches Staatsarchiv zu Hannover.

2) S. Bromley a. a. O. Brief VIII.

den letzten Vorteil noch dahin. Ein Ringen um eine verlorene Stellung ist sein ganzes ferneres Leben.

Im Schutze der Generalstaaten hatte Friedrich endlich nach langem Suchen eine Zuflucht gefunden, wo er die Seinen wieder um sich sammeln konnte. Im Haag und in Rhenen war fortan seine Residenz, wenn nicht Reisen und das Lagerleben ihn fernhielten. Die Vorliebe für die Jagd, der besonders seine Gemahlin sich hingab, mag sie häufig in die Gegend des kleinen aus „etwa 300 Häusern“ bestehenden Städtchens Rhenen geführt haben, „dessen Stille und landschaftliche Reize in ihnen den Wunsch erregten, sich hier anzusiedeln.“¹⁾ „La reine se retirait ordinairement tous les estés dans une maison de chasse, nomée Rhenen“²⁾ erzählt die spätere Kurfürstin Sophie von Hannover in ihren Memoiren. Es war klösterlicher Grund und Boden, den man sich erwarb. Laut Vertrages vom 25. Mai 1629 erstand Friedrich V. von den Staaten von Utrecht das St. Agnetenkloster zu Rhenen mit Klosterkirche, Komturei, Konventhaus und anderen Gebäuden. Den veränderten Zwecken entsprechend wurden jetzt die Baulichkeiten anders vernutzt, durch Zuerwerbung der Besitz vergrößert, die eigentliche Residenz, das Pallatium ganz neu aufgeführt. Mit seiner stattlichen Hauptfront nach Norden an der Arnheim—Utrechter Strasse gelegen, hob sich das massive Gebäude beherrschend aus der ländlichen Umgebung heraus. Von der Pracht der inneren Einrichtung lassen vorhandene Inventarien³⁾ eine genaue Vorstellung zu. Man staunt über die Menge von „Tapizerey“, die im Schlosse zu Rhenen die Wände schmückte. Teils biblische Bilder, oder solche der Mythologie entnommen, weisen diese Gobelins auf, aber auch „Jagden und Landschaften“, wie jene acht Stück „Brüsselische Arbeit, etwas Seiden mit eingeweben“. — In der Königin Schlafkammer, wo auf „türkische Teppiche“ das Bett stand, bedeckten „sechs Stück von Joseph“ die Wände. Das „klein Cabinet“ Elisabeths barg „vier Stück von Tournier, mit Gold und Silber vermischt“. Im Übrigen waren die Kabinette des Königs und der Königin mit Leder „brungülden“ und „rotgülden“ ausgeschlagen. Reicher Bilderschmuck zierte die Wände. Es werden 127 „Schillerereyen“ angeführt. Überwiegend sind die Familienporträts, aber auch andere Gemälde damals bekannter holländischer und vlämischer Künstler werden genannt, da-

1) S. Das kurpfälzische Schloss zu Rhenen von Dr. Joh. Kretzschmar in „Mitteilungen zur Geschichte des Heidelberger Schlosses.“ 1902. S. 96 u. ff.

2) S. Köcher: Memoiren etc. S. 37.

3) S. „Anlage“ zu: Das kurpfälzische Schloss zu Rhenen etc. S. 107 u. ff.

runter zwei Rubens: „Venus und Adonis“ und „Abraham und Hagar“. Das erstere Bild befand sich „im Kamin“ in der „Königin klein Kabinet“, wo sie auch alle ihre Kinder in Porträts um sich vereinigt hatte. Besonders kostbar müssen „die Bett und Umbhäng“ in Rhenen gewesen sein. Es werden Betten mit Damast- und Atlas-Himmel, mit „Kränzen von Gold und Silber“, dazu passenden Decken, ja sogar „ein Bett von Silberstück, mit gold und silber Passamenten verbrembt“ aufgeführt. Sessel, Stühle, Spiegel, Gardinen scheinen zahlreich vorhanden gewesen zu sein, dagegen ist der Vorrat an Leinen nur gering, „Zinnwerk“ und „Küchengeschirr“ nicht überreichlich zu nennen.

Der Gegensatz, der in mehr als einer Hinsicht an diesem Königshof herrschte¹⁾, lässt sich auch in der häuslichen Einrichtung bemerken. Grossartigem Prunk entspricht nicht der Geldzufluss, ihn durchzuführen, dem Luxus wird genügt, an dem Nötigsten ist beinahe Mangel. Die Königin erhält von dem Gemahl die Mittel, um Perlen für ihre kleine Tochter zu erstehen und in demselben Brief erzählt ihr der Gatte, dass er den Grafen Dohna angewiesen habe, ihm Geld zu verschaffen, „et s'il n'y a autre moyen, d'engager quelque vaiselle d'or. Vous luy commanderés les pieces qu'aimés le mieux qu'ils soient engagés.“²⁾ Als Friedrich im April 1622 in Paris sich aufhält, kauft er allerlei „brouilleries“ ein und die „hübschesten Etuis“, die er finden kann, um sie der fernen Gemahlin zu senden. Während eines Besuches in Berlin im Herbst 1624 meldet er in einer Nachschrift, er habe seine Diamanten getragen, die alle Welt sehr schön fände.

Auch der Abglanz des verlorenen Königtumes hatte noch seinen verführerischen Reiz. Aber es ist diese Oberflächlichkeit nicht der Hauptzug im Charakter des unglücklichen Gemahls der Königin Elisabeth. Gerade als Gatte und Vater offenbart er sich in der ganzen Innigkeit und Schlichtheit seines reinen Gemütes. Wie leiht er, fern von den Seinen, der Sehnsucht nach ihnen so lebhaften Ausdruck! Zwei Mal in der Woche schrieb er dann fast immer der Gemahlin. Die kurze Trennung erscheint ihm, als ob es Jahre wären und wiederholt versichert er sie: „c'est bien l'unique bonheur qui me reste d'être aimé de vous.“ Wenn es nach ihm ginge, gesteht er, würde er sich von allem zurückziehen, um zufrieden in dem kleinsten Erdenwinkel zu leben. Nicht

1) Vergl. hierzu den auf reiches Quellenmaterial sich stützenden „Vortrag“ von J. Wille: „Pfalzgräfin Elisabeth, Äbtissin von Herford“ im Jahrgang XI dieser Zeitschrift.

2) S. v. Aretin a. a. O. S. 175.

immer ist, wie es nach den glühenden Liebesversicherungen des Gemahls leicht scheinen möchte, die Königin die kühl sie duldende als stärkerer Teil. „Gieb nicht Raum der Melancholie“, muss Friedrich sie bitten und ihr schreiben: „Du musst versichert sein, dass keine Trennung jemals meine Liebe abkühlen könnte“, denn fügt er hinzu, seine Liebe sei „bien parfait“. Das Porträt der Gemahlin trägt er immer bei sich und betrachtet es nie, ohne den Wunsch das Original wiederzusehen.

Der zärtliche Gatte ist auch ein ebensolcher Vater. Seine Fürsorge begleitet die Kleinen, die in einer mit den Jahren sich mehrenden Anzahl, die jugendfrische, gesunde Mutter umblühen. Es ist ihm unangenehm, dass sein ältester Knabe nicht in Übereinstimmung mit seinem Erzieher zu sein vermag. „Dieu veuille qu'on puisse changer en mieux.“ Er freut sich, wenn er hört, wie Prinz Rupert und Prinzessin Henriette fortdauernd die Zufriedenheit der königlichen Mutter erlangen und dass auch Karl Ludwig „so gut“ ist. Mit Ungeduld erwartet er die Bilder seiner Kinder und als er dann nur erst die der beiden ältesten erhalten hat, verlangt er dringlich nach den anderen.

Noch einmal schien es, als sollte sich das Geschick Friedrichs V. wieder günstiger wenden. Was dem in schwärmerischer Begeisterung für die königliche Cousine die Waffen führenden Herzog von Braunschweig nicht gelungen war, dem vertriebenen Königspaare zu seinem Rechte wieder zu verhelfen, das erhofften die Verbannten von dem nordischen Helden, der im Juli 1630 an der deutschen Küste landete: Gustav Adolf, König von Schweden. Noch einmal erfüllt neuer Mut das Herz des tiefgebeugten Winterkönigs, den der plötzliche Tod seines ältesten 14jährigen Knaben, im Januar des vorigen Jahres, in grenzenlose Trauer versetzt hatte. Er schliesst sich Gustav Adolf an. Die keineswegs selbstlosen, weitaussichtigen Pläne desselben bleiben ihm nicht verborgen. Die Ungewissheit ist wieder sein Los. „Au reste, je ne sais à quoi j'en suis“ schreibt er an Elisabeth. Doch ist er entschlossen dem Könige zu folgen, obgleich „le metier de volontaire est bien fâcheux“. Aber auch in so kritischer Lage vergisst er der nächsten Beziehungen nicht und entschuldigt sich förmlich, falls er nicht während der Frankfurter Messe dort sein sollte, um die von der Königin gewünschten Einkäufe zu machen.

Mit Gustav Adolf zieht Friedrich in München ein. Der Adel seiner Gesinnung drückt sich in den schlichten Worten aus, die er gelegentlich dieses Aufenthalts in der Residenz seines Feindes an die Ge-

mahlin schreibt.¹⁾ Irdischer Besitz hat nichts Verlockendes mehr für ihn, nur das ererbte Recht will er zurückgewinnen. In dieser Hinsicht hofft er alles von dem Schwedenkönig. Mit um so gewaltigerer Wucht traf da den Unglücklichen die Todesnachricht aus der Lützener Schlacht. Des mächtigen Helfers so plötzlich beraubt, widerstand sein von schmerzlichen Erschütterungen nur zu oft heimgesuchtes Gemüt nicht länger. Dem geschwächten Körper teilte sich der Seele kranker Zustand mit. War's ein hitziges Fieber, dem er erlag oder darf man der alten Chronik glauben, die da berichtet: „Der Pfaltzgraf Friedrich der 5te, gewesener Churfürst und Böhmischer König, davon alles Unglück in Teutschland herrühret, ist zu Maintz gestorben in der Pest den 19. Nov., um dieselbige Zeit als der König aus Schweden geblieben, aetat. 36²⁾ — er starb, ein Mann in den besten Jahren, aber alt an schweren Erfahrungen, doch Gott ergeben, der Krone wert, die ihm nicht wieder genommen werden konnte.“³⁾ Undurchdringliches Dunkel breitet sich über die Stätte seiner letzten Ruhe. Sein Herz ward in der Kirche zu Oppenheim beigesetzt. Den Leichnam hiess liebende Besorgnis mitnehmen auf unsicheren Kriegswegen. „C'est bien une grande folie de parer tant un corps mort: pour moi, je ne desirerois qu'un linceul“ hatte er einst der Gemahlin geschrieben. Die Not der Zeit wird kein prächtiges Begräbnis ihm zugelassen haben und so sein früher Wunsch erfüllt worden sein. Bis nach Metz liess sich der seltsame Todeszug verfolgen, hier geht jede Spur von Friedrichs sterblichen Resten verloren.

„Bis zum Grabe treu“ schliesst der letzte Brief Friedrichs an Elisabeth. Die Gedanken des Sterbenden suchten sie und seine unversorgten Kinder, vor denen nach seinem Tode, sich unsicherer denn je die Zukunft auftun musste. Tief traf die Königin der herbe Verlust. Aber ob auch schmerzgebeugt, doch nicht gebrochen ward die Starke. Wie damals bei der Flucht von Prag, rief sie auch jetzt durch ihre Ruhe und Würde die Bewunderung hervor. Wie damals vergass sie keinen Augenblick, was sie sich als Königin schuldig sei und suchte ihren Schmerz zu bemeistern. Ernste Pflichten warteten der Witwe. Von den dreizehn Kindern, die sie dem Gemahl in der fast zwanzig Jahre währenden, glücklichen Ehe geschenkt hatte, waren bei seinem Tode sechs Söhne und vier Töchter noch am Leben. Das jüngste Kind,

1) S. Bromley a. a. O. S. 40.

2) S. Hannoversche Geschichtsblätter. Jahrgang 6. Heft 9 (Hannoversche Chronik). S. 428 u. 429.

3) Memoires de Loyse Juliane etc. a. a. O. S. 318 u. f.

nach Friedrichs Retter, Gustav genannt, hatte noch nicht sein erstes Lebensjahr vollendet. Der nunmehrige Nachfolger des Vaters, der zweitgeborene Sohn, Karl Ludwig, stand im sechzehnten Jahre. Die Interessen dieser Kinder zu vertreten und so viel an ihr lag, die Rückgewinnung ihrer Stammlande zu erreichen, waren Ziele zu deren Erlangung die königliche Witwe mutig in die Öffentlichkeit trat.

In einem eindringlichen Schreiben wendete sie sich an die Generalstaaten, sich deren Schutze mit ihren Kindern anempfehlend. Zu Fortführung der diplomatischen Angelegenheiten wählte sie den erprobten pfälzischen Staatsdiener Johann von Rusdorf, der ihr die letzten Andenken an den verewigten Gemahl überbrachte. Sie ermüdete nicht, trotz der mit England gemachten vielfach so ungünstigen Erfahrungen, immer aufs Neue sich hilfesuchend übers Meer zu wenden. Vater und Mutter lebten ihr dort nicht mehr, aber in ihrem Bruder Karl sah sie den natürlichen Beschützer für sich selbst und ihre Waisen. Am guten Willen des Königs fehlte es auch nicht. Er versichert seine „only dear sister“ seiner aufrichtigen Liebe und wünscht, sie möge gewiss sein: „that all my actions have and shall tend to your service.“¹⁾ Doch die englischen Verhältnisse begannen bald eine so bedrohliche Gestalt anzunehmen, dass der unglückliche König selbst der Hilfe bedurfte. Die Königin Elisabeth sah sich auf die eigene Kraft gestellt.

So zwangen förmlich die Verhältnisse die von Natur zu überlegtem, ruhigem Handeln veranlagte Frau ihr Schicksal gleichsam selbst in die Hand zu nehmen. Dass dabei den nachwachsenden jüngeren Kindern das Bild der Mutter weicherer Züge baar erschien, mag eben in dem harten Muss begründet sein. Früh schon heisst es, habe die Königin ihre Kinder von sich entfernt und der Pflege pedantischer Erzieherinnen anvertraut.²⁾ Und die Schilderung von ihren in Leyden zugebrachten Kindheitsjahren, wie sie die Herzogin Sophie gibt, nimmt für die Methode nicht eben ein. Dennoch war sicherlich ein Leben in der Stille den Kindern günstiger als wenn sie unter dem zerstreuen Einfluss des Hoflebens aufgewachsen wären. Die Söhne sowohl als die Töchter der Königin vollendeten in Leyden ihre Ausbildung und erst als der jüngste Prinz 1641 starb, liess die Mutter die bisher mit diesem Bruder erzogene Tochter Sophie zu sich nach dem Haag zurückkehren.

Es war durchaus kein Stilleben, das damals in der Umgebung der Winterkönigin herrschte. Eine dem Zeitgeschmacke entsprechende Ge-

1) S. Bromley a. a. O. S. 67.

2) Vergl. Memoiren der Herzogin Sophie von Hannover.

selligkeit kürzte auch hier die Stunden, muntere Scherze, Aufführungen füllten die Musse anregend aus. Drei erwachsene Töchter leisteten der königlichen Mutter Gesellschaft. Sie erregten die Bewunderung von aller Welt durch die Verschiedenartigkeit ihrer Begabung. „Madame Elisabeth“¹⁾, die älteste, in ihrer Neigung zu philosophischen Studien, ist als die Freundin Descartes bekannt geworden. Im Äusseren war sie anziehender als die zweite Schwester, Prinzessin Louise Hollandine. Lebhaften Geistes auch diese, lag deren Grösse doch auf einem anderen Gebiete. Unter Honthorsts Anleitung bildete sie sich zu einer tüchtigen Malerin aus. Noch heute zeugt manches pfälzische Familienbild von dem Talente der Königstochter. Weniger begabt aber von besonderer Schönheit schildern die Memoiren der jüngsten Schwester, die dritte Prinzessin, Henriette. Ihr Teint, „de lis et des roses“, dazu das aschblonde Haar wird bewundernd hervorgehoben.

So anziehenden Persönlichkeiten fehlte es nicht an Bewerbern, die trotz der Ungunst des Schicksals eine Verbindung mit den Töchtern der in der Verbannung lebenden Königin suchten. Es erschien ein Abgesandter des Königs von Polen im Haag, die Hand der Prinzessin Elisabeth für seinen Herren erbittend. Die Unterhandlungen scheiterten an der Weigerung der Prinzessin ihr Bekenntnis zu wechseln. Sie blieb unvermählt wie ihre Schwester Louise Hollandine, während die schöne Henriette sich mit dem Fürsten Siegmund Ragozki von Siebenbürgen vermählte und zum Schmerz der liebenden Mutter kaum ein halbes Jahr darauf starb.

Neben den Interessen der erwachsenen Töchter galt es bei der Königin Elisabeth in dieser Zeit nicht minder die Wahrnehmung der Rechte ihrer Söhne. Sie hat keine Opfer gescheut auch da ihr Möglichstes zu leisten, sogar ein kleines Heer liess sie werben, um bald nach dem Tode des Gemahls die Pfalz zu besetzen. Die dafür aufgewendeten Mittel waren freilich verloren, genau so wie späterhin deren noch mehr, die Karl Ludwig zur Rückgewinnung seiner Lande auf kriegischem Wege verausgabte.

Wirksamste Hilfe erwartete die Königin doch immer wieder von England. In Rusdorfs Begleitung schickte sie ihre beiden ältesten Söhne an den Hof ihres Bruders, diesen um Unterstützung zu bitten. Mit Schmerz musste es der treue Mentor sehen, „wie die pfälzischen Prinzen ganz den Vergnügungen des englischen Hoflebens sich hingaben und einer ernsten, ihrer würdigen Tätigkeit immer mehr sich entfrem-

1) Vergl. hierzu die treffliche Charakteristik, die J. Wille in dem S. 38 Anm. 1 erwähnten „Vortrage“ von der Äbtissin von Herford gibt.

deten; täglich lästiger wurden ihnen seine Ermahnungen¹⁾ Er konnte noch froh sein von dieser erfolglosen Mission endlich mit seinen Schützlingen glücklich in den Haag zurückzukehren. Ganz ohne Vorteil für einen derselben war aber diese Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu Karl I. doch nicht gewesen. Sie ermöglichte, dass späterhin Prinz Rupert in die Dienste seines Oheims trat und nebst seinem unzertrennlichen Waffengefährten, dem Prinzen Moriz, bei dem unglücklichen Monarchen aushielt, bis zum Übergange Karls zu den Schotten. Das Schicksal der verbannten Stuarts traf dann die Pfalzgrafen freilich mit und ihre beklagenswerte Mutter musste es erleben, die Söhne, fahrenden Rittern gleich, unstät in der Welt herumirren zu wissen. Zwischen Furcht und Hoffnung hat sie geschwebt monate-, jahrelang, als aus den westindischen Gewässern nur Prinz Rupert zurückkehrte und keine Kunde von dem Verbleib seines Bruders ihr überbringen konnte, dessen Schiff im Sturme von dem seinen für immer war getrennt worden, bis sie die Nachforschungen aufgab und in den Verlust des tapferen Sohnes sich zu finden versuchte. Noch einen, und zwar den jüngsten ihrer Prinzen, sah sie vor sich in das Grab sinken. Pfalzgraf Philipp fiel bei der Belagerung von Rethel, so dass der Königin nur noch drei Söhne blieben.

Es hatten sich ihr die schmerzlichen Verluste reichlich gemehrt seit dem Tode ihres Gemahls. Auf schreckliche Weise sah sie sich des einzigen Bruders beraubt. Der Kummer um ihn und das schwere Los der Seinen trübte der Königin die Freude an der Wiedereinsetzung ihres ältesten Sohnes in die geschmälerten Rechte des Vaters. Zu dem seelischen Schmerz gesellten sich bittere pekuniäre Sorgen. Seit die Unterstützung von England ausblieb und „den Mörder ihres geliebten Bruders“ bittend anzugehen, hätte sie nie über sich vermocht, waren die Verhältnisse der Winterkönigin höchst bedrängte geworden. Man speiste in Wahrheit an ihrem Hofe „Perlen und Diamanten“. Die Königin entäusserte sich ihrer liebsten Kostbarkeiten, ein Andenken an den Prinzen Heinrich von Wales, sogar ihren Trauring, hat sie versetzt um nur Existenzmittel herbei zu schaffen. Die Kaufleute und Handwerker im Haag wollen der Tiefverschuldeten nicht mehr borgen. An der Einrichtung zeigt sich überall der Verbrauch und es fehlt an Mitteln zur Ausbesserung und Wiederherstellung. Am 2./12. Juni 1658 schreibt die Königin an den Kurfürsten Karl Ludwig in Betreff von Vorhängen, deren sie benötige, da die in ihrem Zimmer befindlichen noch die alten

1) S. Friedrich Krüner: Johann von Rusdorf a. a. O. S. 116.

tuchenen seien, von der Trauer um ihren Bruder Karl her, also fast 10 Jahre dort gehangen haben. In dem anderen Zimmer seien die alten Sammetvorhänge und Stuhlbezüge „so rotten“, dass sie unmöglich noch länger benutzt werden könnten. Dazu muss sie gestehen, dass sie auch eine ganze Menge „little piddling debts“ habe, für „Spitzen und bei dem Schneider“. „I wont linning and cloths, aud linneries for my servants and theire debts and manie little necessaries.“¹⁾ Die Dienerschaft wartet vergeblich des ausstehenden Lohnes. Die regelmässigen Sendungen an Wein und Korn, die der Kurfürst nach dem Haag gehen lässt, decken die dort gemachten Schulden längst nicht. Es muss viel mehr sein und darum schreibt ihm die Mutter: „I haue often tolde you that if you had giruen me meanes I had defened my under seruants before this long agone, but not hauing where uith all I cannot doe it, it not being neither in honnour nor conscience to thrust poore people out of doores to starue in recompence of theire oulde seruices, for the better sorte I can haue no fewer then I haue, I ame forced to sell that little remnant of plate, I had left in the house for to subsist; my poor seruants are almost starued for lacked board wages, some days I haue not turf, sometimes candles nor drinke, by this truth you may see how melancolique a life I lead and all admire you doe no more for me, who though most miserable and vfortunate ame still your most affectionat mother.“¹⁾

Freigebigkeit von seiten ihres ältesten Sohnes hat die Königin nicht erfahren. Der sparsame Kurfürst trug keine Scheu um zerschlossene Vorhänge mit der Mutter zu rechten! Das einst mit so viel Liebe für sie von dem Gemahl erbaute Rhenen verfällt, der Aufsicht eines gewissenlosen Kastellans anvertraut. Vom Haag fortzugehen, vermag Elisabeth nicht, so lange ihre Schuldenlast ungetilgt ist und sie keine sichere Aussicht auf Wiederherstellung ihres pfälzischen Witwensitzes Frankenthal hat. Der damals in einer bedrängten Lage in seinem vom Kriege traurig verwüsteten Lande sich befindende Kurfürst lässt sich auf feste Zusagen nicht ein und bleibt auch später, als sich der Wohlstand in der Pfalz hebt, für die immer dringender werdenden Bitten der unterstützungsbedürftigen Mutter schwer zugänglich. „As for my creditours“ sagt sie daher noch in einem ihrer letzten Briefe, auf jene Angelegenheit zurückkommend: „you did never make the least shew to medle

1) Vergl. die Briefe der Königin in Bd. XXVIII der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart.

with them, though you were manie times pressed to it by some of them, and by myself, to redeeme some of my jewells“ und klagt ihn an: „You woulde neuer make the least shew of preparing Frankendale for me.“ — — „Ich habe die Unzufriedenheit und den Kummer, aber Du wirst die Unehre davon haben, dass ich keine Mittel habe und wenn die ganze Welt Richter wäre, ich bin überzeugt, sie würde nichts anderes sagen, als dass ich nicht geringe Ursache zum Klagen habe, denn ich verlange nicht einmal so viel als mein Recht ist und kann das noch nicht erhalten“ schreibt die Königin an anderer Stelle und fügt hinzu: „and pitiful smale portion you woulde give me“. Da sich über diese Angelegenheit das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn immer mehr verschärft, der Kurfürst nicht ansteht mit Berufung auf das Gesetz den Forderungen der Königin zu begegnen, lässt sie sich dadurch keineswegs einschüchtern, sondern sagt: „Ich verstehe nicht, was Du mit dem Gesetze meinst? Aber ich weiss, dass kein Gesetz in der Welt mir mein Leibgedinge nehmen kann, wenn ich darum nachsuchen müsste. Die Furcht davor würde mich nicht daran hindern es zu suchen; doch ich werde viel ertragen, ehe ich es thun würde und lieber darben.“ Mit Nachdruck setzt sie hinzu: „Ich werde versuchen zu bekommen, was sich irgend wie erreichen lässt, aber ich hoffe, Du wirst mich nicht dahin bringen, denn glaube mir, Du würdest das Schlimmste davon haben und dafür verdammt werden von allen guten und wertvollen Menschen und es würde kein kleiner Kummer für die sein, die dennoch Deine liebende Mutter ist.“

Nicht nur für sich selbst hat die Königin dem Sohne gegenüber so ernst und freundlich zu appellieren gewagt. Viel mehr noch, wo sie mit seinen eigenen Angelegenheiten nicht in Übereinstimmung war, scheute sie sich niemals, ohne Rücksicht auf den Nachteil, den sie persönlich davon haben mochte, ihm die Wahrheit zu sagen. Das eheliche Leben des Kurfürsten gab Anlass dazu in reichem Masse. Nach Wiedererlangung der Kur hatte sich Karl Ludwig mit der Prinzessin Charlotte von Hessen-Kassel vermählt. Aber trotzdem dieser Verbindung in dem Kurprinzen **Karl** und der Pfalzgräfin **Elisabeth Charlotte** hoffnungsvolle Nachkommenschaft beschieden war, fehlte dem kurfürstlichen Hause das Beste, der innere Friede. Die Zwietracht trat trennend zwischen die Gatten und störte das Verhältnis von Eltern zu Kindern. Entfremdung greift Platz, wo innigste Gemeinschaft herrschen sollte. Des Kurfürsten Herz wendet sich dem schönen und hochgebildeten Hofräulein seiner Gemahlin, der Freiin Louise von Degenfeld zu.

Die glühende Neigung des Leidenschaftlichen kennt keine Grenzen. Gesetz und Sitte dem eigenen Willen unterordnend, erreicht der Kurfürst die Verbindung mit seiner „herzallerliebsten Signora“, ohne dass eine Scheidung von seiner ebenbürtigen Gemahlin erfolgt wäre. Die ferne, im Haag weilende Mutter Karl Ludwigs hat diese vom Egoismus bestimmte Handlungsweise nie gebilligt. Ihre Briefe durchzieht darum auch vernehmlich der Ton der Missbilligung mit des Sohnes gewissenlosem Benehmen. Sie hält mit ihrem Urteil nicht zurück. Anfänglich, als nur erst ein Gerücht des „rumor in casa“ von Heidelberg zu ihr gelangt ist, sucht sie durch freundliche Zureden alles zum Guten zu wenden. Sie ahnte nicht, wie fern die rechtmässigen Gatten schon einander waren, wie nahe der Kurfürst der späteren Raugräfin bereits stand. Von den dramatisch bewegten Szenen, wie sie die zu der Zeit bei dem Bruder im Heidelberger Schlosse sich aufhaltende jüngste seiner Schwestern, Sophie, in ihren Memoiren¹⁾ geschildert hat, scheint die Königin dennoch eine allgemeine Kenntnis gehabt zu haben. Unter dem 9. Juli 1657 schreibt sie in dem einzigen, aus dieser Zeit erhaltenen Briefe an den Kurfürsten: „Ich gestehe, ich bin sehr traurig so wenig Hoffnung auf Deine Wiedervereinigung mit Deiner Frau zu finden. Ich will nicht mit Dir darüber streiten, obgleich ich nicht Deiner Ansicht bin, ich habe zu genau die heilige Schrift gelesen, um es zu sein, ausserdem wenige Beispiele gehört und gesehen, wo Menschen Deiner Stellung so öffentlich Sünde begangen haben, wie Du thust. Ich bitte Dich, nimm dies nicht ganz böse auf. Denn Gott ist mein Zeuge, ich habe keinen anderen Grund dafür als Dein Wohl und Deine Ehre; aber wenn Du entschlossen bist, Dich von Deiner Frau zu trennen, bitte ich Dich, denke was mit Sophie werden soll, denn sie kann nicht mit Anstand bei Dir bleiben.“

Der kurfürstliche Sohn teilte die Bedenken der Mutter nicht. In dem derselben verschriebenen Witwensitz Frankenthal barg er seine „ausgewählte Signora“ vor den Zornesausbrüchen seiner schwergekränkten Gemahlin. Aber die ferne Königin schweigt darum doch nicht. „Dein öffentliches Halten zu jenem Mädchen (wench) bringt Dir nicht wenig Unehre bei allen angesehenen Leuten ein“ äussert sie entrüstet. „Wenn jeder seinen Ehemann oder seine Frau ihrer schlechten Launen wegen verlassen dürfte, würde nicht geringe Unordnung in der Welt sein. Es ist gegen Gottes und Menschen Gesetz. Denn obgleich Du ein Souve-

1) Memoiren der Herzogin Sophie a. a. O. S. 57. 58.

rain bist, Gott ist über Dir!“ Sie beschwört ihn friedfertig zu sein und wenigstens „äusserlich“ mit seiner Frau in gutem Einvernehmen zu leben, wenn er nicht vergeben könne, was sie aber doch hoffe, dass in einiger Zeit auch noch geschehen werde „for I cannot enough tell you the wrong and harme it doth you in the worlde, besides your offence to God, who knows my heart and whome I call to uitness, that I urite this to you sincerelie from my soul ande out of my desire to have you doe well and prosper uith honour, wherefore I pray, take not this plaine dealing of mine in ill part, for if you were indiferent to me, I woulde not doe it, but God knows, I uish your good as well as mine oune“. „Ich sehe, Du bist böse, dass ich Deine Handlungsweise nicht billige“ schreibt sie zu dem gleichen Thema, ein paar Jahre später, im Juli 1660. „Aber was Du thust“ fährt sie fort, „erfüllt alle Welt mit Mitleiden für Deine Frau und mit Tadel gegen Dich“. Als ihr der Sohn hierauf zu seiner Rechtfertigung Beispiele aus der Geschichte anführt, weist sie ihn energisch zurück: „Anderer Menschen Fehler sind keine Entschuldigungen für die unsrigen. Wir sollten versuchen unseren Vorfahren in ihren Tugenden zu folgen und nicht in ihren Lastern und Gott wird nicht immer die bösen Handlungen gedeihen lassen, wie Du an des Königs (Karl II. von England) Wiederherstellung und seiner Rebellen Niederwerfung sehen kannst.“

Wie der Sohn lebte, war und blieb ihrem Empfinden nach Sünde, dagegen sie eifert, obschon erfolglos, doch ohne Ermüden. Seine sehr gesuchte Entschuldigung, die ihr beinahe die Schuld an seinem häuslichen Zwiste zuschieben möchte, lässt sie nicht gelten. Sie traue sich nicht zu, jene Unannehmlichkeiten verhindert zu haben, auch liebe sie garnicht, sich in „Kabalen“ zu mischen. „Ich bin nur traurig, dass Du noch (11./21. März 1661) so erzürnt gegen Deine Frau bist. Unerbittlich zu sein ist keine Tugend und wenn Gott zu uns so wäre, würden wir in eine üble Lage kommen. Ich entschuldige keines Menschen Fehler, aber niemals zu vergeben, ist ein sehr grosser. Du hast Dich empfindlich gezeigt, jetzt solltest Du grossmütig sein, denn sie sind in Deiner Gewalt und es ist Deine Frau, die Dir so liebe Kinder geboren hat.“ Voll herzlichen Mitgefühls verteidigt sie die ihr persönlich nicht bekannte Schwiegertochter. „Sie ist Deine Ehefrau und kein Gebot von Gott oder Menschen kann das auflösen“ bleibt ihr Endurteil.

Diese durch Jahre sich hinziehenden Klagen und Verstimmungen waren von mancherlei anderen unangenehmen Erfahrungen für die

Königin begleitet. Auch zu ihrer jüngsten Tochter, Prinzessin Sophie, war das Verhältnis zeitweilig ein getrübtes. Gegen den Wunsch der Mutter hatte diese den Haag verlassen in einer Zeit, wo die Hoffnungen der dort hingeflüchteten englischen Royalisten sich ihr zuwendeten. Aber klug genug das flatterhafte Wesen ihres Vetters Karl (II.) zu durchschauen, gab die Prinzessin rechtzeitig durch ihre Entfernung einen Heiratsplan auf, der vielleicht nie zur Erfüllung gelangt wäre. Sie zog sich damit das Missfallen der Königin Elisabeth zu, das sich ihr gegenüber noch vergrösserte, als die in Heidelberg verweilende Tochter, ohne die Mutter zu befragen, den einen der braunschweig-lüneburgischen Herzöge mit dem anderen vertauschte, den jüngeren für den älteren zum Verlobten nehmend. Aber Nachtragen war nicht der Winterkönigin Art. Sie verzieh der Tochter die ihr geschehene Kränkung und hiess sie bei sich herzlich willkommen, als sie in Begleitung ihres Gatten, des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, zum Besuch der Mutter im Haag eintraf. Alle Weichheit, deren Elisabeth fähig ist, kommt aber zum Ausdruck, da die Herzogin Sophie abermals die Königin besucht und jetzt die ihr vom Bruder zur Erziehung anvertraute Nichte, Elisabeth Charlotte, mitbringt. Die muntere Pfälzerin „Lieslotte“ wird gar schnell der Liebling der sich sonst nicht viel aus Kindern machenden Grossmutter. Alles, was die Kleine tut und treibt, ist der Königin wichtig und sie berichtet davon an den Sohn. Überhaupt erweist sie sich den Enkeln gegenüber sehr liebevoll. Bald schickt sie Spielsachen für die Kinder und bedauert nur, dass sie nicht mehr und nicht Besseres geben könne, bald erkundigt sie sich nach dem körperlichen Wohlbefinden der Geschwister. Es interessiert sie, ob der junge Kurprinz normal sich entwickelt, sie verlangt das Längenmass desselben und für sein dünnes Haar empfiehlt sie ein das Wachstum förderndes Mittel.

In keiner Periode ihres Lebens blieben ungewöhnliche Schickungen der Königin Elisabeth fern. Wiewohl zwei ihrer Töchter unvermählt waren, musste sie doch im Alter des töchterlichen Umganges entbehren. Ob sie es nicht verstand, dem mit den sich mehrenden Jahren bei den Töchtern sich entwickelnden Streben nach Selbstständigkeit nachzugeben? Nur so war es möglich, dass eine Fessel wurde, was doch nie eine solche sein sollte und die Mutter empfand es schliesslich als Kränkung, da eine Tochter nach der anderen sie verliess. Die bedrängte finanzielle Lage, in der sich die Königin fortgesetzt befand, wird das ihre hinzugegan haben. Bei der ältesten Tochter, der Pfalzgräfin Elisabeth, be-

wog ohne Frage die Aussicht auf eine standesgemässe Versorgung sie den dauernden Aufenthalt bei der Mutter um den Äbtissinnensitz von Herford aufzugeben. Besondere Harmonie scheint zudem nicht zwischen der Königin und ihrer gleichnamigen Tochter bestanden zu haben. Als sich das Schicksal der Prinzessin betreffs Herford zu erfüllen beginnt, schreibt die Winterkönigin dem ältesten Sohne dazu: „Ich denke, Du und ich haben Ursache froh darüber zu sein, sie so untergebracht zu sehen, denn dann wird sie niemand beunruhigen.“

Ganz anders bei der zweiten Tochter, Louise Hollandine. Sie hatte am längsten mit der Mutter zusammengelebt und floh doch heimlich dann von dieser fort, durch ihren Übertritt zur katholischen Kirche einen unheilbaren Bruch mit der streng protestantisch gesinnten Königin herbeiführend. Noch hellen die Briefe Elisabeths nicht vollkommen das Dunkel auf, das über dem Beweggrund zu diesem Schritte Louise Hollandinens liegt. Beruhten die Verleumdungen der Prinzessin von Zollern darüber auf Wahrheit, so war es nicht Glaubenssehnsucht allein, welche die Tochter des einstigen Führers des Protestantismus in das Kloster trieb.

Viele Jahre früher hatte Königin Elisabeth schon an einem ihrer anderen Kinder, dem Pfalzgrafen Eduard, den Glaubenswechsel erleben müssen. Er war katholisch geworden, um eine Verbindung mit der strenggläubigen Enkelin der Guise, Anna Gonzaga-Nevers zu erreichen. Hatte die Mutter diesem „convertir le mari par la femme“ ihre Verzeihung nicht versagt, in der durch den Übertritt der Pfalzgräfin Louise Hollandine ihr auferlegten neuen Prüfung erwies sie sich weit weniger versöhnlich. Wohl hat sie sich durch die wiederholten Bitten der Königin Henriette Marie, ihrer Schwägerin, veranlasst, zu einer Art offiziellen Verzeihungsschreibens an die spätere Äbtissin von Maubuisson herbeigelassen „denn nach Gottes und Menschen Gebot“ hätte es doch eines Tages geschehen müssen und „de bonne grace“ sei es das Beste — verwunden hat sie den von der Tochter an ihr verübten Verrat nicht mehr und wenn sie aller ihrer Kinder in ihrem Testamente gedenkt, Louise Hollandine fehlt unter den dort angeführten Erben.

Ihrem Herzen am nächsten blieb allezeit der Königssohn Rupert. „We understand one another“ darf sie gestehen. Ein unaufhörlicher Kummer musste es ihr sein, diesen Liebling im wechselnden Waffendienst verschiedener Herren zu sehen. Sie ersucht vergeblich den sparsamen Karl Ludwig zur Abtretung eines noch so bescheidenen Landesbesitzes, sei es auch nur das arg verwahrloste Rhenen, an den Pfalzgrafen Rupert. Es wäre ihr eine wahre Herzensfreude gewesen, ein

freundliches Übereinkommen der feindlichen Brüder zustande zu bringen. Da in der pfälzischen Heimat und auf holländischem Boden der Pfalzgraf keine bleibende Stätte findet, bleibt ihm nichts übrig als weiter Kriegsdienste zu nehmen bis endlich, nach der Zurückführung der Stuarts auf den englischen Thron, der ihnen treu ergebene Vetter im Geburtslande seiner Mutter die zweite Heimat findet.

Die englischen Beziehungen fehlen auch im Alter der Königin Elisabeth nicht. Im Haag lebte sie recht eigentlich unter ihren Verwandten und Landsleuten. Vor allem nahe stand sie ihrer Nichte Marie, der Witwe Wilhelms II. von Oranien. In mütterlicher Freundschaft bleibt sie der jungen Frau in schwerer Zeit verbunden. Sie ist dann auch Pathe des Nachgeborenen, der den Ruhm des oranischen Namens zu hohem Glanze bringen sollte, Wilhelms III. Häufig finden sich in der Königin Briefen Bemerkungen über den Sohn ihrer „*dear neece*“. Sie rühmt ihn als ein „*sehr aussergewöhnliches Kind*“ und „*verie good natured*“. Der Kurfürst vermöge sich nicht vorzustellen, meint sie „*the uitt that he has, it is not a uitt of childe who is suffisant, but of a man, that doth not pretend to it*“.

Oft weilt die Königin vom Haag aus in dem nahen Honsalaerdyck im heiteren Zusammensein mit der Prinzessin von Oranien. Und wie zu der Nichte, sind auch ihre Beziehungen zu deren Brüdern, Karl II., den Herzögen von York und Gloucester die freundlichsten. „*He useth me more like a Mother, then an Aunt*“ schreibt sie von Karl II. Die einzige etwas weitere Reise, die sie vom Haag aus unternimmt, ist nach Brüssel, wo der englische Thronerbe damals residierte. Die Königin kann nicht genug rühmen, wie willkommen sie dem Neffen ist. Eine lebensfrohe Heiterkeit spricht aus dem kurzen Brief, den sie unter dem Eindruck des Brüsseler Aufenthaltes abfasste. Sie täte dort nichts als „*to ramble up and doune*“ mit den Neffen und anderer guter Gesellschaft. In den Haag zurückgekehrt, schreibt sie: „*Ich bin sehr befriedigt von meiner Reise, ich war dem Könige und allen anderen dort sehr willkommen.*“

Dass darum die englischen Vorgänge sie fortdauernd lebhaft interessieren, ist begreiflich. Und hier geht die allzeit Massvolle aus ihrer Zurückhaltung heraus, sobald sie auf Cromwell zu sprechen kommt. Er ist ihr ein „*monster*“ und als er im Herbste 1654 bei einem Unfall mit dem Wagen dem Tode noch entrann, erzählt sie das auf ihre Weise dem Sohne: „*Cromwells Kutschpferde gingen dieser Tage mit ihm durch, aber sein Herr der Teufel, rettete ihn.*“ Nur „*a little bruised*

and a black eye“ habe er davon getragen. „Der alte Schurke fuhr selbst und fiel vom Kutschbock. Ich hoffe, es ist ein gutes Omen.“ Bei dem Tode Cromwells meint sie, dass er jetzt wohl an einem Orte sein würde, der nicht nach seinem Geschmacke sein möchte und berichtet, wie man am französischen Hofe die Todesnachricht aufgenommen habe und dass Kardinal Mazarin ihn „ce vipere“ genannt hätte.

Die „great confusion“, die England darauf erregt, presst der Königin die Bitte ab, dass Gott es möge gelingen lassen und Er ihr gute Nachrichten von ihren Neffen senden möge. Aller eigenen in jene Zeit fallenden Unannehmlichkeiten, wie sie die Flucht ihrer Tochter Louise Hollandine begleiteten, ungeachtet, verfolgt die Königin teilnahmsvoll die in der endlichen Zurückberufung der Stuarts gipfelnden Bestrebungen Monks. Ihre vielleicht allzu royalistisch-günstig gefärbten Berichte entbehren nicht der anschaulichsten Schilderung. Und dann kann sie dem Sohne „the great news“ verkündigen, über die begeisterte Aufnahme, die das Schreiben Karls II. an das Unterhaus hervorgerufen hatte. Die Mitglieder hätten sogleich nach dem Überbringer des Briefes, dem Lord Greenville geschickt und als er seinen Brief dem Sprecher, Sir Harbottle Grimstone übergeben, nahm er ihn und küsste ihn zwei Mal, das ganze Haus stand auf, baarhäuptig, während er las und „after cried out satisfactorie“.

Bei einer so günstigen Wendung der Dinge konnte Karl II. es wagen in den Haag zurückzukehren. „Er logiert in des Prinzen Moriz Haus, da ist nicht genug Platz für sie alle“ erzählt die Königin. Der Haag wird abermals der Sammelplatz der Royalisten. Eine englische Flotte erscheint zur Einholung des Herrschers vor Scheveningen. Die Generalstaaten beeilen sich mit glänzenden Abschiedsfesten, den Scheidenden zu feiern.¹⁾ Die Königin Elisabeth empfängt ihr ungeschmälert Teil an diesen Ehrungen. „Wir assen alle zusammen auf der Generalstaaten Kosten, at a cross table“ heisst es in ihrem ausführlichen Bericht. „Der König sass in der Mitte, ich an seiner rechten Hand und meine Nichte an seiner linken, mein Pathenkind (Herzog von York) an meiner Seite an einem Ende und der Herzog von Gloucester mit dem kleinen Prinzen von Oranien an der Seite meiner Nichte.“ Die Speisen wurden von Offizieren aufgetragen. Militärische Posten bewachten des Königs Wohnung, der „free lie as his fathers right heire“ nach England zurückkehren würde. Eine freudig erregte Menschenmenge säumt den Weg

1) Vergl. hiermit in Übereinstimmung die gleichzeitige Schilderung dieser Vorgänge bei: de Sorbiere, Relations, lettres et discours etc. Paris. 1660. S. 19 u. f.

den Karl II. vom Haag zum Abfahrtsplatz der Schiffe nimmt. Auch hierin gibt ihm die Königin das Geleit. „Meine Nichte und ich gingen mit ihm auf das Schiff, wo wir speisten und kehrten erst zurück als sie die Anker lichteten.“ Das in „Royal Charles“ umgetaufte Schiff Naseby trägt den König auf das Meer hinaus. Seine Landung in England, sein Einzug in London, die Massnahmen, die er trifft seine Anhänger zu belohnen, die „Rebellen“ zu bestrafen, erfahren seitens der Königin Elisabeth reges Interesse. Es war ja auch für sie eine Lebensfrage, wie die Beschlüsse der ratschlagenden Häuser über die den Verwandten des zurückberufenen Königs auszuzahlenden Summen lauten würden. Es erfüllt sie mit Genugtuung, als der ihr treu ergebene Lord William Craven, wie andere englische Edle auch, seine konfiszierten Güter wiedererhält und hoffnungsreicher Freude voll teilt sie dem Kurfürsten mit, dass Pfalzgraf Rupert sein dienstliches Verhältnis löse, um des Königs Aufforderung ihm nach England zu folgen, nachzukommen.

Auch Königin Elisabeth darf daran denken, das Land ihrer Jugend wiederzusehen. Ihre Nichte, Prinzessin Marie von Oranien, schickt sich an zu den Brüdern nach England zu gehen. „Das Gerücht ist wahr, dass ich ihr zu folgen gedenke“, schreibt die Königin. „Der König hat mir das Versprechen abgenommen, zu kommen, wenn er nach mir schicken würde, was, ich gestehe es, ich sehr gern thun werde, es ist nicht seltsam, dass ich froh sein werde mein Heimatland wiederzusehen. von dem ich so lange fortgewesen bin und unter denen zu sein, die meines Blutes sind, denen ich für meine Unterstützung so sehr verpflichtet bin, von ihrem Vater her und wegen ihrer eigenen grossen Güte und Hochachtung gegen mich, als ob ich ihre Mutter wäre.“

Aber ungemischte Freude war der Winterkönigin nun einmal nicht beschieden. Die Aussicht auf den ersehnten Besuch in England wird ihr schmerzlich getrübt durch Todesfälle in der verwandten königlichen Familie. Unter dem 4. Oktober 1650 meldet sie ihrem Sohne „die traurige Nachricht“ von dem Tode ihres teuren Neffen, des Herzogs von Gloucester und kaum drei Monate darauf treibt neue Sorge, da die Prinzessin von Oranien von der gleichen Krankheit ergriffen wird, die den Herzog von Gloucester hinweggerafft, zu Äusserungen ernster Besorgnis. „Ich bin nun wieder in Trauer“ schreibt sie wenige Tage darauf, als ihre Befürchtungen sich erfüllt haben und die geliebte Nichte der tückischen Krankheit erlegen ist. Das gottesfürchtige, standhafte Ende der fern von ihrem einzigen Kinde Verstorbenen, veranlasst die Königin zu berechtigter Anerkennung. „Ich bin so traurig“ schliesst

sie ihren Brief „ich fürchte, ich schreibe Unsinn“. Mehrfach kommt sie auf diesen schmerzlichen Verlust zurück. Hatte sie das Jahr zuvor bei dem Heimgang ihrer Schwägerin, der Kurfürstin-Witwe Elisabeth Charlotte von Brandenburg geklagt, eine Freundin verloren zu haben, die sie wahrhaft liebte „und solche Freunde sind nur selten in der Welt“, jetzt gesteht sie, der „dearest niece“ gedenkend „ich werde ihr Andenken nie vergessen. Wir lebten fast zwanzig Jahre miteinander, und hatten uns immer lieb“.

Die herzliche Zuneigung, die nach diesen schweren Verlusten, die Königin nur noch inniger mit den ihr verbliebenen englischen Verwandten verbindet, beeinflusste auch ihr Urteil über den keineswegs einwandfreien Lebenswandel der Neffen. Alles was Nachteiliges über sie in die Öffentlichkeit dringt, vermag die liebevolle Tante nicht zu glauben. So misst sie dem Gerüchte, das von nahen Beziehungen des Herzogs von York zur Hofdame seiner Schwester wissen wollte, keine Wichtigkeit bei und behauptet, dass es nie damit etwas sein werde, bis sie sich doch eines anderen muss belehren lassen, um alsdann mitzuteilen, wie die Heirat ihres Pathenkindes mit Anna Hyde die königliche Familie betrübe. Der gleichzeitig auftauchende Plau einer Verbindung Karls II. mit Hortensia Manzini wird von ihr, der herkömmlichen Auffassung entgegen, dahin widerlegt, dass die Königin Henriette Marie gerade diese Partie nicht wünsche, da sie zu betrübt über ihres zweiten Sohnes „törichte Handlungsweise“ sei „um die andere zu wünschen“.

Erweist sich die Königin Elisabeth in ihren Briefen als eine echte Stuart, sie vermochte doch auch gut pfälzisch zu fühlen und hielt auf die Würde ihrer verlorenen Krone. Darum verwunderte es sie, dass der Kurfürst Karl Ludwig den ihr zukommenden Titel „Königin von Böhmen“ in dem Heiratsvertrag seiner Schwester Henriette mit dem Fürsten Rakoczky auslassen wollte. „Lässt Du das aus“, schrieb sie ihm damals „thust Du mir so viel Unrecht wie dem Andenken Deines verstorbenen Vaters, als ob Du seine Handlungsweise missbilligst. Weshalb ich an Deine Tante, die Kurfürstin (Elisabeth Charlotte von Brandenburg) geschrieben habe, dass ich ihn nicht wollte ausgelassen haben, weder in jenem noch in irgend welchem öffentlichen Schreiben, das ich unterzeichnen muss. Ich will niemals ohne ihn unterzeichnen. Ich will niemals dem Gedächtnisse Deines Vaters solches Unrecht thun und wenn der Kaiser oder irgend wer sonst darüber böse wäre“. — Sie lobt dagegen den Sohn im Vikariatsstreit, trotz seiner dabei bekundeten, weitgehenden Heftigkeit und ist zu einer den Habsburgern feindlichen

Gesinnung geneigt. Traurige Erfahrungen haben sie gelehrt, dass alle aus dem Hause Bayern „gegen“ das pfälzische Haus seien, darnum warnt sie den Sohn vor den stammverwandten Wittelsbachern, empfiehlt ihm dagegen die Freundschaft Kur-Brandenburgs. Dem Könige Karl X. Gustav von Schweden verzieh sie nicht seine „strikte Alliance“ mit der englischen Republik, noch seine Ungerechtigkeit gegen das Herzogspaar von Kurland, für dessen Geschick sie aufrichtiges Mitleiden bezeugte.

Wie eine Besuchsreise sah die Königin Elisabeth ihr Gehen nach England an und doch ordnete sie, gleich einer sorgsam Hausfrau, ehe sie die Fahrt antrat, ihre Verhältnisse. Sie hat damals ihren letzten Willen aufgesetzt und die ihr verbliebenen Kostbarkeiten an ihre Kinder verteilt. Des hilfreichen Freundes, Lord William Cravens, erwähnt dieses Testament nicht und zu etwaigen auf nähere Beziehungen zwischen der Königin und ihm abzielende Schlüsse gibt es keinen Anhalt.

Der Abreise aus dem Haag stellten sich noch im letzten Augenblick unvermutete Hindernisse entgegen. Liessen die Gläubiger die Königin ruhig ziehen, der eigene Sohn bereitete ihr durch seinen Residenten Schwierigkeiten, indem er die von ihr mitzunehmenden Sachen teilweise mit Beschlag zu belegen versuchte. Das gespannte Verhältnis von der Mutter zum Sohne verschärfte sich aufs Neue. Noch in dem letzten Briefe, den die Königin von London aus am 22./12. September 1661 geschrieben, klingt das „necessitie has no law“ vernehmlich wieder. „Ich sehe aus Deinem letzten Briefe“, beginnt sie, „dass wenn Du eine Meinung über etwas hast, Du nicht zu dem Gegenteil zu überreden bist. Ich kritisierte niemals Deine Briefe und Deine Handlungsweise, aber was ich fand, war dem entgegen, was ich um Dich verdient zu haben glaubte; die erzählen vor der Welt eine falsche Lüge, die da sagen, ich beklagte mich über Dich. Es ist wahr, ich liess den König, meinen Neffen, sehen, welche geringen Mittel Du mir zu meiner Existenz giebst, weil ich keinen anderen Helfer als ihn habe. Ich war dazu gezwungen es seinem Rate zu empfehlen, solch' eine Angelegenheit konnte nicht geheim gehalten werden“. Auf die Beschlagnahme ihrer Sachen kommend, fährt sie fort: „Alle Welt wundert sich darüber und würde sich noch mehr wundern, wenn sie den Stoff sähe, der in Rhenen war, „den der Kerl (beast), Dein Kastellan, so gänzlich verderben liess“ —, dass sie alle Überzüge für ihre Möbel erneuern müsse, ehe sie nach Exceterhouse übersiedele. „Der König“ heisst es weiter, „hat mir lebenslänglich ein tausend Pfund Sterling den Monat ausgesetzt.

Ich hoffe, Dein Ärger wird vorbei sein und Du mir vermehren, was Du mir giebst, daraufhin was Du mir schuldest von meinem Leibgedinge. Du magst keine Meinung welche Du willst von mir haben, aber ich versichere Dich, niemand ist trauriger als ich bin, wenn ich die Leute Dich um Deiner Handlungen willen beurteilen höre. Ich versichere Dich, ich thue es nicht vor den Leuten — aber Gedanken sind frei! Ich bitte zu Gott, Du möchtest eines Tages sehen, wie ungerecht Deine Meinung von mir ist. Ich würde sehr froh sein zu wissen, von welchen meiner Diener Du eine so schlechte Meinung hast, denn wahrlich, ich kann mir nicht denken, wer sie sind, da ich so wenige habe.“

Über den königlichen Neffen und seine Güte zu ihr, über das Wiedersehen der alten Heimat äusserte sich Königin Elisabeth voller Befriedigung. Die Aussicht, in Exceterhouse zu wohnen, stimmte sie froh. So ging ihr der Winter von 1661 auf 62 im Verkehr mit dem Lieblingssohne Rupert und den Verwandten hin. Kleine Unpässlichkeiten, deren baldiges Vergehen die Briefe des Kurfürsten der Mutter wünschen und die man bei der kräftigen Konstitution der hohen Frau auch nicht ernst nahm, müssen doch schon Vorboten des traurigen Ereignisses gewesen sein, das am 13. Februar 1662 eintrat, da die Königin, ohne vorher lange gelitten zu haben, fast kampfflos verschied.

Ihrem letzten Willen gemäss, in dem sie gewünscht: „pour estre enterré parmy nos Ancestres dans l'Eglise de Westmunster auprez de feu nostre frère aisé, le Prince Henry“, ward sie in Westminster beigesetzt. Von ihren Kindern scheint ausser dem Pfalzgrafen Rupert keines der Mutter die letzte Ehre erwiesen zu haben. Weite Fernen trennten sie voneinander. Wie aber in ihrem Leben so vielfach der Gegensatz geherrscht hatte, blieb der Kontrast nicht aus über den Tod hinaus. In dem Begrüssungsjubel über die einziehende Braut des Königs Karl II. verklang sehr schnell das Sterbegeläut für die Winterkönigin. Sie, deren nahe Verwandtschaft mit den Stuarts, der Descendenz ihrer jüngsten Tochter so wichtig und wertvoll für die Zukunft werden sollte, lebt, mit der kleinlichen Not des Lebens eng verknüpft, in den Briefen dieses Kindes fort. Schulden hatte sie ihren Erben hinterlassen und nicht unbeträchtlich müssen sie gewesen sein „der Ruin von mehr als hundert Familien hinge daran“ — und so folgt ihr noch ins Grab hinein Klage und Tadel. Ein schriller Missklang, kein versöhnlicher Abschluss für dieses wechselvolle Erdendasein, das es so anschaulich lehrt, wie leben recht eigentlich kämpfen heisst.

Burschenschaftlerbriefe aus der Zeit der Juli-Revolution.

Von

Otto Oppermann

Die Demagogenverfolgung hat dafür gesorgt, dass von der umfangreichen Korrespondenz, die im Kreise der Burschenschaft über Fragen der Politik und des akademischen Lebens geführt wurde, nur Weniges auf die Nachwelt gekommen ist. Umso wertvoller wird dadurch ein Bestand von Briefen, der mir aus dem Nachlass des Justizrates Gerhard Joseph Compes von seinem Schwiegersohn, Sanitätsrat Dr. Kayser in Köln, zur Verfügung gestellt worden ist. Compes hat sich mit der Absicht getragen, eine Geschichte der Burschenschaft zu schreiben und zu diesem Zwecke auch die von ihm ausgegangenen Briefe sich zurückgeben lassen. Was ich hier vorlege, ist nur ein Teil, der meist Heidelberger Verhältnisse schildert; eine andere Gruppe, die für das geistige Leben in München um 1830 von höchstem Interesse ist, hoffe ich an anderer Stelle mitzuteilen.

Compes,¹⁾ aus Korschenbroich bei Gladbach gebürtig, hat im Oktober 1827 17jährig die Universität Bonn bezogen, um die Rechte zu studieren; von Herbst 1828 bis dahin 1829 war er Student in München, dann wieder in Bonn. Hier wie dort gehörte er zu den führenden Mitgliedern der Burschenschaft; Grund genug, dass er am 24. Mai 1835, wenige Tage nachdem er den Eid als Advokat geleistet hatte, verhaftet und nach Wesel, von da im September nach der Berliner Hausvogtei gebracht wurde. Überführt, „an der Spitze einer geheimen Verbindung ohne Verbrechen gestanden zu haben“ wurde Compes zu 10 Jahren Festung verurteilt; durch Kabinettsordre vom 5. Juni 1837 wurde jedoch die Strafe auf ein Jahr ermässigt. Seit 1839 Anwalt am Appellhof in

1) Vgl. K(ayser), das Lebensbild eines Burschenschaftlers der dreissiger Jahre. Burschenschaftliche Blätter vom 1. Febr. 1888, S. 33 ff.

Köln, wurde Compes 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt und schloss sich der erbkaiserlichen Partei an. In den Verhandlungen selbst ist er wenig hervorgetreten; nur einmal hat er zur Begründung eines von ihm gestellten Antrags das Wort ergriffen. Doch gehörte er als hervorragender Vertreter des rheinischen Rechts dem Ausschuss für Rechtspflege und dem Verfassungsausschuss an; auch als Gesandter für den Haag war er in Aussicht genommen.¹⁾ Infolge des Frankfurter Septemberaufstands legte er sein Mandat nieder, war jedoch 1850 wieder Vertreter des Siegkreises im Unionsparlament zu Erfurt. Mit den Führern des rheinischen Liberalismus eng befreundet, hat er als juristisches Mitglied der rheinischen Eisenbahndirektion eine nicht unbedeutende Rolle im öffentlichen Leben Kölns gespielt; am 12. Januar 1887 ist er daselbst gestorben.

Nach den harten Verfolgungen, die die Entdeckung des Jünglingsbundes heraufbeschworen hatte, war die Burschenschaft seit 1826 allenthalben zu neuem Leben erstanden. In Bonn stand, als Compes die Hochschule bezog, stud. phil. Wilhelm Leverkus²⁾ an der Spitze, von dem die beiden ersten Briefe herrühren. Seit Ostern 1828 Student in Heidelberg und hier gleichfalls Sprecher der Burschenschaft, hat auch Leverkus mit der Hausvogtei Bekanntschaft gemacht; auch ihn führte seine spätere Laufbahn ins Frankfurter Parlament und in die Reihen der erbkaiserlichen Partei; in die schleswig-holsteinische Frage hat er damals, 1848, mit der Broschüre „Eine authentische Interpretation der Garantieakten Englands und Frankreichs wegen des Herzogtums Schleswig“ eingegriffen. Er starb als oldenburgischer Archivar am 30. November 1870. Im Andenken derer, die ihn kannten, lebt er als ein Mann, dessen Denken und Trachten von Jugend an der Einheit Deutschlands geweiht war.

Der Verfasser des Briefes Nr. 3, stud. phil. Adolf Friedrich Stenzler,³⁾ war schon zwei Semester in Berlin der Schüler Franz Bopps gewesen, bevor er zu Ostern 1828 nach Bonn kam und sich der Burschenschaft anschloss. Fünf Jahre später finden wir Stenzler als Professor des Sanskrit in Breslau; als solcher ist er 1887 gestorben. Einer der Begründer des Sanskritstudiums in Deutschland und gleich ausgezeichnet als Lehrer wie als Gelehrter; empfänglich für ästhetischen Lebensgenuss,

1) Wichmann, Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche I, 117.

2) Vgl. Allgem. deutsche Biographie 18, 503f. (Mutzenbecher).

3) Vgl. ebenda 36, 59 ff. (R. Pischel).

aber auch für politische Dinge in gemässigt konservativer Richtung interessiert.

Karl Heinrich Brüggemann aus Hopsten im Münsterlande, der sich vom Studium der katholischen Theologie sehr bald dem der Staatswissenschaften zugewandt hatte, war im Herbst 1830 von Bonn nach Heidelberg gekommen und wurde hier einer der rührigsten Vermittler zwischen dem von Dr. Wirth, dem Redakteur der „Deutschen Tribüne“, gegründeten Pressverein und der akademischen Jugend. Auf einem Fest der freien Presse in Weinheim am 1. April 1832 sprach nach einem Bericht des Mannheimer „Wächters am Rhein“ „Herr Brüggemann, Student aus Heidelberg, in Worten voll Geist hervorhebend die Kraft, das Feuer, die Hingebung der Jugend, aber hinweisend auf Umsicht und kluge Mässigung bei Behandlung politischer Gegenstände“. Noch bemerkenswerter ist die Rede, die Brüggemann als Sprecher der Heidelberger Burschenschaft auf dem Hambacher Fest hielt¹⁾; er geht da von der Wartburgfeier als einem Vorspiel der Hambacher Veranstaltung aus und hofft auf eine Wiedervereinigung Elsass-Lothringens mit Deutschland. Im Ideenkreis Wirths, der sich vorher schon ähnlich geäußert hatte, bewegt sich Brüggemanns Rede auch, indem sie von der Allmacht der öffentlichen Meinung alles erwartet und gegen die Unterdrückung der freien Presse, die Vernichtung der Mittel zur Menschheitsbildung, leidenschaftlichen Protest richtet. Am folgenden Morgen fand eine Versammlung statt, in welcher Siebenpfeiffer zur Deputiertenwahl für einen Nationalkonvent aufforderte, sowie eine geheime Beratung von 15 bis 20 der namhaftesten Festteilnehmer, die für die Beteiligung der Burschenschaft am Frankfurter Attentat (3. April 1833) von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Wegen seiner Teilnahme an diesen Verhandlungen wurde Brüggemann vom preussischen Kammergericht 1836 nach zweijähriger Voruntersuchung, zum Tode durch das Rad von oben herab verurteilt, aber zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt, aus der er 1840 entlassen wurde. In demselben Jahre erschien sein Buch „Dr. Lists nationales System der politischen Ökonomie, kritisch beleuchtet und mit einer Begründung des gegenwärtigen Standpunkts dieser Wissenschaft begleitet“. Bemerkenswert ist seine hier verfochtene Ansicht, dass „dem Proletarier der Geist der Ehre und der Freiheit eingehaucht“ werden müsse durch Versicherungskassen, die „von Anfang an mit

1) Dies und das Folgende nach G. H. Schneider, Der Press- oder Vaterlandsverein 1832/33. Veröffentlichungen des Archivs für die deutsche Burschenschaft Heft 4. Berlin 1897. S. 48 u. 53 ff.

einiger und zwar sich immer erweiternder Ehre der Selbstverwaltung“ ausgestattet werden sollen. Begreiflich, dass ein Versuch, sich mit dieser Arbeit in Berlin für Nationalökonomie zu habilitieren, am Widerstand des Ministeriums Eichhorn scheiterte.¹⁾ Sein politisches Glaubensbekenntnis legte Brüggemann ab in der 1843 erschienenen Schrift „Preussens Beruf in der deutschen Staatsentwicklung“, die eine tatkräftige Initiative Preussens in der deutschen Einheitsfrage in Anknüpfung an die Stein-Hardenbergschen Reformen und nach dem Vorbilde des englischen Selfgovernment forderte. In gleichem Sinne leitete Brüggemann seit 1845 die Kölnische Zeitung, den der geschichtlichen Grundlagen entbehrenden „Scheinkonstitutionalismus“ nach französischem Muster ebenso wie die Bestrebungen der preussischen Reaktionspartei bekämpfend, bis ihn 1855 die Verdächtigungen der letzteren von seinem leitenden Posten verdrängten. Nach dreissigjähriger treuer Tätigkeit im journalistischen Beruf ist Brüggemann am 1. Juli 1887 gestorben, ein furchtloser, bescheidener und vornehmer Mann und einer der ausgezeichnetsten unter den politischen Schriftstellern, die zur Werdezeit der deutschen Einheit die öffentliche Meinung beeinflusst haben. In seiner Schrift „Meine Leitung der Kölnischen Zeitung und die Krisen der preussischen Politik von 1846—1855 (Leipzig 1855) betont er, dass seine Studentenjahre mit ihrer Begeisterung für Freiheit der Presse und politische Einheit des deutschen Vaterlandes nicht ohne dauernde Nachwirkung für ihn geblieben seien: „Von den Tagen an, da ich im schönen Heidelberg unter Rau meinen Adam Smith und David Ricardo studierte und daneben mit meinen burschenschaftlichen Freunden an den Reden Fichtes oder dem Briefwechsel unseres Paul Pfizer mich erbaute, von jenen Tagen an haben, ich bekenne es, meine patriotischen Strebensziele und sozialen Grundanschauungen sich wenig geändert.“

Weniger fruchtbar und frei als Brüggemann hat Alexis Heintzmann aus Bochum, seit Herbst 1829 Student der Rechte und Burschenschafter in Bonn, seit Herbst 1831 in Heidelberg, im späteren Leben die Anschauungen weitergebildet, zu denen er sich in den uns vorliegenden Briefen bekennt. Wir finden ihn im Jahre 1848 als Staatsprokurator in Elberfeld, als Mitglied des politischen Klubs, dem meist Nichteinheimische aus akademischen Kreisen angehörten, während die Kaufleute sich fast alle fernhielten. Das tätigste Mitglied war der Gewerbeschullehrer Körner, der Führer der deutschkatholischen Bewegung im Wupper-

1) Vgl. Allgem. deutsche Biographie 3, 405 (Inama-Sternegg).

thal; neben ihm sind der Bankdirektor Karl Hecker und der Arzt Dr. Felix Bracht zu nennen; letzterer hatte mit Heintzmann der Bonner Burschenschaft angehört. Noch am meisten Berührung mit dem Programm Brüggemanns hatte die Wirksamkeit dieses Klubs in sozialer Hinsicht; um die geistige und materielle Hebung der Fabrikarbeiter erwarb er sich manches Verdienst.¹⁾

Politisch war der Klub entschieden demokratisch gesinnt und gehörte der Organisation der Märzvereine an; man bekämpfte zwar wie Brüggemann einen „Scheinkonstitutionalismus“, betrachtete aber als Kennzeichen desselben das absolute Veto der Krone und Wahlgesetze, welche das allgemeine Stimmrecht beschränkten. Mit der Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser war man einverstanden, dachte sich ihn aber nur als vollziehende Gewalt des souveränen Volkes; man hoffte, „alle Potsdamer Kabinettpolitik werde vom deutschen Geiste absorbiert werden, alles spezifisch Preussische im deutschen Geiste aufgehen.“²⁾ Heintzmann befand sich unter den Führern einer Deputation, die namens einer vom politischen Klub inszenierten Volksversammlung am 30. April 1849 bei der Düsseldorfer Regierung gegen die Auflösung des preussischen Landtags protestierte, und hat während des Elberfelder Maiaufstands dem Sicherheitsausschuss angehört, dem es im ganzen gelang, Ausschreitungen des Pöbels zu verhindern. Die Schuld am Ausbruch des Aufruhrs, die später dem politischen Klub zugeschrieben wurde, hat Hecker in Abrede gestellt³⁾; Körner erzählt, die entscheidende Agitation unter den Landwehrmännern habe er, nachdem sie im Klub abgelehnt worden sei, auf eigene Faust unternommen.⁴⁾ Auch Heintzmann hat sich, wie es scheint, ziemlich stark kompromittiert; er ist nach dem Zusammenbruch der Erhebung nach London entflohen und dort als Kaufmann gestorben.

Friedrich Helfreich aus Aschaffenburg, 1828 bis 1892 Burschenschafter in München, Bonn und Heidelberg, war bis zu seinem im Januar 1866 erfolgten Tode Oberstaatsanwalt in Aschaffenburg. Auch er ist infolge seiner burschenschaftlichen Bestrebungen in eine Untersuchung

1) Vgl. Herm. Joseph Aloys Körner, Lebenskämpfe in der Alten und Neuen Welt. New-York 1865, Bd. I, 381 ff. Wie weit die Anklagen gegen die unsoziale Haltung der pietistischen Wupperthaler Fabrikanten berechtigt sind, lässt sich nach einer so einseitigen Quelle allein nicht entscheiden.

2) Körner a. a. O. Bd. II, 43.

3) C. Hecker, Der Aufstand zu Elberfeld im Mai 1849. Elberfeld 1849 (von Körner stellenweise wörtlich ausgeschrieben).

4) Körner a. a. O., Bd. II, 62.

verwickelt, von der bayrischen Regierung zunächst für unfähig zur Anstellung im Staatsdienst erklärt, dann aber zur Vorbereitungspraxis doch wieder zugelassen worden. „Für die politische Haltung meines Vaters“, schreibt mir sein Sohn Professor Dr. med. Helfreich in Würzburg, „ist die Devise der alten Burschenschaft, der Gedanke an Deutschlands Einigung und das Streben nach freiheitlichem Ausbau des Staatslebens massgebend geblieben. Mein Vater nahm dabei den grossdeutschen Standpunkt ein. Zu einer politischen Wirksamkeit nach aussen ist er zufolge der Verhältnisse seines Wirkungskreises nicht gekommen. Soweit als möglich hat mein Vater die Beziehungen zu den alten Freunden und Genossen, speziell der Heidelberger und Bonner Zeit, bewahrt und gepflegt. Ganz besonders nahe blieb ihm Jakob Henle, Professor der Anatomie an der Universität Göttingen.“

Henle, nachmals der berühmte Anatom, wurde wegen seiner Teilnahme an der Bonner Burschenschaft durch kammergerichtliches Erkenntnis von 1836 zu Amtsentsetzung, Amtsunfähigkeit nebst Verbot der ärztlichen Praxis und zu sechsjähriger Festungshaft verurteilt.¹⁾ Neben ihm ist Karl Gustav Maynz zu nennen, der, vor der Demagogenverfolgung nach Belgien entflohen, 1834 bis 1882 als glänzender Universitätslehrer des römischen Rechts in Brüssel und Lüttich wirkte.²⁾ Ferner einige Katholiken, die später führende Mitglieder der grossdeutschen Partei wurden: Peter Reichensperger und sein Vetter Peter Knoodt, Ernst v. Lasaulx und als eins der eifrigsten und hervorragendsten Mitglieder Wilhelm Junkmann, 1848 Abgeordneter in der Paulskirche und in Erfurt, 1855 Professor der Geschichte in Breslau und als solcher 1886 gestorben. Lübke hat ihn geschildert,³⁾ wie er ihn 1845 in Bonn kennen gelernt hatte: als eine der edelsten Erscheinungen eines lautereren Katholizismus, eine tiefinnerlich angelegte poetische Natur; in schlichter Frömmigkeit seiner Kirche zugetan, mild und feinführend, habe er doch scharfen Sarkasmus hervorkehren können gegen Angriffe auf das, was ihm heilig war.

Berührung mit der Idealphilosophie hatte der katholische Teil dieses burschenschaftlichen Kreise durch Georg Hermes, der die Dogmatik der römischen Kirche mit der Lehre Kants zu durchdringen versuchte; seit dem Bestehen der Bonner Hochschule bis zu seinem 1831 erfolgten Tode

1) L. Geiger, das junge Deutschland und die preussische Zensur (Berlin 1900). S. 245f.

2) Allgem. deutsche Biographie 21, 123f. (R. Schramm).

3) W. Lübke, Lebenserinnerungen (Berlin 1891) S. 123f.

wirkte er an ihr als akademischer Lehrer. In seinem Geiste war auch Professor von Droste-Hülshoff tätig, dessen Vorlesungen über Naturrecht sich des grössten Zuspruchs erfreuten.

Die konfessionellen Gegensätze waren noch nicht erwacht, dialektisch zersetzende und radikale politische Strömungen noch nicht nach Bonn gedrungen. Leverkusen lebt nach den mitgeteilten Briefen völlig im Ideenkreis des Wartburgfestes; Fragen des Volkstums und der Erziehung sind es, die ihn beschäftigen. Und Compes empfiehlt in einem Briefe vom 20. Dezember 1828 einem befreundeten Gymnasiasten zur Lektüre: Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit und „J. G. Müllers“) Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte, für einen Jüngling politischen Standes. 2. Aufl. Zürich 1817. Vom Verfasser des teutschen Volksthums, von Jahn, ein goldenes Buch genannt“.

Man muss sich diese von scharfer Luft gleichsam noch unberührte romantische Welt vergegenwärtigen, um zu ermessen, welchen Wechsel des Gesichtskreises für einen Bonner Studenten ein Aufenthalt in München oder gar in Heidelberg bedeutete, wo der süddeutsche Liberalismus ungestört seine Propaganda entfaltete.

In München fand Compes die Burschenschaft als Marcomannia konstituiert und als ihren Sprecher Gustav Geib († 1864 als Professor der Rechte in Tübingen). Sie stand unter Schellings bestimmendem Einfluss; auch andere Professoren: Thiersch, Oken und Puchta, nahmen an den burschenschaftlichen Bestrebungen regen Anteil. In der Hauptsache ein Niederschlag Schellingscher Anschauungen war die Allgemeine akademische Zeitschrift,²⁾ die von drei Mitgliedern dieses burschenschaftlichen Kreises, Hubert Beckers,³⁾ Daniel Pistor und K. Schultz herausgegeben wurde. Aber auch naturphilosophisch modifiziert verloren die idealistischen Lehren bald ihre Anziehungskraft gegenüber den politischen Tagesfragen. Beckers, der eifrige Jünger Schellings, schied aus der Redaktion aus, und die Zeitschrift selbst hatte nur noch ein kurzes bedeutungsloses Dasein. Pistor, der nachher auch in Wirths Pressverein grosse Tätigkeit entfaltete, und Schultz führten eine Spaltung der Burschenschaft herbei, die am 13. Januar 1829 zur Gründung einer fortschrittlichen „Germania“ neben der alten Marcomannia führte; auch Compes und Helfreich traten

1) Es ist der 1819 als Professor zu Schaffhausen gestorbene Bruder des Historikers Johannes von Müller.

2) Ein Exemplar besitzt die Münchner Universitätsbibliothek.

3) Allgem. deutsche Biographie 46, 328 ff. (A. Dyroff).

der ersteren bei. Die Hinwendung zu den Interessen der Gegenwart vollzog sich bei Compes wie es scheint vornehmlich unter dem Einfluss eines älteren Burschenschafter's Georg Fein¹⁾, der in der radikalen Bewegung der dreissiger und vierziger Jahre eine Rolle gespielt hat; er hat Compes zu dem Studium staatswissenschaftlicher Werke angeregt, das ihm eine ungleichsweise sachliche Beurteilung der politischen Angelegenheiten ermöglichte. Auch mit den führenden Mitgliedern der burschenschaftlichen Verbindung Helvetia, Wilhelm Schimper und Ludwig Agassiz, die beide schon damals Naturforscher von Ruf waren, stand Compes im Verkehr.

In Heidelberg hatten die Streitigkeiten mit der Museumsgesellschaft, von denen im zweiten und dritten Brief die Rede ist, am 14. August 1828 zum Auszug der Heidelberger Studenten nach Frankenthal geführt. Da eine völlige Amnestie versagt wurde, wurde am 18. August ein dreijähriger Verruf über die Hochschule verhängt, der ihr eine empfindliche Wunde schlug. Obwohl dabei Corps und Burschenschaft gemeinsam gehandelt hatten, richtete sich in der Folgezeit die Aufmerksamkeit der akademischen Behörden ausschliesslich gegen letztere. Dass diese Haltung durch die Wünsche der preussischen Regierung bedingt war, muss als wahrscheinlich bezeichnet werden; ein neuerdings von Alfred Stern veröffentlichter Brief Thibauts²⁾ aus dem Jahre 1832 legt jedenfalls gewisse Rückschlüsse nahe. „Einen grossen Vorteil“, heisst es in einem Senatsbericht vom 30. April 1829, „dürfen wir nicht unerwähnt lassen: es ist hier den Corps zur Pflicht gemacht, in keinerlei Gemeinschaft mit der Burschenschaft zu treten. Kaum versuchten daher unlängst wieder die Anhänger der Burschenschaft hervorzutreten, als sie sofort in den Corps Hindernisse fanden. Durch diese wurden uns die hauptsächlichsten Indizien an die Hand gegeben, so dass wir in den Corps die beste Garantie gegen das Aufkommen der Burschenschaft besitzen.“³⁾ Diese Taktik des Senats führte nun dazu, dass die burschenschaftliche Bewegung in Heidelberg schon damals eine Richtung nahm, die erst ein Jahrzehnt später, in vormärzlicher Zeit, zum Durchbruch gekommen ist: die Richtung auf Abschaffung derselben akademischen Freiheiten, die man durch den Auszug nach Frankenthal eben noch verteidigt hatte. Am 19. Mai 1831 übersandten 62 Studenten dem badischen Landtag

1) Spärliche Notizen über ihn Allgem. deutsche Biographie 6, 606.

2) Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 18 (1903), S. 451 ff.

3) Vgl. E. Dietz, Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg (Heidelberg 1895) S. 45 und die in der folgenden Anm. zitierte Schrift.

eine Petition um kräftige Verwendung beim Grossherzog „für Erteilung eines bestimmten, für alle Hochschüler gleich verbindlichen Gesetzes zum Schutz gegen alle in Form und Deutung der bisherigen Verordnungen der akademischen Behörde freigestellte Willkür und gegen ein den Fortbestand der badischen Hochschulen und die Sicherheit ihrer Hochschüler in unbestimmten Sätzen und geheimen Instruktionen offenbar gefährdendes Gerichtsverfahren“.¹) Zur Begründung wurde ausgeführt, man habe, da man nicht gewillt gewesen sei, in den Ton der Corps einzustimmen und jede lächerliche Forderung unbedingt anzunehmen, gleiche Anerkennung wie jene beim Senat nachgesucht. Von diesem sei auch die Tauglichkeit der geplanten Einrichtungen, insbesondere eines Ehrengerichts, anerkannt, andererseits aber doch verlangt worden, dass man solche entzweieude Einrichtungen aufgeben und ein freundschaftliches Verhältnis mit den Corps, d. h. ein unbedingtes Duellverhältnis, eingehen solle.²) In der Tat seien im verflossenen Wintersemester drei Studenten religiert worden, weil sie auf schwarz-rote Waffen gefordert haben sollen und dies die Farben der Burschenschaft sind. Bei der Immatrikulation müsse nämlich jeder einen Revers auf Ehrenwort unterschreiben, er wolle, falls ihn der Senat einer geheimen Verbindung für dringend verdächtig halten würde, ohne vollständigen Beweis zu verlangen, mit Ende des Semesters freiwillig die Universität verlassen. Diese Befugnis des Senats, auf blossen Verdacht hin Strafurteile zu fällen, sei ganz unerhört in einem konstitutionellen Staate.

Als erster hatte Brüggemann die Petition unterzeichnet. Unter den übrigen Namen finden wir Moritz Briegleb, als erbkaiserlicher Abgeordneter aus der Paulskirche bekannt, Friedrich Karl Meier aus Bückeberg, † 1841 als Professor der Theologie in Giessen, sowie Eduard Martin, den als Frauenarzt zu hohem Ansehen gelangten Sohn des Heidelberger Prozessualisten, der 1815 wegen Abfassung einer Adresse um Einberufung der Stände in Anklagezustand versetzt worden war und seitdem in Jena wirkte.

Eine Abschaffung der akademischen Freiheiten war schon gelegentlich des Frankenthaler Auszugs von Professor Paulus, dem streitbaren Vorkämpfer des Rationalismus, erörtert worden. Er hatte damals „über einen Ausbruch von Anmassungen einiger Duellanten-Vereine zu Heidel-

1) Bericht über eine Petition mehrerer Hochschüler zu Heidelberg. Erstattet vom Referenten Kreisdirektor Rettig. Heidelberg 1831.

2) Der Senat verlangte also gerade das Aufgeben der spezifisch burschenschaftlichen Anschauung von der Notwendigkeit eines Ehrengerichts für jedes Duell.

berg“ in die Allgemeine Zeitung einen Artikel geschrieben, der den Studenten das Recht bestritt, sich als Korporation zu fühlen, und ihr Vorgehen scharf angriff. Er wurde dann in Paulus' „unparteiisch-freimütiger, das Besserwerden in Kirche, Staat und Wissenschaftlichkeit bezweckender“ Zeitschrift Sophronizon noch 1828 wieder abgedruckt zugleich mit einer ausführlichen Anzeige einer duellgegnersischen Schrift des Kirchenrats Stephani. Im Anschluss an sie konstatierte Paulus, dass zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, nicht ohne die Schuld der Jesuiten, der militärische Ehrbegriff auf den Universitäten eingedrungen sei. Doch duelliere sich kein Militär ohne schwerwiegenden Grund, während die gewöhnlichen Ehrensachen unter Studenten nicht der Rede wert seien. Auch sei das Militär „bestimmt, in Waffen geübt zu sein und persönlichen Mut zu beweisen“.

Dass der Student letzteres nicht nötig habe, mochte der Leser sich ergänzen. Das war die Schwäche aller aus der reinen Aufklärung geborenen Reformversuche: nach ihrem Sinne war es zwar das Fundament der akademischen Freiheit, dass ein jeder einzeln sich selbst bestimmen lerne, — in ein ganz bestimmtes Schema ziemlich platter Moralität sich zu fügen sollte aber jeder gezwungen werden.

In der Neckarzeitung vom 1. Januar 1829 spannt dann ein Dr. A. O. Paulus' Gedanken weiter. Das Missverständnis, als bildeten die Studenten einen Staat im Staate, liege nicht in den Studenten, sondern in der Einrichtung der Universitäten. Auch die Professoren sollten aufhören, Korporationen zu bilden und sie sowohl wie die Studenten lediglich als Staatsbürger angesehen und in Justiz- und Polizeifällen als solche behandelt werden. Schuldenmachen und übertriebenes Wirtshaussitzen solle durch spezielle Polizeigesetze verhütet werden. Die Studenten sollten ihre Zeugnisse aus den Händen der Polizei empfangen und jedes Semester vor der versammelten Fakultät streng examiniert werden.

Alle Ideale des Polizeistaates waren in diesen Vorschlägen erfüllt.

Die burschenschaftliche Bewegung hatte einst daraus ihre Kraft geschöpft, dass den radikalen Reformern Fichte und Jahn im entscheidenden Augenblick Schleiermacher an die Seite getreten war, der durch die Romantik im Bestehenden wurzelte.

Auf ihn griff jetzt die Allgemeine akademische Zeitschrift zurück, die in München von Compes und seinen Freunden herausgegeben wurde. Nachdem schon am 31. Januar und 7. Februar eine Entgegnung auf den Artikel der Neckarzeitung erschienen war, brachte die Nummer vom 14. März die auf den akademischen Zweikampf bezüglichen Aus-

führungen Schleiermachers aus dessen 1808 erschienener Schrift „Soll in Berlin eine Universität sein?“

Wir bedürfen, hiess es da, einer Tugend, die unter uns viel zu wenig kultiviert wird und die Grundlage aller Tugend ist, der Tapferkeit. Wie sollen wir doch das Aude sapere einem Menschen zurufen, der nie Etwas gewagt hat? wie können wir Kühnheit gegen Unwahrheit, Vorurteile und Leidenschaften von einem Menschen erwarten, der nicht die erbärmlichste Furcht zu überwinden gelernt hat?

Auch Brüggemanns Standpunkt war in dieser Hinsicht schwerlich der von Prof. Paulus, obwohl er den von diesem verfochtenen Gedanken aufgegriffen und praktisch durchzuführen unternommen hatte. Ein Blatt aus einem Stammbuch, dessen Kenntniss ich Frau Geheimrat Wegele in Würzburg, der Witwe des 1897 verstorbenen Historikers, verdanke, lautet folgendermassen:

Auf, auf! mein Volk! Gott schuf Dich frei,
 Ruft Dich aus der Knechtschaft Wüstenei
 Zu der Freiheit Heimathsgestaden.
 Musst wandeln durch ein rothes Meer —
 Durch Deiner Söhne Opferblut,
 Das tilgt die Pharaonenbrut
 Mit Ross und Tross, mit Kron und Heer. —

Follen.

Symb. Durch!!

Heidelberg 14. März 1831.

Erinnere Dich Deines akad. Freundes
 und deutschen Bruders
 C. H. Brüggemann aus Hopsten
 in Westphalen.

Die alte Burschenschaft, an deren Ideenkreis hier angeknüpft ist, hatte die Duellfrage keineswegs rein rationalistisch behandelt. Karl Follen hatte 1815 im Ehrenspiegel der Burschenschaft zu Giessen die folgenden Grundzüge eines modernen Ehrenkodex entwickelt: Es giebt nur Eine, über jede besondere Lage des Menschen hinausgehende und in jeder Lage geltende Ehre. Aber der Gesamtheit schwebt aus dem Bewusstsein einer gemeinsamen Bestimmung ein Musterbild des gegenseitigen Verhaltens und gemeinsamen Strebens der Mitglieder vor, nach welchem unter diesen eine eigene Art Handlungen zu würdigen sich bildet. Wird daher ein Unbescholtener beleidigt, so muss er Genugthuung fordern, da sonst das Bewusstsein seiner Schuld oder Unwürdigkeit angenommen werden muss. Aber so lange eine Streitsache durch gütliche Ausgleichung entschieden werden kann, darf eine Beleidigung nie durch Kampf gesühnt werden.

Dass Brüggemann mit diesen Gedanken vertraut war, muss angenommen werden; bildeten sie doch einen wesentlichen Teil des burschenschaftlichen Reformprogramms. Joachim Leopold Haupts Buch „Landmannschaften und Burschenschaft“ (1820), wo der Ehrenspegel sowohl wie die auf ihm fussende Verfassung der Leipziger Burschenschaft von 1818 abgedruckt war, befand sich überdies in der eifrig benutzten Bibliothek der Heidelberger Burschenschaft.

Anderwärts aber hatten über die innerlichen und idealistischen Stimmungen, die die alte Burschenschaft genährt hatte, andere Strömungen unterdessen die Oberhand gewonnen. Für Bayern war im Oktober 1825 eine neue Ära mit der Thronbesteigung Ludwigs I. angebrochen. Als Kronprinz hatte er im altdeutschen Rock oft auf Deutschlands Wohl getrunken, und die Erwartungen, die man für eine liberale Politik hegte, gingen zunächst in Erfüllung. Am 11. Juni 1827 konnte in Nürnberg die erste Nummer der „Freien Presse“ erscheinen, die der Brüsseler Journalist Coremans, unterstützt von den besten Männern der liberalen Partei und in völligem Einvernehmen mit dem König, herausgab.

Der neue Liberalismus war aber nicht mehr utopisch, sondern hatte ganz bestimmte praktische Ziele: mit überraschender Schnelligkeit hatten sich nach dem Ende der napoleonischen Kriege die wirtschaftlichen Kräfte der Nation entfaltet und suchten sich freie Bahn zu schaffen. J. G. A. Wirth, der von Heintzmann oft genannte Herausgeber der Deutschen Tribüne, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten¹⁾, wie er seit dem Frühjahr 1827 durch Gespräche mit Kaufleuten zum Studium der deutschen Handelsgeschichte und der Schriften und Reden des englischen Ministers Huskisson und von da zum Nachdenken über die Verbesserung der sozialen Verhältnisse geführt worden sei.

Auch im akademischen Leben machte sich die neue Zeit bemerkbar. Die Burschenschaften der drei bayrischen Hochschulen hatten sich schon 1826, ohne Verfolgung befürchten zu müssen, von neuem zu einem Verband vereinigt. Schon damals war in Würzburg und Erlangen eine entschlossene Hinwendung zu den Forderungen der Gegenwart hervorgetreten, wie sie etwas später auch in München zum Durchbruch kam. Bisher war an der Idee, dass die Burschenschaft die Vereinigung der gesamten auf der Hochschule sich bildenden Jugend sein sollte, noch immer fest gehalten worden. Aber längst war man des Schwarms der Indifferenten und Untauglichen müde; man wollte nicht mehr innerlich sein, lehnte eine Einwirkung auf den inneren Menschen als un-

1) Emmishofen 1844, S. 84 ff.

modern ab und betrachtete die Form der Waffenverbindung als das beste Mittel, ungeeignete Elemente fernzuhalten. Vor allem aber: mit den politischen Tagesereignissen vertraut zu bleiben und die Mitglieder zu praktisch-politischer Tätigkeit heranzubilden sollte die Aufgabe sein. So entstand die germanistische Partei, und ihr gegenüber die arministische, die an den ethischen und erzieherischen Zielen der alten Burschenschaft festzuhalten suchte und nicht mit Unrecht fürchtete, das burschenschaftliche Leben werde dem Formalismus und der Verflachung anheimfallen, wenn die strenge Scheidung von den Corps verwischt wurde.

Dies waren die Gegensätze, die in Heidelberg hervortreten mussten, als der dreijährige Verruf abgelaufen war, an dem der entschieden germanistisch gestimmte und dem entsprechend disziplinierte Verband der allgemeinen Burschenschaft streng festgehalten hatte. Im Winter 1831/32 kamen zahlreiche germanistische Burschenschafter nach Heidelberg, um hier nach ihrem Sinne das burschenschaftliche Leben zu erneuern. Die Stimmung konnte den Unterzeichnern der Brüggemannschen Petition, die alles hatten opfern wollen, was man als Grundlagen eines gedeihlichen Korporationswesens ansah, nicht sonderlich günstig sein. Den aus Bonn Gekommenen gelang es jedoch zu vermitteln, dass wenigstens einige der „Fässlerianer“, darunter Brüggemann, zur Gründung einer fest organisierten Burschenschaft Franconia mit der germanistischen Partei zusammentraten. Führer der letzteren war der Münchner Germane Gustav Körner, der, nach dem Frankfurter Attentat nach Amerika entkommen, Vizégouverneur von Illinois und unter Lincoln Gesandter der Union in Madrid wurde; noch 1896 hat er Erinnerungen an seine Burschenzeit niedergeschrieben¹⁾, die auch der damals in die Franconia eingetretenen Arminen gedenken: es seien sehr tüchtige, geistvolle Männer gewesen, darunter der ausgezeichnete Redner und Denker Brüggemann.

Der Senat hatte anfangs — am 13. Dezember — die Burschenschaft als Verbindung Franconia mit den Farben blau-rot-gold²⁾ anerkannt und zugleich seine Freude geäußert über den angegebenen Zweck: Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit — der dritte burschenschaftliche Grundsatz, die Vaterlandsliebe, durfte natürlich nicht verraten werden. Es traf sich günstig, dass gerade die Brüggemannsche Petition im Landtag verhandelt wurde. Nachdem diese aber trotz warmer Befürwortung durch den Referenten Kreisdirektor Rettig ad acta gelegt war und die Burschenschaft sich auch nicht hatte entschliessen können, sich

1) Burschenschaftliche Blätter vom 1. Oktober 1896, S. 1 ff.

2) Statt des verpönten Schwarz-rot-gold.

unter den gleichen Bedingungen wie jedes andere Corps in den S. C. aufnehmen zu lassen, erfolgte plötzlich, am 9. Januar 1832, die Auflösung.

Allgemein war man überzeugt, abermals einer Denunziation zum Opfer gefallen sein, und sah mit nur geringer Hoffnung der Antwort auf eine an das Ministerium eingegebene Beschwerde entgegen.

Der Bescheid lautete in der Tat ablehnend, und die Burschenschaft bestand seitdem im Geheimen fort. Man bemühte sich eifrig um politische Bildung, man hielt Wirths Deutsche Tribüne auf gemeinschaftliche Kosten; die stattliche, 300 Bände starke Bibliothek der Burschenschaft lieferte den Stoff zu Besprechungen in Kränzchen von je 7 bis 8 Teilnehmern: Montesquieus Geist der Gesetze und Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, Zachariäs Vierzig Bücher vom Staate und Benjamin Constants Buch über die Verantwortlichkeit der Minister; man las Heine und Börne und natürlich die beiden einflussreichsten Bücher der burschenschaftlichen Litteratur: Haupt, Landsmannschaften und Burschenschaft und Ferdinand Herbst, Ideale und Irrtümer des akademischen Lebens.¹⁾

Fragt man, welche unmittelbare Anregung daneben Heidelbergs akademische Lehrer boten, so kennzeichnet es gewiss die veränderte Richtung der Zeit, dass wir mehrfach dem Einfluss eines im Vortrage trockenen und wenig anregenden, aber eine Fülle des Tatsächlichen bietenden Dozenten wie Karl Heinrich Rau²⁾ begegnen. Brüggemann nennt ihn als Leiter seiner nationalökonomischen Studien, die seine Anschauungen für immer festlegten. Rau ist es auch, der am 30. Juni 1830 aus Helfreichs Äusserung spricht: die Nationalökonomie zeige den Weg, dem materiellen Wohlsein des Vaterlandes behilflich zu sein; ohne physische Kräfte bleibe das Volk auch geistig arm.

Schon vor der Julirevolution hatten die volkswirtschaftlichen Studien begonnen, die romantisch-philosophischen Ideale der burschenschaftlichen Jugend zu verdrängen. Aus München schreibt Georg Fein am 18. Juli 1830 an Compes: statt den Hirngespinnsten und Träumereien von Görres, Arndt, Oken und Luden nachzuhängen oder sich von der philosophischen Epidemie Schellings und Hegels anstecken zu lassen solle man lieber Hassels und Malthus' Statistik und Politik der innern Staatsverwaltung, Raus ausgezeichnete politische Ökonomie und Jakobs Finanzwissenschaft studieren.

1) Vgl. Dietz, a. a. O., S. 51.

2) Vgl. über ihn G. Weber, Heidelberger Erinnerungen (Stuttgart 1886) S. 164 f.

Ludwig Heinrich von Jakob, 1816—1827 Professor der Staatswissenschaft in Halle, hatte 1824 im Auftrage der preussischen Regierung die „Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft“ verfasst. So sehr hatte sich seit dem Wartburgfest die Zeit verwandelt, dass jetzt ein eifriger Burschenschafter empfehlen konnte, die Schriften eines solchen Autors nicht an den Schandpfahl zu nageln und zu verbrennen, sondern zu lesen.

Die Ereignisse in Paris bewirkten dann freilich eine plötzliche Klärung und Scheidung der Anschauungen: Compes und Heintzmann erscheinen in ihren Erörterungen bereits als Vertreter der beiden Hauptparteien der Paulskirche, des konstitutionellen Zentrums und der demokratischen Linken.

Wie die Heidelberger Burschenschaft durch den Pressverein in die revolutionären Bestrebungen gezogen wurde, die schliesslich zum Frankfurter Attentat führten, hat Schneider a. a. O., S. 72 ff. ausführlich geschildert. Die Praxis des Senats, die Burschenschaft durch ein sehr fragwürdiges Denunziantentum zu bekämpfen, hat durch jenen Putsch schwerlich eine nachträgliche Rechtfertigung erfahren. Für den Einsichtigen ergab die Untersuchung ja nur, dass die Beteiligten bereit waren, Zukunft und Leben für das einzusetzen, was man ihnen als notwendig für die Freiheit des Vaterlandes hinstellte. Übrigens war der Rädelführer Dr. von Rauschenplatt Corpsstudent.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, welche Bedeutung für die Wandlung der Anschauungen es gehabt hat, dass die Hoffnungen der Patrioten sich eine Zeit lang auf Bayern richten konnten. Auch bei der Beurteilung der radikalen Strömungen, die schliesslich in der Burschenschaft die Oberhand gewannen, ist dieser Punkt nicht ausser Acht zu lassen. Eine absolut unpolitische Katzenmusik, die Münchner Burschenschafter in der Christnacht 1830 dem Rektor Allioli brachten, wurde der Anlass, dass König Ludwig, von seiner Umgebung mit dem Schreckgespenst einer burschenschaftlichen Verschwörung geängstigt, sich plötzlich willig der Reaktion ergab und die Pressfehde, die über den Studentestreich ausgebrochen war, durch die strenge Zensurverordnung vom 28. Januar 1831 beendete.

Bei der überschwenglichen Meinung, die man von der Pressfreiheit hegte, bedeutete das die Vernichtung aller Hoffnungen der letzten Jahre. Seitdem mochte auch bei vielen, die bisher zur Mässigung geraten hatten, die Meinung sich festsetzen, es seien der Worte nun genug gewechselt. Im Herbst 1831 war es, dass auf dem Dresdner Burschentag der An-

trag durchdrang, statt der Vorbereitung zur Herbeiführung die Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit bestehenden Staatslebens als Zweck der Burschenschaft aufzustellen.

Es war eine Fassung, welche 1836 dem preussischen Kammergericht gestattete, die blosse Zugehörigkeit zur Burschenschaft als Konat des Hochverrats aufzufassen, und so für Hunderte von jungen Akademikern zum Verderben wurde¹⁾.

Die Antragsteller waren der Vertreter der Münchner Burschenschaft, Gustav Körner, aus der Heidelberger Franconia uns schon bekannt, und Ludwig August von Rochau als Vertreter von Jena, beide nachher am Frankfurter Attentat beteiligt. Rochau ist, wie man weiss, einer der unermüdlichsten Vorkämpfer deutscher Einheit geworden. 1853 erschienen seine „Grundzüge der Realpolitik“; nach Heinrich von Treitschkes Selbstzeugnis, der Rochau mit der Sympathie einer verwandten Natur geschildert hat²⁾, hat dieses Buch auf die politischen Anschauungen der burschenschaftlichen Jugend entscheidend eingewirkt³⁾. „So gewiss die Tatsache nur der Tatsache weicht“, hiess es da, „so gewiss wird weder ein Prinzip noch eine Idee noch ein Vertrag die zersplitterten deutschen Kräfte einigen, sondern nur eine überlegene Kraft, welche die übrigen verschlingt“.

1.

Leverkus an Compes.

Wermelskirchen, 15. April 1828.

Lieber Kompes,

Es ist mir lieb, dass kein unwichtiger Teil Deiner Beschäftigungen ein Gegenstand ist, der auch in meinem Studium eine Hauptstelle belegt hat, ein Gegenstand, der so viel Umgang erfordert, um zu interessiren, als ihm Interesse Noth thut, um ihm eine höhere Geltung verschaffen zu können, und lass uns beide uns freuen, wenn es uns gelingt,

1) Dietz, a. a. O., S. 57.

2) Preussische Jahrbücher Bd. 32 (November 1873), S. 585 ff. Jetzt auch Historische und politische Aufsätze Bd. 4, S. 189 ff. Treitschkes Unterscheidung zwischen Rochau und den Bürgerlichen im „tobenden Haufen“ der Frankfurter Verschworenen möchte ich mir nicht zu eigen machen.

3) Treitschke war 1851—54 (mit Unterbrechung von zwei in Leipzig zugebrachten Semestern) Mitglied der Bonner Burschenschaft Franconia. Auch in der Breslauer Burschenschaft vollzog sich unter dem Einfluss von Rochaus Buch um diese Zeit eine Abwendung von kommunistischen und sozialistischen Lehren. Vgl. [Th. Bach] Gründung und Entwicklung der Breslauer Burschenschaft (Breslau 1867) S. 105.

durch eine bessere Würdigung desselben in dem Adel des Volkes die Bildung eines bedeutenden Theiles der Gesamtheit sowol als die Möglichkeit zu einem gemeinsamen, sich durchdringenden Volksleben viel mitherbeizuführen. Es gibt Leute, die uns Deutschen alle Volkslieder absprechen, indem sie darunter Lieder verstehn, die Jung und Alt in allen Ständen singen. Wer kann es läugnen, dass sie in gewisser Hinsicht nicht unrecht haben? Unsre Kultur ist zum grossen Theile Eigenthum der höhern Stände und einflusslos bei den niedern, so die ganze Literatur, weil so Wenige es verstehn und noch Wenigere es darauf absehn, sich dem Volkstone, dem einfachen Gemüthe und natürlichen Verstande des Volkes anzubequemen. Solche Volkslieder haben die Deutschen also nicht, aber ebenso auch in keiner andern Rücksicht eine Volksthümlichkeit, so wenig das ganze Deutschland als einer seiner Staaten. Volksthümlichkeit ist überhaupt nie in einzelnen Dingen, wenn nicht auch im Ganzen. Eine vernünftige Gemeinschaft von Menschen lässt sich nur denken als eines höchsten Zweckes wegen, den der Mensch einzeln nicht zu erreichen vermag, nämlich der Menschlichbildung der Menschen wegen. Es haben Bluts-, Sprach- und Sittenverwandte, die durch die physische Natur ihres Landes auf gleiches Interesse hingewiesen und auf einen gleichen Standpunkt ihres ganzen innern Lebens gestellt sind, sich unter dem Gesetz als ein Volk zu dem Zwecke vereinigt, wechselseitig mit und durcheinander ihre natürlichen Fähigkeiten zur Entwicklung zu bringen. Diese Vereinigung des Einzellebens zu einem Gesamtleben bildet ein Volk, und volksthümlich ist, was in diesem Gesamtleben mitvegetirt. Doch wir haben keine Staaten mehr wie im Alterthum, in denen der Bürger des Ganzen wegen dazusein glaubt, in denen er nur in dem grossen Leben des Volkes und dieses Leben wieder in ihm lebt, ja nicht mehr ist es jetzt, dass ein Staat auch nur für ein durch Natur vereinigt Volk [da] ist, sondern so oft sind die Lebensfäden eines Volkes zerrissen, und abgetrennte Theile so verschiedenartiger Völker unter einem Staate verbunden, der sie durch keine innere und keine andre Nothwendigkeit zusammenhält als durch die Gewalt. Wo ist da an ein Volksleben, an Volksthum, an Volks- oder Vaterlandsliebe zu denken? Und dennoch muss darauf hingewirkt werden, so viel in den Kräften der bessern Menschen liegt, und wer seinem Volke (sein Umfang ist wie gesagt ein anderer als der des Staates und für den Deutschen ist er ganz Deutschland) etwas Volksthümliches oder Nationales bringt, ist ihm ein Bote des Heils. Wir nun haben es mit der Volksdichtung zu thun. Also die Deutschen haben auch keine Dichtung, die den Hohen

und Niedern erfreute, die den Bruder im Norden, der die deutsche Zunge spricht, so gut erreichte wie den Deutschen im Süden. Durch die Wohlthat Luthers, der eine Sprache zur Sprache des Ganzen machte, durch das Allgemeinwerden des Hochdeutschen, das noch immerfort seine Bereicherung aus den Provinzialismen erhält, ist eine Bahn gebrochen, die die wissenschaftlichen Erzeugnisse aus jeder Landschaft in alle deutsche Landschaften bringt. Noch bleibt übrig, dass eine Vermittlung für Alle werde, wodurch Alle Theil nehmen an der Erhöhung der Menschenbildung, in der sie sich Alle verständigen, denn so reden die Deutschen doch noch in verschiedenen Zungen, und die Kultur erhebt bloss einzelne Günstlinge zu den Höhen der Menschheit. Nicht Alles werden Alle verstehn, und was ein tiefer Geist aus seinen Tiefen schöpft, kann er nicht immer dem gewöhnlichen Menschen in einer irdenen Schale reichen. Doch auch dies würde bei einer wirklich volksthümlichen Bildung anders sein, ist doch die Bibel mit ihren tiefsten Wahrheiten immer ein echtes Volksbuch und hat es doch Asmus¹⁾ verstanden, von jedem schlichten Manne verstanden zu werden, und Pindar war gewiss seinen Griechen nicht so unverständlich wie uns Klopstock. Am fähigsten und am würdigsten, Gemeingut des Volkes zu werden, ist aber die Dichtung. Wo könnte diese einen reichern Boden von Stoff und wo eine ausgedehntere und vollkommene Wirksamkeit finden als im Kreise des ganzen Volkes? Da seh ich wie endlose Folgen auf das Gemüth so vieler Menschen, zu denen das Mädchen aus der Fremde noch nicht herniedergestiegen ist! Da seh ich welche Blüthe der Dichtung keimen auf dem gesegneten Lande! Aber zwei Dinge sind nöthig, wenn einmal wieder ein Volk sich an seiner Nationaldichtung weiden, wenn es einmal wieder sein ganzes Leben darin aussprechen soll: Vorbereitung in Volksschulen, und dann grössere Aufnahme der einmal Daseienden, freilich meist nur im Volkstone der niedern Stände abgefassten Lieder, denn die Natur des Volksgemüthes, das wenigstens echt und wahr in ihnen liegt, muss eher bekannt und recht aufgefasst sein, bevor sie veredelt werden kann, und das weniger gebildete Volk muss in seinen Schulen schon in der Jugend für edlere Dichtung empfänglich werden (und wie wenig ist in den Schulen ein ordentlicher Gesang Gegenstand des Unterrichts). Wir nun wollen uns das Ziel einer bessern Empfehlung des Volkssinnes setzen, der in Liedern, Sagen, Wundern und Glauben, Sitten und Gebräuchen, in der ganzen Lebens-

1) Unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans“ hatte Matthias Claudius 1775 seine Sämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten herausgegeben.

weise des Volkes hindurchgeht. Die fortschreitende Verbesserung des Schulunterrichtes wird den etwaigen Erfolg unsrer Bemühungen unterstützen, und wo es fehlt, darf man ja immer die Bedürfnisse nennen.

Es grüsst Dich

Dein Leverkusen

Das Papier ist eher als ich wollte zu Ende. Du kannst mir wol die fernern Resultate einmal nach Heidelberg schreiben.

2.

Leverkus an Compes.

Wermelskirchen, den 24. Sept. 1828.

Lieber Kompes,

Vor einigen Tagen bei meiner Durchreise durch Bonn hörte ich von Stenzler Deinen Entschluss, nach München zu reisen. Sollte es möglich sein, Dich noch anders zu bestimmen, so würde ich Dir rathen und es gern sehen, wenn Du mit den meisten von uns Ausgewanderten nach Jena zögest. Die Gründe sind folgende. Wie Du Dir schon denken kannst, sind die Auftritte, welche zuletzt in Heidelberg Statt fanden, nicht aus so kleinlichen und erbärmlichen Ursachen entstanden, als dies durch die lügenhaften Zeitungsberichte ist verbreitet worden. Die wahre Darstellung der Veranlassungen eignet sich indess auch nicht für unsern Zustand der öffentlichen Rede — und Druckfreiheit, wie solche Darstellungen denn auch schon von vielen Seiten her von den Censuren abgewiesen worden sind. Da Du Dich mit burschenschaftlicher Geschichte musst beschäftigt haben, so wirst Du auch wissen, dass und wie seit dem Entstehen eines neuen Geistes des akademischen Strebens von 1815—1817 her die Regierungen bemüht gewesen sind, den rege gewordenen Sinn der Studenten zu unterdrücken. Diese Letzteren erkannten in jener aufgewachten Zeit mehr als je recht lebendig die Beziehung und Wichtigkeit der Universitäten für das bürgerliche Leben, und suchten in einem vernünftigen Streben nach werdender Männlichkeit und Mündigkeit, wie es der Jugend ziemt, die zu freier Selbständigkeit für das Leben sich erziehen will, dem Berufe der studirenden Jugend, für die Bildung des Vaterlandes sich vorzubereiten. Dieser Geist der Universitäten, der in dem neu entstandenen Leben des Volks und den Anregungen der Zeit seine Quelle hatte, erzeugte die Burschenschaft. Der furchtbare Druck der Regierungen schlug den Geist jener Zeit mit Allem, was er Gutes

und Fehlerhaftes hatte, nieder unter dem Vorwande, bloss die Ausbrüche des letztern zu verhindern — er tödtete, oder wollen wir sagen, knebelte auch so gut es ging den Geist der Burschenschaft und rief damit auch alle schändlichen Missbräuche und Thorheiten des frühern akademischen Lebens, die Gespenster andrer, glücklich überlebter Zeit, wieder ins Dasein. Ganz aber hatte man noch nicht auf jenen Gewaltwegen und Schleichwegen den Zeitgeist auf Universitäten enteelt, denn es gab noch einige, wo die Erhaltung der Burschenfreiheiten im Interesse des Landes war, weil diese der Köder sein mussten für die Ausländer.¹⁾ So sind die Universitäten kleinerer Länder wie Heidelberg, Jena etc., die meist von Fremden bevölkert waren, immer mehr als die übrigen im Besitz freier Burschenverhältnisse, worunter ich die Möglichkeit verstehe, dass sich die Studenten in Verbindungen zusammenhalten, und wo es die Vertheidigung der Rechte der Gesamtheit gilt, als ein Ganzes mit Nachdruck und Erfolg zusammenstehn können. Von dieser äusserlichen Burschenfreiheit ist auch zum grossen Theile die innere und wahre bedingt, weil eine Vereinzelnung der Studenten und Beschränkung eines Jeden auf sich, wie es der Plan der Regierungen mit der Zerstörung der Verbindungen ist, nichts Anderes als einseitige Bildung hinter todten Büchern, aber nicht die lebendige und frische durch die vielseitigen und wechselvollen Berührungen des geselligen Lebens (wie es der Trieb der Jugend auch ist) erzeugen kann. Dabei wird denn Alles feist und fett vor Gelehrsamkeit und unendlichem, aber leblosem Bücherwissen, so dass sie gut in die grosse Staatsmaschine als Maschinen zu gebrauchen sind; aber alles freiere Streben nach einer dem Jugendberufe für das Vaterland angemessenen Ausbildung, die durch Gemeinschaft mit Gleichwollenden gewonnen sein will, geht dabei unter. Nur durch Zusammenstehn, wodurch die Jugend sich bilden und für künftiges Thun erwärmen will, und wodurch die studirenden Jünglinge erst ihre Kräfte und einen Werth der Selbständigkeit kennen lernen, kann und muss der Mensch aus unsern Jahren in die mündigen Männerjahre wachsen. Eben dies ist es aber, was die Regierungen nicht wollen; doch aus einer der letzten Freistätten in Deutschland war jene wahre Burschenfreiheit noch nicht vertrieben, nämlich aus Heidelberg, und wie ganz bekannt ist, drängten die russischen, preussischen und übrigen Gesandten in Karlsruhe immer ernstlicher auf Unterdrückung des hiesigen Studentengeistes durch Auf-

1) d. h. Angehörige anderer deutscher Bundesstaaten.

hebung der Freiheiten. Gewaltsam konnte aber Baden nicht verfahren, weil es dadurch die Ausländer würde verjagt haben. Man versuchte daher erst den glimpflichen Weg und baute das berüchtigte Museum, welches ein allgemeines Kaffeehaus und Ballhaus mit den erlesensten Vergnügungen für Professoren, Bürger und Studenten war (die Letzten ganz dem Zwecke gemäss unter der Vormundschaft und Zucht der beiden Erstern). Die Gesetze dieser Anstalt schon wie auch die indirekten Folgen kränkten im höchsten Grade die bestehenden Freiheiten und würden in Kurzem das Zusammenhalten der Studenten unter einander vernichtet haben. Nach mehreren vergeblichen Anträgen auf Änderung der Gesetze wurde das Museum also in Verruf gethan, und zugleich verbanden sich alle Studenten, weil es eine gemeinsame Sache war, zum kräftigsten Zusammenhalten im Fall dass der Verruf für Einzelne Folgen haben könnte, weil man nun durchgreifenden Massregeln vom Senat zur Erreichung seines Zweckes befürchtete. Wirklich wurden schon in der folgenden Nacht 40 von der Burschenschaft (denn einzeln wollten sie die Verbindungen schwächen) verhaftet, worunter ich selbst war. Dies bewirkte den Ruf „Burschen heraus!“ — Das Übrige weist Du. Man wollte uns nicht in die frühern ungekränkten Verhältnisse zurückkehren lassen, sondern nahm die Gesetzesänderungen für das Museum an, gebot uns aber unbedingte Unterwerfung. So konnte man auf 100 andern Wegen doch noch dasselbe erreichen, was man durch das Museum wollte, und wir, als die Vertreter der deutschen Burschenfreiheit überhaupt, die in ihrer letzten Freistätte sollte gefährdet werden, beschlossen den 3jährigen Verruf einstimmig, um durch den Untergang der Universität ihren Geist für alle übrigen Universitäten zu retten. Natürlich suchten wir nun, einen Ort auszumachen, der durch Freiheiten und örtliche Verhältnisse begünstigt, wieder der Hauptpunkt der Burschenfreiheit für die übrigen Universitäten werden könnte, wie Heidelberg es in einiger Zeit hätte werden können. Ein solcher Ort ist Jena, und wahrscheinlich der einzige passende, weil er erstens nicht der Bedrückung wie die preussischen, österreichischen, bairischen und andern Universitäten grösserer Länder fähig ist, weil ferner das Verhältniss zu Senat und Regierung ein sehr günstiges, grade für die Burschenschaft, ist und die Fächer hier im Ganzen sehr genügend besetzt sind. Durch Übereinkunft ist einige Tage nachher dies also der Punkt geworden, wo sich im künftigen Semester, mehr noch in den folgenden, Alles hinwerfen wird, um die Folgen der Heidelberger Geschichte für die deutsche Burschenwelt zu vergrössern. Gehe auch

Du dorthin, denn Du wirst dort nun selbst mehr finden, als Du von Heidelberg würdest erwarten können. An München denke gar nicht, lieber nach Bonn zurück! Denn dort herrscht ein sehr niedriger Ton in jeder Hinsicht, und die Liberalität der bairischen Regierung ist als eine Falle für die Studenten nunmehr bekannt. Was die Professoren betrifft, so wird von jedem Katheder nun der krasseste Mysticismus gepredigt, und der einzige Mannert¹⁾ ist seiner freien Rede wegen von den übrigen Pharisäern jetzt in den Ruhstand befördert worden.

Diesen Winter philistriere ich, aber Ostern 1829 triffst Du mich mit vielen Heidelbergern in Jena. Wir suchen dies, so viel möglich, zu verbreiten. Thue auch Du es. Leb wohl.

Dein Leverkus.

Ich habe zu oft über die Heidelberger Geschichte schwätzen müssen, als dass ich sie Dir ausführlicher hätte erzählen können. Ich schrieb Dir aber die Veranlassungen, eigentlich den Geist des Ganzen (wie ihn kaum Hundert haben übersehen können wegen geringerer Theilnahme), damit Du es verbreitest²⁾.

3.

Stenzler an Compes.

Ober-Cassel [bei Bonn], d. 12. Oktober 1828.

. . . Diese Ferien sind die schönste Zeit meines Lebens gewesen; ich habe eine Reise nach Heidelberg, Carlsruhe, Baden und Strassburg gemacht, reiste darauf von Heidelberg nach Kreuznach, wo ich Leverkus traf, und mit ihm nach Schwepperhausen zu Longus³⁾ und nach Sobernheim zu Kampers⁴⁾ ging, auch einige Male auf der Ebernburg kneipte. Jetzt wohne ich hier sehr angenehm bei Kotzenberg, lese Trauben und kelttere, gehe zuweilen nach Godesberg, treibe Sanskrit, lese Molière, Byron, Homer, Anakreon, Göthe etc. Kurz ich führe ein so schönes Leben, wie man es sich nur wünschen kann.

Von den Heidelberger Unruhen hast Du wohl schon etwas Genaueres gehört. Traue nur nicht den unvollständigen und lügnerischen

1) Konrad Mannert, Historiker und Geograph, 1808 Professor in Landshut, 1826 in München, † 1834.

2) Dreimal unterstrichen.

3) Johann Stanislaus Lang aus Schwepperhausen, 1827—29 stud. jur. und Burschschafter in Bonn.

4) Heinrich Kampers aus Kirm, 1825—28 stud. jur. und Burschschafter in Bonn. Später Bürgermeister in Heddesdorf und Landrat in Siegburg.

Zeitungsnachrichten. Ich sage Dir nur soviel, dass die Studenten dies Mal gewiss das grösste Recht haben, was grade nicht bei allen Angelegenheiten dieser Art der Fall sein mag. Wollten sie aber dies Mal sich als Männer zeigen, und nicht wie Knaben unter der Zuchtrüthe stehen, so mussten sie so handeln, wie sie gehandelt haben, und über die Consequenz ihres ganzen Verfahrens hat sich selbst der Senat gewundert. Wie sehr übrigens die nobeln Zeitungsschreiber die Sache verdrehen, und dem Publikum die Augen zu blenden suchen, wirst Du wohl schon aus den Zeitungen selbst gesehen haben. Welch eine Lüge ist es, dass in Heidelberg die Burschenschaft im Geheimen bestand! Wusste nicht der Senat, wussten nicht alle Professoren, dass und aus welchen Studenten nicht bloss die Burschenschaft, sondern auch die Corps bestanden? Eben so sieht jeder vernünftige Mensch ein, dass bei einer solchen Sache die ganze Studentenschaft als solche auftreten musste, und dass es ziemlich undenkbar ist, dass die Burschenschaft allein hier gehandelt habe. Nein, Gottlob, alle Studenten fühlten die Erniedrigung, vergassen ihre innere Spaltung und traten mit der grössten Einigkeit in dieser gemeinsamen Sache auf. Möchte nur die ganze Sache die gewünschten Folgen haben, möchten die Machthaber einsehen, dass die Universitätsjahre grade den Jüngling zum Manne bilden sollen, und dass eine Bildung, wie sie dem Manne ziemt, nimmer unter der Schulzucht gedeihen kann.

So viel für jetzt. Hoffentlich besuchst Du mich bald, und dann mündlich mehr. Bis dahin lebe wohl und gedenke

Deines Fr. u. Br.

A. F. Stenzler.

4.

Helreich an Compes.

Heidelberg, den 22. Juni 1830.

Lieber Knacker!

... Der Geist der hiesigen Studenten kommt meiner Beobachtung ganz eigenthümlich vor; ein Gemisch von äusserer Artigkeit und innerer Rohheit; denn ich glaube, dass auf keiner Universität das Chorleben mit seinen Absurditäten so entschieden hervortritt als hier. Kein Wunder daher, wenn es noch manche Jahre dauern kann, bis wieder eine B[urschenschaft] dem Ganzen einen humanern Anstrich verleiht, besonders da die Regierung mit der strengsten Consequenz ihr früher ausgesprochenes Verdammungsurtheil bei Kräften erhält. Dass alle bis-

herigen Versuche missglückten, ist leicht einzusehen; aber ebenso leicht, dass B[urschen]schafter, die ein b[urschenschaftliches] Chor aufthun wollen, der allgemeinen Sache eben so schaden, als je das Verbot der Regierung, weil sie den von fremden Universitäten Kommenden einen Ausweg zeigen, wie man mit Beibehaltung des Namens der Sache abschwören kann. Gleichwohl finden sich wieder viele von Erlangen, Giessen, Marburg etc., die sich gleich einer Verbindung zusammenhalten, und bei denen es mir recht gefallen würde, wenn ich mir nicht vorgenommen, derlei Sachen ganz fern zu bleiben, und wenn [nicht] eben diese Leute durch den Grundsatz, keine Satisfaktion¹⁾ zu geben, hier gleichsam in Verruf geraten wären. Auch einige Münchner, die Du kennst, befinden sich hier, Stockinger, Gulden, Gerge [?]. Pistor ist dieses Semester wieder nach München, wo er ein günstigeres Feld für seine Intriguen als hier bearbeiten kann. Er, der Erzb[urschschafter], der über alles Commentwesen hinauszusein vorgibt, wollte hier vorigen Winter mit Geib, der auch in München war, ein b[urschenschaftliches] (?)²⁾ Chor aufthun, weil er Senior geworden wäre; doch krönte der Erfolg seine Bemühungen nicht. Wenn die academische Zeitschrift früher schon unlesbar war, so ist sie es noch mehr jetzt; es ist im vorigen Semester ein einziges kleines Heft erschienen, und ich glaube daher nur das Porto erspart zu haben, wenn ich Dir diese unwichtigen Papiere nicht übersicke. — In München sieht es etwas verändert aus, wie mir Stockinger sagte. Die Schweitzer und Germanen haben sich gegenseitig in³⁾ gesteckt, kein Wunder, da sich Agassiz ganz zurückgezogen und der Chorgeist in letzteren erwacht sein soll. Also ist auch diese Frucht unserer Bemühungen zu Grunde gegangen, und frohe Hoffnungen sind umsonst gehegt! Seuffert und Wächter haben sich zurückgezogen, um zu ochen; Randal⁴⁾ treibt immer noch seinen alten, doch gutgemeinten Unsinn. An Neuangekommenen fehlt es auch nicht; unter andern Waldenfels von Jena, ein alter Freund von mir, und einige Erlanger Das innere Leben soll ziemlich abgenommen haben, was auch nicht zu verwundern, da die ersten Zeiten einer Verbindung immer die schönsten und kräftigsten sind. Dagegen gewinnt sie viel Zuwachs von aussen, besonders von

1) d. h. keine unbedingte Satisfaktion im Sinne der Corps, ohne vorherigen Sühneversuch durch ein Ehrengericht, wie ihn die burschenschaftliche Anschauung forderte.

2) Das Fragezeichen steht in der Handschrift.

3) Ein Wort unleserlich; dem Sinne nach wohl: Verruf.

4) Pleikard Stumpf, später Landtagsarchivar und Regierungsdirektor in München, † 15. Juli 1877. Vergl. Allg. deutsche Biographie 36, 755.

Regensburg, wo Schuch Proselyten gemacht hat Dass die Aula ¹⁾ noch besteht, erfuhr ich heute durch das Inland, wo von einem grossen Balle gesprochen wird, den dieselbe veranstaltet.

Die Stimmung der Gemüther ist in Baiern immer noch eine unruhige; alle Gemüther erwarten noch, dass sie nicht so oft mehr in ihren Erwartungen getäuscht werden als sie es schon sind. Überall noch das alte Schwanken; der ins Leben getretene Landrath zeigt seine Mangelhaftigkeit schon jetzt, und von allen Seiten erheben sich Klagen. Das alte Übel, die Unzweckmässigkeit und Beschränktheit der Deputirtenwahl bleibt immer die hemmende Schranke für ein wahrhaft constitutionelles Leben; auf der einen Seite die Dummheit und Friedfertigkeit, welche verbunden mit einem gewissen Güterbesitz jedem Besitzer dieser Eigenschaften eine sichere Stimme verschafft, auf der andern das Interesse der intelligenten Staatsdiener, welche an das Ministerium gleich einem Prometheus an den Felsen gefesselt vorsichtig die eigene Wohlfahrt sichern. Zwischen beiden steht der kleine Haufe wackrer Männer, die unbekümmert um ministerielle Manöuvres dem todtten Körper eine Kraft entgegensetzen, die ihn zur Thätigkeit aufruft. Aber was hilft eine Opposition, die aufregt und hie und da Flammen sprüht; kommt es zur That, zum wirklichen Opponiren, da ziehen sich die Bewunderer jener schönen Freiheitsreden hinter den Stuhl der respectablen Sicherheit zurück, und jene lodernden Worte verfliegen gleich Raketen in den Lüften, ohne dem Feinde zu schaden.

Wir können nun seit dem Bestehen des Landtags ein einziges Institut nur vorweisen, welches als eine Frucht des constitutionellen Lebens zu betrachten wäre; in Erwartung seiner Tüchtigkeit vergass man die dringenden Anforderungen anderer Art und das Jahre lange Schwanken, in der Hoffnung, dieses neue Institut, der Landrath, möchte der Anfangspunkt eines festen und beglückenden Staatsorganismus sein. Allein auch diese Erwartungen sind nun betrogen; man hat nun schon 11 Jahre gesprochen und gekämpft, aber es fehlen noch Gesetzbücher, es fehlt eine Schulordnung; die lange versprochene Trennung der Justiz und Verwaltung und die Öffentlichkeit des Verfahrens wird vergebens gehofft; der König macht Reisen, erholt seine zerrüttete Gesundheit, es werden neue Kirchen gebaut, Gemäldesammlungen angekauft, Resi-

1) Unter diesem Namen hatten Beckers und Pistor in München akademische Abende eingerichtet, die als Sammelpunkt der gesamten Studentenschaft gedacht waren. Die Akademische Zeitschrift brachte darüber ausführliche Berichte. Vgl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte 4, 612.

denzen erheben sich, München füllt seine leeren Strassen mit neuen Pallästen, aber erschöpft sind noch die Kräfte des Volkes, unbebaut der Boden der Constitution, und nur hie und da gelingt es einem Eremiten von Gauding, diese unfruchtbaren Moose und Ödungen dem Verkehr und der Benutzung zu gewinnen¹⁾. Doch wir wollen nicht verzagen; es geschieht bei uns doch mehr als anderswo. Unsere Pflicht kann nur sein, einst der Kammer, so viel in unsern Kräften steht, Selbstständigkeit zu geben; wir sollen eine Intelligenz dort herrschend machen, die gleich richtig Gegenstände der Staatswissenschaft aufzufassen versteht, wie sie im Stande ist, dem praktischen Sinn und dem freien Sinn, wie er dort ausgesprochen wird, eine mächtige Stütze zu geben. Advocaten können hierin das meiste thun, und hoffentlich wird dieser Stand nach Einführung der Öffentlichkeit auch diesen Zweck der Repräsentation nicht ausser Augen lassen.

Dass die Ereignisse der Zeit und unseres Vaterlandes immer noch Dein Interesse gewinnen, freut mich; sie geben dem Praktiker die Wahrzeichen, nach denen sein Wirkungskreis sich gestalten soll. Möchte nur dieses Interesse auch auf Universitäten früher geweckt werden! Man hängt dort häufig einen Schild heraus, auf dem schöne Farben gemalt sind, aber das Ganze ist nur ein Bild, hinter dem der angedeutete Inhalt fehlt. Ich weiss, hier komme ich auf ein altes Thema, das wir oft besprochen, zu vielseitig, als dass man mit dem bloßen Maasstabe der Vernunft auskäme, ohne den Verhältnissen nicht einiges Gewicht einzuräumen; allein uns möge dieses Gewicht der Verhältnisse immer bloß beschränkend bleiben, und nicht solche Gewalt haben, dass sie gleich einer drückenden Last sich jedem Fortschritte anhängt. Betrachte die Wirklichkeit, und Du wirst, ohne grosse Ansprüche zu machen, sehr wenig realisirt finden. Auf der einen Seite zeigt sich ein Kleben am Alten, das wohl recht gut, aber nur für seine Zeit ist und daher einer Modification bedarf, ein Festhalten an einer gemeinsamen Definition der Burschenschaft, um die man lange gekämpft, und die auch recht gut ist, wenn diese allgemeine Wahrheit bis in die Einzelheiten des Lebens dringt und diese bestimmt; die aber, so lange sie gleich einem unbebauten Felde da liegt, jeden so kalt lassen wird, als die Form ihrer Abfassung selbst. Auf der andern Seite ersetzt ein Geist des Vorurtheils und Absprechens die Stelle der geistigen Belebung jener Wahrheiten; Sitten und Gebräuche, durch Autorität Einzelner geheiligt,

1) Ueber die Adresse der Bauern von Ganting und Wasserburg vgl. unten Heintzmanns Brief vom 14./18. Febr. 1832.

bilden das Kriterium der Würdigkeit der Theilnehmer, und Rücksichten von geringerer Bedeutung, Nebendinge, die nur zum allgemeinen Leben beitragen sollen, treten an die Stelle des Hauptzwecks. Du wirst mich hart schelten und rücksichtslos gegen die Bedürfnisse und das Treiben der Jugend. Allein wenn mich auch meine Gemüthsanlage weniger empfänglich macht für das ausgelassene Toben derselben, so bin ich im Innern doch kein Greis, dem jede Aufregung des Herzens entgeht; und ich betrachte nur die ganze Sache insofern, als sich die Jugend selbst einen Zweck gesteckt hat und diesem nachzukommen sucht, und insofern man verlangen kann, dass der Geist das einmal Erfasste durchdringe, denn wem die Jugend zwecklos und träumend dahingeschwunden, von dem ist auch später wenig zu erwarten. — Überall zeigt sich eine Ungewissheit, die zu keinem günstigen Resultate führen kann, und sollte nicht eine baldige Wiederbelebung an die Stelle der bisherigen Schlawheit treten, so möchten diejenigen, welche das Zeitgemässe ergreifen wollen, bald aus der Zeit herausfallen

Ich höre diess Semester sehr wenig Kollegien; Criminalrecht bei Mittermayer, Nationalökonomie und Lehensrecht ausser einigen Publicis. Das wäre freilich schon zu viel für Dich. Von Mittermayer machte ich mir zu grosse Vorstellungen. Es fehlt ihm an philosophischer Schärfe, die doch dem Criminalrichter nicht fehlen darf; sein Vortrag ist etwas affectirt theatralisch und breit; dafür aber ist er sehr anschaulich und praktisch durch die Menge von Beispielen, die er dem Urtheile vorführt. Ich habe jetzt deutsches Privatrecht und Erbrecht nach Hasse¹⁾ studirt und werde mich nun mit Staatsrecht und Criminalrecht befassen. Schade, dass Du von Hasse nichts gehört hast. Du glaubst nicht, wie gewaltig tief er gegen die meisten ist; nur Thibaut nehme ich aus; dieser ehrwürdige Greis hat in dem Krame des römischen Rechtes nicht seinen gesunden praktischen Verstand ersäuft, den man bei historischen Juristen oft vergebens sucht. Ich will nächsten Winter Pandekten bei ihm hören. — In Baiern werden nun auch 2 Examina gemacht, eins beim Abgang von der Universität, das andere nach zweijähriger Justitz- und Kammeralpraxis. Letztere scheint mir sehr zweckmässig, weil Finanzwissenschaft und Nationalökonomie ein so wichtiges und umfassendes Interesse haben, dass sie von jedem Staatsdiener gekannt sein sollten; letztere besonders zeigt uns den Weg, dem materiellen Wohlsein unseres Vaterlandes behülflich

1) Johann Christian Hasse, 1813 Professor der Rechte in Königsberg, 1817 in Jena, 1818 in Berlin, 1821 in Bonn, † 1830.

zu sein; und dass diess eine nothwendige Vorbedingung des Gesamtwohls sei, muss immer allgemeiner eingesehen werden, denn ohne physische Kräfte bleibt das Volk auch geistig arm.

Was die Pietisten und Liberalen in München treiben, darüber habe ich keine Nachrichten. So viel ist aber gewiss, dass Thiersch's Rektorat weniger leistet, als es versprochen. Überall fehlt es ihm an praktischem Sinn, und man macht ihm sogar in constitutionellen Blättern den Vorwurf, dass er unbewusst dem Pietismus diene. Schellings Streit mit Kapp in Erlangen ¹⁾ wird Dir bekannt sein; ersterer erscheint dabei in keinem günstigen Lichte. Er hat für dieses Sommersemester seine Vorlesungen ausgesetzt, um ungestört an der Herausgabe seines Werks „Philosophie der Offenbarung“ arbeiten zu können. — Das Würzburger Volksblatt erhält immer mehr Festigkeit und ist kein schlechtes Mittel, die Eigenmacht des Ministeriums zur Rechenschaft zu ziehen. Der nächste Landtag wird stürmisch werden; man hofft, dass Behr ²⁾ wieder in den Reihen der constitutionellen Streiter erscheinen werde; von allen Seiten sind bedeutende Vorarbeiten gemacht. Wie dabei der Minister Schenk sich herausfechten werde, ist ziemlich gewiss, nemlich schlecht.

Die jetzige Zeit ist überhaupt unendlich reich an Begebenheiten, und man kann wirklich ohne Lachen sagen: wir stehen am Vorabend grosser Ereignisse. Wer aber seinen Blick auf die Entwicklung des constitutionellen Geistes wendet, der sieht im Ganzen wenig Fortschritte. Frankreich scheint einer grossen Krise entgegenzueilen; die armseligen Bestrebungen eines Ministeriums, das zu schwach ist, den Absolutismus consequent durchzufechten und zu ängstlich, der Volksstimme eine zeitgemässe Entwicklung zu gewähren; ein König, dem die schönste Tugend eines Monarchen fehlt, das Vertrauen auf sein Volk, lassen wenig Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang der Krise hoffen.

Aber am wehmüthigsten muss man werden, wenn man das arme Griechenland betrachtet. Was sind die scheinbaren Regungen unserer Kabinete für die Sache der Freiheit gewesen? Von allen Seiten beschritten und in unnatürliche Grenzen eingezwängt, der Concurrenz armer Prinzen, welche sich um seine Krone bewerben, preisgegeben,

1) Vgl. darüber G. Weber, Heidelberger Erinnerungen S. 222f.

2) Wilhelm Joseph Behr, 1799—1821 Professor des Staatsrechts und dann erster Bürgermeister zu Würzburg, 1836—48 wegen demagogischer Umtriebe und Majestätsbeleidigung in Haft gehalten, Abgeordneter in der Paulskirche, † 1851. Vgl. Allg. Deutsche Biographie 2, 286 (Heigel).

lässt man es in dem Zustand der Anarchie verweilen, damit die edlen Kräfte, die sich in einem befreiten Volke bewegen, abgestumpft und für die Herrschaft eines Souverains geschmeidig werden. — Aber die Krone von Allem ist Portugal. Wenn man den Zustand dieses unglücklichen Landes ins Auge fasst und dann wieder die Gelübden der heiligen Allianzen, welche sich zur „Beglückung der Völker gebildet“ (!), dann muss man an allem guten Willen der Oberen verzweifeln, und wieder auf die Frage zurückkommen: ob die Völker des Regenten wegen oder der Regent für das Volk eingesetzt ist.

Ich habe Dir nun viel geschrieben und vielleicht manches Unnütze und Falsche. Doch verkenne nicht meinen guten Willen; und es wird mich freuen, wenn Deine Erwiderungen zur Berichtigung meines Urtheils beitragen. Was wir beide wollen, darüber sind wir ja einig, darum lass uns mit Umsicht und Unpartheilichkeit zu Werke gehen.

Grüsse mir alle Bekannte und Freunde, besonders Müller¹⁾, Kanonikus, Julius. Baldiger Antwort entgegengehend bleibe

Ich Dein treuer Freund

Fritz Würger²⁾

Meine Adresse ist: bei Schreiner Krall in der Schiffgasse.

5.

Helfreich an Compes.

Heidelberg, den 26. August 1830.

Lieber Knacker!

Deinen Brief vom 13. Juli habe ich in Baden-Baden erhalten, und Du siehst hieraus, dass auch ich suitisiere. Ich war 4 Wochen dort, angeblich um die Kur zu gebrauchen, doch eigentlich der Fidelität wegen Dein Brief erfreute mich unendlich; ich fühlte mich aus dem conventionellen Badeleben dadurch in die Nähe eines mir theuren Freundes versetzt, dessen Worte alte, uns durch Grundsätze und Umgang gemeinsam gewordene Ideen wieder belebten. Ich war gerade zu der Zeit in Baden, wo Frankreichs Schicksal sich entschied, und wo aller Augen den nahen Grenzen zugewendet waren. Der Kanonendonner von Strassburg verkündete uns jedoch bald den Sieg des

1) Fritz Müller, 1829—30 stud. iur. in Bonn. Sprecher der Burschenschaft 1846 Polizeidirektor und Landrat in Köln, Abgeordneter in der Paulskirche: 1848 bis 66 Unterstaatssekretär im preuss. Justizministerium. Langjähriger Vertreter des Wahlkreises Lennep-Solingen im preuss. Abgeordnetenhaus, † 1893.

2) Dies Wort unter dem mit Tinte überdeckten Namen „Helfreich“.

Guten, und nun herrschte überall freudige Theilnahme bei allen Freiheitsfreunden. Grosse dreifarbige Fahnen schmückten die Eilwägen der Kourierchaisen, und alles wollte dreifarbig werden. Ein glückliches Land, dieses dreifarbig! — Ich hatte so meine eignen Gedanken dabei. Die armen Deutschen, dacht' ich, sie haben so gute Herzen, die Grossthaten anderer Nationen zu ehren und ihren Freiheitssinn zu bewundern; sie sind zufrieden mit den Fortschritten, die andere für sie machen; und sie selbst stehen demüthig daneben, unbewusst ihrer eignen Stärke und Vortrefflichkeit, gehorchend den weisen Stimmen ihrer Führerschaft, deren Ruhe und Gemächlichkeit zu wahren sie ja da sind. Da verglich ich den lebhaften Franzosen, die Charte hoch in der Hand und jedem Zorn zusprühend, der sich feindlich diesem Palladium der Freiheit naht, und daneben den guten Östreicher, wie er sich ängstlich an den Kaiser Franz wie an ein altes Weib anschmiegt, ihn bittend, er möchte alles Neue gehen lassen, damit er sein Stück Brod ruhig und so wie sein Vater verzehren könne. — Wenn man ein Volk beurtheilen will, dann bietet sich gewiss keine bessere Gelegenheit dar, als die Zeit der Revolution. Da brechen alle Elemente los, die im tiefen Grunde des Volksherzens geschlummert, ein jedes strebt da empor zur Selbstständigkeit und Erdrückung der andern. Diese Revolution hat einst Frankreich zerrissen. Aber wenn ein Volk so weit fortgeschritten ist, dass ihm die Stimme der Freiheit nur eine geworden, und dass man in dieser Freiheit nur das feste Gesetz sucht, welches die Stütze eines geordneten Zustandes werden soll, dann kann man sagen, es ist ein Fortschritt, ein erfreulicher, in der Geschichte der Menschheit geschehen, und der Freiheitsfreund sieht die Zahl der Völker vermehrt, welche, der Welt eine voranschwebende Leuchte, den Grund einer dauernden Wohlfahrt sich gesichert. Das hat nun Frankreich gethan. Wenn man die Ereignisse der jüngsten Tage betrachtet, sie sind gleich den Handlungen eines einzelnen Mannes energisch und mit Einheit vollendet; es ist ein Schrei des Schmerzes, der bei Unterdrückung seiner Rechte das ganze Land durchbebt, und es ist ein Griff nach dem verhassten Throne, der sich vor die Charte zu schieben gedenkt. So war es einst in England, auch dort stellte man den König bloß als den Beschützer dessen hin, was das Volk als das heiligste aus sich geschaffen, seine Constitution. Dieses heilige Recht hat sich auch zu uns geflüchtet, es ist auch bei uns, aber in tiefen Schlaf gelullt. Und hat der Deutsche keine Stimme, diesen Schlaf zu stören, hat er keine Ohren, an seiner Seite ihre Laute zu vernehmen?

Doch was hilft das Alles, wir träumen ja manchmal so schön, und am andern Morgen lachen wir über die Begeisterung des Abends, die uns etwas Grosses als ausführbar vormalte. Auch diese Nüchternheit des Verstandes ist ein Vorzug unseres Volkes, und sie wird einst zu einem sichern, doch noch fernen Ziele führen; allein man kann nicht umbia, bei so grossartigen Ereignissen wie die jetzigen sind, Vergleichen anzustellen und der eilenden Zeit noch schnellere Flügel zu wünschen; und sollen wir nicht dadurch begeistert werden, denen noch das junge Blut in den Adern rollt, die den Verlust und die Entbehrung alles dessen am tiefsten fühlen sollen, gegen welches der gemeine Mann durch lange Bearbeitung unempfindsam geworden ist? — Du siehst, an mir ist ein Revolutionär verdorben, Du wirst lächeln, Du kennst meine Nüchternheit. Doch wahrlich sie ist von mir gewichen, als jene Ereignisse zu meinen Ohren drangen und die ganze Summe von Niedrigkeiten, die uns belasten, an meinem Innern vorüberzog. Da fiel mir der schöne Spruch Mirabeaus ein, den Du mir mitgetheilt, und die düstere Gegenwart machte der frohen Zukunft Platz.¹⁾ Und schon hat das grosse Werk sich verbreitet; schon eilen die alten Spanischen Cortes den längst entbehrten Grenzen zu, um auch dort einen schwachen Zweig der Bourbons zu vernichten; vielleicht aber ist dort noch ein grösserer Kampf von Nöthen; denn mit dem Sturz eines Thrones ist noch kein Volk frei gemacht, wenn es noch durch die Macht des Aberglaubens und der von ihm erzeugten Fiktion darniederliegt. Spanien bedürfte vielleicht erst eines Napoleon, der den Grund zu der Festigkeit und Einheit des Staates legte. So wird die Freiheit, in England geboren, nun, da sie einmal das Meer übersprungen, fortschreiten nach Westen und Osten, und den Völkern eine glückliche Zukunft schaffen. Wir können bis jetzt freilich wenig thun. Der Deutsche, gutmüthig, fragt nicht, wem er angehört; zufrieden mit einem mässigen Auskommen denkt er nur für seine vier Pfähle, und die Fürsten, diese Tugend benutzend wissen ihn, wenn er einmal brummt, leicht durch einige rothe Lappen, die in die Augen fallen, zufrieden zu stellen. Darum sind wir auch nur etwas Halbes, halb erwacht und halb schlummernd. Darum lass uns wenigstens immer wachsam sein; lass uns auf Universitäten einen Standpunkt gewinnen, der klar in die Zukunft sieht; lass uns dort unter der oft drückenden Form etwas Tieferes suchen, dasjenige, was in der Ferne unsere nach verschiedenen Richtungen wir-

1) Von hier ab mit anderer Feder geschrieben.

kenden Kräfte spannen soll. — Ich besuchte neulich mit Schneider ¹⁾ und Henle die hiesige B[urschenschaft], die auf dem Fässchen kneipt, und fand wirklich recht tüchtige Leute dort; sie leben recht brüderlich und einig, und um so ungestörter, als sie auch keine Anfechtungen von Aussen zu bekämpfen haben. Es sind meist alte Leute, die durch Erfahrung zu der richtigen und gemässigten Ansichten [!] gekommen sind. Zugleich traf ich dort einen Studio, der von München kam und voriges Semester bei den Germanen Mitglied war. Seiner Schilderung nach steht es dort gut; mehr im Äussern, als im Innern. Kapellmeister ²⁾ obscuriert ³⁾, woran er auch recht thut; Spanner ⁴⁾ hat Ostern absolviert; Jubel ⁵⁾ lebt in der Gegend von München auf dem Lande, um zu ochen: Randal ⁴⁾ bleibt noch ein Jahr dort. Pistor ist gleichfalls auf dem Lande und lebt den Musen, doch geht die Aula ihrem Ende nahe. Sonst gibt es wenig Neues. Beckers hat promovirt ⁵⁾ und in alle Zeitungen rücken lassen, wie gut diess von Statten gegangen sei. Görres steht jetzt mit Schelling gut; so haben sich also diese beiden mystischen Richtungen endlich gefunden! Görres war vor wenigen Tagen mit seinem Sohne hier, immer noch der alte dämonische Rothkopf. Thiersch hat nun mit vielem Geschrei sein Rektorat niedergelegt und Allioli dasselbe erhalten. So folgt ein Schwachkopf auf den andern. In Regierungsangelegenheiten hat die Verwirrung nun den höchsten Grad erreicht; die Schulen sind am meisten zu bedauern; die Lyceen sollen nun wieder eingeführt werden. Der Landrath der Kreise hat Gutachten an den König eingegeben; aus allen sprechen Klagen über den Druck des Landmanns durch die Steuern und besonders die gutsherrlichen Lasten, denn bei uns findet man noch alle Beschwerden des alten Aristokratismus. Die Schulen sind schlecht, die Gerichtsverfassung drückend durch ihren schwerfälligen und kostspieligen Gang, der Handel erschwert durch die Chikanen der Mauth; das Volk in Aberglauben, deshalb auch in Unsittlichkeit und Faulheit versunken. Wenn man solche Berichte liest, wo so ein Gebrechen ans andere sich reiht, da lernt man erst unsere Lage kennen. — Die Kunst blüht jedoch immer fort. Cornelius ist nach Italien, um in Rom die Cartons zu der neuen Kirche

1) Hermann Schneider aus Berndorf bei Daun, stud. iur. in Bonn 1828—30.

2) Kneipnamen, die ich nicht zu deuten vermag.

3) d. h.: hält sich vom Verbindungsleben fern.

4) Pleikard Stumpf, vgl. oben S. 79.

5) Mit einer Abhandlung über das Wesen des Gefühls. Vgl. Allgem. deutsche Biographie 46, 328.

zu entwerfen; viele seiner Schüler sind ihm gefolgt. Das Monument des alten Max in Bronze ist jetzt auch fertig, und wird nun den Residenzplatz zieren; eben so das Denkmal der 1813 in Russland Gefallenen. — Wie steht es mit Deinen Plänen? Spiegelfritz¹⁾ war neulich hier; er sagte, dass Du gesonnen seist, nach Berlin ein Jahr zu gehen. Wenn Du dort Jurist werden willst, so findest Du gewiss keinen bessern Ort dazu. Doch Dich drängt etwas Anderes; Du bist zum Juristen nicht geschaffen, Dich treibt etwas Höheres. Ich kann Dir keinen Kampfplatz angeben, den Du betreten könntest, aber ich glaube, lieber Knacker, Du bleibst nicht Jurist. Doch verlasse Bonn; dort sind nicht mehr „die starken Wurzeln Deiner Kraft“. — Wie ich vernommen, ist ein Krieg mit den Knoten in Bonn ausgebrochen und bei der Verbindung Concurs. Beide werden auch auf Dich einige Wirkungen geäußert haben. Wahrscheinlich ist Sonntag Faustpfandgläubiger Deines grünen Rocks und Deiner Pechkappe geworden. — Euer Verhältniß mit den Corps ist wieder aufgelöst; hat denn Jam gar nichts in N[ürn]b[er]g²⁾ gethan? So viel ich erfahren, hat er bei der Abstimmung über diesen Gegenstand selbst dagegen gestimmt, denn es stimmte nur ein einziger von Marburg für den Vorschlag. — Wenn nur die Allgemeinheit in Bezug auf Heidelberg erleuchtet würde; man munkelt wieder von neuen herrlichen Verordnungen in dieser Beziehung. — Ich gehe nicht mehr fort und ebenso alle, mit denen ich gesprochen. Durch solche Massregeln wird nur unnütze Opposition erzeugt, die uns endlich einmal vom Hals bleiben dürfte.³⁾ Doch den Würzburgern ist sie zu theil geworden. So muss denn überall das Unwesen fort dauern . . . Hänle lässt Dich grüssen. Schreibe mir bald. Von Stammbuchblättern, deren Du in Deinem letzten Brief erwähntest, habe ich nichts gesehen.

Dein treuer Freund

Würger.

1) Cl. H. Friedr. Spiegelberg aus Neubrandenburg, stud. theol. in Bonn 1829—30.

2) Auf dem Nürnberger Burschentag zu Ostern 1830 war die Bonner Burschenschaft durch stud. mineral. Jean Bapt. Mayer aus Koblenz, vulgo Jam. vertreten gewesen.

3) Helfreich ist also gegen den von der Allgemeinen Burschenschaft über die Heidelberger Hochschule verhängten Verruf.

6.

Compes an Helfreich.

Gladbach am 5. Dez. 1830.

Mein lieber Helfreich!

. . . . Wie es über meine künftige Laufbahn beschlossen worden ist, wirst du vernommen haben. Als ich Bonn verliess, war es mein Vorhaben, bis um Ostern k. J. nach Berlin zu gehn und dort für das am Rhein und an der Isar zugebrachte triennium, das, bekanntermassen, was *juridica* angeht, sehr ein *dolce far niente* beherrscht hat, ein recht thätiges Semester zu verleben. Mit Fleiss hatte ich Berlin ausersehn, um entweder durch Savignys Tüchtigkeit und Reiz ein warmer Jurist zu werden, oder mich noch bei Zeiten anders umzusehn, wozu eine Hauptstadt, wie die Preussens ist, beste Gelegenheit bietet. Durch die practischen Vorstellungen meines Vaters mehr gerührt, als überführt, und, was meine Persönlichkeit dabei angeht, wie es unwillkürlich zu geschehen pflegt, durch die philiströsen Elemente des Feriallebens prosaisch und nachdenklich geworden, liess ich das schon mit den glänzendsten Farben ausgemalte Project fahren, und vertauschte es mit dem Entschluss, mich sofort an ein Oberlandesgericht zu begeben. . . . Nun dachte ich mit Reinhard gegen den 1. October nach Westphalen zu meiner Bestimmung zu gehn. Mittlerweile aber war der politische Horizont mit jedem Tage trüber geworden, und, weil meine Militärangelegenheiten noch nicht beseitigt sind, wurde es meinem Vater bei der Unsicherheit der Zeit zur stehenden Absicht, mich *usque ad meliora* bei sich zu behalten. Erst vor Kurzem ist es meinen dringenden Vorstellungen gelungen, diese Absicht auszureden und die bestimmte Versicherung zu erhalten, ehester Tage aufbrechen zu dürfen. Beinahe wäre mir durch ein unverbürgtes Gerücht ein in manchem Betracht angenehmes Hindernis in die Quere gekommen. Es wurde mir nämlich von Bonn aus gemeldet, „Walter¹⁾ habe vom Katheder herunter aufs Gewisseste betheuert, dass man sich in Berlin entschlossen habe, vorderhand nicht mehr an die Einführung des Landrechts in die Rheinprovinzen zu denken, und, einem Wunsche des rheinischen Landtags willfabrend, die beiden ersten Examen für die rheinländischen Juristen nach Kölln zu verlegen“. Da Dr. Bracht seiner Stellung als Landtagsdeputirter und seinen Verbindungen nach am besten um die ganze Geschichte wissen muss, wendete ich mich sofort an ihn oder vielmehr an seinen

1) Ferdinand Walter, seit 1821 Professor der Rechte in Bonn, † 1879.

Sohn Prosper,¹⁾ und erhielt zur Antwort, dass die Bemühung des Landtags noch nicht mit einem bestimmten Erfolge gekrönt und dass es auf die ungewisse Hoffnung hin, dass die gewünschte Einrichtung mit Nächstem getroffen werden könnte, nicht zu rathen sei, die Absolvierung des Examens noch lange zu verschieben. Wiewohl sich bei dem Drange der Geschichte für die Throninhaber streiten lässt, ob gemeldetes Gerücht zu den Tageslügen gehört oder ob es nicht aus der Luft gegriffen ist, so folge ich doch meinem eigenen Gutdünken und dem Rathe Prosper's. Gegen den 10. d. werde ich mich sonach in die alten Provinzen verfügen und zwar nach Münster, welche Stadt ich besonders deshalb gewählt habe, weil eine grosse schöne Stadt mit allen Freuden und Leiden einer solchen mir für den Anfang lieber ist als ein kleiner Gerichtssitz, da ich doch nicht weiss, wohin ich einstens verschlagen werde. Jedoch vor Neujahr werde ich mich nicht vor die grünen Tische stellen. Den einmal soll die vorläufige Kenntnis des Localexamens von nicht geringem Belang sein, und dann muss ich mich noch, damit nicht ein Unglück passire, *πὸς καὶ λὰξ* mit Vorarbeiten beschäftigen, wozu es im vielfach hindernden Kreise der Familie keine Art hat. Zwar liegen die Pandekten auch jetzt nicht bestäubt da, aber doch gönne ich mir viele Zeit — denn ich studiere sehr, da Bücher hier meine einzigen Freunde sind — zu philosophischen und historischen Studien. Besonders kommt ein Buch kaum aus meinen Händen, welches einmal anzusehen ich Dir empfehle. Dieses ist Aretins Staatsrecht für die constitutionelle Monarchie²⁾, — ein Werk, das bei vieler Seichtigkeit, die übrigens in zwei Gründen, weil es ein Erzeugniss der ihr volles Verständniss noch erwartenden Zeit und weil es eins der erstverfassten systematischen Werke seiner Art ist, sehr Entschuldigung finden, gehörig in den Stand setzt, den Unterschied des Alten und Neuen in seinen einzelnen staatlichen Verschiedenheiten kennen zu lernen. Je mehr die unparteiischen Liberalen einsehen müssen, dass die viel versprechenden Ereignisse der Gegenwart von angeblich ihrer Farbe Angehörigen durch Unsinn und Übermuth entstellt werden: desto mehr wird es ihre, unsre Pflicht, sich eine politische Selbständigkeit zu eringen, um inmitten der Brandungen dazustehn, wie ein Fels im Meer.

1) Prosper Bracht, stud. iur. aus Bilk, 1828–31 Burschschafter in Bonn und München, Juli 1834 nach Belgien entflohen, Rechtsanwalt in Verviers, seit 1850 in Darmstadt, † daselbst 1885.

2) Johann Christoph v. Aretin, Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie. Altenburg 1824—27.

Wie es jetzt jeden Augenblick zugeht, dass das Gespräch von der Alltäglichkeit eines „Guten Morgen“ sich gleich sprungweise auf die politischen Neuigkeiten hinüberschlägt, so bin auch ich von der Jurisprudenz unbewusst auf das Gebiet der Politik gerathen. Was soll ich Dir aber in dieser Beziehung mittheilen? Ich denke, was ich zunächst kenne, und zwar das Allgemeine davon, den Zustand der preussischen Rheinprovinzen hinsichtlich der herrschenden Meinungen. Die Rheinländer sind Gränzbewohner, und Gränzleute sind immer so schlecht, dass, wenn sie einmal geschoren werden, es ihnen gleich ist, von wem sie geschoren werden: aber die Anhänglichkeit an die Franzosen, die uns in der That besser verstanden haben, als die, nach denen wir uns jetzt nennen, und die mit jeder Stunde mehr um sich greifende Überzeugung von der Unfreiheit unsrer Verfassung sind so gross, dass im Collisionsfalle Preussen vieles mit uns zu schaffen haben und es gerathen seyn möchte, um zu erhalten, was leicht verloren werden kann, bald möglichst dem Versprechen gemäss einzuführen, was unsre Nachbarn allerseits schon haben. Wie sollte es auch zugehn, wenn der Wunsch in letzterer Beziehung in den Rheinlanden nicht entstände? Der Geist der Zeit lässt sich nicht bannen mit Feuer und Schwert, und es ist ein Geist fest im Entschlusse und ausdauernd im Ertragen. Zur Gewährung des gesagten Bedürfnisses, zu dessen Lautwerden es leider! durch die klugen Einrichtungen der Regierung an Organen fehlt, schadet viel die Fieberhitze der überhand nehmenden Freiheit in Belgien: aber, wie P. Bracht mir schreibt, die Grossen werden doch am Ende einsehn, dass, wenn auch hin und wieder Neuerungssucht, Ehrgeiz und Raubgier den Anstoss gegeben haben, die Forderungen, welche jetzt der gemeine Mann an die macht, welche herrschen wollen, so ziemlich die sind, welche nach einer gewissen Tendenz gemacht werden müssen.

Dein

Knacker.

u. A. m.

7.

Helreich an Compes.

Heidelberg, den 24. Febr. 31.

Theurer Knacker!

. . . Seit kurzer Zeit hat sich unendlich viel geändert. Die Welt hat neue Kleider angezogen; sie scheinen das Erstgewand kommender Generationen zu werden, welche der alten drückenden Schnürbrust ent-

ledigt sich frei in ihren naturgemässen Formen bewegen werden. Der Keim hat lange geschlummert, und man erwartete nur ein langsames Gedeihen; allein die neuste Zeit hat uns gelehrt, dass die Menschheit nicht stehen bleibt, und dass je eifriger die Anstrengungen des Rückschreitens von Manchen versucht werden, desto unaufhaltsamer der Fortschritt des Ganzen herbeigeführt wird. Man hat alle kleinen Rücksichten vergessen, und die Bessern unter allen Völkern sind zusammengetreten zur Realisierung des Staatenzweckes. Es gibt der Gesinnung nach nur zwei Partheien noch in Europa, das ist die, welche mit krampfhafter Hand ihre Adelsdiplome festhält, und auf der andern Seite die, welche die Unabhängigkeit der Welt verkündet. Die Interessen der Staaten, die der Monarchen, sind umgewandelt in die der Völker; die ersten mögen bald zu ihren Vätern heimkehren, die letzten werden allein künftig die Triebfedern der Weltbegebenheiten abgeben. Unser armes Deutschland bleibt freilich immer noch im Hintergrunde und erwartet demüthig sein Heil von oben; doch wollen wir nicht verzagen, die Zeit thut Wunder. Nur 2 Wege sind zu seiner Befreiung geöffnet, der eine kömmt von Aussen aus dem Lande der Wiedergeburt, dem es alle Blüthen seines politischen Fortschreitens verdanken zu müssen glaubt. In ihm selbst liegen nicht die Mittel zur Versöhnung seiner feindseligen Elemente. Wer kann dem Adel seine Rechte nehmen, den Bauern aus den Fesseln des Feudalwesens, den Bürger aus den Banden der Handelssperre schlagen, ohne sich selbst die eine dieser Klassen zu den erbittertsten Feinden zu machen. Ein Deus ex machina muss von oben kommen, mit gewaltiger eherner Faust seine Werke verkündend; und hierzu geben uns die neusten politischen Verwickelungen Hoffnung; allein die Stürme des Krieges werden noch hinausgeschoben, um der Welt die nöthige Ruhe zu gönnen. Es ist aber die Ruhe lauernder Feinde, die nur den Punkt ihrer Übermacht erwarten, um auf einander loszustürzen; es ist das Prinzip der heiligen Allianz oder der Gottgesalbtheit der Machthaber mit dem Gefühle der Volkssouveränität, die um ihr Bestehen ringen. Der andere Weg, der Deutschland zum Heile führen könnte, ist der rauhere des Bürgerkriegs; er fordert blutige Opfer, und Gott möge ihn unnöthig machen.

Doch Dir ist diess nicht fremd; kehren wir zurück zu Baiern, von dem Du gern etwas hören magst. Unsere Regierung hat in neuster Zeit die Larve abgezogen, die bisher ihr wahres Antlitz verdeckte, und ihren Wahlspruch „gerecht und beharrlich“ tüchtig durchgeföchten, indem sie alle Mängel eifrig bewahrte, die schon längst ihr angeklebt.

Auch wir haben in unserer Mitte einen kleinen Polignac kennen gelernt und einen halsstarrigen Carl X., auch uns sind die Ordonanzen¹⁾ nicht fremd geblieben. Du weisst, dass in Baiern die Septembertage, welche so manchem hohen Hause Unfriede brachten, ruhig bei uns vorübergiengen; man hoffte durch die Macht des Beispiels, dass gewisse Rechte doch endlich mit Gewalt erzwungen werden können, und dass eine Regierung, die stets mit dem Namen der Constitution geprunkt, freiwillig das zugestehen werde, was die Anforderungen der Zeit unumgänglich nothwendig machten. Ein edles Vertrauen verdient auch gerechte Anerkennung; bei uns geschah es²⁾ nicht. Vielmehr suchte man ängstlich die Gelegenheit zu vermeiden, wo man in Collision mit diesen Anforderungen kommen könnte. Die nächste Ständeversammlung schien in einer so aufgeregten Zeit ein sehr gefährliches Organ der Volksstimme zu werden. Doch auch die öffentlichen Blätter durften keine Besprechungen über diese unsinnigen Wünsche gewähren; und so kam denn Herr von Schenk in seinem dichterischen Gemüthe³⁾ auf den Gedanken, beiden Instituten den giftigen Stachel zu nehmen. Die Operation begann mit einem neuen Pressedikt, welches alle politischen Blätter sowie Flugschriften unter die strengste Zensur stellte. Nicht damit zufrieden, schloss der König durch Machtspruch fast die ganze Opposition der Kammern, die sich 1819 und 22 gezeigt und die grössten Theils gewählt war, aus (indem die meisten als Staats- oder Municipalbeamte nach unserer schlechten Constitution der Einwilligung des Königs bedürfen und ihnen diese versagt wurde). Ein solcher Schritt musste alle Gemüther empören. Das Würzburger Volksblatt wie die Zeitschrift Rheinbaiern protestirte vergebens, eben so mehrere Bittschriften der Städte Würzburg, Bamberg und Nürnberg. Allen wurde die kalte Antwort zu Theil: der König mache nur von seinem strengen Rechte Gebrauch. So wurden freilich die gewöhnlichen Regierungsumtriebe bei den Wahlen unnöthig gemacht. — So stehen die Dinge. — Überall herrscht die grösste Spannung, auch der gemeine Mann spricht von Veränderungen; auf die Stände, welche jetzt berufen sind, richten sich die Blicke; von ihrer Sprache wird es abhängen, ob nicht das

1) Die Ordonanzen Karls X. vom 25. Juli 1830 sind bekanntlich der Anlass zum Ausbruch der Revolution in Paris geworden. Sie waren das Werk Polignacs, der seit 1829 das Ministerium leitete.

2) Diese beiden Worte nachträglich eingeflickt.

3) Minister von Schenk hat sich auch als Dichter versucht; sein bekanntestes Werk ist das 1826 in München zuerst aufgeführte Trauerspiel „Belisar“.

Volk sich selbst Recht sucht. In Würzburg erwartet man stets Unruhen; die B[urschenschaft] trägt zur Erhaltung der Gährung viel bei. Im Retzatkreis sind Cirkulare mit vielen tausend Unterschriften zu stande gekommen, worin der Regierung die Entrichtung der Steuern verweigert wird, wenn nicht bald ein neues billiges Grundsteuergesetz erscheint. Rheinbaiern sieht sehnsüchtig den französischen Adlern entgegen. Allein nicht blos in Baiern herrscht diese Stimmung. Auch in Württemberg wünscht man Neuerungen; man weiss jetzt, dass der unbedeutende Aufstand in Tübingen das Signal zu einem grösseren der ganzen Gegend sein sollte; seine schnelle Unterdrückung vereitelte das Werk. In Baden zeigt sich die Regierung ziemlich frei, die jetzt berufene Kammer verspricht viel. In Hessen weiss man schon, was man will, die Landstände haben es gezeigt. So verbreitet sich über ganz Süddeutschland eine dumpfe Spannung; man fordert allgemein statt des bisherigen Gaukelspiels der Landtage wahre Volksrepräsentation. Einige gute Blätter hat diese Krisis hervorgerufen, so das constitutionelle Deutschland, welches als Beilage zum Niederrheinischen Courier in Strassburg erscheint und dem Rheinischen Merkur wohl zu vergleichen ist. Seine populäre Sprache hat es in kurzer Zeit zur Bauernzeitung im Badischen Oberlande gemacht und wird daher umso mehr wirken als sie von der Masse des Volkes verstanden wird. Von Rheinbaiern sprach ich schon. Diese Zeitschrift verdient alles Interesse. Ihr Redakteur ist Landrath Siebenpfeifer in Homburg, früher in Verbindung mit Appellrath Hofmann in Zweibrücken, der sich durch das Werk „Staatsbürgerliche Garantien“ rühmlich bekannt gemacht hat. Ich wünschte Dir einige Hefte schicken zu können, sie dürfen als Muster von Gediegenheit und Unerschrockenheit gelten; unter andern befindet sich ein Aufsatz über das ganze bisherige Treiben des Königs und des Herrn von Schenk, ein treffendes Bild beider Helden. Nicht minder gute Aufsätze enthält das Volksblatt. Es scheint von den Liberalen eine Anklage des Herrn von Schenk bei der Kammer im Werke zu sein. Auch möchte diess gelingen, da die meisten der ausgeschlossenen Deputierten (Hornthal, Tauffkirch, Bestelmeyer, Closen etc.) ihre Entlassung aus dem Staatsdienst genommen haben und nun dennoch in die Kammer treten. Ein schönes Beispiel von Vaterlandsliebe und Uneigennützigkeit! Von Rudhardt¹⁾ spricht man Verschiedenes; einige wol-

1) Ignaz von Rudhart, 1810 zwanzigjährig Professor für Rechtsgeschichte und Völkerrecht in Würzburg, 1817 Mitglied des Generalfiscalats, vortragender Rat im Finanzministerium, 1825 von den Städten des Obermainkreises in den Landtag ge-

len wissen, dass ihn die Regierung gewonnen habe. Benzel-Sternau¹⁾ ist in die Kammer gewählt, hat aber die Wahl nicht angenommen, weil nach seiner Ansicht der Wahlakt ungültig war — eine zu weit getriebene Rechtlichkeit. Doch hat er bereits seine Bayernbriefe herausgegeben, worin der Geist der 4 ersten Ständeversammlungen enthalten ist, und die jedem Deputirten bei der fünften als Leuchte für das Chaos der Verwirrung dienen mögen. Der grösste Theil der Deputirten besteht jedoch aus den von der Regierung gewonnenen, darum mögten die Resultate der Berathung nicht die erfreulichsten sein, wenn es auch an einzelnen Kraftentwickelungen nicht fehlen mag. Das sind die Folgen eines Wahlsystems, welches nur den Grundbesitz und die Stände, nicht die Intelligenz als Element der Kammer betrachtet. Dazu noch die Kammer der Reichsräthe, die der Aristokraten! Ihre Versammlungen sind noch nicht öffentlich, damit sie nicht schuldig sind, ihre Urtheile vor den Richterstuhl der öffentlichen Vernunft zu bringen. Was kann eine solche Kammer nützen? Man hat durch das Zweikammersystem jeden Fortschritt unmöglich gemacht; wie wird der Adel einwilligen in das Zugeständnis solcher Rechte, die das Volk für sich verlangt, denn es sind dies nur Beschränkungen seiner eignen. Darum ist mit unsern Constitutionen wenig gethan. Sie dienten 12 Jahre lang als Schaugepränge und als Befriedigungsmittel der vorlauten Volksstimme; möchte die Zukunft uns bald Heil bringen.

Aus Preussen verlautet wenig. Sollte wirklich Süddeutschland vorangehen? Sollten die Kreislandstände nicht durchdringen können mit ihrem Gesuch um Einführung einer Volksrepräsentation? Ich glaube gewiss, wo so viel Intelligenz herrscht, wie in Preussen, kann unmöglich das Bessere länger verkannt werden. Polen scheint leider dem ungeheuren Koloss zu erliegen, wenn nicht der Sultan bald Hülfe schafft. — In Italien ist endlich die Flamme allgemeiner geworden; Oestreich wird alle Kraft aufwenden, diesen Sturm zu beschwören. Sollte das jedoch nicht eine Überschreitung des Prinzips der Nichteinmischung sein und sollte Frankreich nicht dazwischentreten? —

wählt, wo er sich 1831 das Misstrauen der Liberalen dadurch zuzog, dass er sich einer Beschränkung des königlichen Einkommens widersetzte; 1836 zum Kanzler des Königs Otto von Griechenland ernannt, aber schon 21. Dezember 1837 seines Postens wieder enthoben, starb er auf der Heimkehr in Triest am 11. Mai 1838. Sein Hauptwerk „Über den Zustand des Königreichs Baiern“ erschien 1827 in drei Bänden. Vgl. Allg. deutsche Biographie 29, 459 (Heigel).

1) Vgl. ebenda 2, 348 (Walter). Die „Bayernbriefe, oder Geist der vier ersten Ständeversammlungen des Königreichs Baiern“ erschienen 1831.

Belgien steht verlassen; die Diplomatie hat das leichtgläubige Volk schrecklich hintergangen.

Hier hat sich nichts Neues zugetragen. Die B[urschenschaft] ist noch wie sie war — Brüggemann spielt dabei eine Rolle, denn er ist auf einmal zum schwärmenden Demagogen geworden. Er war vor Kurzem mit mehreren andern in Strassburg, um die Göttinger Verbannten, welche in die Nationalgarde eingetreten sind und auf Kosten der Stadt erhalten werden, zu besuchen. Auf der Rückreise kam er nach Tübingen. Dort hat der alte Capitain¹⁾ aus Würzburg seine Freiheitshütte aufgeschlagen, nachdem er in Paris die Freiheitstage mitgemacht und 6 Schweitzer mit eigener Hand niedergestossen hatte. — Auch hier herrscht bei vielen Leuten zu grosser Schwindel. Wir Bonner halten uns ziemlich zurück, bloss Möppel²⁾ ist durch Brüggemann ein Revolutionär geworden.

Die Münchner Unruhen werden Dir zu Ohren gekommen sein; für viele Bekannte fürchtete ich, doch scheinen wenige relegirt und fast alle Bürgen gefunden zu haben. Ein neues Beispiel, dass Voreiligkeit Alles verderben kann. Der König hat dabei viel Mut gegen Demagogie gezeigt.

Nun zu unsern eignen Angelegenheiten. Wie gefällt es Dir in Münster? wirst Du nicht in die Rheinlande gehen, nachdem man jetzt dort ebenfalls die Praxis vollenden kann? Wie sind die Referandere [!] in Münster? wahrscheinlich wie bei uns, abgestumpft für Alles, was ausser dem Kreise ihrer Praxis und ausser ihren 4 Pfählen vorfällt. Freilich mögen sich unter so Vielen einige finden, die lebendigen Gefühls geblieben sind. In Westphalen herrscht wenig Sinn für Politik — ein friedsam Leben, ein Glas Champagnerwein, und ein Schnaps daneben. — Wann wirst Du Dein zweites Examen machen, hast Du vor, nach Berlin zu gehen? Diess sind Alles Fragen, die Du mir bald beantworten wirst.

Ich sitze hier wieder in den Pandekten. Ausser 3 Stunden täglich im Colleg bringe ich noch eine im Repetitorium zu; und so hoffe ich, in diesem Zweig der Rechtswissenschaft mein Möglichstes zu thun.

1) Kneipname des Würzburger Burschenschafters Behrend, eines „politischen Phantasten ersten Ranges“, wie ihn Herm. Haupt, Die alte Würzburger Burschenschaft (Würzburg 1898) S. 34, Anm. 14 nennt. Vgl. ebenda S. 18 und Wilhelm Kalb, Die alte Burschenschaft in Erlangen (Erlangen 1892) S. 89.

2) Kneipname des stud. med. August Sträter aus Rheine, 1828 Burschschafter in Bonn, 1830 in Heidelberg. Vgl. seinen Brief an den Verleger von Wirths deutscher Tribune bei Schneider a. a. O. S. 178. Später Arzt in Aachen und Besitzer einer weltbekannten Sammlung von Radierungen und Kupferstichen; † um 1900.

Ausserdem höre ich nur Staatsrecht bei Morstadt,¹⁾ welches um so interessanter ist, als er alle in der neuen Zeit so wichtigen Punkte ansführlich und philosophisch bespricht. . . . Du fragst, welche Laufbahn ich mir wählen werde. Meine Neigung hat für den Advokatenstand entschieden; dort hoffe ich mir die meiste Selbstständigkeit und die Möglichkeit, einst frei über das, was mir theuer ist, sprechen zu können. Mein Alter ist gleichfalls dafür; deshalb hängt es nur von den Umständen ab, ob sie mich begünstigen, oder in die Aktenstube als Subordinirten verweisen.

Du erhältst hier einen ganzen Transport von Neuigkeiten. Fritz²⁾ wird vielleicht nach Berlin gehen; Henle begleitet mich nach Würzburg,³⁾ Möppel bleibt auch hier, Neander geht nach Bonn. Maassen⁴⁾ kneipt bloß mit Westphalen und hängt noch mit 10 Preussen. Alle, die Dir nicht geschrieben, lassen Dich herzlich grüssen. Gedenke meiner.

Dein

Würger.

8.

Heintzmann an Compes.

Bonn, d. 8. Juny 1831.

. . . . Der B[urschen-]T[ag] ist in Dresden in den Ostertagen gehalten worden; Abgeordnete sind erschienen von München, Jena, Erlangen, Halle, Tübingen, Leipzig. Jena ist zur geschäftsführenden ○⁵⁾ ernannt. Unsere Protestation gegen den B[urschen-]T[ag] ist als rechtlich unbegründet verworfen. Marburg und Giessen haben ihn anerkannt, und Würzburg hatte nur wegen Geldmangels ihn nicht beschickt. Die Beschlüsse be-

1) Professor der Rechte und der Nationalökonomie in Heidelberg, † 1850. Vgl. über ihn Allg. deutsche Biographie 22, 329.

2) Fritz Müller, vgl. oben S. 84, Anm. 1.

3) Diesen hauptsächlich im Hinblick auf das Zusammensein mit Helfreich gefassten Vorsatz gab Henle auf den Rat seines Lehrers Johannes Müller wieder auf und kehrte zur Vollendung seiner Studien nach Bonn zurück. Vgl. Fr. Merkel, Jacob Henle (Braunschweig 1891) S. 75 f.

4) Ludwig Maassen aus Düsseldorf, 1828 stud. iur. in Bonn, 1830 in Heidelberg. 1835 zu 6 Jahren Festung verurteilt. Später Stempelfiskalatssekretär.

5) Dies war das im schriftlichen Verkehr übliche Geheimzeichen für die örtliche Burschenschaft, ein Quadrat das Zeichen für den alle örtlichen Burschenschaften umfassenden Verband der Allgemeinen Burschenschaft. Die Zeichen sind von den Freimaurern übernommen, wahrscheinlich durch Fr. L. Jahn, der Mitglied des Unitistenordens war. Vgl. jetzt meine Ausführungen in den Burschenschaftlichen Blättern vom 15. Juni 1904.

zwecken zum Theil, den einzelnen O in der Anordnung ihrer Verhältnisse mehr freie Hand zu lassen. Alles athmet aber Hass gegen die Arminianer, deren Streben, als auf den Untergang der O gerichtet, die verschiedenen Trennungen zugeschrieben werden. Ob man aber hierbei nicht die Gründe zu sehr auswärts sucht, lasse ich dahin gestellt. Es wird vor dem verderblichen Einfluss derselben gewarnt und gegen uns der Verdacht, vielleicht nicht ganz frei von demselben geblieben zu sein, geäußert (im Briefe von Jena). Da Du wol die Tendenz und ihren Gegensatz zur O kennst¹⁾, so theile mir darüber etwas in Deinem nächsten Briefe mit. Ein interessanter Beschluss ist hinsichtlich Heidelbergs gefasst, nämlich Würzburg soll beauftragt werden, die Vereinigung der von den verschiedenen Universitäten hingehenden Mitglieder — deren Namen zu dem Ende baldigst anzuzeigen seien — zu organisieren. Da uns Würzburgs Hass gegen die Fässlerianer in H[eidelberg] bekannt ist, wir aber glauben, dass dieselben nicht so hintangesetzt werden dürfen, so haben wir uns erboten, jenes Geschäft zu übernehmen, weil wir mehrere Fässlerianer als auch obscurierende Mitglieder in H. kännten und auch mehrere von uns hingehen würden. Es soll mich wundern, was der Badische Landtag für einen Beschluss fasst hinsichtlich der von den Fässlerianern herrührenden, durch Rotteck und Welcker unterstützten Petition: „den Studenten die Privilegien zu nehmen und sie unter das allgemeine bürgerliche Gesetz zu stellen.“ Dadurch hofft man dem Corpswesen Einhalt zu thun; dass das aber auch die Existenz der O, sobald sie aufhört ihrem Äußern nach eine Studentenverbindung zu sein, gefährdet, möchte ich fast glauben

9.

Compes an Helfreich.

Gladbach am 29. Juni 1831.

Theurer Helfreich!

Ich bin Dir seit lange Antwort schuldig. Was denkst Du von mir? Vergebens hat mich manchmal seit den ersten Wochen des März der Geist unsrer Freundschaft aufgefordert, der Pflicht nachzukommen, Dir zu antworten; sein ernstliches Zureden scheiterte bald an dieser, bald an jener Abhaltung; häufig war Mangel an Lust die Schuld. Das ewige Aufschieben ist mir selbst zum Ärger; doch ist es einmal nicht

1) d. h. die einer fest organisierten Burschenschaft entgegenstehende Tendenz der Arminen.

anders: denn ich bin in der That im Correspondiren mit der Zeit so faul, wie ein preussisches Justizministerium im Ertheilen seiner Bescheide. Ich denke nicht, dass meine Unartigkeit dem Andenken, das du mir schenkst, Eintrag gethan hat; sollte dieses der Fall seyn, so lass es mich nur schnell wissen, und du sollst von mir sofort zu einigem Ersatz für etwaige Entrüstung mit tausendmal wiederholten Versicherungen beschwichtigt werden, wie sehr ich Dich achte, wie sehr ich Dich liebe. Bis auf Weiteres Nichts davon und heute nur dem von dir gelieferten Ähnliches.

Der lebhafteste Antheil, den Du an den Ereignissen unsrer Tage nimmst, ist ebenso ehrenvoll, als natürlich. Gilt es sich doch um die Verwirklichung der Grundsätze eines Jahrhunderts, das denkend in seine Brust gegriffen hat, und schliessen doch diese Grundsätze schon in grauer Vorzeit gefühlte Bedürfnisse der europäischen Menschheit in sich und kündigen sich doch diese Bedürfnisse, als solche, allgemein mehr an, denn je. Auch mir schlagen seit dem Juli die Lebenspulse höher und stärker, als jemals zuvor; denn mit der Liebe zur Freiheit verbindet sich ziemlich zweifellose Hoffnung. Die Welt geht einer neuen Aera entgegen, hier langsam, dort schnell; es bewährt sich tagtäglich überzeugender, „dass es Thorheit ist, in die Speichen des Wagens zu fallen, der unaufhaltsam rollt“, — er lässt sich nur hemmen, nicht aufhalten, er kommt zum Ziele, nur das Datum ist ungewiss. Die grossen seit 1815 gemachten Anstrengungen des Königthums und seines natürlichen Anhangs, der Grossen und Pfaffen, zur Leitung und Unterdrückung der Völker haben sich unzulänglich erwiesen, wiewohl mit allen materiellen Mitteln versehen. Sie konnten ihrer Natur nach nur Unheil verursachen, weil sie das Gepräge einer elenden Diplomatie trugen, die das unnatürlich Bestehende ängstlich beachtete und das Natürliche trotzig verwarf. Sie sollten einen dauernden Frieden stiften und haben eine Unruhe erregt, die den Keim einer gänzlichen Umwälzung der Ordnung der Dinge in sich trägt. Die unverjährten Rechte der Völker auf Nationalunabhängigkeit und vernünftige Regierungsformen haben sich kräftig einem nur durch Verjährung geschützten Besitzthum und den vorurtheilsvollen Ansprüchen eines unverbesserlichen Feudalismus gegenüber erhoben. Nur Nachgiebigkeit kann retten, thatsächliche Berücksichtigung der heiligen Forderungen der in vormundschaftliche Unterdrückung Gefallenen. Noch steckt das Schwert in der Scheide, aber Alles ist aufs Äusserste gerüstet, und es bedarf nur einer unumwundenen Erklärung gegen die zu Tage gekommenen, weit um sich

313/115

greifenden Grundsätze, und binnen vier Wochen donnern die Kanonen aus mehr denn tausend Schlünden. Es lässt sich nicht denken, dass es ohne einen ziemlich allgemeinen Krieg abgehn wird, aber da keine Macht ihn will, ist die Möglichkeit kein Hirngespinnst, dass die unsrer Zeit zur Lösung gestellte Aufgabe ohne Blutvergiessen erledigt werden könnte. Beim Ganzen kommt es nur darauf an, welche Partei die Überhand gewinnen wird, ob die des ancien régime, de la stabilité, was unmöglich ist, oder die dieser schnurstracks entgegengesetzte du mouvement, oder die de la modification. Die beiden letztern Parteien haben ein Ziel und unterscheiden sich nur durch die Art, es erreichen zu wollen; denn beide beabsichtigen eine Paligenesis Europas, aber die erste will zu dem Ende Alles daran setzen, die letztere hat den sicherern Weg einer allmählichen Umgestaltung vor Augen. Ich meinestheils bin zu wenig Idealist, um der Propaganda anzugehören, die viel Verwuchtes in ihrem Schoosse trägt, weil Gewalt meine ultima ratio ist; dagegen hänge ich mit voller Seele den Gemässigten an, welche der Gedanke d'un renouvellement complet nicht erschreckt, [die] aber beim Anblicke der seiner Ausführung entgegenstehenden Hindernisse Vorsicht predigen. Zum Wohl eines jeden theuern Besitzes ist die Partei de la modification bei weitem die stärkste, und, wie es scheint, selbst in Frankreich, da die begeisterten Aufforderungen der jetzigen Männer des Berges¹⁾ an das Herz, an die Leidenschaften der Nation weniger diese, als sie selber verwirren. Unter diesen Umständen ist mir die Möglichkeit, dass die unsrer Zeit zur Lösung gestellte Aufgabe ohne Blutvergiessen erledigt werden könnte, kein Hirngespinnst, umso weniger, je mehr ich in meinem Glauben an eine ewige Fortentwicklung der Menschheit tagtäglich bestärkt werde. Zu dem Ende sehe man nur Europa wie es war und wie es ist. Welch ein Unterschied! In mehr als der Hälfte des Erdtheils, den wir bewohnen, ist die Volksstimme constitutionell. eine Wahrheit, die trotz der lügen- und boshaften Einflüsterungen der Hofschranzen und Finsterlinge bis an die Stufen der Throne geräuschvoll ertönt, — und mit jedem Augenblick nimmt die politische Bildung zu. Sollten die Fürsten, an denen zunächst es liegt, ob die gesagte Möglichkeit in Wirklichkeit übergehn wird, dem Strome der Bildung widerstehn können? Trotz allem Sträuben sind sie dazu ausser Stande; die edeln und verständigen unter ihnen folgen von selbst, und gegen die Gesinnungen der andern üben Zeiten, wie die unsrige.

1) Bergpartei (Montagnards) hiessen bekanntlich die Radikalen im französischen Nationalkonvent von 1792—95.

eine zwingende Gewalt. Dabei muss man sich wirklich verwundern, wie wenig einige Fürsten sich anschicken, ihren Untergebenen das zu gewähren, was aller Orten heftig gefordert wird. Dass Franz I. seinem Metternich folgt, lässt sich indessen wohl begreifen; der gute Kaiser ist alt, ihn kümmert es nur nach einer sturmvollen Vergangenheit der Ruhe zu geniessen, wenn schon diese Ruhe eine solche ist, die selbstüchtig der Gegenwart fröhnt, der Zukunft nicht achtend, und der greise Diplomat andererseits will [lieber] einen¹⁾ Kampf auf Leben und Tod als seine unerschütterlich festgehaltenen Maximen aufgeben. Warum aber stellt Friedrich Wilhelm sich in die Reihen der Fürsten, die sich verdächtige Blicke zuziehn? Eine wahre Anbetung von mehr als 13 Millionen hat ihm den Beinamen des Gerechten geschenkt, sollte er diese Verehrung als eitel und voreilig gefasst der Nachwelt hinstellen wollen? Sollte auch er in Betreff der Erfüllung eines alten Versprechens eine reservatio mentalis hegen, oder zögert er bloß damit weise, in der Absicht, sich in einem Geschäfte nicht zu übereilen, welches die sichere Grundlage des Staatslebens seiner sehr verschiedenartigen Untergebenen bilden soll? Glaubt man durch die kümmerliche Einrichtung der Provinzialstände genug gethan zu haben, und hat man etwa im Ernste nie daran gedacht, eine „Centralversammlung der Repräsentanten des ganzen Königreichs“ zu bilden? Wird vielleicht gar in Berlin das Volk für nicht reif für die Freiheit gehalten, während es durch gediegene Bildung ausgezeichnet dasteht? Unwillkürlich, nothwendig drängen sich diese Fragen auf, und es lässt sich nicht läugnen, dass das Zweifelnde, was in ihnen liegt, gegründet ist, da die Regierung seit den Freiheitskriegen unverkennbar in manchem Betracht rückgängige Bewegungen gezeigt hat. Bei dem geheimnisvollen Dunkel des Cabinets und dem schwankenden Character der Staatszeitung können wir nur die Zeit über unsre Besorgnisse entscheiden lassen. Wir sind umso geduldiger, je mehr wir überzeugt sind, dass in der Persönlichkeit des hochherzigen Monarchen für allgemeines Wohl eine ebenso grosse Garantie liegt, als nur in einem §irten Documente liegen kann. Zudem gewinnt das Gerücht grossen Glauben, dass das Wort, das in einer stolzen Zeit gegeben wurde, gehalten werden soll. Ist nur dieses wahr, so ist das Zögern nicht durchaus zu verargen, wenn es anders nicht unthätig ist, da eine Verfassungsurkunde nicht das Spielwerk jeder Neuerungslust, kein Experimentir-

1) Dies Wort in der Handschrift doppelt.

körper seyn soll, sondern ein *κτῆμα ἐς ἀεί*, und sollte es sich auch so weit hinausziehen, dass das Gewünschte nur als politisches Testament hinterlassen würde. Dass für eine angemessene Volksvertretung nichts geschehen sollte, ist kaum denkbar. Wohin sollte eine solche Starrsinnigkeit zuletzt führen? Preussen hat ja zu viel Intelligenz, um in der Zeit stehn zu bleiben, und zudem ist es an vielen Stellen von Ländern berührt, die sich beschränkter Verfassungen erfreuen; selbst ein sinesisches, oder, was wir näher haben, ein österreichisches Abschluss-system würde es für die Dauer vor dem daher kommenden Einflusse nicht bewahren können, zumal da in ganz Deutschland der Liberalismus mehr und mehr eine Macht wird, die in der öffentlichen Meinung wurzelt. Auch für Deutschland ist die Julirevolution die Morgenröthe eines neuen Zeitalters. Für seine Stellung nach Aussen bürgt eine frische volksthümliche, für die Lage der Dinge im Innern eine ächt freie, ebenso feste als leidenschaftslose Gesinnung. Die deutsche Nation geht zu einer bessern staatsbürgerlichen Gestaltung einen langsamen, aber sichern Weg. Alle Klagen über ihre Nüchternheit sind ebenso viele Lobsprüche für sie: denn grade dieser Nüchternheit hat sie es zu danken, dass sie Vieles erlangt in Frieden und in Ehren, was anderwärts geschieht nur durch unaufhörlichen Drang und Zwang, was die Menschen entsittlicht und den Kredit lähmt. Sie bewährt sich als Volk, nicht als Pöbel; der französischen gegenüber, von der Brantôme¹⁾ sagt, dass sie stets ihre Hände im Spiel zu haben liebe, wenn nicht gegen das Ausland, doch gegen sich selbst, und von der es in einem flamändischen Sprichwort heisst, dass, wenn sie schlafe, der Teufel sie wiege, zeigt sie sich

In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze.

Schöne Belege zu diesem gerechten Selbstlob bieten die neuesten Landtage von Karlsruhe und München. Es hat sich zwar, wie mich dünkt, zuweilen Schrankenloses vernehmen lassen, allein im Ganzen haben sich die Versammelten ihres Berufes würdig gemacht. Ich bin

1) Von den Memoiren Brantômes († 1614) war in Schillers Allgemeiner Sammlung historischer Memoiren 2. Abt. Bd. 11—13 (Jena 1796—1797) ein Auszug erschienen. Diese Ausgabe dürfte hier in Frage kommen.

den einzelnen Verhandlungen, soviel mir davon zu Gesichte gekommen ist, mit grossem Interesse gefolgt und bedauere nur zu weit von der Quelle zu sitzen, um meinen Durst darnach befriedigen zu können. Vieles, wenigstens alles Flugschriftliche, kommt gar nicht hierhin, einmal, weil der Verkehr zwischen dem Norden und Süden kein besonders lebhafter und die Censur am Rhein gegenwärtig strenger ist, als je. Dieses und Jenes, was eingeführt worden ist, anzuschaffen, fehlt mir Geld. Ich wollte mich gern zufrieden stellen, wenn ich nur bloß über Baiern das Nöthige erführe; das Allgemeine weiss ich zwar, aber selbst das Ausführlichste ist mir anziehend. Eine leise Andeutung, welche Du bemerken mögest. Demnach bitte ich nur [?] hauptsächlich um Beantwortung folgender Frage. Was für Parteien sind allmählich zu tage getreten? Und in welcher Stärke? Euer Chateaubriand¹⁾ dem verzweifelten Liebhaber des bedauernswerthen Kindes in Holgrood freilich in Bezug auf Pressfreiheit höchst unähnlich, ist also abgetreten. Wie gehts unter dem neuen Ministerium? Ist es ganz freisinnig oder wird es für ein Martignac'sches gehalten? Ein vollständiges Gemälde von Baiern wäre mir äusserst lieb; zum Entgelt könnte ich ein ditto von Preussen bringen.

Ich gehe vom Politischen ab; mit fünf vollen Seiten ist dem Ernste der Gegenwart ihr Tribut einstweilen gehörig gezollt. Es liesse sich zwar noch Vieles sagen über die unverständigen Belgier, über die Heldennation an der Weichsel, der ich mit Verstand und Gefühl erwünschten Ausgang ihres gewagten Unternehmens wünsche, über Englands Fortschreiten und Frankreichs bedenklichen Zustand, und Unendliches noch über die Krisis überhaupt, in der die Welt befangen ist; doch ich wende mich zu Anderem, zuvörderst zu unsern eignen Angelegenheiten. Wo ich gegenwärtig bin, ersiehst Du schon aus dem Poststempel. Ich bin nicht etwa erst seit kurzem hieher gekommen, sondern bereits seit Mitte Aprils. Obwohl im Kreise der Meinigen, sehne ich mich aus ganzer Seele weg, da die Unthätigkeit, in der ich dahinlebe, mich mit jeder Stunde widerwärtiger drückt. Zwar überwinde ich die Langeweile, die mir in unserm kleinen Handelsorte durch Müssiggang unfehlbar entstehen müsste, durch Studien [von] allerlei Art, aber es geht nichts über bestimmt gezogene Gränzen der Thätigkeit, wie sie die Beschäfti-

1) Chateaubriand hatte Pressfreiheit und Charte gegen die Ordonnanzen Polignacs verteidigt, war aber, nachdem Ludwig Philipp von Orléans König geworden war, noch am Tage der Wahl (7. August 1830) in der Pairskammer für die Rechte des zehnjährigen Herzogs Heinrich von Bordeaux, zu dessen Gunsten sein Grossvater Karl X. abgedankt hatte, eingetreten.

gung meines Standes am Gericht bietet. Die einzige Veranlassung meines langen Aufenthaltes hier liegt darin, dass der interimistische Justizminister, der bekannte Herr v. Kamptz, mich auf das bloß förmliche Gesuch um Versetzung an den rheinischen Apellationsgerichtshof auf gnädigen Bescheid seit zwei Monaten warten lässt. Inzwischen denke ich denselben erster Tage zu bekommen. Dann gehts fort ans Landgericht nach Düsseldorf, woselbst ich bis ums künftige Jahr um diese Zeit als Auscultator arbeiten und von da nach Köln abgehen werde, um das Referendariatsexamen zu bestehn und dort meine Laufbahn weiter zu verfolgen. Diesem Examen würde ich mich früher unterwerfen, wenn mir die Militairpflichtigkeit nicht hinderlich wäre. Das hängt so zusammen, dass man vor Erfüllung dieser Pflichtigkeit zu genanntem Examen nicht zugelassen wird und ich bei der noch immer trüben Farbe des politischen Horizonts wenig Aussicht habe, vom Kavalleriedienste frei zu werden. Unter andern Umständen, nämlich wenn es mir nicht hinderlich wäre, würde ich mir wenig daraus machen, da ich gerne einen Feldzug mitmachen möchte, vorausgesetzt, dass er einer gerechten Sache wegen geschähe. Ist die Meinung einiger Leute wahr, dass wir einen allgemeinen Krieg nicht zu befürchten haben und die Cholera unser schlimmster Feind ist, so kann sich das Ganze bestens für mich gestalten, und in diesem Fall solls, so viel von mir abhängt, mit mir rasch vorwärts gehn. Dann wird im Mai über's Jahr das zweite und, so schnell als es angeht, das dritte grosse Examen gemacht, das zu jeder Justizpartie befähigt. In Bezug auf Deine Frage, was zu werden ich vorhabe, freut es mich zu erwiedern, dass wir beide dereinst einem Stande angehören werden. Auch mir ist die Advocatur das Liebste, besonders weil ich, wie Du, hoffe, die Selbständigkeit, die sie bereitet, dahin zu benutzen, einst frei über das, was mir theuer ist, sprechen zu können. Auch mein Vater, der selbst in seiner Eigenschaft als ein sogen. Geschäftsmann Rechtssachen betreibt, wünscht es . . .

10.

Heintzmann an Compes.

Heidelberg d. 22. Jan. 1832.

Wenn ich auch, lieber Knacker! einige Ursache zum Schmolten hätte, so verzichte ich doch gern darauf bei dem Gedanken, wie oft Du so dringend und dennoch vergeblich Deine Freunde um Nachrichten über theure Angelegenheiten ersucht hast. Nur bedaure ich, Deine Bemerkungen über unsere hier getroffene Einrichtungen, die einiger-

massen ganz neu waren, entbehrt zu haben; denn wenn sie auch nachträglich einlaufen sollten, so könnten sie doch nur die Stelle einer Leichenpredigt vertreten, da der Ausschuss wieder aufgehoben ist. Ich weiss nicht genau, wie weit meine Mittheilungen in meinem Briefe aus dem Anfange dieses Semesters ¹⁾ gekommen sind, Du wirst daher Wiederholungen oder Lücken entschuldigen. Unserm Wunsche, als öffentliche Verbindung hier anerkannt zu werden, wurde nach 3 wöchentlichem Harren zu unsrer Zufriedenheit nachgekommen; zugleich uns ein Lob ertheilt, dass man mit Freuden aus unsrer Eingabe gesehen habe, Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit etc. befördern zu wollen. Gleich nach jenem Bescheid des Senats vom 16. Dec. v. J. liessen wir uns mit den Corps in Unterhandlung ein. Diese schien anfangs den gewünschten Erfolg zu haben, so z. B. bezeugten die Corps, bevor sie uns anerkannt hatten, uns die Ehre, Einen von uns, der am Nervenfieber gestorben war, mit einem glänzenden Fackelzug zur Gruft zu geleiten und uns dabei die Rechte eines jeden andern Corps einzuräumen. Die Grundzüge unsres Verhältnisses mit ihnen beruhte[n] im Wesentlichen auf folgenden Bedingungen: 1. den bestehenden Pauk-Comment nehmen wir unbedingt an. 2. in allgemeinen Studenten-Angelegenheiten beschicken wir den Senioren-Convent wie jedes andere Corps, 3. aber die Jurisdiction über unsre Leute steht uns, die über Corpsburschen und Obscuranten dem S.-Convent zu. Das R[ech]t des Perhorrescirens der Mitglieder, welches hier den übrigen Corps zusteht, erkannten wir natürlich nicht an. Zugleich wurde jener Schrift eine Erklärung derjenigen, die im vorigen Sommer eine Petition an den badischen Landtag „wegen Gleichstellung aller Hochschüler und für sie Alle gleich bindende Gesetze etc.“ eingereicht haben, auf Verlangen beigelegt. In den Weihnachtsferien waren zwar einige unangenehme Auftritte vorgefallen, die die Gemüther erbitterten; jedoch officiell wurde Nichts vorgenommen. Nach dem Ende der Ferien wurden obige Bedingungen als Ultimatum von uns überreicht, statt jedoch eine Antwort darauf zu erhalten, wurden wir unterm 9. Jan. d. J. durch einen hochpreislichen Senat kraft einer polizeilichen Maassregel aufgelöst. Als Motiv wurde angegeben, die neue O habe den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; eine Untersuchung zeigte man im Hintergrunde. Wir haben augenblicklich Appellation an das Ministerium des Innern eingereicht, die in ziemlich

1) Ein am Schluss unvollständiger Brief Heintzmanns vom 24. Nov. 1831, der ausschliesslich und sehr ausführlich studentische Dinge behandelt, ist von der Veröffentlichung ausgeschlossen worden.

derber aber gewandter Sprache abgefasst ist, und so harren wir der Dinge, die da kommen sollen, wenn auch mit wenig Hoffnung, wieder anerkannt zu werden, doch mit dem frohen Vertrauen, dass die gethanen Schritte nicht ohne Wirkung bleiben. Alle honette[n] Philister Heidelbergs nehmen den wärmsten Anteil an unserm Schicksal. Der Wurf ist geschehen, er mag ausfallen wie er will, uns Einzelnen mag er Unannehmlichkeit genug erzeugen, soviel bleibt gewiss, die Wurzel des Corpsgeists in H. ist arg angefressen, Alle benachbarten Zeitungen enthalten jetzt Notizen über H., worin der Senat, als Werkzeug des Senioren-C[onvents] und dieser wieder als Slave der Pudel arg persifliert werden. Auch im Frankfurter Journal wirst Du nächstens etwas finden. Soviel über unsere äusseren Verhältnisse. An die Stelle der schönen blau-roth-goldnen Mützen sind wieder die vertraut gewordenen Obscuranten-Mützen getreten, und die schönen Bänder sind noch gar nicht einmal getragen.

Wie ich schon oben bemerkt habe, ist unser Ausschuss aufgelöst und an die Stelle desselben eine engre O getreten; nachdem aus der O mehrere wegen Untauglichkeit ausgeschlossen worden, beläuft sich die Zahl derselben auf 36; Renoncen haben wir erst ca. 10. Das Verhältnis zwischen [Verbindungsmitgliedern und] Renoncen beruht auf dem Hauptgedanken: als Studenten sind alle gleich, also haben Alle gleichen Antheil an der Gesetzgebung in Studentensachen; die B[urschenschafts-]Gesetzgebung dagegen steht der O allein zu, da nur sie die eigentliche O ist. Den Renoncen ist das Recht der Bewilligung ihrer Steuern ebenfalls gegeben. Sie sind mit uns in denselben Kränzchen, in denen nicht über 7 oder 8 Theilnehmer sein sollen. Die Constitution ist Gott sei Lob und Dank! bis aufs Redigiren und Abschreiben fertig; so dass unsre Geschäfte weniger werden Für allgemeine Angelegenheiten herrscht hier ein schöner Geist; so sind 3 Actien für Wirth — Redacteur der deutschen Tribune — genommen, über 150 fl. bei uns zur Unterstützung der Polen gesammelt und jetzt, da ein Frauenverein zu demselben Zweck Sachen ausspielen lässt, über 200 Loose genommen. Mancher [!] Einzelne nehmen deren 10 bis 15, jedes zu 24 Kr. Zweimal waren Polen an uns von Würzburg aus adressirt, unter diesen das letzte Mal der hinlänglich bekannte Geistliche Pulawsky, ein ganz herrlicher Mann. Er kam mit einem Begleiter an dem Tage der Auflösung unsrer Verbindung Franconia auf unsre Kneipe, brachte die schönsten Toaste aus auf Deutschlands Freiheit, zu deren Erlangung sie mit uns in denselben Reihen zu kämpfen hofften etc. etc. Welche Früchte ein solcher erregter Enthusiasmus wirken

wird, ist nicht zu berechnen; mehr noch wird er sich äussern im gemeinen Volke. So z. B. versammeln sich in Francfurt die Menschen zu 1000 vor dem Hotel des russischen Gesandten und ziehen von dort aus den Polen bis Frankenhausen entgegen, wo diese bewillkommt und in vollem Jubel in die Stadt begleitet und in den ersten Gasthäusern einquartirt werden. Die Stadtmiliz spielte dort neulich sogar „Noch ist Polen nicht verloren“, worauf das Volk ein helles Hurrah erhob und so die Eintracht hergestellt wurde. Fürwahr, dem kalten, an materiellen Interessen hängenden Deutschen zeigt sich ein herrliches Schauspiel, wie ein Heldenvolk Hof und Heerd verlässt, weil es dieselben nicht in Freiheit besitzen kann, und ohne diese die materiellen Interessen nur dem Zufall und der Willkühr Preis gegeben sind.

Mit dem 1. März tritt hier in Baden das neue, alle Censur aufhebende Pressgesetz in Wirksamkeit, — fürwahr ein Ehrenkenmal der badischen Kammer von 1831. Warum hat die baierische ihre Aufgabe so schlecht gelöst? Die hessische tritt in die Fusstapfen Badens und hoffentlich auch die Würtembergs. Wie ist der Geist in Rheinpreussen und Westphalen? Sieht das Volk noch nicht ein, wie Preussen seine herrliche Stellung auf eine ganz unverantwortliche Weise vergisst? Kamptz ist ja Minister des Innern und Grolmann Justizminister geworden! Was ist an dem letztern? Die deutsche Tribüne hat jetzt einen fortlaufenden Artikel: „Deutsche Reformbill“, worin alle Mängel gerügt werden sollen, bis man sie verbessert. Wärst Du nicht gesonnen, mit einigen Freunden dieselbe zu halten? Sie erscheint seit Neujahr in Speier und kostet an Ort und Stelle halbjährlich 6 Fl.

In Bonn sieht es nicht zum Besten aus, die Untersuchung ist ihrem Ende noch nicht näher gebracht, die O ist schwach, Füchse haben sie eben so wenig als Ältere bekommen, weshalb es umso mehr Unart von Fritz Müller ist, nicht wieder eingetreten zu sein. Mit den Corps haben sie unter sehr acceptablen Bedingungen ein Verhältnis eingegangen. Die abgefallene Parthei besteht fort und ist zahlreicher.¹⁾ Hoffentlich wird die Aufhebung des Verrufs die Fortsetzung derselben unmöglich machen.

In Freiburg haben die Corps sich zu einer B[urschenschaft] verbunden, sind voll Enthusiasmus den Landtags-Deputirten Rotteck und Welcker entgegengezogen.²⁾ Ihr Auftreten wird nicht ohne vortheilhafte Einwirkung auf uns bleiben.

1) Über die Verhältnisse in Bonn vgl. die „Geschichte der Bonner Burschenschaft 1819—1835“, in 2. Aufl. (Leipzig 1896) von mir bearbeitet, S. 56 ff. 60. 64 ff.

2) Vgl. darüber v. Treitschke, Deutsche Geschichte 4, 248.

Lebe wohl, lieber Knacker! antworte bald recht ausführlich — Du wirst Deinem Streben, den Referendartitel wirklich zu erlangen, einige Augenblicke entziehen und sie widmen können

Deinem treuen Freunde
Alexis Htzm.

11.

Heintzmann an Compes.

Heidelberg d. 14. Februar 1832.

Schon vor 8 Tagen, lieber Compes! hatte ich einen Brief an Dich angefangen, jedoch in der Vollendung desselben gestört, habe ich ihn liegen lassen. Die Ursache der Störung war eine Suite nach Speier und Frankenthal mit Straeter, Bergmann¹⁾ etc., um dort die durchziehenden Polen zu bewillkommen. Leider wurde uns diess rührende, empörende und zum Guten entflammende Schauspiel nicht zu theil. Man hatte sich in den Märschen verrechnet. Ja Compes! es zerschneidet einem das Herz auf der einen und macht einen seelig auf der andern Seite, wenn man die unmenschliche Behandlung der Polen von Seiten der Preussen und den brüderlichen herzinnigen Empfang derselben im südlichen Deutschland und zunächst in Rheinbaiern vor Augen hat. Hat Preussen noch nicht genug an der heiligen Volkssache gefrevelt, dass es die traurigen Opfer seines Verraths nicht einmal zu bemitleiden wagt, dass es fürchtet in den Ruf des Liberalismus zu kommen, wenn es jene unglücklichen Helden nicht schlimmer behandelt, wie jeden Fremden! Das Maass der Schande ist voll, ja überfüllt durch die Niedermetzlung der unbewaffneten Polen in Elbing. Hat sich selbst dazu Preussen verkauft, Auswandernden nicht die Flucht zu gestatten?

Wie ihre öden Sandsteppen, so öde und leer sind die Herzen jener Brandenburger und Ostpreussen. Keine preussische Zeitung wird wagen, einen Artikel über den Empfang der Polen in hiesiger Gegend aufzunehmen, um nicht durch den Contrast die Farben greller hervorzuheben. Stundenweit wurde den Herannahenden entgegengezogen, dieselben in einem Augenblick bei ihrer Ankunft vom Sammelorte in die Behausung der Einzelnen geführt, beneidet von denen, die leer hatten ausgehen müssen. Ueberall war ihre Gegenwart ein Volksfest, wie seit Jahrzehenden kaum welche zu finden waren. Einheit und Freiheit Deutschlands

1) stud. iur. Emil Bergmann, Sohn des Bonner Universitätsrichters, 1829-31 Burschschafter in Bonn, jung †.

tönte, nicht wie aus der heisernen [!] Kehle eines Höflings das „Hoch unserm guten König“, sondern als Erguss des Herzens, als Ausfluss Gleichgesinnter, nicht in dem Taumel und Wahn der Leidenschaft, sondern als Ausdruck längst genährter, wohl überdachter Gefühle. Polen und Deutschland, Deutschland und Polen war das Losungswort; überall schied man mit der festen Hoffnung, bald vereint zwei neue Völker bilden zu wollen, d. h. die ausgearteten und unterjochten wieder in ihre Rechte einzusetzen. Kinder und Greise, Männer und Weiber theilen diesen Enthusiasmus. Ein Bauer, der Polen gefahren und ein Trinkgeld genommen hatte, wurde mit einer Portion Prügel von seinen Dorfgenossen traktiert. Welche Hoffnungen grünen aus solchen Beweisen dem Volksgeist! Diese Scenen haben stattgefunden in Hessen und Württemberg. Hiermit stelle in Verbindung die Feste zu Ehren der Volks-Abgeordneten in Freiburg, Wiesbaden, Zweibrücken, kurz in jedem Flecken, dessen Vertreter seiner Pflicht nachgekommen. Lies die Toaste und Reden, nicht gehalten von feilen Zeitungsschreibern, sondern von Männern, ergraut im Dienste für ihr Vaterland, nicht von jungen Schwärmern und Schwindelköpfen, sondern von Familienvätern, deren Söhne schon kämpfen können für Freiheit und Vaterland! Verzeih! dass ich etwas schwärme, ich fühle mich so wohl bei diesem Gedanken und denke mit Grauen an das kalte Preussen, wohin ich in 7 Monaten zurückkehren soll! Doch auch dort wirds tagen!!!

H. d. 18. Febr. . . . In Betreff der hiesigen Professoren sind mir nur die Gesinnungen der Juristen und auch von diesen nur einzelner bekannt. Thibaut als ein Mann von circa 60 Jahren, aufgezogen in einer Zeit, wo man nur die Gebildeten, d. h. Beamten und Gelehrte berechtigt glaubte, sich um allgemein wichtige Angelegenheiten zu kümmern, ist nicht mit der Zeit vorangeschritten. Er ist gutmüthig liberal, d. h. er nimmt Niemandem etwas, im höchsten Grade eitel, was seine armen Zuhörer nur zu oft durch ermüdende Zusätze zu seinem Compendio empfinden müssen, wenn seine Idee angegriffen ist. Er gehört zu den seit der Juli-Revolution veralteten Kathederzierden, deren Stündlein geschlagen hat. Er hat einen guten Verstand, obgleich ihm der wahre eindringende Scharfsinn abgeht; er appellirt bei seinen Argumentationen häufig an das natürliche Gefühl, an die Honorigkeit; er bedenkt aber nicht, ob nicht das Gefühl verbildet ist. Übrigens ist es von grossem Nutzen, die Pandekten bei ihm zu hören, da diese äusserst vollständig sind. Sein Heft ist gedruckt von Einem seiner Zuhörer betrügerischer Weise

herausgegeben und kostet circa 6 fl. Zachariae¹⁾ ist Einer unsrer scharfsinnigsten und vielseitigsten Juristen. Aus Grundsatz geizig, schreibt er für und gegen eine Meinung, je nachdem es verlangt wird. Seine Vorlesungen sind äusserst lehrreich (ich höre bei ihm Kirchenrecht und Constitutionelles Staatsrecht). Seine wenigen Dictate sind bündig und kernhaft, seine Bemerkungen stets interessant. Schade, dass ein solcher Kopf nicht für den Liberalismus gewonnen werden kann. Rosshirt²⁾ ist ein eingebildeter Narr, der allseits verlacht wird. Mittermaier, früher etwas schwankend und vielleicht noch nicht felsenfest, hat sich jetzt, mehr durch seine Eitelkeit bewogen, als durch innere Stärke, offen für den Liberalismus ausgesprochen. Er kann nicht wieder rückwärts, da der öffentlichen Urtheile über ihn als liberal zu viel sind. Auf einem Mittagessen, was dem Curator der Universität Froehlich als Mitglieder der 1. Kammer gegeben wurde, verliess er den Saal, als der Mediciner Tiedemann³⁾ (der, wie er früher von sich selbst einmal sagte, nicht Baden, nicht Deutschland, sondern Europa angehört und deshalb der europäische genannt wird) der Universität ein Hoch ausbrachte mit dem Zusatz „so sehr auch der Landtag diese vernachlässigt habe“. Bei der Heimkehr vom Landtage brachten die Corps dem M. einen Fackelzug (weil er gegen die Petition der 62 Heidelberger Hochschüler gesprochen); sie brachten ihm als Vertheidiger der Freiheit (d. h. in ihrem Sinne der academischen) ein Hoch; er antwortete aber: „Ja, meine H[erren], ein Hoch der Freiheit, der gesetzlichen, der einzig wahren etc. Eins sage ich Ihnen, und dies Eine ist Einheit, Einheit, Einheit.“ Am andern Tage schickten wir 2 Abgeordnete zu ihm, um auch von unsrer Seite ihm für sein Wirken auf dem Landtage unsre Anerkennung und Achtung zu beweisen. Dabei hat er sich sehr gut gemacht. Er ist nur zu wenig genial und zu viel Schauspieler, sowol im Leben als im Colleg. Einige Proben von Thibauts Character fallen mir eben bei: wer war die Veranlassung, dass wir⁴⁾ aufgelöst wurden. Gegen uns stimmten: Thibaut und die von ihm bestimmten Gmelin⁵⁾, Chelius⁶⁾ und Muncke, für uns

1) Karl Salomo Zachariae von Lingenthal, seit 1807 Professor in Heidelberg. † daselbst 27. März 1843. Vgl. über ihn G. Weber, Heidelberger Erinnerungen S. 170.

2) Konrad Eugen Franz Rosshirt, 1818—70 Professor in Heidelberg, † 1873.

3) Friedr. Tiedemann, Prof. der Physiologie in Heidelberg 1816—49, † 1861.

4) d. h. die Burschenschaft.

5) Leopold Gmelin, 1817—51 Professor der Medizin und Chemie in Heidelberg, † 13. April 1853.

6) Max Joseph von Chelius, 1817—64 Professor der Chirurgie in Heidelberg. † 17. August 1876.

der Prorektor Rau, ein guter, aber schwacher und ängstlicher Mann, Daub¹⁾ und der Amtmann Lang. Schlosser und Paulus sind allgemein als liberal anerkannt; nur ist es an ihnen zu tadeln, dass sie sich so zurückziehen. Unter den Privatdocenten sind einige tüchtige Männer, nur sind sie zu abhängig, doch legt der Eine oder Andere schon seine Scheu ab. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung, dass Thibaut und Mittermaier gänzlich mit einander zerfallen sind.

Was die Stimmung des Volkes in hiesiger Gegend anbetrifft, so glaube ich Dir Folgendes mit einiger Bestimmtheit darüber mittheilen zu können. Die Stimmung Rheinbaierns wird Dir schon aus der obigen Schilderung des Polen-Empfangs etc. klar sein. Die Rheinbaiern haben leichtes Blut wie die Franzosen und schlügen lieber heute als morgen los. Es ist wol kein Strich Landes, wo man die Wichtigkeit der freien Presse so zu schätzen weiss, wie dort. Jeder aus dem Mittelstande ist für die Einheit Deutschlands, nicht bloss für seine eigenen Interessen, entflammt; jene zu erlangen, opfern sie gern Alles und würden selbst Frankreichs Hülfe zur Erlangung derselben nicht verschmähen. Sie erwarten Nichts auf parlamentarischem Wege, Alles durch Krieg. Offenherzig gestanden, mit einer gewissen Ängstlichkeit betrachte ich diese gewiss allerwärts zu wünschende Stimmung. Diese Aufregung kann nicht lange mehr auf dem Gipfel bleiben; sie muss zurücksinken — und das glaube ich nicht, oder — — —. Die Schriftsteller Rheinbaierns, Dr. Wirth (Redacteur des liberalen Deutschlands, was aber nur eine Beilage der deutschen Tribüne ist, nemlich da jenes in zwanglosen Lieferungen herauskommt, also keiner Censur unterliegt, so werden darin alle in andern Zeitungen gestrichenen Aufsätze aufgenommen) und Dr. Siebenpfeifer reden ganz jener Stimmung gemäss, oder vielmehr sie haben sie mit hervorgerufen. Daher ist der Kampf zwischen den Ultra-Liberalen und den Juste-Milieuern nirgends heftiger, als grade zwischen Rhein- und Altbaiern. Wodurch sind die Erwartungen des bairischen Landtags getäuscht, vernichtet? Durch die unglückliche Halbheit der Seuffert, Culmann etc. mit ihrem grossen Anhang; doch fängt man auch in Altbaiern an das einzusehen und sich zur Parthei des Schüler, Closen etc. zu schlagen. Was sagst Du zu diesem Popanz, dem constitutionellen Ludwig? Was zum Übertritt des Sapphir²⁾ zur protestantischen Religion und dessen Ernennung

1) Karl Daub, der bekannte Theologe, seit 1795 Professor in Heidelberg, † daselbst 22. November 1836.

2) M. G. Sapphir gab seit 1830 in München den „Bazar für München und Bayern“ heraus.

zum Hofrath? Was zu der Schandgeschichte des bairischen Hofes in Betreff des unglücklichen Dr. Grosse (Verfasser des Westenrieder)? Höre, wie ein kranker Vater von seinen 4 Kindern und seiner Gattin gerissen und ins Gefängnis geschleppt wird, angeblich wegen Majestätsverbrechens in seinem Gedichte „Abschied von Baiern“! Wie kein Advocat wagt, denselben zu vertheidigen! Lies den Brief der Gattin an den König, der sich den Liberalen nannte, und verbeisse Deinen Unmuth! nimm es einem Volke übel, wenn es tausendmal getäuscht und betrogen den Glauben an den durch Gottes Gnade ihm zugeschickten Peiniger verliert! Höre, wie der erbärmliche Hof sich über die Adresse der Bauern von Gauting und Wasserburg¹⁾ freute, und achte ihn! Nirgends hat die freie Presse wohl mehr und besser gewirkt, als in Rheinbaiern. Vor einem halben Jahre war Alles noch französisch und jetzt fand ein Toast auf Napoleon, den ein geachteter Mann ausbrachte, gar keinen Anklang. Der Perier²⁾ mit seinem Systeme, die Ehre Frankreichs recht tief zu vergraben, ist wol nicht in Frankreich mehr, als in Rheinbaiern verhasst! Auf Frankreich deutet man nur noch als fernes Schreckbild für unsre Fürsten hin, man hält Deutschland für sich für stark genug, seine Freiheit zu erringen; man täuschte sich nicht, wenn erst der Norden wüsste, was deutsch sein hiesse.

In Württemberg ist der Volkssinn gut, nur fehlt es an einiger Entschiedenheit, wenn auch in den Tagen der Entscheidung auf sie gerechnet werden kann. Wie es mit dem Eingriff der Regierung in die Verfassung ausläuft, dass jetzt kein Landtag gehalten wird, ist nicht zu bestimmen, obgleich die Zeitblätter eine energische Sprache führen. Der Hochwächter an dem Neckar und Oberdonauzeitung kennen ihre Pflicht. Die neue stuttgarter Zeitung, „die deutsche allgemeine“, liefert gute Aufsätze über das In- und Ausland.

In Baden freut man sich über die herrlichen Früchte des letzten Landtags, obgleich Itzsteins Motto „Ohne Pressfreiheit kein Budget“ auf demselben oft genug ertönen musste. Über Deutschlands Einheit ist man hier ebenso entschieden wie in Rheinb[aiern], nur fehlt der Hass gegen die Regierung, sowie der Mangel einer Garantie für Aufrechterhaltung der Verfassung den Blick erweitert. Man hofft aber mehr auf ruhigem Wege zu erreichen.

1) Vgl. darüber v. Treitschke, Deutsche Geschichte 4, 245.

2) Casimir Périer hatte am 13. März 1831 die Bildung eines neuen Ministeriums und in diesem das Portefeuille des Innern übernommen.

In Hessen-Darmstadt ist man ausserordentlich thätig, gute Abgeordnete für den nächsten Landtag zu wählen. Energische und aussichtsvolle Männer werden in den Blättern bezeichnet. Den Hof verachtet man.

Hier überall herrscht ein grösserer Hass gegen Preussen selbst als gegen Russland. Die preussische Politik hat auch wol nie mehr retrograde Bewegungen gemacht als im letzten halben Jahre. Ist wieder von einer Constitution die Rede? Ist es richtig mit der Anleihe von 2,000,000 Rthlr. bei Rothschild? Dr. Wirth hat gleich bemerkt, dass nach dem Gesetz (ich glaube vom 19. Jan. 1820) ohne Zustimmung der künftigen!!! Landstände keine Anleihe gemacht werden durfte. Also ohne Landstände kein Geld, ohne Geld kein Krieg. Ist es wahr, dass in den Elementarschulen gesungen werden muss: „wir lieben unsern König“? Es ist doch ein Glück, dass man kein Preusse zu sein braucht, sondern auch ein Deutscher sein kann, wenn gleich man in Preussen wohnt. Ist wirklich Kamptz ein Stück von Justizminister geworden, à bas! Mit der von Dir angedeuteten in Gang gebrachten Opposition möchte es wol nicht besser sein als wenn man mit der Hand ins Wasser schlägt. Preussens Hoffnung, durch seinen Zollverband ganz Deutschland zu umstricken, scheint doch hie und da zu scheitern.

Eine Freude glaube ich Dir durch folgende Mittheilung zu machen. In München haben sich die \circ und die Corps zu einem grossen politischen Vereine verbunden. Sie bestehen als einzelne Verbindungen fort, paucken etc., fliessen aber in jenen Verein zusammen, und wählen dessen Vorsteher, ohne Rücksicht auf die einzelnen Verbindungen. Dass sich die Corps in Freiburg zu einer \circ verbunden haben, habe ich Dir wol schon mitgetheilt. Ob auch hier etwas Ähnliches, wie in München, entstehen wird, ist eine kühne Hoffnung, an deren Realisirung ich noch nicht glaube. Man arbeitet aber daran. Wir haben uns vor 8 Tagen zur \boxtimes ¹⁾ gemeldet. Wenn Ostern nach Bonn nicht einige ältere, sich in den Ton fügende und dadurch Einfluss gewinnende Leute kommen, so ist mir für das Leben dort bange. Von dem letzten Scandal wirst Du gehört haben. Dabei haben sie neulich wieder mehrere ganz unthätige Renoncen in die \circ aufgenommen. Das grösste Pech für Bonn ist es, dass bloss Inländer dort sind. v. Refues²⁾ hat sich nach dem Wesen und Treiben der hiesigen Franconia sehr angelegentlich

1) d. h. der Allgemeinen Burschenschaft. Vgl. oben S. 97 Anm. 5.

2) Philipp Joseph von Refues, der auch als Schriftsteller bekannte Bonner Universitätskurator.

bei der Untersuchung erkundigt? Die Haare werden ihm zu Berge stehen, wenn er erfährt, dass dieselbe die Polen mit offenen Armen aufnimmt, 160 fl. an das hiesige Polen-Comité gegeben, 150 fl. zur Unterstützung von Wirths Presse beigetragen und jetzt — die Stimme stockt — diese 150 fl. zum Vaterlands-Vereine für die freie Presse geschenkt und dazu noch jedes ihrer Mitglieder zu einem monatlichen Beitrag von $\frac{1}{12}\%$ seines Jahreswechsels (also von 600 fl. monatlich 30 kr.) verpflichtet hat. Ich enthalte mich der näheren Beschreibung, indem ich hoffe, dass die Beilage Dich hinlänglich überzeugen wird von der Wichtigkeit eines solchen Instituts und von der Verpflichtung, ihm beizutreten. Auch einzelne Corps und eine Menge Obscuranten ¹⁾ nehmen theil. Gestern hat Koerner eine Aufforderung an Hoeninghaus ²⁾ nach Berlin geschickt. Du wirst es möglichst verbreiten. Wie der Verein sich schon wirksam gezeigt hat, zeigt die Cautionsstellung für den Dr. Grosse. Schafft Euch die deutsche Tribüne an, die Adresse derselben ist Dr. Wirth im Homburg in Rheinbaiern. Sollten Eure Briefe an ihn auf der Post Schwierigkeiten verursachen, so adressirt sie nur hieher. Lebe wohl, lieber Knacker! und antworte bald ausführlich

Deinem Fr. und Br. ³⁾

12.

A. Heintzmann an Compes.

Heidelberg, d. 18. März 1832.

Lieber Knacker!

Obschon ich auf meinen letzten Brief noch keine Antwort erhalten habe und deshalb in Ungewissheit bin, wie Du über den gegründeten Vaterlandsverein denkst: so fürchte ich mich doch nicht zu täuschen. wenn ich meine, dass derselbe ganz Deine Billigung haben wird, und ich benutze daher die Gelegenheit, durch Hurther ⁴⁾ Dir noch einige Aufforderungen zur Theilnahme an demselben zu schicken. Der König von Baiern hat zwar den Verein als eine Verschwörung darzustellen ge-

1) Studenten, die keiner Verbindung angehören.

2) stud. iur. Friedr. Wilh. Höninghaus aus Krefeld, 1829—31 Burschschafter in Bonn und München, † 1878 als Notar in Krefeld.

3) Der Brief ist, offenbar aus Vorsicht, nicht unterzeichnet. Als Nachschriß folgen noch die mir unverständlichen Worte: Die K. A. wirst Du vergeblich suchen.

4) stud. iur. Reinhold Freiherr von Hurter, 1832/33 Burschschafter in Bonn. † 1875 als Justizrat in Elberfeld.

sucht und deshalb eine von sämmtlichen Ministern contrasignirte Ordonnanz gegen die Theilnahme an demselben erlassen, doch die Widerrechtlichkeit eines solchen Vereins aufzuweisen, ist ihm nicht gelungen (und die Gerichte in Baiern sind ziemlich unabhängig), obschon ängstliche Gemüther dadurch erschreckt und der Sache des Vaterlands abwendig gemacht worden sind. Die Posten nehmen natürlich keine Adressen an das „provisorische Comité“ an, doch hat man überall wol Gelegenheit, durch Buchhändler oder Kaufleute das Geld nach Zweibrücken zu übermachen. An der Spitze stehen vorläufig Schüler, Savoie und Geib¹⁾. Über unsre Pressfreiheit und das erste Product derselben, den „Freisinnigen“, herausgegeben von Welcker, Rotteck und Duttlinger, redigirt von v. Reichlin-Meldegg, über das Fest am 1. März c. mag Dir Hurther das Ausführlichere erzählen In München ist ja der Untersuchungsstempel wieder los! Der deutsche Bund wird, wenn er es wagt, bald gegen die Universitäten überhaupt wieder zu Felde ziehen, die auch jetzt mehr wie je ihm Furcht einflößen mögen. Denn die Zeit der langen Haare und der Bärte²⁾ ist vorüber — die Studenten haben nach und nach gelernt, wie sie unter sich und wie auf das Volk wirken sollen. Der Westbote und die deutsche Tribüne sind in Baiern verboten, weil sie sich nicht der Censur unterwerfen. Jetzt werden sie durch Boten verschickt. Wenn Du kannst, so schicke mir Empfehlungen an den Einen oder Andern in München mit.

Lebe wohl, lieber Knacker und sei brüderlichst gegrüsst von

Deinem tr. Fr.

Alexis.

Hier in Heidelberg haben ca. 3—400 Studenten zum Pressverein unterzeichnet, in Tübingen 120, München 240 etc.

In Jena haben sich vor einigen Wochen die Germanen und Arminen wieder vereinigt, jedoch nur um sich bald wieder zu trennen.

1) Georg Geib, † 1834 als Advokat in Zweibrücken, Bruder von Gustav Geib und wie dieser in München Mitglied der Burschenschaft.

2) Dies waren die Kennzeichen der altburschenschaftlichen Tracht. Vgl. die bezeichnenden Mittheilungen v. Treitschkes, Historische und politische Aufsätze 4, 367.

13.

Heintzmann an Compes.

Heidelberg d. 14. May 1832.

Lieber Knacker!

. . . In Deinem Briefe sind überall Spuren und Andeutungen, als wenn ich mich gekränkt fühlen würde über Deinen Brief, und der Schluss sagt sogar, je nachdem meine Antwort laute etc. Davon wird gar nicht die Rede sein können, und ich hoffe, dass, wenn ich auch nicht die in Deinem Briefe ausgesprochenen Ansichten hege, Du doch wie bisher mir, wie ich Dir, klar und unverhohlen Deine Meinung sagst, denn dadurch wird unser Briefwechsel an Lebhaftigkeit gewinnen, dass wir zwar in der Grundansicht, nemlich dass es besser werden müsse, nicht aber in der Durchführung derselben übereinstimmen. Dass die Umgebung einen mächtigen Einfluss auf mich ausgeübt, leugne ich keineswegs, doch wohl mehr die geistige als körperliche. Was ist auch natürlicher als dieses? Früher abgeschlossen, möcht' ich fast sagen, von allem freien Gedankenverkehr, blieb es fast nur bei dunkeln Gefühlen und frommen Wünschen ohne Hoffnung der Realisirung. Eingenommen sogar gegen die in Süddeutschland in Umlauf gesetzten Ideen, die zu entstellen und zu verhunzen das eifrigste Bemühen unsrer servilen, von der Censur geknebelten Journalisten war, kam ich nach Baden, dem der französischen Grenze zunächst liegenden deutschen Lande. Vorsichtig trat ich auf, denn Du weisst, wie sehr ich stets gegen das Franzosenthum und Nachäfferei desselben war. Jedoch meine Besorgnisse waren grundlos, denn von dergleichen war nirgends, wenn nicht etwa im constitutionellen Deutschland, was in Strassburg erschien und wenig oder gar keinen Anklang fand, die Rede. Im badischen Landtag war die Motion von Welcker über organische Entwicklung des deutschen Bundes an der Tagesordnung, das Pressgesetz, Ablösung der Frohnden, Zehnten etc. folgte. Der bairische Landtag versank durch sein kraftloses Auftreten in den Schatten, erregte Mitleid und Erbitterung beim Volke, was sich in seinen Erwartungen getäuscht sah. Es war ein lehrreicher Contrast. Zeitschriften wie der Westbote und die d[eutsche] Tribüne machten es sich zur Aufgabe, die Verhältnisse zwischen Fürst und Volk in ein klares, oft durch die nackte Darstellung grell scheinendes Licht zu stellen. Mit musterhaftem Fleiss gingen sie von Stufe zu Stufe, denselben Gegenstand tausendfältig beleuchtend, nur in dem Irrthum vielleicht, das Volk folge ebenso rasch in seiner intellektuellen Entwicklung. Sie

tadelten, weil viel zu tadeln war; sie tadelten bitter, weil gelinde Andeutungen Nichts geholfen. Sie erbitterten die Regierung, weil diese nicht das beste Gewissen hatte, sie widersetzten sich den gegen sie erlassenen Verfügungen, deren Rechtmässigkeit sie leugneten, und mit welchem Erfolge, wirst Du aus den häufigen Freisprechungen der Angeklagten wissen. Auf gesetzmässigem Wege konnte die Regierung die Blätter nicht unterdrücken, durch rohe Gewalt ist ihr Alles möglich. Diese Vorfälle mussten auf Mittel sinnen lassen, wodurch die Grenzen der Pressfreiheit erweitert, d. h. die Produkte derselben mehreren zu theil würden. Ein Mann, geachtet von Allen, die ihn kennen, Schüler, stellte sich an die Spitze, Savoy, bekannt durch seine geübte Feder (Garantien der freien Presse) und Geib stellten sich ihm zur Seite. Sie unternahmen etwas Grosses — sie wollten Alle, die sich zu der liberalen Parthei bekännen, zwingen, hier offen vor der Welt dies zu bekennen. Kräftig wollten sie gleich Anfangs auftreten, und um nicht Jemanden zum Beitritt zu verleiten, der ein solches Auftreten nicht für zweckdienlich halte, sprachen sie gleich in ihrer ersten Aufforderung ihre Absicht ganz unumwunden aus. Du tadelst nicht das Vereinigen, Du tadelst die Art und Weise desselben. Doch Deine Gründe für das letzte wollen mir nicht einleuchten. Um den in der Wirklichkeit bestehenden Bund der Fürsten gegen die Völker zu entdecken, bedarf es wahrlich keiner grossen Anstrengung. Polen und Spanien liefern den klarsten Beweis, um denselben nicht weiter sichern zu wollen. Ob gegen die Minister oder die Fürsten die Waffen geführt werden, ist im Grunde und in der Wirklichkeit dasselbe, nur dass das Letztere den ängstlichen Gemüthern zu neu, zu gefährlich erscheint. Aber eben das ist ja die Aufgabe, die Ängstlichen zu zwingen, ihrer Ängstlichkeit zu entsagen, oder ganz zu der Gegenparthei überzugehen; so lange dies nicht geschieht, bleibt es Dämmerung oder wird gar Nacht, nie aber Tag; diesen herbeiführen zu helfen (glaube nur nicht, dass Eitelkeit sich hierbei einschleicht) ist unsre Arbeit; ist der Tag gekommen, so finden sich Arbeiter genug. So lange in Deutschland es dabei bleibt, dass jeder erst sieht, was sein Nachbar macht, und lieber den Sieg feiern als erringen hilft, so lange ist das Heil noch fern. Dies ist mein (und unser) Leitstern gewesen, als ich zum Verein beigetreten bin. Jetzt — wie löst der Verein seine Aufgabe? Die Regierung hat ihn verboten, als hochverrätherisch; dennoch besteht er öffentlich fort, und es wird keine Untersuchung eingeleitet; Dr. Wirth ist wegen des Aufsatzes „Deutschlands Pflichten“ des Hochverraths etc. angeklagt und — freige-

sprochen durch das Urtheil des App[ellations-]Gerichts zu Zweibrücken vom 14. April, in welchem Urtheil zugleich die völlige Rechtmässigkeit des Vereins durch citirte Gesetze dargethan wird. Dennoch setzt die Regierung auf eine gemeine Weise, durch Abfassen der Briefe etc. den Krieg gegen denselben fort. Viele haben sich einschüchtern lassen, werden sich aber dieses Schrittes schämen und die Schwäche der Regierung deutlicher erkennend dieselbe umso mehr verachten. In diesen Tagen ist Baron v. Benzel-Sternau als Mitglied beigetreten und hat 50 fl. Beitrag geschickt; sein früheres Beitreten war nur durch Abwesenheit verhindert. Der erste Nutzen des Vereins zeigt sich schon in den Zusammenkünften der Mitglieder, wie sie in Frankfurt etc. und auch hier gestern statt gefunden haben. Welches Leben das in die deutschen Philister bringt, glaubst Du nicht. Es soll ein bestimmtes Central-Comité gewählt werden, wozu Schüler etc. mehrmals aufgefordert haben; wahrscheinlich wird das provisorische bestätigt. —

Dass Du so unbedingt dem C. Hoffmann ¹⁾ Deine Zustimmung gibst, hat mich sehr in Erstaunen gesetzt. Ein Mann, dessen Triebfeder Eitelkeit und dessen Kunst es ist, stets zur rechten Zeit zur siegenden Parthei zu gehören, verdient die Verachtung seiner Mitbürger, die ihm in Darmstadt in reichlichem Maass zu theil wird. Wollte er consequent sein, so müsste er seine damalige Anerbietung, den Freisinnigen zu unterstützen, wenn er in Noth käme, schon zurücknehmen, da derselbe keineswegs den Erwartungen, die er sich von ihm gemacht, entsprochen haben wird. — Dein Bemühen, mich aufmerksam auf mich selbst zu machen erkenne ich dankbar an und habe es zu würdigen gewusst. Dass ich nicht leichtsinnig über die Sache weggerutscht bin, wird Dir einleuchten, wenn Du die Folgen kennst, die ich mir durch meinen Beitritt zum Pressverein zugezogen habe. Mein Vater erhielt vom O[ber-]L[andes-]Gericht zu Hamm die Mittheilung des Ministerial-Rescripts, dass der stud. H. nicht zum Auscultator-Examen zuzulassen sei ohne besondere Erlaubniss des Ministeriums etc. Mein Onkel hat meinem Vater gerathen, mich von hier fortzunehmen und nach Berlin zu schicken. Ich leiste dieser Aufforderung ohne Einrede Folge, weil ich wegen einer Realinjurie gegen einen Studenten von hier consilirt bin (dies aber entre nous). Der Brief, den ich von meinem Vater in München erhielt brachte mich gewiss zur kalten Überlegung, da er die Sache mit

1) Conrad v. Hofmann, der 1828 den preussisch-hessischen Zollverein abgeschlossen hatte, 1829 Präsident des hessischen Finanzministeriums und 1837 Finanzminister wurde. Vgl. v. Treitschke, Deutsche Geschichte 3, 633.

noch düster[er]n Augen ansieht, als sie wirklich ist. Meine Antwort bestand ungefähr in folgendem: „nur in der Überzeugung, Gutes zu befördern, bin ich beigetreten, diese Überzeugung ist nicht geschwächt durch den Gewaltschritt des Justiz-M[inisteriums], welches ohne Verbot, ohne Untersuchung straft; welches die Studenten zuerst angreift, um die Sache selbst als jugendliche Unbesonnenheit darzustellen, und da Studenten durch ihre abhängige Stellung sehr viele mit in ihr Unglück ziehen und so in einen schweren Kampf zwischen Überzeugung und Eltern-Liebe etc. gebracht werden, in dieser Beziehung bedauere ich es ernstlich, von meinem Plane, Medicin zu studieren, abgewichen zu sein“ etc. Dies ist meine Ansicht. Hielt mich nicht die Rücksicht ab, meinem Vater die Kosten des medicinischen Studiums zu sparen, so würde ich noch umsatteln, obgleich ich mir vor dem juristischen Examen keine besondere Furcht mache. Denn wie soll das werden? Soll ich meine Gesinnung verleugnen, beim Kamptz auf den Knien rutschen, um aus dem schwarzen Buch ausgestrichen zu werden? und zum Lösungswort nehmen „Anstellung und servil“ oder „keine Anstellung und Hungertod“. Das sind Reflexionen, die sich mir unaufhörlich aufdringen. Doch wir wollen sehen, was das Schicksal fügt.

Die Reformbill ist durchgefallen, Grey abgetreten,¹⁾ Wellington oder Peel Ministerpräsident etc. Wenn das John Bull vertragen kann, so ist seine Geduld noch eine Nebenbuhlerin, die der unsrigen den Preis abzurufen sucht. In den Sandsteppen Berlins werden mir diese politischen Grillen wol vergehen. Warum verbietet Preussen nicht das Besuchen ausländischer, besonders in constitutionellen Staaten gelegener Universitäten? Deinen Brief an Helfreich habe ich dem Straeter übergeben, welcher im Begriff war, selbst an ihn zu schreiben.

Am 26. d. M. soll bei Neustadt an der Hardt das bairische Constitutionsfest gefeiert werden; die Kreisregierung hat dasselbe verboten, der Magistrat zu N. dagegen feierlich protestirt und von Neuem eingeladen. Ich bin gespannt, wie weit die Regierung ihren constitutionswidrigen Verboten Nachdruck gibt, oder wie sie sich wieder blamirt. Der Commandant von Landau gibt keine Soldaten her. Die Fremden (denen der Aufenthalt um N. in diesen Tagen untersagt ist) gehen doch hin mit Pässen versehen. Es wird ein schönes Fest werden. — Um über meine Reise zu schreiben, habe ich keine Lust mehr; ich bin über

1) Graf Charles Grey hatte am 9. Mai 1832 seine Entlassung als Ministerpräsident genommen, nachdem die von ihm vertretene Parlamentsreform im Haus der Lords abgelehnt worden war.

Würzburg, Erlangen, Nürnberg, Regensburg zu Wasser nach Passau, Salzburg, Hallein, Golling, Berchtesgaden, Rosenheim nach München und über Angsburg, Ulm, Tübingen, Stuttgart zurückgereist. Die Schwaben sind gut gesinnt. Betäubend ist, dass die hessische Kammer mehr der bairischen als der badischen nachahmt

Stets Dein

Alexis.

Nachtrag des Herausgebers. Leider erst nach Beendigung des Druckes wurde mir das Buch von E. Dietz „Neue Beiträge zur Geschichte des Heidelberger Studentenlebens“ (Heidelberg 1903) zugänglich. Dort wird S. 103 von einer bereits am 31. Juli 1829 durch arministische Burschschafter an den Prorektor Rosshirt gerichteten Eingabe berichtet. Man wünschte einen Verein zur Beförderung sittlichen und wissenschaftlichen Lebens und zur Bekämpfung des Duells zu begründen; bei Ehrenhändeln sollte stets die Entscheidung eines Ehrengerichts angerufen werden, das nicht auf Zweikampf erkennen durfte.

Die letzte Bestimmung bedeutete eine Abweichung vom Brauch der Allgemeinen Burschenschaft; diejenigen Fässlerianer, die sich, wie Brüggemann, an der Gründung der Franconia beteiligten, können deshalb diesen Standpunkt nicht geteilt haben. Die Mehrzahl der Petenten von 1831 mag ihn jedoch vertreten haben.

Die staufischen Kaiser und die Auffassung ihrer allgemeinen Politik.¹⁾

Von

Alexander Cartellieri.

Es ist eine unselige Folge der unseligen deutschen Zerrissenheit, dass wir von der Reformation bis zum Jahre 70 keine deutsche Geschichte haben. Wir haben zwar preussische, bairische, schwäbische, sächsische und viele andere Geschichten, aber keine deutsche. Das alte Reich war durch die religiösen Streitigkeiten und den Parteihader, der sich daran knüpfte, gespalten, und in den internationalen Verwicklungen standen deutsche Staaten sowohl auf der einen als auf der anderen Seite. Wenn wir den unserer Vergangenheit anhaftenden Mangel vielleicht weniger empfinden als man erwarten sollte, so liegt das an der glorreichen Geschichte Preussens, das seit dem grossen Kurfürsten in immer steigendem Masse bewusst und unbewusst, mit Willen und auch wider Willen die deutschen Interessen vertreten, oder, richtiger gesagt, das getan hat, was dann schliesslich dem grossen Vaterlande zum Heile ausschlug.

Darum wird es sich kein Freund der Geschichte, der fest auf dem Boden des neuen, auf den Schlachtfeldern Frankreichs gewonnenen Reiches steht, nehmen lassen, jene entfernteren Zeiten zu betrachten, in denen wir schon einmal ein grosses, sämtliche Stämme umschliessendes Reich unter einem Kaiser gehabt haben.

Das sind die Zeiten, in denen die Weltpolitik, von der heute so viel die Rede ist und die mancher dem deutschen Michel gar nicht zu-

1) Vortrag, gehalten an dem Vortragstag der höheren Lehranstalten Thüringens zu Jena am 8. Mai 1904. Belege wären an dieser Stelle nicht angebracht. Doch möchte ich nicht unterlassen zu erwähnen, welche lebhaftige Anregung ich bei Fragen der geschichtlichen Werturteile Haucks Kirchengeschichte verdanke. Der Kundige wird selbst bemerken, wo ich ihm folge und wo ich von ihm abweiche.

traut, von deutschen Männern gemacht wurde, die Zeiten, in denen der deutsche Name bis in den Orient hinein berühmt und gefürchtet war. Ganz im Gegensatz zu der überbescheidenen Ängstlichkeit, die in den Tagen der Kleinstaaterei an unseren Volksgenossen verspottet wurde, stellte zur Zeit des Rotbarts ein feingebildeter Engländer die vorwurfsvolle Frage: „Wer hat die Deutschen zu Richtern über die Völker bestellt? Wer hat diesen groben und stürmischen Menschen Gewalt gegeben, nach ihrem Gutdünken einen Fürsten zu setzen über die Häupter der Menschensöhne?“

Es sind die Zeiten der alten Kaiserherrlichkeit, Zeiten, die, wie mir scheint, im Bewusstsein des deutschen Volkes nicht so lebendig sind, wie sie es sein könnten, wie es wohl zu wünschen wäre. Wir denken nicht mehr an jene romantische Überschätzung des sogenannten Mittelalters, an die mystische Schwärmerei in seinen hochragenden Domen. Nein, wir versuchen uns klar denkend zu vergegenwärtigen, was die alten deutschen Kaiser gewollt und geleistet haben als Führer des deutschen Volkes. Die Erinnerung an viele gemeinsame herrliche Taten, wenn diese auch Jahrhunderte zurückliegen, würde vielleicht hier und da in den Wirren unserer Tage versöhnend, mildernd wirken, die Überzeugung stärken, dass trotz aller tief wurzelnden Sondertümelei doch alle deutschen Stämme zusammen gehören in ein grosses einiges Reich.

Es würde eine reizvolle Aufgabe sein, die gewaltigen Gestalten unserer deutschen Kaiser von Karl dem Grossen, diesem genialen Schöpfer unserer abendländischen Staatenordnung, an unserem geistigen Auge vorzuführen, aber die Kürze der Zeit zwingt zur Beschränkung. Wenn ich aus der langen glänzenden Reihe die Glieder des staufischen Geschlechtes herausgreife, so tue ich es deshalb, weil sein Name in der Weltgeschichte so besonders hell leuchtet. Hundert Jahre lang standen diese Fürstensöhne aus schwäbischem Land im Mittelpunkt des damals bekannten Erdkreises. Die allgemeine Politik haben sie oft gemacht, immer nachhaltig beeinflusst. Der Kultur haben sie mittelbar und unmittelbar die reichsten Anregungen gegeben. Kurz, man darf wohl sagen, wenn man auf die Betätigung nach aussen den Hauptton legt, so bezeichnet die staufische Zeit den Höhepunkt der deutschen Kaiserzeit überhaupt.

Das deutsche Kaisertum, von dem wir zu reden pflegen, ist genau genommen gar kein deutsches Kaisertum, sondern, wie man es auch lange genannt hat, ein römisches Kaisertum deutscher Nation. Es ist entstanden, als Kaiser Karl der Grosse als Vertreter der deutschen

Nation von Papst Leo als Vertreter des römischen Reiches in St. Peter die Kaiserkrone empfing. Das wesentliche bei diesem Kaisertum war die Verbindung Deutschlands mit Italien. An Italien und besonders an Rom knüpfte sich der Anspruch auf die Beherrschung der Welt, d. h. des imperium Romanum. Wenn Heerkönige wie Odovakar und Theoderich als Nachfolger der Cäsaren regiert hatten, warum sollten es dann nicht die fränkischen Fürsten, die doch damals im Abendlande bei weitem am mächtigsten waren? Diese Verbindung des deutschen Königtums mit dem Kaisertum, das den Besitz Italiens voraussetzt, die ist es, die oft zu heftigen Anklagen gegen die deutsche Kaiserpolitik Anlass gegeben hat. Wir wissen aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, dass in der Geburtsstunde des neuen deutschen Reiches, zu Versailles, vom „transalpinen Ehrgeiz bis nach Apulien hin“ die Rede gewesen ist.

Man muss sich bei der Beurteilung dieser Dinge vor allem davor hüten, moderne politische Erwägungen mit den Absichten vergangener Jahrhunderte zu verquicken.

Vier Gründe waren es vor allem, die jeden deutschen König veranlassen mussten, nach Italien zu gehen und die Kaiserkrone vom Papste zu erlangen:

1. Die allgemeine Weltanschauung, die auf dem Nebeneinander von imperium und sacerdotium beruhte. Kaiser und Papst regieren zusammen die Welt, sie führen die beiden Schwerter, das weltliche und das geistliche. Es muss also einen Kaiser geben und der Beherrscher der germanischen, durch ihre kriegerische Tüchtigkeit ausschlaggebenden Völker, steht naturgemäss dem Kaisertum am nächsten.

2. Die Kirchenpolitik. Der Papst regiert die allgemeine Kirche, damit auch die deutsche. Seitdem Otto der Grosse in den Bischöfen und Äbten die Hauptstützen seiner Staatsverwaltung gefunden hatte, kam es darauf an, durch Einfluss auf den Papst die Bischöfe gefügig zu halten. Diesen Einfluss konnte aber nur ein Kaiser üben, eben der Weltanschauung wegen.

3. Die Finanzen. In Deutschland gab es nicht das bare Geld, das dem Kaisertum immer nötiger wurde. Geld besaßen dagegen die aufblühenden italienischen Handelsstädte, die für die Bestätigung ihrer Privilegien hohe Summen zahlten. Damit hing zusammen, dass die Herrschaft über die Lombardei die über die Alpenpässe einschloss und diese mussten dem Handelsverkehr mit Deutschland offen sein. Die

Festsetzung eines nichtdeutschen Herrn südlich der Alpen hätte dem deutschen Handel erheblichen Schaden gebracht.

4. Die Rücksicht auf kaiserliche Bestrebungen der anderen Völker. Da der Kaisergedanke gewissermassen in der Luft lag, hätte in dem Augenblicke, wo Deutschland verzichtete, ein französischer oder englischer Prinz die Fahrt über Berg angetreten, um die erste Krone der Christenheit zu erlangen.

Als weiteren Grund den bedeutenden kulturellen Einfluss Italiens auf Deutschland hervorzuheben, dürfte deshalb nicht geeignet sein, weil erst nachzuweisen wäre, in wie fern er als Triebfeder der Kaiser wirkte.

Als die Staufer Könige wurden, da fanden sie die italienische Politik als gegebene Grösse vor.

Das Geschlecht war emporgekommen im Bunde und in Verwandtschaft mit dem grossen Salier Heinrich IV., im Gegensatz gegen die Anhänger Gregors VII. Damit war für die Zukunft, trotz gelegentlicher Schwankungen, die Richtung vorgezeichnet: kein Staufer ist dauernd ein Freund des Papstes gewesen.

Um so merkwürdiger erscheint, dass der erste König aus ihrer Mitte, Konrad III., durch die Kirche erhoben wurde. Das war sein Unglück. Aus dem Bannkreis der kirchlichen Ideen konnte er nicht mehr heraus. In seiner Politik findet man nichts bemerkenswertes. Seine Hauptleistung liegt darin, dass er, wenn auch recht unrühmlich gewählt, die Krone dem staufischen Hause zuwandte.

Sein Nachfolger, Friedrich der Rotbart, ist einer der wenigen Kaiser, dem, zumeist wohl durch die — irrtümlich auf ihn bezogene — Kiffhäusersage eine gewisse Volkstümlichkeit bis heute beschieden ist.

Was hat er gewollt? das ist die Frage, die wir vor allem zu stellen haben.

Mit den Zeitgenossen kann die Antwort kurz lauten: die *reformatio imperii*. Das ist der wesentliche Zug seiner Kaiserpolitik. Das römische Reich, das wiederhergestellt werden sollte, war einmal das alte römische, wie es sich im justinianischen Rechtsbuche darbot, sodann das Reich Karls des Grossen. Nicht darf man aus Friedrichs Streben nach weit zurückliegenden Zielen schliessen, es habe ihm an selbständigem Erfassen der Gegenwart gefehlt. Sonst müsste man den gleichen Vorwurf gegen Napoleon I. erheben, der zweifellos stark durch cäsaristische und karolingische Erinnerungen bestimmt wurde. Sonst müsste man unsere Väter tadeln, die doch nach den glänzenden Siegen

von 1870 trotz der Auflösung Deutschlands das Kaisertum wieder erneuern wollten.

Entscheidend ist bei einem solchen geschichtlichen Ideal, dass früher vorhandener, inzwischen verblichener Glanz wieder aufgefrischt werden soll, aber es versteht sich von selbst, dass diese Erneuerung auch zugleich den veränderten Bedürfnissen der Gegenwart genügen soll. Nicht sklavisch dachte Friedrich seine Vorgänger Justinian oder Karl nachzuahmen.

Friedrichs Politik zeigt einen stark konservativen Zug. Das ist richtig. Er bewegt sich ganz auf dem Boden der damals herrschenden religiösen Anschauungen. Gemäss der Zweiswertertheorie will er Eintracht zwischen Kaisertum und Papsttum. Darum fehlt ihm das Verständnis für die demokratische Richtung eines Arnold von Brescia und für das, freilich etwas anmassende Selbstbewusstsein der Bürger von Rom.

Der Kampf der beiden Gewalten brach aus anlässlich der Wahl eines neuen Papstes, weil es unklar war, wie weit jedes der beiden Schwerter reichte. Friedrich erhob unter Berufung auf frühere Kaiser den Anspruch, dass eine von ihm berufene Synode über das Recht der zwiespältig Gewählten befinden sollte. Aber gerade das konnte Alexander III. nicht zugeben, da er sich selbst als oberster Richter fühlte. Ihm kommt zu gute, dass Frankreich und England ungeachtet der dringenden Aufforderung des Kaisers sich nicht für den kaiserlichen Papst erklären. Mit gutem Fug wollen sie ihre inneren kirchlichen Verhältnisse nicht durch eine vom Kaiser abhängige Persönlichkeit regeln lassen. Ein unabhängiges Papsttum, wenn es auch den Staat als solchen scharf befiehlt — man denke an Heinrich II. und Thomas Becket — bietet ihnen bessere Gewähr als ein deutsches. Das Vorgehen der Westmächte hatte die grösste Tragweite. Es war eine nicht misszuverstehende Abwehr des Gedankens des allgemeinen Kaisertums. In Europa auf sich allein angewiesen, in Deutschland von dem Haupte der Welfen, Heinrich dem Löwen, im Stich gelassen, konnte Friedrich den Kampf gegen das Papsttum nicht siegreich durchführen. Er erlag, nicht eigentlich dem Papsttum selber, sondern dem Freiheitsdrange der lombardischen Kommunen, die der italienische Papst geschickt an sich zu ketten gewusst hatte, weil auch ihre bürgerliche Selbständigkeit durch die Wiederherstellung der alten Reichsrechte gefährdet war.

Im Frieden von Venedig erkannte Friedrich feierlich und demütig den Papst an, den nie anzuerkennen er geschworen hatte.

Er sah ein, dass er auf diesem Wege nicht vorwärts komme. Er bewilligte den Städten einen Frieden, der wenigstens seine Oberhoheit wahrte. Sein Kampf war von einem ideellen Grundsatz ausgegangen. Jetzt fasste er den Entschluss, die Kurie materiell, d. h. territorial zu schwächen. Er bahnte die Erwerbung Siziliens an. Die Reichthümer der Insel, ihre straff zentralisierte Verwaltung sind bekannt. Der König Wilhelm II. hatte keine Kinder, und die Zukunft seines Landes musste ihn mit schwerer Sorge erfüllen. Ohne der hergebrachten Feindschaft zu gedenken, ging er auf die wiederholten Eröffnungen des Kaisers ein und Heinrich VI. heiratete die Erbin Siziliens und Apuliens.

Darin lag ein ungemein bedeutender Erfolg Friedrichs. Durch die Angliederung Süditaliens an den Norden der Halbinsel und Deutschland wurde der Kirchenstaat schier erdrückt. Die deutsche Kaiserpolitik verfügte über den unerschöpflichen normannischen Königsschatz. Normannische Ritter konnten nicht mehr für den Papst gegen die Deutschen fechten. Auch für den deutschen Handel, für den Verkehr mit allen Mittelmeerländern war ein ausgezeichnete Stützpunkt gewonnen. Das Werk des Vaters fortzusetzen, zu vollenden, das war die Aufgabe, die Heinrich VI. vorfand. Zunächst war Sizilien wirklich zu gewinnen. Es ist bekannt, dass er in rücksichtslosem Vorgehen sein Ziel erreichte. Empörungsversuche wurden schliesslich mit unerbittlicher Grausamkeit niedergeschlagen. Aber Sizilien war nicht Heinrichs letztes Ziel. Sein Blick schweifte in weitere Fernen, in das Morgenland. Anknüpfend an normannische Überlieferungen dachte er daran, Byzanz zu erobern. In diesen Zusammenhang gehört auch sein Kreuzzugsplan, den er auf das sorgfältigste vorbereitete, und den nur sein jäher Tod unterbrach. Mit dem Kreuzzug hing dann wieder die Reform der deutschen Reichsverfassung zusammen. Aus dem Wahlreich sollte ein Erbreich werden. Die Durchführung schien möglich. Da wurde der 32jährige Herrscher plötzlich vom Tode hinweggerafft. Das Ereignis ist vielleicht der verhängnisvollste Wendepunkt der deutschen Geschichte, deshalb vor allem, weil die Westmächte so weit erstarkt waren, dass sie in den deutschen Thronstreit eingreifen, ihre eigene Feindschaft mit deutschem Gut und Blut auf deutschem Boden ausfechten konnten. Der Anfang des 13. Jahrhunderts weist gar manche ähnliche Züge auf wie die Zeit des 30jährigen Krieges. Frankreich unter Philipp II. August begünstigte den Staufer, England unter Johann ohne Land den Welfen. Deutschland hatte den Schaden, und die Form des Reiches, die Otto der Grosse geschaffen, Friedrich I. erneuert, ward zerbrochen. Der

Schwerpunkt der Regierungsgewalt verschob sich: fortan sind es die Fürsten, die den Ausschlag geben.

Von den beiden Thronbewerbern, Philipp von Schwaben und Otto IV., ist, vom Standpunkte der allgemeinen Politik wenig zu sagen. Philipp war bestrebt, seinem Bruder und Vater nachzueifern. Otto wollte auf jeden Fall Kaiser werden und gab dem Papsttum preis, was es verlangte. Er hatte keine eigene politische Richtung. Das geht besonders daraus hervor, dass er gleich nach Philipps Tode das politische Programm der Stauer einfach übernahm. Er beabsichtigte die Eroberung Siziliens und scheute den Bruch mit dem Papste nicht. Da erweckte ihm dieser, der gewaltige Innocenz III., als Widersacher den jungen Friedrich II. Von dem Augenblicke an, da dieser in Deutschland die Anhänger der staufischen Sache um sein Banner sammelte, ging es mit Ottos Glück rasch bergab.

Man hat Friedrich II. den ersten modernen Menschen auf dem Throne genannt. Aber dieser Ehrentitel, wenn er verliehen werden soll, gebührt doch eher Heinrich II. von England, der in Anlehnung an die normannische Gesetzgebung Wilhelms des Eroberers eine tyrannische, aber auf die allgemeine Wohlfahrt abzielende Monarchie in England schuf. Heinrich aber starb ein Menschenalter, ehe Friedrich zur Regierung kam. Normannisch war auch die Verwaltung Siziliens, die Friedrich weiterbildete. Könnte nicht das Normannische das Bindeglied gewesen sein zwischen der Staatskunst Heinrichs und der Friedrichs?

In dem vielbewegten Leben Friedrichs hat die lombardische Frage den Ausschlag gegeben. An die Vereinigung Deutschlands mit Sizilien hätte und hat der Papst sich gewöhnt. Dass aber in der Poebene die Reichsgewalt neubegründet werden sollte, das zu verhindern wandte er die äussersten Mittel an. Nie haben sich Kaiser und Päpste so bekämpft wie Friedrich und Innocenz IV.

Bei Beurteilung der geschichtlichen Gestalt des Kaisers ist vornehmlich im Auge zu behalten, dass er durch Mutter und Grossmutter Romane, durch Erziehung Sizilianer war. Deutschland war ihm nur die reale Grundlage des Imperiums und die deutschen Interessen empfingen ihren Wert durch die allgemeinen. Diese allgemeinen unterschieden sich nicht von denen des Vaters und Grossvaters. Es galt das zu erneuernde römische Reich, es galt den Besitz Italiens. Wichtige eigene Gedanken hat Friedrich kaum beigesteuert. In Deutschland verzichtete er ganz darauf, die königliche Gewalt durchzuführen und begnügte sich mit einer losen Abhängigkeit der Fürsten, deren Landeshoheit durch

ihn rechtliche Anerkennung empfing. Seinem Grossvater war er auch in seiner Auffassung des Papsttums gleich. Selbst unter dem Eindruck des leidenschaftlichen, gleichzeitig praktischen und theoretischen Streites braucht er seine Meinung nicht geändert zu haben. Sein Ziel war immer Eintracht mit dem Nachfolger Petri, Wahrung des bestehenden Zustandes der Kirche. Dazu stimmt auch seine scharfe Verfolgung der Ketzer am besten. Er sah in ihrer freieren religiösen Betätigung etwas Revolutionäres. In der Hitze des Kampfes benutzte er selbstverständlich gern alles, was seine Ratgeber gegen das Papsttum vorzubringen wussten, er benutzte es als Kampfmittel, um seinen Zweck zu erreichen und den Gegner mürbe zu machen. Aber eben jenes Kampfmittel gewann im Laufe der Zeit eine Bedeutung, die Friedrich selbst nie geahnt haben dürfte, entfesselte Kräfte, die dem Papsttum später hochgefährlich wurden. An seine flammenden Kundgebungen gegen das Streben der Kurie nach alleiniger Weltherrschaft sind die Streitschriften aus der Zeit Philipps des Schönen und Ludwigs des Baiern anzuschliessen.

Friedrich hat, vielleicht ohne es zu wollen, die viel späteren dauernden Niederlagen des Papsttums mit vorbereitet, dem Feinde Wunden geschlagen, die erst später aufbrachen und nie mehr völlig geheilt sind. Es ist sein Verdienst, die Unabhängigkeit und Gleichberechtigung der weltlichen Gewalten bis zum letzten Atemzuge verteidigt zu haben.

Welches ist das Ergebnis der allgemeinen Politik der Staufer überhaupt? Es hat ausgezeichnete Forscher gegeben, die vom deutschen Standpunkte aus in der Erwerbung Siziliens den Keim grossen Unheils für unser Vaterland gesehen haben. Dem dürfte kaum beizustimmen sein. Der Besitz Siziliens war das einzige, noch unversuchte Mittel, die drohende Übermacht der Kurie zu brechen. Gegen diese anzukämpfen war aber notwendig, weil sie sonst zu ihren gunsten das römische Weltreich erneuert und damit Deutschland dem Willen italienischer Priester unterworfen hätte. Der Sieg der Kurie war um so eher möglich, als die deutschen Stämme in ihrer trotzigen, ungefügigen Eigenart jede Zentralisation verabscheuten und sich gern des Bundes mit der Kirche bedienten, um sich einer starken Staatsgewalt zu erwehren. Der Papst aber war stets bereit, den deutschen Partikularismus zu unterstützen.

Es war ein Meisterstück der staufischen Diplomatie, die Anwartschaft auf Sizilien ohne Schwertstreich, ohne Gegenleistung gewonnen zu haben. Als Heinrich VI. dann Sizilien erobert hatte, da war die *reformatio imperii* gelungen: in dem Reiche, das er beherrschte,

konnte Deutschland, die unerschöpfliche Mutter der Völker, die Krieger, Norditalien die Schiffe, Sizilien das Geld liefern. Hüten wir uns, Heinrichs weitausschauende Pläne als Phantastereien zu verachten! ¹⁾ Vergewegenwärtigen wir uns aus der neueren Zeit etwa das Reich Karls V. oder die wunderbare Laufbahn des grossen Napoleon. Die hervorragende kriegerische Tüchtigkeit der deutschen Ritter ist nicht zu bezweifeln: stand ihnen nicht die Welt offen, wenn ihre Fürsten einig waren und ein guter Führer an ihre Spitze trat?

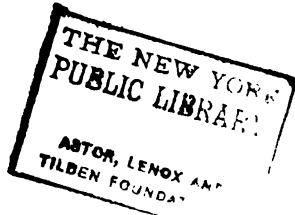
Aber, wird man einwenden, wenn der Fehler nicht in der Politik der Stauer als solcher lag, worin denn sonst? Denn Deutschland ist doch sicherlich nach ihrem Ausgange traurigen Zeiten der Zersplitterung entgegen gegangen? Ein Hauptgrund liegt wohl in dem Übermass an Kraft bei den einzelnen deutschen Stämmen, von denen keiner dem andern gehorchen wollte, während in Frankreich nach der Aufsaugung des germanischen Elements durch das romanische, in England nach der normannischen Eroberung die Regierungsgewalt sich leichter durchsetzte. Ein weiterer Grund liegt aber auch in unerklärlichen Ereignissen, die oft, nicht nur in dieser Periode, in den Lauf unserer Geschichte verhängnisvoll eingegriffen haben, vor allem im vorzeitigen Tode mehrerer Herrscher und im Aussterben des staufischen Geschlechtes, von dem bloss vier Generationen zu rechter Wirksamkeit gelangt sind.

Denn alles darf sich der Historiker nicht vermessen erklären zu wollen. Je mehr er sich der Grenzen seiner Wissenschaft bewusst bleibt, desto sicherer wird er gehen. Hier und da muss er vor Zufällen Halt machen und bekennen, dass er nicht imstande ist, die Ursachenforschung fortzusetzen. Unter den Gesichtspunkt eines tragischen Geschickes gebracht, erhält die staufische Politik eine besondere, man möchte sagen geheimnisvolle Anziehungskraft, und die tiefsten Fragen der Weltanschauung und geschichtlichen Wertung rollen sich hier auf.

Doch muss hier die Andeutung genügen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelungen wäre, zu erneuter Versenkung in eine der lebensvollsten Perioden der deutschen Geschichte anzuregen.

1) Auf die allgemeine Politik Heinrichs VI. und seiner beiden massgebenden Zeitgenossen, Philipps II. August von Frankreich und Richards Löwenherz von England, denke ich im 2. Bande des „Philipp August“ einzugehen.





Hieronymus Cardanus.

Ein wissenschaftliches Lebensbild aus dem XVI. Jahrhundert. ✓

Mitteilung von **Moritz Cantor** an den Historikerkongress in Rom 1903.

Wer auch nur den Lehrgang einer Mittelschule durchgemacht hat, dem ist der Name der cardanischen Auflösung der Gleichungen dritten Grades vorgekommen, vielleicht mit der Zusatzbemerkung, sie rühre gar nicht von Cardano, oder in latinisierter Form Hieronymus Cardanus, her, sie sei eines der Beispiele für das virgilische „Sic vos non vobis“, von welchen die Geschichte aller Wissenschaften wimmelt. Und wer tiefer in die Algebra eindrang und von deren Entwicklung Kenntnis genommen hat, der weiss, welche bedeutsame Rolle Cardano tatsächlich gespielt hat, weiss dass ihm vielfältige Anrechte auf Sätze zukommen, welche in folgerichtiger Weiteranwendung des schon erwähnten Verses wiederum anderen Erfindern zugeschrieben zu werden pflegen. Auf alle diese Dinge einzugehen, verzichte ich. Mathematikern zu wiederholen, was sie leicht gedruckt lesen können, wäre überflüssig, und Nichtmathematikern könnte ich mich nur mittels eines übermässigen Aufwandes an sachlichen Erklärungen verständlich machen. Bleibt doch auch so noch ein reicher Stoff an erzählungswerten Dingen, sei es aus der Lebensgeschichte, sei es aus dem Bereiche der Leistungen meines Helden.

Wir besitzen für seine Lebensbeschreibung eine Quelle von grosser Ergiebigkeit, wenn auch von nicht ganz unzweifelhafter Reinheit in seinem Buche „De vita propria“, aus meinem Leben. Goethe's Zusatzworte „Dichtung und Wahrheit“ waren damals noch nicht erfunden, sonst hätte Cardano sie vielleicht auch anwenden können, anwenden können sogar auf die kurze Charakterschilderung, in welcher er von sich sagt, er sei wahrheitsliebend, eingedenk der ihm erwiesenen Wohltaten, gerechtigkeitsliebend, anhänglich an die Seinen, ein Verächter des Geldes, äusserst begierig nach Unsterblichkeit.

Der Vater, Bonifacius oder abgekürzt Fazio Cardano, war von altadligem Geschlechte, ein mailänder Rechtsgelehrter. Er lebte mit einer gewissen Clara Micheria, und Beide waren von der Geburt eines Sohnes, die am 24. September 1500 oder 1501 (Cardano wechselt zwischen beiden Angaben) in Pavia erfolgte, nichts weniger als entzückt. Man liess das Kind diese Abneigung reichlich entgelten. Bis zum Alter von vier Jahren war Girolamo oder Hieronymus einer Amme auf dem Lande übergeben, trotz deren Sorglosigkeit er am Leben blieb.

Die folgenden vier Jahre hatte er im elterlichen Hause die Wartung seiner Mutter zu erdulden, ein vielleicht ungewöhnlicher Ausdruck, der sich aber rechtfertigt, wenn ich hinzufüge, dass das Kind von Vater und Mutter um die Wette misshandelt wurde. Sie hörten, erzählt Cardano in einer Schrift über den Nutzen des Unglücks (*De utilitate ex adversis capienda*) erst auf mich zu schlagen, als ich in der Tat Schläge hätte verdienen können.

Um eine Erklärung dieser unglücklichen, in Folge wiederholter Krankheit nur noch elender verlaufenden Kindheit war das XVI. Jahrhundert nicht verlegen. Die Konstellation bei Girolamo's Geburt war die denkbar ungünstigste gewesen, und so trugen die Sterne die Schuld an allem, was ihm widerfuhr. Heute ist man weniger astrologisch gesinnt, und so dürfte es unseren Anschauungen mehr entsprechen, die Ursache da zu suchen, wohin ein Japanisches Sprichwort sie verlegt: an allen häuslichen Ereignissen ist der Mann zu drei Zehntel, die Frau zu sieben Zehntel beteiligt.

In Einklang mit dieser Auffassung steht es, dass Cardano's Lebensverhältnisse eine andere Gestalt annahmen, als von seinem 9. bis zu seinem 19. Lebensjahre der Vater die Leitung der Erziehung übernahm.

Girolamo war ein frühreifes Kind. Als er mit vier Jahren von seiner Mutter durch einen mit Gemälden geschmückten Säulengang geführt wurde, habe er Bemerkungen gemacht, über welche alle Hörer verblüfft waren. Leider ist der Inhalt der Bemerkungen nicht berichtet. Wieder mit vier Jahren begannen bei ihm Visionen, besonders wenn er wach in seinem Bettchen lag, aus welehem er erst zu einer bestimmten Stunde genommen zu werden pflegte. Da stiegen von der unteren rechten Ecke Luftgebilde auf, die in einem Bogen nach der linken Ecke sich begaben und dort verschwanden: Männer, Pferde, Burgen, Bäume, Trompeter mit ihren Instrumenten, auf denen sie bliesen ohne dass ein Ton sich hören liess, kurz die seltsamsten Erscheinungen zusammengesetzt aus Luftringen mit sichtbarem Umkreise und inneren Hohlräumen, ähnlich

wie ein Kettenpanzer aus Stahlringen hergestellt sei, und doch, erzählt Cardano, habe er damals noch nie einen solchen Panzer gesehen gehabt. Fazio Cardano, der Vater, war, wie ich oben sagte, Rechtsgelehrter, daneben Freund mathematischer und medizinischer Studien, ein Mann von phantastischem Geiste, welcher den festen Glauben hegte einen *Daemon familiaris*, einen unsichtbar dienenden Hausgeist, durch 38 Jahre hindurch zu seiner Verfügung zu haben. Im Jahre 1521 bestätigte er diese Tatsache wiederholt dem eigenen Sohne, der ihn darum befragte. Einem solchen Manne musste ein Kind wie sein Girolamo, nachdem es nun einmal mit einer gewissen Hartnäckigkeit am Leben geblieben war, interessant sein, und je mehr er sich mit demselben beschäftigte, um so mehr ging das Interesse in wahre Liebe über. Nicht als ob die Behandlung dadurch eine wesentlich mildere geworden wäre. Wir haben uns die Erziehung als die eines streng gehaltenen, mit Arbeiten über seine Jahre belasteten kleinen Laufburschen zu denken, aber die geistige Entwicklung des Knaben wurde wenigstens in geregelte Bahnen geleitet. Er erlernte die lateinische Sprache, indem er nur in ihr reden durfte; er nahm die Anfänge der Arithmetik, der Geometrie, der Astrologie in sich auf; auch in den Künsten der Dialektik wurde er von dem Vater geübt, so dass er, noch bevor er die hohe Schule bezog, anderen Jünglingen darin Unterricht erteilen konnte. Für alles dieses mit Einschluss der strengen Zucht war Cardano später seinem Vater dankbar. Mit aufgeweckten Knaben, sagte er, gehe es wie mit Maultieren, sie müssen mit der Trense behandelt werden. Der Vater, so berichtet er auch, habe ihm immer viel von Dämonen erzählt, aber er wisse nicht, wie viel Wahres daran gewesen sei.

Sonderbar mutet die Mitteilung an, Cardano der Vater habe wiederholt zu jungen Leuten gesagt, sie würden, wenn Girolamo vor ihm sterben sollte, seine Erben sein, weil das geradezu einer Aufforderung gleich kam, den Sohn aus dem Weg zu räumen, und über solche Äusserungen hätten oft heftige Streitigkeiten zwischen Vater und Mutter stattgefunden, bei welcher letzteren sich schliesslich doch so etwas wie Mutterliebe eingestellt zu haben scheint.

Girolamo Cardano verliess das väterliche Haus. Wir finden ihn im Kloster der Franziskaner in Mailand, auf den hohen Schulen in Pavia und Padua vom Vater mit Geldmitteln versehen, wie ihm früher die Mutter heimlich manches zugesteckt hatte, um ihm zu ermöglichen, sich Unterricht in der Musik erteilen zu lassen.

Im August 1524 kam Cardano zufällig von Padua nach Hause. Eine ansteckende Krankheit wütete damals in Mailand und hatte den Vater befallen, der sofort den Sohn nach Padua zurückschickte, um ihn vor der Seuche zu schützen. Kaum war der junge Mann dort angelangt, so erreichte ihn die Nachricht von dem Tode des Vaters. Die Studienzeit, in welcher Cardano sein Hauptaugenmerk auf die Medizin gerichtet hatte, war vorüber. In rascher Folge erwarb sich Cardano 1524 und 1525 die Würde eines Baccalaureus der schönen Künste, eines Rektors der Schule in Padua, eines Doktors der Medizin. Im Jahre 1526 siedelte er befreundetem Rate folgend nach Sacco über, und dort verheiratete er sich 1531.

Cardano erzählt uns die Geschichte seiner Vermählung folgendermassen. Er träumte einmal, er befinde sich in dem reizend angelegten Vorgarten eines Hauses. Eine weiss gekleidete Jungfrau trat hervor, und ohne weiteres begann er die Bekanntschaft damit, dass er sie in seine Arme fasste. Beim ersten Kusse aber schloss der Gärtner die Haustüre, und Cardano war und blieb ausgesperrt, da der Gärtner sich gegen alle Bitten um Einlass taub erwies. Einige Nächte später wurde Cardano durch Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt. Es brannte bei Altobello de Bandarenis, einem gewesenen Schenkwrten, der wiederholt sein Vermögen eingebüsst hatte und zuletzt Söldlingsführer in venetianischen Diensten mit spärlicher Löhnung und zahlreicher Familie geworden war. Die Abgebrannten bezogen ein Haus neben Cardano's Wohnung, und wenige Tage darauf sah Cardano beim Vorübergehen die älteste Tochter Lucia, in welcher er die schöne Unbekannte seines Traumes Zug für Zug wiedererkannte. Ganz so schnell wie im Traume spielte die Fortsetzung des Romans sich nicht ab. Cardano zog in Erwägung, wie er es verantworten könne, ein ganz unbemitteltes Mädchen in sein Haus zu führen, er dessen Praxis ihn kaum allein zu erhalten genügte, aber sein in Flammen gesetztes Herz duldet keinen Widerspruch, es ging so wie Paul Heyse einmal geistreich gesagt hat, wo Kopf und Herz in Streit sind gibt der Klügere von beiden nach. *Duco volentem volens*, ich nahm sie wollend die Wollende, fährt Cardano's Erzählung fort. Durch 15 Jahre bis zum Tode der jungen Frau währte die Ehe, aus welcher zwei Söhne und eine Tochter hervorgingen.

Das war eine der Quellen der misslichen Vermögensverhältnisse, von deren Druck Cardano sich niemals befreien konnte. Im April 1532 siedelte die Familie nach Gallarate wenige Stunden von Mailand entfernt über. Cardano hatte dort Frau und Kind, die eigene Mutter, eine Tante

zu erhalten. Ich hörte auf arm zu sein, sagt er mit einer Art von Galgenhumor, denn gar Nichts ist mir übrig geblieben. Das Jahr 1534 liess sich günstiger an. Cardano erhielt wenigstens die Erlaubnis Mailand bewohnen zu dürfen, um die er bis dahin sich vergebens bemüht hatte, und nun lehrte er dort kurze Zeit Mathematik. Das Ärztekollegium verweigerte fortwährend dem ausserehlich Geborenen die Aufnahme, und erst 1539 gelang es dessen Widerstand zu beseitigen. Ob Cardano sofort von dem ihm endlich eingeräumten Rechte Gebrauch machte, wissen wir nicht. Jedenfalls war er 1539 und 1540 noch in Mailand, dann in Pavia und erst 1543 wieder in Mailand.

Seinen Namen kannte man damals bereits weit und breit, und seine Berühmtheit wuchs von Jahr zu Jahr. Seit 1539 erschienen mathematische Schriften aus seiner Feder, die hervorragendste 1545 in Nürnberg. Das grosse Werk von den Feinheiten, *De Subtilitatibus*, wurde 1550 in Nürnberg, 1552 in Paris gedruckt, musste 1560 abermals und noch häufiger aufgelegt werden. Ein anderes umfassendes Werk von der Verschiedenheit der Dinge, *De rerum Varietate*, erschien 1556.

Auch Cardano's Ruf als Arzt und medizinischer Schriftsteller drang weit über Italiens Grenzen. Im Jahre 1543 wurde er auf Empfehlung des berühmten Anatomen Andreas Vesalius, der eben erst seine Tafeln veröffentlicht hatte, mit welchen eine neue Zeit für die Kenntnis des menschlichen Körpers begann, unter glänzenden Bedingungen als Leibarzt zum Könige von Dänemark berufen. Cardano schlug aus, weil er das unwirtliche Klima scheute und in dem protestantischen Lande eine Verhinderung an der Betätigung seiner religiösen Überzeugung befürchtete. Im Jahre 1552 gelangte ein anderer Ruf an ihn zu dem Erzbischof von St. Andrews in Schottland. Lucia Cardano war inzwischen gestorben, und vielleicht haben wir darin einen Umstand zu erkennen, der Cardano die Entfernung von Italien erleichterte. Der Erzbischof wurde von seiner schweren Erkrankung geheilt. Auch zu König Eduard VI. von England trat Cardano damals in Beziehung, und er stellte ihm die Nativität, d. h. erklärte ihm das schon Erlebte und das noch Bevorstehende aus dem Stand der Planeten bei seiner Geburt. Reich beschenkt verliess Cardano den britischen Boden, zur endgiltigen Niederlassung war er durch die grössten Versprechungen nicht zu bewegen. Neue Versuche traten an ihn heran. König Heinrich II. von Frankreich, jener König, der 1552 Metz französisch machte, Fürst Ferdinand von Mantua, die Königin von Schottland wünschten der Reihe nach Cardano an ihren Hof zu ziehen; er lehnte alles ab.

Der Arzneykunde fehlte im XVI. Jahrhundert keineswegs ein goldener Boden. Man hätte sagen sollen, Cardano müsse bei seiner Berühmtheit ein reicher Mann geworden sein. Dem war nicht so. Wurde er die alten Schulden los, so traten neue an ihre Stelle. Cardano war ein Spieler. Er erzählt uns selbst in einer Abhandlung über das Würfelspiel von wüsten, 1526 in Padua den Karten gewidmeten Stunden. Er verliert sein Geld, seine Kleider, seine Schmuckgegenstände. Er geht betrübt nach Hause, lernt die Reihenfolge der Karten auswendig und begibt sich aufs neue zum Spiel begleitet von einem ihm dienenden Knaben, den er mit Schlägen bedroht, wenn er ihn nicht rechtzeitig abrufe. Nun beginnt das Spiel abermals. Vermöge seiner Kenntnis der Kartenfolge gewinnt Cardano Alles, was er verloren hatte, wieder zurück und dann noch das Geld und die Habseligkeiten des Gegners. Er schickt Alles durch seinen kleinen Jakob nach Hause. Er hatte das Spiel so zu führen gewusst, dass er auch manchmal verlor, aber dann nur einen kleinen Einsatz machte, während er jedesmal, wenn er gewinnen musste, um hohe Beträge spielte, und das brachte den Gegner so ausser sich, dass dieser ausrief: Man sollte meinen, Du habest einen Dämon in Deinem Dienste! Mit einiger Naivität setzt Cardano hinzu, er überlasse es anderen zu entscheiden, ob damals wirklich sein Genius ihm beigestanden habe, von dessen Existenz er zu jener Zeit noch Nichts wusste. Jedenfalls war jener Genius nicht immer so bereitwillig, sonst hätte Cardano nicht nötig gehabt anderwärts mit Bedauern zu berichten, wie sehr er auch dem Würfelspiele gehuldigt habe, in dessen gefährliche Geheimnisse er sogar die eigenen Söhne einweihte.

Die Strafe ereilte ihn bald. Der ältere Sohn, dessen Geisteskräfte zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, der schon ein geschickter Arzt war, ergab sich dem Spiele und den übrigen Lastern, welche in Spielerkreisen herrschen. Man missbrauchte seine Leichtgläubigkeit. Er musste gegen den Willen seines Vaters eine Frauensperson heiraten, mit welcher er bald in fortwährendem Unfrieden lebte, bis er zur Krönung seines Verdrusses sich überzeugte, dass sie ihm überdies untreu war.

Da vergiftete er sie, wurde verhaftet und, nachdem er die Tat eingestanden, im Jahre 1560 im Kerker enthauptet. Auch an dem jüngeren Sohne erlebte Cardano keine Freude. Er war ein durchaus liederlicher Bursche, der sich zwar, nachdem das Schicksal seinen Bruder erreicht hatte, durch vier Monate entschieden besserte, dann aber wieder in den alten Lebenswandel verfiel, so dass der Vater ihn verstieß und enterbte,

das letztere freilich bei Cardano's Vermögensverhältnissen eine recht zweifelhafte Strafe.

Sich selbst einige Schuld an dem Misstraten der Söhne zuzuschreiben fiel allerdings Cardano nicht ein. Bei dem jüngeren Sohne hingen die Anlagen mit den Linien der Hand zusammen; bei dem älteren Sohne strafte es sich, dass Cardano jenem Traume entgegen, in welchem er von Lucia de Bandarenis abgesperrt bleiben sollte, sie trotzdem ehelichte. Wurde ihm doch das Schicksal eben dieses Sohnes in wunderbarer Weise kund getan.

Eines Tages, es war im Februar 1590 und der unstete Cardano seit einem Jahre wieder in Pavia ansässig, zeigte sich an der Wurzel seines rechten Ringfingers ein schwertartig zugespitzter roter Fleck, und am gleichen Tage wurde der Sohn verhaftet. Der Fleck wuchs 53 Tage lang und näherte sich dabei immer mehr der Spitze des Fingers, wo er blutigrot an dem Tage ankam, an welchem der Sohn enthauptet wurde. Folgenden Tages war der Fleck verschwunden.

Da ich damit das Gebiet des Wundersamen betreten habe, will ich sogleich, immer an Cardano's Bericht in seiner eigenen Lebensbeschreibung mich haltend, eine merkwürdige Eigenschaft von ihm erzählen. In seiner Gegenwart konnte kein Blut fließen. Wo er an einem Streite sich beteiligte gab es nie Wunden. Kein Tier wurde auf der Jagd verletzt, wenn er zugegen war. Einmal fassten Hunde mit den Zähnen einen Hasen, man entriss ihn denselben in Cardano's Beisein, keine Bisswunde war wahrzunehmen. Dieses sein Privilegium hatte, erzählt er, nur zwei Ausnahmen: wenn jemand zu Ader gelassen werden oder eine Leibesstrafe erdulden musste.

Jahrzehnte hindurch konnte ferner Cardano sich auf seine Träume verlassen. Er erwachte einmal aus Schreck, weil er seinen jüngeren Sohn tot vor sich liegen sah. Er springt aus dem Bette und kleidet sich an. Er ist eben fertig geworden, da kommt die Amme ihn zu rufen, weil das Kind in Krämpfen liege, und es war gerade noch Zeit die richtigen Mittel, gestossene Perlen und gestossene Edelsteine, anzuwenden.

Auch im wachen Zustande hatte Cardano die Empfindung, dass etwas in ihm sei, er wisse nicht was, welches sich bemerkbar mache, nicht wenn er wollte, sondern wenn es von Nutzen sei. Werde z. B. von ihm gesprochen, so fühle er Stimmen in sein Ohr dringen, und zwar in das rechte Ohr wenn man Gutes rede, in das linke Ohr wenn Böses, habe vollends letzteres einen schlimmen Erfolg, so vermehre sich das linkseitige Geräusch und werde stärker und stärker. Im Jahre 1568

hörte aber diese Eigenschaft auf. Ich bemerke beiläufig, dass ein ähnlicher Aberglaube, nur unter Umkehrung der Funktion der beiden Ohren, dem Deutschen Volksspruche „Links klingt's, rechts Schlecht's“ zu Grunde liegt.

Warum ich bei solchen Absonderlichkeiten verweile? Um den Charakter der Zeit wie die Eigenart Cardano's hervortreten zu lassen. Es ist nicht denkbar, dass er in einer nachgelassenen Schrift, bei welcher also die Absicht, sich als Wundermann hinzustellen und dadurch etwa seine ärztlichen Einkünfte zu vermehren, ausgeschlossen war, dergleichen Dinge erzählt haben sollte, ohne von ihrer Wahrheit überzeugt zu sein. Cardano war von dem Glauben an ausserordentliche Betätigungen höherer Kräfte und Mächte gleich allen Zeitgenossen durchdrungen, er war, wenn ich des Wortes mich bedienen soll, der die neueste Form der gleichen Volkskrankheit bezeichnet, zum Okkultismus geneigt, so hoch er sich auch über seine Zeit durch Widerspruch gegen die wissenschaftliche Unfehlbarkeit eines Aristoteles, eines Galenus erhob.

Ich komme darauf zurück und will nur vorher den Bericht über Cardano's Lebensschicksale zum Abschluss bringen: Ich bin bis zum Jahre 1560 gelangt, in welchem Cardano in Pavia lebte und lehrte, in welchem sein Sohn hingerichtet wurde. Im Jahre 1562 finden wir Cardano in Bologna, wo er acht Jahre zubrachte, am Ende seines Aufenthaltes unter, wie sich herausstellte, falschen Verdachtsgründen verhaftet und nach 77 tägiger engen Haft und 86 tägiger Bewachung im eigenen Hause wieder freigelassen wurde. Nun ging er 1571 nach Rom, wo das Ärztekollegium ihn als Mitglied aufnahm, wo er aber nicht mehr praktizierte. Im Jahre nach Cardano's Ankunft in Rom 1572 bestieg Gregor XIII. den päpstlichen Thron. Er gehörte dem Hause der Boncompagni an, in welchem die Förderung der Wissenschaften, insbesondere der Mathematik, zu den sich vererbenden Eigentümlichkeiten gehörte. In dem im April 1894 verstorbenen Fürsten Baldassare Boncompagni trat diese Familientradition noch einmal glänzend ans Tageslicht. Gregor XIII., der Gönner der Astronomen Clavius und Lilius, der die Kalenderreform von 1582 mit seinem Namen verknüpfte, erwies sich auch dem greisen Cardano als Wohltäter und setzte ihm ein Jahresgehalt aus, von welchem dieser noch bis 1576 lebte. Er starb mithin im Alter von 75 Jahren.

Was ich von dem Manne zu erzählen wusste genügt vielleicht, um das Urteil zu begründen, er sei ein eigentümlicher Mensch mit eigentümlichen, nicht ohne eigenes Zutun sich ergebenden Lebensschicksalen

gewesen, aber ob es lohnt gerade Cardano's Leben so ins einzelne zu verfolgen, ob der innere Gehalt den Rahmen in einer Weise erfüllt, welche das Verweilen rechtfertigt, dafür habe ich noch keinen Anhalt geboten. Ich muss Cardano's Bedeutung näher hervortreten lassen.

Cardano war Vielschreiber aus innerem Drange. Wenn er erzählt, ein Traum habe ihn geheissen, dieses oder jenes zu Papier zu bringen, so war das eben sein Trieb, sein Bedürfnis sich mitzuteilen, die den Traum erzeugten, und schon 1537 hatte sich so viel angehäuft, dass Cardano bei einer Durchsicht des Niedergeschriebenen ungefähr 9 Bücher verbrannte, welche ihm minderwertig erschienen. Ein viel grösseres Autodafe veranstaltete er 1573 mit nicht weniger als 120 Büchern, und dennoch füllen die übrig gebliebenen Werke, teils von ihm selbst zu verschiedenen Zeiten in Druck gegeben, teils seinem Nachlasse entnommen, zehn dicke Foliobände des allerverschiedensten Inhaltes.

Ich habe von Cardano's ärztlicher Tätigkeit gesprochen, von seiner Berufung nach fernen Ländern, um solche auszuüben. Zahlreiche Kranke kamen auch von weither, insbesondere aus Spanien, um sich von ihm behandeln zu lassen, und in der ganzen Zeit von 1554—1559 will er keinen Patienten durch den Tod verloren haben, was ihm freilich nur dann geglaubt werden kann, wenn er sie rechtzeitig entliess, so dass sie anderwärts starben. An einer anderen Stelle spricht Cardano von mehr als 180 hervorragenden Heilungen, die ihm gelangen, und von denen er 40 einzeln aufzählt, ein Beispiel, in welchem ich ihm nicht folge, da ich, selbst wenn der Gegenstand weniger unappetitlicher Natur wäre, als er es vielfach ist, die geschilderten Krankheiten nicht mit den richtigen Namen zu bezeichnen wüsste.

Cardano's zahlreiche und glänzende Erfolge beruhten gewiss nicht zum geringsten Teile darauf, dass er die unbedingte Nachfolge Galen's verschmähte. Für die meisten Ärzte des XVI. Jahrhunderts war dieser Leibarzt des Kaisers Commodus noch immer eine ebenso unwidersprechbare Autorität, als er es im II. nachchristlichen Jahrhunderte gewesen war. Jetzt begann ein Widerspruch sich gegen ihn zu erheben. Der schärfste Vertreter desselben war Philipp von Hohenheim, mit seinem Gelehrtennamen Theophrastus Paracelsus 1493—1541. Die alten Ärzte, so sagte dieser kühne Neuerer, verschwinden alle, nur Hippokrates bleibt. Galenus kann sich nicht rühmen, ein einziges Experiment gemacht zu haben, sondern hat alles von anderen gelernt. In allem streitet er gegen die Natur und ist daher ein Lügner, der nichts versteht als Perlen zu sammeln und Kieselsteine daraus zu machen. Darum befindet

er sich im Abgrund der Hölle. Die Geschichtschreiber der Medizin sind der Ansicht, Cardano habe von dieser in Deutschland sich Bahn brechenden neuen Richtung noch keine Kenntnis gehabt, als er in Italien die gleichen Ansichten zu vertreten begann, d. h. Hippokrates hochzuschätzen, Galenus zurückzuweisen. Eine allgemeine Verdammung des Galenus aus Cardano's Feder ist, wie es scheint, nicht bekannt. Ich sage, es schein so, weil ich gestehe, in Cardano's medizinischen Schriften nie ein Auge geworfen zu haben, sondern wesentlich Haeser's Angaben zu folgen. Nach diesem meinem Gewährsmanne bekämpfte Cardano vorzüglich drei Meinungen des Galenus. Die erste ist die Lokalisation der Geisteskräfte, welche Cardano leugnete. Unser Jahrhundert ist hierin freilich wieder anderer Gesinnung. Die zweite bezog sich auf die meist verbreitete Krankheit, auf den Schnupfen. Galenus hatte an trockenen älteren Schädeln Öffnungen wahrgenommen, welche eine Verbindung zwischen Nase und Schädelhöhle herstellen. Er hatte ferner bemerkt, was gewiss jeder an sich selbst schon beobachtet hat, dass Geruchsempfindungen entstehen oder doch verstärkt werden, wenn Luft durch die Nase aufgesogen wird. Die beiden Erfahrungstatsachen vereinigend verlegte Galenus die ganze Tätigkeit der Nase als Sinnesorgan in das Gehirn und ebendahin ihre Schnupfen genannte Erkrankung.

Aus dem Gehirn tritt nach seiner Meinung Schleim durch jene Schädelöffnungen in die Nase und fließt herab. Das Herabfließen — *κατὰ βέειν* — hat dem Katarrh den Namen gegeben, und die ganze galenische Auffassung hat sich in der französischen Sprache verewigt, in welcher der Ausdruck „rhume du cerveau“ bis auf den heutigen Tag Schnupfen und Gehirn in gegenseitige Verbindung bringt. Cardano scheint der Erste gewesen zu sein, der diese Auffassung widerlegte. Die dritte galenische Lehre, welche er bekämpfte, war die von der allgemeinen Giltigkeit des Satzes „*Contraria contrariis*“, d. h. dass Zustände unter allen Umständen durch Mittel zu bekämpfen seien, welche die entgegengesetzten Zustände hervorzurufen sich eigneten. So nach Haeser. Rixner und Siber, welche 1820 eine Einzelschrift über Cardano veröffentlichten, haben diese Dinge nicht erwähnt, dagegen andere medizinische Verdienste Cardano's gerühmt, die bei Haeser fehlen, vermutlich weil er sie nicht mehr als Verdienste anzuerkennen imstande war. Diesen Gewährsmännern zufolge erklärte Cardano zuerst die wahre Bedeutung der kritischen Krankheitstage und die Theorie des pestartigen Fiebers, lehrte die Verreibung des Podagra und zeigte, wie die Heilung einer besonderen Krankheit zur Erkenntnis und Hebung des allgemeinen Krankheitsstoffes

in einem Körper dienen möge, gab endlich eine reiche Geschichte der flüssigen Absonderungen des menschlichen Körpers.

Unter Nichtmedizinern und Nichtmathematikern sind Cardano's Bücher von den Feinheiten und von der Verschiedenheit der Dinge besonders berühmt. Die beiden Werke enthalten eine Art von Naturphilosophie, sind aber daneben wahre Fundgruben für die schätzbarsten Notizen auf allen möglichen Gebieten. Wo man sie in dieser letzteren Eigenschaft benutzen will, ist man freilich genötigt, vielfach Angaben älterer Schriftsteller als bare Münze mit in den Kauf zu nehmen, welche vor dem Probiertein der Kritik sich als wertlos erweisen. Ich will nur einige wenige Grundgedanken hervortreten lassen. Cardano nennt drei Grundstoffe: Erde, Wasser, Luft. Das von Aristoteles nach älteren Vorgängern als vierter Grundstoff hinzugenommene Feuer verwirft er. War doch Aristoteles, sagt er bei dieser Gelegenheit, nur ein Mensch, der sich bei Zergliederungen und in vielen Einzelheiten täuschte. Wenn es ihm gestattet war, um der Wahrheit willen von Plato abzuweichen, warum soll es uns nicht gestattet sein aus dem gleichen Grunde Aristoteles im Stich zu lassen? Wenn wir zugeben, er habe unter tausend von ihm herrührenden Sätzen zwei oder dreimal die Wahrheit verfehlt, so sagen wir damit Nichts, was auch des weisesten Mannes unwürdig wäre. Man sieht hier Cardano im Jahre 1552 nicht ganz so weit sich hervorwagen, als Pierre de la Ramée es schon 1536 mit seiner berühmten Doktordissertation gegen Aristoteles und die Aristoteliker getan hatte, aber immerhin war in ihm abermals ein Gelehrter aufgestanden, der sich das Recht wahrte, Aristoteles nicht für unfehlbar halten zu müssen. Die Gründe freilich, welche für die Dreizahl der Grundstoffe angeführt werden, sind kaum weniger fadenscheinig als diejenigen, welche für deren Vierzahl genannt zu werden pflegten. Wenn die einen zwei Paare von Gegensätzen, das Kalte und das Warme, das Feuchte und das Trockene, anerkannten, welche die vier Möglichkeiten: feuchtwarm, feuchtkalt, trockenwarm, trockenkalt nötig machen, so ist das um kein Haar schlechter, als wenn Cardano erwidert, zwischen zwei Äussersten gebe es nicht zwei sondern nur ein Mittleres, und deshalb seien drei Grundstoffe anzunehmen.

Das Leben ist nach Cardano eine viel verbreitetere Eigenschaft als man wähnt. Alle Wesen sind beseelt, selbst in den Pflanzen walten Liebe und Hass. Ölbaum, Feige, Kohl hassen den Weinstock und machen in dessen Nähe gepflegt den Wein kahinig. Myrthe und Granatbaum lieben einander, und ihre gemeinschaftliche Kultur kommt beiden

zu gut. Weizen dicht an einer Umzäunung gesät bleibt an Wachstum und Körnerzahl zurück, auch wenn der Zaun noch so niedrig ist und die Sonne nicht abzuhalten vermag. Das will Cardano selbst beobachtet haben.

Nach weitläufigen Untersuchungen über die verschiedensten Tiergruppen und Tierarten wirft Cardano die Frage auf, weshalb alles geschaffen sei, ob etwa für den Menschen? Er verneint sie sofort. Ebenso wenig wie die Krähe für den Habicht seien die Tiere für den Menschen geschaffen. Nur dadurch habe diese Annahme Platz greifen können, dass der Mensch als weisestes Geschöpf von allen übrigen zu ihnen ungelegener Zeit Nutzen zu ziehen vermag.

Ich sagte oben, die Feinheiten sowohl als die Verschiedenheit der Dinge liessen sich als Fundgruben mannigfachster Angaben benutzen. Ich will wie aufs Geratewohl einiges aus dem ersteren Werke auswählen. Da ist beschrieben, wie ein gesunkenes Schiff zu heben sei. Mit Steinen schwer belastete Kähne sollen mittels durch Taucher zu befestigender Stricke mit dem Schiffe verbunden und dabei die Stricke so straff als möglich angespannt werden. Entleert man nun die Kähne, so hebt das Wasser sie in die Höhe und mit ihnen das Schiff. Wenn nötig wiederholt man das Verfahren mehreremale, bis das gesunkene Schiff endlich an der Oberfläche des Wassers erscheint.

Da ist gelehrt, man lösche Waldbrände dadurch, dass man in der Richtung, wohin das Feuer sich ausdehnt, eine Strecke Waldes durch ein neues Feuer abbrenne. Komme alsdann der Waldbrand dorthin, so finde er keine Nahrung und erlösche von selbst.

Bei Besprechung der Edelsteine und ihrer Eigenschaften, von denen nicht wenige fabelhafter Natur sind und den Einfluss der betreffenden Steine auf den Besitzer zum Gegenstand haben, macht Cardano die geistvolle Bemerkung, kleine Mängel kämen an Edelsteinen keineswegs häufiger vor als etwa an Pflanzen oder Tieren, eher noch seltener, aber wegen des Glanzes des Steines fielen sie mehr in die Augen, und genau so und aus gleichen Gründen verhalte es sich mit den Fehlern hervorragender Persönlichkeiten.

Cardano gibt die ästhetisch wirksamsten Verhältniszahlen der einzelnen Körperteile an, ein Gegenstand, der freilich vorher und nachher vielfach behandelt worden ist, besonders von solchen Malern und Bildhauern, welche auch schriftstellerisch tätig waren.

Freunde der Geschichte der Tonkunst mag die Notiz interessant sein, dass man zur Zeit — also um 1550 — mit Löchern versehene

Hörner herstelle, welche in ihrem Tone der menschlichen Stimme am nächsten kommen.

Eine weittragende praktische Verwendung hat eine schon alte Erfindung gewonnen, über welche Cardano berichtet. Drei Metallringe sind so in einander befestigt, dass sie Drehungen um ihre Axen vollziehen können, deren jede von Bewegungen der anderen beiden Ringe unabhängig ist und den gemeinsamen Mittelpunkt der drei Ringe unbewegt lässt. Ein kaiserlicher Wagen sei so gebaut gewesen, in welchem der hohe Benutzer dem Schütteln nicht ausgesetzt war, und man habe die gleiche Vorrichtung benutzt, um eine Lampe herzustellen, aus welcher, auch wenn sie in's Rollen gerate, kein Oel ausfließe. Cardano schreibt sich bei der Erzählung nicht das geringste Verdienst an der Erfindung zu. Im Jahre 1890 hat der französische Chemiker Berthelot eine Beschreibung dieser Aufhängung in einer Handschrift des XII. Jahrhunderts aufgefunden. Trotzdem pflegt man meistens von ihr als der Cardanischen Aufhängung — ein Seitenstück zu der in meiner Einleitung genannten Cardanischen Auflösung der kubischen Gleichungen — zu reden, welche insbesondere auf Seeschiffen sich als unentbehrlich eingebürgert hat. Vielleicht deutet das darauf hin, dass Cardano wenigstens der mittelbare Dank für die Verallgemeinerung mancher Erfindung geschuldet wird, welche er in seinen vielgelesenen Werken beschrieb, und ich könnte als weiteres Beispiel dafür Schlösser anführen, welche nur dann sich öffnen, wenn gewisse Wortstellungen drehbarer Buchstabenvereinigungen hervorgebracht sind.

Ich stehe am Schlusse der Dinge, welche ich von Cardano zu erzählen weiss, ohne auf die unsterblichen Verdienste einzugehen, die er sich als Mathematiker erwarb. Vielleicht teilt der Leser meine eigene Ansicht darüber, dass die romanhaft anmutenden Lebensschicksale fast mehr als die ausserhalb der Mathematik liegenden Leistungen Cardano's uns zu fesseln vermögen. Aber immerhin kann man aus dem Erzählten entnehmen, dass es ein nach verschiedenen Richtungen ungewöhnlicher Mensch war, mit dem ich mich beschäftigte. Die schwächste Seite Cardano's war gewiss sein Charakter, und als Musterbild kann man ihn höchstens dann verwenden, wenn man nach abschreckenden Beispielen sucht. Aber geistvoll erweist er sich überall, voller Phantasie, um nicht zu sagen phantastisch. Heinrich Heine hat seinem Bären Atta Troll die Grabschrift gesetzt „Kein Genie doch ein Charakter!“ Hätte die Nachwelt eine Grabschrift für Cardano zu erfinden, sie könnte, Heine's Worte umkehrend, lauten „Ein Genie doch kein Charakter!“

Ludwig Holberg.¹⁾

Von

B. Kahle.

Alljährlich ergiesst sich ein Strom deutscher Reisender zur Sommerzeit nach der schönen dänischen Hauptstadt Kopenhagen. An dem belebtesten Platz der Stadt, Kongens Nytorv, ragt das königliche Theater empor mit der Devise *ei blot tyl lyst*. Davor sitzen in Lehnstühlen zwei Dichter, Adam Öhlenschläger und Ludwig Holberg, der eine im Kostüm der Biedermännerzeit, der andere in der Allongeperücke, ein Mann des 18. Jahrhunderts. Die meisten Reisenden werfen wohl nur einen flüchtigen Blick auf die nicht gerade künstlerisch hervorragenden Bildwerke. Schauen sie gar in ihren Baedeker, so finden sie eine kurze Bemerkung, der eine sei der hervorragendste Tragödiendichter Dänemarks, der andere der Schöpfer des dänischen Lustspiels. Wenns hoch kommt, lesen sie noch die Bemerkungen in der Einleitung, um diese bald wieder zu vergessen. Und doch sind beide Männer von grosser Bedeutung für die dänische Literatur, der eine von ihnen, Öhlenschläger, hatte sogar den Ehrgeiz auch als deutscher Dichter zu gelten. Mit ihm, dem in der Romantik wurzelnden, der der heimischen Literatur die alte einheimische und norwegisch-isländische Sagen- und Götterwelt als neues Stoffgebiet aufschloss, haben wir uns hier nicht zu beschäftigen, wohl aber mit dem anderen, L. Holberg. Fragt man heut bei uns jemanden nach ihm, so stösst man meistens, selbst bei sonst literarisch gebildeten Leuten, auf Unkenntnis. Und doch war dieser Mann einst, im 18. Jahrhundert, weit bekannt in Deutschland, und er spielte, wie wir sehen werden, eine bedeutende Rolle bei uns. Wie viele brauchen das Wort vom Kannegiesser und kannegiessern, ohne zu

1) Vortrag gehalten im akademisch-dramatischen Hebbelverein zu Heidelberg am 8. Juli 1904. — Der Vortrag erscheint hier in etwas erweiterter Form.

ahnen, das es Holbergs Komödie entstammt, die, nachdem sie anderwärts schon oft aufgeführt, auch am 22. Februar 1784 über die Bretter des Nationaltheaters in Mannheim ging. So ist es denn sicherlich ein Verdienst des Hebbelvereins, wenn er uns den politischen Kannegiesser vorführen und damit die Bekanntschaft des Dichters vermitteln will, und ich bin gern seiner Aufforderung gefolgt, hier ein paar Worte über ihn und sein Leben zu sagen. Natürlich kann das nur in grössten Zügen geschehen, und es wird in erster Linie der Komödiendichter sein, der uns zu beschäftigen hat, während wir die anderen Seiten seines Wirkens nur streifen können.

Zuerst will ich den äusseren Verlauf seines Lebens bis zum Mannesalter kurz schildern, er ist besonders in seiner Jugend abenteuerlich genug.

Holberg war kein Däne von Geburt. In Bergen kam er am 3. Mai 1684 zur Welt, jener lebhaften Handelsstadt, in der zahlreiche Fremde lebten, wie Deutsche, Schotten u. s. w., von deren Einwohnern man heute noch das lebhafteste Temperament rühmt. Sein Vater, Christian Nielsen, der sich den Namen Holberg nach einem Hof dieses Namens zugelegt, war vom Bauernsohn zum Obristleutnant emporgestiegen, hatte in seiner Jugend Kriegsdienste in venetianischen und maltesischen Diensten getan und hatte ganz Italien zu Fuss durchwandert. Seine Reiseabenteuerlust hat sich auf seinen Sohn vererbt. Die Mutter Holbergs stammte aus einer Theologenfamilie. 12 Kinder zeugte das Elternpaar, von denen jedoch nur 6 die Eltern überlebten; Ludwig war das jüngste. Als der Vater starb, war der Knabe noch nicht ganz 10 Jahre alt. Nachdem er kurze Zeit Dienste bei einem norwegischen Regiment getan, besuchte er die Gelehrtenschule in Bergen, ging 1702 als Student nach Kopenhagen, musste jedoch aus Geldmangel gleich nach bestandnem Examen wieder zurückkehren, wurde kurze Zeit Hauslehrer, ging jedoch 1703 wieder nach der dänischen Hauptstadt, wo er seine Studien fortsetzte und daneben besonders französisch und italienisch trieb. Nachdem er das theologische Examen bestanden, beginnt die Zeit seiner Reisen ins Ausland.

Mit 60 Talern tritt er, nach einem kurzen Intermezzo als Hauslehrer in Bergen, seine erste Reise an, seine zweite mit 100. Auf seinen drei ersten Reisen bleibt er mit kurzen Zwischenräumen $5\frac{1}{2}$ Jahr fort. Nach Amsterdam, der Stätte freien Geistes und freier Forschung, wandte er zuerst den Schritt. Seine zweite Reise führte ihn nach London und Oxford, wo er sich inskribieren liess, um Zutritt zu den Bibliotheken zu erhalten. Nach Dresden und Leipzig kam er auf einer dritten Reise, wo er gleichfalls Vorlesungen hörte. Zurückgekehrt 1708, beschäftigte

er sich in Kopenhagen mit historischen Arbeiten und schrieb, unter Pufendorfs Einfluss, „eine Introduction zur Geschichte des europäischen Reichs“, die er später bis 1728 fortsetzte. Im Jahre 1714 wurde er zum Professor an der Universität ohne Gage und mit Aussicht auf einen Lehrstuhl ernannt. Hatte er sich auf seinen Reisen kümmerlich durchschlagen müssen, — einmal in Aachen treffen wir ihn gar als Zechpreller —, sein Geld verdienen müssen durch Stundengeben in Sprachen und Musik, so gings ihm nun auch nicht viel besser, zumal da er jetzt als Professor auch äusserlich nobler auftreten musste. Da fiel ihm ein Stipendium von 100 Talern jährlich auf vier Jahre zu, das ihn zu einer Reise ins Ausland verpflichtete. Zur See ging er 1714 nach Amsterdam, von da über Rotterdam, Antwerpen nach Brüssel, darauf zu Fuss nach Paris. Nach 1½jährigem Aufenthalt dort, den er wieder fleissig zum Studium benutzte, besonders in praktischer Juristerei, beschloss er nach Rom zu gehen; teils zu Fuss, teils mit Flussschiffen erreichte er Marseille, von wo ihn ein Schiffer nach Genua mitnahm; auf der Fahrt wurde er von heftigem Fieber geplagt. Nach 14tägigem Aufenthalt in Genua ging es zur See weiter nach Civita vecchia. Unterwegs wurde die kleine aus drei Schiffen bestehende Flotille von afrikanischen Seeräubern angegriffen, doch entkam Holbergs Schiff glücklich. Endlich gelangte er nach Rom, wo er den Winter über blieb mit geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Studien beschäftigt. Auch kommt er dort mit zahlreichen italienischen Schauspielern in Berührung. Über Bologna, Parma, Pienza ging er dann im Frühjahr nach Turin und gelangte endlich 1716 über Paris und Amsterdam wieder nach Kopenhagen, wo er 1717 zum Professor der Metaphysik ernannt wurde, um nach 2 Jahren eine Professur der Geschichte zu erhalten. In den Jahren 1725—26 unternahm er eine fünfte und letzte Reise ins Ausland. Sie führte ihn über Land nach Hamburg, von da über Amsterdam wieder nach Paris, wo er den Winter über blieb und vergebens seines politischen Kannegiesser zur Aufführung zu bringen suchte.

Wiewohl Holberg ein Zeitgenosse der französischen Regentschaft und Ludwigs XV. ist, so stand Dänemark doch äusserlich noch ganz im Zeichen der Zeit Ludwigs XIV., noch herrschte die Perücke und in der Armee der Zopf. Kopenhagen war eine „mittelgrosse, unreinliche spießbürgerliche Hauptstadt“¹⁾. Die Universität stand im Bann einer

1) Vgl. die ausführliche Schilderung der Zeitverhältnisse bei Brandes, Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen S. 17 ff.

kleinlichen Orthodoxie, Theologie war das Hauptstudium, man war versunken in öde theologische Scholastik. Während rings in Europa eine Bewegung der Geister herrscht, während „sich langsam die Vernunft von dem Druck der Offenbarung, die Rechtswissenschaft von dem der Theologie und der Staat von dem der Kirche befreit“, Strömungen, die Holberg auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, war nichts davon nach Dänemark gedrungen. Holberg, ein Schüler der Deutschen Pufendorf und Thomasius, des Holländers Grotius, die solche ketzerischen Lehren aussprachen, wie dass die Souveränität dem Staat als ganzen zukomme, die Fürsten nur Organe des Staates seien, die das Gottesgnadentum leugneten und auf dem Wege vernünftiger Forschung das Rechte finden wollten, er kam von seinen Reisen zurück in dieses in Stagnation befindliche Land, wo man diese Lehren nicht kannte, wo neben dem starren Orthodoxismus noch der krasseste Aberglaube Boden fand. Er, der die freie Luft Hollands und Englands geatmet, er wurde nun zum Träger und Verbreiter jener Lehren, er vermittelte die Ideenwelt einer freieren Kultur seinem Lande; der Kampf gegen Unwissenheit, Dumpfheit, verknöcherte Wissenschaft und Orthodoxie, der Kampf gegen die Torheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen, wurde ihm zum Lebensziel.

In den Verhältnissen lag es begründet, dass er bei diesem Kampf vorsichtig zu Werke ging; es ist unrecht, ihm deshalb, wie es wohl geschehen, Feigheit vorzuwerfen. Man bedenke, wie er fast allein stand im Kampf gegen die ganze Gelehrtenrepublik, die verdeutschte Beamten-schaft und die mächtige Orthodoxie. Insbesondere die Macht der Geistlichkeit hat er gekannt und sich vor ihr gescheut. Er schreibt selbst in dem dritten seiner selbstbiographischen Briefe vom Jahre 1743 als sechzigjähriger. „Noch setze ich mich ganz keck wider die Angriffe meiner Gegner. Nur vor den Heiligen, die mit dem Schilde der Religion gewappnet streiten, bin ich bange; wenn ich sie sehe, werfe ich die Waffen fort und ergreife schimpflich die Flucht, da ich durch die Erfahrung gelernt habe, wie scharf der Zorn der Geistlichen ist, und wie hartnäckig ihr Hass ist, und mit welchem Glück sie ihre Kriege zu führen pflegen“.

Seine erste Tätigkeit an der Universität ist komisch und traurig zugleich: er muss die Professur der Metaphysik übernehmen, die er hasst. In Niels Klims Reise in die Unterwelt schildert er im 13. Kapitel die Metaphysiker: „Ein Metaphysiker ist ein Mann, der auf einem Turme wohnt und immer in die Ferne sieht, für das Nahe aber blind ist; der auf die Sterne achtet, und nicht auf den Weg, und darüber in die

Grube fällt; der uns sagt, wie Gott die Welt erschaffen hat, aber nicht weiss, wie seine Kinder heissen“¹⁾. Er bekennt es im ersten seiner selbstbiographischen Briefe, dass die Metaphysik nie in grösserer Gefahr gewesen ist, als unter seiner Vormundschaft. Seine Rede, die er zum Lobe der Metaphysik hielt, erregte Ärger bei den Freunden dieser Wissenschaft, denn sie meinten, es sei dies mehr eine Leichenrede, denn eine Lobrede auf diese Wissenschaft gewesen²⁾. Zwei Jahre lang musste er Disputationen über die wichtigsten Dinge leiten. Die Verspottung dieser leeren sophistischen Übungen liess er sich denn auch nicht in seinen Werken entgehen, wie wenn er als Gegenstand einer solchen die wichtige Frage anführt, ob Venus im trojanischen Krieg im linken Arm oder im Schenkel oder an der rechten Hand verwundet worden sei. Theologische Disputationen, wie solche über die Eigenschaften der Engel, waren an der Tagesordnung. Es kamen noch tollere Dinge vor. Holberg berichtet uns von einem Magister Stivels, der bewies, dass die Seligen zwei Mahlzeiten täglich im Paradiese bekämen. Derselbe hielt einmal eine Leichenrede über ein paar Handschuhe, die er verloren hatte!

Wie so die Universität verrottet war, war es auch die ganze Volksbildung.

35 Jahre alt war Holberg geworden, als er dem Trieb, in dichterischer Form all diese Zustände zu verspotten und lächerlich zu machen, nicht mehr widerstehen konnte. Er schrieb sein erstes satirisches Gedicht in der Form einer Parodie der damals so beliebten Epopöen. Um der Empfindlichkeit der Zeitgenossen zu entgehen, verlegte er die Handlung um über 100 Jahre zurück, und zwar auf die kleine Insel Anholt. Das Werk hiess Peder Paars und erschien unter dem Pseudonym Hans Mikkelsen. Hier machte er denn seinem Groll über die heimischen Verhältnisse Luft, verspottete Geistlichkeit und Universität, Verwaltung und Justiz, geisselte die in Aberglauben und Rohheit versunkene Bevölkerung; das alles, indem er dabei in der komischsten Weise den ganzen Olymp in Bewegung setzte und dadurch auch alle Gelehrtenperrücken, die allein das Heil in der klassischen Bildung sahen, gegen sich aufbrachte. Aber damit nicht genug. Seine Verlegung der Zeit und der Handlung half ihm nichts, die Hiebe sassen zu gut, man er-

1) Niels Klims Wallfahrt in die Unterwelt. Aus dem Lateinischen übersetzt von E. S. Wolf, Leipzig, Brockhaus, 1847, S. 242.

2) Herrn Ludwigs Freyherrn von Hollberg eigene Lebensbeschreibung in einigen Briefen an einen vornehmen Herrn. Aus dem Lateinischen übersetzt. . . 3. verbesserte Auflage. Copenha.,en und Leipzig, bey Gabriel Christian Rothens Witwe. 1763, S. 148.

kannte sich selbst. So wurde denn von Kollegen eine Anklageschrift gegen ihn geschmiedet. Man warf ihm vor, dass er die Klassiker lächerlich gemacht habe und aus den Schulen ausrotten wolle, dass er das Volk gegen die Bildung aufhetze, dass er durch seine Verspottung der Universitätsdisputationen die vom König selbst errichteten Stiftungsurkunden verhöhne¹⁾. Doch das Unwetter, das sich so über dem Haupte des trotz des Pseudonyms erkannten Dichters entladen zu wollen schien, zog noch einmal vorüber. Der König, Friedrich IV., scheint gnädiger Laune gewesen zu sein, der Anklageschrift wurde keine Folge gegeben, der Dichter konnte seine Satiren fortsetzen.

Brandes hat richtig hervorgehoben²⁾, dass Peder Paars „in allen Punkten eine Einleitung und Vorbereitung zu den Komödien ist“, nur mit dem Unterschied, dass der Dichter in der „Dänischen Schaubühne“ „seine satirischen Hiebe gleichmässig gegen das jüngere wie gegen das ältere Geschlecht richtet, während er dort noch seine ganze Kraft zum Angriff auf das ältere sammelt“. Eine ganze Reihe von Figuren und Themen, die er später in seinen Stücken behandelt, erscheinen schon hier im Umriss, werden schon hier angeschlagen. So der Stoff zum politischen Kannegiesser in den ergötzlichen Szenen, in denen die Schlachtordnung Paarsens und die Kriegskunst des Vogtes von Handwerkern und Bauern kritisiert wird; ja wir lernen ein förmliches collegium politicum kennen, bei dem aus einer deutschen Zeitung vorgelesen wird und das sein Ende durch eine Karbatsche findet gerade wie in der Komödie. Es taucht der geschwätzige Barbier Geert Westphalen auf, der Küster und andere Figuren aus Erasmus Montanus, Diedrich Menschenschreck; in Umrissen erscheint „Der glückliche Schiffbruch“, und eine Anzahl komischer Situationen, die er später benutzt, sind schon hier vorgezeichnet.

Im Jahre 1724 erschienen, wieder von Hans Mikkelsen, satirische Scherzgedichte in der Manier Boileaus. Eines von ihnen, eine satirische Apologie des wankelmütigen Dichters Tigellius, einer bei Horaz vorkommenden Person, behandelt einen Charakter, den er später in seiner zweiten Komödie, „Die Wankelmütige“ darstellen sollte. Holberg schöpft hier aus dem Leben. Wie er uns selbst erzählt, hatte er in Paris einen Dänen getroffen, der katholischer Priester geworden war; ihn nennt er ein rechtes Bild des Sängers Tigellius. Bald war er sparsam und enthaltsam, dann wieder verschwenderisch und wollüstig,

1) Vgl. Brandes S. 93 f.

2) S. 103.

bald sauber und reinlich, bald unrein gekleidet; jetzt pries er die katholische Kirche als die alleinseligmachende, gleich darauf die lutherische Religion als die allein wahre und rechte; heute sagte er, dass er ein ansehnliches Einkommen habe, morgen aber schwur er, dass er in einem ganzen Monat nicht einen Heller eingenommen¹⁾.

Ich führe dies als Beispiel dafür an, wie Holberg die Beobachtungen und Erfahrungen, die er gemacht, in seinen Werken verwertet.

Die fünfte Satire ist, wie Holberg sie selbst in seinem ersten selbstbiographischen Briefe charakterisiert, „eine Schutzschrift für das Frauenzimmer“, sie dürfte noch heute von den Vorkämpferinnen der Frauenemancipation mit Vergnügen gelesen werden. „Es wird dargetan, dass das weibliche Geschlecht nicht nach dem Rechte der Natur, sondern bloss durch willkürliche menschliche Gesetze von allen öffentlichen Amtern ausgeschlossen werde“. Ähnliche Gedanken äussert er in dem letzten seiner selbstbiographischen Briefe. Da seine Anschauungen, wie gesagt, heute von besonderem Interesse sein dürften — es sind Gedanken, wie sie später Mill so lebhaft verteidigt hat — will ich sie hier wörtlich nach der deutschen Übersetzung anführen²⁾:

„Einige glauben, dass ich in meinen Schriften dem weiblichen Geschlecht gar zu sehr geheuchelt habe. Wenn man aber alles, was ich zu ihrem Vortheil geschrieben, recht untersucht, so wird man finden, dass ich ihnen nicht geschmeichelt, sondern mit Recht ihre Parthey genommen habe. Es ist deutlich von mir erwiesen worden, dass die meisten Fehler, welche man diesem Geschlecht beylegt, nicht von der Natur, sondern von der Auferziehung herrühren, und dass man die Natur öfter mit der Erziehung vermengt. Ich habe gezeigt, dass man auch bey dem Frauenzimmer männliche Tugenden wahrnehmen würde, wenn man sie auf eben dieselbe Art, wie die Mannspersonen, von Jugend auf erzöge; und dass die meisten Vorzüge, deren sich das männliche Geschlecht anmasst, demselben mehr durch eine äusserliche Ordnung, als durch das natürliche Recht verliehen worden. Und endlich habe ich dargethan, dass man mehr auf die Tugenden, als auf die Namen sehen müsse, und dass man allein der Geburt wegen das Frauenzimmer nicht von allen Verrichtungen ausschliessen sollte, wozu Verstand und Nachdenken erfordert wird. Zumal, da sehr viele Beyspiele vorhanden sind, dass man sehr fähige Köpfe unter ihnen antrifft, denen

1) Lebensbeschreibung S. 73 f.

2) S. 377 f.

es nicht an Geschicklichkeit mangelt, in öffentlichen und besonderen Sachen sich mit Ruhm zu zeigen. Aus dieser Ursache schmeichle ich dem Frauenzimmer nicht, sondern ich halte vielmehr das männliche und weibliche Geschlecht gleich hoch, ohne dem einen von dem andern einen besondern Vorzug einzuräumen. Wenn ich merke, dass die Schwester besser schweigen kann, als der Bruder, so vertraue ich ihr, und nicht ihm, das Geheimniss. Wenn ich wahrnehme, dass ein Frauenzimmer geschickter ist, dieses oder jenes auszurichten, als eine Mannsperson, so ziehe ich dieselbe billig vor. Und auf diese Art kann man demjenigen keine Heuchelei schuld geben, der einen jeden beylegt, was ihm zukommt. Die verdienen weit eher den Namen der Heuchler, welche stets sich selbst und ihr Geschlecht erheben, und das weibliche Geschlecht, welches sich nicht verteidigen kann, angreifen und schwächen. Die meisten fallen zwar derjenigen Parthey zu, welche Sieg erhalten und überwunden hat. Ich aber trete lieber zu denen, welche überwunden und unterdrückt werden. Das erste ist zwar das sicherste, das andere aber das anständigste. Bloss in dieser Absicht verteidige ich die Gerechtersame des Frauenzimmers, dem ich mich übrigens niemals verbindlich gemacht habe, weil ich niemals verheiratet gewesen.“

Ähnliche Ansichten lässt Holberg die Einwohner des, von Bäumen bewohnten, Landes Potu haben, zu denen Niels Klim auf seiner abenteuerlichen Reise in die Unterwelt kommt. Hier nehmen die Frauen teil an der Verwaltung des Staates und bekleiden allerlei Ämter. Niels Klim ist nun der Ansicht¹⁾, „dass die Verfassung eines Staates wanke, sobald Frauenzimmer an den Regierungsgeschäften teilnehmen, weil sie von Natur einen unbegrenzten Ehrgeiz besitzen und deshalb ihre Macht und ihren Einfluss ins Unendliche zu erweitern suchen und nicht eher ruhen, bis sie eine vollständige, uneingeschränkte Herrschaft an sich gerissen haben.“ Er stellt deshalb den Antrag, dass alle Weiber von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen bleiben sollten. Dieser Antrag wird unter folgender Begründung, die wohl den Ansichten des Dichters entsprechen dürften, abgewiesen²⁾:

„Auf gepflogene Beratung meinen und erachten wir, dass der von dem Hofläufer Skabba (d. i. Niels Klim) geziemend geschehene Vorschlag, betreffend die Zurückweisung der Frauen von den öffentlichen Ämtern, mit nichten zum Frommen des Staates gereiche, sintemal die Hälfte der Untertanen dadurch benachteiligt und der Staat dadurch um

1) S. 156.

2) S. 157 f.

deren Dienste gebracht werden würde. Zum andern bedünket es uns gegen Recht und Gewissen, Bäume von diesen besonderen Qualitäten von den wohlverdienten Ehrenstellen zurückzuweisen, wohlerwogen, dass die Natur sie alsdann ohne Nutz und Frommen mit schönen Anlagen ausgestattet haben würde. Ferner heischet die Fürsorge für den Staat, dass wir bei Verleihung der Ämter mehr auf Tugenden, denn auf Namen sehen. Da es aber doch dann und wann in unseren Landen an brauchbaren Subjekten ermangelt, würde es töricht sein, uns die Hälfte derselben durch ein Edikt zu entziehen. Als ist unser Begehren, ihr wollet benannten Skabba, seiner schlechten Intention halber, mit der wohlverdienten Strafe nicht verschonen“.

In Kopenhagen unterhielt zu jener Zeit König Frederik IV. zur Belustigung des Hofes eine italienische Opern- und eine französische Schauspielertruppe. Diese spielte besonders Molières Lustspiele und andere, zuweilen auch Corneille und Racine. Doch trat 1721 eine deutsche Operngesellschaft an ihre Stelle. Der Maschinenmeister und Dekorationsmaler der verabschiedeten Gesellschaft Etienne Capon erhielt nun die Erlaubnis, ein Schauspielhaus zu bauen. Aber die französische Truppe gewann nicht Publikum genug, auch die deutschen Hanswurstiaden, ja selbst der „starke Mann“ zogen nicht. Da fasste man denn den unerhörten Entschluss, dänische Stücke von dänischen Schauspielern aufführen zu lassen; es fanden sich auch acht Herren, meist Studenten, und drei Damen. Aber es fehlten die Stücke. So schrieb denn nun für diese Truppe Holberg seine Komödien, die er später in seiner dänischen Schaubühne vereinte. Von 1722—28 schenkte er ihr 28 Stücke, die 6 übrigen in der Zeit von 1747 bis zu seinem Tode. Nach anfangs glänzendem Erfolg sah sich die Bühne genötigt, 1727 zu schliessen und zur Schlussvorstellung schrieb Holberg „das Leichenbegängnis der dänischen Komödie“, voll wehmütigen Scherzes.

Bevor ich nun auf diese Komödien näher eingehe, will ich nur kurz die übrigen Werke Holbergs, so weit sie noch nicht erwähnt sind, anführen. Seine älteste Arbeit (1711) ist eine „Introduktion in die Geschichte der europäischen Reiche“, wie er selbst sagt, „nach der Lehrart des Puffendorffs“. Dies Buch zog ihm, wogegen er heftig in einer lateinischen Broschüre, die er unter dem Namen Paul Rytter ausgehen liess, protestierte, die Beschuldigung des Plagiats zu. Er hatte es während seines Aufenthalts in England begonnen, angeregt durch die Schätze der Bodlejanischen Bibliothek, die er benutzen durfte. Im

Jahre 1713 erschien sein nächstes Werk unter dem Titel: Ludwig Holbergs Anhang zu seiner historischen Introduction oder Unter- richtung über die Staaten der vornehmsten europäischen Reiche und Republiken I. Dieser erste Teil behandelt Deutschland, Eng- land und Holland; die folgenden wurden nie gedruckt und das Manuskript ging verloren. Dieses Werk verschaffte ihm die Stelle als ausserordent- licher Professor an der Universität. Wiederum zwei Jahre später er- schien eine juristische Arbeit „Introduction in die Kenntnis des Natur- und Völkerrechts“. In dieselbe Zeit fällt auch ein nicht gedrucktes, im Manuskript dem König eingereichtes Werk über die Taten Christians IV. und Friedrichs III., wohl als Zeichen seines Dankes für die Ernennung. Es folgen die erwähnten Peder Paars und die satirischen Scherzgedichte. Zurückgekehrt von seiner letzten Reise schrieb er „Metamorphosis oder Verwandlungen, eine schwache Satire nach dem Muster Ovids, in der umgekehrt wie bei diesem aus Pflanzen und Tieren Menschen werden, z. B. der Krebs zum Schneider, der Fuchs zum Gesandten, der Aal zum Küster u. s. w. Es folgt eine Reihe historischer Arbeiten: 1727 Be- schreibung Dänemarks und Norwegens; 1732 — 33 Geschichte Dänemarks, ein Werk, das nach dem Urteil von Kennern für seine Zeit vortrefflich sein soll; 1738 Allgemeine Kirchengeschichte vom Beginn des Christen- tums bis zu Luthers Reformation; 1739 „Vergleichende Geschichten berühmter Männer und Helden“, nach dem Muster Plutarchs. Es werden hier ziemlich aufs Geradewohl die ungleichartigsten Männer verglichen, wie z. B. der Grossmogul Akebar und der russische Kaiser Peter Alexe- witsch oder der Hussitengeneral Liska und Skanderbeg. Im Jahre 1745 behandelte er dann ebenso Heldinnen und berühmte Damen; 1742 er- schien seine jüdische Geschichte.

Dazwischen hinein fallen seine opuscula latina, deren erster Teil 1737 erschien. Am wichtigsten daraus sind seine selbstbiographischen Briefe, von denen der erste, wie V. Olsvig wahrscheinlich gemacht hat¹⁾, vom Sylvesterabend 1726 datiert ist. Derselbe hat mit Recht darauf hingewiesen, dass wir es in diesem Briefe nicht so sehr mit einer Selbst- biography zu tun haben, sondern mit einer Rechtfertigungsschrift, ver- anlasst durch Angriffe auf seine schriftstellerische Tätigkeit, insbesondere seine Komödien. Der „vornehme Herr“ aber, an den der Brief gerichtet ist, wird kein anderer sein als der König. Nur unter diesem Gesichts- punkt kann man es verstehen, wie Holberg wichtige Abschnitte in seinem Werdegang fast ganz übergeht, so seinen Aufenthalt in London; wie er

1) Det store Vendepunkt i Holbergs Liv., Bergen 1895.

uns fast nichts von seinen englischen Studien, vom englischen und — vor allen Dingen — vom französischen und auch italienischen Theater erzählt, obwohl er doch z. B. in Rom mit einer italienischen Truppe im selben Hause wohnte¹⁾. In diesem Buche schildert er seine Reisen und geht dann seine Werke durch und sucht zu zeigen, dass es ihm niemals eingefallen sei, jemanden persönlich angreifen zu wollen — worüber wir später noch ein Wort zu sagen haben werden —, dass es ihm niemals in den Sinn gekommen, etwa die Geistlichkeit verächtlich zu machen oder gar die Religion; niemals habe er die Universität herabsetzen wollen, sondern er habe nur gewisse Auswüchse im Betrieb der Wissenschaften gegeißelt. Er schliesst seinen Brief damit, dass er die Scherzgedichte jetzt anderen überlassen wolle, „deren Alter dazu bequemer ist, indem der vorige Geist und die ehemalige Lebhaftigkeit, welche dazu erfordert werden, mich bereits verlassen haben“. Wenn auch seine dichterische Produktion nach dieser Zeit nicht ganz aufhört — auch das dänische Theater musste ja kurz darauf seine Vorstellungen einstellen — so hat er in der Hauptsache doch diesen Entschluss durchgeführt und sich in Zukunft rein wissenschaftlicher Tätigkeit hingegeben.

Der zweite Brief ist 8 Jahre später, der dritte im Jahre 1743 geschrieben. Der erste dieser beiden enthält eine kurze Rechenschaft über seine inzwischen erschienenen Schriften, den dritten, ausführlicheren kann man, wie es Olsvig tut, sein geistiges Testament nennen. Voll hohen, berechtigten Selbstgefühls blickt er hier auf sein Leben zurück. Er spricht von den grossen Schriftstellern, denen er gefolgt und glaubt ihrer nicht unwürdig zu sein. Wenn man ihn mit andern vergleiche, solle man bedenken, wie frei man in Deutschland, Frankreich und besonders in England schreiben dürfe, und wie streng die Zensur im Norden sei. Noch stehe er aufrecht gegen die Angriffe seiner Feinde, einsam und für sich selbst lebe er, denn Ruhe seien seines Geistes Nahrung und Balsam, nie sei er weniger allein, als wenn er allein sei. In geistigem Sinne sei er ein Arzt gewesen, aber negativ habe er kurieren wollen. Den halte er für den besten, sagt er, von der Musik sprechend, der den Künstlern gefalle, ohne dass er der Menge in die Ohren schreit. In diesen Worten liegt zugleich seine ganze ästhetische Grundanschauung. Nicht den Machthabern wollte er schmeicheln, sondern den Besten seiner Zeit genug tun!

1) [Doch vergl. jetzt Just Bing in Danske studier I, S. 80 ff., der als Abfassungszeit den Sylvestertag 1727 annimmt und als Adressaten den Grafen U. A. Holstein, einen Schwager der Königin, zu erweisen sucht. Korrektur.]

Der andere Hauptteil der opuscula quaedam latina besteht in einer umfangreichen Sammlung lateinischer Epigramme, in der er seine Ansichten über alle möglichen Dinge niederlegt. Dazu erschien im Jahre 1744 unter dem Titel „Moralische Gedanken“ eine Art Erklärung, in denen er besonders Stellung zu der Bibelkritik nahm, wie sie in England und Frankreich aufgekommen war, und es für das Richtigeste erklärt „die Aussenwerke“, die sich nicht verteidigen lassen, aufzugeben und sich an den Kern des Christentums zu halten. Zu erwähnen sind sodann seine Briefe, von denen zwei Bände im Jahre 1748, zwei 1750, und einer nach seinem Tode 1754 erschienen. Es ist eine Sammlung von allerhand Abhandlungen. Sie betreffen „verschiedene historische, politische, metaphysische, moralische, philosophische, item scherzhafte Materien“. Sein Vorbild waren hier die Zeitschriften „the Tattler“ und „the Spectator“ des englischen Dichters und Politikers Addison.

Wenige Jahre vor seinem Tode erschien 1741, lateinisch, ein Werk, das noch einmal den Ruhm des Dichters weit hinaus über Dänemark tragen sollte.

Es war sein satirisch-politischer Roman „Niels Klims Wallfahrt in die Unterwelt“. Er gehört in die lange Reihe der Reiseromane und der utopistischen Romane — von Thomas Morus Utopia trägt Holbergs unterirdischer Musterstaat Potu seinen Namen —, Robinsonaden und Gullivers Reisen haben den Rahmen der Geschichte stark beeinflusst. Aber der Inhalt ist ganz Holberg. Hier legt er in satirischer Form seine Gedanken über Staatsverfassungen, soziale und gesellschaftliche Zustände, Sitten und Unsitten, über Religion und Moral nieder. Die Fabel ist, dass der Küster Niels Klim aus Bergen in eine Höhle stürzt, ins Innere der Erde kommt, dort eine andere Erde mit eigener Sonne und Planeten findet, in allerlei Länder kommt, die von wunderbaren Geschöpfen bewohnt sind, vernunftbegabten Bäumen, Tieren u. s. w. Endlich wird er dort Kaiser, stiftet eine fünfte Weltmonarchie, es erhebt sich ein Aufruhr, im Kampf flüchtet er, gelangt in dieselbe Höhle, durch die er ins Innere der Erde gestürzt war, fällt durch diese wieder auf die Oberwelt nach Bergen und wird wieder — er, der ehemalige Kaiser — ehrsamer Küster in seiner Vaterstadt.

Ein, nach allgemeinem Urteil, schwaches Altertumswerk „moralische Fabeln“ schliesst die lange Reihe seiner Schriften.

Es sei hier mit wenigen Worten noch auf den Rest seines Lebens eingegangen. Durch seine Schriften hatte Holberg allmählich ein nicht unbeträchtliches Vermögen sich erworben. Das bewog ihn aber keineswegs

seine einfache Lebensweise aufzugeben. Nach wie vor war er, im Gegensatz zu so vielen seiner Landsleute, enthaltsam in Speise und Trank, kleidete sich wie früher einfach, ging, was als ganz unstandesgemäss erscheinen musste, zu Fuss und liess sich nicht wie alle Welt in einer Sänfte tragen. Sein Vermögen legte er in Landgütern an. Im Jahre 1746 starb König Christian VI., der pietistische Nachfolger des prachtliebenden, schönggeistigen Friedrich II., und es folgte ihm Friedrich V., der Beschützer eines Klopstock. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung erliess dieser eine Verfügung zur Wiedereröffnung des dänischen Theaters und die erste Vorstellung, zu der er selbst erschien, bestand im politischen Kannegiesser¹⁾.

Holberg hatte sich wieder der Gunst seines königlichen Herrn zu erfreuen, er erschien von Zeit zu Zeit wieder bei Hofe. Diese Gunst gipfelte in der Erhebung Holbergs zum Freiherrn und in der Zusammenlegung seiner Güter zu einer Baronie. Dies geschah auf seinen eigenen Antrag und ist ihm, der so oft gegen die lächerliche Titelsucht, gegen die Sucht, sich über seinen Stand zu erheben, geeifert hatte, schwer verdacht worden. Er hat sich selbst des öftern über die Sache geäussert. Mit Stolz spricht er davon, es sei dies nur eine Anerkennung für sein öffentliches Wirken, das jahrzehntelang dem Wohle des Staates und dem seiner Mitbürger gegolten. Er betrachtet sich nur als den Verwalter des Vermögens, das er erworben, es gehöre der Allgemeinheit. So vermacht er denn seine ganzen Liegenschaften der neu zu begründenden Ritterakademie von Sorö, und zwar tritt er diese schon bei Lebzeiten ab. Er macht ausserdem noch verschiedene Stiftungen, er fügt ein Kapital von 12000 Reichsthalern hinzu und schenkt der Akademie seine Bibliothek, schliesslich stiftet er noch, — er der Junggeselle —, ein Kapital zur Ausstattung bedürftiger Jungfrauen.

In der Nacht vom 27. zum 28. Januar 1754 starb er nach etwa halbjähriger Krankheit und wurde in der Kirche zu Sorö beigesetzt.

Als ein Einsamer ist Holberg durchs Leben gegangen; so hoch er die Frauen und Frauenumgang schätzte, hat er sich doch nie vermählt, und, wie schon erwähnt, es findet sich auch in seinem Leben keine Spur, dass er je zu einer Frau in einem intimeren Verhältnis gestanden. In seinem dritten Lebensbrief²⁾ äussert er sich über die Gründe seiner Ehelosigkeit. Ehe er 40 Jahre erreichte, konnte er keine Frau ernähren.

1) Prutz. S. 82f.

2) S. 379 ff.

Jetzt sei er alt, wenn er jetzt heirate, würde seine Frau den Mann, er die Frau vorstellen. Mit dieser Entschuldigung pflege er seinen einsamen Stand zu rechtfertigen. Der wahre Grund aber sei, dass ihn die Sorgen abschreckten, die mit einem Hausstand verbunden seien. Es gebe noch andere, geringere Dinge, die ihm leicht unerträglich werden würden. Eine Matrone, die ihm kürzlich die Freuden des Ehestandes ausgemalt habe, habe er gefragt, ob sie schnarche. Und als sie erwiedert, dass sie sogar stark schnarche, habe er ihr gesagt, das würde schon Grund genug sein, sich von ihr zu trennen. Wenn er keine Kinder zeuge, so schreibe er dafür Bücher und erfülle so einen Teil seiner Pflicht, da er derselben nicht völlig Genüge leisten könne. Es stehe nicht in eines jeden Macht, alles zugleich zu tun. Er rühme den Bürger, welcher beides zugleich vollkommen leisten könne.

Die ganze Zeit seines arbeitsreichen Lebens hat Krankheit ihn geplagt. Wollten ihn Grillen, Sorgen und Missmut übermannen, dann war das Schreiben von Satiren und Komödien das beste Mittel für ihn sich zu befreien, und, als er davon Abstand genommen, die Arbeit überhaupt. Rauschenden Vergnügungen ist er stets fern geblieben. Arbeitsvoll und mühevoll war sein Leben, aber es war nicht umsonst gelebt.

Als Holberg mit seinen poetischen Schriften auf dem Plane erschien, gab es eigentlich gar keine dänische schöne Literatur. Deutsch war die Sprache des oldenburgischen Königshauses und damit der Hofgesellschaft, der Offiziere und höheren Beamten. Daneben parlierte man wohl auch Französisch. Die dänische Sprache aber war verachtet. So ist Holberg in Wahrheit der Vater der neueren dänischen Literatur zu nennen.

Denn wenn auch Norweger von Geburt, gehört sein Werk doch der dänischen Literatur an, von einer norwegischen Literatur kann man erst vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an sprechen. Aber es beginnt mit ihm der Einfluss einer Anzahl norwegischer Schriftsteller auf die dänische Literatur, die sich zu einer norwegischen Gesellschaft zusammenschlossen. In einer seiner Komödien („Ohne Kopf und Schwanz“) lässt er Apollo sagen: „Eine Komödie ist ein Spiegel, der die menschlichen Fehler so darstellt, dass sie zu gleicher Zeit vergnügt und unterrichtet.“ Diesem Grundsatz nach hat er gehandelt. Mit überlegenem Humor geisselt er die Schwächen und Fehler seiner Mitmenschen. Der grösste Teil seiner Komödien spielt in der bürgerlichen und auch bäuer-

lichen Gesellschaft. Er geißelt die Modetorheiten, indem er Typen aufstellt. Da ist Jean de France, der ein paar Monate in Paris gewesen ist, und, heimgekehrt, sich nicht mehr verständlich machen kann, weil er seine dänische Muttersprache verlernt hat; da ist der Student Rasmus Berg, Sohn ehrlicher Bauern, der sich Erasmus Montanus nennt und dessen Rede gespickt ist mit lateinischen Kunstausrücken. Der nicht ohne Disputation leben kann, der alles beweist: dass man seine Eltern schlagen kann, dass der Küster ein Hahn ist u. s. w.; der aber auch bereit ist, die gegenteilige Meinung zu verfechten. Da ist der geschwätzige Barbier Geert Westphaler, der vier Themata hat, auf die er jedes Gespräch zu bringen weiss, und der deshalb nicht dazu kommen kann, seine Werbung anzubringen. Da schildert der Dichter den Unfug der ausgedehnten Wochenstubenbesuche, er führt uns den bramarbasierenden Soldaten vor (Tyboe und Dietrich Menschenschreck) und die politisierenden Handwerker. Wir sehen, wie der Hexenglauben noch immer sich breit macht, wie weite Schichten des Volkes in tiefstem Aberglauben versunken sind, wie sie an Zwerge und allerlei Geister glauben und wie die Goldmacher das Volk leicht betrügen können. In spanischem Gewande, in Don Ranudo de Colibrados oder Armut und Hoffahrt, schildert er uns den in Armut versunkenen Adligen mit seinem lächerlichen Hochmut, der gleicherzeit tiefe Tragik in sich birgt. Wir sehen das hochgestellte Fräulein in ihrer kindischen Liebe zum Schoosshund. Seinem Spotte entgehen nicht die Vergnügungssucht (Maskerade), die Titel-, Rang- und Prozesssucht. Daneben schildert er einzelne Charaktere, „die Veränderliche“; eifersüchtige Ehegatten; strenge Eltern, die von der Jugend an der Nase herumgeführt werden; törichte alte Weiber, die für jung gelten wollen; den unterdrückten Bauern, der durch etwas rohen Scherz zum Glauben gebracht, dass er ein vornehmer Mann sei, sofort zum Tyrannen wird (Jeppe vom Berge) u. s. w.

In allen diesen Stücken tummelt sich eine Menge von zweifelhaften Personen herum, Glücksrittern, Quacksalbern, Goldmachern, heruntergekommenen Studenten, betrügerischen Wirten und habgierigen Handelsleuten, Narren allerlei Art. Das alles mit Lebenswahrheit auf die Beine gestellt. Denn auf seinen weiten Reisen und bei der Art seines Reisens war der Dichter ja mit allerlei Volk zusammengekommen und hatte es trefflich beobachtet.

Ich hatte schon vorhin gezeigt, wie der Dichter, das was er gesehen und beobachtet hat, in seinen Komödien verwertet. Wir können

des öfteren solche Züge aufweisen. So traf er auf einer seiner Reisen einen schwedischen Kapitän, einen Prahlhans, der von seinen grossen Eigenschaften sehr eingenommen war. Wiewohl nicht ohne Kenntnisse, richtete er doch zuweilen die grösste Verwirrung in der Geschichte an. So verwechselte er den Geschichtsschreiber Alexanders Quintus Curtius Rufus unbedenklich mit Marcus Curtius, der durch seinen Sprung in die Kluft auf dem Markt zu Rom die Vaterstadt errettete¹⁾. Solch komische Verwirrung der Geschichte begegnet des öftern in den Komödien (Ulysses von Ithaka). Von den lächerlichen Disputationen an der Kopenhagener Universität habe ich schon gesprochen. Aber nicht nur dort waren sie im Schwange. In Paris war ein Geistlicher dafür bezahlt, dass er Sonntags und Festtags in einer Kapelle der Kirche des heiligen Sulpicius die Lehrsätze der katholischen Kirche gegen jedermann verteidigte, der sie angriff. Wenn sonst niemand zugegen war, trat ein Schuhflicker gegen ihn auf, mit dem er dann disputierte. Gegen einen dänischen Studenten aber hatte er mehrere heftige Kämpfe zu bestehen, die er mit wechselndem Glück ausfocht²⁾. Aus seinem eigenen Leben erzählt uns Holberg eine komische Disputation. In der kurzen Zeit, die er in Christiansand verweilte, unterrichtete er in fremden Sprachen und hatte viel Zulauf. Da tauchte ein Holländer auf, der sich erbot, französischen Unterricht zu erteilen. Da Holberg, der die Konkurrenz fürchtete, hörte, dass jener nicht allzu stark in der französischen Sprache sei, forderte er ihn zu einem Rededuell heraus. Dies fand auch statt, und sie stritten in Gegenwart ihrer beiderseitigen Schüler und schieden mit gleichem Glück voneinander. „Ich brachte,“ sagt Holberg, „ihm norwegisch-französische Stösse bey, welche er mit französisch-holländischen ausparirte, und ich glaube nicht, dass die französische Sprache jemals so sehr als in diesem Streite gemisshandelt worden. Denn wir redeten beyde bereits ohnedem sehr schlecht und unverständlich, und nun verstellte die Hitze in diesem Zweykampf unsere Sprache noch weit mehr. Wie wir aber in diesem Streite unsere Unwissenheit an beyden Theilen wahrnehmen, so hielten wir es am rathsamsten zu seyn, unsern Zorn, der uns beyden gleich schädlich war, fallen zu lassen, und eine genaue Freundschaft aufzurichten³⁾.“ Das erinnert lebhaft an eine Disputation in der „Reise zur Quelle“, bei der

1) Lebensbeschreibung S. 50 f.

2) Ebenda S. 80 ff.

3) Ebenda S. 29 f.

wenigstens der eine der beiden Teilnehmer, der als Arzt verkleidete Heinrich keine Ahnung hat von der Materie, wie vom Lateinischen oder Arabischen, das er zu sprechen vorgiebt. Und der Student Erasmus Montanus, der heut verteidigt, was er gestern verworfen, hat sein Vorbild in dem vorhin erwähnten dänischen katholischen Priester in Paris.

Eine andere, kleinere Klasse der Holbergschen Komödien sind die literarischen. Hier sind besonders die Haupt- und Staatsaktionen, die es dem Dichter angetan haben, wie solche in Deutschland beliebt waren und von da ihren Weg nach Kopenhagen gefunden hatten. Während er sich in seinen Theaterstücken nach Möglichkeit der Vorschriften des Aristoteles über die Einheit der Zeit und des Ortes befeissigte, wie die klassizistische Schule in Frankreich sie verstand, behandelten die Verfasser jener Stücke diese mit souveräner Verachtung. Das, wie so manches andere, wie z. B. die hochtrabende Sprache, das Waten in Mord und Blut, forderte seinen Spott heraus, in ähnlicher Weise wie wenig später sein Landsmann Wessels sich mit seiner lustigen Komödie „Liebe ohne Strümpfe“ gegen die Trauerspiele in französischem Geschmack wandte.

Die bedeutendste Parodie nun Holbergs dieser Art ist der Ulysses von Ithaka, die er wohlberechnet eine „deutsche“ Komödie benennt. Sie beginnt mit der Entführung der Helena und endet mit der Rückkehr des Helden. Das Stück umfasst einen Zeitraum von 40 Jahren, und in ergötzlicher Weise rechnet Harlekin, der Diener des Ulysses nach, wie dieser bereits 70 Jahre alt ist, als Dido in Liebe zu ihm entbrennt. Dass der Dichter Helena zu einer Prinzessin von Ithaka macht und den Ulysses zur Dido kommen lässt, ist eine Verspottung der Art und Weise, wie die Staatsaktionen mit der Geschichte und mit der antiken Sagenwelt umspringen; wir erinnern uns aber auch jenes schwedischen Kapitän, von dem vorhin die Rede war. Auch vor den Göttern hat der Dichter wenig Ehrfurcht, er verspottet sie hier wie in der Tragikomödie Melampe und in „Ohne Kopf und Schwanz“.

Eigentliche Eigennamen trugen die Personen der Stücke vielfach nicht, es sind immer dieselben Namen, die wir treffen; sind auch die Personen im Charakter oft verschieden, so nehmen sie doch in der Ökonomie der Stücke eine stehende Stelle ein¹⁾: Jeronimus ist Repräsen-

1) Vgl. Jueger, Illustreret norsk Literaturhistorie I, S. 315 ff.

tant für das konservative Element, ein älterer Mann, der über die leichtsinnige Jugend schimpft, obwohl er selbst in seiner Jugend keineswegs streng gelebt hat, dabei ist er bald arm, bald reich, bald adlig, bald bürgerlich, bald ein reicher Gutsbesitzer, ein vornehmer Bürger, ein Kaufherr u. s. w.

Leonard, die andere ältere Person der Stücke, ist in der Regel vernünftiger, sieht die Verhältnisse klarer an und sucht, Jeronimus zum Guten zuzureden. Aber es fehlt ihm in der Regel die rechte Energie, so dass er leicht, wenn er als verheiratet erscheint, zum Pantoffelheld wird, während Jeronimus oft der Haustyran ist.

Magdelone heisst meistens die alte Hausfrau. Ist sie verheiratet mit Leonard, so hat sie oft die Hosen an. Doch haben wir auch hier mancherlei Spielarten. Zuweilen ist sie auch eine alte Jungfer, entweder die Schwester des Hausherrn (Weihnachtstube) oder eine Haushälterin (der Vielgeschäftige). In diesen Fällen ist sie heiratslustig oder vergnügungssüchtig.

Arv ist eine Art Hausknecht von bauerlicher Herkunft. Nicht gerade dumm, sieht er doch das Stadtleben mit bauerischen Augen an. Er hat eine gewisse Bauernschlauheit und ist oft ein durchtriebener Strick.

Leander und Leonora bilden das Liebespaar. Dies sind Holbergs schwächste Figuren, am schematischsten aufgefasst, wie überhaupt die Erotik die schwächste Seite in den Stücken des Junggesellen Holberg ist. In seinem Leben finden wir kaum die Spur eines Liebesverhältnisses oder auch nur -Abenteuers. Ihre Sprache ist trocken, der Schwung der Leidenschaft fehlt.

Die prächtigsten von den stehenden Figuren sind die Diener der Liebenden, Henrick und Pernille. Sie sind die klügsten Köpfe, sie sind, besonders Pernille, die meistens den Knoten der Intrigue schürzen. In Pernille verkörpern sich die hohen Gedanken, die der Dichter von den geistigen Fähigkeiten der Frauen hatte und die ihm zu einem Anhänger der Gleichstellung der Frau mit dem Manne machten, wie er ja solches bereits früher in einem seiner Scherzgedichte ausgesprochen hatte. Die beiden sind die Vertrauten ihrer Herrschaft, wenn auch oft vorlaut, ja frech nach unseren Begriffen, doch meistens ihnen treu, nehmen sie allerlei Unbill für ihre Herrschaft in den Kauf und führen die Sache dem glücklichen Ende zu. Es ist gerade bei diesem Paar kein Zweifel, dass literarische Vorbilder vorliegen, von Plautus und Molière, sowie von der italienischen Komödie. Aber es muss anderer-

seits hervorgehoben werden, dass sie doch auch wieder auf heimischen Boden erwachsen sind. Es war damals in den höher stehenden Kreisen, auch der Bürgerschaft, Sitte, dass der erwachsene Sohn seinen eigenen Diener, die erwachsene Tochter ihre eigene Kammerzofe hatten, und das Verhältnis zwischen diesen war ein anderes als es heutzutage ist. Die Diener waren wirklich auch Vertraute ihrer Herrschaften und durften sich schon etwas herausnehmen. Auch bei ihnen treffen wir allerlei Verschiedenheiten an. So ist z. B. Heinrich im politischen Kannegiesser ein Lehrling, in der Maskerade dagegen ein vornehmer Lakei.

Es war eben schon von literarischen Quellen Holbergs die Rede. Es ist nur natürlich, dass einem Manne von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit Stoffe von verschiedenen Seiten zuflossen. Ich nannte Plautus und Molière, und diese beiden sind es denn hauptsächlich, die er benutzt hat. Besonders aber Molière. Holberg nennt ihn selbst „den grossen Komikus“, „den grossen Komödienschreiber“. Er ist ihm ein „Wegweiser“ und er sagt von seinen eigenen „Originalen“, dass sie nach Molières Plan verfasst sind. Julius Hoffory hat eingehend die Quellen des Dichters behandelt¹⁾. Oft genug benutzt er seine Vorbilder ganz selbständig, indem er zwar die Handlung entlehnt, aber die Tendenz ganz selbständig gestaltet, wie dies z. B. im glücklichen Schiffbruch gegenüber den femmes savantes der Fall ist. So hat Holberg den Tartuffe benutzt in Pernilles kurzem Fräuleinstand, den Misanthrop in der Wankelmütigen, den Médecin malgré lui in der Quellenreise, Le Mariage forcé in der Wochenstube, Le bourgeois gentilhomme in der honetten Ambition, den Monsieur de Pourceaugrac im 11. Juni, den Malade imaginaire im geschäftigen Müssiggänger. Zahlreiche einzelne Züge verdankt er auch der italienischen Maskenkomödie, die er aus Gherardis Théâtre italien und sicher auch aus eigener Anschauung kannte. Witzige Theaterfinten, Motive zu Prologen, Episoden, Sprachvermengungen, Übertreibungen wie die Tyboes, dass er Leute annehmen müsse, die ihn für hässlich ausschreien müssten, damit er Ruhe habe vor den Nachstellungen der Weiber, stammen daher. Stehende Figuren wie Pantalone, der alte Vater von Venedig, il Dottore, der gelehrte Pedant von Bologna, Arlecchino und Pulcinella dergleichen. Ein Stück hat sein Vorbild im Spanischen. Es ist sein Jean de France, der Moretos El lindo Don Diego nachgebildet ist.

Molière wurde dem dänischen Dichter der Wegweiser zur römischen Komödie. Im Jacob v. Tyboe und im Dietrich Menschenschreck erkennen

1) Dänische Schaubühne, her. v. Hoffory und Schlenther, S. 33 ff.

wir unschwer den *Miles gloriosus* des Plautus, den der Dichter auch sonst noch in mannigfachen Entlehnungen benutzt, auch Terenz muss ihm dienen, so z. B. mit seinem Eunuchen, aus dem er die Erstürmungsscene des 4. Aktes in seinen *Jakob v. Tyboe* übernimmt. Aristophanes hat er erst später kennen gelernt, aber auch ihm Züge entnommen.

Auch die Novellenliteratur des 17. Jahrhunderts muss ihm Stoffe liefern, wie Cervantes in *Heinrich und Pernille*, Scarron in der *Unsichtbaren* und vor allem der Jesuit *Jakob Bidermann* mit seiner *Utopia*. Diese benutzt er in *Jakob v. Tyboe*, im verpfändeten Bauer, im arabischen Pulver und im *Jeppe vom Berge*.

Dass auch englische Einflüsse sich geltend gemacht haben, ist bei Holbergs langem Aufenthalt in England und bei seiner ausgesprochenen Begeisterung für englisches Wesen und englische Kultur — er ist stolz auf sein englisches Aussehen — von vornherein anzunehmen. So hat denn auch *Olsvig*¹⁾ darauf hingewiesen, dass „Ohne Kopf und Schwanz“ sich auf einen Stoff der englischen Zeitschrift „*the Tatler*“ gründet und *Erasmus Montanus*, wie er des genaueren zeigt, auf einen solchen des *Spectator*.

Aber was auch fremdes, insbesondere romanisches und römisches in Holbergs Komödien sein mag, so hat er es doch, insoweit er nicht bewusst darauf verzichtet, mit heimischem, dänischen Blut erfüllt. Seine dänischen Landsleute, insbesondere die Kopenhagener sind es, die er schildert, die unter allen Masken doch wieder hervorblicken. Nicht immer freilich hat er seine Vorbilder, vor allem *Molière* erreicht, aber zuweilen kann er sich ihnen doch an die Seite stellen, ja hie und da, wie in *Erasmus Montanus*, *Jeppe vom Berge*, überragt er sie sieghaft.

Die Handlung der Komödien ist meist einfach, wenig zusammengesetzt, leicht überschaulich²⁾. Die Bedingungen für sie liegen oft vor Beginn des Stückes und werden am Anfang in schneller Orientierung aufgewiesen. Im Mittelpunkt der Handlung steht meist ein traditionelles Liebespaar, das erst nach Überwindung von Schwierigkeiten zusammen kommen kann. Das junge Mädchen soll verheiratet werden an einen alten, reichen oder an irgend einen jungen Gecken oder sonst einen Narren. Sehr oft wird die eingefädelte Intrigue den Zuschauern vorher ausführlich erklärt, was einen Teil der Spannung raubt. Es

1) S. 63 ff.

2) Vgl. Hansen, *Illustreret dansk Litteraturhistorie* I, S. 545.

wimmelt ferner von Monologen, die eigentlich die andern Personen, die auf der Scene sind, hören müssten, sie sind wie mit Taubheit und Blindheit geschlagen. Aber all das gehört zur überkommenen Technik des Lustspiels. Auch das Auftreten und die Abgänge sind häufig recht schlecht motiviert. Holbergs Kunst zeigt sich nicht hierin, sondern im Darstellen komischer Situationen und in der Charakterschilderung.

Es konnte nicht ausbleiben, dass er durch seine dichterische Tätigkeit viele Leute, ganze Stände verletzte. So lässt er in seinem Stück „Hexerei oder blinder Alarm“ den Jean de France von neuem auftreten, der sich darüber freut, dass die ganze Komödiantenbande, die ihn verspottet hat, wie er glaubt, gehängt werden wird. Und Hermann von Bremen, den politischen Kannegiesser, macht er in demselben Stück zum Wortführer derer, die seine ganze Komödienschriftstellerei für schädlich und unangemessen halten: „Ein wackrer junger Mann geht nett gekleidet vorbei, sofort zeigt man mit Fingern auf ihn und sagt: Seht welcher Jean de France! Glauben Sie, dass er nicht sucht sich dafür zu rächen? Ein anderer vernünftiger Mann sucht brave Leute durch gelehrte Diskurse zu unterrichten und will sein Pfund nicht in der Erde vergraben: er heisst Meister Gert Westphaler. Ein in weltlicher Wissenschaft bewandeter Mann will der Obrigkeit einen guten Rat geben: sofort heisst er der politische Kannegiesser. Das ist die Frucht ihrer Schauspiele, Madame, nämlich dass ein Bürger mit dem andern Spott treibt. Aus Scherz und Raillerie entsteht Verdruss, aus Verdruss Hass, aus Hass Zwietracht, und aus Zwietracht der Untergang des Staates, ergo deshalb dürfen solche Schauspiele nicht toleriert werden.“

In einer seiner späteren Komödien „dem glücklichen Schiffbruch“ tritt er selbst unter der Maske des Dichters Philemon auf, der in einer Gerichtsverhandlung einem Dichter gegenübergestellt wird, der für Geld alles andichtet; der ein Hochzeitscarmen auf ein übelberüchtigtes Frauenzimmer macht, in dem diese als eine tugendsame Jungfrau erscheint; ein Leichencarmen, in dem er die grössten Schufte preist als edle wohlverdiente Männer. Philemon wagt nicht mehr, seitdem er eine Barbierkomödie geschrieben, sich rasieren zu lassen, sein armer Diener erhält seines Herrn wegen Ohrfeigen, Nasenstüber und anmutige nasse Güsse übers Haupt. Es ging eben, wies in solchen Fällen zu gehen pflegt, alle möglichen Leute fühlten sich verletzt und glaubten sich persönlich abgemalt.

Der Richter fragt nun Philemon, ob er zugestehe, dass er giftige Schandschriften verfasst und Ruf und Namen von ehrlichen, braven Leuten beschmutzt habe. Darauf gibt der Dichter zu, dass er in seinen moralischen Schriften Laster . . . Fehler mit den rechten Farben abgemalt habe. Aber dass er über jemanden besonders geschrieben habe, könne man ihm nicht beweisen. Dass schlechte und erbärmliche Menschen solches auf sich beziehen und dass solche Schriften auf den einen oder anderen gedeutet werden, dafür könne der nicht, der auf die unschuldigste Weise moralisiere. Wenn man auf einen Haufen schieße, müsse man schliesslich einen treffen.

Wie wir gesehen, hatten sich schon durch Peder Paars allerlei Leute getroffen gefühlt. Einige bildeten sich ein, dass ihre Feinde durchgehehelt würden, glaubten nun Anlass zu haben, über diese spotten zu können und sagten ihnen die ihrer Meinung nach auf sie zielenden Stellen vor. Das wiederholte sich nun bei den Komödien¹⁾. Holberg gesteht es in dem ersten seiner selbstbiographischen Briefe zu, dass seine Satiren mit Bitterkeit angefüllt seien, aber er habe seine Feder allein gegen die Laster und nicht gegen die Menschen geschärft, sagt er, und macht sich damit ein Wort des Plinius zu eigen. Er vergleicht die Satirenschreiber den Ärzten, die bittere aber gesunde Tränke darreichen. In seinen Schriften sei mehr Scherz als Bitterkeit anzutreffen und die Fehler der Menschen würden nicht sowohl getadelt als gebessert.²⁾ Einen ähnlichen Gedanken spricht der vorhin erwähnte Dichter Philemon aus, wenn er sagt: „Die Komödie ist ein Spiegel, in dem die Menschen sich spiegeln und ihre Fehler darnach bessern können.“

Und derselbe äussert sich zu seinem Diener über sein Dichterwerk so: „Es ist weder Belobung, so lange ich lebe, noch Ruhm nach meinem Tode, was mich in meinem Vorsatz stärkt, sondern dass ich in meinem Alter mich damit trösten kann, etwas gutes getan zu haben, und dass meine letzte Stunde mir ebenso süß und behaglich sein kann, wie sie ein horreur und ein Schrecken für den sein wird, der seine Feder dazu gebraucht hat, das Laster und die Untugenden zu beschönigen.“

Ich hatte schon gesagt, dass Holberg es verstanden, trotz fremder Vorbilder, seinen Stücken ein durchaus dänisches Gepräge zu geben. Und weil die Dänen unsere nächsten Vettern sind, weil sie uns mehr

1) Lebensbeschreibung S. 155 f.

2) Ebd. S. 255 ff.

noch als die andern skandinavischen Völker in ihrem Wesen näher stehen, vielleicht weil sie stärkerem deutschem Einfluss ausgesetzt waren als jene, was ja vor allem für Holbergs Zeit zutrifft, so kann es uns auch nicht Wunder nehmen, dass Holbergs Komödien bald auch in Deutschland grossen Anklang fanden. Keine aber mehr als der politische Kannegiesser und deshalb sei über dieses Stück noch Einiges näher ausgeführt.

Mit den ersten Kaffee- und Teehäusern (1689) kamen Zeitungen und politische Gespräche in die Mode¹⁾. So spielt auch die Sitzung des politischen Klubs im ersten Entwurf des Kannegiessers im Wirtshaus, nicht in der Wohnung der Teilnehmer. Zu Holbergs Zeit war die dänische Nation von lebhaftem politischen Interesse erfüllt. Da das Volk von Staatsangelegenheiten gänzlich ausgeschlossen war, erhielt das politische Interesse dadurch eine Ableitung, dass man sich mit den Weltbegebenheiten und mit den inneren Einrichtungen anderer Staaten beschäftigte. Nicht einmal die Landbevölkerung, deren gesunde Vernunft Holberg auf Kosten der Städter erhebt, hielt sich vom Politisieren frei. So traf Holberg einmal einen Kellner in einem kleinen Dorfkrug, der ihn über die orientalische Politik unterhielt.

Wie Holberg verschiedentlich, wenn er eigentlich Dänemark und Kopenhagen meint, die Handlung anderswohin legt, so auch hier, nach Hamburg. Holbergkommentatoren haben sich bemüht, die Hamburger Verhältnisse jener Zeit zu schildern und die Beziehungen des Stückes auf diese nachzuweisen. Doch nimmt es der Dichter nicht so genau mit der Lokalfarbe, da es ja eigentlich seine lieben Kopenhagener sind, denen die Satire gilt. Immerhin darf doch einiges zum Verständnis gesagt werden.

In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es mehrfach zu Zwistigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft in Hamburg gekommen, die auch zu bewaffnetem Einschreiten Dänemarks und des niedersächsischen Kreises geführt hatten²⁾. 1699 kam ein Friedensrecess zu Stande, jedoch bereits 1708 wurde eine kaiserliche Kommission nach Hamburg entsandt mit an die 3000 Soldaten. Es folgten nun Absetzungen, Verhaftungen, Prozesse u. s. w. Die Verhandlungen zwischen Kommission und Bürgerschaft dauerten 4 Jahre, bis die Pest auftrat, und der Hauptrecess 1712 die Streitigkeiten beendete. In diese Zeit hat Holberg sein Stück verlegt, wie die Erwähnung der Kreistruppen zeigt. Es war also

1) Vgl. Brandes S. 197 ff.

2) Prutz S. 290.

eine politisch erregte Zeit, in der auch vom gemeinen Mann gerne viel politisiert und auf Rat und Bürgermeister geschimpft wurde. Dieses Politisieren und Besserwissen des Handwerkers, des gemeinen Mannes, wollte Holberg zunächst geisseln, in zweiter Linie aber, wie er selbst in seiner Lebensbeschreibung sagt, den Stolz derjenigen, die aus einem geringen Stande zu höheren Lebensstellen gelangen.

Von den politischen Schriften, aus denen H. v. Bremen seine Weisheit zieht, ist der Herkules ein Staatsroman unter dem Titel: „Des christlichen deutschen Grossfürsten Hercules und des böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte“ von Bucholz, 1671 und oft aufgelegt. Der Titel des sodann erwähnten Herculiskus lautet: „Der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisa, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmutige Wundergeschichte, in 6 Büchern abgefasst und allen gott- und tugendergebenen Seelen zur Auffrischung der Gottesfurcht und ehrliebenden Ergötzlichkeit aufgesetzt und mit etlichen Kupferstichen geziert, 1659 von demselben.“ Der europäische Herold ist 1688 von Friedrich Leuthoff v. Frankenberg (Bernhard von Zech) herausgegeben. Der Politische Nachtisch, 1685, „kürzlich vorstellend alle florierenden Reiche und Republiken dieser Zeit“. Der Politische Stockfisch, 1681, ein galanter Roman, von J. Riemer.

In Deutschland bemühte sich in jener Zeit Gottsched um die Hebung des deutschen Theaters. Während er der Hauptsache nach unter dem Einfluss der französischen Literatur stand und von ihrer Nachahmung Läuterung des Geschmacks erwartete, erkannte er gleichwohl den Wert der Holbergschen Komödien¹⁾. Er nahm 3 von Professor Detharding in Altona übersetzte Stücke in seine deutsche Schaubühne auf, im 1. Bd. den „Politischen Kannegiesser“, im zweiten Jean de France unter dem Titel „Der Deutschfranzose“, im dritten Jakob v. Tyboe unter dem Titel „Der Bramarbas“. Er begleitete diese Stücke mit lebhaften Lobsprüchen.

Er schrieb von Holberg: „Dieser berühmte und sinnreiche Mann hat in Dänemark dasjenige geleistet, was Plautus in Rom oder Molière in Frankreich getan haben . . . Ohngeachtet wir in Deutschland, ausser Christian Weisen einen so fruchtbaren Dichter, in dieser Art, noch nicht aufzuweisen haben; so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unseren Nachbar, aus einem mit uns verschwisterten Volke, den

1) Vgl. Prutz S. 190 ff. und Schlenther in der Dänischen Schaubühne S. 87.

südlichen und westlichen Völkern Europens zum Beweise darstellen: dass die nordischen Geister der Gelehrten eben so träge nicht sind, als sie zu glauben pflegen.“

Mit dieser Empfehlung fasste die Holberg'sche Komödiendichtung festen Fuss auf dem deutschen Theater, und zwar zu einer Zeit, als Holberg in Dänemark verstummt, als das dänische Theater eingegangen war. In Hamburg erschien 1742 einzeln „Die Wochenstube“ und 1743 in Hamburg und Leipzig eine plattdeutsche Übersetzung des „Kannegiessers“. Dann von dem Augsburger Gelehrten J. G. Laub eine Übersetzung von 18 Lustspielen. Auch die noch fehlenden wurden übersetzt und schliesslich erschien nach des Dichters Tode in Kopenhagen eine deutsche Gesamtausgabe aus den vorhandenen Übersetzungen.

Das erste Stück, das im Hamburger Opernhause zur Aufführung kam, war, am 29. März 1742, „Die Wochenstube“, es folgten „Jean de France“, „Bramarbas“, „Der politische Kannegiesser“ mit gleichem Erfolg im selben Jahr, sowie im nächsten Jahr einige andere Komödien. Während 14 Monate führte die Schröder-Ackermann'sche Gesellschaft an 44 Abenden Holberg auf und erzielte eine Einnahme von 620 Talern.

Diese Stücke hielten sich ein volles Menschenalter auf dem Repertoire. Die bedeutendsten Schauspieler traten in Holberg'schen Stücken auf. Döbelin spielte den Stifelius in Jakob v. Tyboe; Ackermann spielte besonders gern die Heinriche, auch den Vielgeschrei im „geschäftigen Müssiggänger“, seine Frau die Frau des Kannegiessers; Schröder den Deutschfranzosen und die Heinriche. Den Kannegiesser heischte auch 1769 der Hof in Braunschweig und Ekhof spielte den Heinrich, eine seiner besten Leistungen. Doch allmählich änderte sich der Geschmack, Holberg erschien zu roh und so verschwand er wieder. Als 1782 in Hamburg die „Wankelmütige“ gespielt wurde, ging sie, die einst so gefallen, vor leeren Bänken über die Bühne. Am längsten hielt sich der „Politische Kannegiesser“. Er wurde vom 17. August 1808 bis 16. Mai 1810 15 Mal in Weimar gespielt. Auch in Hamburg wurde im Jahre 1810 als letztes Holberg'sches Stück das „Arabische Pulver“ in der Kotzebue'schen Verwässerung gegeben. An den Kannegiesser knüpft sich noch eine interessante patriotische Erinnerung.

Im Sommer 1806 wurde er in Berlin, kurz vor Ausbruch des Krieges, häufig gespielt. Der geniale Komiker Unzelmann spielte den Hermann von Bremen. An der Stelle, wo er nach der deutschen Übersetzung von der Karte von Polen zu sprechen hatte, die ein Loch hat,

sagte er einmal: „Die Karte von Deutschland hat einen Riss bekommen: aber es wird sich schon ein braver Mann finden, der sie wieder in Ordnung bringt.“ Gewaltiger Beifall folgte den Worten. Von da ab wiederholte er das zehnmal, ja endlich trat er hervor, deklamierte einen Aufruf an den preussischen Patriotismus und stimmte das Heil dir im Siegerkranz an, in das die Menge begeistert einfiel.¹⁾

Es hat Holberg nicht an Nachahmern in Deutschland gefehlt, die ihn verwässerten, und sie waren es teilweise, die ihn von der Bühne verdrängten. Frau Gottsched ist in der „Hausfranzösin“ durch Jean de France beeinflusst, Johann Elias Schlegel in seinem „der geschäftige Müssiggänger“ von dessen „der Mann, der keine Zeit hat“ (der Geschäftige)²⁾ angeregt worden. Lessing hat Holberg eifrig gelesen und allerlei Motive aus ihm genommen, wie er z. B. die gelehrte Renommiersucht und Zerstreuungheit des Erasmus Montanus in seinem „Jungen Gelehrten“ verwandt hat, und wie die Brautwerbungsszenen in seinem Misogyn von denen des Kannegiessers beeinflusst sind.

Auch der junge Goethe hat Holberg gekannt, wenigstens was von ihm in Gottscheds deutscher Schaubühne stand. Das beweist eine Stelle aus einem Briefe vom 12. Oktober 1765 an Cornelia, seine Schwester: „Was würde der König von Holland sagen, wenn er mich in dieser Positur sehen sollte? rief Herr von Bramarbas. Und ich hätte fast Lust auszurufen: was würdest du sagen Schwestergen, wenn du mich in meiner jetzigen Stube sehen solltest.“ Das Wort scheint im Leipziger Freundeskreise geflügelt gewesen zu sein. Am 12. Oktober 1766 wiederholte es Goethe im Briefe an Cornelia englisch.

Leider hat Holberg keine tieferen Spuren bei Goethe hinterlassen. Doch knüpft er an den politischen Kannegiesser in seinem „Politischen Drama“ „die Aufgeregten“ an. Hier heisst der Held, der Chirurg, Breme von Bremenfeld und berühmt sich, dass schon vom Grossvater her die grössten politischen Einsichten in seiner Familie erwiesen seien. Er weist auf das Bildnis dieses Grossvaters, der wegen grosser und vorzüglicher Verdienste zum Bürgermeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die grössten und wichtigsten Dienste geleistet habe. „Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenngleich boshafte, pasquillan-tische Schauspieldichter seine grossen Talente und gewisse Eigenheiten,

1) Vgl. Prutz S. 185 Anm. 1.

2) Das ist die eigentliche Übersetzung des dänischen „den Stundeløse“ und weder „der Geschäftige“ noch „der geschäftige Müssiggänger“ treffen den rechten Sinn.

die er an sich haben möchte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefere Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden in Europa nicht abgesprochen.“ Breme entnimmt seine Weisheiten den Chroniken, die er vom Grossvater geerbt. Und von der Frau des Bürgermeisters, seiner Grossmutter, sagt er zu seiner Tochter: „ . . . gleiche in allem Deiner vortrefflichen Urgrossmutter, der seeligen Burgemeisterin von Bremenfeld! Diese würdige Frau war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechts und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls.“ Sie werden, verehrte Anwesende, die würdige Dame ja kennen lernen; dass sie ein Muster feiner Sitte war, wird man ihr nicht grade nachsagen können!

Goethe hat augenscheinlich, wie aus dieser scherzhaften Anknüpfung hervorgeht, und durch die Aufführungen in Weimar bestätigt wird, lebhaften Anteil am Kannegiesser genommen. Leider hatte Treitschke ein Singspiel aus der lustigen Komödie gemacht und diese verballhornt.

Zu einem andern Stücke Holbergs schreibt Goethe an Zeller (II, 67), zum Don Ranudo, am 15. Januar 1810: „Merkwürdig war die Wirkung des Ranudo. Die Grundnichtigswürdigkeit des Stückes, die unsittliche Forderung, dass der Geburtsadel auf seinen Schutz unwürdigen Verzicht leisten soll, trat wie ein Gespenst hervor, und bequem tausend Menschen in einem kleinen Hause wurden verstimmt, denn selbst der gemeine Menschenverstand muss fühlen, dass jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der sich seiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will; vor Mitleiden konnte kein Mensch zum Lachen kommen.“

Auch Schiller hat, was uns bei seiner aufs Hohe gestimmten Natur nicht wundern kann, kein Verständnis für Holberg. Das zeigt sein Ausruf in naiver und sentimentalischer Dichtung: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab“.

Die Romantiker, besonders Tieck, suchten das Interesse für Holberg wieder zu beleben. Tieck, der es liebte, Holbergs Komödien vorzulesen, weiss seine „Ehrlichkeit“ und „Treuherzigkeit“ zu schätzen. Er rühmt an ihm einen Geist, der keiner Verzärtelung schone, sondern das Lächerliche in aller robusten Kraft und grossartigen Wirklichkeit hinstelle. Er beherrsche das wahre hohe Komische. Auch August Wilhelm Schlegel weiss den Dichter zu würdigen und bedauert, dass die Kunst, Holberg aufzuführen, auf deutschen Bühnen verloren gegangen sei.

Öhlenschläger, der sich über die alten derben Übersetzungen ärgerte, machte den Versuch, durch eine andere deutsche Übersetzung Holberg

in Deutschland wieder einzubürgern, was dem pathetischen Dichter gänzlich misslang. In den fünfziger Jahren bemühte sich um Holberg sodann R. Prutz, indem er einige Komödien übersetzte und ihnen eine literarhistorische Einleitung vorausschickte. Leider ist die Übersetzung in glatter, moderner Sprache. Hoffory und Schlenther gaben sodann in der Dänischen Schaubühne, Berlin 1888, 14 Komödien in den ältesten deutschen Übersetzungen mit Einleitungen und Anmerkungen in philologisch-kritischer Weise heraus.

Trotz dieser fehlgeschlagenen Versuche glaube ich, dass noch Lebenskraft in Holberg steckt, nicht nur für Dänemark, wo er jetzt wieder oft gespielt wird, nach langer Zeit der Vergessenheit, sondern ich glaube, dass auch bei uns wenigstens einige Stücke wie Jeppe vom Berge, Erasmus Montanus, Jean de France, die Maskerade, vielleicht auch Jakob von Tyboe auch heute noch Erfolg haben dürften — und vor allem: der politische Kannegiesser, womit ich aber nicht gesagt haben will, dass dieses nun auch sein bestes Stück sei. So vieles, was Holberg geißelt, würde auch heute noch volles Verständnis finden. Fehlen uns etwa die Kannegiesser, die Bierbankpolitiker, die Schreibtschstrategen in der Zeit des russisch-japanischen Krieges? Wer kennt nicht den Engländer unter uns, der ein paar Monate in England oder „drüben“ war und nun die deutschen Worte nicht mehr findet und englische Brocken einflicht in seine Rede? Ich hatte einen jungen süd-deutschen Freund, der einen knappen Winter in Berlin war und bei seiner Rückkehr „mir“ und „mich“ verwechselte. Kann man sich bessere Analogien zum Jean de France wünschen? Macht sich nicht die Vergnügungssucht in unsern Stiftungsfesten, Fahnenweihen, Jubiläen breit? Nicht die Rang- und Titelsucht bei unsern Denkmalserrichtungen und Kirchenbauten? Wahrlich man möchte manchmal wünschen, dass uns ein Holberg erstünde, der die Menschen auch unserer Zeit geißelte. Und da wir den nicht haben, können wir uns schon an den alten Dichter halten.

Ich habe einige seiner Stücke in Kopenhagen auf der Bühne in trefflichen Aufführungen gesehen, und es war lange mein Wunsch, auch einmal in Deutschland einer Holbergaufführung beiwohnen zu können. Deshalb begrüße ich das Wagnis des Hebbelvereins mit Freuden und wünsche ihm einen guten Erfolg. Ich hoffe, die Zuschauer werden einen vergnügten Abend erleben und werden dem Hebbelverein dank-

bar dafür sein. Aber nicht nur dafür, sondern auch, dass er ihnen die Bekanntschaft eines der grössten und tiefsten Humoristen der Welt verschafft hat. Grösseren und reineren Gewinn wird man haben, wenn man Komödien Holbergs sieht und sich mit ihnen beschäftigt, als wenn man in die heutigen platten Lustspiele, die die Kassen füllen, läuft. Auch für die Holberg'schen Komödien gilt die Devise, die über dem Kopenhagener Schauspielhaus steht: Ey blot til lyst! „Nicht blos zum Vergnügen!“

) . . 0

Die Reformation des Klosters Bronnbach durch Wertheim und die Gegenreformation durch Würzburg.

Von
Rolf Kern.

Vorwort.

Das an der Tauber gelegene frühere Kloster Bronnbach hat eine reiche Geschichte. Eine Familiengründung der Grafen von Wertheim, war des Klosters Werden und Sein mit der Entwicklung des mächtigen Grafengeschlechtes, auf dessen Grund und Boden das Kloster errichtet war, eng verbunden. Im Jahre 1149 wurde die Stiftung vollzogen und es zogen Mönche aus Maulbronn an das Ufer der Tauber; 1151 war die Siedelung im Werke und die eifrigen Brüder von Cisterz dachten an den Bau einer Klosterkirche und fester Behausungen: im Jahre 1157 konnten sie die Ausführung ihrer Pläne in Angriff nehmen. Mit grosser Liebe und Hingebung pflegten und förderten sowohl die gräflichen Stifter, wie besonders die Grafen Wolfram und Diether von Wertheim nebst ihrer Schwester Adele diese Pflanzstätte christlichen Glaubens und Lebens und es waren gewiss schöne Zeiten, als die Sonne des Christentums in dem Tal und über die Hügel des Taubergrundes leuchtete. Allein auch das „Auf und Nieder“ des gräflichen Geschlechtes, wie die Blütezeiten und Sturmperioden des römischen Kaiserreichs deutscher Nation spiegelten sich in der Geschichte des Klosters wieder: es hatte seine Glanzzeiten wie seine Tiefstände in seinem 646 Jahre langen Leben.

Über das Kloster Bronnbach sind uns in dem Buche Dr. Aschbachs: „Die Geschichte der Grafen von Wertheim“ viele spezielle Nachrichten gegeben; ebenso in der Dissertation Dr. Sklareks über die Abtei und deren Bauwerke. Auch finden sich in Ussermann's „hist. episcop.

Wirceburg.⁴ Mitteilungen über das Kloster¹⁾); allein wichtige Ereignisse in der speziellen Klostergeschichte Bronnbachs kommen in allen diesen Darstellungen nicht zu ihrer vollen Geltung; je grösser aber das geschichtliche Interesse an solchen Ereignissen ist, desto ernster muss der Geschichtsforscher der Pflicht eingedenk werden, diese in ihren Einzelerscheinungen zu beleuchten und in dem Rahmen der Zeitgeschichte, in welcher sich diese Begebenheiten abspielten, ihre Bedeutung klarzustellen. Es ist allzeit von den Geschichtsschreibern die Einführung der Reformation in dem Kloster Bronnbach durch die Grafen von Wertheim unter dem Abt Clemens Leuser, sowie die Gegenreformation durch die Bischöfe Würzburgs als eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte dieses Klosters anerkannt worden. Die verschiedenen Berichte über das Kloster lassen diese Tatsache niemals unerwähnt: je nach dem persönlichen religiösen Standpunkte der Verfasser wurde sie entweder mit dem Brandmal der Apostasie gezeichnet, oder mit dem Glorienschein religiöser Erhebung umgeben. Ein richtiges, historisch objektives Bild jener bewegten Jahre hat aber der Leser nicht erhalten. Wir glauben darum der Geschichtswissenschaft einen kleinen Dienst zu leisten, wenn wir versuchen, nach Urkunden und Akten eine Darstellung jenes ebenso interessanten, wie geschichtlich bedeutsamen Zeitabschnittes in der Klostergeschichte Bronnbachs zu geben.

I.

Des Klosters Bronnbach Rechtsstand.

Die Klöster in der Grafschaft Wertheim, besonders Bronnbach und Grünau, waren exempt, d. h. sie waren von der bischöflichen Jurisdiktion, Visitation und Korrektio durch apostolische Privilegien und Indulte befreit. Schon im Jahre 1165 am 15. Juni erteilte Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstag zu Würzburg dem Kloster Bronnbach das erste Privilegium. Von diesem Jahre an folgten den Privilegien des Klosters jeweils die Bestätigungen der nachfolgenden Kaiser und Fürsten. So nahm z. B. Kaiser Heinrich VI. am 25. Mai 1192 das Kloster in seinen besonderen Schutz, so dass es keinen anderen Vogt

1) Weitere Quellen sind: Mone, Oberrh. Zeitschr. II und IV (1853). Kühles, Arch. f. Unterfr. Heft 1 und 2. Gesch. der Abtei Bronnbach von Kaufmann. Oberrh. Zeitschr. 34. Mone, Schriften des Altertums- und Geschichtsvereins Badens II. Manuskript von Jos. Maria Schneidt, Ros. Arch. Werth. lit. D Nr. 143. Haupt, Zeitschrift f. deutsch. Altert. III u. a.

als den Kaiser haben sollte, und kein Marschall oder anderer Sendbote in dem Hof des Klosters Bronnbach zu Würzburg Beherbergung für sich oder andere ansprechen dürfe. Im Jahre 1233 erhielt das Kloster Befreiung von der Zollabgabe auf dem Rhein und dem Main durch den römischen König Heinrich VII., den Sohn Friedrichs II.

Über die in der Grafschaft gelegenen Klöster, insbesondere über Bronnbach und Grūnau, hatten die Grafen von Wertheim nicht nur Schutz- und Schirmrechte, sondern auch landesherrliche Rechte, da gerade diese Klöster von der wertheimischen Grafenfamilie gestiftet waren und in den Landesgrenzen der Grafschaft lagen. Auf dem oben genannten Reichstage zu Würzburg bestätigte darum Kaiser Friedrich dem Bischof von Würzburg zwar die Herzogswürde in Franken, allein er bestimmte ebenso ausdrücklich, dass und wie den Grafen von Wertheim ihre landesherrlichen Rechte in ihrer Grafschaft zu wahren seien. Die Klöster aber erhielten Kaiser-Privilegien, die ihnen Freiheit zusicherten von jeder auswärtigen Gerichtsgewalt, auch von derjenigen des Bischofs von Würzburg!

Die Grafen von Wertheim übten die Rechte, welche ihnen über ihre Klöster zustanden, stets streng gewissenhaft aus. Wir wollen nur als Beispiel die Regierung des Grafen Johann II. (1407—1444) erwähnen, welcher als Schirmherr der Klöster der Grafschaft Wertheim nachdrücklich für dieselben eintrat: er verlieh ihnen besondere Rechte und Privilegien, schlichtete Streitigkeiten der Klöster unter sich oder mit anderen Körperschaften und Personen und schloss für seine Klöster diesen nützliche Verträge und Käufe. Dass die Bischöfe von Würzburg die Ausübung solcher Rechte nicht gern sahen, lässt sich wohl begreifen; ebenso verständlich ist ihr Streben, als geistliche Herzöge von Franken über die geistlichen Besitztümer in Franken die Jurisdiktion zu erhalten; allein ebenso klar ist die Tatsache, dass dieses Streben ein widerrechtliches und unbilliges war, und ebenso verwerflich sind die Mittel, mit welchen sie die Realisierung ihrer Wünsche zu erreichen suchten. Die Grafen von Wertheim traten demgegenüber stets für Bronnbach ein, wenn es von dieser oder einer anderen Seite zu scharf angefasst werden sollte¹⁾. Würzburg war nämlich nicht die einzige Macht, welche den Grafen von Wertheim ihre Rechte auf Bronnbach streitig zu machen suchte; auch Mainz erhob Ansprüche auf das Kloster, weil Besitz-

1) Graf Michel II. bestimmte z. B. anno 1511 den Bischof Lorenz von Würzburg, dass er die Landsteuer für Franken in Bronnbach von 80 auf 50 Gulden ermässigte.

ungen des Klosters im Bereich der Mainzischen Herrschaft lagen. So konnte es geschehen, dass im Jahre 1524 Mainz von Bronnbach Steuer anforderte aus den Gütern und Einkünften des Klosters im Mainzer Gebiet, Würzburg und Wertheim aber aus dem ganzen Besitz, ersteres als Ordinarius, letzteres als Schirmherr. Weil aber das Kloster glaubte, diese Schatzung auf die Dauer nicht aushalten zu können, forderte Abt Marcus im Jahre 1547 eine Kaiserliche Kommission, welche später Abt Clemens Leuser am 7. März 1549 auf den Fürstbischof zu Speier ausbrachte. Karl V. beauftragte darum den Bischof Philipp zu Speier, er möge als Kommissarius für alle drei Parteien einen Tag ansetzen, diese in ihren Irrungen und Notdurften verhören und mit allem Fleiss versuchen, die Parteien gütlich zu vertragen: gehe aber die Sache nicht gütlich aus, so möge er schleunigst den Prozessweg betreten. Allein diese Kommission entschied die Sache nicht, obgleich sie bis in das Jahr 1552 fortgesetzt tätig war; festgestellt wurde nur, dass Bronnbach bereits nach allen drei Seiten Steuer und Abgaben gegeben hatte und jede Partei Anspruch auf das Kloster erhob. Wertheim aber bestand auf seinen Rechten auf Bronnbach, die ihm auch Abt Marx 1542 freiwillig zugestand: das Kloster sei in der Grafschaft Wertheim gelegen und Wertheim habe auch „die malifitzische Obrigkeit hergebracht und exerciret“. Derselbe Abt überbrachte bei der Anforderung einer Türkensteuer dem Grafen 300 Gulden für die Abtei und 7 Gulden für sein Gesinde. Er bestätigte damit, dass die Grafschaft Wertheim das Kloster Bronnbach zu kollektieren und zu schätzen habe¹⁾.

Von der Fürsorge, mit welcher Graf Georg II. für seine Lente und seine Klöster erfüllt war, gibt ein Brief an Eberhard Hund, seinen Amtmann, Kunde, in welchem er demselben auftrug, er möge dem Abt von Bronnbach schreiben, bezüglich der Zumutungen von seiten Würzburg und Mainz „bedorff er sich derhalb kein far besorgen“²⁾. — Auch in den Wirren des Bauernkrieges nahm sich Graf Georg II. von Wertheim treulich des Klosters an. Ausdrücklich wird in den Akten erwähnt: „als im Bauernkrieg a. 1525 Abbt undt Convent zu Bronnbach aus dem Kloster verjagt, dasselbe verwüst und geplündert und in solcher wehrender uffruhr graff Geörge gedachtes Klosters underthanen des dorffs Reicholzheimb neben anderen brunbachischen dörrfern zu pflichten angenommen, hette uff ansuchen Abbt Marx's idem Graff Geörge

1) Die Quittung ist von den obersten Schatzungseinnehmern zu Nürnberg ausgestellt, am 26. Juli 1542.

2) cf. Anlage I.

Reicholzheimb mit seinen gerechtigkeiten dem Closter wieder zugestellt, die underthanen desselben ihrer pflichten ledig gezehlet undt an das Closter sie damit gewiesen.“ Ebenso wird erwähnt, dass Graf Georg das Dorf Dörlesberg „cum aliis pagis“ des Klosters eingenommen, allein wieder davon abgetreten sei und diese dem Kloster zugewiesen habe¹⁾. Später nahm Georg II. Bronnbach wiederum in Schutz gegen die Ansprüche des Bischofs von Würzburg an das Kloster auf Ersatz des Schadens, der seinem Bistum im Bauernkrieg entstanden sei²⁾. So übten die Grafen von Wertheim am Anfange des 16. Jahrhunderts ihr Schutz-, Schirm- und Landrecht über das Kloster Bronnbach, wenn auch nicht ohne Anfeindung seitens Würzburgs, stark und unentwegt; das Kloster selbst aber schaute voll Vertrauen auf zu der Herrschaft, deren segensreiche Obhut sich schon oft glänzend erwiesen hatte.

Wie wir schon oben erwähnten, waren die Klöster Bronnbach und Grünau exempt und die Äbte liessen sich zum teil in Mainz, zu Bamberg, auch wohl zu Eichstätt ordinieren und salben. Würzburg hatte weder in spiritualibus noch in temporalibus eine bevorzugtere Stellung zu Bronnbach als andere Bischofssitze, es möchte denn darin eine solche gesucht werden, dass das Kloster eben im weltlichen Herzogtum Franken gelegen war. Da wurde die ganze Sachlage durch jene Vollmacht des Papstes Clemens VII. geändert, in welcher den Bischöfen unter Aufhebung aller früheren geistlichen und weltlichen Rechte und Gerechtigkeiten der Auftrag erteilt wurde, alle Klöster ihrer Bezirke zu visitieren und an Haupt und Gliedern zu reformieren. Dieser Visitationsbefehl hatte seine doppelte Ursache: zunächst war der Sturm des sogenannten Bauernkrieges durch die Lande gezogen; auch durch die Klosterpforten war er in die Klöster eingedrungen, wo er allenthalben Verwirrung und Zersetzung zurückliess; die Mönche streikten gegen Ordensgelübde und Klosterdisziplin, vertauschten das Mönchsgewand mit weltlicher Kleidung, schweiften im Lande umher und achteten weder der göttlichen noch der menschlichen Autorität. Was Jahrzehnte lang hinter den Klostermauern verborgen gesät und aufgewachsen war, trat nun plötzlich, nachdem die Bauernhaufen die Klöstertore erbrochen, als reife Frucht vor die Öffentlichkeit³⁾. Aber auch

1) cf. dazu: Kern, Die Beteiligung des Grafen Georg II. am Bauernkrieg. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, Bd. 16.

2) cf. Anlage II.

3) Es ist nicht objektiv geurteilt, wenn man die Desolation der Klöster einfach der Reformationsarbeit Luthers zuschreibt! Die innere Zerrüttung der Klöster

die Lehre Luthers hatte mehr oder weniger Geistliche und Laien erfasst und das Gewissen des Volkes erweckt, so dass die seit Jahrzehnten still geduldete Anarchie in Kloster und Pfründe in der Volkstimme ihren Richter fand. Es ist wohl begreiflich, wenn der Papst auf Mittel und Wege sann, um einerseits eine Besserung im geistlichen und weltlichen Leben der Klöster zu erzielen, um aber andererseits auch den Sang der Wittenberger Nachtigall möglichst unhörbar zu machen. Am 11. Mai 1526 ernannte darum Papst Clemens VII. den Bischof von Würzburg auf fünf Jahre zum Protektor und Visitor aller Männer- und Frauenklöster des Hochstifts, auch der Cisterzienser und Prämonstratenser, sowohl in spiritualibus wie in temporalibus. Dieser päpstliche Gewaltbrief brach die Exemption der Klöster¹⁾. Das ganze 16. Jahrhundert hindurch wurde diese Visitationsvollmacht durch das Hochstift Würzburg bei dem jeweiligen Bischofswechsel erneuert²⁾ und der Vollzug dieser Vollmacht erst durch päpstliche Entschliessung vom 5. Januar 1579 wieder eingestellt, nachdem die Gewaltmassregel ihre Schuldigkeit getan und auf Grund der bereits gesicherten Erfolge ein Bischof Julius seine drakonische Arbeit aufbauen konnte.

II.

Die Klostervisitation zu Bronnbach.

Konrad, Fürstbischof von Würzburg, so untätig und schwach er im Jahre 1525 in Not und Fahr dem Stärkeren gegenüber gewesen¹⁾, erwies sich als zielbewusster und scharf zugreifender Mann, sobald er sich einem Schwächeren gegenüber gestellt sah.

Hatte er schon bei der Bestrafung der aufrührerischen Bauern nachdem die Bundestruppen den Aufstand in Franken niedergeworfen hatten, seine „christliche Liebe und Barmherzigkeit“ geoffenbart⁴⁾ und

bestand schon Jahrzehnte vor Luthers Auftreten. cf. dazu Würzb. Arch. XVI p. 32f und Kern, Hans Böhm, der Pfeifer von Niklashausen. Lang, Karlsruhe 1902.

1) cf. Rost, Gesch. von Bildhausen, Würzb. Arch. XI, 1. Reininger, Gesch. der Abtei Aura. Würzb. Arch. XVI, 1. Dieser schildert die Persönlichkeiten und das Verfahren der von Bischof Konrad von Thüngen bestimmten Visitatoren.

2) Z. B. am 15. Mai 1584 Vollmacht an Bischof Melchior von Zobel. 1585 suchte Fürstbischof Friedrich von Würzburg dem Kloster Bildhausen einen weltlichen Gegenschreiber aufzudrängen, um das Kloster zu kontrollieren.

3) Vgl. Kern. Graf Georg II. im Bauernkrieg. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 1900, Bd. XVI.

4) Vgl. Aschbach, Geschichte der Grafen von Wertheim, Seite 308.

auch bei der Eintreibung des Schadenersatzes von dem Volk im Frankenland sein „mitfühlendes Herz“ gezeigt,¹⁾ so zeigte auch die ins Werk gesetzte Visitation des Klosters seinen „Sinn für höhere geistliche Gerechtigkeit“ in vollem Glanze. Es kann darum nicht seltsam erscheinen, wenn sich der höhere und niedere Adel in Franken, sowohl in Sachen der Schadenersatzforderungen aus den Tagen des Bauernkrieges als „Vertragsverwandte“ durch besondere Verträge gegen den Würzburger Bischof zusammenschloss, als auch bezüglich der Visitation der in fremden Territorien gelegenen Klöster gemeinschaftliche Sache machte. Mit Recht argwöhnte der Adel (und insonderheit die Grafen von Wertheim), dass die Anerkennung des Visitationsrechtes der Klöster durch Würzburg von diesem später geltend gemacht werden möchte als Anerkennung landesherrlicher Rechte des Würzburger Bischofs als eines Herzogs von Franken. Graf Michel II. sprach es offen aus, dass der Bischof begehre, „alle Grafen und ihre Nachkommen für Landsessen eines bischoffen von Würtzburg ein zu ziehen“. Demgegenüber wisse er, dass die Grafen von Wertheim freie Grafen des Reichs seien, „wie weit aber des bischof sein beruhmt hertzogtumb zu erstrecken hab, sey ihm nit wissend“. — Gerade Wertheim hatte also insofern ein Recht misstrauisch zu sein, als die fortgesetzten Eingriffe Würzburgs in die Gerechtsame der Grafschaft nur zu deutlich offenbarten, welche weltlichen Ziele die geistlichen Nachbarfürsten am Main unentwegt verfolgten. Wir wollen dabei nicht in Abrede stellen, dass die offenkundige Neigung der Grafen Michael II. und Georg II. zur Einführung der Reformation in ihrem Gebiet für den Fürstbischof ein antreibendes Moment zur Einmischung in die geistlichen Angelegenheiten der Grafschaften bilden konnte, wenn auch nicht bilden musste. Tatsache ist, dass andere Grafen in Franken und benachbarte Fürsten von solcher Klostervisitation mehr oder weniger unbehelligt blieben. Um nur zwei Beispiele anzuführen, möge uns gestattet sein, auf den mächtigen Grafen von Henneberg²⁾ und auf den Markgrafen von Brandenburg hinzuweisen. Georg II. von Wertheim hatte die Briefe des Bischofs von Würzburg nebst dem päpstlichen Erlass dem Grafen von Henneberg gesandt mit der Anfrage, wie es in dessen Gebiet in dieser Sache gehalten werde. Am 11. September 1527 schrieb nun Graf Wilhelm von Henneberg nach Wertheim, „dass kein Wort daran ist, dass in der Koberg'schen Ort

1) Laut Akten im Gemeinsch. Arch. zu Wertheim.

2) Die Grafen von Henneberg waren Würzburgische Lehensleute und dem Bischof in gewissen Dingen verpflichtet.

dermassen visitirt wird oder nur etwas vorgenommen die Geistlichkeit belangend,“: „dan ich wolt von hertzen gern eynen sehen, der so küne dorft sein und mit dess babst briwen in meyner hern lant dorft kommen; ich wille geschweygen, dass man ess dem bischof von Würzburg gestatten solt; so hatt man sich noch nichtss in meyner herschaft derhalben unterstanden; ich würt es auch nicht leyden, dan man würt dadurch mehre gerechtiggkait uff unser baider gaistlichkeit erlangen, dan vor alters gewest ist; der babst leytt darunder ganz in unser ort; so geben wir auch auff die bischoff und ire bann nichts mehre.“¹⁾

Auch an den Markgrafen von Brandenburg hatte sich Graf Georg II. mit seiner Anfrage wegen der Klostersvisitation gewandt. Am 15. September 1527 antwortete ihm Hans von Seckendorff, er habe über diese Sache mit den Räten des Markgrafen gesprochen; er könne aber „nit finden noch wissen, das dergleichen bei den Clostern in meiner gnedigen Herren der Markgrafen Landen gevisitiret worden sei.“²⁾

Je mehr wir aus diesen Tatsachen erkennen müssen, dass diese Visitationsbulle erst auf besonderes Ansuchen vonseiten Würzburgs erlassen war und hauptsächlich bischöflichen Sonderzwecken in Franken dienen sollte, desto erklärlicher werden wir es finden, dass die rechtmässigen Visitatoren der Klöster, sowie deren Schutz-, Schirm- und Landesherren sich gegen eine solche erzwungene Visitation wehrten und verwahrten.

Das Kloster Bronnbach stand unter der Aufsicht des Klosters zu Maulbronn; von der Gründung des Klosters an war der Abt zu Maulbronn dem Kloster an der Tauber vorgesetzt gewesen. Die Akten zeigen genau das Verhältnis der Tochter zur Mutter, das auch in äusserlichen Rechtsfragen zum Ausdruck kam.³⁾ Es erliess darum am 12. August 1527 der Abt von Maulbronn ein Intercessionalschreiben an den Grafen Georg II. von Wertheim, als Schutzherrn des Klosters Bronnbach.⁴⁾ Von alten Zeiten her, schreibt Abt Johannes, habe allweg ein Prälat von Bronnbach sein Aufsehen auf den Prälaten von Maulbronn gehabt; er bäte den Grafen, er möge als des Gotteshauses Schirmherr den Abt zu

1) Dat. „zu breyttingen in der heyligen Hirschbrunst uff mitwochen nach natiuitatis marie a. d. 1527“. Orig. in Pap. Werth. gem. Arch.

2) Dat. Sonntag nach Exaltationis crucis a. d. 1527. Gem. Arch. Wertheim. Orig. in Pap.

3) „1273 war von dem Abt zu Maulbronn zwischen Bronnbach und Reicholzheim ein Vertrag gemacht worden, wie es wegen der Trieb und Beholzung zu halten.“

4) Urkunde im gem. Arch. zu Wertheim. Dat. „Montag nach Laurentiae a. d. 1527. Johannes appt zue Mulbronnen.“

Bronnbach instruieren und demselben mit Rat und Tat beistehen.¹⁾ Georg II. hatte aber nicht nötig, sich in dieser Sache an Bronnbach zu wenden; vielmehr überbrachte der Abt selbst sofort nach Eintreffen des päpstlichen Erlasses und der Visitationsankündigung die Schreiben dem Grafen und verhandelte mit ihm über die zu treffenden Massregeln: Schutzherr und Beschützte gingen in dieser Sache anfänglich in völliger Übereinstimmung zusammen. Es ist unrichtig und tendenziös dargestellt, wenn Schneidt in seinem Manuskript über Bronnbach²⁾ behauptet, „für Bronnbach war wegen dem kriegerischen Unwesen Wertheim als Schutzherr von Bronnbach um so mehr zu befürchten, da selbiger Graff zu denen Bauern gestossen und sogar vor Würzburg gezogen ware.“³⁾ Zunächst wandte sich Graf Michael am 7. August an den Fürstbischof von Würzburg und schrieb ihm: Abt, Prior und beide Konvente der Klöster Bronnbach und Grünau, seine Schirmverwandten hätten ihm Visitationsbefehle gebracht; er sehe aus denselben, dass der Papst ohne alle Ursache kaiserliche Privilegien aufzuheben vermeint und sich vornehme, in obgenannten Klöstern des Grafen Schirmgerechtigkeit zu mindern. Er bäte, der Bischof möge ihn in diesen Zeitläuften mit päpstlichen Befehlen und Handlungen nicht beschweren und ihn bei seinen kaiserlichen Freiheiten bleiben lassen; im nächsten Abschied zu Speier würden doch alle Sachen, die Geistlichen betreffend, auf kaiserlichen Bescheid laut desselben Abschieds gestellt werden.⁴⁾

Bischof Konrad antwortete umgehend am 10. August an Graf Michael: Er habe nach Beendigung der bairischen Empörung vom Papst Befehl erhalten, alle Klöster in dem Würzburger Stift und Bistum zu visitieren. Weil nun er, der Bischof, diese Visitation nicht selbst vornehmen könne, darum habe er eine Visitationskommission eingesetzt.⁵⁾ Die Visitation in Bronnbach und Grünau werde daher „mit unfuglich furgenommen“; hätte aber der Graff gewichtige Gründe dagegen, so solle er diese „uff dem Tage der Visitation halben angesetzt vor Inen der gepure nach furbringen lassen“; die Visitatoren würden dann gewiss

1) Auch der Abt von Ebrach protestierte gegen die geplante Klostervisitation und forderte alle Äbte in Franken mit Zustimmung des Cisterzienser-Generals auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

2) Die Gesch. des Klosters Bronnbach von Schneidt vom Jahre 1759. Löw. Werth. Ros. Arch. Lit. D Nr. 143. cf. Kern, Graf Georg II. im Bauernkrieg, Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrh. 1901 Bd. XVI.

3) Sachlich wie chronologisch unrichtig!

4) Dat. Mittwoch nach Sixti a. d. 1527. Gem. Arch. Werth. Kopie in Papier.

5) Diese Einsetzung war bereits am 14. Mai 1527 geschehen.

„nit anders, dan was sie vermoge päpstlicher Kommission geistlicher und weltlicher Rechten thun sollen und mogen, handeln“.¹⁾ Es ist begreiflich, dass sich Graf Michael mit dieser Auskunft nicht zufrieden gab. Er wandte sich sowohl schriftlich selbst an die Visitationskommission, als auch liess er sie durch seinen Anwalt „zu meher malen bitten, diese Visitation wenigstens nur dan sovil die Visitatores uss ordenlicher Jurisdiktion der gaistlichkait halber zu thund verpflichtet, vorzunehmen, die Klöster aber sonsten unbetrangt und unbetrübt zu lassen“.²⁾ Dass der Graf von Wertheim mit allen Bitten und Einwänden bei Würzburg nichts erreichte, durfte für ihn selbst im Grunde nicht überraschend sein: Die Geschichte seines Geschlechtes in vergangenen Zeiten konnte ihn doch zur Genüge darüber aufklären, dass Würzburg in stiller erhabener Ruhe, unbekümmert um rechtliche oder moralische Einwände, Schritt für Schritt seine Ziele im Auge behielt, sie auf Jahre hinaus festlegte und alles Tun oder Lassen stets für Jahrzehnte berechnete. Wir können bedauern, dass die Grafen von Wertheim in richtiger Erkenntnis dieser Tatsache nicht sofort entsprechend handelten, dürfen aber ihnen umsoweniger einen Vorwurf darob machen, als es auch im 20. Jahrhundert immer noch Menschen genug gibt, welche in Hinsicht auf die Leitung der ganzen römischen Kirche im grossen an derselben Kurzsichtigkeit kranken und das System nicht erkennen, oder wenn sie es erkennen, sich zu einem planmässigen Vorgehen nicht aufraffen können.

Bischof Conrad von Würzburg kümmerte sich also, wie gesagt, um die Vorstellungen Wertheims nicht im mindesten und die bischöfliche Visitationskommission traf am Donnerstag, den 22. August, in der Kartause Grünau und, nachdem sie hier abgewiesen, am 24. August in Bronnbach ein. Nachmittags hatten sich im Auftrage des Grafen Michael die Lehensmänner Jörg von der Thann und Christoph von Cull zusammen mit dem Amtsschreiber Hans Haffenpragk nach dem Kloster begeben, um die Visitatoren dort abzuwarten.³⁾ Sie trafen gegen Abend dort ein und bestimmten, dass um 7 Uhr eine Predigt zu halten und „ein Amt von dem heil. Geist zu singen sei“. Es amtierte ein Augustinerbruder, den die Visitatoren mitbrachten. Nachher gingen alle in den Kapitelsaal, „in meinung die Visitation anzufahen“. Der Dechant vom

1) Dat. Samstag Laurentii 1527. Orig. gem. Archiv zu Wertheim.

2) Diese Meinung sprachen die Grafen von Wertheim bei den verschiedenen Verhandlungen mit Würzburg immer wieder aus.

3) Wir folgen bei der Beschreibung dieses Vorgangs dem aktenmässigen Bericht darüber an den Grafen Michael II.

Neumünster in Würzburg begann mit dem päpstlichen Befehl, den der Bischof von Würzburg nach dem vergangenen bäuerischen Aufruhr erhalten, alle Klöster in seinem Stift zu visitieren und erklärte, dass der anwesenden Kommission verordnet sei, diese Visitation vorzunehmen und las die betreffende Urkunde vor: „daz wass ein langes lateinisch ding.“ Die Kommission habe dem Abt den Visitationstag angezeigt und wolle nunmehr anheben im Namen des dreieinigen Gottes: „undt machten ein Kreuz“.

Nun trat der Abt vor mit der Erklärung, dass seines Erachtens der Bischof von Würzburg nicht nötig habe, das Kloster zu visitieren; dasselbe hätte seinen ordentlichen Visitor, der ihnen von Cisterz gegeben worden. Erst vor einem halben Jahr hätte dieser visitiert; sie seien gehalten, wie es sich allen frommen Klosterleuten wohl gebühre. Als Abt wolle er der Kommission die Frage gestatten, ob die Geistlichen in ihren Obliegenheiten treu seien — andere Fragen, insbesondere weltliche bewillige er nicht. — Darauf erhoben sich die Wertheimischen Abgeordneten: ihr Wortführer war Hans Haffenpragk. Er erklärte kurz und bündig: Graf Michael erhebe gegen die Visitation Protest. Die Kommission erwiderte, sie anerkannten die Rechte des Grafen; mit ihm hätten sie auch nichts zu tun: sie wollten ja das Kloster visitieren! Die Freiheiten des Klosters aber seien vom Papst vernichtet und andere Bullen aufgerichtet worden. Dieser Ausflucht hielten die Wertheimer entgegen, die Grafen seien Reichsgrafen und hätten das Lehen über Bronnbach vom Kaiser. Dieser aber sei uneinig mit dem Papst, „deshalb der gnädig herr grave Michel uff des jetzigen Babst person auch handlung gar nichts hielt und noch viel weniger auff seinen bericht“. Die Würzburger erwiderten, diese Visitation sei „von bābstlicher heiligkeit furgenommen“ und „das Kloster sei ohn Mittel dem Babst underworffen“; sie beehrten eine runde Antwort: Ja oder Nein! Auf eine ausweichende Antwort des Abtes traten die Wertheimer vor und sagten: die Kommission hätte nun doch gehört, warum die Visitation nicht geschehen solle, und verboten dem Abt und Konvent in aller Form im Namen des Grafen Michael, „sich in kain Visitation der weltlichkeit belangendt zu begeben oder einzulassen“; auch stützten sie sich auf den Reichstagsabschied zu Speier. Diesen aber erkannten die Würzburger nicht an und behaupteten, „er züge sich hierauf gar nichts“; im übrigen hätten sie mit dem Grafen gar nichts zu tun; es sei aber Zeit jetzt zu Tisch zu gehen. Die Kommission traf die Bestimmung, dass Abt und Konvent allein speisen müsse und sich mit niemand unterreden dürfe.

Nach Tisch erklärte der Abt, man wolle eine geistliche Visitation zulassen, eine weltliche sei ihnen verboten. Die Kommissäre erwiderten, sie seien dem Papst mehr gehorsam schuldig als dem Grafen; dessen Verbot gehe sie nichts an. Hierauf hielt „zur Verstärkung der Würzburgisch Doktor eine lange Rede“: die Visitation geschehe zu keines Nachteil, da ja in dem päpstlichen Breve besonders „wäre mit worten aussgedrückht, das ir gn. herr von Würtzburg ein schutzherr über solche Klöster sein solt, doch nit länger dan fünf jar“. Gerade daraus, so riefen ihm die Wertheimer dazwischen, gehe hervor, dass die Visitation ungesetzlich sei. Wäre Würzburg Schutzherr über Bronnbach, so wäre dieses Recht auf ewige Zeiten gegeben. Im übrigen könne der Bischof, als mächtiger Fürst, die ihm übertragenen 5 Jahre auf weitere 5 Jahre mit Gewalt verlängern, „alsdan würde ein possession darauss“. In die Enge getrieben, erklärten die Visitatoren, mit Wertheim hätten sie überhaupt nicht zu verhandeln; dem Abt aber wollten sie Zeit lassen, sich nochmals mit den Seinen zu besprechen — und zogen sich zurück. Als sie wieder erschienen, machte der Abt den Vorschlag, man solle unter den Konventualen abstimmen über die Ausführung der Visitation. Die Würzburger aber wiesen diesen Antrag zurück und erklärten, die päpstliche Bulle sei „aus eigenem bewegnuss bäbstlicher heiligkeith“ verfasst zum Vorteil des Klosters; diese Visitation sei befohlen und sie gedächten sie zu vollziehen. Darauf rief der Abt „das wer ja ein unchristlich ding“! Nun könne er nicht mehr schweigen; wenn man die Bulle genauer ansehe, so finde sich, dass der Bischof dem Papst „alle ding nach der läng angezeigt hett“. Er könne nicht glauben, dass diese Visitation es auf den Nutzen des Klosters abgesehen habe. Als sie nach dem Bauernkrieg „die kuten widerumb anthaten“, hätten sie bei dem elenden Zustand des Klosters „zum Offizial gehn Würtzburg geschickt umb ein Indult“. Der aber hätte ihnen gesagt: „wolten sie nitt mess lesen, solten sie es stehn lassen; wan sie gelt hetten, geb er ihnen ein Indult“. Auch hätte dieser Offizial das Kloster nur bis auf nächsten ad cathedra petri gefreit. Wäre es auf Vorteil des Klosters abgesehen, so hätte man sie in der grossen Not bedacht; aber je länger desto mehr erkenne er, es wäre „doch nur umb gelt zu thun!“ Der Dechant suchte den aufgeregten Abt zu beruhigen und meinte, es könnten schon noch Mittel gefunden werden; für heute sollte Abt und Konvent nur ja oder nein sagen. Als aber der Abt bei seinen Worten beharrte, erhoben die Würzburger feierlichen Rechtsprotest, darauf ebenso die Wertheimer. Noch einmal frag der Würzburgische Anwalt, ob Wertheim „den Mun-

chen zu Brunbach verboten hett, sich in dem Weltlichen nicht visitieren zu lassen?“ Auf das Zugeständnis der Wertheimischen Gesandten entfernte sich die Visitationskommission aus dem Kloster.

Wir haben diese wichtige Unterhaltung etwas ausführlicher wiedergegeben, um die beiden Grundrichtungen von vornherein zu kennzeichnen, in welchen sich die Schirm- und Landesherren von Bronnbach, die Grafen von Wertheim, und die neu aufgetretene geistliche Gewalt, der Bischof von Würzburg, bei ihren ferneren Massnahmen bewegten. Hätte Wertheim einfach die Erklärung abgegeben, dass in Bronnbach für alle Zeiten die römische Lehre festgehalten werde, so hätte Würzburg auf jede Einmischung in die Verhältnisse des Klosters, geistlich wie weltlich, verzichtet; denn aus dem ferneren Verhalten der Bischöfe von Würzburg geht der Grundsatz ganz klar hervor: Bronnbach muss der römischen Kirche erhalten bleiben und zwar unter Anwendung jeden Mittels, ob gerecht oder ungerecht, gesetzlich oder ungesetzlich. Dieser Grundsatz war um so leichter in die Tat umzusetzen, als damals die römische Kirche durch ihre Beherrschung des staatlichen Rechtswesens ihren Willen mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln durchzuführen imstande war. Die Grafen von Wertheim aber sagten sich, dass die Einführung der Reformation in der Grafschaft, welche sie vorzunehmen gedachten, eine Änderung der Klöster in sich schliesse und drangen auf eine Anpassung derselben an die durch die Annahme der evangelischen Lehre zu schaffenden neuen Verhältnisse; dass sie zu dieser Änderung rechtlich wie moralisch verpflichtet waren, stand den Schirm- und Landesherren von vornherein fest.

So lagen die Verhältnisse als am 24. Oktober 1527 von dem Bischof von Würzburg an Abt und Konvent in Bronnbach ein Monitorium erging, sich der Klostersvisitation fernerhin nicht zu widersetzen. — Bronnbach sandte dies Monitorium umgehend an den gräflich-wertheimischen Rechtsbeistand am Reichskammergericht, Dr. Schwabach, mit der Bitte, dem Kloster anzugeben, wie es sich dem wiederholten Verlangen Würzburgs gegenüber zu stellen habe. Dieser schrieb nun an Abt und Konvent: Er habe gefunden, dass die päpstliche Bulle wie das Monitorium nicht allein dem Abt und dem Orden zum höchsten Nachteil ausgebracht worden sei, sondern auch im Widerspruch stehe zur weltlichen Obrigkeit. Ob aber dem heiligen Vater gebühre, eine solche Bulle ohne Aufforderung ausgehen zu lassen, wolle er dem Allmächtigen befehlen. Sein Rat gehe nun dahin: der Abt samt Konvent solle durch Notarien und Sindici in aller Form protestieren und dem Bischof anzeigen, dass

sie die Visitarey und den Zwang nicht schuldig seien zu ertragen. und ihm erklären, dass sie diese Protestation bei allen zukünftigen Terminen wiederholten. Darum müsse ihre erste Bitte an Würzburg sein: man möge ihnen einen geschickten Prokurator und Advokaten geben, da das Kapitel solcher geschickten Leute bedürfe; dieses Begehren sei Rechtsgrundsatz. Auch müsse man diesen Advokaten eine ziemliche Belohnung auszahlen, damit sie mit höchstem Fleiss der Sache dienten. Ebenso solle Abt und Konvent 6 Wochen Bedenkzeit fordern und nach deren Ablauf Einwände bringen, warum sie nicht schuldig wären, die Visitation zuzulassen. Am Schluss des Briefes sucht Dr. Schwabach die Bronnbacher Ordensleute zu vertrösten, indem er schreibt: „Ew. Ehrwürden wollen nur gehertzt sein und ein gut vertrauen zu got haben; der wurt uns wol allen teufeln auss dem Rachen reissen.“

Während das Kloster Bronnbach für sich mit Dr. Schwabach verhandelte, war auch Wertheim nicht untätig. Der Sekretär Haffenpragk hatte ein Instrumentum protestationis verfertigt und solches an Schwabach gesandt zur Begutachtung. Von diesem traf auch sehr bald Antwort ein, in welcher er dem Grafen Georg II. schrieb: Wenn Haffenpragk meine, Würzburg bestehe anscheinend nicht mehr so heftig auf der Visitation, so glaube er doch, „die leut werden nit feyren, diweil sie zum höchsten begierig, euer gn. und derselben verwandten zu thun. was inen laidt.“ Er müsse darauf bestehen, dass Abt und Konvent einen Anwalt nach Würzburg senden, sobald der Bischof noch etwas von ihnen verlange. Mittlerzeit werde er, Schwabach, eine Exzeptionsschrift verfassen, „das sich die widdersacher ine ir hertz schemen müssen. ist anderst ein funcklein eines guten gemuts inen. Ein Khindt mocht spuren, was furwitz und hüberay in der bull steckt; wer etlich leut nit khendt, solt sich verwundern, wer dem bischove geraten hette, ein solliche lesterliche bull ausszuspringen, in welcher der bapst wider gotlich und sein selbst satzung Kais. Maj. zum allergrobsten in die peen greiff; wo die elendiglich leut wolten bedacht haben, das ir bischove ein fürst des Reichs, Kais. Maj. und dem Reich gelopt und geschworn, so solten sie iren heren widderrathen haben; wolt Got, das Ew. gn. und Andere, so von dem hauffen vexirt werden, sich dessen bei Kais. Maj. beclagten; wan das Kaiserl. Regiment dem Fiscal befehlen wolten gegen den bischove umb solliche verhandlung auff gepurliche straff andern zu einem exempel zu prozedieren, were wol billich. Jst es doch nit eine feine sach, das ein fürst des Reichs von des Keysers hauptfeindt ein

solich bull erlangt¹⁾ Auch der zweite Anwalt der Grafen von Wertheim am Kammergericht, Dr. Huser, sprach einen ähnlichen Gedanken aus, wenn er später an Georg II. schrieb: „Nolite tangere christos meos; wer sich an solich hailigen Kessel reibet, der wurt geunsubert.“²⁾ Während diese Verhandlungen gepflogen wurden, feierte auch Würzburg nicht. Am 16. November 1527 erging bereits ein Spruch des Bischofs an Abt und Konvent, in dem diese vorgeladen wurden zur Zeugnisabgabe, ob und welche Rechte Wertheim überhaupt auf das Kloster Bronnbach habe;³⁾ zugleich wurde ihnen mitgeteilt, dass kraft der päpstlichen Bulle die Visitation mit Gewalt erzwungen werde. Schwabach erklärte demgegenüber in einem Schreiben vom 27. November 1527 an den Grafen Georg: er wiederhole seine Bitte bezüglich der formellen Protestation in Würzburg durch die Anwälte Wertheims und Bronnbachs. Das Urteil vom 16. November sei anfechtbar, denn erstlich dürfe Niemand gezwungen werden, gegen seinen Schutzherren zum Vorteil fremder Obrigkeit geistliche Personen als Zeugen beizubringen und sodann passe die päpstliche Bulle überhaupt nicht auf Bronnbach, denn das Kloster sei in ordentlichem geistlichen Wesen und an seinen weltlichen Gütern litte es weder Nachteil noch Mangel; es sei aber Rechtssatz: „ubi cessat causa, ibi cessat et dispositio legis“. Im übrigen mahnte Dr. Schwabach, der offenbar seine Leute kannte, zur Vorsicht, „damit sie den braten nit schmecken; dan so geschwind sein sie, wo sie schmecken, wo disser process hinaus wolt, solten sie wohl so eben fähig sein, das sie Kloster von stundt an excommunicirten, damit ires Achdens die appellation weiter kein stat hette“. Wenn man diesem vorbeuge, dann könne der Rechtsweg in aller Form bis zu einem künftigen Konzilium weitergehen und mit gutem Gewissen die Sache so lange aufgehalten werden, dass der Bischof diese Visitation wohl nicht mehr erleben werde!

Das wiederholte Drängen Schwabachs hatte endlich den gewünschten Erfolg: am 9. Dezember 1527 fanden sich die wertheimischen Abgesandten zusammen mit den Mönchen von Bronnbach in Würzburg bei der Visitationskommission ein. Diese wies die Wertheimer zuerst aus dem Saal: die Mönche hätten den Rechtstag erstanden und nicht Wertheim. Als aber die Verhandlung zwischen den Visitatoren und den

1) Man beachte die Censur, welche dem demokratischen Prinzip schon damals gegeben wurde!

2) Schreiben vom 1. November 1529.

3) Damit sollte Bronnbach in eine Falle gelockt werden: sprach es sich gegen Wertheim aus, so war das für Würzburg ein wertvolles Moment!

Mönchen zu Ende war, traten die Wertheimer wieder vor und sagten: Graf Michel von Wertheim schicke sie mit dem Ersuchen, man möge seine Klöster mit Visitationen unbelästigt lassen, da ein solches Vornehmen gegen ihn, den Kaiser und das Reich gerichtet sei. Der Dechant vom Neumünster antwortete ihnen: ihre Sache ginge sie gar nichts an; sie hätten etwas mit den Mönchen zu unterhandeln, aber nichts mit dem Grafen. Die Gesandten entgegneten — sie seien nicht dazu da, sich mit den Visitatoren herumzustritten, sondern den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Darauf bat die Kommission, es möchten sich die Wertheimischen etwas entfernen, da sie sich besprechen wolle. Nach dieser Besprechung erklärten die Würzburger: sie könnten in dieser Sache nichts tun, da der Graf das Erscheinen der Abgesandten nicht angezeigt und sie den Grafen nicht zitiert hätten; immerhin aber sollten sie privatim ihren Auftrag einmal vortragen. Nun brachte Haffenpragk in aller Form die Protestation vor. Die Kommission berief sich wieder auf den Papst, worauf Haffenpragk kurz entgegnete: „er gestunde ine kains babst's“. — Damit war die Verhandlung beendet. — Auf Grund der bisherigen Vorgänge erkannte Bischof Konrad zur Genüge, dass er mit dem Grafen von Wertheim auf diplomatischem Wege nicht so rasch fertig werden könne, als mit den Bronnbacher Konventualen. Er lud diese darum wieder nach Würzburg und zwar sollten sie allein kommen ohne Notar und Zeugen; „dasselbst hatt man sie mit wortten erschreckht und ein sentenz geben“;¹⁾ die Mönche fingen an nachzugeben, nahmen diese Sentenz an und meinten, sie sei ihnen „furträglich“. Wertheim aber erkannte den Schachzug; zum zweiten male erschienen darum die Abgesandten des Grafen gemeinsam mit dem Abt und den Klosterleuten von Bronnbach am 14. Dezember vor der Visitationskommission in Würzburg und erhoben gegen die geplante zweite Visitation Protest; sie erklärten, den Rechtsweg beschreiten zu wollen. Die Würzburger entgegneten: es handle sich um einen Befehl des Papstes; dieser stehe über dem Grafen und sie hofften, der Graf werde nicht als ein Widersacher päpstlicher Befehle gelten wollen; weil die Mönche geistlich seien, so seien ihre Güter auch geistlich; darum bestehe ihre Visitation voll und ganz rechtmässig. Es sei ganz unmöglich, in einer so klaren Sache den Rechtsweg zu beschreiten. Nun baten die Wertheimer um schriftliche Aufzeichnung dieses Bescheides; als diese Bitte abgelehnt wurde, verlas Michael Hutter im Auftrag des Grafen

1) Diese „Sentenz“ war offenbar nicht viel anders als das „Monitorium“ vom 16. Nov. 1527, das die Visitatoren den Mönchen annehmbar zu machen verstanden.

Michael die Exzeptionsschrift und „provociret, appelliret und reklamiret in bester Form, wie es von Rechts wegen geschehen soll“; auf die hierauf folgende Appellation erklärte die Visitationskommission: Es wäre jedermann erlaubt, zu protestieren, exzipieren und appellieren; man gebe soviel darauf als man wolle; die Wertheimer möchten es tun, so oft sie wollten; für diesmal hätte es die Visitationskommission gehört. Darauf Michael Hutter: „man hett ine den anwaldt auch gehört“. Die Herren von Bronnbach aber erklärten zum Schluss, dass sie das Urteil vom 16. November, sowie die Sentenz nicht annehmen könnten und es ablehnen müssten, diesen Forderungen nachzukommen. Nachdem über diese Handlung und Appellation von den Gesandten Wertheims ein Instrument aufgenommen war, verliessen sie mit den Bronnbachern den Sitzungssaal. Da aber auf dieser Tagfahrt die Würzburger Visitatoren nichts Schriftliches herausgaben und das Instrument nicht anerkannten und sagten: „sie dorften nit“, so machte man vonseiten Wertheims und Bronnbachs einen dritten Versuch — mit demselben negativen Erfolg. Ebenso versuchten Abt und Konvent von Bronnbach nochmals am 7. Januar 1528 ihrerseits die Appellation vorzutragen und eine Anerkennung derselben durch die Visitationskommission zu erlangen. Letztere hatte den Mönchen von Bronnbach Bedenkzeit gegeben bis „uff dinstag nach trium regum“; diese Gelegenheit wollten sie benutzen und brachten gleich Notar und Zeugen zur endgültigen Verhandlung mit. In dieser wiederholte zunächst der Würzburger Anwalt den bisherigen Verlauf der Angelegenheit; die Mönche, so erklärte er, wüssten von der päpstlichen Bulle, hätten das Monitorium erhalten und dennoch gebeten, die Visitation zu unterlassen, aus Furcht vor Graf Michael von Wertheim. Es sei ihnen auferlegt worden, diese Angabe zu beweisen und man hätte ihnen ein Urteil zugestellt, welches von Bronnbach angenommen worden sei. Anstatt nun Beweise zu bringen, habe man später gegen das Urteil protestiert; heute seien sie gekommen, um die Erklärung der Visitatoren zu hören, das sei nun die Antwort: Blieben die Mönche bei ihrem vorgenommenen Prozess, so würden die Visitatoren s. Zeit mit Recht gemäss des Monitoriums verfahren. Darauf baten die bronnbachischen Anwälte um eine kurze Pause, damit sie den Notar und die Zeugen hereinholen könnten; die Visitatoren aber entgegneten: die Anwälte bedürften keiner Pause, sie hätten ihr letztes Wort gehört. „Darauf ging Herr Endres Waltz vor die Thür und wolt den Notarien und die Zeugen holen; in dem stunden die Visitatores uf und gingen ainer nach dem andern still schweigendt zur stuben aus und redet khainer

nichtz“. Nun fing Bernhard Schreiber an, mitten unter ihnen zu reden, sagte, dass den Anwälten des Klosters ein solcher Abschied beschwerlich wäre, könnten ihn auch nicht annehmen und dass sie darum appellierten und fing an, die Appellation vorzulesen und las „von der obern stuben an und die stiegen herab bis uf den andern boden, als man in die cantzley geht und so fort; daselbsten verschwunden ainer nach dem andern; ainer in die cantzley, der ander die stiegen herab, der dritt, als man zum lantgericht hineingeht“. Nun erfolgte auch vonseiten Bronnbachs am 8. Januar 1528 die Appellation gegen Würzburg „wider der vermeinten Visitatoren nichtig Prozess coram Notario et testibus“. 1) Die Anwälte erschienen vor dem Notar, um zu prozedieren, appellieren, supplizieren und reklamieren, weil das Vorgehen der Visitatoren sich richte „wider die offbaren geschriebn recht, auch jüngst gehalten Reichstag zu Speier abschied“. —

Damit war nun der Prozess am Reichskammergericht beschlossene Sache. Im Februar des Jahres 1528 war Graf Georg persönlich in Speier bei Dr. Schwabach; er hatte viel mit ihm zu reden, am meisten aber über den Bischof Konrad von Würzburg, gegen welchen der Graf im Auftrag der vertragsverwandten fränkischen Ritterschaft 2) zu gleicher Zeit einen Prozess am Reichskammergericht anhängig gemacht hatte. Georg II. besprach mit seinem Rechtsbeistand die Protestation gegen des Bischofs Visitationsvorhaben und machte verschiedene Änderungen an der Appellation, welche er willens war auf Rat Schwabachs „am Cammergericht anzuhencken“. Kaum war der Graf wieder in Wertheim angekommen, als ihn ein Schreiben Schwabachs vom 4. März 1528 erreichte, in welchem dieser vorschlug, der Graf möge bei seiner Eingabe an das Kammergericht anfügen, wenn dieses glaube, die Sache gehöre „fur den babst“, so möge das Kammergericht ihm bescheinigen, dass er den Schutz des letzteren nachgesucht; alsdann solle er sofort vor dem Königlichen Regiment protestieren lassen. Schwabach hatte recht gesehen, als er vermutete, das Reichskammergericht werde sich als unzuständig erklären; als diesem am 14. März 1528 die geänderte Appellation vorgelegt wurde, nahmen die Kammerrichter dieselbe nicht an und der Rechtsbeistand des Grafen legte dieselbe samt den bezüglichen

1) Originalpergament Löw. Werth. gem. Arch. Fasz. 3 Nr. 1. — Reg. Anl. III.

2) Der Bischof hatte den Versuch gemacht, wie andere Grafen und Ritter, so auch die Grafschaft Wertheim als eine Grafschaft des Stifts Würzburg einzuziehen. „obgleich die Grafschaft Wertheim länger als Menschengedächtnis als alte Reichsgrafschaft geachtet, gehalten, genannt und erkannt worden sei.“

Akten dem Kaiserlichen Regiment vor. Graf Michael sprach dabei den Wunsch aus, seine Appellation möge anhängig gemacht werden, sobald ein General- oder Provinzial-Konzil oder ein Reichstag tagen würde.

Auf diese Vorlage erhielt der Bevollmächtigte der Grafen von Wertheim zunächst keine Antwort, so dass er eine Supplikation an das Kaiserliche Regiment gehen lassen musste: man möge ihm einen Bescheid darüber geben, dass die Protestation seiner Herrschaft samt den Akten dem Regiment vorgelegt worden sei, damit ihm dadurch seine gesetzmässige Weiterführung des Prozesses beurkundet sei. Am 30. Juni erhielt Schwabach von dem Kanzler Varnbullen die gewünschte Erklärung. Damit war für längere Zeit äusserlich im formellen Rechtsbetrieb ein Stillstand eingetreten; im geheimen aber spannen die Visitatoren in Würzburg ihre Fäden weiter und fügten an das Netz Masche um Masche. So hörte man plötzlich am Ausgang des Jahres 1528, der Bischof habe dem Kloster auferlegt, im Rechtshandel mit Würzburg weiterzufahren und sich so von Bronnbach als dessen Richter anerkennen lassen. In einem Briefe vom 27. Dezember 1528 an Haffenpragk spricht sich dessen Freund Christoph Gugel, secretarius, über diese Sache aus und gibt den Rat, „der Graf möge doch sofortige Inhibition ausbringen, dass die Visitirer nicht weiter vorgehen dürfen und die wertheimische Obrigkeit nicht benachtheiligt werde; freilich werde diese Inhibition nun schwer zu erlangen sein, nachdem sich die Mönche mit Würzburg soweit eingelassen hätten. Jedenfalls müsse man Mittel und Wege suchen, die gleiche Appellation wie Wertheim! von seiten Bronnbachs an das Kaiserliche Regiment zu bringen.“ So gut gemeint dieser Rat gewesen, so undurchführbar zeigte er sich: das Kloster appellierte weder an das Reichskammergericht noch an das Kaiserliche Regiment. Aber auch des Grafen von Wertheim Appellation ruhte bis zum 5. Juli 1530. Dann erst wurde auf dem berühmten Reichstage zu Augsburg „um Annehmung der Sachen nachgesucht“: „morgens um 8 Uhr am 5. Juli, als die Reichsstände auf dem Platz beim Rathaus daselbst zusammentraten, hat der achtbare und vornehme Nikolaus Hass im Namen seines Herrn, des Grafen Michael von Wertheim, die Supplikation dem würdigen Herrn von Wertheim, mainzischen Kanzler, überantwortet“. In dieser Supplikation wurden alle bisher in dieser Sache getanen Schritte aufgezählt und am Schluss gebeten, „es möge sich Kaiserl. Majestät des Grafen als Kaiserl. Majestät und des hl. Reichs Grafen annehmen und ihn an seinen Lehensrechten und seinem Klosterschutz schützen und schirmen“. Der Kaiser möge sich erinnern, was des Grafen von Wertheim Vorfahren

und Graf Michael II. selbst dem Kaiser unter Hingabe von Leib und Gut erwiesen hätten“. Das Endresultat aller dieser Bemühungen wird in lakonischer Kürze mit den Worten gezeichnet: „uff diese supplication ist kain bescheid worden, wie dan vil andern supplikanten auch begegnet und sonst uf demselben Reichstag nit vil aussgericht ist.“ Von dieser Zeit an hören wir von dieser Sache nicht mehr viel; sie war anscheinend abgetan. Es möchte dieser Ausgang vielleicht dazu verleiten, diesen ganzen Visitationsstreit als ein geringfügiges Moment in jener bewegten Zeit zu betrachten. Es ist dem nicht so; vielmehr wirft gerade die Durchführung dieses Streites viel Licht auf die Art und Weise, wie der Bischof von Würzburg und seine Leute ihre Ziele festhielten und durchführten. Würzburg hatte seine Hand auf das Kloster gelegt und allen Protesten, Resolutionen, Appellationen zum Trotz, sie nicht zurückgezogen; so ist auch in der ferneren Zeit des Bischofs Verhalten gewesen: für ihn gab es in dieser Sache keine Rechtsfragen und keine Landesgesetze, die ihn an der Erlangung seines Zieles hätten hindern können: sie waren in seiner Hand allzeit weiches Wachs. — Die Visitationsfrage selbst war freilich um das Jahr 1530 auf ganz anderem Wege für längere Zeit unter stetem Proteste Würzburgs ihrer Lösung entgegengeführt worden. Die Grafen von Wertheim hatten in der Zwischenzeit ernste Schritte getan, das Kloster Bronnbach im Sinne der Reformation umzugestalten und wie in der ganzen Grafschaft, so auch in den Klöstern die Lehre Luthers in Geltung zu bringen. Gerade das Jahr 1530 aber brachte hier eine Entscheidung: ist doch auf diesem Reichstag sehr viel „aussgericht“ worden, indem die evangelischen Stände ihr Bekenntnis vor aller Welt bekannten: die „confessio angustana“!

III.

Die Reformation des Klosters Bronnbach.

Die Forderung einer Visitation der Klöster war durchaus nicht zu verwerfen, sobald diese Visitation gleichbedeutend war mit der gründlichen Aufräumung eingerissener Missbräuche und dem Beginn neuen geistigen und geistlichen Lebens in Herz und Zelle des Konventualen. Der Sturm des Bauernkriegs hatte genugsam gezeigt, dass von der Kirche und dem Klerus eine andere Arbeit gefordert werde, als sie bisher geleistet worden. Auch von Seiten der gebildeten Laien in Stadt und Land verstummte seit langer Zeit der Ruf nicht nach einer Reformatio et capite et membris. Die Geistlichkeit in den Domkapiteln

der deutschen Lande erkannte ebenfalls den Ernst der Situation, sowie ihre Pflicht, soweit sie es vermochte auf religiöse und sittliche Erneuerung in Kirche und Welt zu dringen.¹⁾ Die Hirtenbriefe des Bischofs von Konstanz vom 3. März 1517 und des Bischofs von Speier von jenem denkwürdigen 31. Oktober 1517 geben genügsam davon Zeugnis. Für das Herzogtum Franken aber zeichnet der scharfe Erlass des Bischofs Konrad von Würzburg vom 23. Januar 1521 wider das unordentliche Leben der Clerisei in seinem Hochstift die damalige Situation²⁾. Traten doch, wie überall, so auch in Franken in dem Volk die drei landläufigen Erscheinungen mit Recht offen zu Tage: die Verachtung gegen die Geistlichkeit, der Neid gegen den Reichtum der Kirche und die Entrüstung über den Missbrauch der geistlichen Gewalt. Allein den Klagen und Anklagen folgte nirgends eine durchgreifende Tat; zwar hielt der badische Kanzler Dr. Vehus in seiner Rede auf dem Reichstag zu Worms 1521 eine Reform für höchst wünschenswert, glaubte jedoch, man müsse die Hoffnung auf eine solche Reform ebenso aufgeben, wie sie vor hundert Jahren der einsichtsvolle Kanzler Gerson aufgegeben habe: das Werk sei zu schwer und, da es nicht ohne gewaltsame Erschütterung der römischen Kirche zu denken sei, unratsam. Der höhere und niedere Klerus aber verkörperte trotz aller Erkenntnis der tiefen Schäden das Prinzip der Hemmung und des Rückschritts³⁾: ihm lag die ewige Wahrheit weniger am Herzen, als zeitliche Versorgung und äusserer Glanz. So trug jede Reformation, die im Schoss der römischen Kirche etwa geboren werden sollte, von vornherein den Todeskeim in sich: eine Erneuerung der christlichen Kirche in deutschen Landen nach Geist und Leben konnte nur ausserhalb des Schattens der Kirche Roms vollzogen und erreicht werden. — Diese Tatsache, welche sich im grossen an der ganzen Kirche als unerbittliche Notwendigkeit offenbarte, zeigte sich als solche nicht minder im Kleinen an ihren einzelnen Institutionen. Wohl war die Klostervisitation berechtigt, vielmehr dringend nötig — allein in der Weise, wie sie von dem Oberhirten in Würzburg in Scene gesetzt werden sollte, zwecklos. Wir wollen ganz davon absehen, dass der Bischof Conrad diese Visitation weder rechtlich fordern durfte, noch gewaltsam durchführen konnte: auch nach der sittlich-religiösen Seite

1) Vgl. die Rede des Nuntius Chierigati am 10. Dezember 1522 auf dem Reichstag zu Nürnberg. cf. Redlich, Der Reichstag zu Nürnberg 1522—23.

2) cf. Anlage IV Regest.

3) Vgl. den heutigen Kulturstand der romanischen Staaten und die Reformbestrebungen innerhalb der römischen Kirche in germanischen Ländern.

war diese geplante Visitation lediglich äussere Mache. Wäre sie mehr als das gewesen, so hätte man sich der Erlaubnis der Grafen von Wertheim gefreut, sich über den geistigen und geistlichen Zustand der Klöster der Grafschaft informieren zu dürfen; so aber zeigen die Verhandlungen der Würzburger Visitatoren zur Genüge, dass man gerade diese Erlaubnis sehr gering anschlug und es vielmehr hauptsächlich darauf abgesehen hatte, einestheils das alte ausgelaufene Räderwerk der Klosteruhren wieder in Gang zu bringen, indem man die locker gewordenen Schrauben etwas anzog, andernteils aber die weltliche Gewalt in den Klöstern an sich zu reissen, um sich deren reiche Einnahmen steuerpflichtig zu machen. Je deutlicher aber sich dieses Bestreben des Würzburger Bischofs offenbarte, desto kräftiger musste sich auch der Widerstand der Schutz-, Schirm- und Landesherren der wertheimischen Klöster zeigen. Zwar wünschten auch die Grafen von Wertheim eine Visitation der Klöster ihrer Grafschaft; allein sie musste so gehandhabt und gestaltet sein, dass eine wirkliche Erneuerung des Klosterlebens deren Folge war. War darum Würzburg nicht Willens, sich in erster Reihe dieser Arbeit der geistlichen und geistigen Erneuerung der Klöster zu unterziehen und sich daran genügen zu lassen, so war Wertheim fest entschlossen, diese Reformation in seinem Sinne in Angriff zu nehmen und durchzuführen.

Graf Georg II. von Wertheim war von lebendigem Interesse erfüllt für die grossen religiösen Fragen, welche am Anfange des 16. Jahrhunderts auf der Tagesordnung fast sämtlicher Reichstage standen. Schon frühe von seinem Vater zu den Regierungsgeschäften zugezogen, arbeitete sich Georg II. mit jugendlichem Eifer in das von ihm mit grossem Ernste aufgefasste Amt der Führung seiner Untertanen ein. Als sich vom Jahre 1521 an sein alter Vater mehr und mehr von den Geschäften zurückzog und meistens auf der Burg Breuberg seine Tage zubrachte, lastete auf Georg II. die ganze Schwere der Verwaltung seiner Grafschaft. Nicht nur die Fürsorge für seiner Untertanen weltlich Wohl und Wehe erfüllte sein Herz, ganz besonders beschäftigte die Hebung seiner Grafschaft in sittlich-religiöser Hinsicht sein Gemüt. So kann es uns nicht wundern, wenn Georg II. seine Anwesenheit auf den Reichstagen als Reichsgraf auch dazu benutzte, in Beziehung zu treten mit den führenden Geistern in den religiösen Fragen der damaligen Zeit.¹⁾ Mit Interesse folgte er persönlich den Vermittlungsverhandlungen, welche am

1) cf. Neu, Gesch. der evang. Kirche in der Grafschaft Wertheim.

24. April 1521 zwischen dem badischen Kanzler Dr. Vehus und Dr. Luther gepflogen wurden; ¹⁾ erfüllt von der wahrhaftigen Grösse und der grossen Wahrhaftigkeit Luthers, bat Graf Georg diesen um einen evangelischen Prediger; unter besonderem Auftrage des Reformators wirkte 1523 und 1524 der bekannte „Franz Kolb“ in der Grafschaft und wurde in gewissem Sinne „der Reformator Wertheims“.²⁾ Unter Kolb's Einfluss entstand im Jahre 1524 das Edikt des Grafen Georg, „dass alle Pfarrherrn, denen das Wort Gottes in der Grafschaft Wertheim zu predigen befohlen ist, dem Volk getreulich das Evangelium und die Lehre Christi unseres Behalters und Seligmachers lauter, rein und christlich predigen sollen“. Im Jahre 1525 waren daher bereits in einigen wertheimischen Dörfern evangelische Pfarrer angestellt, wie aus dem schönen Schreiben der Gemeinde Remlingen an „die geistliche Versammlung der neun stet zu Tauberbischofsheim“ hervorgeht, in welchem die Remlinger betonen, es hätte sie „herr Jörg, grave zu Wertheim, dieser zeit unser her, so vil er gnad gehabt, mit vleiss gefurdert und mit einem gelerten prediger versehen“.³⁾ Ein Jahr später, 1526, war Georg II. in seinem evangelischen Glaubensleben so gefestigt, dass er zu Speier während des Reichstags trotz des Kaiserlichen Verbotes das hl. Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen konnte.

Dass bei dieser bewussten Stellung zu dem Evangelium und dem Reformationswerk Luthers der Graf auch an die Reorganisation der Klöster seiner Herrschaft im Sinne tatkräftiger evangelischer Geistesarbeit in Lehre und Leben dachte, ist wohl selbstverständlich; ebenso lag ihm der Gedanke nahe, die Einkünfte der Klöster mehr, als bisher geschehen war, den Werken christlicher Bruderliebe an Armen und Kranken zuzuführen. Freilich konnte er nicht mit allen Klöstern der Grafschaft jeweils das gleiche Verfahren beobachten. Während er mit dem Karthäuserkloster zu Grünau wegen dessen Tiefstand in sittlich-religiöser Beziehung zunächst in keine Reform mehr eintreten konnte und wollte, war der Zustand des Cisterzienserklosters Bronnbach immerhin nicht so schlimmer Art, dass ein Reformwerk von vornherein hätte aussichtslos erscheinen müssen. Wir besitzen eine Schilderung des Klosterlebens zu Bronnbach aus der Feder eines Novizen des Klosters, die sog.

1) „Anno 1521, 1524 und 1526 hat Grav Georg II. von Wertheim den damaligen Reichstagen im Nahmen der gesampten Graven und Herren (von Franken) beygewohnt.“ cf. L. W. G. A. Grafentagssachsen Nr. 18.

2) cf. Dr. Fissenlöffel, „Franz Kolb“.

3) cf. Kern, Georg II. im Bauernkrieg, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. Bd. XVI.

„*Descriptiuncula*“ des Philipp Drunck, vulgo *Haustulus*, von Miltenberg, welcher um das Jahr 1510 Insasse des Klosters war.¹⁾ Damals waren 40 Konventualen in Bronnbach und der Verfasser erzählt das Leben und Treiben dieser Klosterbrüder sehr anschaulich. Kaufmann folgert aus dieser Darstellung die geradezu vorzügliche Beschaffenheit des Klosters nach Welt und Geist.²⁾ Es dürfte zu weit führen, näher auf diese „*Descriptiuncula*“ einzugehen; einige Sätze jedoch, welche auf den geistigen Zustand des Klosters hinzuweisen scheinen, wollen wir zur richtigen Einschätzung des ausführlichen Berichtes anführen. *Haustulus* schreibt: „*Bibliothecas etiam duas variorum auctorum operibus refertas habemus, quas fratres professi summo studio frequentant. Sunt autem fratres literati, nonnulli vero literatiores, inter quos sex liberalium artium magistri sunt. Est preterea reverendus D^m noster abbas magisterii titulo decoratus. Sumus itaque gaudentes pariter in Christo domino nostro, cuius milites sumus; ita tamen ut disciplina regularis non violetur aut frangatur. Nulla ibi scurrilia neque ineptem risum moventia verba, nulla stultesonantia nullaque animo nocitura, quispiam audet conferre colloquia*“. Wie hoch die letztere Behauptung auf die rauhe Wirklichkeit einzuschätzen ist, zeigt uns der bereits angeführte Erlass des Bischofs Konrad von Würzburg;³⁾ über den geistigen Zustand aber der Konventualen, wie insbesondere des „*reverendus D^m noster abbas magisterii titulo decoratus*“, gibt uns ein Schreiben dieses Abtes an den Grafen Georg II. wohl die beste Auskunft.⁴⁾ Es war der Abt Johann VI., an welchen sich im Jahre 1524 der Graf von Wertheim mit dem Ersuchen gewandt hatte, er möge sich über die religiösen Fragen äussern.⁵⁾ Die Stände hatten am 14. April 1524 auf dem Reichstag zu Nürnberg einen Abschied angenommen, in welchem die Forderung eines Konzils erneuert war; vor dem Konzil sollte „eine Versammlung der deutschen Nation“ in Speier zusammentreten, um über die religiöse Frage zu verhandeln; inzwischen aber sollte „das heilige Evangelium und Gottes Wort nach dem rechten wahren Verstand gepredigt werden“. Gegen diesen Vorschlag einer Nationalversammlung eiferten jedoch die Gegner Luthers und brachten den jungen Kaiser Karl V., der damals im engsten

1) Bonner Codex S. 220 V. C. fol. 139—144. Auszug bei Becker, *Chronika eines fahrenden Schülers*. Regensburg 1869, S. 284.

2) A. Kaufmann, *Archivrat*, bei Mone 34, p. 467.

3) cf. Anlage IV.

4) cf. Anlage V. Löwenst. Archiv Nr. 1, Fasz. 4.

5) Abt Michael starb 1501 und ihm folgte Johannes VI. bis zum 13. November 1526. Dieser also war der „*reverendus abbas*“ des *Haustulus*.

Bunde mit dem Papste Frankreich bekämpfte und durch die Erfolge im Kampf mit Franz I. kühn geworden war, zu dem Entschluss, dass er in einem Erlass vom 15. Juli 1524 die nach Speier angesagte Nationalversammlung verbot. Als Georg II. sich an den Abt zu Bronnbach wandte, war die im Jahre 1525 in Speier abzuhaltende Nationalversammlung beschlossene Sache: der Graf sprach darum dem Abt gegenüber den Wunsch aus, er möge ihm seine Anschauung über die strittigen Religionsfragen in einem ausführlichen Schreiben klarlegen; offenbar wollte der Graf einesteils sich selbst mit Material versehen für die geplante Versammlung, andernteils die Reorganisation des Klosters Bronnbach dadurch in Fluss bringen. Der Abt aber gab zunächst lange gar keine Antwort und schwieg sich erst recht aus, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, dass der Kaiser die Nationalversammlung zu Speier¹⁾ verboten habe, und zu seinen Gunsten gefolgert hatte, der Graf werde darum auf eine Antwort verzichten; endlich nach einer Erinnerung durch Wertheim gab er in einem Briefe an Georg vom 3. November 1524 seine Meinung kund. Der „reverendus abbas magisterii titulo decoratus“ schreibt dem Grafen, er wäre ganz gern bereit, dessen Wunsch zu erfüllen, wenn er „eynes solichen hohen verstands were“; auch habe er sich „in solchen dreffentlichen sachen den chrystenlichen glauben berurend in der heyligen schrifft nit sonderlich geübt“; er sei daher „von leyblicher blodigkeit wegen in solchem unvermöglich“; es gehe wahrlich über seinen Verstand, sich einzulassen, „eynen auszugk in solchen grossen schweren dapfferen sachen zu schreiben“. Im übrigen wisse ja der Graf, wie es seit alten Zeiten in der Kirche gehalten worden sei. Dieser Brief beleuchtet ebensowohl die Schilderung des Konventualen Haustulus als die Ansicht Kaufmanns über den vorzüglichen geistigen Stand des Klosters. Die Wertheimer schätzten den gelehrten Abbas in anderer Weise ein: Georg II. schrieb an den Rand des Briefes: „asinus ad lyram;“²⁾ der Registrator aber fasste den Inhalt des Schreibens in folgenden Kraftausdrücken zusammen: „des Abbttes zu Bronnbach Antwort, das er in Sachen der Religion halben sich kein bedencken mache von wegen dem Reichstag zu Speier. Ursach: Er habe mehr gesoffen dan studirt, davon er Eselkrank worden; vermeint, man solle es bey der alten Narrenweis pleiben lassen“. Das offene und ehrliche Bekenntnis des Abtes konnte natürlich den Grafen Georg nicht davon abhalten, wie

1) In dem Briefe redet der Abt irrtümlich von dem „Reichstag“ zu Speier; es kann nur die geplante Nationalversammlung gemeint sein.

2) Könnte etwa übersetzt werden: „Ein Esel soll zur Leier greifen.“

die anderen Gemeinden oder Klöster seines Landes so auch das Kloster Bronnbach, das immerhin noch den besten Stand unter den Klöstern der Grafschaft hatte, in den Bereich seiner reformierenden Tätigkeit zu ziehen. Zwar hinderte das Jahr 1525 mit seinen Unruhen den Grafen an stetigem Vorgehen, und der Bischof von Würzburg legte ihm, so oft er es vermochte, Hindernisse in den Weg; auch betraute Karl V., bei dem Graf Georg in besonderer Gunst stand, diesen als seinen Hauptmann im Lande Franken mit Austrägen von Streitigkeiten zwischen den Fürsten und Herren des Landes, die ihn oft längere Zeit von der Heimat fern hielten;¹⁾ allein trotz alledem liess er in der Förderung der Reformation der kirchlichen Verhältnisse seiner Grafschaft nicht nach. Ging er in der Durchführung seiner Pläne auch langsam und tolerant vor, wie es seinem Charakter völlig entsprach, so konnte ihm späterhin doch das Zeugnis gegeben werden, dass er „die Predigt und Lehre des Wortes Gotes rein und unverfälscht in der Grafschaft Wertheim auf- und angerichtet, die päpstlichen eingerissenen Missbräuche der Messe und sonst soviel sich nach Gelegenheit derselben Zeit hat thun lassen, eingestellt und abgeschafft“ habe. Die Neuordnung der Klöster durchzuführen, war Georg II. freilich nicht mehr vergönnt, da er als junger Mann im Jahre 1530 am 17. April aus seinem arbeitsreichen Leben abgerufen wurde: zu früh für die evangelische Sache in seiner Grafschaft. Mit Recht nennt ihn seine Grabschrift: „recuperati evangelii primus apud suos, non parvis objectis periculis, defensor et restaurator“. Georgs 80jähriger Vater Michael, welcher für dessen erst $\frac{1}{2}$ jähriges Söhnlein Michael III. noch ein Jahr die Herrschaft führte, ebenso wie die Vormünder des jungen Grafen, leiteten die kirchlichen Verhältnisse des Landes ganz im Sinne des Grafen Georg II. und versuchten, soweit sie es vermochten, das Reformwerk weiterzuführen. Würzburg aber, das unter Georg II. Regierung bei dessen zielbewusster Arbeit für die Reformation mehr oder weniger zur Untätigkeit verurteilt war, benützte diese interimistische 18jährige Regierungszeit, um von neuem den Versuch zu machen, sich in die weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten der Grafschaft einzumischen und insbesondere von dem Kloster Bronnbach die

1) Z. B. im Streit zwischen dem Markgrafen von Ansbach und der Stadt Nürnberg (1528) und zwischen dem Grafen Wolfgang von Kastell und den Herren von Schwarzenberg (1529). Auch Ferdinand II. beauftragte den Grafen durch Schreiben vom 22. Januar 1529 aus Innsbruck, er möge einen Tag halten mit den fränkischen Grafen und in seinem Namen mit ihnen unterhandeln wegen Beihilfe zu dem Türkenzug. Würzburgs Bischof als Herzog von Franken protestierte gegen diesen Auftrag vergeblich. (L. W. G. A. Grafentagsachen Nr. 29.)

ihm drohende Reformation abzuwenden. Zu diesem Behufe liess sich der Bischof von Würzburg von neuem durch Karl V. ein Privilegium ausstellen,¹⁾ in welchem der Kaiser „ex plenitudine potestatis et certa scientia“ diesem den Auftrag erteilte, im Herzogtum Franken sich der Geistlichkeit und der Klöster anzunehmen, „so lang die Zwispalt und Irrthumb in der religion gewehrt hat undt hinfuro im Reich wehren und nicht hingelegt würdt“. Die Vormünder des Grafen Michael III. sorgten jedoch auch für die Zukunft, indem sie für ihren Schutzbefohlenen ein Konservatorium Karls V. erlangten, in welchem dem jungen Grafen zur Pflicht gemacht wurde, „von den Klöstern und Gotteshäusern der Grafschaft Wertheim und Herrschaft Breuberg nichts verändern zu lassen“. Der Kaiser schrieb ihm von Regensburg am 1. Juni 1541, unter den Regalien und Lehen befunde sich auch „der Schutz und Schirmb über die Closter und Gotteshäuser, so in der Grafschaft und Herrschaft Wertheim und Breuberg Oberkeiten gelegen sein und von alters her dazu gehört haben“; es sei seine Pflicht, dafür zu sorgen, dass diese „an ihrem Gottesdienst und alter löblicher Ceremonien auch haben und gutern nicht beschwerdt oder beleidigt werden“. Mit diesem Konservatorium war gegenüber Würzburg wenigstens die landesherrliche Obrigkeit Wertheims über die Klöster, sowie dessen Schutz- und Schirmrecht von neuem festgestellt. Das Kloster selbst aber unter dem Abt Markus erkannte diese Tatsache an, indem es im Jahre 1542 an die Grafschaftsverwaltung nach Wertheim die Steuern und Abgaben leistete.²⁾ Je mehr Bischof Konrad von Würzburg daraus erkannte, dass vom rechtlichen Standpunkte aus ein Eingreifen seinerseits in die Geschieke des Klosters Bronnbach nicht leicht möglich war, desto mehr suchte er auf anderen Wegen nach passenden Gelegenheiten, um allmählich sein Streben nach der Oberherrschaft über das Kloster in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten zur Ausführung zu bringen. Dabei machte er immer wieder in stetem Gleichmut und stoischer Ruhe seine von ihm als berechtigt aufgestellten Ansprüche und Forderungen geltend, mochten sie ihm schon tausend- und abertausendmal als unberechtigt zurückgewiesen worden sein: die alte und ewig neue Taktik der römischen Kirche — durch andauerndes Behaupten auch der Ungerechtigkeit und Lüge diesen bei der Welt nach Jahren den Stempel der Gerechtigkeit und Wahrheit aufzudrücken.

1) Privilegium vom 1. August 1534.

2) Die Behauptung der Hist. dom. Bronnb. „Abt Markus war um diese Zeit bei Wertheim sehr beliebt, weil er sogar als Mitvormünder dem jungen Grafen Michael vorgesetzt war“, ist unrichtig!

Einen willkommenen Vorwand, sich des Klosters Bronnbach annehmen zu müssen, fand Bischof Konrad in der angeblichen Erkrankung des Abtes Markus. Ob in der Tat eine derartige Nachricht nach Würzburg gekommen war, oder ob der geistliche Fürst eine solche nur vorschützte, um eine Gelegenheit zu haben, sich wieder als „Diözesanus und Landesfürst“ gegenüber Wertheim auszuspielen, ist nicht mehr leicht festzustellen. Die Nachforschungen, welche Wertheim aus Misstrauen später darüber anstellte, blieben erfolglos. Genug — Bischof Konrad sandte am 19. April 1543 zwei Briefe gleichen Inhaltes an Abt Markus und an den Prior zu Bronnbach: ¹⁾ Er habe, so schrieb er, „mit gnedigem mitleiden“ vernommen, dass der Abt „etwas mit heftiger schwachheit seines leibs“ beladen sei. Damit während der Krankheit „kein versehenlicher und beschwerlicher einfall“ für den Abt oder das Kloster entstehe „in diesen geschwinden leufften“, so habe er, der Bischof, „dem Abt, dem Closter und der Sachen allenthalben zu gnaden“ drei Reisige in das Kloster geschickt, „die mit den anderen euren dienern fleissige auffmerken haben sollen“; das sei „in gantzer gnediger wolmaynung“ vom Bischof zur Wohlfahrt des Klosters geschehen. Dieses Schreiben überbrachte „der Rodt-hauptmann, Michel Schaid genannt, mit noch zwaien Reisingen gein Brunbach“. Umgehend sandte der Abt die Schriftstücke nach Wertheim an die Mutter des Grafen Michael III., Gräfin Barbara, welche an der Spitze der Vormundschaft stand, „mit bitt zu verhelffen, das er der Reutter im Closter wider ledig werden mocht“. Die Gräfin beauftragte sofort den „Jörg von der Than und den Hanns Conradt schmidt“, zu dem würzburgischen Hauptmann nach Bronnbach zu reiten. Sie kamen am Freitag, den 20. April, in das Kloster und sagten dem Hauptmann: der Abt habe die Briefe nach Wertheim geschickt; es befremde dieses Vorgehen die Gräfin und auch der Abt beschwere sich. Wenn aber dieser schon krank wäre oder gar stürbe, so gebühre doch Würzburg eine solche Handlung nicht; der Schutz und Schirm über Bronnbach stehe einem Grafen von Wertheim zu, nicht aber einem Bischof von Würzburg; es hätten die Grafen diesen Schutz seit langen Jahren bis jetzt von römischen Kaisern und Königen zu Lehen getragen; darum könne die Gräfin als Mitvormund ihres Sohnes eine solche vorgenommene Neuerung nicht dulden; sie könne und dürfe nicht zugeben, dass auf solche Weise ihr Sohn um seine Reichslehen gebracht werde, um so weniger, als sie erst vor kurzem

1) Datum „in unser Stat Würtzburg Donnerstag nach Jubilate 1543.“

durch Kaiserlichen Befehl diese Pflicht von neuem eingeschärft erhalten hätte; auch habe niemals zuvor ein Bischof von Würzburg ein solches Vorgehen gewagt. „Darumb sollen sy (die würzburgischen Reiter) ein Trunck thun und noch alsobald diesen abend auss dem Closter ziehen.“ Der Abt fügte dieser Ansprache seinerseits bei, dass er dringend wünsche, die Reiter des Bischofs möchten „in solicher gestalt nit“ im Kloster bleiben, und „ime keine neuerung machen, dan er die Rethen zu Würzburg solich fürsorg für ine zu haben nit gebetten hette“. Wollten aber die Würzburger, sowie andere ab- und zureiten und über eine Nacht füttern, so hätte er stets sein Wohlverhalten gezeigt. — Nun gab der bischöfliche Hauptmann den Rat, man möge doch diese Erklärungen absenden: er müsse bleiben bis ein anderer Befehl ihm gegeben sei. Die Wertheimischen erwiderten: eigentlich wüssten sie nach Würzburg nichts zu schreiben; das beste sei, der Hauptmann reite heim und teile den Befehl der Wertheimer seinem Herrn mit; der aber meinte: „es stundt ime spotisch an, solt er also one brieff haimreittenn.“ Darauf wurde eingewilligt, „der Apt und Convent solt ime ein klain zettelin geben“. Da der Hauptmann noch über die Nacht im Kloster bleiben wollte, sagte man ihm: „sofern er als ein gast und nit auss bevelch da sein wolt“, könne er bleiben. Auch die Wertheimischen blieben da, protokollierten den Vorgang, nahmen die Schlüssel des Klosters an sich und der Abt schrieb seinen Zettel; am nächsten Morgen in der Frühe „zugen der hauptmann und sein gesellen hinaus“. Nun verhörten die Wertheimischen die Mönche, „ob einer sollich herauschicken begert hett“; auf die Verneinung dieser Frage unterzeichnete Abt und Konvent das Protokoll und auch die gräflichen Abgesandten verliessen das Kloster. Am selben Tage aber, den 21. April, schrieb der Abt an Bischof Konrad,¹⁾ dass er ganz gesund sei und wenn er krank wäre, so wisse er sich so zu verhalten „wie es von alter her komen“. Er bäte ihn, er möge das Kloster „mit dieser Neuerung, die hivor von E. fürstl. gn. voffaren nit furgenomen, nit belestigen“.

Es lässt sich aus diesem Vorgang unschwer erkennen, dass zwischen der Wertheimer Vormundschaft und dem Kloster Bronnbach, besonders was das versuchte Eindringen Würzburgs in Klosterrechte anlangt, völlige Übereinstimmung herrschte. Um so eigentümlicher muss es uns berühren, wenn nur wenige Wochen später ein scharfes Instrumentum protestationis gegen Wertheim die Tore des Klosters verliess.²⁾ Der

1) Anlage VI. Dat. Samstag nach Jubilate.

2) cf. Löwenst. Werth. Ros. Archiv. A. 1078, 1079.

gräfliche Amtmann von Freudenberg hatte in dem Orte Ebenheid Gericht gehalten, offenstehende Gemeindeämter besetzt und dergl., während das Kloster Bronnbach diese Rechte für sich in Anspruch nahm. Darüber entbrannte zwischen Bronnbach und Wertheim heftiger Streit. Im November desselben Jahres 1543 wurde der Unterbursarius Clemens Leusser nach Ebenheid gesandt, um dem Gericht des Amtmanns von Freudenberg beizuwohnen. Es folgten dem Proteste Bronnbachs verschiedene Aussprachen zwischen der Vormundschaft und dem Bronnbacher Konvent, die jedoch zu keinem Resultat führten, da die Vormünder ein Urkundenverzeichnis des Klosters forderten, aus dem das Recht der Gerichtsbarkeit in dem Dorfe für Bronnbach gefolgert werden könne, während der Abt die Erfüllung dieser Forderung verweigerte und sich auf 200jährigen Besitz berief. Im Jahre 1545 am 27. Juli erliess er ein abermaliges Instrumentum protestationis gegen die von den Vormündern des Grafen Michael geschehenen Eingriffe in die Gerechtsame des Klosters. Wir glauben nicht falsch zu urteilen, wenn wir aus den vorliegenden Akten schliessen, dass hier der Bischof von Würzburg seine Hand mit im Spiele hatte und es an Aufmunterung zum Streite wider Wertheim nicht fehlen liess. Je mehr es ihm gelang, Bronnbach zum Widerstand zu reizen und je grösser die Kluft war, die sich zwischen dem Kloster und dessen rechtmässigen Herren auftat, desto mehr glaubte Bischof Konrad hoffen zu dürfen, dass sein Ansehen wachse und Abt und Konvent nach seiner Hilfe ausschau. Auch in dem Schatzungsstreit, welcher im Jahre 1547 wegen der von Würzburg geforderten Landsteuer zwischen den Klöstern der Grafschaft und der wertheimischen Obrigkeit entstanden war und lange Jahre betrieben wurde, drängte sich der Würzburger Bischof dem Kloster sofort als Beschützer auf. Hatte Wertheim als des Klosters Schutzherr verboten, die Landsteuer an Würzburg zu zahlen, so verbot Würzburg dem Abt die Entrichtung der Steuer an Wertheim. So war es durch die fortgesetzt erhobenen Ansprüche und die Anmassung von Rechten seitens des Bischofs von Würzburg bereits dahin gekommen, dass „ein Reichskammergerichts-assessor“ erklären konnte, das Kloster Bronnbach gehöre zu keinem der beiden Territorien, vielmehr sei „die abtey ein amphybium d. h. ein geschöpf, welches sich so wohl im Wasser als auf der Erden pflüget aufzuhalten“. Die Vormünder des Grafen Michael taten gewiss ihr Bestes, um an den verbrieften Rechten der Grafschaft Wertheim keinen Eintrag zu erleiden, allein es fehlte doch die feste Hand eines Mannes, der zielbewusst mit Geschichts- und Geschäftskennntnis die Regierung führte:

es konnte darum nicht ausbleiben; dass Freund und Feind es fühlen musste, als Michael III. vom Jahre 1547 an die Zügel der Regierung in seinem Lande selbst ergriff. Michael III. hatte eine vorzügliche Erziehung genossen. Wie sein Vater Georg II. waren auch seine Vormünder Freunde humanistischer Studien; sie sorgten im Verein mit der Mutter des jungen Grafen, dass dieser nach gründlicher Vorbereitung die Universität Wittenberg und Leipzig besuchte; trat er dort mit Luther und den anderen Reformatoren in nähere Beziehungen, so waren es hier die Vorlesungen des Camerarius, welche ihn besonders anregten. An beiden Orten aber rühmten die Professoren des Jünglings Bescheidenheit und Takt, sein Studium und seine Talente, so dass man allerorts grosse Hoffnungen auf des Grafen Regierung setzte. Michael III. bemühte sich zunächst, in die Rechtsverhältnisse seiner Grafschaft, welche während der letzten 20 Jahre mehr oder weniger verschoben worden waren, wieder Ordnung zu bringen; insbesondere stellte er die Rechte seiner Vorfahren in Bezug auf die Klöster seines Landes von neuem fest.

Als am 12. April 1548 Jörg von Aurach, ein langjähriger Trabant Karls V. mit einem Panisbrief bei ihm erschien, gab der Graf diesem, trotz des Widerspruchs des Bischofs von Würzburg, eine Laienpfünde im Kloster Bronnbach, wodurch er sein Recht auf das Kloster von neuem dokumentierte. Wenige Tage später erging „an alle und jede der Grafschaft Wertheim und Herrschaft Breuberg von alters ingehörige Klöster“ ein Mandat Karls V., worin ihnen anbefohlen wird, dem Auftrag des Kaisers an Graf Michael III. „diese Klöster zu schützen und von bemelten Herrschaften ohne ihre Majestät Vorwissen, nicht kommen zu lassen, gehorsamst zu geleben“. ¹⁾ Graf Michael legte dieses Kaiserliche Mandat auch dem Abt und Konvent des Klosters Bronnbach zur Kenntnisnahme vor und liess sich die Eröffnung von diesem bestätigen. ²⁾ Es dürfte selbstverständlich erscheinen, dass der neue Herr über Wertheim gemäss seiner ganzen Erziehung und religiösen Anschauungen nicht nur ganz in den Wegen seines Vaters wandelte, sondern seinen bewusst evangelischen Standpunkt persönlich scharf betonte und ihn in seinem Lande zur Geltung zu bringen suchte. Waren schon zu Georgs II. Zeiten an vielen Orten der Grafschaft evangelische Geistliche angestellt worden, so ging das Streben Michaels dahin, die Reformation in seinem Gebiet voll und ganz durchzuführen; dazu aber gehörte auch, dass er die Klöster seiner Herrschaft, welche sein Vater „wie er sonst vorgehabt

1) Dat. Augsburg 1548 April 27.

2) cf. Anlage VII.

in bessere und christliche Ordnung nit mehr hat bringen mögen“, dem evangelischen Glauben und Leben zuführte, nachdem unter der Vormundschaft „die Reformation derselben ersitzen und anstehen blieben“. — Dieses Glaubensleben aber kennzeichnete sich nicht im Müßiggang, der aller Laster Anfang von jeher gewesen ist und bleiben wird, sondern in steter Arbeit für Gottes Reich in der Menschen Welt. Es galt darum allerorts als erstes Ziel, das längst nicht mehr der heiligen Schrift entsprechende Mönchs- und Klosterwesen aufzuheben und die klösterlichen Stiftungen zum Segen der lebenden Mitchristen aus toten Händen zu nehmen und sie als stets neues Leben erweckendes Kapital anzulegen und anzuwenden. Als erstes Kloster der Grafschaft wurde die Kartause Grünau im Spessart in Wertheims Nähe aufgehoben; war doch an eine Reform dieses Klosters nicht zu denken. Man hatte zwar unter der Regierung des Grafen Georg versucht, das Kloster zu bessern: allein es war vergebliche Liebesmühe gewesen. Immer tiefer war Zucht und Sitte gesunken, sodass Graf Michael die Verfügung treffen musste, dass keine neuen Mönche mehr aufgenommen werden dürften und die Klostergefälle zur Stiftung des evangelischen Gymnasiums, des Hospitals und Siechenhauses, sowie zur Gründung der mit dieser Anstalt verbundenen evangelischen Hospitalpfarrei verwendet wurden. Mit dem Kloster Bronnbach wollte Graf Michael eine tatsächliche Neugestaltung vornehmen, indem er eine humanistische Erziehungsanstalt für begabte Jünglinge seiner Grafschaft in den Klosterräumen herzustellen gedachte. Es mag sein, dass er zu diesem Behufe die auf das Kloster eingetragenen Pfründen und Gefälle auf seinen Namen zu erwerben gedachte, damit er darüber freiere Hand erhielt; vielleicht fürchtete er auch, ohne gesetzliche Festlegung der Gefälle auf seinen Namen wegen deren Verwendung in späterer Zeit gehässigen Anfechtungen ausgesetzt zu sein — eine Befürchtung, die sich in der Tat erfüllte. Jedenfalls steht bei dem Charakter des Grafen Michael III. fest, dass er die Klostergüter nicht aus Habgier an sich zu reißen versuchte, um seinen Privatbesitz zu mehren — ein Vorwurf, der ihm von Seiten konfessionell-tendenziöser Schreiber und Chronisten ungerechterweise gemacht wurde¹⁾ — sondern dass er beabsichtigte, mit diesen Mitteln zu Nutz und Frommen seines Landes eine Anstalt zu gründen und zu erhalten, welche für die kommenden Ge-

1) cf. Dr. Denzinger, Gesch. der Pfarrei Wolfsmünster, Würzb. Arch. XII, 1. p. 118. „Michael hatte sämtliche Gefälle dieses Klosters an sich zu bringen versucht; diesen Zweck zu erreichen, musste er die Klostergeistlichen zum Protestantismus bringen.“ — „Aschbach, die Grafen von Wertheim, I, p. 320. „Es gelüstete ihn nach sämtlichen Gütern des reichen Klosters.“

schlechter eine Stätte wirklicher Frömmigkeit und wahrer Bildung sein sollte und konnte. Bei dieser Neugestaltung des Klosters scheint dem jungen Grafen Michael ein gewisser *sensus historicus* die Richtpunkte gegeben zu haben; wird doch ausdrücklich in den Akten bemerkt: er habe mit Ernst dahin getrachtet, „wie Bronnbach der ersten Foundation und Stiftung nach mit Ausreutung der päpstlichen Religion zu christlichen Schulen verordnet und in Gott wohlgefälligen Stand gerichtet und gebracht werden möchte“¹⁾. Offenbar erinnerte er sich an die erziehende Missionstätigkeit der ersten Sendboten des Evangeliums, welche er in neuzeitlicher Gestaltung wieder aufleben lassen wollte. Als Michael III. eben im Begriff war, seine Pläne zur Ausführung zu bringen, starb am 15. November 1548 Abt Markus, und der Konvent wählte zu seinem Nachfolger einen sehr begabten und tüchtigen Mann, Clemens Leusser. Mit diesem trat Graf Michael sofort in Unterhandlung und es gelang ihm, den Abt für seine Ansichten zu gewinnen und in Verbindung mit ihm die Umgestaltung des Klosters in die Wege zu leiten. Man hat über diese gemeinsame Tätigkeit schon oft abgeurteilt: auf der einen Seite sagte man, Abt Clemens habe die Absicht seines gräflichen Herrn erkannt und ihm zum Wohlgefallen in dem Kloster die lutherische Lehre eingeführt, nachdem er selbst innerlich längst kein Mönch mehr gewesen; auf der anderen Seite behauptete man, der Graf habe Abt Clemens einfach durch Zwang dahin gebracht, dass er sich zur Reformation bekannte und die etwa widerstrebenden Konventualen vertrieb. Wir müssen beide Anschauungen auf Grund vorliegender Akten für unrichtig halten. Wie denkt man sich überhaupt eine solche Umgestaltung eines klösterlichen Betriebes in eine Erziehungsanstalt? Michael III. war doch kein Korse und das geplante Werk, welches dem Glauben an das Evangelium Ehre machen sollte, nicht das eines Despoten! Da galt es zunächst die Konventsbrüder, die auf Grund der alten Satzungen in dem Kloster Aufnahme gefunden hatten, mit der neuen Lehre zu befreunden; dann mussten die äusseren Verhältnisse des Klosters in Ordnung gebracht werden; dann hiess es, nach begabten jungen Leuten Umschau halten und sie zum Eintritt in die Anstalt willig zu machen und nicht zuletzt musste auch ein tüchtiger Lehrer und Erzieher gefunden werden, welcher die neue Anstalt im Geiste des

1) Bekanntlich war die erste Missionstätigkeit, besonders bei den Iroschotten, die Unterweisung und Heranbildung der Jugend! Vgl. Kern, das Pirminkloster Amorbach und die irisch-schottische Missionsarbeit im Odenwald; Monatschrift für Stadt und Land, Jahrgang 56, pag. 463.

Evangeliums führen und leiten konnte. Wir werden also verstehen können, dass schon geraume Zeit vergehen konnte und musste, bis die Umwandlung des Klosters vollzogen war. Freilich — wollte sich der eine oder andere der Konventualen zuletzt gar nicht fügen, so blieb ihm wohl keine andere Wahl, als das Kloster zu verlassen: diejenigen aber, welche einer Belehrung fähig waren und das evangelische Bekenntnis zu dem ihren machten, wurden nach gehöriger Vorbereitung zum Teil als Geistliche und Seelsorger in der Grafschaft Wertheim verwendet,¹⁾ zum Teil dem Lehrer in der klösterlichen Erziehungsanstalt als Gehilfen beigegeben; ausdrücklich wird darüber bemerkt: der Graf hätte „die conventuales zur Versehung der ministerien und schulen, daruff ihre beneficia proprie gewidmet seyndt, gebraucht“. Dass der schriftwidrige, unevangelische Zölibat, welcher schon längst als ein Ärgernis erkannt und anerkannt war, ebenfalls aufgegeben werden musste, versteht sich von selbst: ebenso selbstverständlich waren aber auch die Anklagen gegen diese Eheschliessungen von seiten der römischen Kirche, welche damals wie heute in der Ehe nur das Mittel zur Befriedigung der Fleischeslust zu sehen pflegte. Diese allmähliche Umwandlung des Klosters vollzog sich in den Jahren 1548—1553. Wir finden über diese Zeit verschiedene kürzere oder längere zusammenhängende Berichte, aus denen wir einiges mitteilen wollen, soweit es uns objektive Darstellung zu sein scheint: müssen doch die Nachrichten aus beiden Lagern stets mit der nötigen Vorsicht beurteilt werden. Darnach wird uns erzählt: „Es hat Graf Michael anfänglich in seiner Regierung den Abt zu Bronnbach, Clement genannt, durch fugliche und ziemliche Mittel dahin bewegt und gebracht, dass derselbe freiwillig und unbezwungen sich zu der evangelischen Lehre und augsburgischen Confessionsreligion selbst bekannt und funden, die päpstliche Mess und andere Missbräuche abgemacht, abgethan und verworfen, einen vornehmen, gelehrten Mann, der wahren evangelischen Lehre verwandt, zum Schulmeister bestellt und angenommen und durch denselben eine löbliche christliche Schule arichten lassen. Da aber eines Theils der Conventualen, doch die wenigsten im Kloster, solchem christlichen Vornehmen des Abtes nicht bepflichten, sondern sich vermeintlich widersetzen wollten, hat Graf Michael

1) Auch an anderen Orten legten Bronnbach'sche Konventualen ihr Mönchsgewand ab, wie z. B. der Messpriester Kilian Würflein, der zu Wolfsmünster den Gottesdienst versah; nachdem Philipp von Thüngen 1550 mit Zustimmung des Stifts Fulda den Ort gekauft hatte und die Reformation einführte, versah Würflein diese Pfarrei noch ca. 30 Jahre als lutherischer Pfarrer. cf. Denzinger, Geschichte der Pfarrei Wolfsmünster, Würzb. Arch. XII, 1, p. 118.

von Wertheim als des Klosters weltlicher Ober- und Landherr den Abt in seinem vorhabenden christlichen Werk nicht allein geschützt und gehandhabt, sondern für sich selbst auch das Kloster zu einer vollkommenen Reformation gebracht und diejenigen, so zu dem päpstlichen Wesen und Religion mehr beliebt und gefallen denn zu der reinen Lehre göttlichen Wortes gehabt, von dem Kloster geurlaubt und verwiesen und also durchaus in Kirchen und Schulen des Klosters die augsbургische Confessionsreligion ohne Scheu öffentlich zu lehren, zu predigen, zu üben und zu brauchen verordnet; auch was von geschickten und tauglichen Conventualen befunden zu Pfarrherrn und Seelsorgern der Grafschaft promovirt und befördert, dabei es dan bis in sein Absterben ohne männliches Widersetzen oder Widersprechen beharret und blieben.“ Ferner schreibt Abt Clemens in seiner Selbstbiographie: „Als ich a. d. 1552 den wohlgeborenen herrn Micheln graven zu Wertheim meine furgenohmene Reformation anzeigt, hat es seiner gnaden sehr wohl gefallen und mir und meinem Convent zugesagt, uns dabei zu schützen und zu schirmen; bei welcher Reformation die Conventualen zu bleiben sich bewilliget.“ Im Jahre 1553 war das Werk offenbar so weit vorgeschritten, dass auch der Öffentlichkeit gegenüber die vollzogene Reformation Bronnbachs und aller zum Kloster gehörigen Ortschaften, insbesondere Dörlesberg und Reicholzheim, bekannt werden durfte; zum äusseren Zeichen diente die Feier des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt, welche im Kloster und in den Dörfern abgehalten wurde. Es geht aus den vorliegenden Akten und Berichten klar hervor, dass Graf Michael sich bei dem ganzen Reformwerk in stetem Einvernehmen mit dem Abt von Bronnbach und der Mehrzahl der Konventualen befand: zogen doch nur drei Mönche den Austritt aus dem Kloster dem Übertritt zur evangelischen Lehre vor; sie erhielten von Würzburg den Märtyrerkranz um das Haupt gelegt und wurden gut versorgt: Martin Schäfer wurde als Ökonom in den Bronnbacher Hof nach Würzburg berufen, Johann Bleittner erhielt die Pfarrei Königshofen und Johann Knoll wurde Parochus in Rosenberg. Eigentümlich muss es erscheinen, dass trotz der Umgestaltung des Klosters die äussere Verfassung beibehalten wurde: man hatte immer noch in Bronnbach einen Abt, den Prior und die Brüder, wengleich deren Pflichten und Rechte ganz andere geworden waren als vordem. In der Zukunft aber erwies sich dies Beibehalten der äusseren Formen geradezu als verhängnisvoll; betrachtete doch darum der Bischof von Würzburg das Kloster jederzeit als ein, allerdings für den Augenblick entartetes, Glied seiner Kirche. Er wandte sich als

Diözesanbischof nach wie vor an „Abt und Convent des Klosters Bronnbach“ und diese antworteten ihm stets wie es früher üblich gewesen war: so wurde der innerlich vollzogene Bruch mit der römischen Kirche niemals äusserlich dokumentiert, und gerade darin lag die Wurzel des Verhängnisses, das sich in späterer Zeit an dem evangelisch gewordenen Bronnbach vollziehen sollte. Allerdings waren die Verbindungen des Klosters mit Würzburg in den Jahren 1548—1554 rein äusserlicher Art: es waren beinahe nur Steuern und Geldnöte, welche den Fürstbischof von Würzburg veranlassten, sich an das Kloster zu wenden. Auch mochte er einsehen, dass unter der willensstarken Regierung Michaels III. kein Erfolg verheissender Schritt gegen die Umgestaltung des Klosters unternommen werden konnte; immerhin aber zeigten Würzburgs Schreiben und Forderungen, dass es Bronnbach nach wie vor als ihm gehörig betrachtete.

Schon im Jahre 1544 am 7. August hatte Bischof Konrad an Grünau und Bronnbach geschrieben, der Reichstag zu Speier habe beschlossen, „wider den wüterich und erbfeind des christlichen glaubens und religion den Türken“ ein Heer auszurüsten. Es sei Pflicht, Hilfe zu leisten. Unverzüglich hätte das Kloster noch „vor Sant Michels des heiligen Ertzengelstag dreissig gulden zu bringen“. Die Vormünder verfügten damals allerdings anders; „ist dem vatter verboten nichts zu geben“. schrieben sie unter den Erlass des Bischofs. Im Jahre 1547 forderte Würzburg von Bronnbach wieder die Landsteuer; allein „es hat Graf Michael von Wertheim solches stark widersprochen, weil die Klöster nicht Würzburg, sondern ihm zuständig, auch in der Grafschaft gelegen und jederzeit von den Grafen von Wertheim besteuert worden wären“. Die Folge dieser Sperrungen war eine Beschwerdeschrift des Bischofs Melchior an Karl V. auf dem Reichstag zu Augsburg 1550; er führt in dieser Schrift bezüglich des Klosters Bronnbach aus: so untersteht sich auch der Graf und zeigt an, er und seine Vorfahren seien Stiftsherren des Klosters Bronnbach, und haben sich als Nachbarn zu Schutzherren auch eingedrungen und solchen Verspruch und Schutz etwa bei Kaiserl. Maj. ausbracht, und ist solcher sein Schutz und Schirm gemeltem Kloster fast beschwerlich von wegen der täglichen grossen Frohn. Aber solche Beschwerne unangesehen, ist Abt und Convent allzeit mehr und lieber wertheimisch gewesen dann würzburgisch und „ist nit on, dieweil gedacht Kloster in der Grafschaft liegt, muss Abt und Convent seines Willens sich fleissigen“; das aber sollt alles geschehen sine preiudicio ordinariae jurisdictionis Episcopi Herbipolensis. Allein trotzdem das ge-

melt Closter dem Ordinario vor Jahren steuer und subsidium gegeben und entricht, so gebeut nichts desto weniger der Graf, „nichts gein Wirtzburg zu geben“. ¹⁾ In einem anderen Würzburger Schreiben wird behauptet, das Kloster willfare deshalb nicht den Anforderungen Würzburgs, „weil eben Abt Clemens Leusser von der Religion abfiel und die Liebesneigung gegen den Bischof verlor“. Wertheim beantwortete derartige Beschwerden mit der steten Betonung der Gerechtigkeit seiner Ansprüche und behandelte sämtliche Klöster der Grafschaft in gleicher Weise wie die anderen Dörfer und Gemeinwesen. Auch bei Anforderungen für die evangelische Sache wurden die Klöster von dem Grafen Michael III. auf Grund seiner Rechte beigezogen. Im Jahre 1551 war hierzu ein besonderer Anlass. Auf dem Augsburger Reichstage hatte sich der neu gekürte Kurfürst Moritz von Sachsen die Exekution gegen die geächtete Stadt Magdeburg, welche nach wie vor dem Kaiser mannhafte Widerstand leistete, übertragen lassen. Die evangelischen Stände aber liessen der bedrängten Stadt kräftige Unterstützung zu teil werden. Auch Graf Michael forderte seine Grafschaft zur Mithilfe an diesem Werk auf. Er beschied die Äbte von Bronnbach, Grünau und Holzkirchen zu sich „wegen Erlegung des gemeinen Pfennigs und bewilligten Vorraths halben wider die Stadt Magdeburg“; nach längerem Zögern „hat sich der Abt zu Bronnbach bewilligt, dass er solche Schatzung uf wertheimisches Erbietten genügsam vertretens Schuz und Schirms erstatten wolle. Der Schaffner von Holzkirchen hats ad referendum genommen. Als aber Würzburg solches in Erfahrung gebracht, hat es dem Abt solche Kontribution stark verboten, wie aus seinem sub dato 27. August abgegangenen Entschuldigungsschreiben zu sehen ist“. Dieses Verbot hinderte freilich den Bischof von Würzburg nicht, nun seinerseits mit Forderungen an die Klöster der Grafschaft heranzutreten, welche diejenigen des Landesherrn Grafen Michael weit in den Schatten stellten! Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte sich bald nach der Einnahme Augsburgs (April 1552) von den verbündeten Fürsten getrennt, um auf eigene Faust gegen die geistlichen Fürstentümer Krieg zu führen. Nachdem er die Stadt Nürnberg und deren Gebiet furchtbar gebrandschatzt und für seinen Abzug 200,000 Gulden erhalten hatte, zog er gegen Bamberg und Würzburg; ersteres musste ihm fast ein Drittel des Gebietes überlassen, während der Fürstbischof von Würzburg 220,000 Gulden in bar an den Markgrafen abzuliefern hatte und

1) Man beachte die Widersprüche dieser Beschwerde mit den geschichtlichen Verhältnissen und in sich selbst!

ausserdem versprechen musste, noch 350,000 Gulden von dessen Schulden zu übernehmen. Als Albrecht nach Mainz und Trier abgezogen war, wandte sich der Bischof von Würzburg an seine Untertanen, Stifter und Klöster, um auf deren Schultern diese ungeheure Geldsumme abzuwälzen. Bereits am 3. Juni 1552 schrieb Bischof Melchior an den Abt zu Bronnbach wie an den Prior von Grünau, sie möchten am Pfingstmontag, den 6. Juni, nach Würzburg kommen und am 7. Juni vormittags 7 Uhr in seiner Kanzlei erscheinen; denn „es tragen sich in diesen Krigsleufften sachen zue, daran uns, uuserem Stifft, auch geistlichen und weltlichen leutten merklichen und hoch gelegen ist, die wir ohn eurer und anderer Prälaten und gaistlichen rath und hilf nit verrichten können“. Am 21. Juni folgte nach dieser Unterredung ein weiteres Schreiben an seine Prälaten, in welchem der Bischof über die ungeheure Abfindungssumme an Markgraf Albrecht klagte und den Pfründen, Stiften und Klöstern neue Steuern auflegte: von Bronnbach forderte Bischof Melchior die Kleinigkeit von 5000 Gulden. Zunächst blieb der Abt, der nach dieser Richtung freilich gar keine „Liebesneigung“ zu dem Bischof hatte, stumm und taub, sodass am 20. Juli 1553 ein neues Schreiben von Würzburg nach Bronnbach erging, in welchem Melchior an Abt Clemens schrieb: Er habe doch „beschwerliche höchstschädliche und unwiederbringliche Kriegskosten zur Beschützung seiner Landt, leuth und armen Unterthanen aufwenden müssen; sein Vermögen sei erschöpft; Clemens möge ihm nun ohne Verzug 3000 Gulden vorstrecken „und wo so viel vorrath nit vorhanden, des Klosters Güther (darin wir als der Ordinarius willigen wollen) doch uf wiederlösung versetzen und verpfänden“; so hätten es die anderen Stiftsprälaten auch gemacht; er versehe sich keiner Weigerung. Wieder schwieg sich der Abt aus, sodass am 6. Oktober und am 21. November 1553 wiederholte Schreiben in Bronnbach einliefen, in welchen der Bischof einen halben Gulden vom Hundert anforderte. Es ist nicht genau festzustellen, ob diese Teilsumme wirklich bezahlt wurde, wie später würzburgische Prozesszeugen behaupteten. Es liegt zwar eine Quittung von Würzburg über erhaltene 3000 Gulden vor; allein diese Summe scheint eine Abfindungssumme darzustellen, welche Bronnbach an Würzburg dafür leistete, dass im Jahre 1552 das grosse Jagdlager nicht im Kloster gehalten wurde, welches die Abtei jährlich viel Geld kostete. Dass dieser Betrag nicht die geforderte Kriegssteuer gewesen ist, scheint aus einem Schreiben des Abtes Clemens vom 1. Juli 1554, „die 5000 Gulden Schatzung Würzburgs betreffend“, hervorzugehen, in welchem er sich bei dem Grafen

Michael, als des Klosters Schutzherr, Bescheid erholen will, weil ihm vielfach verboten worden sei, sich mit Würzburg in eine Schatzung einzulassen; der Abt meinte: „solches sollte bei Würzburg aufs glimpflichst durch Erzählung vieler bisher erlittener Schäden, sonderlich dass das Kloster keine eigenen Dörffer und Unterthanen habe, abgelehnet werden“.¹⁾ Auch findet sich von diesem Jahre ein Drohbrief des Bischofs an das Kloster Bronnbach, in welchem er schreibt: „er werde solange Kriegsvolk in das Kloster legen, bis die Kriegsteuer bezahlt sei“. Im Jahre 1555 scheint allerdings eine Steuer aus der ganzen Grafschaft einschliesslich der wertheimischen Klöster als „Kaiserliche Contribution“ von Graf Michael entrichtet worden zu sein, nachdem diesem eine Supplikation in camera gegen diese Forderung am 9. Juli 1554 abgeschlagen worden war und am 6. August 1554 „die verainigten Stennde Kriegsreth zu Nürnberg“ dem Grafen geschrieben hatten, er dürfe die Kontribution nicht zurückbehalten; seine Irrung mit Würzburg bezüglich Bronnbach und Grünau sei eine Partikularverhandlung, welche die vom Kaiser geforderte Kontribution nichts angehe; diese sei „ein gemeines werck, was unsern gnedigen herrn von Würtzburg mit allein berurt“.²⁾ Die Schatzungsbefehle vom Bischof Melchior gingen also neben diesem Ausschreiben der Kaiserlichen Kontribution her; denn noch im Jahre 1555 war Würzburg in grosser Geldnot und forderte „an das Kloster wegen erlittener Kriegskosten auch ein fünfjähriges Ungeld“, allerdings ohne Erfolg. Es verhandelte darum der Bischof von Würzburg am 28. Januar mit den Stiftsprälaten und Klosteräbten von neuem über seinen „unverursachten Feindt, den erclerten Echter, Marggraf Albrechten von Brandenburg“; wenn sich auch, so schrieb er ihnen am 16. Januar, diese Sache etwas gebessert habe, so seien doch „die Zeiten und leufft so gefערlich und geschwind“, dass er sich wieder mit seinen Äbten und Prälaten beraten müsse.

Aus allen diesen Verhandlungen erkennen wir, dass Würzburg die religiöse Umgestaltung des Klosters im Augenblick anscheinend ausser Betracht liess: die Finanznöte waren an erste Stelle getreten.³⁾ In dem

1) Darnach erscheint das Kloster als umgestaltet; Würzburg dagegen schrieb, das sei „Ersparung der Wahrheit“.

2) Act. Grünau-Bronnbach. Orig. in Papier.

3) Clemens sagt: „Bin ein zeit lang on angefochten blieben, dieweil der passauische vertrag war auffgericht und der Bischof mit dem Krieg, Herzog Moritzen Churfürsten und Markgrafen Albrechten zu schaffen genug hatten, dass sie mein vergassen. Hab' aber nit lang Frist gehabt, sondern die Verfolgung ist bald khomen, wie der apostel Paulus II. Thimot. 3 spricht: „Alle die gotselig leben wollen in Christo Jesu müssen Verfolgung leiden.“

letzten Schreiben jedoch scheint wieder die religiöse Frage hindurch zu blicken; nachdem sich Bischof Melchior von der äusseren Not etwas entlastet sah, fasste er die Kirchenfrage wieder fest an, bestimmte eine neue Visitation der Stifter und Klöster seines Sprengels und kündete auch Bronnbach diese Visitation an. Die Gründe, welche den Bischof von Würzburg zu dieser Visitation veranlassten, konnten wohl nicht mehr dieselben sein, die es im Jahre 1526 waren. War doch das Kloster schon vor dem Passauischen Vertrag in ein Seminar umgeändert worden; eine muntere Schar von 20 jungen Leuten hatten in den Klosterräumen Unterkunft gefunden und waren unter Leitung eines tüchtigen evangelischen Lehrers bestrebt, in die Geheimnisse der Schrift, der Werke der Reformatoren und der freien Künste einzudringen. Ein Bronnbacher Chronist gibt selbst zu, „dass um diese Zeit selbiges Kloster leer gestanden und von den Protestanten zu einer lutherischen Schul oder resp. Seminario gebrauchet worden. Es war auch den drei übrigen bronnbachischen Expositis nicht zu verdenken, dass sie die Ohnmöglichkeit nicht möglich machen konnten“. — Es konnte sich also für Bischof Melchior wohl nicht mehr darum handeln, die infolge äusserer Empörungen etwa locker gewordene Klosterdisziplin neu festzustellen — seine Absicht bei dieser Visitation muss daher eine andere gewesen sein; er erkannte als seine Aufgabe, durch die Visitation klar zu bestimmen, ob und inwieweit die Häresie in Bronnbach eingedrungen sei, um gegebenenfalls dagegen aufzutreten. Schon im Jahre 1554 hatte der Bischof in seinen Stiftslanden langsam diese Art der Visitation begonnen und entsprechende Massregeln gegen die Häretiker¹⁾ ergriffen. Der Abt des Klosters zu Neustadt am Main, welcher „auch die Religion der augspurgischen Confession angenommen“,²⁾ wurde des Abfalls überführt und auf des Fürstbischofs Befehl gefangen genommen. Man machte ihm wegen Häresie den Prozess und hielt ihn lange in Haft; endlich wurde er „als ein Ketzer verdampt und von seiner prälatür verstossen“. Wir können uns darum nicht wundern, wenn Abt Clemens in Bronnbach von dieser Visitationsart recht wenig erbaut war. Auch hatte er schon früher (1554) ein seltsames Erlebnis gehabt. Als er damals von der Frankfurter Herbstmesse nach Wertheim ritt, wurde er bei Stockstadt von 5 mainzischen Reitern, welche 18 Bauern mit Spiessen bei sich hatten, angerannt; diese frugen ihn, ob er der Abt von Bronnbach sei; weil Clemens sah, „das sie ire han an den buchsen uffgezogen“ und

1) Vgl. Autobiographie von Clemens Leusser, pag. 26.

2) Worte eines Berichtes aus späterer Zeit.

ihm „der reuther einer sein buchsen an die seyten satzt“, verleugnete er. Allein sie liessen nicht von ihm ab und wollten wissen, wer er wäre; darauf gab sich Abt Clemens für den Zinsschreiber von Wertheim aus; „aber das wolten sie schwerlich glauben“; er meint: „so sie hetten mich gekanth, wer ich von in erschossen worden, wie derselben einer hernacher selbst bekannt; got halff mir aber gnedig von Inen“. Infolge solcher Erfahrungen zog es der Abt vor, nach Wertheim überzusiedeln, „aus Forcht, von dem bischof zu Würzburg ergriffen zu werden“. Er wohnte von dieser Zeit an im Bronnbacher Hof daselbst und erledigte von hier aus seine Obliegenheiten für Bronnbach; auch der Prior und drei andere Conventualen verliessen um diese Zeit das Kloster, verheirateten sich und zogen als lutherische Pfarrer auf wertheimische Pfarreien. In Wertheim also erhielt Abt Clemens die Visitationsverfügung des Bischofs Melchior. Es war ihm durch Würzburg zur Pflicht gemacht worden, die Visitationsberechtigung anzuerkennen und mit der Anerkennung ein Register über des Klosters Einkommen aufzustellen und dem Bischof vorzulegen. Abt Clemens schrieb diesem nun am 1. Februar 1555: „Er wisse gottlob keinen defekt in spiritualibus in seinem Kloster; früher hätte er deren viel gehabt; durch gottes gnade habe er sie selbst corrigiert, reformiert und nach der hl. Schrift ordinirt. Die Visitatores hätten nicht besser ordinieren können als er. Er hätte sich in regulam Benedicti gelobt und sich nach den trefflichen Worten in Kap. 2 gerichtet, indem er nach der hl. Schrift und Gottes Wort die Klosterordnung eingerichtet habe; er wolle keine Visitation zugestehen. Er sei gewöhnt, alles, was Gottes Ehr und der Seelen Heil verlange, fleissig zu fördern und dem Teufel nicht soviel Raum zu geben, dass er seine Seligkeit auf eine Visitation aufsparen und erst abwarten müsse, was die Herren Visitatores ihm für einen Glauben und Leben vorschreiben würden. Er sei älter als 7 Jahre, wisse auch die Schrift und brauche den Weg in den Himmel nicht erst von denen zu lernen, die selbst in der Irre gingen. Sei aber eine Visitation nötig, so hätte er als ordentlichen Visitatoren den Abt von Maulbronn; darum könne er in diese Visitation nicht einwilligen. Auch das Indult des Papstes könne ihn nicht anfechten; er habe ältere Bullen von Päpsten und sein Kloster sei exempt. In geistlichen Sachen werde er niemand gehorsam sein als der hl. Schrift der Propheten, Christi und der hl. Apostel. Er sei weder dem Papst noch dem Bischof noch Äbten verbunden; weise man ihn auf Concilien und Väter, so könne er von deren Dekreten und Schriften nicht mehr halten, als sie selber begehrten. Er habe nun vielfältige

Missbräuche der römischen Kirche, soweit sie ihn berührten, abgethan; er werde sich nicht wieder in dieselben begeben, sondern gedenke, bei der rechten katholischen und apostolischen Kirche zu bleiben, welche gebaut und fundiert ist, wie der hl. Paulus sagt Ephes. II. Er hoffe, es solle ihn Niemand daraus treiben, ob man visitiere oder nicht. Auch das Güterregister über Bronnbach werde er nicht anfertigen; sein Schutzherr, Graf Michael, habe es zudem verboten. Man könnte in Würzburg auch noch wissen, was ihnen einstmals Graf Jörg nach dem Bauernkrieg wegen der Visitation vorgehalten, daraus sie wohl abnehmen könnten, was sie jetzund schaffen werden.“

So lautete die ebenso scharfe wie präzise Antwort des Abtes Leusser. Auch Wertheim widersetzte sich von neuem der Visitation. Nachdem bereits unter dem 28. Mai 1555 vom Grafen Michael gegen Würzburgs Vorhaben Protest erhoben war, sandte er umgehend seine Gravamina an König Ferdinand. Auf die wertheimischen Gravamina legten die würzburgischen Räte einen ausführlichen Bericht vor und auf diesen Bericht folgte von Seiten Wertheims am 8. Oktober 1555 eine ausführliche *Replicatio*.¹⁾ In dieser wurde eine detaillierte Darstellung der zwischen Wertheim und Würzburg obwaltenden Irrungen gegeben und vor allem festgestellt:

1. die Unmittelbarkeit von Wertheim, Bronnbach und Grünau;
2. der Schirm Wertheims über letztere als Reichslehen;
3. die nach Wertheim entrichteten Abgaben und Türkensteuern;
4. der Bronnbacher Reisewagen für Wertheim und des Letzteren Atzung und Lagerrecht im Bronnbacher Hof zu Würzburg;²⁾
5. das Kammeramt und die geschichtliche Behandlung der Klöster durch Würzburg und endlich
6. die Exemption des Klosters Bronnbach.

In der Tat wurde die drohende Visitation zunächst verhindert, obgleich Abt Clemens in steter Sorge schwebte. Das Schreiben, das der sonst so tapfere Bronnbacher Reformationsstreiter am 29. Oktober 1555 an Graf Michael nach Wertheim sandte, macht wenigstens einen fast komischen Eindruck ob der in gewisser Furcht eingegebenen Erwägungen, die er darin anstellt. Er habe wegen der Visitationen angefragt, schrieb Clemens, und erfahren, dass die *Visitatores* am 12. Oktober den Abt

1) Werth. Gegenbericht, Urk. XXV, pag. 29/39.

2) Ausdrücklich bestätigt in einem Schreiben des Abtes Clemens an Graf Michael vom 5. April 1555.

des Klosters zu St. Stephan in Würzburg in der Stadt visitiert hätten, da er im Verdacht der Häresie sei, wie sie es nannten; der Abt habe ihm nun geschrieben, sie hätten sehr genau gesucht und wollten das Papsttum wieder herstellen. Auch diesem hätte der Bischof befohlen, in Monatsfrist ein Güterregister aufzustellen und Rechnung abzulegen. — Der Abt habe ihm, Clemens, erzählt, wie er um eines geringen Verdachts willen beinahe „deponiert“ worden sei. „Wie sollt' es dann mir gehen!“ Die Visitatores hätten zwar die Übung, vor der Visitation eine Citation zu schicken, so dass man sich in etwas richten könne; allein er glaube, dass sie nach Bronnbach nicht in schlichter Weise kämen, sondern mit viel Gesinde und einer Rotte von Reitern. Die Visitatores schickten diese letzteren gewiss vorher, so dass man sie nicht herausbehalten könne, wie des Grafen Befehl sei. Geschehe es nun in dieser Weise, so dünke ihm als das Beste, es sei keiner der Conventualen aufzufinden, dann könnten sie Küche und Keller visitieren und müssten von selber abziehen. Auch müsse Jemand vom Grafen in das Kloster beordert werden, welcher die Visitation nicht gestatte, wie es auch bei dem Vater des Grafen im Jahre 1527 geschehen sei. Er, Clemens, habe auch gehört, der Reichstagsabschied bestimme, dass ein Bischof, welcher seine Religion ändere, seines Amtes entsetzt werde; ¹⁾ wäre das richtig, so geschähe gewiss das Gleiche mit den Äbten und vielleicht werde der Bischof mit ihm so verfahren. Es sei nötig, diesen Abschied zu besitzen, damit man sich darnach richten könne. Bezüglich dessen, was er selbst dem Bischof geschrieben, wolle er dem Grafen das Nötige mitteilen: der Brief hätte die würzburgischen Räte hart verdrossen; sie liessen das Schreiben in Würzburg herumgehen; um so heftiger würden sie ihm mit der Visitation zusetzen; doch — er frage nicht darnach. Solange er lebe, könne er sich nicht anders entschliessen. Nun möge der Graf darüber nachdenken, was in dieser Sache zu thun oder zu lassen sei und ihn darüber benachrichtigen.“ ²⁾)

Das Schreiben des Abtes ist weniger von Interesse wegen der egoistischen kleinlichen Züge, die hier zum erstenmal in Erscheinung treten, als vor allem wegen der Bezugnahme auf den Reichstagsabschied vom Jahre 1555 zu Augsburg. Clemens fürchtete mit Recht das *reservatum ecclesiasticum*, welches am 24. September 1555 getrennt von dem eigentlichen Abschied veröffentlicht worden war und der Ausgangspunkt für

1) Das *reservatum ecclesiasticum*.

2) L. W. G. A. Original in Papier.

die vielen kleinen und grossen religiösen Streitigkeiten fast der nächsten 100 Jahre wurde, der furchtbare 30jährige Religionskrieg inbegriffen. Graf Michael III. aber erkannte nicht minder die Bedeutung dieses Reichstagsabschieds: wurde doch durch ihn auf einem deutschen Reichstage unabhängig von Papst und Konzil die grosse religiöse Frage in einem Religionsfrieden im grossen und ganzen erledigt. Dadurch, dass in ihm die Gleichberechtigung der Konfessionen festgestellt wurde, dass der Reichsstand über die Religion der Untertanen zu bestimmen habe, unbeschadet der persönlichen Glaubensfreiheit, dass die Anhänger der Augsburger Konfession wegen ihres Glaubens nicht angefochten werden sollten, — dadurch glaubte Graf Michael seine im Kloster Bronnbach längst durchgeführte Reformation noch besser denn zuvor auf eine gesetzliche Grundlage stellen zu können. Er begab sich am 20. Dezember 1555 nach Bronnbach¹⁾ und verkündete dort feierlich vor zwei Notarien und fünf Zeugen „das sehr wohl eingeführte und schon vor dem passausischen Friedensschluss befestigte *Exercitium augustanae confessionis*“ für alle Zeiten!

Man könnte diesen feierlichen Aktus als eine förmliche Eröffnung der evangelischen Lehranstalt zu Bronnbach betrachten; hatten sich doch mit den Jahren die Verhältnisse geklärt: im Kloster waltete ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer seines Erzieheramtes; mit Unterstützung einiger früherer Konventualen unterwies und erzog er eine Schar von 20 Jünglingen in dem evangelischen Glauben. Die übrigen Konventualen hatten, soweit sie sich zur evangelischen Glaubenslehre bekannten, im evangelischen Kirchendienst Verwendung gefunden und der Abt selbst hatte seinen Wohnsitz in Wertheim genommen und war mehr Finanzbeamter als Abt von Bronnbach. Allein während Graf Michael die Eröffnungsrede hielt, war in die Versammlung ein furchtbarer, finsterner Gast getreten, und als der Begründer des *Institutum augustanae confessionis Bronnbacense* sich niederbeugte, um das notarielle Protokoll zu unterzeichnen, legte dieser Gast in tiefem Schweigen seine knöcherne Hand auf des Grafen Schulter — es war der Tod; in die feierlichen Dur-Akkorde des *Te Deum* mischten sich — nicht vernommen — die ernstesten Moll-Töne des *De profundis*! Noch ein Vierteljahr war dem jungen Herrn von Wertheim Frist gegönnt, dann war er abgefordert aus seinem tatenfrohen und an Zukunftsplänen reichen Leben. Am 14. März 1556 schlug dem Grafen Michael III. die Todesstunde. Es

1) cf. Anlage VIII.

war für die evangelische Kirche der Grafschaft ein schwerer Tag, als sie mit dem 26jährigen Mann so viele schöne Hoffnungen ins Grab legen musste.

Über den edlen, vornehmen und wahrhaft christlichen Charakter des Grafen Michael III. sind die Geschichtsforscher ziemlich einer Meinung; dass die römische Kirche seine Arbeit für die evangelische Sache nicht freudig begrüßen konnte, ist selbstverständlich; aber das sollte doch nicht davon abhalten, den Mann des Evangeliums als „anständigen Menschen“ zu betrachten und dementsprechend einzuschätzen. Es ist wenig schön gedacht, wenn man die Tätigkeit des frommen Grafen Michael III. mit folgenden Worten abtun zu können glaubt: „Er nahm die Abtei in Besitz, verjagte die dem Ordensgelübde treu gebliebenen Conventualen und machte aus dem Kloster ein Gymnasium, über dessen Einrichtung und Fortgang sich bis jetzt noch keine eingehenden Nachrichten vorgefunden haben; um das Gedeihen der Abtei aber war es begreiflicher Weise für lange geschehen.“¹⁾ Ein anderer meinte: „die Umstände waren für Bronnbach trüb und verwirrt genug, bei welchen sich Graf Michael gar leicht etwas erlauben konnte, wozu noch der abtrünnige Abt Clemens die frohe Bewilligung hergegeben haben würde.“²⁾

Je versteckter solche persönlichen Verdächtigungen in das Lebensbild eines charaktervollen Mannes eingeflochten werden, desto offener ist ein derartiges Verfahren zu verurteilen. Wir aber wollen uns seiner Grabschrift Worte zu eigen machen:

„Corde pius, gestu gravis et sermone disertus,
Ingenio doctus, stemmate clarus erat.“³⁾

IV.

Die Gegenreformation durch Würzburg.

Wenige Tage nach dem Tode Michaels III. wurde seine hinterbliebene Gemahlin Katharina durch die Geburt eines Töchterleins erfreut: der Erbin des ganzen gräflich Wertheim'schen Besitzes. Allein kurz nach der Geburt starb das Kind, und die Mutter trat in die Erb-

1) Kaufmann, in Mone Bd. 34, p. 467 sq. Die Gründe, warum über das Gymnasium keine Akten da sind, liegen doch für jeden Einsichtigen klar zu Tage! Man kann von einem während der Geburt gestorbenen Kinde kein curriculum vitae schreiben! Als ob die Abtei zuvor besonders gediehen wäre! cf. Anlage V!

2) Aus den Akten.

3) Werth. Urkundenbuch von Aschbach, Nr. 234.

schaft ein. Es war eine schöne Fügung, dass die verwitwete Gräfin Katharina ihrem Vater, dem Grafen Ludwig von Stollberg-Königstein, das verantwortungsvolle Erbe übergeben konnte, einem Manne, reich an Kenntnissen, gewandt in Rede, gleich begabt in Form und Wesen der Geschäftsführung und wissenschaftlich gebildet.¹⁾ Von grösster Bedeutung aber war für Wertheim die Stellung des Grafen Stollberg zur Reformation: war er doch ein eifriger Anhänger der lutherischen Lehre und konnte mit seinen Gaben die Entwicklung der evangelischen Kirche in der Grafschaft Wertheim kräftig fördern. Die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, welche sein Vorgänger, Graf Michael III, bereits in Angriff genommen hatte, gestaltete er weiter aus: ihm verdankte die Grafschaft Wertheim ihre „Kirchenordnung“ und die Einführung der kirchlichen Visitationen und Synoden.

Die Belehnung des Grafen von Stollberg mit den Reichslehen erfolgte bald nach dem Tode Michaels, zumal die Stadt Wertheim ausdrücklich bei dem Kaiser Ferdinand darum nachgesucht hatte; dass der Fürstbischof Melchior von Würzburg mit der Übergabe der Würzburger Lehen etwas zögerte, darf wohl verständlich erscheinen: denn auch in diesem bischöflichen Lehensgebiet erstarkte die evangelische Kirche je länger je mehr. Wenn auch etwas später, so erfolgte doch immerhin am 16. August 1556 der Abschluss eines Lehensvertrages zwischen dem Bischof Melchior und dem Grafen Ludwig zu Stollberg-Königstein und dessen Erben.²⁾ Dieser Vertrag wurde zu einem Aktenstück von weittragender Bedeutung: der Würzburger Episkopat hatte offene Augen und schaute klar; er schätzte die Eventualitäten bis ins kleinste ein und ergriff die Gelegenheit, die verworrene Lage in der Grafschaft Wertheim nach Möglichkeit auszunützen. Graf Stollberg aber, das Ur- und Abbild eines zwar gläubigen und frommen, allein zugleich auch recht vertrauensseligen Evangelischen, schloss den Vertrag, ohne sich über Wertheims Geschichte näher zu unterrichten, und ohne die Zukunft zu erwägen. Graf Ludwig Stollberg schrieb als seine Lehenserben nur die beiden Töchter Katharina und Elisabeth nebst deren Nachkommen in den Vertrag, während seine dritte Tochter Anna „bei der wirtzburgschen belehnung ausser Achtung kam, weiln ihr Leibwuchs etwas unscheinbar und bucklich ware“. Das war der erste Fehler des Grafen bei diesem Lehensvertrag. Während der Vater also nur auf die Nach-

1) Auszug aus dem Stammbaum des Grafen Stollberg. cf. Anlage IX.

2) cf. Lünig, Reichsarchiv XVII, 2 p. 1030 u. Werth. Ros. Arch. Br. 940. Auszug cf. Anlage X.

kommenschaft seiner beiden blühenden Töchter bedacht war, rechnete der Bischof mit der Gewissheit, dass bei diesem Vertrag jedenfalls eine Familie und deren eventuelle Nachkommen von vornherein ausgeschlossen sein werde: hier hätte sich der Vater sagen müssen, dass die Möglichkeit der Erbfolge bei Gleichberechtigung dreier Töchter grösser war, als wenn er nur zwei für erbberechtigt erklärte. In der Tat hatte Würzburg mit seiner Möglichkeitsberechnung Glück: denn beide Töchter, obwohl jede zweimal verheiratet war, starben ohne Nachkommenschaft, während die von der Erbfolge ausgeschlossene Tochter Anna sich trotz ihrer Unschönheit vermählte und in der Ehe mit Graf Ludwig von Löwenstein zur Stammutter des heute noch blühenden Fürstenhauses Löwenstein-Wertheim wurde! ¹⁾

Noch einen zweiten Fehler machte Graf Stollberg bei diesem Vertragsabschluss. Ein Durchsehen der Akten aus der Regierung der letzten Grafen von Wertheim hätte ihn überzeugen müssen, dass der Kloster-schutz über Bronnbach kein Würzburger Lehen, sondern Reichslehen war und der Bischof gesetzlich nicht berechtigt war, als weltlicher oder geistlicher Lehensherr über Bronnbach aufzutreten. Graf Stollberg unterschrieb einen Vertrag, in welchem er ohne Not dem Fürstbischof zu Würzburg, d. h. einem Bischof der römischen Kirche, als einem Ordinarius, die geistliche Jurisdiktion über das früher katholisch gewesene Kloster, jetzt aber evangelisch gewordene Institutum zuerkannte; dazu willigte er ein, dass ihm, obgleich er selbst der Schutz-, Schirm- und Landesherr über Bronnbach kraft Kaiserlicher Belehnung war, von dem Bischof von Würzburg der Schutz über Bronnbach zu Lehen gegeben wurde. Während man einerseits dem ehrwürdigen Domkapitel den Vorwurf nicht ersparen kann, dass es eine ungerechte Forderung stellte und einen zu wenig unterrichteten Mann betrog, so muss man andererseits tadeln, dass ein so erfahrener und gelehrter Landesherr, wie Graf Stollberg es war, sich nicht zuvor aktenmässig Klarheit verschaffte über die Aufstellungen einer Kapitulation, die für Kinder und Kindeskinde Geltung besitzen sollte, bevor er seinen Namen darunter schrieb; dass er diese Kapitulation in völliger Unkenntnis mit den tatsächlichen Rechtsverhältnissen vollzogen, geht aus seinen späteren Erklärungen und Handlungen zur Genüge hervor. Gewiss glaubte Graf Stollberg nach seinem evangelischen Gewissen genügend Sorge für das evangelische Seminar in Bronnbach getragen zu haben, wenn er in den § 4 der Kapitulation

1) Ein Würzburger Chronist höhnte später: „die Abtei Bronnbach ist auch nicht schuld daran, dass die Stollberg'sche Familie ausgestorben ist!“

einfügte, dass Würzburg allerdings die geistliche Ordinare Jurisdiktion besitzen solle, „jedoch dem Augsburgischen Abschied, inmassen obstehet, unvorgriffen“; hätte der andere Kontrahent ebenfalls ein evangelisches Gewissen gehabt, so hätte diese Beifügung wohl genügen können; so aber stand der evangelischen Einfalt der römische Vorbehalt gegenüber, welcher unter Benützung der reservatio mentalis stillschweigend etwa beigefügt haben dürfte: „jedoch den höheren päpstlichen Befehlen gegenüber unvergriffen“. Die sofort nach Abschluss der Kapitulation einsetzende Gegenreformation und die damit zusammenhängenden geschichtlichen Ereignisse wenigstens lassen nicht leicht eine andere Auslegung zu: der Bischof von Würzburg unterzeichnete diesen Artikel der Kapitulation in bestimmter Absicht, ihn nicht zu halten.

Gelegenheiten, sich in die Interna des evangelischen Seminars zu Bronnbach einzumischen, gab es für den nunmehr vertragsmässig anerkannten geistlichen Ordinarius zu Würzburg jederzeit. Schon im Jahre 1557 ereignete sich ein für den Bischof Melchior unerhörter Vorgang: Abt Clemens in Wertheim schloss mit Maria, „des Doktor Johann Eberlins Tochter, der etwan ein Pfarrherr allhier zu Wertheim gewesen, das Band der heiligen Ehe; ihre Mutter Martha ist eine geborene von Aurach des alten edlen Geschlechts gewesen in der Markgrafschaft Brandenburg“. Clemens Leusser hat nach seiner Biographie ¹⁾ „am 26. Mai 1557 Weinkauf mit ihr gedrunken und auf den 1. Juni eodem anno mit ihr Hochzeit gehalten“. Sofort erklärte der Ordinarius, er müsse, „weil Abt Clemens bei seinem so freien Fluge sich auch mit einem Weib paarte“, eine Visitation zu Bronnbach eröffnen und kündigte diese am 21. September dem Abt Clemens von Bronnbach an. Graf Stollberg war nicht wenig von dieser Ankündigung überrascht und wandte sich an den Abt Johannes zu Maulbronn, welches früher der rechtmässige Visitor über Bronnbach gewesen war. Dieser bat den ebenfalls evangelischen Herzog Christoph von Württemberg um Hilfe, der seinerseits am 29. September 1557 ein Schreiben an den Bischof von Würzburg richtete.²⁾ Er protestierte in diesem Briefe gegen diese Visitation der Tochterabtei von Maulbronn und erbat sich von dem Bischof Melchior die schriftliche Erklärung, dass die Visitation zu Bronnbach unterbleibe. Das Einschreiten des Herzogs Christoph war von Erfolg begleitet; Würz-

1) Das „braune Buch“ in Wertheim erzählt: „den 1. Juni hielt herr Clement Leusser, gewesener Apt zu Brunbach seine Hochzeit alhie“.

2 cf. Anlage XI. Regest.

burg verzichtete auf die angesagte Visitation. „Bischof Melchior konnte nichts weiter thun, als dass er, nachdem der Bronnbacher pater immediatus herr Abt Johannes zu Maulbronn schon ehender abgefallen war, mit väterlichen Ermahnungen den verführten bronnbachischen Religiosen dergestalt zudrang, dass bald wieder einige rückfällig wurden und zur christ-katholischen Ordnung zurückkehrten“. Es war immerhin genug, was er tat; auch Clemens Leusser bestätigt in seiner Biographie diese Tätigkeit des Bischofs, indem er bemerkt: „alsbald sein etliche meiner Conventsbrüder wieder abgefallen zum Papsttumb und meine Judas worden“. Durch diese Arbeit des neuen Ordinarius in dem Seminar zu Bronnbach waren dem Grafen Ludwig zu Stollberg doch etwas die Augen aufgegangen über die Auffassung des § 4 der abgeschlossenen Kapitulation vonseiten des Fürstbischofs von Würzburg. Auch hatten die Akten im Wertheimer Archiv dem Grafen zu besserer Kenntnis und Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse verholfen. Demgemäss also, nachdem Graf Stollberg „auss dem wertheimischen Archive besser informiert worden, hat er Würzburg iudicialiter et extra widersprochen und öffentlich quod per suam ignorantiam neque imperio neque der Grafschaft Wertheim praejudicirt haben wollen“. Allein „das Widersprechen“ und der Ruf nach richterlicher Entscheidung verhallte ungehört; der Fürstbischof und seine Nachfolger auf dem Bischofssitze bestanden ruhig auf ihrem Schein und erklärten: „Graf Ludwig von Stollberg hat mit seinem freien Willen den Klosterschutz von Würzburg zu Lehen empfangen“. Dabei blieb es und Bischof Melchior war als Ordinarius des Klosters Bronnbach nach wie vor eifrigst beflissen, die ausgetretenen Konventualen wieder zu Klosterbrüdern zu bekehren, bis er am 5. April 1558 plötzlich starb.¹⁾ Sein Nachfolger, Bischof Friedrich, war zunächst in der Weiterführung der Bronnbach'schen Angelegenheit etwas ruhiger; er wusste, dass der fein gebildete Graf Stollberg gegen grobes und taktloses Vorgehen sich jederzeit verwahren werde und versuchte mit Geschmeidigkeit sich des Grafen Dankbarkeit für die Übergabe der Würzburger Lehen zu Nutzen zu machen. Zunächst wandte sich Bischof Friedrich an den Abt Clemens nach Wertheim. Dessen Frau (oder wie sich der Schriftsteller aus dem späteren Bronnbacher Klerus in feinsinniger Weise ausdrückte: „dessen gehabtes Ehemensch“), war nach kaum $\frac{1}{2}$ jähriger (= 23 Wochen) glücklicher Ehe am

1) Es wird berichtet, er sei in der Vorstadt zu Würzburg erschossen worden.

10. November 1557 gestorben;¹⁾ er war Witwer geworden und Bischof Friedrich bot ihm von neuem die Abtwürde im Kloster Bronnbach an, sofern er von seinem bisherigen Irrtum zur römischen Kirche zurückkehren wolle. Abt Clemens aber verzichtete auf diese erneute Einführung in Bronnbach; trug er sich doch seit der Mitte des Jahres 1558 mit dem Gedanken, sich wieder zu verehelichen. Er verheiratete sich wirklich am 25. Oktober 1558 zum zweiten Male mit der Tochter Anna des Amtmanns Valentin Rüdiger zu Laudenbach. Nun versuchte der Bischof Friedrich, den Abt Clemens zur Resignation zu bewegen. Der Augenblick, unter dem Eindruck dieser zweiten Verheiratung mit Leusser in eine diesbezügliche Verhandlung einzutreten, war vonseiten Bischofs Friedrich sehr günstig erfasst; war Abt Clemens gegen Entschädigung geneigt, freiwillig auf Würde und Pfründe zu verzichten, so war viel gewonnen. In sicherer Annahme, dass sein Gedanke bei diesem Anklang finde, liess Bischof Friedrich jene drei nicht zur augsburgischen Konfession übergetretenen früheren Konventualen zu sich nach Würzburg kommen und ernannte den Johannes Bleittner, Pfarrer zu Königsbafen an der Tauber, zum Abt des Klosters Bronnbach. Die Darstellung des Bronnbacher Schreibers, diese drei Konventualen hätten sich vereinigt und den Bischof Friedrich gebeten, ihnen einen Abt zu setzen, damit das Kloster nicht durch ihre Schuld zu Grunde ginge, ist höchst unwahrscheinlich. Vielmehr ging die Initiative von Würzburg aus; Bischof Friedrich setzte den Älteren der beiden geistlichen Konventualen (der dritte war bekanntlich Ökonom im Bronnbacher Hof zu Würzburg) zum Abt des Klosters Bronnbach ein. Bereits am 15. August 1558 empfing Johann Bleittner im Dom zu Würzburg feierlichst die kirchliche Weihe, um sein neues Amt antreten zu können, sobald Abt Clemens unter angemessener Entschädigung auf Amt und Würden Verzicht geleistet hätte. Diese Verzichtleistung zog sich etwas in die Länge, da auch Abt Clemens auf seinen Vorteil bedacht war; dass er überhaupt einem von Würzburg eingesetzten Nachfolger wich, berührt eigentümlich; denn soviel musste sich doch Leusser sagen, dass ein Fürstbischof der römischen Kirche als evangelischer Seminardirektor etwa dieselbe Rolle spielen würde, wie ein Wolf als Schafhüter. In einem längeren Bericht an den Grafen Ludwig sowie an den Bischof Friedrich teilte Clemens seine Stellung zu dieser Verzichtleistungsfrage mit. Weil sie hart bei ihm

1) Clemens erzählt: „Im selben Jahr 1557 ist auf den 10. November meine liebe Hausfrau Maria gottselig im Herrn entschlafen und von dieser Welt abgeschieden; der Gott ein fröhlich Auferstehung verleihen wolle. Amen.“

angehalten, schrieb er, wolle er „itzigem neuem appt cediren“. Er wolle alle Privilegien, brieflichen Urkunden, Kleinodien zustellen,¹⁾ das Kloster quittieren und sich aller Forderungen, Rechte und Aktionen entziehen. Er vollziehe diesen Schritt mit ausdrücklicher Bedingung, dass damit Niemandes Rechte benachteiligt werden dürften, „dieweil das Kloster in angestifter neuer Religion und Anstellung der Schulen nit vermindert oder Jemand durch diese geschehene Handlung zu Nachteil und vergriff gehandelt werden soll“. Nach vollzogener Cession solle das Kloster ihn „notturftig, genugsam und beständig cavieren und quittieren“. Er habe zwar geglaubt, man gäbe ihm 500 fl.; er wolle aber aus Gefälligkeit sich „mit 450 fl. an barem gelt gegen Überlieferung der Privilegien und Kleinodien genügen lassen“; ausserdem beanspruche er für jedes Jahr 20 Malter Korn und 5 Malter Hafer. Damit man aber nicht glaube, er beschwere das Kloster mit fremden Schulden, so erbiere er sich, ausser dem, was man dem Gesinde im Kloster schuldig sei, alle Schulden, die er in seiner Stellung als Abt gemacht, zu bezahlen und auf sich zu nehmen. Alle fahrende Habe, samt Korn und Wein, die im Hof zu Wertheim bei Beginn der Vergleichsverhandlung gelegen, sowie das Silbergeschirr, sieben Becher und zwei Ehrenbecher, sollten für ihn zurückbehalten bleiben. Was er als Abt „in diesen schweren Zeiten verkauft“, solle der successor, der neue Abt, auch ohne Wiedereintreiben halten; er hätte „gut fuge gehabt“, dieses zu tun und sei nicht schuldig gewesen, in Würzburg darob anzufragen.²⁾ Für die Zusicherung, „im Stift Würzburg sicher auss- und einwandern“ zu dürfen, bedanke er sich; auch er wolle gegenüber Würzburg „zu ungnad und widerwillen kein ursach geben“. Endlich bat Clemens „gantz demutig, Ew. gn. wollen Ir die Religion und Schulen zu Brunbach mit handt- habung gnedig lassen bevolen sein“. Würden diese Vorschläge nun angenommen, so wolle er sich beruhigen; andernfalls solle „Alles in dem Stand sein und bleiben, wie es zuvor gewesen und uff diesen Tag noch ist“. Die Verhandlung zwischen dem Bischof Friedrich, dem Grafen Ludwig von Stollberg und Abt Clemens führte der Amtmann von Wertheim, Friedrich von Ratzeburg. Endlich war gegen Ende des Jahres 1559 eine Aussicht auf Einigung der Parteien; nach verschiedenem Hin-

1) Bei der Übersiedlung nach Wertheim hatte Clemens alle diese dem Kloster gehörigen Wertgegenstände mitgenommen; dass er nun an die Herausgabe persönliche Bedingungen knüpfte, wirft auf seinen Charakter kein gutes Licht.

2) Abt Clemens stützte sich bei diesem Verpfänden und Verkaufen von Kloster- güttern auf den Präcedenzfall vom 26. Juli 1553, wo Bischof Melchior vom Kloster schleunigst 3000 fl. angefordert und solch Verpfänden und Verkaufen gutgeheissen hatte.

und Herschreiben¹⁾ gelangte am 8. Januar 1560 eine Kapitulation zwischen Abt Clemens und dem Kloster Bronnbach zustande,²⁾ welche sofort von dem Grafen Ludwig von Stollberg unterzeichnet wurde. Bischof Friedrich aber hatte das Ende der Verhandlungen gar nicht abgewartet, sondern den längst „benedizirten Abt“ Johannes am 25. Januar 1559 unter militärischer Bedeckung in seine neue Würde zu Bronnbach eingeführt. Wenn Graf Stollberg nun geglaubt haben sollte, dass seine Vermittlung und sein Entgegenkommen in der Verzichtleistungsfrage des Abtes Clemens seine Stellung bei dem Fürstbischof etwa gebessert hätte und seine Rechte bezüglich Bronnbach von diesem mehr als bisher berücksichtigt werden würden, so musste er bald erkennen, dass er sich gewaltig verrechnet hatte. Würzburg sah in ihm nur den schwachen, nachgiebigen Mann und nützte dieses Nachgeben der wertheimischen Regierung rücksichtslos aus. Mit dem Abt Bleittner kamen seine beiden Konventbrüder, der Ökonom Schäfer aus Würzburg und der Pfarrer Knoll von Königshofen, wieder nach Bronnbach zurück; sie begannen sofort, gemäss ihrer Ordensregel zu leben und auch die äusseren Gebräuche der römischen Kirche, allerdings vorerst in abgeschlossenen Räumen, zu vollziehen. So oft von diesem geheimen Treiben etwas an die Öffentlichkeit drang, protestierte Graf Stollberg dagegen — freilich ohne jedweden Erfolg: die drei Konventualen vollzogen weiterhin ihre religiösen Gebräuche nach Vorschrift der römischen Kirche in aller Ruhe und Gelassenheit. — Martin Schäfer erfreute sich nicht mehr lange des Klosterlebens: er starb bald nach seiner Rückkehr ins Taubertal; auch der Abt Johann VII. musste nicht lange nach seinem Einzug seinen Auszug halten: der 25. März 1563 war sein Todestag! So kurz auch der Aufenthalt des Abtes Bleittner mit seinen beiden Konventualen im Kloster Bronnbach gewesen war und so gering seine Arbeit daselbst zu bewerten ist: der Vorgang als solcher kennzeichnet sich als einen, zunächst diplomatischen, Erfolg der römischen Kirche, vertreten durch Bischof Friedrich von Würzburg. Graf Stollberg hatte sich mit der Resignation des Abtes Clemens einverstanden erklärt; in seinem Einvernehmen war die Bestallung des neuen Abtes Bleittner vonseiten des

1) z. B. schrieb Clemens noch an Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Johannes zu Brandenburg und Herzog Wolfgang zu Württemberg; ebenso am 16. August 1559 an Friedrich von Ratzeburg.

2) cf. L. W. G. A. Urkunde Ros. Arch. A. 824. Gut erh. Siegel. Pergam. — Clemens Leusser unterzeichnet vom Jahre 1560 an als „gräflicher Hausvogt“. — (L. W. G. A. Pfarrsachen Nr. 16.)

Episkopats Würzburg erfolgt; unter seiner Genehmigung kehrten die zwei übrig gebliebenen römischen Konventualen wieder in das Kloster zurück: das waren für Würzburg nicht zu unterschätzende Erfolge! Dass dieses Kleeblatt sich nicht an den wissenschaftlichen Übungen des evangelischen Seminars beteiligen werde, musste sich Graf Stollberg von vornherein sagen: was anders also konnte der Zweck sein, als den römischen Kultus wieder in Bronnbach einzuführen? Erfolgte doch kurze Zeit hernach von Würzburg aus das Geständnis: „Bischof Melchior und Friedrich haben sich *ex ordinaria et diöcesana potestate tam legis quam jurisdictionis* dieses armen hochverderbten Closters eifrig und mitleidendlich angenommen und *tanquam tabulas naufragii colligentes* in geistlichen und weltlichen Sachen heilsame, gute und nützliche Anordnung gethan“. 1) Es mag sein, dass Graf Stollberg meinte, dieser Erfolg sei schon darum nur ein diplomatischer, da die drei Konventualen auf dieser Welt auch nicht das ewige Leben hätten; auch mag er die stille Hoffnung gehabt haben, nach dem Tode der drei letzten Bronnbacher Brüder sei diese Frage ohnehin aus der Welt geschafft, er selbst aber habe durch sein scheinbares Entgegenkommen Friede mit Würzburg und könne in Ruhe die evangelische Kirche in seinem Lande so festigen, dass ein späteres Eingreifen der Würzburger Bischöfe sich von selbst verbiete: Tatsache aber ist, dass die wertheimische Regierung damit der bischöflich-würzburgischen Zugeständnisse und Rechte eingeräumt hatte, welche für den Fürstbischof Friedrich zunächst von grösserem Werte waren als etwaige äussere Erfolge des Abtes Bleittner, welche gegebenenfalls nur dazu hätten dienen können, den evangelischen Grafen Stollberg etwas vorsichtiger zu machen. Es ist von grossem Interesse zu erkennen, wie auch im Falle Bronnbach evangelisches Gemüt und rechtliche Vertrauensseligkeit in eisiger Berechnung *ad majorem ecclesiae romanae gloriam* ausgenutzt wurde. Mit Fug und von Rechtswegen erliegt eine jede evangelische Regierung und jedes evangelische Gemeinwesen diesem Geschick, wenn sie durch die Geschichte absolut gar nichts lernen wollen! 2) In den religiösen Streitfragen ist immer nur „die evangelische Gerechtigkeit“ an beiden Augen blind, während ihre Partnerin ein Auge stets offen hält, um unverwandt auf ein bestimmtes Ziel zu schauen; an Sittlichkeit steht die Erste über der Letzteren; an praktischem Erfolg siegt die Letztere über die Erstere: der praktische Erfolg aber macht die Geschichte! Dass Würzburg seine Schritte mit

1) Aus den Prozessakten Wertheim contra Würzburg 1572.

2) Man vergleiche damit die Neuzeit!

grossem Bedacht ausführte, musste die Regierung zu Wertheim bald erkennen; nicht minder aber auch, dass Würzburg jeden Schritt nur vorwärts, nie aber rückwärts zu tun pflegte. Rechtzeitig war die Nachricht von dem schlimmen Befinden des Abtes Bleittner zu Bischof Friedrich gekommen; er schrieb sofort am Mittwoch, den 24. März 1563. an Graf Ludwig: Am vergangenen Montag habe er gehört, dass Abt Johann zu Bronnbach „mit einer sollichen unversehenen leibsschwach- und Krankheit beladen, das nit zu hoffen oder zu vermuten, das er sollichts legers wiederumb uff und zur gesundheit kommen möchte“. Sollte der Abt „aus dieser Welt scheiden“, so wolle er Sorge tragen. „dass unser ihm befohlen Kloster in mittels in diesen gefährlichen und geschwinden Zeiten nach gebühr versehen und nichts verrückt oder verändert werde“. Weil nun ihm, dem Fürstbischof, „als Landfürsten und geistlichen Ordinarien“ von Rechtswegen diese Sorge zukomme, so habe er „etliche der Unsern in ermelt Closter abgefertigt, um dasselbe zu verwahren, bis wieder ein tugendlicher Vorsteher oder Verwalter dasselbe versorgen möge“. Er teile das dem Grafen mit, „da er ihm nichts an dem Schutz und Schirm und anderem, so Ihr über bemelt Closter von uns zu Lehen traget“, nehmen wolle. An demselben Tage, an welchem Abt Bleittner starb, trafen auch schon, gleichzeitig mit der Übergabe dieses Schreibens in Wertheim, die würzburger Reisigen unter Führung eines Hauptmanns in Bronnbach ein und besetzten das Kloster. Die wertheimische Regierung ordnete umgehend ihre Leute dahin ab; allein der Eintritt in das Kloster wurde ihnen verwehrt, sie mussten wieder abziehen. Amtmann von Ratzeburg berichtete sofort den Tatbestand dem Grafen Ludwig nach Königstein. Bereits am 29. März kamen von diesem genaue Verhaltungsmassregeln ¹⁾ an den wertheimischen Amtmann: man solle ohne Säumen in Würzburg „um Abschaffung dieser tätlichen Neuerung“ ersuchen und zugleich sollten von Wertheim zwei Notare mit Zeugen in das Kloster gehen und dasselbe von den Würzburgischen zurückfordern, um es zu verwahren, bis der neue Abt gewählt sei. Werde auch diesen Notaren und Zeugen der Eintritt verweigert, so sollten diese die Protestationsschrift vor den Klostertoren verlesen; über diesen Akt und die zwischen einander gehaltenen Reden sollten die Notare ein Instrument anfertigen; wären die Würzburger aber bereits abgezogen, so müsse die Protestation im Kloster, „besonders auch dem Schulmeister“, vorgelesen werden.

1) cf. Anlage XII. Regest.

Wie Graf Ludwig Stollberg-Königstein befohlen hatte, wurde gehandelt: die Notare mit ihrem Gefolge liessen sich bei dem würzburgischen Befehlshaber Hans Pankraz von Seckendorff und dem Rottenhauptmann zu Bronnbach melden, worauf diese mit den Reisigen vor dem Kloster erschienen. Der begehrte Einlass aber wurde den Wertheimern verweigert; hierauf lasen die Notare ihre Protestation vor; die Würzburger erklärten, dass sie der Vorlesung zugehört hätten und einen Boten mit der Meldung dieses Vorgangs nach Würzburg schicken wollten. Auch die persönliche Beschwerde vor Fürstbischof Friedrich wurde vollzogen. In Vertretung des erkrankten Amtmanns Fr. von Ratzeburg begab sich am 2. April 1563 der Amtmann Bertholdt von Freudenberg nach Würzburg und trug seine Sache gemäss seiner Instruktion vor. Bischof Friedrich hörte dessen Vortrag an, entfernte sich stillschweigend und liess ihm durch einen Sekretär sagen: er möge nach dem Essen auf die Kanzlei kommen; dort traf alsdann Bertholdt die würzburgischen Räte, die ihm erklärten: sie hätten gehofft, es solle der Graf die geübte Handlung auf Grund der bischöflichen Erklärung nicht für beschwerlich halten; der Bischof hätte sie vorgenommen, nicht dem Grafen zuwider, sondern weil er die diözesan- und landesfürstliche Obrigkeit habe. So geschwind, wie Graf Stollberg es wünsche, könne aber der Bischof nicht antworten; sie wollten ihm später durch einen Boten Antwort schicken. Bertholdt erwiderte, Graf Stollberg verlange nicht nur eine sofortige, sondern auch eine willfährige Antwort; müsse er sich aber mit diesem Bescheid entfernen, so bäte er, dass „die Antwort zum allerfürderlichsten überschickt würdt“. Graf Stollberg erhielt am 5. April den Bericht des Amtmanns von Wertheim über diese Vorgänge; er habe, so schrieb er, da Würzburg keine Antwort gegeben, nochmals die Notare und Zeugen nach Bronnbach geschickt; im übrigen gäbe er dem Grafen doch zu bedenken, dass die alten Grafen von Wertheim den Klosterschutz zu Bronnbach niemals zu Lehen empfangen hätten; dieser sei vielmehr ihr Eigentum gewesen und Graf Stollberg habe dieses Eigentum geerbt. Alle Kontrakte und Verträge zwischen dem Grafen von Wertheim und den Äbten zu Bronnbach bewiesen, dass der Klosterschutz zu dem Haus Wertheim und den böhmischen Lehen gehöre; das Vorgehen des Bischofs von Würzburg geschehe daher zu deren Nachteil. Zugleich mit diesem Bericht legten die Beamten von Wertheim ihrem Herren einige Ratschläge vor, welche Graf Stollberg befolgen möge: Nachdem der Bischof Gewalt gebraucht, schrieben sie, und ohne des Grafen Übereinstimmung einen Abt in das Kloster setzen wolle, so

möge nun auch Graf Stollberg Gewalt anwenden und den Untertanen in den Bronnbach'schen Dörfern bei Strafe an Leib und Gütern verbieten, nach Bronnbach Zehnt, Zins oder Gült zu zahlen. Auch solle er die Huldigung für den Abt untersagen und befehlen, dass man ihm weder Frohn noch Dienst leiste. An demselben Tage, den 5. April, schrieb aber auch Bischof Friedrich dem Grafen Ludwig von Stollberg nach Wertheim: Er habe von dem Amtmann von Freudenberg des Grafen Klage gehört, dass er, der Bischof, „unser Kloster Bronnbach mit Gewalt und gewerter Handt“ eingenommen habe; auch seine Bitte habe er vernommen, er, der Bischof, möge die Seinen aus Bronnbach abberufen und die Wertheimischen einlassen. Er gestehe zu, dass er seine Leute in das Kloster geschickt habe, um dieses zu verwahren, „bis wir ein andern ordenlichen und tauglichen vorsteer verordnen möchten“. Völlig unrichtig dagegen sei, dass sie mit gerüsteter und gewaltiger Hand hineingekommen; seine Leute seien nur so wie gewöhnlich ausgerüstet gewesen; auch bekenne er nach wie vor, dass er dem Grafen an dem Schutz und anderem, so ihm durch den Bischof Melchior, wie durch ihn selbst, auf Bronnbach geliehen worden sei, keinen Eintrag tun wolle; dass er aber die Wertheimischen in Bronnbach einlassen solle, das könne er, „als der rechte Ordinarien und Landesfürst“, nicht zugeben. Er werde niemals gestatten, dass die Wertheimer das Kloster besetzten, wenn ein Abt sterbe, bis ein neuer Abt gewählt sei; „solches unordenlich Thun“ habe er, der Bischof, niemals verstanden. Überhaupt hätten alle Äbte, auch der Abt Clemens, seine Vorfahren und das Stift Würzburg als ihre rechten Landesfürsten gehalten und anerkannt. Auch sei in dem Vertrag zwischen dem Bischof und dem Grafen der Landerichtszwang über alle belehnten Untertanen, desgleichen auch die Frohn u. a. auf Bronnbach vorbehalten worden; es sei bei der Lehensabmachung klar verabredet worden, wie es künftig gehalten werden solle; „bey demselben pleibt es pillich und wil sich auch nit gebüren, ein woitheres zu suchen“. Er stelle ja nicht in Abrede, dass bei Bedrängung eines Klosters ein Schutzherr dasselbe zu schützen habe, wenn er um Hilfe angerufen werde; da aber „das Kloster Bronnbach ohne Angreifer sei, dorumb so ist ess unnöttig sich dess schutz halben vil zu bemühen“. Im übrigen habe er es sich angelegen sein lassen, das Kloster in wenigen Tagen wieder mit einem tauglichen Geistlichen zu versehen; dann werde alles wieder abgestellt und dem Vorsteher Haus zu halten anvertraut. Der Graf möge also erkennen, dass ihm nicht das Geringste von den Rechten genommen werden solle, die der Vertrag ihm gäbe. —

Dieses ausführliche Schreiben des Bischofs sandte Fr. von Ratzeburg nach Königstein mit einem kurzen Beibericht: Graf Stollberg könne jetzt erkennen, wie weit der Bischof entfernt sei, den Schutz über Bronnbach anzuerkennen. Er glaube, der Bischof werde dem Grafen das Schutzrecht nicht länger lassen, als er unbedingt dazu genötigt sei und auch solange, als er es müsse, nur dem Namen nach; würde Graf Stollberg jetzt den Vorsteher bewilligen, so würde er später solcher Einsetzung ganz enthoben sein. Der Graf müsse darüber mit Würzburg verhandeln, bevor der neue Abt eingesetzt sei; da der Bischof gewiss nicht lange zögere, so müsse man sofort dagegen Protest erheben; im übrigen erinnere er den Grafen an seinen Vorschlag: das Verbot der Huldigung betreffend; er möge ihn nochmals erwägen. — Volle acht Tage bedurfte Graf Stollberg, um auf das herausfordernde Schreiben des Bischofs Friedrich eine Weisung nach Wertheim gehen zu lassen; erst am 14. April schrieb er seinem Amtmann: „Sobald ein Abt oder Verweser eingesetzt sei, solle er mitteilen, wie das geschehen; einstweilen solle er erfragen, ob ein Abt in etlichen Dorfschaften, welche in der Grafschaft Obrigkeit gelegen, Huldigung zu beanspruchen hätte. Diese solle alsdann ohne seinen Befehl dem neuen Abt nicht gestattet werden.“ Graf Stollberg brauchte auf die Einsetzung des neuen Abtes durch Bischof Friedrich nicht lange zu warten. Bereits am folgenden Tag, den 15. April, erhielt er von Würzburg die Anzeige, dass der Bischof „den würdigen unsern lieben andechtigen Johann Knollen, welcher ein Conventsperson doselbst und unser erachtens dazu geschickt und füglich ist, in berurt unser Kloster Bronnbach zu einem Abt und Vorsteher verordnet“ habe. Der Bischof teile dies dem Grafen mit und bitte ihn, er möge dem Abt allen guten Willen erzeigen, wie auch der Abt dem Grafen alles gutwillig leiste, was der Vertrag zugebe.

Mit der Ernennung des letzten Bronnbacher Mönches, Johann Knoll, zum Abt eines Klosters, das über keine Konventualen mehr verfügte, trat der Befehl des Grafen Stollberg in Kraft, dass dem Abt die Huldigung in den Dorfschaften des Klosters Bronnbach versagt werden solle. Wohl bat am 21. Mai Abt Knoll, der Graf möge diese Huldigung zulassen: vergebens; Graf Stollberg schien doch endlich über Wege und Ziele des bischöflich-würzburgischen Klerus klarer zu urteilen und zu einem Widerstande sich aufzuraffen. Das Huldigungsverbot blieb bestehen, so dass am 10. Juni Abt Knoll wiederum bat, der Graf möge doch in die Erbhuldigung der Dörfer, welche zu Bronnbach gehören, einwilligen, wie es altes Herkommen sei; er habe bis jetzt keine schrift-

liche Antwort erhalten; darum bäte er den Grafen „als seinen Schutz- und Schirmherrn“ um eine zusagende Antwort, „dan ich keiner neuerung mich zu underfangen begere“. Nun trat am 16. Juni Graf Stollberg in eine Verhandlung mit dem Abt Knoll ein. Er stellte vier Punkte zur Diskussion, welche in allen Schriftstücken, welche zwischen Wertheim-Bronnbach-Würzburg in dieser Angelegenheit gewechselt wurden, wiederkehren. Zunächst wurde die Rechtsfrage erörtert; der Abt müsse als früherer Konventual zu Bronnbach doch wissen, welche Rechte seit undenklicher Zeit ein Graf von Wertheim in dem Kloster gehabt habe; besonders, dass ein neuer Abt nur mit Vorwissen des Grafen von Wertheim erwählt und bestätigt werden könne. Wider alles Recht habe der Bischof von Würzburg das Kloster besetzt, den Grafen ausgeschlossen und die Insassen zu Pflichten angenommen. Zum andern wurde festgestellt, dass Abt Knoll nicht in dieser gesetzmässigen Weise ernannt worden sei: Wertheim könne ihn daher weder als Abt anerkennen noch zulassen. Vor allem aber — das war der dritte Punkt — sei dem Grafen mitgeteilt, dass der Abt im Kloster „die aufgehobene und eingestellte bapstische Ceremonien und Religion wiederum angericht, mit Kreitz und Fhanen gangen, Vigilien und Exequien gehalten, auch etzliche mess gelesen haben solte; desgl. dass die Schul im Kloster nit allein in Abgang khomen were, sondern auch die Jugend bei der ersten Institution nit bleibe und Aenderungen der augsburgischen Confessions-Lehre forgenohmen werden“. Der Graf beschwere sich darüber, weil der Bischof in der Kapitulation zugesagt, dass die Religion im Kloster Bronnbach „bis zu gemeiner Reichsstände Vergleichung ungeändert bleiben und die bischöfliche geistliche Jurisdiktion dem Augspurgischen Abschied unvergrieffenlich sein sollte“. Endlich — zum vierten — habe der Bischof einen Verwalter aus seiner Kanzlei ins Kloster geschickt, das eine unerhörte Neuerung sei. — Würden nun, so schloss die Instruktion an den Abt, diese Neuerungen nicht abgeschafft, und unterzeichne der Bischof nicht einen Revers, dass solches alles nicht zur Schmälerung, zum Abbruch oder Nachteil der Wertheimer Rechte und der Kapitulation gereichen solle, besonders aber dass die Religion der Augsburger Konfession gemäss durch die Predigt und die Erhaltung der Schule im Kloster erhalten bleibe — dann wolle Graf Stollberg nach vollzogenem Revers dem Ansuchen des Abtes stattgeben; geschehe das nicht, so müsse er alles, was dem Kloster zuzufallen habe, an Zehnten und dgl., mit Arrest belegen.

Am 23. Juni antwortete auf dieses Schreiben nicht etwa Abt Knoll, sondern Bischof Friedrich, „weil die Beschwerden hauptsächlich ihn angingen“. Über den ersten Punkt, die Rechtsfrage belangend, so schrieb der Bischof, müsse er sich wundern; er habe geglaubt, der Graf wäre „mit seiner schon gegebenen Erklärung gesettigt“; was er vorgenommen habe, das habe ihm, als dem „unwidersprechlichen Ordinario“, gebührt; der Graf habe sich „craftt des belehnten Schirms“ dieser Sache „mit fugen nit anzunehmen oder zu beschweren“. Dabei lasse er es nun verbleiben und es bedürfe also auch keines weiteren Reverses, da dem Grafen ausdrücklich versichert sei, dass er an den Stücken, welche ihm auf Bronnbach geliehen worden seien, nicht benachteiligt werde. — Was die Abtwahl anlange, so gestehe er, der Bischof, nicht zu, dass diese nicht ordentlich und gebürlich geschehen sei; der Graf wisse ja selbst, wie es mit dem Konvent diese Zeit zu Bronnbach beschaffen sei; auch könnten die Äbte in den Stiften nicht nur durch Elektion, sondern auch durch Postulation gesetzt werden; es gebühre sich aber überhaupt nicht, dass sich weltliche Personen in solche Akte einmischen, welche allein der geistlichen Oberhand und den Ordinarien zugehören. Der neue Abt sei mit des Bischofs Vorwissen postuliert, der Graf werde sich ihn wohl also auch gefallen lassen können. — Über den dritten Punkt schrieb Bischof Friedrich ziemlich kurz: eine Änderung der alten Zeremonien und Religion habe der Abt nicht vorgenommen; immerhin aber hätte der Abt versprochen, dem Vertrag nachzukommen, „und es der Religion und Schul halben noch zur zeit darbey bleiben zu lassen, wie es bei seinen nechsten Vorfahren gehalten worden ist; daran ihr dan ohne Zweifel gesettigt sein werdet“. Bezüglich des „Verwalters“ teilte der Bischof von Würzburg mit, dieser sei längst nicht mehr bei ihm gewesen; er sei auch kein Verwalter mehr, sondern der Abt habe ihn zum Klosterschreiber gemacht. — Das ebenso präzise wie wohldurchdachte Schreiben schloss Bischof Friedrich mit einer Aufforderung, die im Grunde wie ein Hohn klingt: der Graf möge nun dazu helfen, dass des Klosters Leute und Untertanen dem Abt sich verpflichten und huldigen, nicht minder aber möge er besorgt sein, dass dem Kloster das werde, was ihm von Rechts und altem Herkommen wegen gebühre! — Graf Stollberg erhielt dieses Schreiben in Königstein und beantwortete dasselbe umgehend, indem er sich von neuem darauf berief, „dass ihm Schutz und Schirm über das Kloster vom Kaiser verliehen sei“, ja noch mehr, „dass ihm dieses Recht über das Kloster auch ohne die Schirmgerechtigkeit gebühre,

weil er mit Bronnbach vom Kaiser belehnt sei⁴. Übrigens habe der Bischof sogar versucht, die wertheimischen Untertanen von Reicholzheim zur Huldigung zu zwingen; damit solche unerhörten Neuerungen nicht zur Schmälerung seiner Rechte gereichten, darum habe er, der Graf, um den Revers bei dem Bischof angesucht. Was die Abtwahl anlange, so könne sich Bischof Friedrich nicht auf den jetzigen Stand des Klosters berufen; die Änderung im Kloster sei schon vor der Kapitulation geschehen gewesen; er verstehe nicht, wie man von Würzburg aus eine fremde Person zum Abt einführen wolle; die früheren Konventualen seien ja noch da, teils im Predigtamt, teils im Kirchendienst; gerade darum habe er sich beschwert und gebeten, ihn künftig mit solchen Neuerungen zu verschonen. Aus Gefälligkeit gegen den Bischof wolle er diesmal in diese Abtseinsetzung einwilligen, wenn der Bischof ihm schriftlich gäbe, dass er daraus kein neues Recht machen wolle. Bezüglich der Reformierung des Klosters und der Schule, welche der Abt nach seiner Aussage so weiterführen wolle, wie seine Vorfahren im Amt es getan, schrieb Graf Stollberg: Man möge sich doch in Würzburg daran erinnern, dass er sich persönlich, schriftlich und mündlich über allerhand Neuerungen und Änderungen des verstorbenen Abtes Bleittner beschwert habe; dass er diesen zur Rede gestellt und auf Abschaffung dieser Änderungen gedungen habe; auch heute brauche er, der Graf, gemäss der Kapitulation, nicht zu dulden, dass diese Ungleichheit der Religion in seiner Grafschaft allerlei Ärgernis herbeiführe; die Erklärung des Bischofs sei daher nicht wenig bedenklich. Wenn die Religion und die Schule in dem Stand bliebe, wie dieselbe z. Zt. der aufgerichteten Kapitulation sich befunden, so wolle er sich diesmal zufrieden geben: aber auch über diesen Punkt müsse ihm unbedingt eine Urkunde und ein Revers übergeben werden. Andernfalls müsse er auf seinem Ansuchen beharren. — Bischof Friedrich von Würzburg beeilte sich nicht, auf dieses Schreiben eine Antwort zu geben: erst am 14. Juli schrieb er dem Grafen Stollberg, dass er sich wundern müsse, dass ihm nochmals in dieser Sache ein Schreiben zukomme: er habe geglaubt, der Graf sei zufrieden. Nun schreibe er, der Bischof, ihm wiederum, dass es ihn befremde, wenn der Graf ihn an seinem Visitations- und Administrationsrecht verhindern wolle. Der Reichsabschied suspendiere die geistliche Jurisdiktion nicht, sondern nur insofern, „soviel sie der augsburgischen Religion, Glauben, Ordnung und Zeremonien zuwider“. Weil nun die Abtserneuerung nicht zu einer Änderung der gebräuchlichen Religion, Ordnung, Zeremonien und Kirchendienst

von ihm vorgenommen sei, so könne Graf Stollberg daraus vernünftiglich abnehmen, dass ihm die Jurisdiktion im Kloster nicht genommen sei. — Über die Klosterverwahrung habe er sich schon ausgesprochen; diese komme ihm schon darum zu, weil er des Klosters Landesfürst sei. Wertheim aber könne das Kloster nicht „sein Kloster“ nennen, da die Grafen von Wertheim nicht mehr im Kloster zu suchen hätten, als der Vertrag ihnen zuweise. Was Graf Stollberg mit der Kaiserlichen Belehnung meine, verstehe er wohl, hoffe aber doch, er werde den Kloster-schutz nur so ansehen, als habe er ihn von ihm, als dem Bischof und Landesfürsten, zu Lehen erhalten. — Zu der Hauptfrage, die Ernennung eines Abtes für das Kloster Bronnbach, äusserte sich Bischof Friedrich: der Mangel an qualifizierten Personen im Konvent sei die Ursache seines Eingreifens gewesen. Sein Amt sei nicht nur, tüchtige Äbte zu ernennen, sondern auch, untüchtige abzusetzen; dass aber einige Konventualen des Klosters, welche von ihrem Orden abgefallen „und sich auff die neue augspurgische Religion begeben haben“, sich zur Anerkennung dieser Election nicht herbeiliessen, befremde ihn von dem Grafen zu vernehmen: Gerade er müsse doch wissen, dass der Reichsabschied¹⁾ von solchen Apostaten bestimme, dass sie alsbald ihre Prälaturen und ihre Gerechtigkeiten verlassen müssten. Da nun die Abtserwählung nicht das geringste Recht der Konventualen sei, diese aber nicht mehr Mönche, sondern von ihrem Orden, Religion und Regel abgefallen, so könne diesen ein solches Recht nicht mehr gebühren. Übrigens möge der Graf doch endlich aus seinen, des Bischofs, Schreiben erkennen, dass er nicht gesonnen sei, eine Neuerung vorzunehmen; er hoffe, dass Wertheim jetzt zufrieden sei; wolle aber der Graf sich nochmals beschweren, so sei er bereit, durch eine Zusammenkunft oder andere gütliche Mittel die Missverständnisse zu beseitigen. — Auf diesen Bericht des Bischofs Friedrich erging erst am 22. August von seiten Stollbergs eine Antwort; in dieser widerlegte der Graf seines Gegners Rechtsanschauungen; er könne sich nicht zufrieden geben, schrieb er, so lange der Bischof erkläre, er sei berechtigt zu seinem Vorgehen. Im Reichsabschied werde dem weltlichen Stand ein Jus patronatus et praesentationis vergönnt; in der Kapitulation sei zwar das Recht, sede vacante das Kloster zu verwahren, nicht ausdrücklich genannt; wäre es aber ein würzburgisch

1) Der Reichstagsabschied war längst nach der Reformation des Klosters erfolgt und hatte keine rückwirkende Kraft. Im übrigen hat der Bischof Recht, dass evangelische Pfarrer, auch wenn sie früher Konventualen waren, keinen Abt mehr wählen können. Die ganze Abtwahl war unrichtig!

Recht, so hätte es gewiss Bischof Melchior nicht vergessen! Was die Visitation in spiritualibus anlange, so wäre auch dies Recht zweifelhaft; jedenfalls sei der Grund hinfällig, dass der Bischof seine Stiftsklöster alle visitiere; denn Bronnbach liege eben in der Grafschaft Wertheim; er protestiere auch dagegen, dass das Kloster im Landgerichtszwang des Bischofs liege: Die Traktation mit Bischof Melchior habe er abgeschlossen, ehe er von der Grafschaft Wertheim Rechte etwas Sicheres gewusst habe. Bezüglich des Reichstagsabschieds, dass die Konventualen ihre Pfründe verlieren müssten, wenn sie ihre Konfession änderten, erwiderte Graf Stollberg: diese Vorschriften seien auf Prälaturen und Benefizien, die unter den Ständen der augsburgischen Konfession liegen, nicht anwendbar. Was den eingesetzten Abt anlange, so brauche er ihn nach der Kapitulation gar nicht zu dulden, da er „mit glauben und lehr der augspurgischen Confession nitt anhengig noch zugethan“. Dennoch wolle er ihn als Abt anerkennen, wenn er sich „der beppstlichen lehr und ceremonien innerhalb meines Closters und herrschaft gantzlich entäussern und enthalten würde, und die Schul sampt dem Predigtstul wiederumb zu dem standt, wie es zur Zeit Abt Clements gewesen, mit verbesserung khomen lassen“. Am Schluss des Schreibens erklärte sich Graf Stollberg zu einer gegenseitigen Aussprache bereit; den Termin der Tagfahrt möge Bischof Friedrich ansetzen. — Zu dieser Aussprache kam es aber nicht mehr: die Zeit des Schreibens und Redens war für den Episcopus Herbipolensis vergangen und die Zeit des Handelns gekommen. An demselben Tage, an welchem Graf Stollberg zu Königstein seine Antwort an Bischof Friedrich verfasste, war dieser mit einer stattlichen militärischen Macht nach dem Kloster Bronnbach gezogen und hatte dort den Abt Johannes Knoll feierlichst in sein neues Amt eingeführt.¹⁾ Damit hatten die Verhandlungen zunächst einen Abschluss erreicht. — Würzburg hatte über Wertheim einen bedeutenden Sieg errungen: es war ein Sieg der Macht über die Schwäche, der Rechtlosigkeit über Gerechtigkeit. Es läge sehr nahe, aus diesen Schriftstücken eigene Betrachtungen anzustellen über Einst und Jetzt, über Lüge und Wahrheit, über Verschlagenheit und Ehrlichkeit und anderes; es ist das nicht unsere Aufgabe; immerhin glauben wir, die genaue Durchsicht und Erwägung dieser Korrespondenz nach den verschiedensten Gesichtspunkten empfehlen zu dürfen!

1) Ähnlich war Bischof Friedrich 1565 mit der Abtei Bildhausen verfahren. Vgl. Würzb. Arch. XI, 1, p. 69.

Mit der gewaltsamen Einführung des Abtes Johann in Bronnbach hatte Bischof Friedrich sich als Landesfürst über den Klosterbesitz öffentlich gekennzeichnet; dass er dieses Landesfürstenrecht festhalten wolle, zeigte er im folgenden Jahre, als er am 1. August 1564 durch fünf Berittene aus Würzburg einen missliebigen und verdächtigen bischöflichen Diener, Hauptmann Kaspar Kessler, im Kloster aufgreifen und gewaltsam nach Würzburg abführen liess. Graf Stollberg protestierte gegen solchen Eingriff in die wertheimische Gerichtsbarkeit und verlangte, dass „angeregte Person alsbald wieder nach Bronnbach gestellt werden müsse“;¹⁾ der Bischof von Würzburg aber gab ihm zurück, er habe dem Kessler Geschäfte aufgetragen, die dieser nicht ausgerichtet; er sei ihm vorgeführt worden, damit er ihm Rede stehe; übrigens sei er dem Grafen „uf bemeltes unser Closter mehr oder weitere Gerechtigkeit nit gestendig, dann der Vertrag und die darauf erfolgte Belehnung zugiebt“.²⁾ Graf Stollberg aber erwiderte am 12. August: da dieser Kaspar Kessler offenbar nicht als Gefangener abgeführt worden sei, so wolle er für diesmal die Sache auf sich beruhen lassen; im übrigen habe der Bischof das Schreiben vom 22. August 1563 noch nicht beantwortet; jedenfalls könne Würzburg „nicht in berürten meinem Kloster in der Weltlichkeit disponieren“. Graf Stollberg wartete vergeblich auf eine Antwort: für Würzburg war „der Fall Bronnbach“ zunächst erledigt. Der neue Abt hatte seine Weisungen für die nächsten Jahre, und er war ein sehr brauchbarer Mann und gelehriger Schüler, verstand auch die hohe Schule jesuitischer Dialektik so gut wie sein Meister: also galt es jetzt für Würzburg als das zweckmässigste Verfahren, sich etwas hinter die Coulissen zurückzuziehen.

Wieder war ein Jahr vorübergegangen, als am 13. Juni 1565 die wertheimischen Befehlshaber an Graf Ludwig Stollberg nach Königstein schrieben, der jetzige Abt in Bronnbach nähme neue Konventualen an, versähe sie mit Ämtern und inkorporiere sie in das Kloster, damit diese später einen Abt wählen könnten „und also das Kloster wieder in schwanck gebracht werde“. Die wertheimische Regierung ging dementsprechend gegen den Abt vor; sie liess ihn kommen und erklärte ihm, dass Religion und Schule in Bronnbach der augsburgischen Konfession gemäss zu lassen sei, wie der Abt selbst sich erboten habe zu tun.

Man habe zu Wertheim geglaubt, so äusserten sich die wertheimischen Räte zu dem Abt Knoll, dass ihre Geduld ihn bewegen werde

1) Am 7. August 1564.

2) Am 9. August 1564.

mit Eifer über das Seminar und die augsburgische Konfession zu wachen; statt dessen hätten sie erfahren, dass er einen Geistlichen, der vom Bischof zu Würzburg ordiniert sei, die Weihen empfangen habe, seine erste Messe gelesen hätte, als Konventualen aufgenommen habe; ja dass er, der Abt selbst, im Kloster Messe lese, dass er die Schule zerrissen, die Horen in der Kirche gehalten und im Seminar keinen Katechismus getrieben habe. Das sei doch alles vorgenommen ohne Wissen des Grafen, wider die Kapitulation und den Reichsabschied; würde der Abt diese Handlungen nicht unterlassen und den neuen Konventualen sofort aus dem Kloster schaffen, so müsse Wertheim an Abwehr denken, „die ihm zu wenigem vortheil geraichen könnte“. — Der ehrwürdige Abt Johannes gab bei dieser Konfrontation „eine fast frembde Antwort“. Er habe, sagte er, im Seminar lateinische Psalmen gesungen: wolle man das Singen nicht, so unterbleibe es; die Messen hätte er in seiner Kapelle gelesen; er wolle „das Messe lesen im Kloster“ nun unterlassen. Er nötige niemand zu dieser oder einer anderen Religion und „liesse Jedermann bei seiner Religion bleiben“. Auffallend war es den wertheimischen Räten besonders, dass der Abt über den Unterricht im Katechismus Luthers gar nichts sagte, dagegen seine Unzufriedenheit mit dem Lehrer im Seminar aussprach. Insbesondere betonte Abt Johannes, dass er von einem neuen Konventualen nichts wisse; er habe nur einen früheren Schulmeister zu einem Pfistermeister bestellt, ihm die Pflicht abgenommen und ihm den Unterhalt im Kloster zugesagt; dieser sei „allerdings von Wirtzburg ordiniert, auch habe er seine primitias gethan“; jedoch dränge er als Abt ihn zu keiner Religion und „lasse ihn also bleiyben“; immerhin wolle er mit ihm reden und es stünde bei dem Pfistermeister, „ob er der augsburgischen Confession sich anhängig machen wolte oder nit“. Es war keine klare Auskunft, welche der Abt gegeben hatte und die wertheimischen Räte beklagten sich, dass er stets „so alzutzuweifelhaftige Rede gebenn“. Soviel fühlten sie jedoch heraus, dass dieser Pfistermeister bereits ein Konventual und vom Bischof als solcher geschickt sei, „welcher einen nach dem anderen schicke, um den Grafen gänzlich aus dem Kloster zu dringen“. Auch war es für sie befremdend, dass Bischof Friedrich seine Klöster im Stift einziehe und „andere Klöster unter fremder Obrigkeit mit solchem Pfaffengeschmeiss besetzen wolle“. Alle diese Erwägungen schrieben die Befehlshaber dem Grafen Stollberg und drangen in ihn, er möge, da der Abt sich ganz gewiss Bescheid in Würzburg hole, bei Zeit solchem Vorgehen begegnen, vor allem aber die Gefälle Bronnbachs mit Arrest belegen und den

Pfistermeister zu einer bündigen Erklärung zwingen. Je klarer die wertheimischen Räte das Treiben durchschauten, desto bedrückender musste es auf sie wirken, als sie von Königstein am 17. Juni die kurze Antwort erhielten: „der Graf wolle in dieser sachen etwass ferner nachdenken“. Nicht viel ermutigender war die längere Auseinandersetzung des Grafen, die von Königstein aus am 22. Juni erfolgte; darnach zog Stollberg in Zweifel, ob die Grafschaft Wertheim das Recht habe, zu verlangen, dass ein Abt zu Bronnbach keine Konventualen ohne der Herrschaft Vorwissen annehmen dürfe; auch glaubte er, darauf hinweisen zu müssen, dass der Bischof zugesagt habe, dass die Einsetzung des Abtes den Rechten der Grafschaft keinen Abbruch tun solle; die angenommene Ordensperson wolle sich vielleicht doch „der augsburgischen Confession gemäss verhalten“. Die lateinischen Psalmengesänge bekümmerten den Grafen ebenfalls nicht; er fasste dies Singen vom humanistischen Standpunkte aus auf und urteilte: „dieser Gesang solle umb der sprach willen nit abgeschafft werden“. Alles in allem glaubte Graf Stollberg „es für angemessener und bequemlicher halten zu müssen“, sich zuerst nochmals zu erkundigen und zuzuwarten, bevor man zur Gegenwehr schreite. Den Abt, so lautete seine letzte Weisung, solle man nochmals verhören und den Pfistermeister fragen, „ob er sich der augspurgischen Confession gemäss verhalten wolle“. Es war wohl für die wertheimischen Befehlshaber kein leichter Gang, als sie sich in das Kloster Bronnbach begaben, um den Befehl des Grafen auszuführen; noch schwerer musste er ihnen erscheinen, als der Abt „zufällig“ abwesend und der Pfistermeister nirgends im Kloster aufzufinden war; so zogen sie unverrichteter Dinge heimwärts. Sie meldeten umgehend am 30. Juni den Misserfolg nach Königstein und fügten ihre Ratschläge von neuem bei. Die Sache mit dem Kloster, schrieben sie, habe jetzt doch eine andere Gestalt als früher! Der Graf dürfe jetzt nur auf die Kapitulation sehen, nach welcher der Bischof der geistliche Ordinarius sei, „doch dem nächsten augspurgischen abschiedt anno 1555, so vil der in künftigen Reichsversammlungen und Handlungen nit geendert wirt, ohnabbrüchig“. Weil nun das Kloster zur Zeit des Grafen Michaels sich der augsburgischen Konfession anhängig gemacht, so gebühre es dem Abt nicht, eine Religionsänderung vorzunehmen, „das babstumb wiederumb anzurichten“ und Personen, die nicht der augsburgischen Konfession zugehörig seien, ins Kloster aufzunehmen. Der Abt aber sei überhaupt von Wertheim noch nicht anerkannt, da ja der Bischof den geforderten Revers nicht ausgestellt habe; der Graf möge den Ernst der Sache nicht verkennen,

denn des Bischofs Sinn sei, „den Grafen mit der Zeit heraus zu treiben, welches dem Haus Wertheim zu einem merklichen Abgang gereichen werde“.

Das Verhalten des Grafen Stollberg, sowohl gegenüber dem immer deutlicher werdenden Bestreben des Bischofs Friedrich, sich als angeblicher Landesfürst und Ordinarius des Klosters Bronnbach zu bemächtigen, als auch gegenüber den Warnungen und Vorschlägen seiner Amtleute und Räte zu Wertheim, welche die Winkelzüge des Würzburger geistlichen Herrn wohl durchschauten, ist etwas rätselhaft. Entweder fehlte ihm die Kraft, der brutalen Gewalt mit Gewalt zu antworten, oder der Wille, sich in offene Fehde mit dem Würzburger Bischof einzulassen. War das Letztere der Fall, so können es sachliche oder persönliche Motive gewesen sein, welche Graf Stollberg zu seinem seltsamen Vorgehen veranlassten. Die sachlichen Motive wären etwa damit gekennzeichnet, dass ein evangelischer Charakter es ablehnte, in die Fußstapfen römischer Charakterlosigkeit zu treten und sich die traurigen Künste jesuitischer Wahrheitsverschleierung und Rechtsverdrehung¹⁾ nicht zu eigen machen wollte; auch könnte möglich sein, dass Graf Stollberg noch immer den Glauben an Recht und Gerechtigkeit vonseiten der römischen Kirche für das evangelische Bekenntnis festgehalten hatte; waren solche Erwägungen für des Grafen Stollberg Stellung zu dem Bischof Friedrich ausschlaggebend, so wollen und können wir ihn darob nicht tadeln; er hat noch heute viele Nachfolger, die nicht erkennen, dass die römische Kirche nach Toleranz ruft, sobald sie in der Minorität ist, dass sie aber die intoleranteste Institution der Welt ist, wenn sie sich im Besitz der Macht und der Majorität befindet. Tragen jedoch persönliche Motive die Schuld daran, dass Wertheim von seinen Rechten Position um Position aufgab, so wäre ein solches Verfahren nicht zu billigen und müsste schon als Verrat der eigenen Sache bezeichnet werden. Man könnte als solche persönlichen Erwägungen des Grafen kennzeichnen, dass er befürchtete, die Würzburger Lehnen zu verlieren, wenn er nicht dem Bischof zu Willen wäre, und dass er darum lieber das evangelische Seminar in Bronnbach preisgab, als die vier würzburgischen Ämter. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, dass seine jüngste Tochter Anna sich damals mit dem Grafen Ludwig von Löwen-

1) In manchen Kopien des Stollberg'schen Vertrages von Würzburger Seite fehlt die Beibemerkung des § 4! Sie wird einfach als nicht bestehend betrachtet und dementsprechend allgemein die geistliche Jurisdiktion beansprucht.

stein verheirathen wollte.¹⁾ Da aber die Ehen der älteren Töchter des Grafen bis jetzt kinderlos geblieben waren, so musste dem Grafen Stollberg begreiflicherweise viel daran gelegen sein, die Lehensberechtigung auf die vier würzburgischen Ämter für seine Tochter Anna und deren Gemahl bei dem Bischof nachträglich zu erlangen, nachdem er früher jenen grossen Fehler im Lehensvertrag begangen hatte. Er selbst hatte zwar im Jahre 1566 im Einverständnis mit seinen beiden anderen Tochtermännern, der Grafen Philipp von Eberstein und Dietrich von Manderscheid, verfügt, dass auch die dritte Tochter Anna den Genuss sämtlicher Besitzungen mit ihnen teilen solle — allein Bischof Friedrich hatte absichtlich geschwiegen und den Grafen Stollberg über sein Verhalten zu dieser Verfügung im Unklaren gelassen. So konnte letzterer wenigstens immer hoffen, dass die Lehensübertragung auf seine Tochter Anna von dem Bischof noch erfolgen werde — dieser wiederum liess dem Grafen Stollberg Zeit seines Lebens diese Hoffnung, um möglichst viel von ihm zu erreichen: nach Stollbergs Tode aber begann Bischof Friedrich sofort diese würzburgischen Lehen einzuziehen. Dass dieses Verhalten vonseiten Würzburgs weitausschauende Politik war, bezeugt ein auf des Bischofs Seite stehender bronnbachischer Schreiber, welcher mittheilt: „Würzburg wollte in die am 30. Dezember 1566 getroffene Stollberg'sche Vereinbarungsdisposition nicht verwilligen, je gewissere Vermuthung des einstmaligen Wiederheimfalls der würzburgischen Lehen dermalen die bisherige Unfruchtbarkeit der beiden belehnten stollbergischen Töchtern von sich gab.“ Wie des Grafen Stollberg Verhalten zu Bronnbach, ebenso ist auch das gänzliche Ausscheiden des früheren energischen Mannes Clemens Leusser aus der Bronnbacher Frage seltsam. Nach seiner Kapitulation mit dem Bischof Friedrich bezw. dem Kloster Bronnbach im Jahre 1560 lebte Clemens in friedlicher und glücklicher Ehe; im Jahre 1561 wurde er geistlicher Hausvogt und hatte mit der Verwaltung des gräflichen Besitzes viele Arbeit. Später trat er zu der städtischen Verwaltung in nähere Beziehung und wurde am 31. Oktober 1564 „durch Hans Schaffen Schultesen, Michael Rüdinger und Paul Kressmann, beyde burgermeister und das ganze Gericht, zum Burger, in den Rath und in das Gericht alhie zu Wertheim angenommen und hat alsbald sein gelübd und Eyd zu der burgerschaft, in Rath und in das Gericht uf einmahl gethan und geschworen“; „im Jahre 1565 ist er alter burgermeister worden durch ein E. Rath erwählt und durch

1) Die Ehe wurde im Jahre 1567 abgeschlossen.

damals der Herrschaft bevelchhaber bestetigt wie brauchlich war¹⁾.) Dass der frühere Abt, nachdem er in weltliche Ehren gekommen war, dem neuen Stollberg'schen Regime seinen Lauf lassen musste, ist wohl verständlich; dass wir aber gar nichts mehr von dessen Mitberatung und Beziehung gerade in solchen Bronnbachischen Angelegenheiten, in welchen er als Gründer des evangelischen Seminars doch wohl kompetent erscheinen musste, hören, muss dem aufmerksamen Beobachter befremdend erscheinen. Jedoch es ist nicht unsere Aufgabe, bezüglich dieses sonderbaren Verhaltens des Grafen Stollberg, wie des früheren Abtes Clemens Leusser, nach Gründen zu forschen und mehr oder weniger zutreffenden Vermutungen Raum zu geben; wir haben zunächst nur die historische Weiterentwicklung der Gegenreformation im Kloster Bronnbach objektiv darzustellen.

Auf das Schreiben der wertheimischen Befehlshaber vom 30. Juni nach Königstein, erhielten sie von Graf Stollberg keinen klaren Bescheid: sie sollten weiter beobachten, war sein Befehl. Ein Jahr später, am 8. November 1566, teilten sie ihre Beobachtungen dem Grafen wieder mit. Sie hatten am Tage zuvor erfahren, dass der Abt „abermalss einen neuen Conventualen in das Kloster angenommen habe“ und entschlossen sei, am kommenden Sonntag diesen „seine primitias oder erste mess darin halten zu lassen“. Zu diesem Aktus hatte der Abt seine geistlichen Nachbarn, die Äbte zu Amorbach, Schönthal und Neustadt eingeladen. Die gräfliche Regierung zu Wertheim liess den Abt Johannes kommen und erinnerte ihn, dass der jetzige Vorgang eine grosse Ähnlichkeit habe mit dem Fall, der sich im vorigen Jahre mit dem Pfistermeister zugetragen; man machte ihm klar, dass er die Folgen seines Verfahrens sich selbst zuschreiben müsse. Die Erwiderung des Abtes offenbarte schon deutlicher, wess Geistes Kind er war. Hätte er gewusst, so erklärte er, dass man ihn desswegen hätte kommen lassen, so wäre er nicht erschienen; dem Anzeiger wolle er seinerseits schon wieder dienen! Was aber die Konventualen anlange, so habe der Bischof den einen ordiniert; der andere sei noch kein Konventual; wenn auch die Primitien im Kloster gehalten würden, so nähme er doch dem Grafen Stollberg nichts: überdies würden sie in einer besonderen Kapelle vollzogen. Was er aber als Abt tue, geschehe auf Befehl des Bischofs von Würzburg; gegen diesen, seinen Landesfürsten,²⁾ könne er

1) Braunes Buch. Fol. 555.

2) In einer besonderen Urkunde vom Jahre 1565 hatte aber Abt Knoll „die wertheimische malefitzische Obrigkeit zu Bronnbach“ bestätigt. — Gegenbericht p. 40.

nicht handeln; Wertheim solle diesen Handel mit Würzburg austragen. Abt Johannes las hierauf den wertheimischen Räten ein bischöfliches Mandat vor, in welchem Bischof Friedrich befohlen hatte, „wider den Erbfeindt der Christenheit, den Türken, ein gemein gebeth anzustellen“ mit bestimmten Zeremonien, Gesängen und dergl. Allein die wertheimischen Befehlshaber liessen sich durch das anmassende Auftreten des Abtes nicht einschüchtern, sondern verboten ihm strengstens derartige Handlungen; dieser aber wollte das Verbot noch schriftlich besitzen; als die Räte jedoch den Pferdefuss erkannten, verweigerten sie ihm diese schriftliche Erklärung, worauf der Abt sich unwillig entfernte. Die Schlüsse, welche die wertheimische Regierung aus dieser Verhandlung zog, waren wohl richtig; sie urteilte, dass der Abt im Einverständnis mit Bischof Friedrich handele und dass dieser „mit besonderem Fleiss andere mehr Conventualen ins Kloster schicke, wie er einen aus dem Kloster Schönthal angenommen und zu würtzburg in des Apts hoff gesetzt hatt, damit er das Pfaffengeschmeiss wiederumb in des Grafen Obrigkeit ohnbefugter Weise gezogen und ufbracht“. Die Räte zu Wertheim teilten ihre Anschauungen dem Grafen Stollberg umgehend mit und baten ihn, er möge ihnen entsprechende Verhaltensmassregeln gegen den Abt erteilen. Diese erfolgten denn auch; ausserdem richtete der Graf ein besonderes Schreiben an den Abt Johannes, in welchem er ihn aufforderte, ihm über diese Vorgänge eine schriftliche Darlegung zu geben. Der Bote aber, welcher das gräfliche Schreiben dem Abt brachte, kam ohne diese verlangte Erklärung; man hatte ihn zu Bronnbach mit der lakonischen Antwort abgefertigt: „Er solt nur hinzihen“. Soviel jedoch hatte Wertheim erreicht, dass der feierliche Aktus nicht im Kloster Bronnbach, sondern in dem benachbarten Kulsheim abgehalten wurde. Der Magister Titius schrieb demzufolge am 16. November 1566 an Graf Ludwig, in Kulsheim habe man „zuerst gemessen,¹⁾ und im Closter neben den darzu erbetenen Aepten und Etzlichen von Würzburg gefressen“. Die wertheimischen Befehlshaber aber drangen von neuem in den Grafen; am 11. November 1566 schrieben sie ihm, er müsse sich endlich darüber Klarheit verschaffen, was es mit diesen Konventualen auf sich habe, welche der Abt nicht sowohl im Kloster selbst, als auch ausserhalb²⁾ angenommen habe; die ersteren müsse er ab-

1) „gemessen“ = Messe gelesen!

2) Der Abt inkorporierte auch auswärts einige Geistliche und Laien in das Kloster und ernannte sie zu Konventualen mit allen solchen zustehenden Rechten. (z. B. Abtwahl!)

schaffen und die letzteren als keine Konventualen erklären; nur Laien dürfe er als Dienerschaft im Kloster halten. Dafür aber, dass er schon Neuerungen im Kloster eingeführt habe, müsse ihn Graf Stollberg um 1000 fl. strafen; zahle der Abt nicht, so müsse man sehen, „wie man zur Erlegung dess Gelts kommen würd“; als Zwangsmittel wurde dem Grafen vonseiten der Räte wieder die Sperre der Klostergefälle empfohlen; am Schlusse des Berichts warnten sie ihn, sich je wieder mit dem Bischof einzulassen; er habe es nur mit seinen Äbten zu tun. In der Tat schien sich Graf Stollberg etwas aufzuraffen: am 13. November erfolgte wenigstens eine Strafandrohung an den Abt; eine Angabe der Art oder des Masses der Strafe fehlte jedoch in diesem Schreiben. Abt Johannes Knoll fühlte sich weder durch Monitorium noch durch Strafandrohung besonders betroffen: „er fuhr fort, die bätische Religion algemach wiederumb einzuschleiffen“; ausserhalb des Klosters legte er „die Munchskutten“ wieder an und las bei verschlossenen Türen weiterhin seine Messen. Noch immer betrieb er die ganze Angelegenheit unter einem doppelten Gesicht, sodass die wertheimischen Räte ihm offen sagten: er zeige sich stets weder kalt noch warm. Allein es kam für ihn doch allmählich die Zeit, da diese Stellung ihn unbefriedigt liess, da er sich sehnte, reinen Tisch gemacht zu sehen mit evangelischer Predigt und Seminar, und offen bekennen wollte, dass das alte Kloster Bronnbach für den römischen Kultus wieder zurückgewonnen sei. Also wandte sich Abt und Konvent von Bronnbach am 24. August 1568 an Bischof Friedrich von Würzburg in einer Art Denkschrift,¹⁾ in welcher sie ihn baten, bei einer geplanten Unterredung mit dem Grafen Stollberg folgende vier Punkte auf die Tagesordnung zu setzen: zum ersten, dass der Hochaltar in der Klosterkirche zur Ausübung des römischen Kultus freigegeben werde; zum zweiten, dass ein Schulmeister römischer Konfession in dem Kloster den Unterricht erteilen dürfe; zum dritten, dass die Ordensbrüder nach des Abtes Tode ohne Widerspruch der Grafen von Wertheim einen neuen Abt wählen dürfen; zum letzten, dass der Abt soviele Konventualen annehmen dürfe, als er wolle. — Die Unterredung zwischen Graf Stollberg und Bischof Friedrich scheint wirklich Ende des Jahres 1568 erfolgt zu sein: einige Aktenstücke reden von dieser Aussprache als vollzogener Tatsache, freilich ohne jeden Hinweis darauf, dass die Unterredung am Stand der Verhältnisse oder der gegenseitigen Spannung irgend etwas geändert hätte. Jeden-

1) Regest. cf. Anlage XIII.

falls ist soviel ganz sicher festgestellt, dass keine der vier aufgestellten Forderungen eine für Abt und Konvent zu Bronnbach günstige Lösung fand. Ein Bronnbacher Schreiber bestätigt dies, wenn er sagt, dass Bischof Friedrich, so eindringlich auch jenes Schreiben war, dennoch solche Punkte bei jener Tagfahrt mit dem Grafen Ludwig von Stollberg nicht hätte vertreten können. — Der Widerstand Wertheims aber reizte Würzburg immer mehr und auch Bischof Friedrich drängte auf einen entscheidenden Schlag, je mehr er erkannte, dass unter dem Einflusse des tatkräftigen Löwensteiners der alte Graf Stollberg seine Rechte entschiedener denn zuvor geltend zu machen bestrebt war. So kam es am Anfang des Jahres 1571 dahin, dass der Abt dem evangelischen Pfarrer Daniel zu Reicholzheim die Türe zur grossen Kirche zu Bronnbach versperrte, als er zur Predigt gekommen war. Abt Johannes konnte ihm erklären, „er dürfe und könne die Thür nit ofnen von wegen des Bischofs von Würtzburgk;“ es wäre ihm verboten worden. Der Graf Stollberg, so meinte der Abt, solle die Sache mit Bischof Friedrich richtig machen; wolle aber der evangelische Pfarrer „in der kleinen Kapelle predigen, do hette er vom Bischof befehl ihme derowegen keinen Eintrag zu thun.“ Umgehend teilten die wertheimischen Befehlshaber am 7. März 1571 diesen Vorgang dem Grafen mit; inständig baten sie, der Graf möge doch eingreifen und bedenken, „was für Reden hin und wieder fallen werden, dass die abgöttische Messe in der wertheimer Obrigkeit wieder angerichtet werde wider die aufgerichtete Kapitulation und den Religionsfrieden. Am 17. März erhielten sie die ersehnte Antwort aus Königstein.“ — Der Graf schrieb, er könne „ob sein des Abtes fürnehmen mit wenig verwundern“; man möge von der Regierung zu Wertheim dem Pfarrer von Reicholzheim einen Beamten mitgeben, „damit zum ehesten in der grossen Kirche gepredigt werde.“ Man möge auch einen Schlosser mitnehmen, damit die Kirche geöffnet werde, wenn der Abt sie nicht freiwillig aufschliessen wolle. Werde aber der Abt „mit der gottlosen Mess in dem Closter fortfahren,“ so möge man ihm ankündigen, dass man „bedacht sei in anderer weys gegen ihn zu verfahren.“ Abt Johannes war schon so an diese niemals ausgeführten Strafandrohungen gewöhnt, dass solche Monitoria nicht den geringsten Eindruck mehr auf ihn machten, Er liess die durch ein Unwetter „verschleumet gewesene“ grosse Hauptkirche reinigen und bereitete alles auf einen demnächst auszuführenden Hauptschlag vor, zumal bereits am 17. Oktober 1571 Graf Ludwig von Stollberg einen Prozess auf den Religionsfrieden gegen Würzburg wegen Bronnbach am Kammer-

gericht anhängig gemacht hatte. In bestimmter Gewissheit, dass er vor einem ereignisreichen Jahre stehe, vollzog er verschiedene besondere persönliche wie dienstliche Handlungen. Er stiftete für sich und seine Erben einen Jahrestag zu Kilsheim; in dieser Stiftung gedachte er seiner Töchter Margarethe und Ursula,¹⁾ denen er mit Erlaubnis des Bischofs von Würzburg hinterliess, was er als Pfarrer zu Rosenberg an Barschaft, Hausgerät und Kleinodien erspart hatte.²⁾ Gleichzeitig wandte er sich an Kaiser Maximilian II., liess sich die Klosterprivilegien früherer Zeiten von neuem konfirmieren³⁾ und erreichte es, dass der jeweilige Bischof von Würzburg zum „Aifter-Schirmherr“ über das Kloster Bronnbach bestellt wurde.

Das Jahr 1572 brachte in der Tat für Bronnbach folgenschwere Ereignisse. Der bronnbachische Schreiber nannte es geradezu den „annus criticus, wo das sehr kranke Bronnbach entweder genesen oder es mit ihm schlimmer werden sollt“. Fürstbischof Friedrich sandte zu Anfang des Jahres 1572 seinen Suffraganen, geleitet von einer grösseren Heeresmacht, nach dem Kloster Bronnbach, mit dem Auftrage, „die dortigen Kirchen, Kapellen und Altäre wiederum zu consecrieren und reconciliren“. Der Befehl des Bischofs wurde gewissenhaft vollzogen und das Kloster in allen seinen Bestandteilen „mit abscheulichem Segen und Besprengungen des dartzu berayhten wassers wiederum geweyht“. Hierauf erschien Fürstbischof Friedrich selbst, um „in gegenwartt seiner selbst person die bápstliche mess darin widerumb halten zu lassen“. Graf Stollberg legte gegen dieses gewaltttätige Vorgehen sofort Protest ein; die würzburgischen Räte aber beschönigten das Verhalten des Bischofs „mit weitgesuchtem, unbeständigem Einstreuen“ und erklärten, „an der Predigt in der Kirchen, da die Predigt augspurgischer Confession gebraucht, dergleichen an der Schullen im Kloster keine Sperrung oder Hyndterung zu thun“. Früher vielleicht hätte sich Wertheim im guten Glauben an einer solchen, an die Orakelsprüche zu Delphi erinnernden, Erklärung beruhigt; nun aber durchschaute es solche zweideutigen Antworten und gab sich nicht zufrieden. Infolgedessen musste Graf Stollberg von Bischof Friedrich umgehend er-

1) Woher der Cölibitär und Abt Joh. Knoll seine Frau, deren Grabstein noch heute im Kreuzgang des Klosters Bronnbach zu sehen ist und seine zwei Töchter hatte, wird nirgends erzählt. Soviel scheint klar zu sein, dass er seine Familie bereits als Kleriker in Rosenberg bei sich hatte. — Die Akten berichten über diese Art der Familienverhältnisse des Abtes gar nichts.

2) cf. W. Ros. Arch. A. 1181; Hist. dom. und die Ded. saec. XVIII in Br. 940.

3) cf. W. Ros. Arch. A. 1603 und Br. 940.

fahren, welche Predigt und welche Schule im Kloster nicht gesperrt oder verhindert werden sollten: der geistliche Ordinarius des Klosters „bedrohte den Grafen hart“; er wolle, so schrieb er ihm, seine „gethane anordnung im Kloster handthaben und uff widersetzen die Mittel suchen und gebrauchen, die Wertheim zu wenigem glimpff und bestenn erreichen sollten“. Graf Stollberg, vor allem aber auch dessen Tochtermänner, welche nun mehr und mehr in die Verhältnisse der Grafschaft eingriffen, erneuerten ihre Anklage am Kammergericht und betrieben eifrigst das Zustandekommen einer Kaiserlichen Kommission wegen des Bruches des Religionsfriedens durch Würzburg. Würzburg aber beantwortete dieses gerichtliche Vorgehen des Grafen damit, dass es auch den letzten Schlag ausführte und „seinem selbst gethanen Erpieten zuwider sich der schulhen im Kloster auch unterfieng, dieselbe mit seinem jesuitischen Schulmeister hat bestellen und die arme unverständige Jugend zum Bapstthumb hat nötigen und zwingen lassen“; ebenso liess Bischof Friedrich die Kirche zu Bronnbach endgültig für den wertheimischen evangelischen Pfarrer schliessen und die evangelische Predigt daselbst „unter bedrohung der freiheit“ durch Anstellung von sechs Reisingen verhindern. Nun fügte Graf Stollberg seiner Anklage wegen Bruches des Religionsfriedens noch die Klage „super attentatis“ bei. Es war die letzte Handlung, welche Graf Stollberg-Königstein, in Sachen der Gegenreformation des Klosters Bronnbach durch Würzburg vollzog: am 24. August 1574 verstarb er. Es mag wohl schwer für ihn gewesen sein, am Ende seiner Tage den Untergang dieser Pflanzstätte evangelischen Glaubens und Lebens schauen zu müssen, vielleicht doppelt schmerzlich für ihn, da er sich doch nicht gänzlich von einer gewissen Mitschuld an diesem Untergang freisprechen konnte. In demselben Jahre, da Bischof Friedrich endgültig Besitz nahm von dem Kloster, und der evangelischen Predigt wie dem Seminar die Todesurkunde ausstellte, läutete zu Wertheim auch für den ehemaligen Abt Clemens Leusser am 6. Oktober 1572 die Totenglocke. Auch ihm war es nicht erspart geblieben, noch erleben zu müssen, dass an der Stelle, an welcher Graf Michael III. die confessio augustana verlesen hatte, wiederum päpstliche Breven und Bullen bekannt gegeben wurden. Leusser selbst hatte persönlich den evangelischen Glauben bis in den Tod treu bewahrt; dass er unter dem neuen Herrn, dem Grafen Stollberg, nicht mehr dasselbe leisten konnte, was er unter einem Grafen Michael gewiss geleistet hätte, ist zu begreifen. Wird doch noch heute einem treuen Diener das Herz schwer, wenn er erkennen muss, dass der neue Herr

eben nach Charakter, Willensstärke und Zielen ein anderer ist, als der alte Herr es gewesen. Dass Clemens Leusser es mit der Annahme des augsburgischen Bekenntnisses persönlich ernst meinte und demzufolge auch die Einführung der Reformation, sowie „die Errichtung einer feinen evangelischen Schule mit einem gelehrten Schulmeister, um etliche junge Knaben, mehrertheils armer leuth kinder in bemelter Confession und anderen freyen Künsten unterweysen zu lassen“, sich darstellt als das Werk eines klaren, zielbewussten und von der Wahrheit überzeugten Kopfes, ist nicht zu leugnen. Ebenso unleugbar ist aber auch die Tatsache, dass Leusser sehr wohl wusste, dass er mit seinem Vorgehen ganz die Ansichten und Absichten seines Herrn, des Grafen Michael III., ausführte; diese Übereinstimmung — sei sie bewusst oder unbewusst gewesen — wird so schön und einfach wiedergegeben mit den Worten: „Abt Clemens hat, durch fugliche und ziemliche Mittel dahin bewegt und gebracht — freiwilliglich, ungenöthigt und unbezwungen sich zu der evangelischen Lehre und augsburgischen Confessions-Religion bekannt“. Die Chronisten der römischen Kirche haben dem ehemaligen Cisterzienserabt wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie begründeten seinen Glaubenswechsel mit den wenig schönen Charaktereigenschaften: Habsucht und Sinnlichkeit. „Abt Clemens“, so schrieb ein Historiograph Bronnbachs, „der den Beutel trug wurde der Hauptverräther seiner ihm vermählten Branth der bronnbachischen Kirch, durch den das Closter sowohl an geldt als Personen rein ausgeplündert ward, da er die sammentliche anwehsende geistliche durch geldt ebenmässig aus dem Closter verführt, für sich aber eine grosse Summe geldts, viele Privilegia, Dokumenta, Ornamenta, das ganze Kirchengeräth, sämtliches Vieh, Frucht und Wein mit hinweggenommen“. Ein Anderer wandelte den Namen „Clemens“ in „Demens“; ein dritter Chronist machte ein Spottgedicht auf ihn, dessen Anfang lautet:

„Clemens Leusser zu Harten¹⁾ wart gebohren,
Lang hernach Apt zu Brunnbach erkoren;
Ein bös untreus Herz thet er in ihm tragen,
Mit falschem Betrug und geytzigen Magen.
Evangelisch und heilig wollt er leben:
Nachdem that er seinen Conventsbrüdern Weiber geben,
Drang sie zum Kloster uf die Pfarren hinaus,
Liess sie also ziehen mit ihren Weibern zu hauss“.²⁾

1) Hartheim bei Tauberbischofsheim.

2) cf. Ded. Saec. XVIII in Br. 940. Ros. Arch.

Über seinen Tod aber schrieb ein Bronnbacher Chronist, dass Clemens Leusser „tandem miseram suam animam his verbis ante mortem saepius repetitis „O Brunbach, o Brunbach“ miserime in Wertheim exhalavit“. ¹⁾ So wenig wir jede einzelne Tat des ehemaligen Abtes mit dem Glorienschein eines gottgefälligen Unternehmens schmücken wollen, so müssen wir doch eine solche Charakterschilderung des Mannes ablehnen: hier schliesst die edle Historia ihr klares und reines Auge und hervorgrinst die Fratze religiösen Hasses und römischer Intoleranz.

V.

Der Rechtsstreit des gräflichen Hauses Löwenstein gegen Würzburg wegen des Klosters Bronnbach.

Die Kaiserliche Kommission, welche Graf Stollberg im Jahre 1574 erlangt hatte, kam in der Tat zur Ausführung. Vor Kaiserlichen Kommissionsräten sollte „der Abt Johannes Knoll nebst dreien seiner vorhinigen von der katholischen Religion abgefallenen Ordensbrüdern sowie anderen klösterlichen Dienern und Unterthanen über etlich siebenzig, die Religion und die von Wertheim auf Bronnbach ansprechende landesherrliche Rechte betreffende, Beweisartikel eidlich vernommen werden“. Allein Abt Johannes weigerte sich, ein eidliches Zeugnis vor der Kommission abzugeben. Als Grund seiner Weigerung machte der Abt geltend, dass er: 1. dem Bischof von Würzburg *ratione ordinariae et diöcesanae jurisdictionis* unterthan und verpflichtet sei; dass 2. im Recht nicht zugelassen werde, „dass den Religiösen und Ordenspersonen Kundschaft zu geben“; dass 3. „der Commissär als ein Laie dem Abt kein *jurmentum* zuzuschreiben habe“; dass 4. „ein Abt nicht nötig habe, wider sich selbst Kundschaft zu geben“; dass 5. „ein Abt, wider seinen Ordinarien oder sein Stift Kundschaft zu geben, sich nit zu fügen, wohl aber zu widersetzen hette, dies um so mehr, als dieser Prozess durch Graf Ludwig von Stollberg-Königstein nur zur Vertilgung der alten katholischen Religion im Kloster Bronnbach und dem Stift Würzburg zur höchsten Präjudiz und Nachtheil angefangen sei“; dass 6. „etliche Artikel so gestellt seien, dass sie ihm, als dem Abt, an seinem Wandel, Regel, Orden und Profession verkleinerlich und verletzlich“. Diese Exzeptiones wurden dem Commissär

1) cf. „De sacri ordinis nostri cisterciensis origine“, in Br. 940. Anlage XIV. Nach einer anderen Sage soll Leusser gleich dem Judas Ischarioth Selbstmord verübt und sich in den Schlossbrunnen gestürzt haben!

Dr. Buntzen vorgelegt mit der Bitte, den Abt mit der geforderten Kundschaftsgebung und ferneren Prozessen zu verschonen. Allein die Kommission beschloss, diese Gründe nicht anzuerkennen und den Abt zum Zeugnis zu zwingen; hierauf appellierte sofort Abt Johannes „in continente viva voce“ und später nochmals „coram Notario et testibus“ an das Kaiserliche Kammergericht und machte diese Appellation gleich darauf anhängig. In der Tat erreichte es Abt Johannes Knoll, dass er nicht mehr eidlich als Zeuge vernommen werden konnte; dieses Appellationsverfahren war bei dem Tode des Abtes noch nicht erledigt. Triumphierend rief darum der bronnbachische Chronist aus: „Es wurde zum Glück dieser Appellationsprozess so lang fort geleihert, bis Abt Johannes Zeit gewann, sich von der vergänglichen Welt zu entfernen.“¹⁾ Der Wertheimer Bericht aber sagt von den beiden Anklagen Stollbergs, dass „Bischof Friedrich diese mit allerhandt verzüglichen Einreden lange Zeit ufgehalten hat“.

Durch das angestellte Zeugenverhör sollte nachgewiesen werden, dass Wertheim alle landesherrlichen Rechte über Bronnbach besitze, kraft deren Graf Michael III. von Wertheim die augsburgische Konfession im Kloster eingeführt habe. In der Tat gibt der sog. „Zeugenrotulus“ sehr interessante Aufschlüsse darüber, „wie Würzburg den landesherrlichen Rechten Wertheims zuwider das katholische Religions-Exercitium wiederum in Bronnbach aufzubringen gesucht“. Es würde zu weit führen, diesen Zeugenrotulus ausführlich zu behandeln; immerhin glauben wir einige Zeugenaussagen hier beifügen zu sollen, welche um so interessanter sind, als ein späterer Bronnbacher Kleriker diese mit Anmerkungen versah, die den Geist und die Anschauung seiner Kreise widerspiegeln. Die Aussagen einzelner Zeugen lauten also wie folgt: „der zweite Zeuge, Johann Geiger, Pfarrer zu Dörlinsberg, gibt an, dass der Schultheiss die jungen Ehemänner schwören lasse für den Abt: das heisse man: „in die Gemein schwören“; es sei dies aber keine „Landeshuldigung“. In einer Anmerkung ist beigefügt: „dieser ist aus dem Kloster entwichen und von seiner beschworenen geistlichen Religion abgefallener eydrüchiger Religios; er ist vom Glauben, mithin von der Wahrheit abgefallen; sein eigenes zeitlich Interesse hätte darunter gelitten, hätte er nicht für den Grafen Stollberg ausgesagt, welcher Willens war, ihm bei seinem Pfarrbrod und wilden Ehestand zu schützen.“ — Der nächste Zeuge sagt: „im Kloster habe Wertheim nie Gerechtigkeit

1) Aus der Begründung des Abtes wie aus den Worten des Chronisten scheint hervorzugehen, dass Würzburg eine Aussage des Abtes unter Eid zu fürchten hatte.

geübt, aber vor dem Kloster; die Uebelthäter habe man vor die Pfordt herausgeliefert;“ dann seien sie in Wertheim gerichtet worden; gehuldigt werde dem Grafen als Land- und Zehntherrn und dem Abt als Vogtherrn; derjenige, welcher Land- und Zehntrecht habe, sei die Obrigkeit.“ Andere Zeugen sagten dasselbe aus. Der achte Zeuge, der Pfarrer Peter Imhof von Nicklashausen, gab an: Er habe stets nur gehört, dass Bronnbach in der Grafschaft Wertheim Obrigkeit und Gebiet gelegen sei; dass der Graf „die hohe Wiltpan für das Closter hinaus bis an die Gamburger Markung habe“; dass er auch in Heerzügen „das Kloster mit Leuthen verwahret, nit weniger wan ein Abt gestorben ist“. Als Abt Könniger abgedankt habe, sei Graf Georg gebeten worden, er möge kommen und dem Konvent helfen, einen neuen Abt zu wählen; er sei gekommen und habe mitgewählt, als der Abt Marx Hauck gewählt worden sei; das sei altes Herkommen; auch habe Wertheim stets die weltliche Obrigkeit gehabt über das Kloster. — Dieser Zeuge wird in einer Anmerkung folgendermassen apostrophirt: „Ist ein ausgesprungener Religios von Bronnbach; diesem Lügner würde es wohl nicht gerathen seyn, wenn er anderster als für Wertheim geredet hätte; denn Wertheim hat ihm mittels Zulassung eines Weibs — Fleisch und mit der Pfarrey Nickelshausen — Brod geben.“ — Der neunte Zeuge, bei welchem weder Name noch Ort angegeben ist, bekundete: die Obrigkeit im Kloster habe Wertheim geübt; dasselbe sei „in der Grafschaft Wertheim hoher und niedriger Obrigkeit gelegen“. Der Abt aber habe „vogteylich gericht in den Dörfern Reicholzheim und Dörlesberg; hab auch im Kloster bottenmässigkeit über sein gesind“. Die Dörfer aber müssten „des Grafen gemeiner Landesordnung mit Schatzung, Ungeld, Vormundschaft, Klaiden und dgl. pariren“. Streitigkeiten zwischen Dorf und Abt würden in Wertheim entschieden. Von einer „Landeshuldigung“, welche dem Abt gebühre, wisse er nichts. Nach dem Tode des Abt Marx „hab ein Graf zu Wertheim des Kloster in Verwahrung genommen, bis Herr Clemens zum Abt erwählt worden. — Über diesen Zeugen wird in einer Anmerkung mit apodiktischer Sicherheit behauptet: „dieser wird zwar nicht mit dem Namen genannt, doch ist er ein gelübdrüchiger vormahliger Religios.“ Ein anderer Bronnbacher Schreiber aber sprach sich mit ebenso grosser Bestimmtheit nach anderer Richtung über diesen Zeugen aus; er sagte: „Soviel aber den neunten Zeugen betrifft, so ist dieser: Valentin Rüdiger, Amtmann zu Laudenbach, im Jahre 1554 aus Bronnbach entloffenen und zu Wertheim angesiedelten Abt Clementis Schwiegervatter, mit dessen Tochter Anna besagter Clemens am 25. Oktober

1558 zu Wertheim Hochzeit gehalten hat. Diesem Zeugen musste freilich am meisten daran gelegen sein, die angeblichen landesherrlichen Rechte seines gnädigen Herrn Grafens racione Bronnbach und dessen Dörfern weit über den hohen Himmel hinauf zu erheben, damit, wenn in Kraft der Landesobrigkeit dem Grafen Stollberg die Befugnis zuerkannt werden würde, das Religions Exerцитium augustanae confessionis in Bronnbach und den Dörfern aufzubringen, seine lieben Enkelein als wirkliche Prälaten-Kinder respektiert werden müssten.“ Auch der zehnte und elfte Zeuge behaupteten, dass Bronnbach wie die anderen umliegenden Dörfer alle in wertheimischer Obrigkeit und Gebiet gelegen seien und dass die Grafen von Wertheim im Kloster Gericht, Obrigkeit, Lager und dgl. habe. — So wichtig und interessant diese Zeugenaussagen nun auch waren, so wenig wurden sie zur Förderung der Streitfrage benutzt; Würzburg verurteilte sie in Bausch und Bogen und behauptete: „was also die Zeugen wegen dem Religionsprozess und insonderheit die gelübdrüchigen Ordensmänner sagen, ist eine bloße Wahrheits-Verdrehung.“¹⁾

Während diese Kaiserliche Kommission tätig war, hatten sich in der gräflichen Regierung zu Wertheim mancherlei Veränderungen zuge tragen. Nach dem Tode des Grafen Stollberg-Königstein hatten zunächst die drei Stollberg'schen Schwiegersöhne die Grafschaft übernommen: am 3. und 17. Oktober 1574 hatten Wertheim und die Ämter den Grafen Eberstein-Manderscheid und Löwenstein gehuldigt. Allein die gemeinschaftliche Regierung war nicht von langer Dauer; sie schlossen bereits 1575 unter sich ein Abkommen, nach welchem die Grafschaft in drei Teile geteilt und jeder Teil abwechselnd von einem Einzelnen regiert werde. Graf Eberstein sollte in Wertheim anfangen; da dieser jedoch nicht regierungsfähig war, übernahm Graf Manderscheid als der Zweitälteste zugleich dessen Teil, und hatte die wertheimische Regierung inne bis zum Jahre 1577, in welchem Graf Ludwig von Löwenstein diesen Teil der Grafschaft übernahm. Der entschiedenste, begabteste und tüchtigste unter diesen drei regierenden Grafen war entschieden der Löwensteiner. Sorgfältig erzogen, ein Kenner der lateinischen, griechischen und französischen Sprache, legte sich Graf Ludwig mit besonderer Vorliebe auf das Studium der Rechtswissenschaft; so tüchtig wurde er in diesem Fache, dass man ihn „des heiligen römischen Reichs

1) In der Tat verstand es Würzburg die Veröffentlichung und Giltigkeits-erklärung zu hintertreiben: „Trotz vielfältiges Bitten und sollicitieren hat deren publicatio nit erlangt werden können.“

Lagerbuch“ nannte. In seiner Umgebung befanden sich eine Reihe von Männern, welche sich der Humanistik jener Zeit mit Erfolg hingaben.¹⁾ So war es also Graf Ludwig von Löwenstein, welcher bezüglich der Bronnbacher Angelegenheit stets auf der Höhe der Situation stand. Auch die Akten in den Archiven sind für diese Tatsache stille Zeugen: sie verfallen stets in den Jahren, in welchen Eberstein-Manderscheid die Regierung zu Wertheim führten, in merkwürdiges Schweigen, während sie zugleich mit der Übernahme der Herrschaft Wertheim durch Ludwig von Löwenstein immer von dessen lebendiger und theoretisch juristischen wie praktisch handelnden Tätigkeit zu reden beginnen. Durch diese geregelte und dennoch regellose Geschäftsführung in der Grafschaft lag es in der Natur der Sache, dass die Dreiheit Wertheim gegenüber der Einheit Würzburg von vornherein in der Behandlung der bronnbachischen Streitfrage im Nachteil war; noch mehr aber geriet Wertheim in das Hintertreffen, als den Bischofsstuhl in Würzburg jener Mann besetzt hielt, der durch seinen Charakter zu einer gewissen Berühmtheit gelangte: Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn. Wir können in der Tätigkeit des Fürstbischofs Julius ziemlich genau zwei Perioden unterscheiden: es ist die Zeit der Milde (1576—1582), da er selbst, angeregt durch die Vorgänge im Erzbistum Köln unter Erzbischof Gebhard Truchsess von Waldburg, dem Protestantismus innerlich geneigt war, und die Zeit der rücksichtslosen Strenge (von 1582 an), nachdem er sich vollständig der römischen Kirche und dem Jesuitismus ergeben hatte. Auch in der Behandlung der Streitigkeiten wegen des Klosters Bronnbach traten diese beiden Zeitabschnitte mehr oder weniger deutlich hervor. Während Fürstbischof Julius bis zum Jahre 1582 mit einer gewissen vornehmen Entschiedenheit die gerichtliche Entscheidung betrieben hatte, beschritt er von dieser Zeit an den Weg brutaler Gewalt. — Zunächst behandelte daher Würzburg die bronnbachische Frage soweit möglich ruhig und sachlich; Bischof Julius „ratificirte seines Vorfahren unziemliche gewaltsame Handlung“ und wollte auch „die Rechtfertigung zu gebürlicher schleuniger Endschaft nicht furdern“.

Er berief sich, ebenso wie früher Bischof Friedrich, auf den Wortlaut der Stollberg'schen Kapitulation und versuchte „eine sonderung und trennung zwischen den Grafen Eberstein-Manderscheid und dem Grafen Ludwig von Löwenstein zu machen“, indem er den letzteren, „von dem Kloster Brunbach undt allen Rechten, was die Grafschaft

1) Vgl. Kern, Lehrplan einer Dorfschule der Grafschaft Wertheim anno 1576 in „Monatsschrift für Stadt und Land“, Jahrgang 1903.

Wertheim doran hatte, mit der thatt ausschliessen wollte“. An Abt und Konvent des Klosters sandte er 1576 den Befehl, nur den Jägern der Grafen Eberstein und Manderscheid den Unterhalt zu geben, sonst aber keine einzulassen; den Andern sei man nichts schuldig. Es war ganz vergeblich, dass Graf Ludwig von Löwenstein dagegen protestierte und erklärte: „Würzburg habe sich in dem Lehensbrief für Königstein den Klosterschutz angemasst und Bronnbach für ein Würzburger Leben ausgegeben, sich auch Recht und Gerechtigkeit auf bemeltes Kloster als vornehmlich Schatzung und ordinare geistliche Jurisdiktion angemasst“; Graf Stollberg habe aus Unkenntnis eingewilligt, später aber widersprochen und widerrufen. Durch diese irrthümliche Kapitulation könne er, Löwenstein, nicht auf die Dauer seiner althergebrachten Rechten entsetzt werden. Bischof Julius verhielt sich diesen Erklärungen gegenüber völlig ablehnend, so dass Graf Ludwig, als er im Jahre 1577 den wertheimischen Teil der Grafschaft auf einige Zeit übernahm, umgehend eine „Protestation an die angsburgischen Stände“ ergehen liess, in welcher er unter Darlegung der geschichtlichen Verhältnisse des Klosters Bronnbach, deren Rat und Hilfe begehrte.¹⁾ Zugleich mit dieser Protestation brachte er im Verein mit Eberstein und Manderscheid seine Hoheitsrechte über Bronnbach zur Geltung, nachdem Abt Johannes Knoll bei dem Bischofswechsel zu Würzburg dem Grafen Manderscheid unter dem 6. Juni 1576 schriftlich erklärt hatte, dass er gestehen müsse, „dass die Grafen von Wertheim Schutzhaber seines Klosters seien“.²⁾ Allein auch Bischof Julius liess sich in keiner Weise davon abhalten, seine geistliche Jurisdiktion über das Kloster auszuüben, zumal er auf Abt und Konvent etwas misstrauisch geworden war, „da diese sich auch mit Ebrach, als ihren Visitatoren, in Verbindung setzen wollten“.³⁾ Er setzte der Abtei hart zu, sodass sie klagte: „sie sähe nunmehr ein, dass, an welcher Seite sie nur immer anstosse, die Verletzung an ihrer eigenen Haut geschehe“. Bischof Julius hatte wahrscheinlich auch alle Ursache, sowohl des Abtes wie seiner Konventualen Tun und Lassen genau im Auge zu behalten: dürfen wir doch nicht übersehen, dass Bischof

1) Ebenso wandte er sich an den Herzog von Württemberg „umb Rat und Hilfe wider Würzburg wegen Reformierung des Closters Brunbach“.

2) Löw. W. Ros. Arch. Br. Zuvor hatte aber der Abt am 11. I. 1576 auch bei dem Bischof von Würzburg „auf Grund des Kaiserlichen Protektoriums über Bronnbach“ um dessen Rat, Hilf und Beistand ersucht und erklärt, dass er Würzburg, „dem sie ohnehin die Wiederaufrichtung der Religion und ihren regulären Lebensstand zu verdanken haben, als einen wirklichen Landesfürsten verehren müsse.“

3) Das Schreiben nach Ebrach wurde von Würzburg unterschlagen.

Friedrich, nur um möglichst viele Konventualen zu bekommen, nicht allzuviel auf Leumundszeugnisse gab; es wird berichtet, dass die Klosterbrüder eine Auslese bildeten „zum Teil von Conventualen aus anderen Klöstern, zum Teil von losen nichtswürdigen uffgeklauten Leutten, deren etzliche auch hernach mit Diebstahl und anderen Bubenstücken auss dem Closter entsprangen“. Trotz dieser zweifelhaften Erfahrungen mit Abt und Brüdern führte dennoch Bischof Julius seines Vorgängers System weiter, schickte dem Abt noch mehr neue Konventualen zu, als zuvor geschehen, wandelte das Seminar völlig in eine Vorschule für den geistlichen Klosterberuf und brachte, indem er die erwachsenen Klosterschüler möglichst früh zum geistlichen Stand weihte und dem Orden einverleibte, „die bapistische Religion in dem Closter je länger je steiffer in schwangk“. Angesichts solcher Verhältnisse ist es nicht zu verwundern, wenn sich innerhalb der Klostermauern unter so verschiedenartigen Elementen Misshelligkeiten mancherlei Art zutrugen. Gerade im Jahre 1577, als Graf Löwenstein den Ständen augsburgischer Konfession seine Protestation zusandte, war ein Streit ausgebrochen zwischen dem Abt Knoll und dem Prior Pater Hasenbein und dem Keller Oswaldt Glockhardt. Fürstbischof Julius griff sofort ein, liess die sich auflehrenden beiden Klosterbrüder „verstricken und uff einen wagen werfen und ins gefangnus naher Wirtzburgs fhüren“. Es ist begreiflich, dass die anderen Brüder im Kloster darob sehr erschracken; vielleicht schlug dem Einen oder dem Anderen das Gewissen und er befürchtete, in ähnlicher Weise summarisch behandelt zu werden: sie suchten darum „der gleichen gewalt besorgt“ bei den Grafen Manderscheid-Löwenstein „umb schutz und schirm“. Dies Verlangen wurde ihnen nur zu gern gewährt: „Die Grafen sandten 3 bis 4 Personen in das Kloster, um fernere Gewaltthaten zu verhindern“; allein Bischof Julius vertrieb diese „durch Absendung seines Sekretärs mit etlichen Pferden, undt soll der Sekretarius sehr viel unnützer vergeblicher Rede insonderheit gegen den Grafen Löwenstein aussgestossen und getrieben haben“. Die beiden eingesperrten Konventualen aber rächten sich an dem Bischof auf ganz eigene Weise. „Diese Correction nämlich hat Beide also verdrossen, dass sie nach ihrer Freilassung apostasirt und nach Wertheim geloffen sind.“ Graf Löwenstein aber machte sie zu lutherischen Pfarrern und setzte sie nach Dörlesberg und Nassig, „dem Herrn Prälaten zum Spott für die Nasen“. Das Gehalt für Beide sollte Bronnbach zahlen, indem Graf Ludwig „durch Arretirung klösterlicher Zehnten und Gefälle zu Erlenbach und Heidenfeld den Abt zwingen wollte, den Ausgesprungenen einen Jahres-

gehalt auszuwerfen, was jedoch per Mand. Caesar. hintertrieben wurde“. Gleich im folgenden Jahre 1578 versuchte Graf Löwenstein im Verein mit seinen Schwägern von neuem, das Kloster Bronnbach von seinen Rechten auf dasselbe zu überzeugen, indem er die Wertheimer und Freudenberger Jäger mit den Förstern in das Kloster schickte; diese alle „dominirten dapper“ mit den würzburgischen Jägern, brachen Nachts die Keller auf, und holten sich Wein nach Gefallen. Abt Knoll beschwerte sich bei Graf Ludwig und liess ihm sagen, er möge seine Jäger abberufen, da das Kloster auf Würzburgs Befehl ihm nichts liefern dürfe; zugleich wandte sich der Abt an Bischof Julius, der dem Grafen Löwenstein kurz und bündig mitteilte, „dass er weder an Bronnbach noch an den anderen würzburgischen Lehen nichts zu suchen noch zu erwarten habe“. Dieser Erklärung legte der Bischof von Würzburg um so mehr Gewicht bei, als am 13. Mai des Jahres 1577 dem Grafen Ludwig von Löwenstein ein Sohn geboren wurde, der als Erbgraf der gesamten Grafschaft Wertheim gelten musste, da die beiden Schwäger Löwensteins bisher kinderlos geblieben waren und auf eine Nachkommenschaft in diesen Ehen wohl nicht mehr zu hoffen war. Alle diese Vorkommnisse konnten nicht dazu beitragen, die Stellung des Abtes Knoll zu festigen; besonders aber brachten die Zwistigkeiten innerhalb des Konvents den Abt in eine schwierige Position; es gelang ihm zwar, im Jahre 1578 von dem streng katholischen Nachfolger Maximilians, dem Kaiser Rudolf II., der bereits am 27. Oktober 1575 zum römischen König gewählt worden war, ohne den Protestanten gegenüber zu irgend einem Zugeständnis verpflichtet worden zu sein, die Konfirmation seiner Privilegien, besonders der von Karl V. herstammenden, zu erwirken. Allein dies scheint eine seiner letzten grösseren Amtshandlungen gewesen zu sein; „nachdem ihm die abteiliche Würde wegen Menge der Jahre, wie auch wegen der mit seinen Conventualen habenden Verdrüsslichkeiten zu schwer worden, hat er den 24. September 1578 mit Vorbehaltung einer jährlichen Competenz in die Hände des Abtes Leonhardt von Ebrach resignirt“. Er liess im Kloster zurück: 5 Priester, 1 Diakonen und 1 Subdiakonen. An seine Stelle trat Abt Weigand, der diese Würde zwar bis zum Jahre 1602 bekleidete, allein von Würzburg sehr oft zur Ordnung gerufen werden musste.¹⁾

Während diese Vorgänge sich zwischen Wertheim und Würzburg abspielten, war das Zeugenverhör beendet worden, und der Prozess am

1) Die Konfirmationsurkunde für Abt Weigand in Ros. Arch. A. 812 u. A. 1521. — Am 7. Juni 1583: „Joh. Knoll, abbas, ex haec vita migravit“.

Kammergericht ging den gewohnten Schneckengang. Zum Unglück starb auch noch der wertheimische Anwalt, nachdem schon 3 Jahre vorübergezogen waren, und der neue Anwalt führte „lenger dan über's Jahr ein nichtswürdige Disputation, dass die Sachen nicht richtig intitulirt und nur vermeintlich eingeführt seien“. Als aber das Kammergericht beschloss, dennoch auf der gegebenen Grundlage weiter zu untersuchen, brachte Bischof Julius „eine neue unerhebliche und ganz baufellige Exzeption ein“. Dieser hatte nämlich den Plan gefasst, „die Sache in der Güte abzuhandeln und zu vertragen“. Der Gedanke an sich wäre löblich gewesen, wenn er sich auf ehrliche Motive gegründet hätte; allein Bischof Julius benutzte die Geisteskrankheit des Grafen Eberstein und drang ihm die Erklärung ab, die Rechtfertigung vor Gericht fallen zu lassen. Mit Recht wurde darum dem Bischof der Vorwurf gemacht, dass er schlecht gehandelt habe, da er gewusst habe, „was es leider für eine Gelegenheit mit bemeltem Grafen Eberstein habe, dass dieser solche vermeinte Anzeig nit verantworten könne, dass auch um die Zeit, da die berühmte Verwilligung durch Eberstein geschehen sei, die Schwachheit und Blödigkeit seines Haupts sich allbereits dermassen zeigte, dass nichts Beständiges durch ihn oder mit ihm gehandelt werden mochte“. Die Grafen v. Manderscheid und Löwenstein versagten daher dieser erpressten oder erschwindelten Erklärung ihres Schwagers ihre Einwilligung. Diese Ausflucht des Bischofs, so gaben sie zu Protokoll, „sei an sich selbst lecherig und allerdings von unwürden“; er habe sie nur vorgebracht, um den Rechtsgang zu verhindern: denn in der Zwischenzeit schalte und walte er in Bronnbach nach seinem Gefallen und suche Wertheim nicht allein in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen auszuschliessen und zu verstossen; denn Bischof Julius habe durch den Abt den wertheimischen Beamten „die Oeffnung des Klosters rundt und stracks verweigert und abgeschlagen“, so dass diese „mit höchstem Schimpf, Spott, Verkleinerung und Verachtung hätten abziehen müssen“.

Wenn Fürstbischof Julius nach dieser Erklärung an dem weiteren Widerstand der Grafen von Manderscheid und Löwenstein etwa hätte zweifeln können, so hätte ihn das Jahr der Amtseinführung des neuen Abtes Weigand in Bronnbach dieser Zweifel enthoben. Kaum war von Würzburg am 23. September 1578 die Konfirmationsurkunde für diesen ausgestellt, so schrieben die Befehlshaber an Katharina, Gräfin zu Eberstein, sie müsse namens ihres Mannes sofort gegen diese Abtswahl Protest erheben. Diese antwortete am 23. Januar 1579 „ihren hoch-

gelehrten Räten“, sie könne „diese Handlung der Notdurft nach nicht genügsam verstehen“ und müsse es den Räten überlassen, diese Angelegenheit so vorzunehmen, „damit der Grafschaft Wertheim Recht und Gerechsamkeit erhalten und nichts davon entzogen werde“. Am 25. Januar erwiderten die Befehlshaber, es schein ihnen angezeigt, auf eine persönliche Rücksprache mit der Gräfin zu warten, damit man dann eine notarielle, versiegelte Protestation erlassen könne. Damit war die Gräfin ebenfalls einverstanden und teilte dies am 27. Januar den Räten zu Wertheim mit, wobei sie besonders betonte, man müsse vorsichtig sein, „damit ihr in dieser Sache bei den Brüdern Manderscheid und Löwenstein nicht in einige Ungnad fallen sollt“.¹⁾ Nach zwei Tagen jedoch, am 29. Januar, gab sie andere Weisung: man solle sich zuerst bei dem Abt erkundigen, ob er Abt sei und wer ihn zu einem solchen gemacht habe. Nach der gegebenen Auskunft könne man immer noch protestieren. Auf dieses Ansinnen gingen die wertheimischen Befehlshaber jedoch nicht ein, sondern erwiderten am 31. Januar: ein solches Vorgehen sei zwecklos und würde nur ihrem Ansehen schaden. Nun erklärte sich die Gräfin Katharina zur Protestation bereit; demgemäss wurde am 9. Februar „zwischen zehn und elf Uhren vormittage zu Brunnbach in der neuen Bau-stuben die Protestation der drey Herren Königsteinischer Tochtermänner wider den vermeinten und von Würzburg entdeckten Abt Wigand“ feierlichst vor Notarien und Testes vorgelesen.²⁾

Diese Protestation, welche als Beilage zu dem bereits angestregten Prozess wegen Religionsfriedenbruchs dem Kammergericht eingeliefert wurde, hatte das Schicksal wie manche andere Protestation: sie blieb eben Protestation! Der Abt zu Bronnbach blieb Abt, Bischof Julius behauptete seine Stellung als Ordinarius des Klosters, und die Grafen zu Wertheim standen auf ihrem Recht als Schirmherren und Landesfürsten.

Die Spannung zwischen Wertheim und Würzburg war vom Jahre 1579 an in stetem Zunehmen begriffen. Solange die Grafen Eberstein-Manderscheid in Wertheim auf ihrem Wertheimer festen Besitz sassen, war es wohl ziemlich gleichgiltig, wie die Fehde wegen Bronnbach und der würzburger Lehen betrieben wurde: waren beide doch ohne Nachfolge und darum an dem Erbe weniger interessiert, als es Graf Löwenstein sein musste, für welchen es geradezu Ehrenpflicht war, seinen

1) Offenbar mit Bezug auf den oben geschilderten Vorgang zwischen Graf Eberstein und Bischof Julius.

2) cf. Anlage XV.

Kindern den Rechtsbesitz ungeschmälert zu überliefern. Als darum der Löwensteiner, der von 1581 bis 1585 in Breuberg-Freudenberg residierte, wieder zu Wertheim einzog, begann von neuem der offene Streit zwischen ihm und Bischof Julius in erhöhtem Masse, während seine Schwäger Eberstein und Manderscheid eine Mitwirkung ihrerseits gegen Würzburg ablehnten. In den aktengefüllten Räumen des Kammergerichts sassen noch immer die weisen Räte mit ihren Sekretären, auf der Nase die grosse Brille, hinter den Ohren den Gänsekiel, auf der Stirne die offiziellen elf Querfalten und verfertigten auf die verschiedenen Mandate und Appellationen die verschiedenen Dupliken, Tripliken und Quadrupliken: Im romantischen Taubertal aber befassten sich Hackenbüchsen und Spiesse mit dem Austrag der Streitigkeiten; hatte doch Bischof Julius im Jahre 1584 zur offenen Gewalt seine Zuflucht genommen.

Der Angriff richtete sich zunächst gegen das benachbarte Dörlesberg: dort war von Ludwig von Löwenstein ein apostasierter Konventual als lutherischer Pfarrer „dem Herrn Prälaten von Bronnbach zum Spott für die Nasen gesetzt“. Es musste diesen wohl reizen, in dem Dorfe, das er „sonderlich der vogtheylichen Obrigkeit wegen“ für sich beanspruchte, diesen Pfarrer, der sich inzwischen verheiratet hatte, zu vertreiben und einen Geistlichen römischer Konfession an seine Stelle zu setzen. Nachdem Abt Wigand gegen Wertheim wegen dieser Pfarreibesetzung am 14. Oktober 1584 Zitation und Ladung ausgebracht und am 5. Februar 1585 eine Petition übergeben hatte, beschritt er am 10. Juli als gelehriger Schüler seines Meisters Julius den Weg der Gewalt. In der Nacht fielen seine Leute „mit etzlichen Reisigen, Pferden und bewehrten Mannen in Dörlesberg ein, brachen das Pfarrhaus mit Gewalt auf und zwangen des Pfarrers Weib auch Magd mit blossen Wehren, Büchsen und Heugabeln und selbige auf ihre erschrockner Weibsbilder Leibsetzung, zu sagen, ob der Pfarrer im Haus oder wo er sei“. Sie suchten diesen „grimmiglich“, weil sie angeblich Befehl hatten, ihn nach Bronnbach zu führen. Als sie ihn nicht fanden, nahmen sie „Eier, Butter, Speckh, Leinlach, Schleyer und Anderes mehr mit fort“. Am 18. Juli, einem Sonntag, kamen die Bronnbacher wieder, nahmen dem Schultheiss die Kirchenschlüssel ab, öffneten die Kirche und stellten „ainen ihrer Münch mit einem Buch und einer Büchsen auf die Kanzell“. Am 25. Juli kam „Herr Wigand, der ahngemasst Abt“ selbst, brachte einen „papistischen Priester“ mit und liess diesen predigen. Offenbar war der lutherische Pfarrer der Gewalt gewichen; denn am 15. August beriefen Abgesandte von Bronnbach die Gemeinde Dör-

lesberg zusammen und verboten ihr, „fürhin den evangelischen Pfarrer zu hören“, befahlen ihr dagegen „ernstlichst des Messpriesters Predigt auch Mess zu besuchen“. Graf Ludwig liess es natürlich an Gegenwehr nicht fehlen; er verschloss die Kirchentüre; die Bronnbacher jedoch brachen „die zwei an die Kirchen zu Dörlesberg gelegte wertheimische Schloss gewalttätiglich auf und schlugen sie weg“; dann wurde zur Kirche geläutet, gepredigt und hierauf die Kirche wieder verschlossen; die Schlüssel nahmen sie mit in das Kloster. Die Pfarrbesoldung der lutherischen Pfarrer zu Dörlesberg und Reicholzheim wurde von Bronnbach gesperrt. Gegen diese offene Gewalt rief Wertheim das Gericht an und bat, „dise ungebührlichen attentata ex officio aufzuheben, abzuthun und zu vernichten“. Zugleich aber nahm Graf Ludwig v. Löwenstein der Abtei ihre Zehnten in den beiden genannten Dörfern in Beschlag, so dass Würzburg und Bronnbach im selben Jahre 1585 ein „Mandatum de relaxando arresto“ gegen Wertheim ausbrachte; allein bald gab das Kloster nach, und verabfolgte dem Reicholzheimer Pfarrer seine Kompetenz „obschon er es nicht würdig“, womit auch das Kloster wieder zu seinen Zehnten in diesem Dorfe kam. Gegen die Klage des Grafen Ludwig wegen der Dörlesberger Vorgänge sandte nun am 26. Januar 1586 Würzburg seine Exzeptiones; diese sind zu interessant, als dass wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Wir hören nicht nur den anderen Teil sprechen, sondern erfreuen uns auch an der Dialektik wie an dem köstlichen, unbeabsichtigten Humor, der in diesem Schriftstück liegt. Zum ersten werden dem wertheimischen Anwalt eine Menge Formfehler vorgeworfen: die Implorationsschrift sei Rips-Raps gestückelt; alsdann wird zur Widerlegung einzelner Punkte geschritten. Der Wertheimer Anwalt habe sich gelüsten lassen, den Abt „ein eingetrunnenen Abt“ zu nennen; wenn er sich erkundigt hätte, so hätte er erfahren, dass derselbe „durch ordenliche wahl zu einem Abt in Bronnbach erhoben und durch den Fürsten und Herrn Julius, Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken als Ordinarien auch Diocesanes auch Landesfürsten publica auctoritate confirmirt und possessionirt worden: damit man des Anwalts erdichte anzügliche Calumniam zurück getrieben haben will“. Des Weiteren sei die Art, in welcher der wertheimische Anwalt bezüglich der Vorgänge zu Dörlesberg „mit seiner ungeschickten Implorationsschrift zu Markt kompt, oben hin dem Krebengang nach prozediert“. Denn diese Sache gehöre überhaupt vor den Bischof von Würzburg und gehe eigentlich Bronnbach nichts an. Über diese Vorgänge mache nun Wertheim „ein gross Geschrei und singe schier

Lamentationes Jeremiae“; demgegenüber könne Bronnbach nicht umhin, auch anzuzeigen, „dass dem Schriftendichter ex adverso die Feder nit recht temperirt und er vil zu grob mit geringem bestand geschrieben und in die Aschen geblossen habe“. Denn dieser Fall verhalte sich folgendermassen: Als durch Befehl von Würzburg anstatt „des vermeinten Prädikanten ein Anderer der alten katholischen Religion gemäss, Quirinus Molitor genannt, gen Dörlesberg verordnet, welcher die verfallene Religion wieder anrichten sollte, und dieser auch seinem habenden Befehl genug zu thun unerschrocken im Werk gewesen — habe Graf Löwenstein den 10. August durch ein aussgesprengte Rott zu Ross und Fuss die Kirche mit Gewalt aufschlagen, anders verschlüssig machen, den vorigen Prädikanten predigen, dieselbe mit vielen Bauern bewachen und des Klosters Unterthanen in die Wehr mahnen lassen“. An diesem aber sei der Graf „nit gesettigt gewesen, sondern habe den 3. November durch seinen Hofmeister den katholischen Prediger in der Kirchen versperren und mit geladenen gespannten Buchsen barbarico more nulla sacrorum reverentia überfallen, diesen einen vermeinten verführerischen Jesuiten und falschen Lehrer gescholten und bei einer viertel Stund Sturm läuten lassen“; am 24. November hätte der Graf einem bischöflichen Diener „ain Buchsen gewaltthätig abgenötigt und mit sich geführt“, und damit kein Aufhören sei, so seien „uf Sonntag, den 15. Dezember, sechs wertheimische Reisige abermals gen Dörlesberg fur die Kirchen kommen“; nach der Predigt hätte der Hofmeister alle Leute zu einer Türe hinausgehen lassen und „uffs neu gepotten, dass sich weder Jung noch Alt mehr in der Kirchen finden lassen soll“. Auch hätte der wertheimische Hofmeister „am verschieenenen heiligen Christtag reformirten Kalenders Hohns, Spotts, Mutwillens wie auch Gewalts gebraucht, indem er mit 5 Reisigen und ungefährlich vierzig uffgewiegelten Schützen vor der Kirchen gehalten und diese nicht allein habe aufsperrn lassen, sondern auch davon mit vielen Betrohungen und Scheltworten vor das Kloster Bronnbach höhnischer, trotziger Weise quasi re bene gesta geritten sei“. Darum müsse er, der Anwalt Bronnbachs, doch fragen, ob seine Prinzipales „nit viel fugsamer Ursachen haben, diese höchste Justition zu imploriren“, und bitten, die Implorationschrift Wertheims als „unformlich und ungeschicklich angestellt“ zu verwerfen und „seiner pitt nit statt zu geben“.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Behauptungen Würzburgs durch den wertheimischen Anwalt wieder auf ihre Richtigkeit geprüft und von seinem Standpunkte aus widerlegt wurden! Er wiederholte am 27. Ok-

tober 1587 den tatsächlichen Rechtsstand in Dörlesberg, wo Wertheim kraft der Landeshoheit „vor dem Passauischen Vertrag und nach Zulassung anno 55 gefolgten Religionsfrieden die Religion geändert, die papistische abgethan und an dero statt der augspurgischen Confession gemäss an gestellt, selbiger verwandten Pfarrherrn dahin verordnet und gesetzt habe“. Bronnbach freilich, so antwortete der Anwalt des Grafen Löwenstein, „khan diss helle Licht nicht gedulden, desswegen sie in weitem Feldt umbfliegen und suchen, wo ihnen etwas krumbz zu hülff reichen möchte, aber vergeblich; sie wollten diss Nüsslein nitt beissen“. Damit aber Bronnbach sich nicht „guldine Berg einbilde neve sibi sapere videatur“, so sage er, der Anwalt, „dass die würzburgische Exceptionschrift im gemeinen tam in jure de facto ungegründet sei und nimmermehr ausgeführt werden könnte“.

So interessant auch alle diese gerichtlichen Aktenstücke sind, welche mehr denn hundert Jahre zwischen Wertheim und Würzburg in dieser Sache gewechselt wurden, so müssen wir es uns doch versagen, weiterhin auf dieselben einzugehen: sie waren es auch nicht, welche die Schwierigkeiten am Ende lösten, sondern die Gewalt. —

Es ist eine alte Erfahrung, dass überall da, wo sich das Geistliche allzusehr in das Leben und Treiben des Weltlichen verflucht, das Geistliche Not leidet. Hatte schon Abt Knoll mit seiner zusammengewürfelten Klosterbrüderschar viel Arbeit und mancherlei Sorge, so musste Abt Wigand noch in weit höherem Masse recht üble Erfahrungen mit seinen Konventualen machen. Er war aber nicht nur nicht der Mann, der es in spiritualibus verstanden hätte, seine Abtsstellung und Amtswürde zu wahren, sondern er war auch in temporalibus ein schlechter Haushalter. Während wir Abt Wigand bezüglich des ersten Punktes nicht in Schutz nehmen können, glauben wir immerhin, seine Misswirtschaft in der Verwaltung der zeitlichen Güter etwas milder beurteilen zu müssen. Die Anforderungen, die von Würzburg aus an das Kloster gestellt wurden, waren nicht gering. Im Jahre 1587¹⁾ musste Bronnbach 2000 Gulden zur Errichtung des Seminars St. Kilian beisteuern; dann geriet das Kloster in Schulden, da durch den Grafen von Löwenstein der Streitigkeiten wegen nicht selten Zehnten und andere Gefälle des Klosters gesperrt waren; auch machte Abt Wigand im Kloster kostspielige Anschaffungen. Er lieb darum im Jahre 1588 von der Universität Würzburg 1000 Gulden und zwei Jahre später 4000 Gulden.

1) cf. Br. Arch. A. 1541, 1610, 1611.

Unter seiner wie unter seines Nachfolgers Udalrici's Amtsführung wurden auch die Dörfer Reicholzheim, Nassig, Dörlesberg und Ebenheid versetzt, und es gelang dem Bischof von Würzburg erst im Jahre 1628 mit Beihülfe eines in der Grafschaft liegenden Rittmeisters Berlo und dessen Kommando, diese Ortschaften wieder an sich zu bringen; allein nun erhob Würzburg als Belohnung dafür von Bronnbach von neuem Steuer um Steuer. — So waren es für die neue Abtei schlechte Zeiten: „denn so lang Würzburg vorher sich auf sein Recht besteifen konnte, musste Bronnbach sich sehr viel dabei gefallen und Würzburg folgen lassen.“ Das Verwaltungssystem wurde auch nicht besser, als unter dem Abt Wigand Bischof Julius ab und zu eingriff und den Abt zur Verantwortung gefänglich nach Würzburg bringen liess. Es trugen mithin grossenteils die Verhältnisse die Schuld daran, dass die schlechte Verwaltung im Kloster aufkam und kein Ende finden konnte; nicht aber war dadurch der sittliche Tiefstand verbunden, welcher sich sogleich bei der Neugründung des Klosters wieder zeigte. Freilich, wenn fromme Klosterbrüder an Stelle der Wachskerzen die Kriegsflammen schlangen und die geweihten Fahnen mit den Hackenbüchsen vertauschten, dann allerdings kann es nicht wundernehmen, wenn der Miles Christi zum Miles Diaboli wurde und der Mönch nicht nur äusserlich, sondern auch innerlich zum Landsknecht ward. Das konnte so sein, aber es musste nicht so sein. Es sei uns gestattet, nur eine kleine Begebenheit als Illustration hier beizufügen. Würzburg beklagte sich und brachte eine Citation wegen Landfriedensbruch gegen Graf Ludwig von Löwenstein aus, weil dieser in der Nacht des 25. November 1589¹⁾ mit einer Truppe von 300 Hackenschützen und 12 Reisigen unter 2 Hauptleuten das Kloster besetzt habe, „für benants Closters bursirers gemach geruckt sei, ihn aus dem Beth mit grossem Geschrey und Ungestum aufgehoben und ihn neben dem Buttner doselbst zu verhaft genommen und gefenglich nach Wertheim mit grossem Spott und Hohn geschleppt habe“. Graf Löwenstein leugnete diesen Vorgang im allgemeinen nicht; allein er frug in seiner Gegenschrift gegen diese Anklage an, ob denn Bronnbach auch erzählt habe, warum er als Landesfürst von seinem Rechte Gebrauch hätte machen müssen; da dies offenbar nicht geschehen sei, so müsse dies nun nachträglich geschehen. Demgemäss berichtete nun der Anwalt: Im Jahre 1589 habe

1) Die Wertheimer Berichte geben nach dem alten Kalender den 15. November an. — Das Mandat Kaiser Rudolfs II. „ist geben in unser und des heiligen Reichs Stadt Speyer“, den 24. November 1589.

sich „eine berüchtigte Weibsperson und Münchsköchin in dem Kloster zu schafhofen¹⁾ aufgehalten, und allerlei Unzucht getrieben. Graf Löwenstein habe auf Grund seiner Obrigkeit und Gewissens halber nicht umgehen können, diese im September nach Wertheim abführen zu lassen. Anstatt sich diese Verfügung des weltlichen Regiments zu Herzen zu nehmen, hätte „den berumbten geistlichen und Ordenssleuten die Abführung angezogener unzüchtiger Weibsperson zu höchstem Verdruss, Unwillen und Bekümmerniss gereicht“. Weil sie den Hofbauer auf dem Schafhof für den Anzeiger hielten, „als ob durch sein Anzeigen ihre Kochin zu Gefangnuss kommen“, so seien der Bursirer und die anderen Mönche mit dem Gesinde in der folgenden Nacht „mit gewehrter Hand“ in den Schafhof eingefallen, hätten den „armen Hofpauern mit grossem geschrayh, gotteslestern und Schenden auss seinem Ruhebedte gerissen, die Hände auf den Rücken gebunden und ihn „in äusserster Kelte und blossem Hemde nach Brunnbach in ihren Münchskerker geschleppt; so sei der Bauer „nacket und bloss etlich Tag im Gefangnuss“ gelegen. Dort wäre er wohl elendiglich umgekommen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, zu entfliehen. Hierauf sei der Bursirer wieder mit den Mönchen in den Schafhof gezogen; sie hätten die Türe eingeschlagen, Weib, Kind, Gesinde, überfallen und insbesondere von des Bauern „altem erlebtem Weyb mit unerhörtem Gotteslestern und Fluchen“ die Herausgabe des Geflüchteten verlangt. Auch der Magd sei „ein Spiess an den Leib gesetzt und zu erstechen betrohet worden“, wenn sie ihren Bauern nicht anzeige. Da sie diesen nicht gefunden, so hätten sie dessen Sohn „mit gebundenen Händen und grossem Spott und Hohn“ hinweggeführt und diesen in ihren Kerker geworfen, bis sich sein Vater wieder einstellen würde. Auf Bitten des geflüchteten Bauern nun habe Graf Ludwig eingegriffen, damit „der vor der landt-malefiz- und zeitlichen Ober- und Herrlichkeit verübte mordtliche Ueberfall und Frevel nicht ungeahndet bleibe“. Zur „Bestrafung sollich ungepurlicher Handlung“ habe Graf Ludwig „den Bursirer sampt des Klosters Kuffer auss volbefugten Ursachen den 15. Novembris stylo veteri nach Wertheim führen lassen“. In ein Gefängnis seien sie jedoch nicht gekommen; Graf Ludwig habe sie vorführen lassen und sie ernstlich verwarnt. Anstatt, dass die Konventualen solches Verfahren dankbar empfunden hätten, wollten sie jetzt den Grafen als Friedensbrecher verklagen und „der dem Grafen zustehenden Gerechtsamen nit gestendig seien“. —

1) Der „Schafhof“, noch heute ein fürstlich löwenst. Hofgut, liegt 10 Minuten von Bronnbach entfernt und gehörte damals zu dem Kloster Bronnbach.

Soweit dieser Bericht, der von Würzburg in keiner Gegenschrift widerlegt wurde und demgemäss in seiner Hauptsache wohl richtig sein dürfte. Die Einnahme des Klosters durch Löwenstein aber hatte zur Folge, dass Fürstbischof Julius seinerseits mit 4000 Mann nebst Reiterei und Geschützen in die Grafschaft Wertheim einfiel und die Würzburgischen Ämter dem angeblich nicht belehnten Grafen Ludwig von Löwenstein mit Gewalt entriess.

Es würde uns zu weit führen, alle die einzelnen Phasen des Streites wegen der erfolgten Gegenreformation des Klosters Bronnbach zu verfolgen; sie vermengten sich auch bald mit dem nun begonnenen sog. „drei Dörferkrieg“ wegen Reicholzheim, Dörlesberg und Nassig. Im Jahre 1628 spielte der 17. Prozess und im Jahre 1690 bezw. 1730 waren die Streitfragen noch nicht erledigt. Soviel freilich war gänzlich gesichert: die vier würzburgischen Ämter waren mit Gewalt zur römischen Kirche zurückgebracht und das Kloster Bronnbach wenigstens äusserlich als „Kloster der römischen Kirche“ gerettet. Wie eine gerechte Vergeltung aber muss es erscheinen, dass der letzte Abt des Klosters, Heinrich Göbhardt, bei dem berüchtigten Reichsdeputationshauptschluss vergeblich versuchte, die Abtei in ein katholisches Gymnasium oder Seminar umzuwandeln; er musste am 30. April 1803 seine Abtwürde niederlegen und das Kloster verlassen. Das Werk, welches dem frommen Grafen Michael III. von Wertheim auf der Grundlage des Evangeliums und des Rechts mit Erfolg gelungen war, konnte auf dem Boden des Unglaubens und der Rechtlosigkeit nicht von neuem erblühen. Der richtige Augenblick war verpasst und kehrte nicht wieder: die Zeiten sowohl wie der Geist waren andere geworden.

Anlage I.

7. Juli 1523.

Dienstag post visitationis marie.

Graf Georg an Eberhard Hundem.

Lieber getreuer. Wir schreiben hiebey gen wurtzburg wie du auss beyligend coppay zuvernemen hast; wöllest darumb den pauren ja beden dorffen sagen lassen, dass sye die Hern vom Neuenmünster an irem zehennenden, so sye den selbs samlen oder andern verleihen, nit verhindern. Dem Abbt unnd Convent zu Brunbach, des gleichen grunau und holtzkirchen lass in unnsrem Namen schreiben, das sye sich allen gastungen und sonnderlich der raissigen entschlahennd, damit beschwerung, so unns und inne darauss ervolgen möcht, verhüttet werd. Die maintzischen

brieff lass zu der handlung auffheben unnd registrieren; dieselben bedürfen auch disse zeit kein antwort. Die wurtzburgischen brieff, soviel die Herrn von Neuenmünster und die von Billingshausen belangend, lass auch sonnderlich registrieren. Schreib auch dem Abbt vonn Brunbach, Ich wöll die handlung meinem Hern vom Regiment anzeigen unnd er bedorff sich derhalb kein far besorgen.

Datum Dienstag post visitationis marie
anno d. XXIII.

(copie in Papier)

L. W. G. A. Fasc. 2 No. 4.

Anlage II.

24. November 1526.

Samstag Katharine Abennt.

Graf Georg an Abt, Prior und Convent zu Brunbach.

Unnserrn günstigen grus zuvor. Erwidigen und wirdigen liebenn getreuen! Wir haben euere schreiben, auch dabei Hernn Jörgen gassenmans antwort vernommen, und befinden in solicher euer schriftten, auch seiner muntlichen anzeygung, das Er Her Jörg dere supplication, dere wir Beschwerd gehapt, unnserrn gnedigen Hernn vonn Würtzpurkh zu verantworten, getrungen. Wie in dem, so ist unnserr gutlich bit, ir wollet bei den euern verschaffen, dass sie sich hienfüro eygens furnehmens ennthalten, unnd in dem und anderen sachenn, on unnserr vorwissen nichts handeln, noch bewilligen, damit Ir und das Closter inn weither scheden unnd verderben nit gefüret werdet. — Zum andern thut ir meldenn, dass ir seinen gnaden uff derselben furtragen inn kurtz antwort geben sollent etc. Nun hat unnserr Herr unnd vatter unnserrm gnedigen Hernn vonn Wurtzpurkh geschrieben, wie Ir dann ab der copey hier innverleibt, zuvernehmen. Derhalb euch antwort zugeben unnoth. Wo yr aber von sein gnaden ferners umb Antwort oder dergleichen beschwerlichen sachenn angesucht werden, dass wollent uns schreiben, oder zuwissen thun; wollen wir als der Schirmherr des Closters ob euch halten, unnd mit hilf wie wir zuthun schuldigh nit verlassen.

Datum uff samstag Katharine abennt.
anno d. im sechszundzwanzigsten.

(Orig. Papier.) W. G. A. Fasc. 3, No. 4.

Anlage III.

Regest.

1528. Januar 8.

Appellation beider Klöster gegen Würzburg „wider der vermeinten Visitatoren nichtig Prozess coram Notario et testibus“.

3 Anwälde für Abt, Prior und Convent beider Clöster erscheinen vor dem Notar, „um zu procedirn, appellirn, supplicirn und reclamirn“; sie sagen, dass Bischof Conrardt „in schein einer übel ausbrachten bepstlichen Bullen sich understanden, durch etliche angemassete Visitatores oder commissarios zu visitiren, und nit allein in gaistlichen sondern auch in weltlichen sachen“. Die Visitation hätte nicht vorgenommen werden können, da die Klöster Wertheims Schirmsverwandte seien; auch litten beide Clöster „in ordenlichen oder geistlichen wesen, auch an ihren zeitlichen und weltlichen gütern kein nachteyl noch mangell“. Drum hätten sie insbesondere am 14. Dezember 1527 angezeigt und protestirt, „warum Clöster solche visitation zuleiden nit schuldig“. Auch hätten sie ihre Advokaten bestellt, weil das Vorgehen der Visitatoren „wider die offenbaren geschriebenen recht, auch jüngst gehalten Reichstag zu Speyer abschiedt“.

Original (Pergament).

L. W. G. A. Fasc. 3, No. 1.

Anlage IV.

Regest. R. Arch.

„Bischoffs Conradi III zu Würtzburg Statutum wider das unordentliche Leben der Clerisey in seinem Hoch-Stift, de anno 1521.“

— „quasi fas sit, post dei horas accumbere ad altare diaboli, corda sua crapula et ebrietate gravant“ — „unde mendacia, fraudes, rixae, dissensiones, irae, furor carnis, libido, blasphemiae, verbera et etiam homicidia plerumque procedunt, non formidantes divi Pauli dictum, tales ex conjuratione excludentis fornicarios, maledicos a fidelium communione et coelesti beatitudine.“

„culpa enim sacerdotum, Gregorio attestante, ruina est populi.“

Verbote: „ne quisquam clericorum aliquem vel ad ebrietatem urgeat aut invitet aut ad aequales haustus provocet“. — „interdicimus ad tabulas vel chartas lusorias pro pecuniario lucro, aut ludentibus inspectores fieri vel aliis locum in vestris domibus seu hospitiiis exhibere.“ — „Similiter prohibemus vobis publicum histrionicum seu alias inhonestum

spectaculum, vel agere vel spectandi gratia venire.“ — „Nemo mulieri ad carnis libidinem explendam seu fornicariam cohabitare, vel etiam prolem ex damnato coitu procreatum secum in publicum, ad altaris ministerium, balnea, aut tabernas vel alia communia adducat.“ etc. etc.

Datum in civitate nostra Herbipoli,
anno salutis nostrae 1521, 10. cal. Febr.
(Lünig, R. Archiv II. 1019/21.)

Anlage V.

Nov. 3./1524, Donnerstag nach omnium Sanctorum.

Wolgeborner Herr! Ew. gnaden seyn meyn demuttig gebede und willige dienst mit allem vleys zuvor. Gnediger Herr! Nach dem E. gnad. mir haben schreyben lassen, das Ich uff den kunfftigen Reyche tage geyn Speyer der streyttigen Leer halben den christenlichen glauben betreffend E. gnad. meynen verstand oder Ratt in eynem ausszugk wel ereffen, des werr ich gantz willig E. g. zu gefallen zu thon, wo ich eynes solichen hohen verstands were. Aber gnediger Herre, mir zweivelt nit, E. gn. haben gutt wissen, das ich vil Jare mit äusserlichen meines gotshauses geschefften bin beladen gewesen, und in solchen dreffentlichen sachen, den crystenlichen glauben berurend mich in der heyligen schriefft nit sonderlich geübt hab, und bin nun mere von leyblicher blodigkeyt wegen, das E. g. wol bedenken mogen, in solchenn unvermöglich; des halben es warlich über meyn verstandt ist, mich eyn zu lassen, eynen ausszugk in solchen grossen schweren dapferen sachen zu schreiben, wo solichs gebürt den doktoren uff den hohen schulen, die dorumb von Fürsten und Herren enthalten werden; E. gn. haben gutter massen wissen wye es bisshere ethlich hundert Jare in der gemeynen cristlichen Kirchen nach satzung und verordnung der heyligen Lerer und Concilien ist gehalten worden, dem auch unser elteren und vorfarn getreulichen volge gethone und seliglich verschieden seyn. Das Ich aber bis uff diesen Tage E. g. nit antwurt zugeschickt habe, bin ich dadurch verursacht, das mir von glaubhaftigen personen ist gesagt, der Reyche tage geyn Speyer sey von Keyserlicher Majestät widerrufen, dorumb ich auch in hoffnung gewesen, E. g. werden keyner antwort begeren; und ist desshalben meyn fleissig bitt, E. g. wollen solichem verzugk meyner anthwort in keyner verachtung oder in argem vermercken, das bin Ich willig umb E. g. mit allen vleyss zu verdienen.

Datum Donnerstag nach omnium Sanctorum

E. G. untherdeniger

Johann, Abbt zu Brunbach.

Anlage VI.

1543. Samstag nach Jubilate.

Marcus Abt und der Convent des gotzhauss Brunbachs
an Bischof Conradt von Würtzburg.

Hochwürdiger Fürst. E. F. G. seien unnsere andechtig gebette gegen Gott und gehorsam unnderthenig willig dinst zuvor! Gnediger Herr! Es haben E. F. G. donnerstag nach Jubilate drey reysigen hirher in unnsere Closter Brunbach geschickt und daneben mir und meinem Convent geschrieben. Nun aber steth die sach nit dergestalt, (:Gott hab lob:) wie dann solche schriefft vonn tädlicher Kranckheit thut melden mein person betreffend, unnd so es schon (:das doch nit ist:) also were, so wissen sich im Convent in dem, wie es von alter her komen, unnd wess sie in dem ydem zuthun schuldig, wol zu halten. Derhalbers unnsere undertheinig bitt, E. F. G. wollen unns in dem besser bedenken und behertzigem und mit dieser neuerung, die hivor vonn E. F. G. vorfarenn nit furgenomen, nit belestigen oder beschweren, damit wir nit ferners zu grosseren unnkosten mogten khumenn auch sich dahin nit bewegenn lassen. Das sind wir mit unserem andechtigen gebet gegen Gott für E. F. G. langleben vleissig zu bitten und sonst untherdenig zu verdienen willig.

Datum Brunbach, Sampstag nach Jubilate
anno 1543.

E. F. G. unthertheinige gehorsame
Capellane
Marcus, Abt.

Anlage VII.

Revers.

Wir Marcus Abt u. der Convent gemeinlich des Klosters Bronnbach Cist. Ordens bekennen öffentlich mit diesem Brief, dass uns auf heute Dat. ein Kais. Mandat, welches Dat. stehet auf 27. April 1548, an Abten, Abtissin, Probst, Priorn und Convent der Gotteshäuser und Klöster, so von alters her zu der Grafschaft Wertheim und Herrschaft Breuberg gehöret und in derselbigen Grafschaft und Herrschaft hohen und niederen Obrigkeit gelegen, und dem wohlgeborenen unserm gnädigen Herrn Graf Micheln zu Wertheim, Schirmshalber zuständig seind, von dem — Kaiser Karl V ausgegangen, verkündet worden ist, ungefähr inhaltend, was wohlermeltem unserm gnädigen Herrn als Schirmherrn und Sr. Gnaden Vormund solcher Klöster halben von Ihrer Kais. Maj.

uns gleichergestalt mit Ernst auflegen, unseres Theils demselbigen auch zu gehorsamen — So haben wir uns solchem Kais. Mandat unseres Theils untherhäniglich nachzuleben entboten, jedoch dem Kloster an seinen Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten und alle Weg ohne Schaden, und Thun auch solches hiermit und in Kraft dies Briefs, den wir zu Urkund mit unser Abtei und Convents Insiigel wissentlich besiegelt haben, uf Zwenzigsten Tag des Monats August 1548.

Anlage VIII.

1555, Freitag nach Lucie.

Uff freidach Nach Lucie Anno d. 55 zu Brunbach umb 10 auer vor Mittag in der neuen Conventstuben ist diss Nachvolgende durch den wolgeboren Hern Micheln graven zu Wertheim vor dem Apt und den Conventhern mundtlich anzaigt und gehandelt worden, welche furtragen sein gnad in schriftten auch verfasst gehapt. Die er, valten Rüdiger als Notarien zugegen, mein zuletzt übergeben mit begerenn, solche Action und Handlung zu instrumentiren etc. Zugegen der Zeugen hernach verzaichnet:

Anfenglich hat sein gnad angezaigt ongeverlich volgende machtung: wie ime nit zweivel das sie, die Conventualen, gut wissens tragen, wie der apt zu Brunbach vor etlichen Jaren ein cristlich Reformacion und Kirchenordnung doselbst im Closter furgenommen, welche ordenung der Apt bissanher gelebt und nachkhommen.

Nun sey aber zu Augspurg durch röm. Königliche Majestät sampt den Chur- und fürsten des röm. Reichs unthern anderm beschlossen, das ein Ider in seinem stand wie er den für sich nach seinem gedencen furgenomen bey seiner Religion pleiben und derselben nachkhomen solle. Derwegen gedencke er berurts Abschids bey seiner cristlichen furgenomenen Religion auch zupleiben und ime nymants khein verenderung noch intrag thun lassen, der zuversicht, dass conventual werde bey diser seiner cristlichen furgenomenen Reformacion, wie auch des fals der apt gethue, auch pleiben und sich dawider nit setzen noch sperren, auch in bemelte sein Reformacion kheine einrede noch verhitherung thun.

Inen dabey angezaigt, wue das Conventual oder Ir einer Insonderheit dawider sein, etliche enderung oder sunsten practick und cristlichen Reformacion zu wider wolt furnemen, das wolt er sovil ime möglich furkhommenn und nit gestatten, das vor den Notaren bezeugt haben wollen. Wolle auch hieneben die herrn der gestalt versehen, dass sie khein Clag noch mangel haben sollen. — Doruff der Abt gemeldet, er hab

Got zu lob und eren ein cristlich reformacion furgenommen; gedenck mit hilff des almechtigen dabey zupleiben. — Das Conventual hat sich berurter Reformacion angenomen; dero vermittels gotlicher hilff zu ge- leben alsbaldenn auch bewilligt.

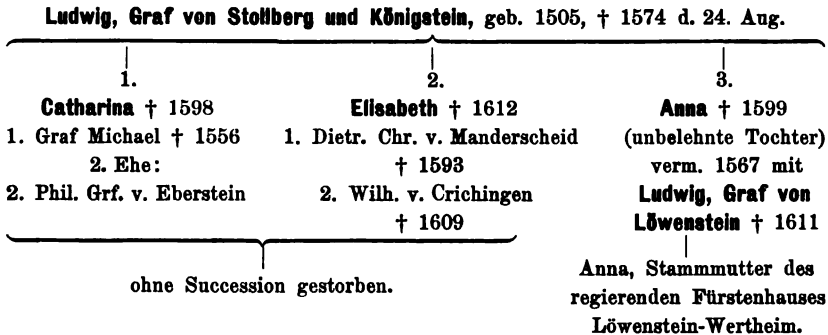
Zeugen so dazumal zu diser sachen
erfordert, synd mit Namen:

Hanns Hundt
Jörg schantz
Hanns Eyb von prath
Cuntz Senfft
Michel libler.

(Original auf Papier)
L. W. G. A. No. I Fasc. 4.

Anlage IX.

Stammbaum.



Anlage X.

Regest.

1556. Aug. 16.

Kapitulation zwischen dem Bischof Melchior von Würzburg und dem Grafen Ludwig zu Stollberg, die Wertheimischen Mannlehen betr., worin sich folgende §§ auf Bronnbach beziehen:

- § 3 lässt der Graf dem Bischof die Frohdienste, Atzung, Lager, Steuer und Schatzung auf Bronnbach ungeschmälert folgen;
- § 4 überlässt er dem Bischof die geistl. ordinari jurisdiction (auch für Grünau), doch dem Augsburgischen Abschied unvergriffen.

- § 5. Dagegen verbleiben dem Grafen die Frohndienste, Atzungen und Lager, so die Grafschaft auf dem Kloster hergebracht hat und wird in gleichem § über die Reichsschatzungen bestimmt.
- § 6. Den Schutz über das Kloster will der Bischof dem Grafen zu Lehen geben.

Lünig, Reichsarchiv XVII, 2 p. 1030.

Anlage XI

1557, September 29.

Herzog Christoph von Württemberg an Bischof von Würzburg.

Der Abt von Maulbronn habe bei ihm um Hülfe nachgesucht, wie der Bischof aus der beiliegenden Abschrift der „supplication“ sehen könne. Die Visitation Bronnbach's stehe allein dem Prälaten von Maulbronn zu, und noch nie habe ein Bischof von Würzburg sich unterfangen, die „geistliche Jurisdictiones inn Krafft des Reichs-Abschied“ zu suspendieren, so dass ein Prälat von Maulbronn die Visitation zu Bronnbach einstellen müsse. Vielmehr müsse die bischöfliche Visitation beruhen. Auch sei im Reichstagsabschied zu Augsburg anno 48 (?) veröffentlicht, dass „die visitation den ordinariis visitatoribus“ auferlegt sei. Er bäte darum den Bischof, diese gegen Bronnbach geplante Visitation und Neuerung einzustellen. Er glaube zwar, dass der Bischof seinem Wunsche willfahre, wünsche aber doch noch die schriftliche Zusage, damit er diese dem Prälaten von Maulbronn vorlegen könne.

„Datum Stuckgarten, den 29. Sbris anno 57

„Von Gottes gnaden Christoph Hertzog zu wurzemberg und zue Teck, Grave zu Mumpelgarten“.

Anlage XII

Instruktion für Friedr. von Ratzeburg.

1. Er solle dem Bischof sagen: er, der Bischof, habe die Seinen „mit gewerter haandt zu ross und zu Fuss in's Kloster verordnet“, nachdem der Abt gestorben. Es sei aber dies das Recht der Grafen von Wertheim, und in diesem Falle hätte dieser dieses Recht ausüben wollen.
2. Die Würzburgischen hätten aber die Wertheimischen nicht in das Kloster hineingelassen, und sich auf den Befehl des Bischofs berufen.

3. Dieses gewaltsame Vorgehen und diese Neuerung sei rechtswidrig.
4. Graf Ludwig hätte gehofft, der Bischof würde ihn bei seinen hergebrachten Rechten unverhindert lassen. Er gestehe dem Bischof nicht zu, dass er „auss habender furstlicher Obrigkeit befugt sein wollte“ zu solchem Vorgehen.
5. Glaube der Bischof, als geistlicher Ordinarius berechtigt zu sein, so könne er sich selbst sagen, welche Dinge zu dieser Ordination gehören: mit diesen Gründen könne er sein Vorgehen nicht vertheidigen.
6. Da der Bischof aber schreibe, sein Vorgehen solle dem Rechte der Grafen keinen Eintrag thun, so hätte er billig erwarten können, dass dieses thätliche Vorgehen unterblieben wäre. Er wolle dieser Erklärung vertrauen, und annehmen, es sei dies ihm zu keinem Nachteil geschehen.
7. Der Bischof möge aber nun zum Beweis, dass diese Annahme richtig sei, seine Leute sofort zurückziehen, damit die Wertheimischen nach altem Recht im Kloster bis zur neuen Abtwahl handeln könnten. Der Graf versehe sich, dass dies geschehe, damit er sich solcher „zugefügter thettlicher handlung“ nicht zu beklagen brauche.
8. Der Abgesandte möge die Abforderungsschrift des Bischofs ververlangen; würde sie ihm nicht gegeben, solle er darauf bestehen, dass diese sofort in's Kloster geschickt werde. Nach seiner Rückkehr solle er sofort, mit dem alten Befehl ausgerüstet, in das Kloster sich verfügen und über den Fortgang weiter berichten.

Signatum Königstein.

Anlage XIII.

1568. Aug. 24.

schreiben Abt und Convent von Bronnbach an den Bischof von Würzburg: „Ich stelle in keinen Zweifel, E. F. Gn. werden von vielen Jahren her gespüret und vermerkt haben, welcher massen von etlichen weltlichen Herren dem geistlichen Stand zugesetzt worden, und von Tagen zu Tagen je länger je mehr Eintrag, Abbruch, Betrübung und Verhinderung geschieht, wie denn mir (als ich E. F. Gn. oftmals unterthäniglich geklagt und zu verstehen gegeben) von den wohlgebornen Herrn Grafen Ludwig von Stollberg, der mein und des Klosters Brunnbach Schirmherr seyn solle, wider seiner Vorfahren, der Grafen zu Wertheim, aufgerichte und übergebene Brief und Siegel gleichwohl auch wieder-

fährt und täglich begegnet; aus welchem ich bei mir selbst mit anderst schliessen noch abrechnen kann, denn dass nach meinem tötlichen Abgang der Grafe nach dem Kloster und allen desselben zugehörigen Gütern greiffen, meine 3 Konventsbrüder, so ich in den Orden genohmen und ihre profession gethan haben, verjagen, und darüber auch E. F. Gn. selbst, als der Ordinarius und Landtsfürst umb dero uf dem Kloster habende geistliche Jurisdiction, und was derselben anhängig ist, kommen möchten; dieweil ich aber für glaublich bericht worden bin, dass E. F. Gn. auf Nativitatis Mariae schirst künftig oder kürzlich darnach mit obgedachtem Grafen von Stollberg Tagshandlung halten und pflegen werden, so bitten demnach ich und meine Conventsbrüder unterthäniglichen und umb Gottswillen, E. F. Gn. als unser einiger Ordinarius und Landtsfürst, dem und zuvorderst Gott im Himmel und sonst keinem andern wir unser Zuflucht und Hoffnung setzen, wollten zur Furkommung eines solchen Eingriffs und Entziehung, auch zur Erhaltung Ihrer und Ihres Stifts selbst habende geistlichen Jurisdiction, Rechten und Gerechtigkeiten mittler Zeit auf nachfolgende Punkten und Artikel, und wie dieselbigen auf angesetzte Tagshandlung durch E. F. Gn. oder von derselben wegen am fuglichsten (:doch in alle weg unserthalben unvermeldt:) furzubringen und sich mit dem Grafen zu vergleichen, gnädiglich verdacht sein.“ — „Für's erst, dass E. F. Gn. als Ordinarius uf das wenigst Summum Altare in der grossen Kirchen zu Bronnbach selbst zu schierster Gelegenheit widerum consecriren oder reconcilieren, und ich, auch meine Conventsbrüder ohne Verhinderung und Eintrag des Grafen, seiner Erben und Nachkommen an der Grafschaft Wertheim, und bemelter Kirchen celebriren, auch unsere Horas canonicas darinn halten mögten und thun, ohn allen Scheuen, was frommen Ordensleuten gebüret und wohl ansteht, zu Heil und Trost unserer Seelen Seligkeit.“

„Zum andern, dass gleichergestalt ich und meine Nachkommen Äbte und Convent auch jederzeit unsers Gefallens einen Schulmeister unserer Religion gemes auch ohne Einrede des Grafen, der kein andere, denn die der augspurgischen Confession seyen, gedulden, noch leyden will, annehmen und haben.“

„Für's dritt, so ich, der Abt, nach dem Willen Gottes, über kurz oder lang mit Tod abgehen würde, dass alsdann nichts desto weniger die itzige meine Conventsbrüder sammt andern, so ich bei meinem Leben noch weiteres zu Ordenspersohnen und Professoren annehmen möchte, tanquam veri professi, wie in andern Klöstern gebräuchlich und Herkommen ist, auch ohne alle Einrede und Irrung des Grafens einen an-

dem Abt zu elegieren und E. F. Gn. auch derselben Nachkommen denselben nachfolgend zu benedicieren Macht und Gewalt haben sollen.“

Für's vierte und Letzest, dass auch ferners ich der Abt und alle meine Nachkommen jederzeit vollen Gewalt und Macht haben sollen, ohne Eintrag und Hindernus des Grafens, seiner Erben und Nachkommen, soviel Ordenspersonen anzunehmen, als die Gelegenheit und Nothdurft der Sachen erfordert, und dass auch wir, Abt und Convent und dieselben unsere Successores bei unserer Religion, auch Haltung der göttl. Ceremonien, dazu bei allen unseren Haben und Gütern ruhiglich gelassen, erhalten und gehandhabt werden etc. etc. — E. F. Gn. Unterthänige Gehorsame Capläne, Johannes, Abbas Bronnbachensis, F. Petrus Hasenbein, Prior, F. Baltazar Reinhard, Pistrinarius et granarius, F. Oswaldus Clockhardtus, Cellarius.“

Br. 940.

Anlage XIV.

De sacri ordinis nostri cisterciensis origine etc.

„Clemens Leusser de Hartheim in Abbatiate regimine secutus est Dominum Marcum Abbatem quod bene incipit, prudenterque aliquot annis administravit, ast illud imprudentissime finivit: nam a sacro nostro ordine et religione apostata factus Werthemii uxorem duxit, ubi sacrilegis nuptiis peractis civis primo, deinde consul, demum officialis in Lauttenbach constitutus est: et sic non solum apostata fuit sed etiam causa fuit, ut non pauci ex suis, quibus prius abbas praefuerat, monachii retrorsum abierunt; exceptis Patribus ac Fratribus Martino Scheffero, qui curia nostrae Herbiopolensi: Joanno Bleitnero, qui Parochiae in Königshoffen juxta Tubariae: et Joanno Knolleno, qui Parochiae in Rosenberg inserierunt. Supradictus et Maledictus Clemens, seu potius Demens, cum monasterium maxima summa pecuniae, documentis, libris, privilegiis, clenodiis ac tota fere suppellecto spoliasset, tandem miseram suam animam, his verbis ante mortem saepius repetitis: „ô Brunnbach, ô Brunnbach“, miserime in Wertheim exhalavit.“ —

(in Bruchstücken erhalten bis ad a. circa 1620).

Br. 940.

Anlage XV.

1579. Februar 9.

Philipp, Graf zu Eberstein, Dietrich, Graf zu Manderscheid und Ludwig, Graf zu Löwenstein, „als sambtliche Inhabern der Grafschaft

Wertheim^a protestieren unter Notarien und Testes: „Nachdem wolgedachte ire gnedige Herrschaft kurtzverugkter tagenn in glaubwürdige erfahrung kommen, wie der altt apptt zu Brumbach Johannes Knoll seine prelatur resignirt unnd eine vermeintte wahl zum neuen apptt befurdertt haben soll, da her Weigantt von ammerbach¹⁾ zum apptt uffgeworffenn oder wie bemelter altter apptt furgaben erwehlet wordenn, ob nhun solche wahl libera gewesen oder ordentlicher weiss zugangen unnd mitt beruffen des closters conventualen canonicen geschehen oder alle des closters rechtmessiger weyss uffgenhomenn ordens personen ire vota darzu conventualiter unndt durch das mehre gegeben, davon achten die wertheimschen Bevelhaber als die dessenn noch zur Zeitt keinen gründtlichen Bericht haben, eine unnotturfft zuhandeln, behaltenn doch irrer gnedigen herrschaft bevor solchs an ortten unnd endenn, da es sich geburt unnd zu gelegener Zeitt zu erfordern und zu ändern; aber dieweill menniglich kuntht und dieser landtortt offentlich am Tage, das oberuert Closter Brunnbach ohn mittell inn der Grafschaft Wertheim, district ober- und Bottmessigkeit gelegenn, die Grafen von Wertheim auch daruff weit über menschen gedenckenn alle weltliche hōcheit, oberkeit unndt andern gerechtsame unndt in kraft derselben diess vornemlich herbracht, das im abgang oder mangell eines apptts die Schlüssel zum Kloster unnd was dem Apptt sonst zugehörtt die Grafen oder Ire Bevelhaber inn Huett undt verwarung gehabt undt genommen, biss ein neuer prelat erwehltt wordenn, wie solchs dem alttenn apptt, der vor vielenn Jharenn im Closter gewesenn, woll wissenndt undt bekannt ist, undt dann die Itzige inhaber der Grafschaft Wertheim oder irer gnaden Bevelchhaber zu obangeregter vermeintlich furgenhommener wahl nit beschriebenn oder erforderrtt, das die ireds Rechtens sich verhalten undt gebrauchenn mögenn, — so können obgenante Bevelhaber nitt umbgehenn, inn Namen irer gnedigen herrschaft sich derwegen zu bezeugenn undt zu bedingen, protestirenn, bezeugen undt bedingen sich auch offentlich, wie solchs am besten zierlichsten unndt bestendigsten geschehen soll, khan oder mag, hiemitt gegenwertig, das sie durch oberwente wahl ohn vorwissen zuthun oder beiwonen irer gnedigen herrschaft furgenhommen der Grafschaft Wertheim ahnn irer Rechtenn, gerechtigkeit undt herbringen zu nachtheil nichts eingewilligett, gebenn oder eingeraubt, die wohl auch andergestalt nitt dann vorbehaltlich der grafschaft Rechten beliebt undt bestetiget, sondern do

1) Ammerbach = Amorbach.

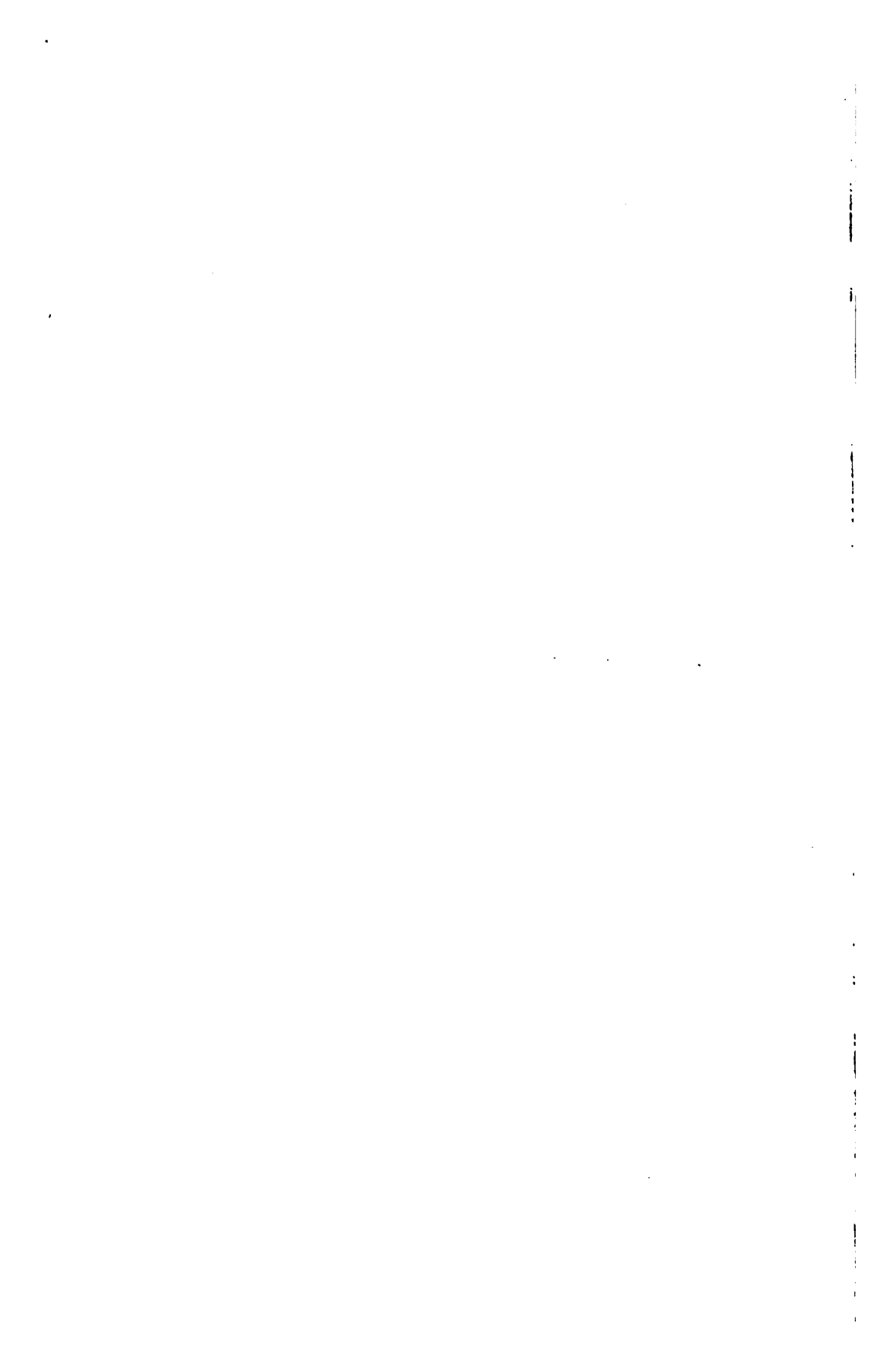
solche vermeinte ellection fürsorglicher weiss zu schmelerung unndt abbruch der Grafschafft Rechten geschehen sein sollte, dagegen uffs herlichste protestirtt unndt dieselbe offentlich widersprochen habenn wollen, —

Zum andern, als vor dem allgemeinenn dess heiligen Reichs uffgerichteten Religionssfrieden durch weilandt Graff Michell von Wertheim seliger das closter Brunnbach reformirtt, inn bessern standt mitt anrichtung einer christlichen Schull unndt Kinderlehr gebracht, unndt zu der augspurgische confessions Religion bekertt wordenn, aber obernanther apptt Johannes durch Rugkhaltenn weilandt des hochwirdigen Fursten unndt hern, herrn Friedrichs Bischoven zue würtzburg unndt hertzogen zu Franckenn anfenglichs heimlicher weiss unndt volgendes offentlich die abgestellte bepstliche Ceremonien widerumb der endts eingeschleichett unndt endlich die aupsurgische confessions Religion daraus verstossenn unndt vertilget, darüber die grafen von Wertheim mitt dem Bischoff von Wurtzburg unndt dem apptt in Rechtfertigung erwachsenn, unnd die sachen ann keys. mayst. cammergericht noch unerortert schwebenn, damit nun durch oberzelte vermaintlich ergangene wahl solcher Rechtfertigung zuwider oder nachtheill stilschweigendt nichts begeben, der neuer erwelter apptt auch sich der unwissenheitt halber nicht zu entschuldigen unndt sich einer vermeintlich ergriffenen possession des gegenwertigen standes der Religion im Closter zu anfang seiner prelatur befunden zu behelffen, — So wollen obgedachte Bevelhaber inn nhamen wie obstehet solchs dem neuen apptt verwarnett unndt das sie hiemitt in nichtens der obangerurten Rechtfertigung zu nachtheill oder abbruch geholet oder gewilligett offentlich unndt zierlich protestirtt, bezeugt und bedingt haben: Mit begehrr der herr Notarius wolle über das alles eins oder meher Instrumentt verfertigen unndt inen umb die gebuer mittheilenn und zustellen.

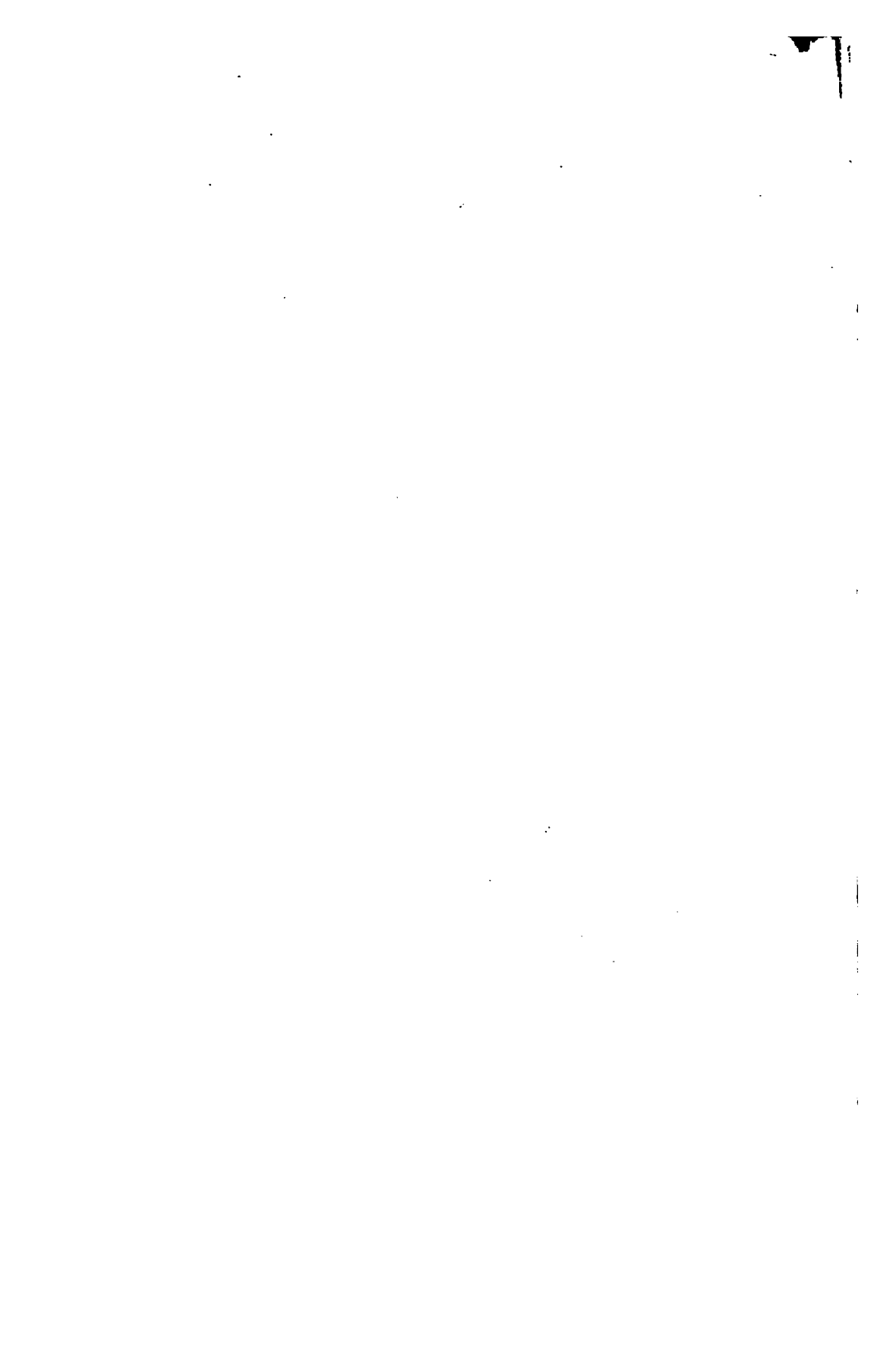
Protestatio der drey Herren Königsteinischen
Tochtermänner wider den vermeinten und von würtzburg
entdeckten Abbt Wigand.











JAN 21 1942

